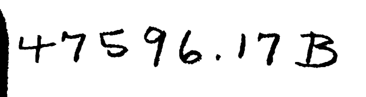
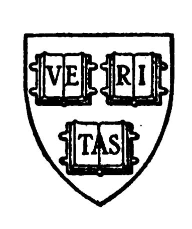
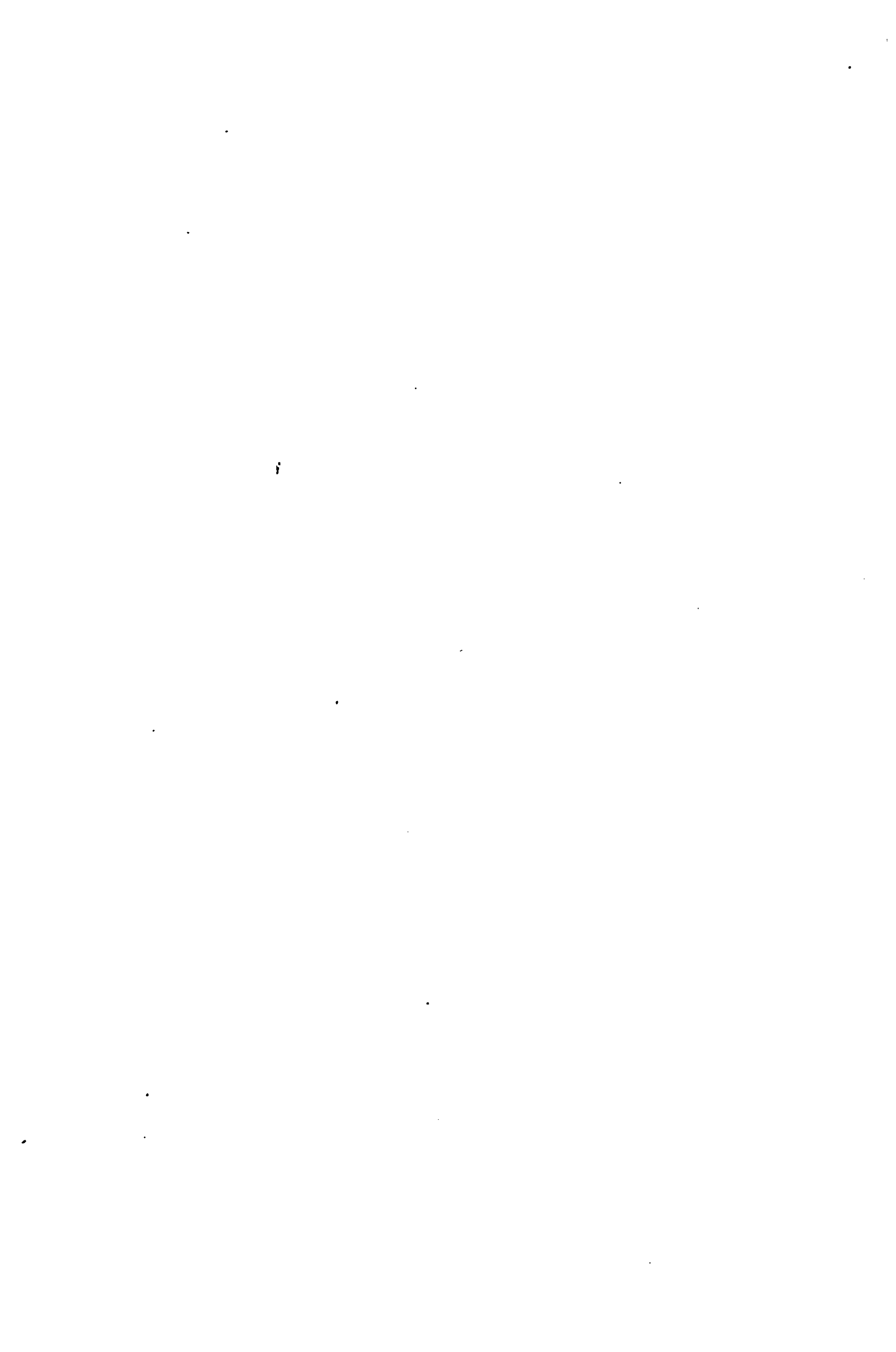
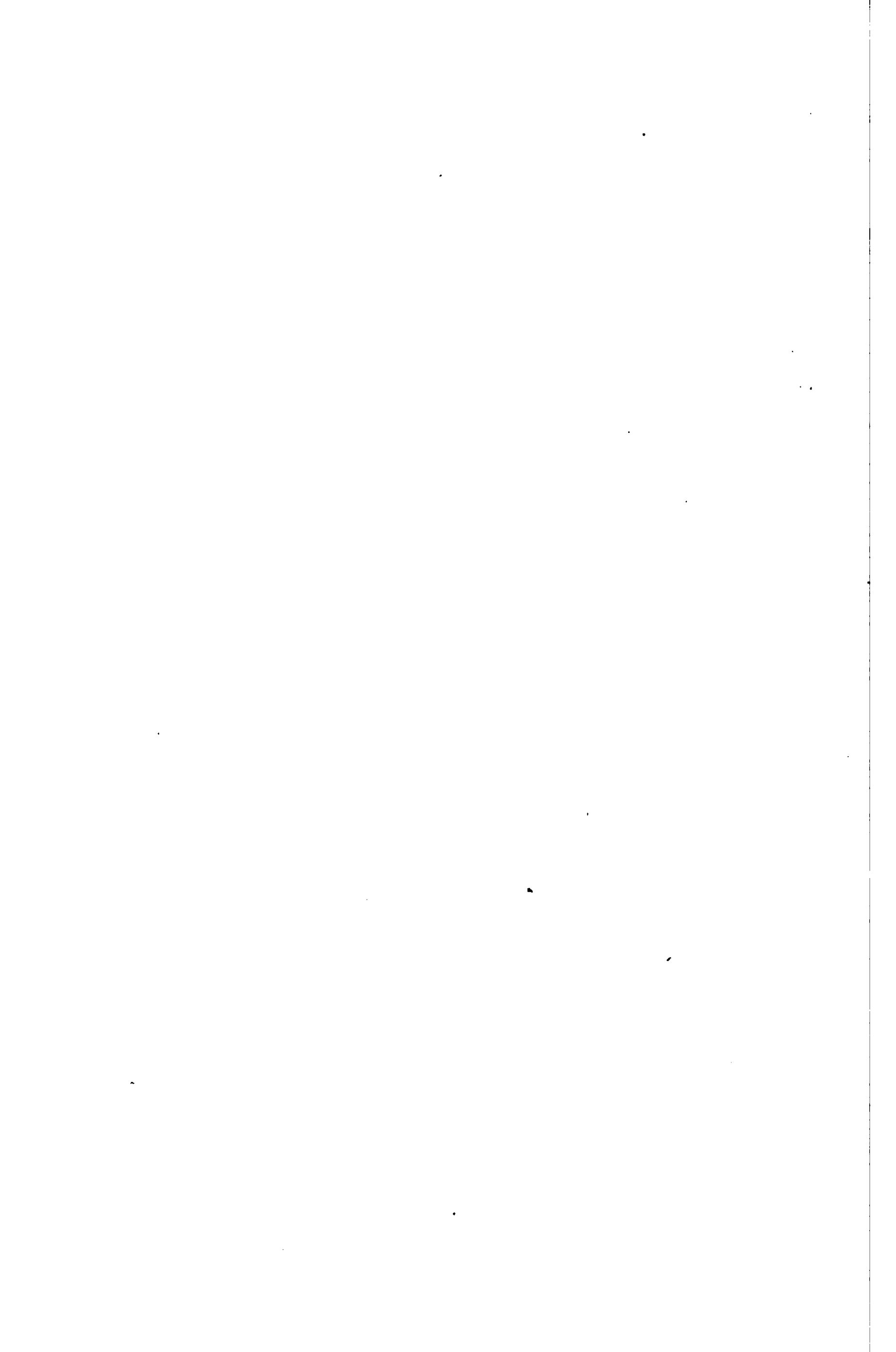
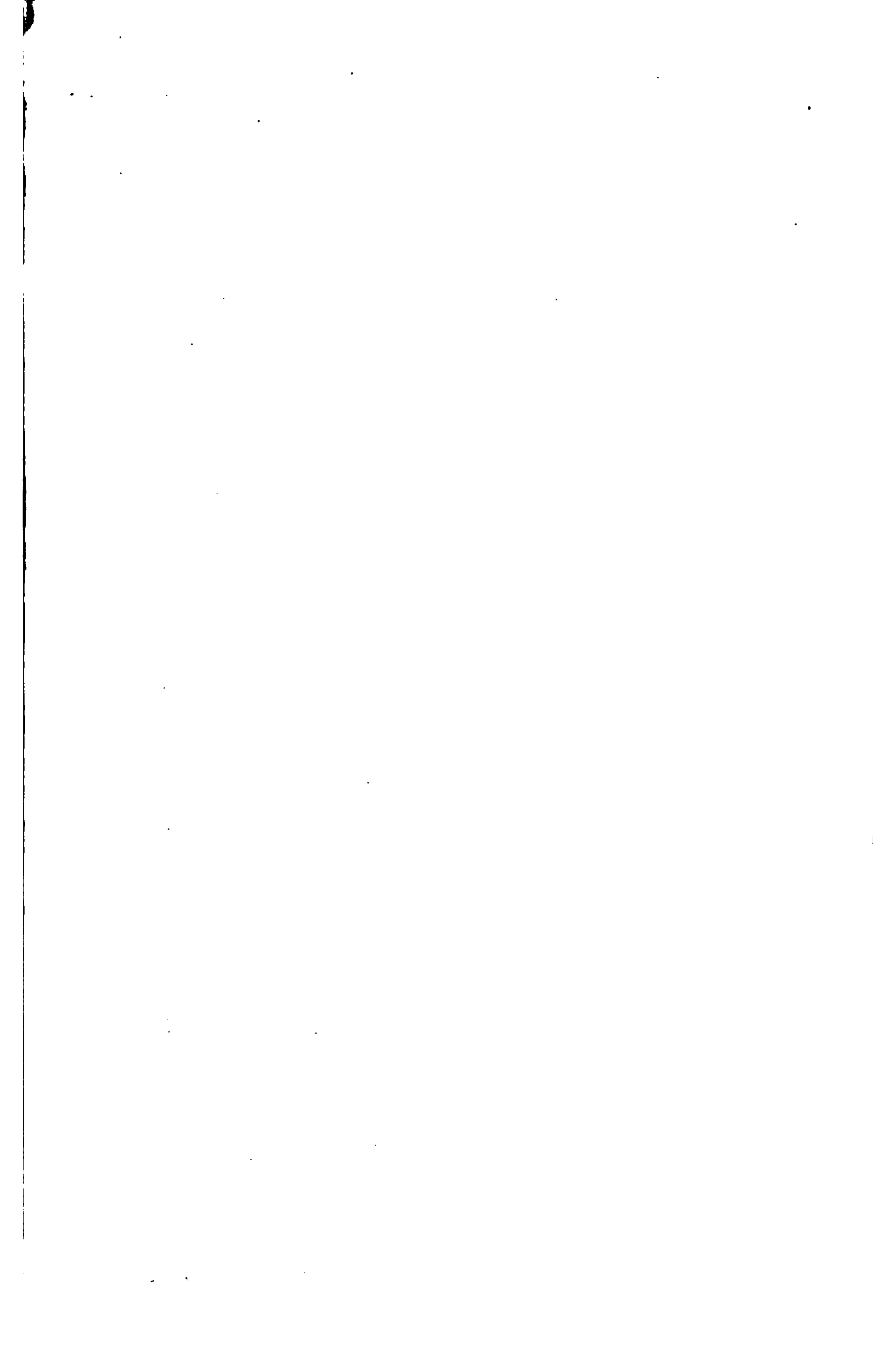

Schiller's Leben
nach
Karl Hoffmeister
von
Heinrich Viehoff.

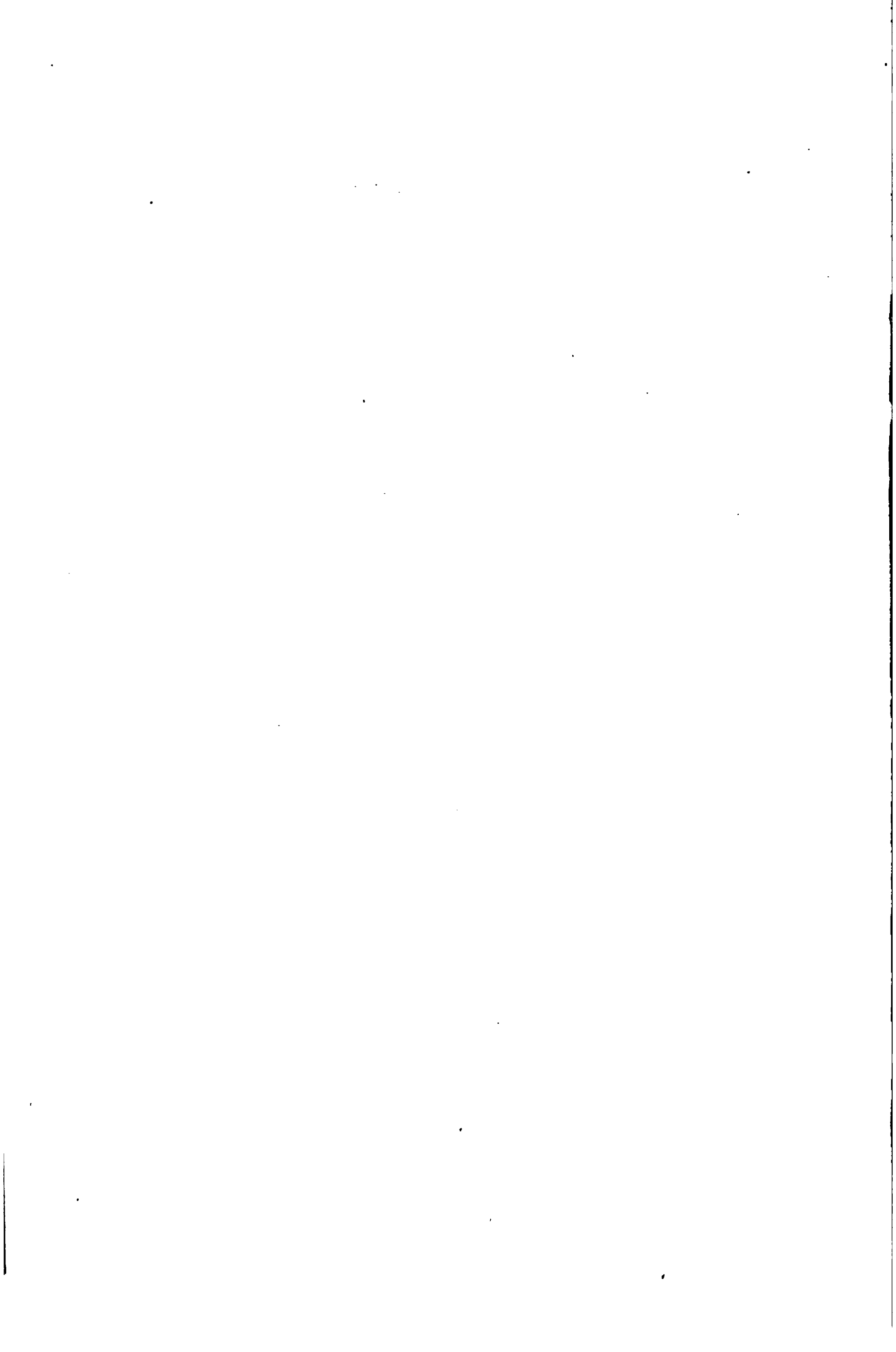



VE RI
TAS









Schiller's

Leben, Geistesentwickelung und Werke,

auf der Grundlage der

Karl Hoffmeister'schen Schriften

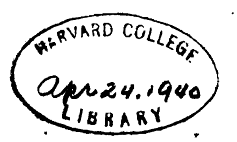
neu bearbeitet

von

Heinrich Viehoff.

Erster Theil.

Stuttgart.
Verlag von Carl Conradi.
1874.



Druck von Carl Eberle in Stuttgart.

Vorwort.

Das vorliegende Werk kündigt sich durch einen Zusatz züm Titel als eine auf Karl Hoffmeister's Schriften gegründete Arbeit an, wobei vorzüglich dessen Hauptwerk, die fünfbändige Biographie Schiller's, gemeint ist. Bekanntlich ist dasselbe seit vielen Jahren aus dem Buchhandel gänzlich verschwunden und manchen meiner jüngern Leser wohl nur dem Namen nach bekannt. Solche mögen es befremdlich finden, daß ich mein Werk auf einer dem Anschein nach ephemeren literarischen Erscheinung aufzubauen unternommen habe. Wer aber Hoffmeister's Werk besitzt und aus eigenem Studium zu würdigen versteht, wird vielleicht bei flüchtiger Vergleichung desselben mit dem meinigen in letzterem zu viel Abweichendes nach Form und Inhalt finden, als daß ihm jener Zusatz zum Titel sachentsprechend dünken könnte. Ueber beide Bedenken glaube ich ein Wort zur Verständigung sagen zu müssen.

Daß ein so vorzügliches Werk, wie das Hoffmeister'sche, eine Lebensbeschreibung, worin eine klare, wohlgeordnete und, soweit es die damals fließenden Quellen gestatteten, erschöpfende Darstellung der äußern Lebensbezüge Schiller's sich mit einer auch die kleinsten Produktionen berücksichtigenden Charakteristik seiner Werke, und, was ihr besondern Werth gibt, mit einer tiefeingehenden Geschichte der Entwickelung seines Geistes zu einem fest gefügten und schön gegliederten Ganzen verbindet —

daß eine solche Schrift nur Eine Auflage erlebte, mag allerdings mit Recht befremden. Die Ursache, warum keine zweite erschien, war folgende. Den Verfasser ereilte bald nach der Vollendung seines Werks (1844) ein allzufrüher Tod. Nachdem die in einer sehr großen Anzahl von Exemplaren gedruckte Auflage vergriffen war, erhielt ich von einer hervorragenden deutschen Verlagshandlung den Antrag, eine zweite, unter Benutzung der inmittelst erschlossenen neuen Quellen, vorzubereiten. Ich erklärte mich zur Uebernahme der Arbeit bereit und setzte mich, behufs einer Vereinbarung über die den nöthigen Aenderungen zu gebende Gestalt, einerseits mit der Verlagshandlung, anderseits mit der Rechtsnachfolgerin des Verewigten, seiner Gattin, in briefliche Verbindung, traf hierbei aber auf durchaus entgegengesetzte Anforderungen. Frau Director Hoffmeister wollte, in pietätvoller Hochschätzung des Hauptwerks ihres verstorbenen Gatten, welches ihr als eine Leistung von klassischer Formvollendung erschien, den Text in völliger Integrität erhalten wissen, und verlangte, daß die nöthigen Zusätze und Berichtigungen, wie zahlreich sie auch sein möchten, in der Form von Anmerkungen unter dem Text, oder von angehängten Nachträgen dem unveränderten Werke beigefügt würden. Die Verlagshandlung machte hiergegen — und ich konnte nur beistimmen — geltend, daß das Ganze dadurch, bei der großen Menge des zu Ergänzenden und zu Berichtigenden, eine geschmackwidrige, den Genuß erschwerende, dem Absatz nachtheilige Gestalt bekommen, und daß zugleich in der Schätzung minder urtheilsfähiger Leser der Werth des ursprünglichen Werks sinken werde; sie stellte daher die Forderung, es solle zwar im Ganzen die Form, soweit das thunlich sei, geschont, aber das neu Ermittelte dem Alten einfach, ohne Hindeutung auf ursprünglich Mangelndes, eingefügt, das Irrthümliche durch das Richtige stillschweigend ersetzt und überall der Eindruck der Homogenität erzielt werden. Die Gegensätze ließen sich nicht ausgleichen, und so zerschlug sich das Unternehmen.

Ein zweiter Antrag, der einige Zeit nachher von einer andern angesehenen Verlagshandlung an mich erging, stieß auf dieselben Hindernisse. So willkommen es mir war, hierdurch Muße für anderweitige, mir lieb gewordene Arbeiten zu gewinnen, so blieb es mir anderseits wie ein Stachel im Gemüthe, das Werk des hingeschiedenen theuren Freundes mit jedem Jahre weiter aus dem Vordergrunde der Schiller-Literatur zurückweichen zu sehen. Neuere Biographen Schiller's, welche, die Resultate von Hoffmeister's Forschungen in ausgiebigem Maße benutzend, zugleich des großen Vortheils genossen, den überaus reichen Ertrag jüngst geöffneter Quellen verwenden zu können, waren nicht immer gewissenhaft genug, zu bekennen, wie viel des von ihnen Dargebotenen sie dem hochverdienten Vorgänger schuldig waren. In dem laufenden Jahre werden Hoffmeister's Werke literarisches Gemeingut. Dies veranlaßte die Verlagshandlung, die sich im Besitz meiner auf Schiller und Göthe bezüglichen Schriften (Leben Göthe's, Commentar zu Göthe's und Schiller's Gedichten) befindet, über eine Neubearbeitung des größern Hoffmeister'schen Werkes mit mir in Unterhandlung zu treten. Schon in das siebente Lebens-Decennium eingerückt, hatte ich in ernste Erwägung zu nehmen, ob Zeit und Kräfte mir jetzt noch zur Lösung einer solchen Aufgabe ausreichen würden. Ueberdies kam zu den früher von jenen beiden Verlagshandlungen gestellten Forderungen jetzt noch die hinzu, das übergroße Volumen des Werks auf einen engern, seiner Verbreitung günstigern Umfang zusammenzuziehen, — eine Forderung, deren Erfüllung mit der unabweislichen Pflicht, zugleich die reiche Ausbeute der neuern Forschungen über Schiller aufzunehmen, schwer zu vereinigen schien. Was mich ermuthigte, den Versuch zu wagen, war der Gedanke, der einst mich auch zur Ergänzung der (jetzt gleichfalls vergriffenen) kleinern Biographie Schiller's von Hoffmeister bestimmte. Wie Vieles Andere zur Lösung der gestellten Aufgabe vor mir voraus haben mögen, so glaubte ich doch in Einem mich im Vortheil zu be-

finden. Hoffmeister's Sinnes- und Denkweise, die ich durch eifriges Studium seiner Schriften und noch mehr durch persönlichen Umgang kennen gelernt, war von Haus aus der meinigen nahe verwandt; in der Auffassung Schiller's stimmten wir so sehr überein, daß auch Arbeiten, die wir ganz unabhängig von einander durchführten, z. B. unsere Abhandlungen über die Jungfrau von Orleans, in den meisten Resultaten überraschend genau zusammentrafen; in sein größeres Werk über Schiller aber war ich, wie vielleicht Wenige, mich zu vertiefen veranlaßt gewesen, da ich es mir zur Aufgabe gemacht hatte, ihm meinen Commentar über Schiller's Gedichte durchweg auf's engste anzuschließen. Den Ausschlag jedoch in meiner Abwägung des Für und Wider gab der lebhafte Wunsch, durch diese neue Darstellung von Schiller's Leben zugleich die Erinnerung an seinen ersten und geistverwandtesten Biographen aufzufrischen. Wenn einer unter allen Schriftstellern, die sich mit Schiller beschäftigt haben, es verdient, daß sein Andenken möglichst lange an das des Dichters geknüpft bleibe, so ist es Hoffmeister. Ich kann nur wiederholen, was ich im Vorwort zu seinem kleinern Werk über Schiller gesagt habe: wer das Glück hatte, den edeln Mann im persönlichen, freundschaftlichen Gedanken- und Gefühlsaustausch näher kennen zu lernen, dem mußte eine merkwürdige Aehnlichkeit seines ganzen Wesens mit dem des Helden seiner Biographie auffallen. Dieselbe energische Charakterstärke, der gleiche Stolz eines freien Geistes, der nämliche hohe sittliche Ernst, und wieder dieselbe Humanität, dasselbe sanft und zart organisirte Gemüth, dasselbe gleichmäßig dem Schönen, wie dem Wahren und Guten, zugewandte Interesse, die gleiche Begeisterung für die Idee der fortschreitenden Veredlung unseres Geschlechts, die nämliche ideale Welt- und Lebensanschauung — alles dies fand sich unverkennbar bei ihm, wie bei Schiller; und so hatte ihn die Natur gleichsam prädestinirt, die innerste Geistes- und Herzensentwickelung Schiller's nicht bloß beobachtend und reflectirend, sondern auch mitfühlend

und miterlebend zu verfolgen und der tiefste Interpret seiner Werke zu werden. Und wenn ihn diese große Uebereinstimmung mit seinem Helden vielleicht der Gefahr einer allzuwarmen Vorliebe und parteiischen Hingebung an die ganze Persönlichkeit desselben aussetzte, so schützte ihn vor dieser Klippe wieder die hohe Besonnenheit, das klare Selbstbewußtsein und die strenge Gerechtigkeitsliebe, die er gleichfalls mit Schiller gemein hatte.

Nachdem ich die Arbeit begonnen, fand ich bald, daß meine Schrift mehr, als mir lieb war, das Ansehen eines durchaus neuen Buches erhielt. Die Aufnahme so vieler zu Hofmeister's Zeit noch unermittelter Data, die in Folge dieser Erweiterung um so dringender gebotene Kürzung der erläuternden und kritisirenden Partien, namentlich die Umwandlung der sehr ausführlichen Beurtheilungen der größern Dichtungen und Prosawerke in gedrängtere, leichter überschauliche Charakteristiken, zudem die Darlegung und Begründung einzelner abweichenden Urtheile, die ich meiner Ueberzeugung schuldig war — dies und anderes verfehlte nicht, dem Werk eine ganz veränderte Gestalt zu geben. Für desto nöthiger hielt ich es, schon gleich durch den Titel dem Leser anzudeuten, daß aller Veränderungen ungeachtet, meine Schrift im Wesentlichen auf dem von Hoffmeister gelegten Grunde ruhe. Insbesondere sind Hoffmeister's Grundansichten über Schiller's Charakterform, über den Gang und die Epochen seiner Geistesentwickelung, über seine Stellung zum Jahrhundert, wie über seine ganze Weltanschauung festgehalten worden, und ihnen wird also der Leser in dem vorliegenden Werke wieder begegnen, wenn gleich die Darlegung derselben auf einen weit beschränktern Raum zusammengedrängt werden mußte. Für die weitaus überwiegende Zahl von Lesern, denen es zunächst mehr um die Kenntniß der äußern Lebensverhältnisse des Dichters und seines innern Entwicklungsganges, als um Erörterung und Kritik seiner Werke zu thun ist, glaubte ich letztere in eigenen Kapiteln abgesondert besprechen zu müssen, die der Leser durch ihre Ueberschriften

gekennzeichnet finden wird und nach Belieben vorläufig überschlagen kann. Gänzlich ausscheiden durfte ich natürlich diese erörternden Partien schon deßhalb nicht, weil zur gründlichen Erkenntniß der Geistesentwickelung eines Schriftstellers ein genaues Verständniß seiner Werke unerläßlich ist. Ich glaubte vielmehr, da schon Hoffmeister es darauf abgesehen hatte, in seiner Schrift zugleich für das Studium von Schiller's Productionen einen umsichtigen und zuverlässigen Führer zu bieten, die Kapitel, welche diesem Zweck zu dienen bestimmt sind, mit besonderer Sorgfalt behandeln zu sollen.

Mögen die Leserkreise, welche meine frühern Arbeiten über den Dichter freundlicher Theilnahme gewürdigt haben, auch dieser, mit der ich wohl auf immer von einer activen Betheiligung an der Schiller-Literatur Abschied nehmen werde, ihre Gunst nicht versagen!

Trier, den 1. Februar 1874.

H. Viehoff.

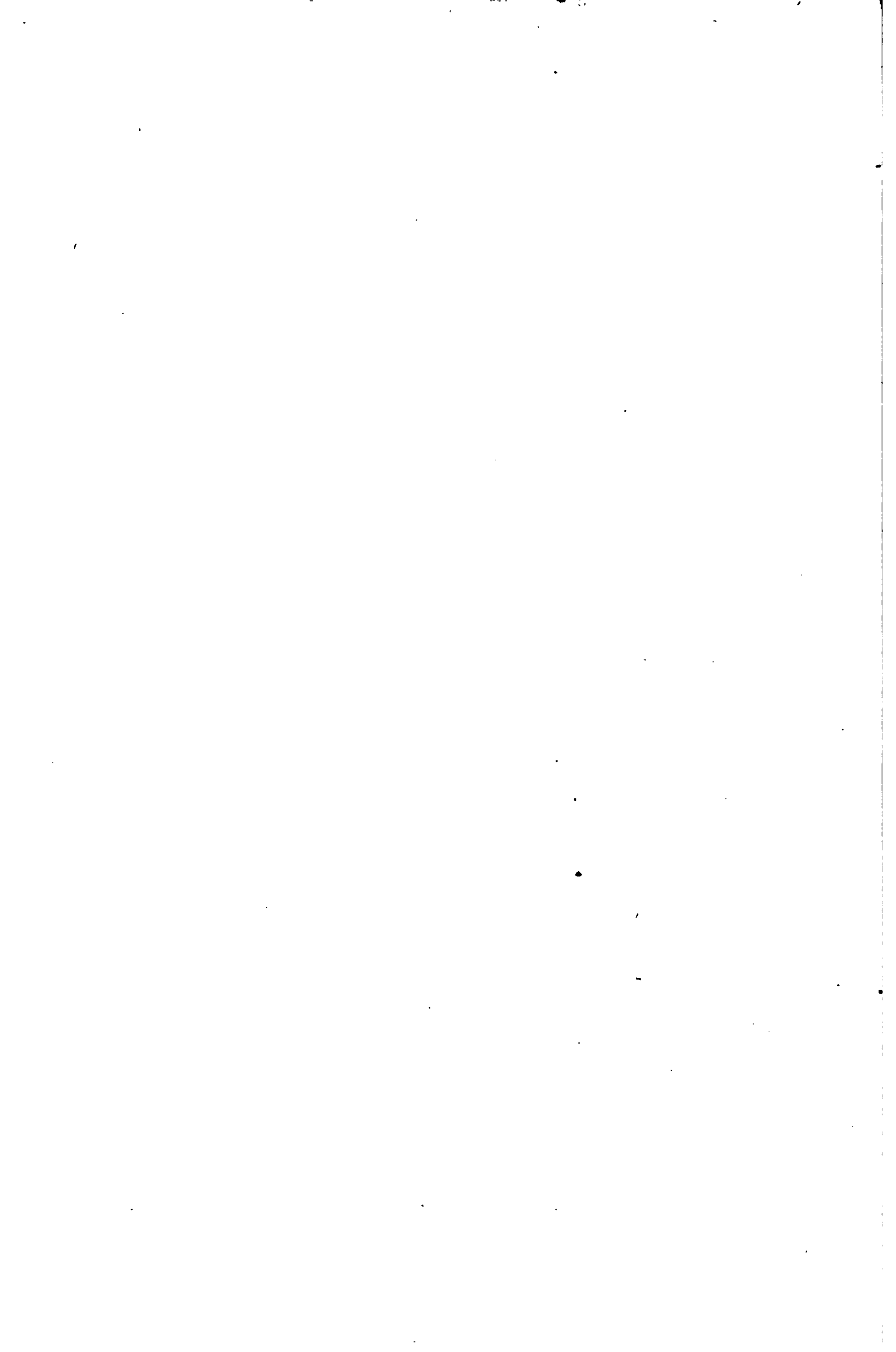
Erster Theil

Jugendgeschichte

und

Periode der jugendlichen Naturpoesie.

1759—1785.



Erstes Kapitel.

Schiller's Vorfahren. Geburt.

Wem er geneigt, dem sendet der Vater der Menschen und Götter
Seinen Adler herab, trägt ihn zu himmlischen Höhn.
Unter die Menge greift er mit Eigenwillen, und welches
Haupt ihm gefället, um das flicht er mit liebender Hand
Jetzt den Lorbeer, und jetzt die herrschaftgebende Binde.

Schon die Macht der Könige und Fürsten, „die herrschaftgebende Binde", vererbt sich nicht immer, und noch weniger das Herrschertalent. Zuweilen greift das Schicksal einen ahnenlosen Mann, wie den großen Korsen, aus einem Erdwinkel heraus und setzt ihn, mit unwiderstehlicher Kraft gerüstet, auf die Bühne der Welt. Aber die Geschlechtstafeln der Fürsten im Reich der Wissenschaft und Kunst weisen höchst selten auf ebenbürtige Vorfahren zurück; große Künstler, Dichter und Denker erscheinen nach dem Wort eines Römers, „wie aus sich selbst geboren". Ein Hufschmied war Goethe's Urgroßvater, ein Schneidermeister sein Großvater; so erwuchs auch Schiller's Stammbaum aus den ehrsamen Ständen der Ackerer und Handwerker heraus, und keiner seiner Vorfahren scheint es höher als bis zum Dorfschultheißenamt gebracht zu haben. In diesen Ständen legt man bekanntlich kein Gewicht auf die Genealogie; es ist schon viel, wenn man sich der Abstammung bis zum Urgroßvater hinauf bewußt bleibt. Dennoch ist es Gustav Schwab's Bemühungen gelungen, Schiller's Mannsstamm bis ins siebente Glied zurück zu verfolgen.

In Großheppach, einem ansehnlichen Dorfe des weinreichen Remsthals, ungefähr eine Meile südöstlich von Waiblingen, lebte in der letzten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts ein Jakob Schiller, bis zu dessen Geburtsdatum die Kirchenbücher des dortigen Pfarramtes nicht mehr hinaufreichen. Als dessen Sohn ist in dem Taufregister Georg Schiller, geboren den 15. Mai 1587, verzeichnet. Von einem Sohne desselben, Ulrich Schiller, geb. den 2. Juni 1617, sind zwei Söhne und mehrere Töchter in dem Kirchenbuch aufgeführt. In dem Namen eines der beiden Söhne, Jörg Schiller, kehrt der eines angesehenen Meistersängers aus dem fünfzehnten Jahrhundert Jörg Schiller oder

Schilcher wieder, wie denn der Name Schiller von altersher besonders im südlichen Deutschland weit verbreitet ist, und im sechszehnten Jahrhundert Bernhard Schiller als Lehrer der Arzneikunst zu Freiburg im Breisgau berühmt war. Der andere Sohn Ulrich's, Hans oder Johann Caspar Schiller, geb. den 13. März 1650, zog von Großheppach nach Bittenfeld, einem zwei Stunden nördlich von Waiblingen gelegenen Pfarrdorfe von etwa zweitausend Einwohnern, siedelte sich dort als Bäcker an und ward Mitglied des Gerichts. Dessen Sohn, Johannes Schiller, geb. den 20. October 1682, gleichfalls Bäcker, bekleidete das Schultheißenamt zu Bittenfeld. Aus seiner Ehe mit Eva Margaretha Schatz von Altdorf entsproß unsers Dichters Vater, der wie sein Großvater, und wie Goethe's Vater, in der Taufe die Namen Johann Caspar erhielt. Er wurde am 27. October 1723 zu Bittenfeld geboren. Ein Bruder desselben lebte noch im Anfang unsers Jahrhunderts als Schultheiß daselbst, und that sich auf den Ruhm seines großen Neffen nicht wenig zu gut.

Johann Caspar war noch nicht zehn Jahre alt, als sein Vater starb und der Wittwe acht unversorgte Kinder hinterließ. Strebsamen Geistes, wie der Knabe schon frühe war, hatte er gehofft, durch Studiren sich über den ererbten Stand emporzuarbeiten. Nun, da der Tod des Vaters ihm diese Aussicht verschloß, erwirkte er sich durch vieles Bitten von der Mutter die Erlaubniß, bei einem Barbier und Chirurgen als Lehrling einzutreten, und benutzte in dieser Stellung die Gelegenheit, beim Einüben der Kräuternamen das wenige Latein, das er schon gewußt hatte, wieder aufzufrischen und neues zuzulernen. Nach Beendigung der Lehrzeit trat er seine Wanderjahre an. In Nördlingen von einem Wundarzt als Gehülfe angenommen, besuchte er dort in Freistunden den Fechtboden und erwarb sich einige Fertigkeit im Französischsprechen, was darauf hinzudeuten scheint, daß er es schon damals auf eine militairische Laufbahn abgesehen hatte. Seine Sehnsucht sollte Befriedigung finden. Er stand in seinem zweiundzwanzigsten Lebensjahre, als nach Ausbruch des östreichischen Erbfolgekriegs ein in holländische Dienste überlassenes baierisches Husarenregiment durch Nördlingen kam. Rasch entschlossen, gab er seine Stelle bei dem Wundarzt auf, um als Feldscheer bei dem Regiment einzutreten. Er fand zwar augenblicklich in demselben keine Stelle frei, erhielt aber die Erlaubniß, bis zu einer eintretenden Vakanz das Regiment zu begleiten; und damit begann für ihn ein höchst bewegtes Triennium, reich an Schicksalswechseln, Gefahren und Abenteuern, das er selbst in einem 1789 geschriebenen curriculum vitae meum geschildert hat.

Als im Januar 1746, so erzählt er, die Franzosen heranzogen, um Brüssel zu berennen, wurde das baierische Husarenregiment von dort nach Bergen (Mons) im Hennegau beordert. Unberitten, wie er als Ueberzähliger war, mußte er dem Regiment zu Fuß folgen, und in zwei Nächten nach einander je zehn Stunden marschiren. In Charleroi versagten ihm die Kräfte; er ließ schweren Herzens das Regiment weiter ziehen. Am folgenden Tage wandte er sich wieder nach Brüssel um, in der Hoffnung, zu den dort zurückgelassenen Kranken und dem Gepäck hineingelangen zu können, ward aber unterwegs von den Franzosen aufgegriffen und als des Spionirens verdächtig dem Duc d'Armentières vorgeführt. Nach dreimaligem strengem Verhör, wobei ihm sein zu Nördlingen erlerntes Französisch zu statten kommen mochte, wurde er für unschuldig erklärt, und mit andern Gefangenen und Ausgerissenen nach Gent abgeführt. Hier hielt man den ganzen Trupp auf der Hauptwache bei Wasser und Brot eingesperrt, um ihn zum Dienstnehmen zu zwingen. Nachdem schon die Meisten, durch die entbehrungsvolle Haft mürbe geworden, sich dazu entschlossen hatten, blieb auch ihm keine andere Wahl; und so trat er als gemeiner Soldat in ein Schweizerregiment ein, das mit Ende Februar in die mittlerweile eingenommene Festung Brüssel gelegt wurde. Im April ging's hinaus ins Feld vor Antwerpen, und nach der Uebergabe der Festung weiter vor Bergen, bei dessen Belagerung er viele Leiden und Strapazen zu ertragen hatte. Auf dem Marsch von Bergen nach Charleroi wurden durch kaiserliche Husaren siebenhundert Brotwagen weggenommen; eine bittere Hungersnoth war die Folge. Hierbei zeigte sich, wie viel Vertrauen er schon bei seiner Compagnie genoß. Man hatte ihm bereits mehrmals das Löhnungsgeld für dieselbe in französischen Thalern zum Wechseln übergeben, zu welchem Zweck er nicht selten zwei Stunden weit auf den im Kreise liegenden Dorfschaften umherziehen mußte. So ließ man ihn auch jetzt bei der Hungersnoth unbedenklich auf Lebensmittel ausgehen. Unterdeß mußte aber die Armee vorrücken. Der mit Proviant Beladene mühte sich zwei Tage lang vergebens ab sein Regiment zu erreichen, und wurde darüber von kaiserlichen Husaren gefangen. Da er im Verhör, das er zu bestehen hatte, die Namen der Offiziere seines baierischen Husarenregiments anzugeben wußte, so erhielt er die Freiheit, eine Geldunterstützung und einen Paß, um sein ehemaliges Regiment wieder aufzusuchen. Er machte es erst nach mancherlei gefährlichen Irrfahrten ausfindig, und ward nun endlich als Feldscheer mit zwanzig Gulden monatlicher Besoldung und zwei Dukaten Medicingeld angestellt.

Da ihn aber seine Kunst nicht hinreichend beschäftigte, und ein

angeborner Hang ihn, wie er selbst sagt, zu immerwährender Thätigkeit spornte, so bat er um die Erlaubniß, als Quasi-Wachtmeister auf kleine kriegerische Unternehmungen auszureiten. Es wurde ihm unter dem Befehl eines Offiziers gestattet, und so machte er manchen Ausflug, der ihm Beute eintrug, zuweilen aber auch einen Mißritt. Indem sich dieses Leben ein paar Jahre hindurch fortsetzte, scheint der rührige und kühne junge Mann sich bei seinen Vorgesetzten sehr in Gunst gebracht zu haben; sein Rittmeister nahm ihn als Begleiter auf einer Reise nach dem Haag, und 1748 nach Amsterdam und London mit.

Der Aachener Friede gestattete ihm, nach dreijähriger Abwesenheit in die Heimath zurückzukehren: Anfangs März 1749 machte er, um eine in Marbach wohnende Schwester zu besuchen, „auf eigenem Pferde" einen Ritt nach diesem unsern Ludwigsburg auf einem Rebenhügel freundlich gelegenen Städtchen, und kehrte hier bei dem Gastwirth zum goldnen Löwen, dem Bäcker und Holzmesser Georg Friedrich Kodweiß ein. Es lohnt der Mühe, einen Augenblick bei diesem Manne und seinen Vorfahren zu verweilen; denn er sollte der mütterliche Großvater unsers Dichters werden. Eine Familientradition leitete das Geschlecht der Kodweiß von einer verarmten adeligen Familie von Kottwitz ab, die aus Norddeutschland in Schwaben eingewandert sei. Urkundliche Nachrichten in den unvollständigen Kirchenbüchern der 1693 eingeäscherten Stadt Marbach reichen nicht weiter, als bis in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts zum Großvater von Georg Friedrich Kodweiß zurück. Dieser, Johann Kodweiß, geb. den 5. April 1640, war Bürgermeister von Marbach, und trieb zugleich, wie nach ihm sein gleichnamiger Sohn Johann, und dann sein Enkel Georg Friedrich, das Bäckerhandwerk.

Die Einkehr Johann Caspar Schiller's beim Gastwirth zum Löwen sollte folgenreich für ihn werden. Der unternehmungslustige, vielgereiste junge Mann scheint bald das Herz der siebenzehnjährigen Tochter des Hauses Elisabetha Dorothea Kodweiß, geb. den 13. December 1732, gewonnen zu haben; denn schon am 22. Juli 1749 feierte er, nachdem er inzwischen das chirurgische Examen bestanden und das Marbacher Bürgerrecht erlangt hatte, seine Hochzeit mit ihr; und nach Allem, was uns über die Gemüthsart der beiden Brautleute überliefert worden, galt hier das Wort des großen Sprößlings ihrer Ehe:

> Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
> Wo Starkes sich und Mildes paarten,
> Da gibt es einen guten Klang.

Schiller's Jugendfreund Scharffenstein berichtet von der Mutter unsers Dichters: „Nie habe ich ein trefflicheres, häuslicheres, weiblicheres

Weib, nie ein besseres Mutterherz als sie gekannt." Ihrer Statur und Gesichtsbildung nach bezeichnet er sie als das Ebenbild ihres großen Sohnes, „nur daß das liebe Gesicht ganz weiblich milde war". Mit ihm übereinstimmend schildert sie Streicher, ein anderer treuer Jugendfreund Schiller's. „Diese edle Frau", sagt er, „war groß, schlank und wohlgebaut; ihre Haare waren sehr blond, beinahe roth, die Augen etwas kränklich. Ihr Gesicht war von Wohlwollen, Sanftmuth und tiefer Empfindung belebt; die breite Stirn kündigte eine denkende Frau an." Ihr Vater hatte trotz zerrütteter Vermögensverhältnisse für die Geistes- und Herzensbildung seiner Kinder trefflich gesorgt. Läßt sich auch, was Gustav Schwab von ihr berichtet, daß sie das Spiel der Harfe leidenschaftlich geliebt und Gewandtheit im Versbau besessen habe, mit Recht bezweifeln: so war sie doch zweifellos eine Freundin guter Lektüre und liebte besonders die Gedichte von Uz und Gellert. „Sie war eine vortreffliche Gattin und Mutter", erzählt Streicher, „liebte auf das zärtlichste ihre Kinder und erzog sie mit größter Sorgfalt, suchte aber besonders auf ihre religiöse Bildung so früh, als räthlich war, durch Vorlesen und Erklären des neuen Testaments einzuwirken. Gute Bücher liebte sie leidenschaftlich, zog aber (für die Lektüre mit den Kindern) Naturgeschichte, Lebensbeschreibungen berühmter Männer, passende Gedichte, namentlich geistliche Lieder allem Andern vor. Auf Spaziergängen leitete sie die Aufmerksamkeit der zarten Gemüther auf die Wunder der Schöpfung, die Größe, Güte und Allmacht ihres Urhebers." Und wie als Mutter, so bewährte sie auch als Tochter die liebevollste Pietät. „Was hat unsere gute Mutter nicht an unsern Großeltern gethan", heißt es in einem Briefe Schiller's aus spätern Jahren, „und wie sehr hat sie ein Gleiches an uns verdient!" Und nach ihrem Tode schrieb er: „Möge der Himmel der theuren Abgeschiedenen Alles mit reichen Zinsen vergelten, was sie im Leben gelitten und für die Ihrigen gethan! Wahrlich sie verdiente es, liebende und dankbare Kinder zu haben; denn sie war selbst eine gute Tochter für ihre leidenden und hülfsbedürftigen Eltern."

Hoffmeister hebt in Schiller's sittlichem Charakter als die beiden Hauptelemente ein humanes und ein heroisches hervor: milde Menschlichkeit und energisches Kraft- und Freiheitsgefühl. Ward ihm jene von der Mutter angeboren, so ererbte er dieses vom Vater. Schon was im Vorhergehenden über Johann Caspar Schiller berichtet worden, läßt ihn als einen Mann von lebhaftem Bildungstriebe, rastloser Thätigkeit, vielseitiger Tüchtigkeit, vertrauenerweckender Pflichttreue, mannhafter Kühnheit und einem nicht leicht zu beugenden Lebensmuth erkennen.

Triftigere Beläge dafür und weitere Züge zu seinem Charakterbilde werden sich noch im fernern Verlauf unsrer Erzählung ergeben. Es darf uns nicht irren, daß, während anderswoher nur Vortheilhaftes über ihn berichtet wird, ein Zeitgenosse ihn als einen etwas schiefen, abenteuerlichen, stets über seltsamen Entwürfen brütenden Kopf bezeichnet. Wie leicht stellt sich dem Alltagssinn ein strebender Geist als abenteuerlich dar! In seinen Briefen, von denen mir einige auf vergilbten Oktavblättchen vorliegen, erscheint er als ein durchaus besonnener, verständiger Mann, als ein umsichtig für das Wohl der Seinen sorgender Vater und Gatte. Von seinem Aeußern ererbte sein großer Sohn, im Gegensatz zu Goethe, so gut wie nichts. Johann Caspar wird als untersetzten Körpers, nicht groß, aber wohlgebaut geschildert, und ein erhaltenes, von Ludowike Simanowitz*) gemaltes Oelbild bestätigt diese Schilderung. Besonders schön war seine gewölbte Stirn, und seine lebhaften Augen ließen die Regsamkeit seines Geistes erkennen.

Man sieht, der beiderseitige Einschuß an Charaktereigenschaften war glückverheißend für das Bündniß der jungen Eheleute. Ihr „Beibringen an Liegenschaft und Fahrnuß“, dessen Verzeichniß das städtische Archiv zu Marbach uns erhalten hat, war freilich der Art, daß sie auf rührigen Fleiß und Sparsamkeit sich angewiesen fanden. Die junge Frau hatte als Mitgift außer einigen Mobilien ein Stück Acker und Gartenland im Gesammtwerth von 385 fl. bekommen; Johann Caspar brachte dagegen etwas über 200 fl. baar Geld in die Ehe, was immerhin, wie wenig es war, für den haushälterischen Sinn des weitumgetriebenen jungen Mannes spricht. Wünscht sich vielleicht eine Leserin das Bild des jungen Paares, wie es am 22. Juli 1749 zum Traualtar schritt, näher auszumalen, so bietet das erwähnte Verzeichniß einige Toilettenstücke der Einbildungskraft zur Auswahl dar. Seitens der Braut werden darin eine schwarze sammtene Haube mit Silberspitzen, eine blaue mit Goldspitzen und noch fünf andere erwähnt, ferner „ein Perlen- und Granaten-Muster“, ein „dito mit drei Reihen Granaten“, dann „ein dito von Agathsteinen und Perlenmutter“, auch ein seidenes Kleid, „ein feines Flortüchle und sammtlederne Schuhe“. Im Verzeichniß des Bräutigams figuriren ein nagelneuer stahlfarbener Tuchrock, ein bordirter dreieckiger Hut, zwei feine Manschettenhemden von holländischem Tuch, seidene Strümpfe, zwei seidene Taschentücher, ein silberbeschlagener Stock, ein Geschenk seiner Mutter, ein „silbernes Halsschloß“ u. s. w.

---

*) Ludowike Simanowitz, geb. Reichenbach, war eine Freundin von Christophine Schiller. Vgl. unten das achte Kapitel.

Das junge Paar hätte sich auch mit so bescheidenen Mitteln durchschlagen können, zumal da die Ehe in den ersten acht Jahren kinderlos blieb, wenn nicht unglücklicherweise der Vater Kodweiß nach und nach durch unbesonnene Güterkäufe und Bauten, und obendrein durch eine furchtbare Neckarüberschwemmung in seinem Vermögensstande so heruntergekommen wäre, daß er das Gasthaus zum Löwen verkaufen und zur Thorwartsstelle in Marbach seine Zuflucht nehmen mußte. Das Haus des Thorwarts war damals eine ärmliche Hütte, in die, wie erzählt wird, unser Dichter als Knabe, wenn er von Ludwigsburg her den Großvater besuchte, aus Schamgefühl nicht von vorn, sondern hinterwärts vom Stadtgraben aus einzutreten pflegte. Auch des Schwiegersohns Vermögen kam bei jenen Verlusten in Gefahr, und nur nothdürftig erhielt er sein Beibringen aus dem Kaufschilling des Kodweißischen Hauses zurück. Es läßt sich denken, daß diese Mißgeschicke ihm den Aufenthalt in Marbach verleideten. Zudem lag die beschränkte wundärztliche Praxis in dem kleinen Landstädtchen weit unter seiner Kraft und Strebsamkeit. In ihm war die Sinnesweise vorgebildet, die seinem Sohne die Verse eingab:

Der Mann muß hinaus
Ins feindliche Leben,
Muß wirken und streben
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.

Deßhalb entschloß er sich im Jahre 1753, es nochmals mit der militairischen Laufbahn zu versuchen und trat in das württembergische Regiment Prinz Louis ein.

Der Anfang versprach keine rasche Förderung. Schiller mußte sich mit einer Fourierstelle begnügen und blieb die vier ersten Jahre in heimischen Garnisonen, während seine Frau in Marbach, von ihm aus seinem spärlichen Einkommen unterstützt und zuweilen besucht, liebevoll ihren Tochterpflichten oblag. Erst im Jahr 1757, als der siebenjährige Krieg ausgebrochen war, und der Herzog von Württemberg den Oesterreichern ein starkes Hülfscorps, darunter das Regiment Prinz Louis sandte, eröffnete sich ihm Aussicht auf Vorwärtskommen, freilich auch verbunden mit Gefahren. Das Vorwärtskommen ergab sich bald. Einige Tage vor dem Aufbruch des Regiments (am 16. September 1757) wurde er zum Fähnrich und Adjutanten befördert. Der Abschied von der Heimath mußte ihm doppelt schwer werden; denn kurz vorher (am 4. September

1757) hatte ihn seine Frau mit einem Töchterchen, **Elisabeth Christophine Friederike**, beschenkt. Auch die Gefahren stellten sich bald ein. Das Regiment Prinz Louis, das nach Linz und von da über Schweidnitz hinausgezogen war, gerieth unter die Flüchtlinge, die Friedrich der Große nach seinem Siege bei Leuthen bis unter die Kanonen von Schweidnitz trieb. Schiller stürzte auf der Flucht mit dem Pferde und ward verwundet. In einem Bivouac fror er in eisigem Morast fest und war nahe daran, sein Leben einzubüßen. Als darauf das württembergische Corps die Winterquartiere in Böhmen bezogen hatte, brach unter den Truppen eine heftige Seuche aus. Da zeigte sich nun Schiller in der ganzen Tüchtigkeit seines Wesens. Indem er sich selbst durch Mäßigkeit und Bewegung im Freien gesund erhielt, fungirte er, mit dem Arzneikasten eines gestorbenen Feldscheers umherziehend, als Arzt, und zugleich, da es an Feldgeistlichen mangelte, als Seelenarzt durch Vorlesung von Gebeten und Leitung des Gesanges beim Gottesdienst. In Anerkennung solcher Verdienste zum Lieutenant ernannt, kehrte er 1758 mit seinem Corps nach Württemberg zurück und freute sich einen Theil des Sommers hindurch des Zusammenlebens mit Weib und Kind. Unterdeß (am 1. Mai 1758) in das General von Romann'sche Regiment versetzt, benutzte er jede freie Stunde, um die Lücken seiner Jugendbildung auszufüllen. Noch dreimal führte ihn eine Campagne aus Württemberg heraus, zweimal nach Hessen, einmal nach Thüringen, bis er endlich 1761 nach Cannstatt in Cantonnirung kam. Am 17. August wurde er zum Hauptmann befördert.

Unterdeß begann ihm daheim auch ein zweites Kind heranzuwachsen, das für eine Reihe von Jahren sein Schmerzenskind, dann aber sein höchstes Glück, sein höchster Stolz und der Stolz des ganzen deutschen Vaterlandes werden sollte. Im August 1759 war das Corps, wozu er gehörte, nach Hessen ausgerückt; im November stand es im Würzburgischen, als ihm zu Marbach im Hause des Seklers Ulrich Schölkopf, oberhalb des Nikolaithors ein Sohn geboren ward, der in der Taufe den Namen **Johann Christoph Friedrich** erhielt. Die Biographen schwanken zwischen dem 10. und 11. November als dem Geburtstage desselben. Ich lege dem Leser Einiges von dem Für und Wider vor, und überlasse ihm die Entscheidung. Das Marbacher Taufregister gibt den 11. November, dagegen Schiller's Jugendfreund Petersen den 10. „nach des Obersten Faber zuverlässigen Urkunden“ an. Ursprünglich hatte freilich auch Petersen auf einem Zettel den 11. geschrieben und nachher durchstrichen. Schiller's Schwägerin Frau von Wolzogen nennt den 10.; dagegen steht über einem Briefe von Schiller's zweiter

Schwester: „Am 11. November, als am Geburtstage des lieben Bruders, wozu ich von Herzen Glück wünsche." Dem widerspricht wieder das oben erwähnte curriculum vitae meum von Schiller's Vater, worin er auch die Geburtstage seiner Kinder angibt, und als den seines Sohnes den 10. November bezeichnet. Körner schrieb am 13. November 1803 an Schiller: „Vorgestern (also am 11.) haben wir deinen Geburtstag bei Geßler gefeiert"; Goethe dagegen am 10. November: „Da meine Ankunft (hier in Weimar) noch vor den Ablauf Ihres Geburtstages trifft, so säume ich nicht, Ihnen noch meinen besten Glückwunsch zu überschicken." Und so ließe sich das contradictorische Verfahren noch weiter fortführen, wenn die Streitfrage wichtig genug wäre. Was Jeder auch für sich von der Sache halten mag, das deutsche Volk hat 1859 durch eine Säcularfeier, die an Begeisterung und Großartigkeit nicht ihres Gleichen findet, den 10. November, den Tag, an dem auch Luther das Licht der Welt erblickte, zum Geburtstage seines Lieblingsdichters gestempelt, und bei diesem Verdict muß es sein Bewenden haben.

Nach einer oft erzählten Sage wäre Schiller beinahe in einem Kriegerzelt zur Welt gekommen. Es wird nämlich berichtet, Schiller's Mutter habe kurz vor der Geburt des Sohnes ihren Gatten im Lager besucht und in dessen Zelt die ersten Anzeichen ihrer nahen Niederkunft gefühlt; doch sei es ihr gelungen, Marbach noch vor ihrer Entbindung zu erreichen. Wie Schiller's Geburtstag, so ist auch diese Tradition ein Gegenstand gelehrter Controverse geworden, und nicht minder die Frage, ob Schiller's Vater bei der Geburt und Taufe zugegen gewesen sei. Das curriculum vitae desselben spricht allerdings nicht für seine Anwesenheit. Aber in Streicher's handschriftlichem Nachlasse fand Palleske die Angabe, Schiller's Schwester habe jenem auf die betreffende Anfrage ausdrücklich versichert, „der Vater sei gegenwärtig und in Urlaub gewesen, als der Bruder in Marbach geboren wurde." Die Sache mag sich wohl so verhalten, daß Frau Schiller dem beurlaubten Gatten entgegenreiste und unterwegs von den Vorboten der Niederkunft überrascht wurde; aber gewiß erstreckte sich ihre Reise nicht bis ins Würzburgische, und so fällt jedenfalls der pikante Nebenzug der Sage weg, daß der Sänger von Wallensteins Lager in einem Lager das Licht der Welt erblickt habe. Mit welchen Gefühlen und Wünschen aber der Vater, mochte er nun anwesend sein oder nicht, die Geburt des Sohnes begrüßte, zeigt folgende Stelle eines später von ihm geschriebenen Aufsatzes: „Und Du, Wesen aller Wesen, Dich habe ich nach der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß Du demselben an Geistesstärke zulegen möchtest, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen

konnte, und Du hast mich erhört. Dank Dir, gütigstes Wesen, daß Du auf die Bitten der Sterblichen achtest!"

Lebte gleich die Schiller'sche Familie damals keineswegs in glänzenden Verhältnissen, so gestaltete sich doch, einer Ueberlieferung zufolge, „die Taufe von Schiller's Fritze feierlich wie eine Hochzeit"; es war, als hätte man die hohe Bestimmung des neuen Weltbürgers vorausgeahnt. Nicht weniger als sieben Pathen, zwei Bürgermeister (von Marbach und von Vaihingen), eine Frau Collaboratorin und vier wohlachtbare Jungfrauen führt das Taufregister auf; ferner hatten der Regiments-Commandeur Obrist Christoph Friedrich von der Gabelenz, und ein entfernter Verwandter der Familie, der Studiosus der Philosophie und Cameralia Johann Friedrich Schiller Pathenstelle übernommen und gaben dem Täufling ihre Vornamen; und wie das curriculum vitae von Schiller's Vater berichtet, meldete sich nachträglich noch der Obrist Rieger als Pathe an. Der erwähnte damals achtundzwanzigjährige Studiosus Schiller ist irrthümlich bald für einen väterlichen Oheim des Dichters, bald für seinen Lehrer, bald sogar für seinen Bruder gehalten worden. Er scheint ein etwas abenteuerlicher Mensch gewesen zu sein. Nicht lange nachher hielt er sich in geheimen Aufträgen eines Ministers des Herzogs von Württemberg in Holland, dann als Uebersetzer englischer Werke in London auf. Um 1784 besaß er eine Buchdruckerei in der ehemaligen Karthause bei Mainz. Seine der Königin Charlotte in England gewidmete Uebersetzung von Robertson's Geschichte von Amerika ist fälschlich für eine Arbeit unsers Dichters ausgegeben worden.

Zweites Kapitel.

Schiller's erste sieben Lebensjahre. Aufenthalt zu Marbach und zu Lorch. Häusliche Erziehung und erster Unterricht.

Eine Sage leitet das Wort Marbach von einem gewaltigen Riesen ab, einem Heidengott Namens Mars. Obwohl so hochbenamt, blieb das Städtchen doch ziemlich unbekannt. Der geistige Riese, der jetzt hier geboren war, sollte den Namen Marbach für alle Zeiten verklären. Aber vorläufig war dieser dereinstige Geistesriese ein gar schwächliches und

zartes Kind. Die Mutter fühlte sich leidend und unfähig, ihren Sohn zu stillen; daher nahm sich ihre Schwester Margaretha, vermählte Stolpp, des kleinen Neffen liebevoll an. Der Dichter behielt die gute Tante stets in dankbarer Erinnerung und versäumte nicht, als er 1793 seine Heimath besuchte, von Ludwigsburg her einen Ausflug zu ihr zu machen.

Vier Jahre lang wuchs der Knabe unter der ausschließlichen, höchst sorgfältigen Pflege der Mutter heran, da der Vater, von der Familie getrennt, bei dem Stabe seines Regiments in Neckarweihingen, Urach, Cannstatt u. s. w. lebte. Er bedurfte aber auch sehr einer aufmerksamen Pflege; denn reizbarer Organisation, wie er war, hatte er von den gewöhnlichen Kinderkrankheiten viel zu leiden und war krampfhaften Zufällen ausgesetzt. Mitunter nahm die Mutter, wenn sie dem Gatten eine rechte Freude machen wollte, ihr Söhnchen und die kleine Christophine in des Vaters Standquartier mit. Für die ersten zarten Kinderjahre war es kein besonderer Mißstand, daß der ernste Vater wenig Einfluß auf die Erziehung des Knaben hatte; eine längere Abwesenheit wäre aber für dessen Geistes- und Gemüthsentwickelung nicht wünschenswerth gewesen, und so ist es als ein glücklicher Umstand zu betrachten, daß der Vater endlich in die Lage kam, seine Familie zu sich zu nehmen.

Im December 1763 (nicht 1765, wie zuerst Christophine Schiller*) und nach ihr Frau von Wolzogen angegeben) wurde der Hauptmann vom Herzog an die württembergische Gränze nach der Reichsstadt Schwäbisch-Gmünd als Werbe-Offizier geschickt. Der Aufenthalt in Gmünd war kostspielig; deßhalb erwirkte er sich vom Herzog die Erlaubniß, in dem nächsten württembergischen Orte Lorch mit seiner Familie zu wohnen und von dort aus die Werbungen zu besorgen. So wurde denn der vierjährige Knabe aus dem anmuthigen Neckarthal in die ernste Stille eines Wiesengrundes versetzt, durch den das Remsflüßchen an düstern Tannengebirgen und einem von alten Klostergebäuden gekrönten Hügel vorbei sich freundlichern rebenreichen Landschaften zuschlängelt. Schon dieser Wechsel der umgebenden Natur konnte nicht ohne Einwirkung auf das empfängliche Gemüth des Knaben bleiben. Aber wichtiger war noch, daß jetzt durch die Vereinigung des Vaters mit der Familie ein neues Erziehungselement in dieselbe kam. Sehen wir uns den kleinen Kreis in der Herberge zur Sonne in Lorch, wo er Quartier genommen hatte, etwas näher an.

---

*) In einer von Rob. Boxberger veröffentlichten Skizze „Schiller's Jugendjahre". Wie Christophine die Uebersiedelung zu spät, so setzte der Dichter sie in einem Notizenbuch von 1799 zu früh an. Er schrieb dort eigenhändig: „im Jahr 1760 nach Gmünd und Lorch."

Unsers Dichters Vater kennen wir schon aus Früherm als einen rastlos thätigen, unternehmungslustigen, Gefahren kühn ins Auge sehenden Mann, der zugleich durch Besonnenheit und Rechtlichkeit sich Vertrauen und Gunst erworben. In seinen Dienstverhältnissen handhabte er militairische Ordnung und feste Strenge, aber zugleich Gerechtigkeit und Unparteilichkeit gegen seine Untergebenen, so daß er von diesen nicht minder geliebt als geachtet wurde. Eben so waltete er jetzt in seinem Hause als ein gestrenger Herr, aber auch als ein pietätvoller Vater und Gatte. Er konnte es nie über sich bringen, von einem erlesenen Gericht zu genießen, ohne die Seinigen daran Theil nehmen zu lassen. Zu diesen Eigenschaften gesellte sich eine altgläubige Frömmigkeit, in welcher seine Sinnesweise der Gemüthsart seiner Gattin begegnete. So bildeten Gottesfurcht, Ehrbarkeit, innige Familienanhänglichkeit, wirthschaftliche Thätigkeit die sittliche Atmosphäre, die unsern Dichter in seinen Kinderjahren umfing. Vater Schiller hatte selbst ein langes Gebet in trochäischen Tetrametern gedichtet, das er, wenigstens in späterer Zeit, jeden Morgen an Gott richtete. So wenig darin sich ein besonderes Dichtertalent kund gibt, so zeigt es doch, ebensowohl wie die von ihm erhaltenen Briefe, mit wie gutem Erfolge er die Mängel seiner Jugendbildung zu ergänzen gewußt hatte; man vergesse nicht, daß im zehnten Lebensjahre sein Schulunterricht abgebrochen wurde. Das Gedicht schließt mit den Versen:

O wie werd' ich dann betrübt, wenn ich meine Schwachheit merke,
Wenn Gebet und Flehn und Thränen mir nicht immer Kraft verleihn,
Und das eifrigste Bestreben, fromm vor dir, o Gott, zu sein,
Bald durch Zufall, bald durch Netze, die mir der Verderber legt,
Wiederum vereitelt wird, und sich neue Bosheit regt!
Aber soll ich darum ganz an der Besserung verzagen?
Bei dem guten Gott nur stets über Unvermögen klagen?
Nein, ich will mich frisch ermannen! Geist der Gnade, steh mir bei,
Daß mein Wandel heut und immer Dir allein gefällig sei!
Führe mich auf ebner Bahn, leite mich auf deinen Wegen,
Gib mir auch im Leiblichen Nahrung, Kleider, Schutz und Segen!
Alles, was ich bin und habe, übergeb' ich deiner Hut;
Mach' es gut mit meinem Leben, mach's mit meinem Ende gut!
Amen!

Nächst Vater und Mutter war für die Gemüthsentwickelung des kleinen Fritz seine Schwester Christophine von Bedeutung. An diese schloß er sich auf's innigste an, und es ist begreiflich, daß sie ihm schon durch die Macht des alltäglichen Umgangs für das ganze Leben näher trat, als die später geborenen Schwestern. Sie hatte aber auch in Ge-

stalt, Charakter und Gemüthsart eine große Aehnlichkeit mit unserm Dichter und war der Liebling ihrer Eltern. Wie zärtlich sie den Bruder liebte, gab sich manchmal auf eine rührende Weise kund, wenn der Knabe irgend einen Fehler begangen hatte. Sie pflegte sich dann, auch wenn sie unschuldig war, als seine Mitschuldige zu erklären, um die Bestrafung des Jüngern auf sich abzulenken, und ertrug geduldig die Scheltworte oder fühlbaren Züchtigungen des erzürnten Vaters. Ein schönes Talent für das Zeichnen, das sie besaß, entwickelte sich frühzeitig, und wurde noch in spätem Alter von ihr ausgeübt.

Kam der Knabe über den Kreis der Familie hinaus, so fehlte es auch hier nicht an wohlthuenden und förderlichen Einwirkungen auf sein Gemüths- und Geistesleben. Die guten Bewohner Lorch's nahmen die Schiller'sche Familie sehr entgegenkommend auf, und suchten ihr, wie Christophine berichtet, mit edler Menschenfreundlichkeit den dortigen Aufenthalt zu erleichtern. Dieser war für den Hauptmann Schiller mit um so größeren Sorgen verbunden, als er außer den Seinigen noch zwei ihm beigegebene Unteroffiziere zu beköstigen hatte, und eben so wenig, als sie, drei Jahre hindurch auch nur einen Heller der zugesagten Besoldung ausgezahlt bekam. Der kleine Fritz fand in Christoph Ferdinand Moser, dem Sohne des Ortspfarrers, seinen ersten Jugendfreund, und in dessen Vater einen trefflichen Lehrer. Der Pfarrer Mag. Philipp Ulrich Moser, ein guter Orientalist und Verfasser eines hebräischen Lexikons, stark drei Jahre älter, als Schiller's Vater, war diesem an Charakter ähnlich. Steinalte Leute zu Lorch, welche von ihm confirmirt wurden, erzählten, wie Gustav Schwab berichtet, noch in den dreißiger Jahren unsers Jahrhunderts von ihm, „daß er ein sehr strenger Mann gewesen, der den jungen Leuten scharf nachgesehen, und sie nach Befund auf dem Rathhause habe wissen lassen, wie viel ein Pfund Heller koste," d. h. ihnen Strafgelder auferlegt habe; „davon habe er viel Verdruß und wenig Dank gehabt, und sei weiter gezogen." Er verließ Lorch ein Jahr später, als die Schiller'sche Familie, und wurde Pfarrer zu Oettingen bei Heidenheim. Wenn er dort über die Straße ging, so blieb Jung und Alt stehen und bückte sich vor der ehrwürdigen Gestalt, „als wäre er ein Prälat." Er ließ den jungen Schiller an den Unterrichtsstunden, die er seinem Sohne gab, Theil nehmen, und machte bereits mit ihm, als er im sechsten Jahre stand, einen Anfang im Lateinischen. Sein kleiner Zögling muß doch nicht so ganz, wie Palleske meint, ein normales Kind, „ein Kind wie andre", gewesen sein, da der Pfarrer es schon bald an der Zeit fand, mit ihm auch das Griechische zu beginnen. Schiller's Vater lehnte das Anerbieten ab und bewies darin ein richtiges

pädagogisches Gefühl. Wie unser Dichter dem würdigen Lehrer ein achtungsvolles Andenken bewahrte, zeigt schon der Name Moser, den er dem braven Geistlichen in seinen Räubern lieh.

So war denn, wenn er gleich als Kind in einem kleinen Ort heranwuchs, doch für seine Verstandesbildung und die Erweiterung seines Gedankenkreises durch einen ausnehmend kenntnißreichen Lehrer gesorgt. Auch trugen dazu die Erzählungen des Vaters aus seiner bewegten Vergangenheit bei, wenn er als Augenzeuge Scenen des siebenjährigen Krieges und weiter zurück des östreichischen Erbfolgekriegs den Seinigen schilderte. Zugleich wirkte die Umgebung Lorchs anregend und befruchtend auf Einbildungskraft und Gemüth der Kinder. Das Kloster von Lorch auf einer nahen Anhöhe birgt Gräber des gewaltigen Hohenstaufengeschlechts. Oft verweilte der Knabe in den dunkeln Hallen der uralten Klosterkirche und ließ sich vom Vater die ritterlichen Männer nennen, deren Reste die Gräber umschließen. Ein ander Mal deutete ihm dieser die Geschichtsdenkmäler der Umgegend, Berggemäuer und verwitterte Thürme, die an die Bauernkämpfe und den dreißigjährigen Krieg erinnern, oder die sogenannte Teufelsmauer, Wallreste, die noch weiter bis in die ferne Römerzeit zurückweisen. Ein Lieblingsspaziergang des Knaben war der Kalvarienberg bei der katholischen Stadt Gmünd, in welche den Vater fast täglich sein unseliger Werberberuf führte. Der Weg zur Kapelle des Berges ging durch die Leidensstationen; da stellte sich ihm der Lebensschluß des Gekreuzigten in grellen Bildern dar. Oder es nahm ihn der Vater zu den Förstern im Walde mit und ließ ihn einen Einblick in deren isolirte und eigenartige Lebensweise thun. Auch weitergelegene Punkte, bis wohin die Wanderungen der Kinder sich nicht erstreckten, befanden sich zu Lorch in ihrem Gesichtskreise und regten lebhaft die Phantasie an. Mächtig steigt in der Ferne der hohe Stauffen in Kegelgestalt empor, an den gegen Südosten die schönen Rechberge nahe herantreten. Nach andern Himmelsgegenden hin öffnet sich eine fast unbeschränkte Aussicht auf reiche Gefilde, auf Wiesen und Waldungen. Deutlich ist die rauhe Alp zu erkennen, und ein Nebelstreif bezeichnet den Zug des Schwarzwaldes. Ohne Zweifel hat ein dreijähriger Aufenthalt in dieser Gegend und der fast tägliche Verkehr mit der freien Natur in unserm Dichter schon früh die Neigung zum Landleben, den Sinn für Naturschönheiten und den Hang zur Einsamkeit geweckt, Neigungen, die durch andere Umstände verstärkt, ihn sein ganzes Leben hindurch begleiteten.

Um einen nähern Einblick in sein frühestes Kinderdasein zu gewinnen, lassen wir am füglichsten eine Augenzeugin, die treueste Theil-

nehmerin aller seiner kleinen Erlebnisse, seine Schwester Christophine erzählen. „Schon frühe", so lautet ihr schlichter, gemüthvoller Bericht, „zeigten sich bei dem kleinen Fritz gute Anlagen. Als Kind von fünf Jahren war er schon auf Alles aufmerksam, was der Vater, seiner Gewohnheit gemäß, im Familienzirkel vorlas; er fragte noch immer besonders über den Inhalt des Gelesenen, bis er ihn recht gefaßt hatte. Am liebsten hörte er zu, wenn der Vater Stellen aus der Bibel las, oder im Familienkreise seine Morgen- und Abendandachten verrichtete, wo er sich immer von seinen liebsten Spielen losmachte und herbeieilte. Es war ein erfreuender Anblick, den Ausdruck der Andacht auf seinem jugendlichen Gesichte zu sehen. Seine frommen blauen Augen zum Himmel gerichtet, das röthlich gelbe Haar, das seine feine Stirn umwallte, und die kleinen mit Inbrunst gefalteten Hände gaben ihm ein himmlisches Ansehen; man mußte ihn lieben. Seine Folgsamkeit, sowie sein natürlich zarter Sinn für alles Gute und Schöne zog unwiderstehlich an; und doch ließ er nie seine Geschwister, noch kleine Freunde eine Ueberlegenheit fühlen; er war immer bescheiden, und entschuldigte Anderer Fehler. Daher wählten ihn alle gern zu ihren Spielen."

Weiterhin erzählt Christophine, wie durch den Verkehr mit dem „wahrhaft frommen" Moser'schen Hause in ihrem Bruder der Wunsch, sich dem geistlichen Beruf zu widmen, erwacht sei. „Er fing oft selbst an zu predigen, stieg auf einen Stuhl und ließ sich von seiner Schwester ihre schwarze Schürze als Kirchenrock umhängen. Dann mußte sich Alles um ihn her still und andächtig verhalten und ihm zuhören; sonst wurde er so eifrig, daß er fortlief und sich lange nicht wiedersehen ließ; dann folgte gewöhnlich eine Strafpredigt. So jugendlich diese Vorträge auch waren, so hatten sie doch immer einen richtigen Sinn; er reihte einige Sprüche sehr schicklich zusammen, und trug sie nach seiner Weise mit Nachdruck vor. Auch machte er eine Abtheilung, die er sich von dem Herrn Pfarrer gemerkt hatte."

„Er ging auch gern in die Kirche und Schule, und versäumte keins ohne wichtige Ursachen. Nur einmal geschah es, daß er sich vergaß. Es rief nämlich die Nachbarin, die mit der Familie sehr bekannt war, und durch deren Haus er immer den Gang nach der Schule machen mußte, er solle einen Augenblick in die Küche kommen. Sie wußte, daß sein Lieblingsgericht Brei von türkischem Waizen war. Natürlich folgte er der Einladung und war kaum über den Brei gerathen, als sein Vater, der oft zum Nachbar ging, ihm etwas aus der Zeitung mitzutheilen, an der Küche vorüberkam, ihn aber gar nicht bemerkte. Allein der Arme erschrak so heftig und rief: Lieber Vater, ich will's gewiß nie

wieder thun, nie wieder! Jetzt erst bemerkte ihn der Vater und sagte nur: Nun, geh nur nach Hause! Mit einem entsetzlichen Jammergeschrei verließ er seinen Brei, eilte nach Hause, bat die Mutter inständig, sie möge ihn doch bestrafen, eh der Vater nach Hause komme, und brachte ihr selbst den Stock. Die Mutter wußte nicht, was das alles bedeuten sollte, denn er konnte vor Jammer kein Wort herausbringen, bestrafte ihn jedoch mütterlich."

„Er war immer sehr gewissenhaft, wie schon aus diesem Vorfall zu ersehen ist, und sagte es gewöhnlich selbst, wenn er gefehlt hatte. Eine Hauptneigung bei ihm war, gerne zu geben. So bemerkte einmal sein Vater, daß er seine Schuhe mit Bändern statt mit Schnallen, die damals gebräuchlich waren, zugebunden hatte. Als er ihn darüber zur Rede stellte, sagte er, er habe sie einem armen Jungen gegeben; er besitze ja noch ein Paar für den Sonntag — worüber der Vater nicht unzufrieden war. Wenn er aber von seinen Büchern welche verschenkte, so gab's Verweise. Nur aus Gehorsam unterdrückte er diese Neigung."

Vergleicht man diese handschriftlichen Aufzeichnungen mit dem, was Frau von Wolzogen in ihrem Leben Schiller's über des Dichters frühesten Jahre berichtet, so erkennt man gleich, daß diese bei ihrer Darstellung aus jener Quelle geschöpft hat. Was sie außerdem noch über Schiller's Kinderzeit erzählt, verdankte sie wahrscheinlich Christophinens mündlicher Mittheilung. Dahin gehört wohl auch jene Anekdote, die sich in Christophinens Manuscript nicht findet, daß Schiller's Mutter an Sonntags-Nachmittagen auf Spaziergängen den Kindern das Evangelium des Tages auszulegen gepflegt habe, und einst an einem Ostermontage, als sie über Christus sprach, wie er in Begleitung zweier Jünger nach Emmaus wanderte, die beiden Geschwister in Thränen zerflossen seien. Manches aus andern Quellen Entnommene, womit man diese Lebensperiode unsers Dichters auszuschmücken gesucht hat, lasse ich als unbeglaubigt oder augenscheinlich erdichtet bei Seite. Der Biograph großer Männer hat alle Ursache, bei der Aufnahme der Traditionen über deren Kinderjahre behutsam auszuwählen; denn es pflegt sich um diese, wie um die Urgeschichte der Völker, ein die Wirklichkeit verhüllendes Gespinnst von Mythen zu bilden; und selbst die Berichterstatter, die nur Wahrheit geben wollen, werden oft von ihrem Gedächtniß getäuscht. Goethe wußte dies sehr wohl, und nannte daher seine Selbstbiographie, wie sehr es ihm auch um eine treue Darstellung zu thun war, dennoch Wahrheit und Dichtung. Vielleicht waren selbst Christophinens Erinnerungen aus ihrer ersten Kindheit nicht in Allem ganz genau. Während sie den geliebten Bruder nur einmal aus Vergeßlichkeit die Schule ver-

säumen läßt, verlockte ihn nach andern Nachrichten die Umgebung Lorch's wiederholt zu dergleichen kleinen Sünden, und Christophine und die Mutter waren sogar mitwissend und behülflich, daß dem strengen Vater diese Ordnungswidrigkeiten verheimlicht blieben. Und in Betreff der Kinderpredigten bemerkt Schiller's Jugendfreund Petersen, daß zwar des Dichters Geschwister von solchen erzählten, den Schul- und Spielgenossen desselben aber nicht das Mindeste davon bekannt sei.*)

So viel ist aber gewiß, daß der Aufenthalt in Lorch wohlthätig auf den Knaben eingewirkt hat. An der Wärme zarter Mutter- und Schwesterliebe entwickelten sich hier fröhlich die Keime der ihm angeborenen Gemüthshumanität, und seine intellectuelle Bildung wurde keineswegs vernachlässigt. Schule und Haus wirkten einander in die Hand, und erzielten daher treffliche Erziehungsfrüchte. Kein Wunder, daß Schiller für die Gegend von Lorch stets eine große Anhänglichkeit bewahrte. Als er später die Militair-Akademie verlassen hatte, machte er dorthin mit Christophine einen seiner ersten Ausflüge, um sich einmal wieder in die glücklichen Tage der Kindheit zurückzuversetzen.

Mit andern, wenigstens sehr gemischten Gefühlen mochte sich der Hauptmann Schiller an den dortigen Aufenthalt erinnern. Abgesehen von der widerwärtigen dienstlichen Rolle, die er in Lorch zu spielen hatte, bedrängten ihn hier schwere Nahrungssorgen, die sich noch steigerten, als am 24. Januar 1766 ihm wieder eine Tochter, Luise Dorothea Katharina, geboren wurde. Es ist ganz unbegreiflich, wie man dem wackern, einem gehässigen Beruf pflichttreu obliegenden Manne Jahre lang die versprochene Besoldung vorenthalten konnte. Ging man dabei von der Annahme aus, er werde sich nach Art der meisten Werbeofficiere durch unehrenhaften Nebengewinn schadlos zu halten wissen, so war das eine schmähliche Verkennung seiner graden und rechtlichen Sinnesart. Die Bewohner von Lorch und der Umgegend widmeten ihm, wie Christophine erzählt, „Dank und Liebe, weil sie nicht ihre Söhne

*) Im Februar 1790, wo Schiller an eine Darstellung „der Geschichte seines Geistes" dachte, bat er seinen Vater brieflich um Mittheilung etwa noch vorhandener Belege aus seiner Kinderzeit. Dieser antwortete: „Die Geschichte Seines Geistes kann interessant werden, und ich bin begierig darauf. Kommen zarte Entwickelungen der ersten Begriffe mit hinein, so wäre nicht zu vergessen, daß Er einmal den Neckarfluß gesehen und sonach im Diminutivo jedes kleine Bächgen ein Neckarle geheißen ... ferner Sein Predigen in unserm Quartier, der Herberge zur Sonne in Lorch, da man Ihm statt Mantels einen schwarzen Schurz, und statt Ueberschlags ein Predigtlümpchen anthun müssen." — Damit ist wohl Petersen's Zweifel über die Kinderpredigten beseitigt.

durch listige Vorspiegelungen zu verlieren fürchten mußten, wie dies bei mehrern Werbeposten der Fall war", und als er Lorch verließ, folgten ihm ihre herzlichsten Segenswünsche. Nach Christophinens Versicherung „mußte sich die Schiller'sche Familie dort drei Jahre lang von ihrem eigenen wenigen Vermögen einrichten"; nach einer andern Nachricht wurde sie während jener Zeit durch Verwandte von Ludwigsburg unterstützt. Wie dem auch sein mag, ihre Lage in Lorch wurde nachgerade unerträglich; und so wandte sich denn der Hauptmann Schiller in einer Eingabe an den Herzog, stellte ihm nachdrücklich vor, wie er auf solche Art unmöglich länger seinen Posten als ein ehrlicher Mann bekleiden könne, und bat um seine Abberufung. Der Herzog gewährte sie ihm und wies ihn wieder zu seinem damals in Ludwigsburg garnisonirenden Regiment, wo er endlich den rückständigen Sold nach und nach in Terminen ausgezahlt bekam.

Christophine versetzt die Uebersiedelung nach Ludwigsburg ins Jahr 1768, um zwei Jahre (wie jene nach Lorch) zu spät. Der Dichter gibt in seinem Notizenkalender richtig den December 1766 an.

Drittes Kapitel.

Schiller in Ludwigsburg, Ende 1766 bis Anfang 1773. Theater zu Ludwigsburg. Schiller auf der lateinischen Schule daselbst. Confirmation.

Aus der Einsamkeit einer ernsten Gebirgslandschaft sah sich der nunmehr siebenjährige Knabe in das bewegte Leben einer Residenz verpflanzt, — ein Glück für ihn, daß dieser Ortswechsel nicht früher eintrat. Für ein minder geisteskräftiges Kind wäre er in solchem Alter noch zu früh erfolgt, da eine Ueberfülle mächtiger Eindrücke von außen ein jugendliches Gemüth eher verwirrt und abstumpft, als weckt und bereichert. Hoffmeister unterstellt, daß Schiller zu Ludwigsburg sogleich in die lateinische Schule geschickt worden sei. Wenn der Knabe gleich in Lorch einen guten Grund im Lateinischen gelegt haben mochte, so ist doch der Eintritt des kaum Siebenjährigen in eine Gymnasialanstalt nicht wahrscheinlich, es sei denn, daß dieselbe eine oder ein paar Vor-

bereitungsclassen gehabt habe. Nach jener Annahme würde Schiller in den vier Classen der Schule über sechs Jahre zugebracht haben, und dazu stimmen nicht die uns erhaltenen vier Jahres-Censuren, die er in dem üblichen Landexamen erhielt; sie beginnen erst mit dem Jahr 1769 und reichen bis 1772.

Wohl aber mag schon bald nach der Ankunft in Ludwigsburg das dortige Theater einen mächtigen, vielleicht durch sein ganzes Leben nachklingenden Eindruck auf ihn gemacht haben, so wie Goethe schon als ein Vierjähriger eine ähnliche Einwirkung durch das Puppenspiel erfuhr, welches ihm seine Großmutter 1753 zu Weihnachten schenkte.*) Freilich war die Bühne, die Schiller hier kennen lernte, weit entfernt, dem Ideal seiner spätern Jahre zu entsprechen, aber für einen Knaben von überwältigendem Sinnenreiz. Der prachtliebende und verschwenderische Herzog hatte, nachdem 1764 Ludwigsburg seine Residenz geworden war, hier ein Opernhaus bauen lassen, welches damals zu den größten in Deutschland gehörte. Die Bühne war so eingerichtet, daß sie sich nach hinten öffnen und ausdehnen ließ, um großartige Evolutionen im Freien ausführen zu können. Da wurden denn bei solchen Theater-Manövern nicht selten halbe Reiterregimenter ins Gefecht geführt und Mexiko von weit mehr Soldaten erobert, als Cortez je befehligte.**) Französische Lustspiele wechselten mit italienischen Opern und prachtvollen Balletten; und zur Karnevalszeit fehlte es nicht an Redouten und venetianischen Messen. Zwanzig Maler waren oft gleichzeitig mit der Herstellung der Decorationen beschäftigt, und die Kostüme waren so glänzend, daß selbst der Kostümzeichner Bocquet an der Pariser Oper die Gewänder für das Personal der dortigen Bühne aus Württemberg bezog. Berühmte Virtuosen in Schauspiel, Gesang und Instrumentalmusik warb der Herzog besonders aus Italien und Frankreich an; bei seinem von Noverre eingerichteten Ballet glänzte der gefeierte Tänzer Angelo Vestris.

Christophine erzählt: „Die Schiller'sche Familie wohnte damals in Ludwigsburg unweit dem schönen herzoglichen Schlosse und dem dabei befindlichen Komödienhause. Den Offizieren mit ihren Familien wurde freier unentgeldlicher Zutritt gestattet. Daher kam es, daß statt einer Belohnung für Schülerfleiß der junge Schiller mitgenommen wurde. Ganz natürlich mußten die Vorstellungen auf das junge lebendige Gemüth des Knaben, der aus der ländlichen Einfachheit sich hier wie in

*) S. mein Leben Goethe's I, S. 34.
**) Wagner, die hohe Carlsschule II, S. 14.

eine Feenwelt versetzt glaubte, einen großen Eindruck machen. Er war ganz Auge und Ohr, merkte sich Alles genau, und versuchte zu Hause Bücher zu einer Bühne zusammenzustellen, schnitt Figuren von Papier aus und ließ sie, an Fäden geleitet, ihre Rollen spielen. Dies wurde er aber bald überdrüssig und fing an mit Geschwistern und Schulfreunden selbst zu spielen. Auch im Garten wurde die Bühne aufgeschlagen, und Jedes mußte mit Hand anlegen. Da gab er denn Jedem seine Rolle; aber er selbst war kein vortrefflicher Spieler: er übertrieb durch seine Lebhaftigkeit Alles." — Ihr eigenes Verdienst um diese Aufführungen verschweigt Christophine bescheiden. Sie malte als begabte Zeichnerin die Coulissen und sogar die tragischen Helden. Schien der Zuschauerkreis nicht genügend, so mußten Reihen leerer Stühle das Publikum vorstellen. Dieses lebhafte Interesse für das Theater scheint nach Christophinens Andeutungen bei Schiller einige Jahre hindurch fortgedauert zu haben, etwa bis zu seinem Eintritt in die oberste Classe der lateinischen Schule, wo er seine Bestimmung zum geistlichen Berufe wieder mehr ins Auge faßte.

Die lateinische Schule führte diesen Namen mit gutem Fug, da sich der Unterricht in derselben so ziemlich auf das Lateinische beschränkte. Das Griechische wurde, wie damals in den meisten Anstalten, nur kärglich, und nur auf der obersten Classe gelehrt. Den für den geistlichen Stand bestimmten Schülern wurde hier auch etwas Hebräisch beigebracht. Die damalige Schulpädagogik scheint sich das Werthverhältniß des deutschen Sprachunterrichts zum altclassischen, wie das von Fasten- zu Fleischspeisen gedacht zu haben; denn der deutschen Sprache war der Freitag, und zwar nur in der Lectüre strenggläubiger Bücher gewidmet. Dafür waren die Religionsübungen um so besser bedacht; jede Lection begann mit Gebet. Aus den Schulen dieser Art gingen diejenigen, welche Geistliche werden sollten, in die sogenannten Klosterschulen, spezielle Vorbereitungsanstalten für das theologische Universitätsstudium, hinüber. In solche wurden aber nur diejenigen Schüler aufgenommen, welche vor dem Consistorium zu Stuttgart das jährliche Landexamen vier- oder fünfmal, so viele Jahre sie eben in der lateinischen Schule waren, zur Zufriedenheit bestanden hatten. Man sieht, an Prüfungen fehlte es auch damals nicht; leider dient aber ihre Häufung nur dazu, den Unterricht noch mechanischer und geistloser zu machen. Ein wahrhaft bildender Unterricht ist selbst eine ununterbrochene Prüfung.

Schiller's erster Lehrer in der lateinischen Schule — so berichtet Christophine — „war der Professor Honolt, der sich über den guten Anfang seiner Kenntnisse sehr zufrieden äußerte, und bei dem er es auch

in kurzer Zeit so weit brachte, daß er einer der ersten Schüler war. Ungeachtet ihn sein Vater nie lernen sah, und dies ihm oft verwies, bestand er doch in der Klasse, weil er sich gewöhnte, früh aufzustehen und seine Lectionen zu repetiren.“ Dazu stimmt denn auch die erste Jahres-Censur, die ihm zu Ostern 1769 nach dem „grimmen Landexamen“ der Prälat und Rector des Stuttgarter Gymnasiums M. Knaus ausstellte: „Puer bonae spei, quem nihil impedit quominus inter petentes hujus anni recipiatur (Ein zu guten Hoffnungen berechtigender Knabe, gegen dessen Aufnahme unter die diesjährigen Bewerber nichts im Wege steht).“ Eben so lauten die Zeugnisse für 1770 und 1771 günstig und zwar übereinstimmend für beide: „Puer bonae spei, qui non infeliciter in literarum tramite progreditur (Ein zu guten Hoffnungen berechtigender Knabe, der nicht unglücklich auf dem Pfade der Wissenschaften fortschreitet)“.

Leider stehen uns für einen nähern Einblick in Schiller's frühere Erziehung und Unterweisung keine Exercitienhefte von der Art zu Gebote, wie sie uns von dem acht- und neunjährigen Goethe aufbewahrt worden sind. *) In Ermangelung solcher müssen wir uns an ein Paar Neujahrsglückwünsche Schiller's aus jener Zeit halten. Der erste, ein an seine Eltern gerichteter Glückwunsch zum Neujahr 1769, ist zugleich der älteste metrische Versuch, den wir von Schiller kennen. Das Manuscript von seiner Hand wurde von Christophine aufbewahrt, und ging später in den Besitz von Schiller's älterm Sohne über. Den auf einem Foliobogen geschriebenen Verszeilen steht rechts die lateinische Uebersetzung in ungebundener Rede gegenüber:

Herzgeliebte Eltern!	**Latine.**
Eltern, die ich zärtlich ehre, Mein Herz ist heut voll Dankbarkeit! Der treue Gott dies Jahr vermehre, Was Sie erquickt zu jeder Zeit.	Parentes, quos diligo ex corde toto, cor meum abundat hodie gratitudine. DEUS clemens multiplicet hunc annum, quae vos recreant omni tempore.
Der Herr, die Quelle aller Freude, Verbleibe stets Ihr Trost und Theil; Sein Wort sei Ihres Herzens Waide, Und Jesus Ihr erwünschtes Heil.	Dominus, fons omnium gaudiorum, maneat perpetim solatium vestrum, verbum suum sit pascuum (cordis) vestri, et JESUS vestra optata salus.

*) Vgl. mein Leben Goethe's I, S. 46 ff.

Ich dank' vor alle Liebes-Proben, Vor alle Sorgfalt und Geduld; Mein Herz soll alle Güte loben, Und trösten sich stets Ihrer Huld.	Gratias maximas ago pro omnibus specimentis amoris, pro omni solicitudine et patientia. Cor meum omnem bonitatem laudet, et soletur se favoris vestri perpetim.
Gehorsam, Fleiß und zarte Liebe Verspreche ich auch dieses Jahr. Der Herr schenk' mir nur gute Triebe, Und mache all mein Wünschen wahr. Amen!	Obedientiam, diligentiam et amorem tenerum promitto hoc anno novo. Deus donet mihi modo instinctus bonos, et omnia a me optata ad veritatem ducere velit. Amen.

Es liegt kein Grund vor, mit Palleske zu vermuthen, daß dies keine selbständige Leistung des neunjährigen Knaben sei. Ein Lateinlehrer, der die Arbeit revidirt hätte, würde Einzelnes (wie verbum suum) nicht haben hingehen lassen. Der Inhalt ist der Wiederhall der Lehren, die das empfängliche Herz des Kindes in dem frommen Elternhause aufgenommen hatte. Dies wird noch einleuchtender aus dem werden, was weiterhin in diesem Kapitel über den religiösen Sinn von Schiller's Eltern, die sich zu den Stillen im Lande hielten, gesagt werden soll. In ihrem Geist wünscht ihnen der Knabe nicht etwa Glücksgüter, Gesundheit, langes Leben, sondern Vermehrung dessen, was sie stets erquickt hat, stets ihr Trost und Theil gewesen ist. Hoffmeister's Annahme, der in den deutschen Versen eine metrische Bearbeitung des lateinischen Originals sieht, kann ich nicht theilen; ich halte umgekehrt das Lateinische für eine Uebersetzung der zuerst gedichteten deutschen Verse. — Der andere, zwei Jahre jüngere Neujahrswunsch (zum 1. Januar 1771)*), in einer nur lateinisch abgefaßten Zuschrift an den Vater bestehend, läßt einen sehr bedeutenden Fortschritt in dieser Sprache erkennen. Hier tragen die Schriftzüge schon eine unverkennbare Aehnlichkeit mit Schiller's Handschrift in seinen Mannesjahren. Noch deutlicher tritt die wachsende Fertigkeit im Lateinschreiben in einer poetischen Epistel vom 28. September 1771 an den Superintendenten Zilling hervor, die in elegischem Versmaß gedichtet ist.**)

Stand der Knabe schon unter einer sehr ernsten väterlichen Zucht, so war die Schuldisciplin noch weit strenger.

Trägt der Knabe seine ersten Hosen,
Steht schon ein Pedant im Hinterhalt,
Der ihn hudelt ach! und ihm der großen
Römer Weisheit auf den Rücken malt —

---

*) Mitgetheilt in Hoffmeister's Nachlese, IV, 4.

**) S. Schiller's sämmtl. Schriften, histor.-krit. Ausg. von Gödeke, I, 7 f.

so klagt ein Jugendfreund Schiller's, Armbruster. Dies hinderte aber den kleinen Fritz wenigstens in den untern Classen nicht, sich einer frischen Kinderlust hinzugeben. Ein Freund und Spielgeselle, den er damals gewann, Wilhelm von Hoven, sein Schulkamerad, und gleich ihm für die Theologie bestimmt, mit ihm eine Zeitlang in demselben Hause wohnend, und wie er von einem strengen Vater überwacht, schildert uns den jungen Schiller in jener Periode als einen sehr lebhaften, beinahe muthwilligen Knaben. So oft es ihm möglich war, suchte er, dem Haus- und Schulzwang entronnen, das Freie auf und spielte mit seinen Kameraden, wo es denn oft wild genug herging. Hierbei gab er meistens den Ton an. Er setzte sich bei den jüngern Gespielen in Furcht und imponirte den ältern; ja, er wagte sich bisweilen an Erwachsene, wenn er sich von ihnen gekränkt glaubte. Voll übermüthiger Laune neckte er Andere gern, verläugnete jedoch auch hierbei nicht die angeborene Gutmüthigkeit. Sein Selbstgefühl scheint sich damals nicht allein trotz der harten Schulzucht, sondern sogar durch sie gesteigert zu haben. An wenigen vertrauten Freunden hing er fest und mit Aufopferung.

Es trat aber eine Veränderung in seiner Gemüthsstimmung ein, als er in die höhern Classen hinaufgerückt war. Sein ernster Sinn, sein tiefes Gefühl, seine träumerische Phantasie bekamen das Uebergewicht über die Knabennatur, die sich dem Genuß des Augenblicks hingibt. Er verlor den Geschmack an Ballspiel, Raufen, Springen und Possen, und schlenderte in den Freistunden mit einem Freunde in Ludwigsburgs reizenden Baumpflanzungen oder in der schönen benachbarten Gegend umher. Chimärische Pläne für die kommenden Jahre, Klagen über das harte Schicksal, Gespräche über die tiefumnachtete Zukunft waren dann seine gewöhnliche, seine liebste Unterhaltung. Hatte er früher im tollen Knabenspiel den leidigen Schulzwang abgeschüttelt, so überflog er ihn jetzt auf den Fittigen des Gedankens. Die tragische Stimmung, aus der einst die Wurzeln seiner Hauptdichtungen ihre Nahrung ziehen sollten, begann sich zu entwickeln. In solcher Gemüthsverfassung erscheinen heranwachsende Knaben ihren Eltern und Erziehern gegenüber schweigsam, verschlossen, unliebenswürdig, und wenn auch nicht widerspenstig, doch in einer gewissen starren und mürrischen Resignation, die mehr Aerger erregt, als offener Widerspruch. So darf es uns nicht wundern, wenn von Schiller erzählt wird, er sei damals ein eingeschüchterter, ungewandter, linkischer Bursche gewesen, und habe deßhalb vom Vater, wie von den Lehrern, manchmal Ohrfeigen und Püffe bekommen.

Man hat die Ursache dieser Verstimmung seines Innern darin gesucht, daß im Jahr 1770 der Hauptmann Schiller nach der Solitude versetzt, und in Folge dessen sein Sohn dem Hauptlehrer der obersten Klasse Professor Joh. Friedr. Jahn in Pension gegeben worden sei, einem Manne, der zwar als ein tüchtiger Lateiner, aber zugleich von Schiller's Jugendfreunde Petersen als ein kalter, rauher, murrsinniger Polterer charakterisirt wird. Die Gründe jener Gemüthsveränderung Schiller's, auf die ich später zurückkommen werde, lagen ohne Zweifel tiefer, jedenfalls nicht in den angedeuteten Umständen. Zunächst ist es ein Irrthum, wenn Hoffmeister, Schwab, Boas u. A. die Uebersiedelung der Schiller'schen Familie nach der Solitude ins Jahr 1770 setzen. Christophine erwähnt in ihrer Skizze „Schiller's Jugendjahre" mit keiner Sylbe einer so frühen Trennung ihres Bruders von der Familie, und bei Schiller's Confirmation im Jahr 1772 erscheinen seine Eltern, wie sich unten zeigen wird, als in Ludwigsburg wohnend. Vielmehr muß die Familie sogar später als der Sohn nach der Solitude gezogen sein, denn dieser trat bereits im Januar 1773 in das dortige Institut ein, während unter den von Gustav Schwab veröffentlichten Urkunden der Revers aus dem Jahre 1774, den Schiller's Eltern ausstellen mußten, noch von Ludwigsburg aus datirt ist. Damit fällt aber auch die Uebergabe des Sohns in Pension bei Jahn weg. Diesem tüchtigen Schulmann läßt übrigens Petersen's Charakteristik nicht sein volles Recht widerfahren. Er zeichnete sich vor den andern damaligen Lehrern dadurch aus, daß er zwar das Lateinische als Unterrichts-Mittelpunkt festhielt, aber von diesem aus die Schüler in mannigfache Gebiete des Wissens einführte, weßhalb denn seine Zöglinge vor allen andern wohlvorbereitet in die Klosterschulen eintraten. Sein Werth wurde auch bald (schon 1771) durch Berufung an die militairische Pflanzschule auf der Solitude anerkannt.

Als Schiller in die erste Klasse gestiegen war, gewann die lateinische Schullectüre für ihn viel Anziehendes. Es kamen Ovid und Virgil, dann auch die Oden des Horaz an die Reihe. Mit welchem Fleiß und Erfolg er sich besonders in die beiden ersten vertiefte, ist bis in seine spätern Gedichte hinein an vielen Stellen zu erkennen. Auch übte er sich eifrig im lateinischen Versbau und scheint darin für den gewandtesten Schüler der Klasse gegolten zu haben. Dennoch kam es, wie ein Brief von Schiller's Vater andeutet, zu einer „Collision" zwischen Professor Jahn und ihm. Vielleicht gab dazu das oben geschilderte veränderte Wesen des Schülers Anlaß; vielleicht war sein häufiges Umherschlendern im Freien, sein träumerisches Brüten, oder die Vorbereitung

für seine herannahende Confirmation, oder auch seine durch schnelles Wachsen bereits angegriffene Gesundheit daran schuld, daß er den Tagesforderungen der Schule, die von dem reichbegabten Zöglinge viel verlangte, nicht mehr vollkommen entsprach, und daher 1772 im Landexamen ein minder lobendes, wenn auch nicht ungünstiges Zeugniß erhielt.*)

Nach Jahn's Versetzung trat ein neuer, nicht minder strenger Lehrer, der Oberpräceptor Winter, in die lateinische Schule ein. Der Sitte gemäß mußte er bei seiner feierlichen Einführung von den Schülern mit einem lateinischen Gedicht empfangen werden. Die Bewillkommnung ward dem versgewandten Schiller übertragen. Er verfaßte also ein Begrüßungs-Carmen in Distichen, und glaubte seinem neuen Vorgesetzten im Witzspiel des folgenden Pentameters (leider des einzigen erhaltenen Verses) etwas sehr Schmeichelhaftes zu sagen:

Ver nobis Winter pollicitusque bonum.
(Und uns Schülern verheißt Winter erfreulichen Lenz).

Trotzdem verfuhr der als Frühlingsverkünder Besungene winterlich rauh mit dem Sänger. Denn er war ohne Zweifel der Lehrer, von welchem Schiller, wie Petersen erzählt, auf der obersten Classe unschuldiger Weise so hart gezüchtigt wurde, daß noch mehrere Tage nachher blaue Flecken auf dem Rücken zu sehen waren, — eine Mißhandlung, die der Knabe still ertrug, und nicht einmal der Vertrauten seines Herzens, der geliebten Mutter, klagte. Christophine erzählt darüber: „Einmal geschah es, daß ihn ein Lehrer aus Irrthum hart bestrafte. Als er es gewahr wurde, kam er zu Schiller's Vater und entschuldigte sich deßhalb. Der Vater wußte kein Wort von dem Vorfall; und als er seinen Sohn darüber vernahm, gestand dieser, daß es so sei, und fügte hinzu: er habe gedacht, daß sein Lehrer es doch gut mit ihm meine. Diese Mäßigung erwarb ihm sehr die Liebe des Lehrers und des Vaters."

Die Selbstbeherrschung, die er hier zeigte, hatte noch stärkere Proben bei dem Vorbereitungsunterricht für die Confirmation zu bestehen. Der Superintendent Zilling in Ludwigsburg, der dortige geistliche Dictator, war noch zu Gustav Schwab's Zeit im Munde des Volks als „der lutherische Pfaffe" verschrieen. Sohn eines Bäckers in Ludwigsburg, befahl er dem Küster, seinem eigenen Bruder, jedesmal, wenn er ihm den Kirchenrock angelegt, eine tiefe Verbeugung vor ihm zu machen;

*) Das Zeugniß für 1772 lautete: „Non sine fructu per annum proxime praeteritum in iisdem laboravit pensis cum antecessoribus, utut eos non penitus exaequet".

und eben so verfolgungssüchtig als hochmüthig, verbot er dem Prediger auf Hohenasberg, als dort der Dichter Schubart, sein ehemaliger Organist, im Kerker saß, dem Gefangenen das dringend begehrte Abendmahl zu reichen. In dem Geiste dieses fanatischen Strenggläubigen wurde denn auch der Religionsunterricht den Confirmanden der lateinischen Schule ertheilt. Einst hatte Schiller mit einem Schulgenossen *) den Katechismus in der Kirche herzusagen. Ihr Religionslehrer, den Petersen als einen beschränkten und bösartigen Frömmling bezeichnet, hatte ihnen gedroht, sie durch und durch zu peitschen, wenn sie auch nur ein Wörtchen fehlten. Mit Zittern und Zagen begannen die Knaben auf die Fragen zu antworten, lösten aber glücklich ihre Aufgabe bis zu Ende, und erhielten jeder zwei Kreuzer zur Belohnung. Frohen Muthes beschlossen sie dafür auf dem Harteneder Schlößchen Milch zu essen. Aber o Mißgeschick! Milch ist dort nicht zu haben. Sie hoffen sich durch Brod und Käse zu entschädigen, und fragen nach dem Preise; aber der Käse allein hätte ihre ganze Baarschaft verschlungen. So wanderten sie denn leeren Magens weiter nach Neckarweihingen, und erhielten hier endlich für drei Kreuzer eine treffliche Schüssel Milch vorgesetzt und sogar silberne Löffel dazu. Für den übrigen Kreuzer ließen sie sich zum Nachtisch Johannistrauben kommen. Dies köstliche Mahl begeisterte Schiller zu einer dichterischen Improvisation. Als die Knaben das Dorf verlassen hatten, stieg er auf einen Hügel, von dem man Harteneck und Neckarweihingen erblickt, und sprach in Reimversen über den Ort, der sie hungrig entließ, seinen Fluch, über den andern, der ihnen Labung spendete, seinen Segen aus.

Dies geschah, als Schiller noch in Secunda war. Ich zweifle, ob ihn ein Jahr später als Primaner der Flügelschlag seines erwachenden Genius so leicht und lustig über die Katechisationsangst emporgetragen hätte; denn damals hatte sich das Bewußtsein des Gegensatzes seiner religiösen Gefühle und Anschauungen zu dem Geiste, der ihn aus dem Religionsunterricht anwehte, schon zu sehr gesteigert und verbittert. „Der Knabe hat noch gar keinen Sinn für Religion," klagte von Zeit zu Zeit der Katechet Schiller's Eltern. Das mochte besonders seine Mutter tief betrüben, aber dem Uebel abhelfen konnte sie um so weniger, als auch in ihrem Gemüth derselbe Widerstreit sich regte. Sie gehörte, wie auch eine Zeit lang Goethe's Muttter während der Kindheit ihres Wolf-

*) Es war der nachherige Hofmedicus Elwert in Cannstatt, dem der Dichter dies Erlebniß nach mehr als zwanzig Jahren mit der lebendigsten Vorführung aller Umstände ins Gedächtniß zurückrief.

gang*), zu den „Stillen im Lande", deren religiösem Bedürfniß die damaligen kirchlichen Zustände nicht genügten und theilweise widersprachen. Schiller's Jugendfreund Streicher erzählt uns hierüber: „Ein nicht unbedeutender Theil der Bewohner Würtembergs, zu welchem sich aus allen Ständen Mitglieder gesellten, konnte sich an derjenigen Religionsübung, welche in den Kirchen gehalten wurde, nicht begnügen, sondern schloß noch besondere Vereinigungen, um die innerliche Ausbildung zu befördern, und den äußern Menschen der Stimme des Gewissens ganz unterthänig zu machen, damit dadurch hier schon die höchste Ruhe des Gemüths und ein Vorgeschmack dessen erlangt würde, was das neue Testament seinen muthigen Bekennern im künftigen Leben verspricht. Aber es war keine müßige, innere Anschauung, welcher diese Frommen sich hingaben, sondern sie suchten ihre Reden und Handlungen eben so tadellos zu zeigen, als es ihre Gedanken und Empfindungen waren . . . Für das Allgemeine hatten diese abgeschlossenen stillen Gesellschaften die gute Folge, daß der württembergische Volkscharakter als ein Muster von Treue, Redlichkeit, Fleiß und deutscher Offenheit gepriesen wurde, und Ausnahmen davon unter die Seltenheiten gezählt werden durften. In diesem Lande, unter solchen Menschen lebten die Eltern unsers Dichters, und nach solchen Grundsätzen erzogen sie auch ihre Kinder."

Daß Streicher dies mit Recht von der Mutter des Dichters behaupten konnte, geht zur Genüge schon aus dem bisher über sie Erzählten hervor. Aber auch der etwas weltlicher und realistischer gesinnte Vater flehte täglich in dem selbstverfaßten Morgengebete zu Gott:

> Ueberzählte Augenblicke sind vielleicht schon nicht mehr mein,
> Darum laß mich mit der Buße keinen Pulsschlag säumig sein.
> Aber laß mich auch nicht einzig nur auf ein Bekenntniß treiben,
> Oder nach der Art der Heuchler bei der Rede stehen bleiben;
> Nein, es müssen Geist und Leben der Gewohnheit sich entziehn,
> Und in einem neuen Wandel Früchte der Bekehrung blühn.

Hiernach, denk' ich, wird die Veränderung, die um diese Zeit in dem Wesen des jungen Schiller vorging, nicht mehr auffallen. Der frohe, offene, muthwillige Knabe ward ernst, verschlossen, nachdenkend, als ihm ein finsterer, oft brutaler Unterricht eben dasjenige verleidete, was das Elternhaus ihm lieb und heilig gemacht hatte. Er, der sich an Paul Gerhard's und Gellert's Liedern so oft erquickt hatte, sollte nun das

---

*) Vgl. mein Leben Goethe's I, S. 81.

geschmacklose „In dulci jubilo, nun singet und seid froh“ sich einprägen; und statt die Dogmen seinem Herzen näher zu bringen, drängte man sie ihm gewaltsam auf, reizte Verstand und Gefühl zum Widerspruch und erweckte in ihm peinigende Zweifel. Zu dieser Gemüthsverstimmung scheint sich, wahrscheinlich in Folge schnellen Wachsens, eine Gesundheitsstörung gesellt und beide einander gegenseitig verstärkt zu haben. Christophine berichtet, ihr Bruder habe nach dem Ueberstehen der gewöhnlichen Kinderkrankheiten sich meist wohl befunden, doch nur bis zum vierzehnten Lebensjahr.

Die Ablegung seines Glaubensbekenntnisses fiel vermuthlich mit dem Schlusse seines Ludwigsburger Schulcursus nahe zusammen. Seine Mutter sah ihn an dem Tage vor der Confirmation auf der Straße herumstreifen, und machte ihm Vorwürfe über seine Gleichgiltigkeit gegen die bevorstehende heilige Handlung. Betroffen zog er sich auf einige Stunden zurück, und überreichte dann, nach der einen Ueberlieferung der Mutter ein auf die Confirmation bezügliches deutsches Gedicht, nach der andern dem Vater ein lateinisches in elegischem Versmaß. Beide Traditionen mögen auf Wahrheit beruhen. Wie er zu Neujahr 1769 die Eltern in zwei Sprachen beglückwünscht hatte, so mag er jetzt auch seine Gefühle beim Tauferneuerungsbunde in beiden ausgedrückt haben, nur daß er jetzt Deutsch und Latein schied und an die Eltern vertheilte, und als ein Schüler, der vier Jahre hindurch im Lateinischen die beste Censur, ein doppeltes A erhalten und Ovid's Tristien fleißig studirt hatte, dem Vater statt der Prosa lateinische Distichen bieten konnte.

Da er nunmehr die lateinische Schule in Ludwigsburg durchlaufen hatte, stand er mit freudiger Zustimmung seiner Eltern im Begriff, in eine grobe schwarze Kutte gehüllt, sich der mönchischen Zucht einer der vier Klosterschulen des Landes zu unterwerfen, um Horen singend und Vesper lesend vier Jahre lang sich auf das Universitätsstudium der Theologie vorzubereiten. Was wäre aus seinem Dichtergenius innerhalb dieser dumpfen Mauern geworden, wo alle deutsche Literatur geächtet und der gesammte Unterricht auf Sprachwisserei und Befestigung in den Glaubenslehren des strengsten Lutherthums berechnet war! Zum Glück für unser Vaterland wies ein mächtigerer Wille, dem seine Eltern und er sich zu fügen hatten, ihm unerwartet eine ganz andere Laufbahn an, die ihn, freilich auf Umwegen und erst nach schweren inneren und äußeren Kämpfen, seiner eigentlichen Bestimmung zuführen sollte.

Viertes Kapitel.

Der Herzog Karl Eugen und seine Militair-Akademie auf der Solitude. Schiller als Studiosus der Jurisprudenz in derselben, Anfangs 1773 bis Ende 1775. Studium Klopstock's. Erster epischer Versuch. Bekanntwerden mit Gerstenberg's Ugolino. Erster dramatischer Versuch. Selbstcharakteristik. Sittlich-ästhetische Verbrüderung.

Am 17. Januar 1773 nahm die vom Herzog von Württemberg gestiftete militairische Unterrichts- und Erziehungsanstalt auf der Solitude den jungen Schiller als Zögling auf. Das Institut und seine Gründer haben eine Reihe von Jahren hindurch so tief in Schiller's Lebensgeschick und Geistesentwickelung eingegriffen, daß wir beide näher ins Auge fassen müssen.

Der Herzog Karl Eugen, geboren im Jahr 1728, wurde schon als Knabe vaterlos. Die Mutter, die während seiner Minderjährigkeit die Regentschaft führte, schickte ihn 1741 an den Hof Friedrichs des Großen zur Erziehung. Dieser war mit dem talentvollen Zögling so zufrieden, daß er ihn schon im Februar 1743 zum Chef eines Infanterie-Regiments ernannte. Wie große Stücke er auf ihn hielt, zeigt auch das Zeugniß, das er ihm ausstellte: er sei fähig, noch größere Staaten zu regieren, als welche die Vorsehung seiner Sorgfalt anvertraue. Auf des Königs Verwendung wurde der junge Fürst in einem Alter von kaum sechszehn Jahren für majorenn erklärt und hielt am 10. März 1744 seinen feierlichen Einzug in Stuttgart.

In der ersten Hälfte seiner Regierungszeit gereichte er seinem königlichen Erzieher nicht zur Ehre. Aus Berlin mit Begeisterung für das Soldatenwesen heimgekehrt, machte er einen Aufwand für die Armee, der mit den Finanzkräften des Staats in schlimmem Verhältniß stand. Er formte sein Heer nach preußischem Vorbild um, berechnete aber zunächst Alles für die Parade. Die Offiziere waren in ihrer knappen, stellenweise mit Pappe gefütterten Uniform so steif und unbehülflich, daß sie bei einer Einladung zum Sitzen in arge Verlegenheit geriethen, und ein possierliches Schauspiel darboten, wenn sie, zur herzoglichen Tafel befohlen, die Stufen des Schloßportals mit Stelzenfußschritten hinaufvoltigirten. Der Kriegsgebrauch, den er von seinem Heer machte,

trug ihm keine Lorbeeren ein. Er betheiligte sich am siebenjährigen Kriege wider den Wunsch des Landes und stellte vierzehntausend Mann gegen Friedrich den Großen ins Feld. Als schlimmster Flecken aber haftet ihm der ruchlose Handel an, den er, wie der Landesherr von Hessen, mit den wehrkräftigen Jünglingen seines Staates trieb. Dem Waidwerk leidenschaftlich ergeben, hegte er das Wild in ungeheuren Heerden zu schwerer Schädigung des Ackerbaus. Er besaß viel Sinn für die Kunst; aber in der Pflege derselben nahm er sich leider nicht den nächsten Nachbar, den ökonomischen Markgrafen Karl Friedrich von Baden, sondern den damals tonangebenden üppigen französischen Hof zum Vorbild, den er 1748 bei einer Reise nach Paris und Versailles aus eigener Anschauung kennen lernte. Seine in demselben Jahr erfolgende Heirath mit einer Tochter des Markgrafen von Brandenburg-Baireuth war nicht geeignet, den jugendlich brausenden Fürsten zur Mäßigung zurückzuführen; die junge Gattin kam von einem prachtliebenden, vergnügungssüchtigen Hofe, und ihr zu Gefallen steigerte er noch den Glanz des Hofstaats und berief zahlreiche Künstler und Virtuosen aus Frankreich, Italien und deutschen Staaten. Bald jedoch traten häusliche Zerwürfnisse ein, und eine förmliche Scheidung löste den Ehebund. Nun gab sich der leidenschaftliche Fürst, von listigen und gewissenlosen Günstlingen verlockt, um so ungezügelter einer wechselnden Sinnenlust hin, und suchte die Vorwürfe seines ursprünglich edel angelegten Gemüthes durch ausländische Kunstgenüsse, Glanz und Luxus zu ersticken. Kostspielige Feste, Opern, Ballette, Feuerwerke, Jagden, Reisen, und noch kostspieligere Bauten erschöpften das Land. Als eine ächte Autokratennatur trotzte er eine geraume Zeit dem allgemeinen Unwillen, strafte die murrende Hauptstadt im Jahr 1764 durch Verlegung der Residenz nach Ludwigsburg, und erlaubte sich eben so kühne Eingriffe in die Landesverfassung, als in die Landeskassen. Da ermannten sich endlich die Landstände und strengten gegen ihn bei Kaiser und Reich einen Prozeß an, der unter Mitwirkung der herzoglichen Agnaten und der Garanten der württembergischen Verfassung, Englands, Dänemarks und vor allen Preußens, 1770 zu einem Vertrage zwischen Herrn und Land führte, wodurch Karl Eugen's absolutes Herrschergebahren in die verfassungsmäßigen Schranken zurückgewiesen wurde.

Damit beginnt die zweite, bessere Hälfte seiner Regierungszeit, die nicht ohne Grund in mancher Beziehung für eine glänzende Periode der württembergischen Geschichte gilt. Der herrische, stolze Fürst hätte sich schwerlich durch die Vertragsartikel allein binden lassen; aber reiferes Alter und Ermüdung von Sinnenlust bestimmten ihn, nunmehr seinem Streben bessere Ziele zu setzen. Dazu kam, daß er im Jahr 1772 seine

früher wandelbare Liebe zum schönen Geschlecht einer edel gearteten Frau, der geschiedenen Baronesse Franziska von Leutrum, geb. Freiin von Bernadin, zuwandte, die er bald zur Reichsgräfin von Hohenheim, und später zu seiner rechtmäßigen Gattin erhob. Die anmuthige, gütige Franziska, der es nicht an Sinn und Verständniß für Kunst und Wissenschaft fehlte, bestärkte ihn, wie in allen löblichen Bestrebungen, so auch in dem Gedanken, ein Erziehungs- und Unterrichts-Institut auf der Solitude zu errichten, und widmete demselben, als es ins Leben getreten war, fortdauernd ihre Gunst und Theilnahme.

Dieses späterhin so großartige Institut erwuchs aus einer sehr kleinen und unscheinbaren Wurzel; und man darf sagen, daß mit ihm der Herzog zugleich gewachsen ist. Eine Erziehungsanstalt, in ernstem Geiste geleitet und gepflegt, verfehlt nicht leicht auf den Lenker selbst eine erziehliche Wirkung auszuüben. Im Februar 1770 wurde eine Art Bauhandwerkerschule auf der Solitude eröffnet; vierzehn arme Soldatenknaben wurden in dieselbe aufgenommen mit der Absicht, sie zu Stuccatoren und Gartenbaugehülfen auszubilden. Der Unterricht beschränkte sich neben der speciellen technischen Vorbereitung auf die Elementarschulfächer. Kaum zwei Monate später traten noch sechszehn theils Soldaten-, theils Hofbedientensöhne ein, und indem sich nun der Kreis der technischen Fächer durch Hinzutritt von Ton- und Tanzkunst erweiterte, wurde auch die französische Sprache als neuer Unterrichtsgegenstand eingeführt. Bisher hatte der Herzog vorherrschend die Absicht, die Zöglinge zu eigener Verwendung für seine Bauten auf der Solitude und zu Hohenheim und für Oper und Ballet heranzuziehen. Als aber im Lauf des Jahrs 1770 eine große Theurung entstanden war, nahm die Schule zugleich den Charakter einer Wohlthätigkeitsanstalt an, erhielt den Namen militairisches Waisenhaus und zählte gegen Ende des Jahres beinahe hundert Zöglinge. Nun regte sich im Herzog wieder die Lust am Soldatenwesen. Das militairische Waisenhaus wurde im Februar 1771 zu einer „militairischen Pflanzschule" erweitert; Cavaliers-, Offiziers- und Honoratiorensöhne traten zu den Zöglingen aus niedern Ständen hinzu, der Kreis der Unterrichtsfächer dehnte sich nach allen Seiten aus. So wurde die Schule eine militairisch eingerichtete Erziehungsanstalt, die jedoch nicht bloß für den Heerdienst, sondern auch für die meisten anderweitigen Staatsämter, wie auch für die Künste vorbereiten sollte; und „zu mehrerm Lustre" wurde die Anstalt unter gleichzeitiger nochmaliger Erweiterung ihres Unterrichtskreises, Anfangs 1773 zu einer Militair-Akademie erhoben*).

*) S. Wagner, Geschichte der Hohen Karlsschule I, S. 33.

In diese (nicht, wie frühere Biographen angeben, in die militairische Pflanzschule) trat der junge Schiller im Februar 1773 „mit 43 Kreuzern in der Tasche, 15 Stück unterschiedlichen lateinischen Büchern, einem blauen Röcklein nebst Kamisol ohne Aermel“ als Eleve ein.

Beinahe acht Jahre lang sollte Schiller dieser Anstalt angehören, und zwar die Lebensjahre hindurch, welche für die Gemüths- und Geistesbildung des Menschen von entscheidender Wichtigkeit sind. Es lohnt sich daher wohl der Mühe, das Leben, an das er dort gebunden war, im Einzelnen zu schildern.

Das 1772 errichtete Erziehungsgebäude auf der Solitude bestand aus einem mächtigen Hauptbau und vier langen Flügeln mit geräumigen Höfen dazwischen. Es enthielt große Säle und bot über dreihundert Zöglingen mit ihren Vorgesetzten genügenden Raum. Ein ausgedehnter Garten stieß daran, worin jeder Zögling ein Stückchen Boden zu beliebiger Bepflanzung angewiesen bekam. In den Schlafsälen standen auf beiden Seiten die Bette der Länge nach hinter einander; am Hauptende eines jeden befanden sich ein Tischchen und ein Stuhl, mit dem Namen des betreffenden Zöglings bezeichnet; unter dem Tisch waren Fächer für Toilettesachen angebracht; über dem Kopfende jeder Bettstelle hing ein kleines Büchergestell. An die Schlafsäle reihten sich zunächst der Rangirsaal, der zur Musterung diente, dann der Speisesaal und weiterhin die hellen, geräumigen Lehrzimmer.

Die Zöglinge waren nach Stand und Stellung ihrer Eltern in Cavalierssöhne und Eleven, letztere wieder in Offiziers- und Honoratiorensöhne eingetheilt; als vierte, unterste Abtheilung schloß sich die der Artisten an, die als Söhne unbemittelter Eltern in der Regel ganz auf des Herzogs Kosten zu Architekten, Malern, Stuccatoren, Kunstgärtnern, Tänzern, Tonkünstlern u. s. w. ausgebildet wurden. Jede Abtheilung hatte ihre besonderen militairischen Vorgesetzten und Aufseher, ihren besondern Schlafsaal, ihre besondere Tafel im Speisesaal.

Die tägliche Lebensordnung der Schüler wollen wir uns von einem Cavaliersohn (von Scheler), der 1772 bis 1774 dem Institut angehörte, beschreiben lassen. Im Sommer stand man um fünf, im Winter um sechs Uhr auf, kleidete sich sogleich an, und marschirte dann paarweise, nach der Größe geordnet, durch zwei Flügelthüren in den Speisesaal. Hier stand zwischen den beiden Thüren eine Gebetkanzel; auf beiden Seiten erstreckten sich lange Tafeln mit Stühlen davor, deren jeder den Namen des Besitzers trug; oben im Saal war eine Tafel in Hufeisenform für die Cavaliersöhne. Die getrennt eingetretenen Paare vereinigten sich vor der Kanzel wieder und marschirten in militairischem

Taktschritt weiter, bis jeder Zögling seinen Stuhl erreicht hatte. Auf das Kommando halt! rechtsum kehrt! machten alle eine Wendung nach der Kanzel hin und erhoben die Hände gefaltet zum Morgen- und Tischgebet, das immer der Jüngste auf der Kanzel vorsprach. Dann auf das Kommando rechts und links um! wandten sich alle den beiden Tafeln zu, rückten die Stühle mit Donnergepolter und setzten sich zum Frühstück, das aus einer Mehl- oder Brodsuppe bestand. Eben so reglementsmäßig verliefen das Aufstehen vom Tisch, das Dankgebet und der Abmarsch zur obern Saalthüre hinaus. Um sieben Uhr begannen die Lehrstunden, mit Schlag eilf Uhr wurde geschlossen. Nun ging es in die Schlafsäle zurück. Hier wurden die Kleider gebürstet, Knöpfe und Schuhschnallen blank gemacht, die Haare frisirt. Um eilf ein halb wurden die Zöglinge im Rangirsaal in zwei Reihen aufgestellt und von ihren Aufsehern, auch wohl vom Intendanten Seeger, oder gar vom Herzog selbst besichtigt, der bei dieser Gelegenheit manchmal öffentlich Lob spendete oder Strafe diktirte. Der Aufmarsch in den Speisesaal, das Tischgebet vor und nach dem Mittagsmahl, der Abmarsch erfolgte wieder in strengster militairischer Ordnung. Das Mittagsessen bestand aus Suppe, Rindfleisch und Zugemüse; bisweilen folgte zum Nachttisch leichtes Backwerk. Nicht selten wohnte der Herzog mit der Gräfin von Hohenheim dem Essen bei. Er pflegte dann, nachdem er mit dem Ruf **Dinez, Messieurs!** das Signal zum Angriff gegeben hatte, an den Tafeln herumzugehen und sich mit diesem und jenem Zögling zu unterhalten. Nach Tisch hatten die Schüler Freistunde bis zwei Uhr. Bei schönem Wetter wurden während dieser Zeit Spaziergänge in Abtheilungen von je zwölf Zöglingen unter Begleitung von je zwei Aufsehern gemacht, bei ungünstigem Wetter in verdecktem Raum mit dem Gewehr exercirt oder sonstige Körperübungen vorgenommen. Hierauf Unterricht von zwei bis sieben Uhr; dann wieder Versammlung im Rangirsaal, um Anzug und Frisur neu zu ordnen; alsdann Abmarsch zum Abendessen, wobei Suppe, oder Braten mit Salat, oder eine leichte Mehlspeise vorgesetzt wurde. Punkt neun Uhr marschirten Alle in die von großen Glaslaternen erhellten Schlafsäle, und mußten sogleich zu Bette gehen. Vier Aufseher achteten darauf, daß keine Unterhaltung geführt wurde. — Damit wäre denn ein Tag aus Schiller's damaligem Leben skizzirt, wie er ihn, eingefügt in die große, regelmäßig arbeitende Maschine, unnachsichtlich mit durchmachen mußte.

Verstöße gegen die strenge Regel zogen mancherlei Strafen nach sich. Für eine Ordnungswidrigkeit im Anzuge geruhte der revidirende Herzog oft höchst eigenhändig einen Backenstreich zu ertheilen. Schlimmer

war das sogenannte Kariren; der Sünder mußte dann entweder hungrigen Magens den speisenden Mitschülern zusehen, oder an einem besondern Tischchen stehend eine bloße Suppe genießen. Auch Ruthenstreiche und Karzer gehörten zu den Strafmitteln.

Das strenge Einerlei der Lebensordnung wurde nur einigermaßen durch Sonn- und Feiertage, mitunter auch durch einen hohen Besuch, nicht aber durch Ferien unterbrochen. Sonntags Nachmittags durften die Schüler den Besuch der Eltern und Geschwister annehmen; aber erwachsenen Schwestern waren die Thore der Akademie verschlossen. Auch wurden dann wohl kleine Ausflüge gemacht. Besondere Festtage der Anstalt waren der Stiftungstag der Anstalt und die Geburtstage des Herzogs und der Gräfin Franziska. Das Stiftungsfest fiel auf den 14. December. Vierzehn Tage vorher hörte der Unterricht auf und machte öffentlichen Prüfungen Platz. Der Festtag war zur Vertheilung der Preise und zur Entlassung der Abgehenden bestimmt. Nach einem feierlichen Morgengottesdienst erschien dann der Herzog in der Uniform der akademischen Offiziere mit glänzendem Gefolge im großen Rangirsaal und nahm Platz vor einer großen Tafel, auf welcher die Orden und Preise lagen. Nun hielt ein Professor der Akademie die Festrede; dann begann der Sekretair die Namen der Cavaliersföhne und Eleven zu verkünden, denen Preise zuerkannt waren. Die Aufgerufenen traten der Reihe nach hervor und empfingen die Preise aus der Hand des Herzogs. Nach dem Empfang derselben durften die Cavaliersföhne die Hand des Fürsten, die Eleven nur seinen Rock küssen. Aber auch die Eleven konnten sich zum Privilegium des Handkusses emporschwingen. Wenn einer nämlich in vier Fächern einen Preis erhielt, so wurde er, gleichviel ob adelig oder bürgerlich, zum Chevalier ernannt und bekam einen besondern akademischen Orden, der außer der Berechtigung zum Handkusse für künftige Militairs den reellern Vortheil brachte, daß sie beim Austritt aus der Anstalt um einen Grad höher angestellt wurden. Errang einer acht Preise, so erhielt er ein Großkreuz mit einem rechts ins Kleid zu stickenden Stern und wurde Grand-Chevalier. — Sehr feierlich wurden auch die Geburtstage des Herzogs und der Gräfin Franziska begangen; es fehlte dann nicht an Redeacten, Symphonien, Komödien, Opern und Balletten, wobei Zöglinge der Anstalt mitwirkten. Seit 1773 bestand neben der Akademie auf der Solitude eine Ecole des Demoiselles, worin großentheils auf Kosten der Gräfin sowohl bürgerliche als adelige Mädchen in Religion, Sprachen, Geschichte, Geographie, Musik, Tanz und weiblichen Handarbeiten unterrichtet wurden. Auch die Zöglinge dieser Anstalt nahmen an der Feier der Feste mit-

wirkend Theil, wurden auch wohl gar mit den Akademikern auf Redouten kommandirt, wo sie dann nicht minder vorschriftsmäßig, als diese, sich zu benehmen wußten.

Man sieht, die Anstalt, der jetzt der junge Schiller angehörte, war weit entfernt, einer Klosterschule zu gleichen. Was aber hatte ihn der Theologie und dem geistlichen Beruf abwendig gemacht? Nichts anders, als der Eigenwille des Herzogs. Die Emporbringung der Schule wurde bald sein Lieblingsgeschäft; und wie in Allem, was ihn lebhaft anzog, seine Sorgfalt sich bis auf das Besonderste erstreckte, so gab er jetzt Schulvorstehern und hervorragenden Lehrern auf, ihm geeignete Zöglinge für die Anstalt zu bezeichnen. Da wurde ihm nun durch den Professor Jahn auch der Sohn des Hauptmanns Schiller empfohlen, und sogleich machte der Herzog letzterem das Anerbieten, seinen Sohn in dem Institut kostenfrei erziehen und unterrichten zu lassen. Der Antrag versetzte die Schiller'sche Familie in große Bestürzung. Der junge Fritz sollte sich dem geistlichen Stande widmen; für die Theologie gab es aber keinen Lehrstuhl in der Militair-Akademie. Der Vater richtete eine freimüthige Gegenvorstellung an den Landesherrn. Allein dieser wiederholte sein Begehren noch zweimal; und da er gewohnt war, jeden seiner Wünsche als Gebot befolgt zu sehen, so durfte die Gnade nicht länger abgelehnt werden. Einmal entschlossen, machte der Hauptmann gute Miene zum bösen Spiel, und sprach seinen Dank für die Huld des „großen Karl" in einem schwungvollen Schreiben an den Akademie-Intendanten Seeger aus. Es war auch Manches, was Schiller's Eltern mit dem Willen des Herzogs aussöhnen konnte. Dieser hatte dem jungen Schiller für den Fall seines Eintritts in die Anstalt eine besonders gute Anstellung in seinem Dienst in Aussicht gestellt. Die Mutter fühlte sich durch die Nähe des Instituts, die väterliche Fürsorge des Herzogs für seine Zöglinge, und vor Allem durch die Aufmerksamkeit, die er der Gesundheit derselben widmete, beruhigt. Der junge Schiller aber sah mit Schmerz sich gewaltsam in eine neue Laufbahn gerissen, und er empfand den eigenmächtigen Eingriff in seinen Lebensplan als eine tiefe Kränkung. Unter den Berufsarten, für welche das Institut vorbereitete, ward ihm die Wahl frei gestellt; er entschied sich für die Jurisprudenz.

Vorläufig aber, während des Jahrs 1773, verschonte man ihn noch mit der Rechtswissenschaft; er setzte die Beschäftigung mit den alten Sprachen fort, lernte das Französische und erhielt außerdem noch Unterricht in Religionslehre, Geographie, Geschichte und Mathematik. Ueber seine Fortschritte in diesen Lehrfächern gehen die Urtheile zweier Schulgenossen auseinander. Petersen behauptet, Schiller habe außer dem

Lateinischen, worin er aber Meister gewesen sei, in sämmtlichen schon zu Ludwigsburg begonnenen Disciplinen beinahe nichts zugelernt. Wilhelm von Hoven, sein Schulkamerad von Ludwigsburg her, berichtet: Schiller sei in den gelehrten Sprachen bedeutend vorgerückt, habe die französische Sprache bis zum geläufigen Uebersetzen der Schriftsteller gelernt, und sei auch in den übrigen Unterrichtsfächern nicht zurückgeblieben. Seine Fortschritte im Griechischen werden dadurch bestätigt, daß ihm bei der Preisvertheilung am 14. December 1773 der erste Preis in diesem Lehrfach zuerkannt wurde*). Petersen bemerkt jedoch: „Um seine Stärke in diesem Fach nicht zu überschätzen, muß man wissen, daß er eigentlich nur weniger schwach darin war, als seine Mitbewerber, und daß die ganze Aufgabe bloß in Erklärung äsopischer Fabeln bestand. Ueber Hippokrates' Aphorismen brachte Schiller es auch später nicht hinaus, und den Plutarch las er nicht in der Ursprache."

Leistete Schiller damals in der Schule weniger, als man von seinen Anlagen erwarten konnte, so darf das nicht befremden. Schüler, in denen die Keime eines besondern Talents der Entwickelung zudrängen, genügen selten den Tagesforderungen der Schule, und um so seltener, je pedantischer diese in ihren Ansprüchen ist. In der Militair-Akademie herrschte aber, wie wir wissen, die allerstrengste militairische Form. „Dein Friedrich ist nie sich selbst überlassen," klagte er am 12. Juli 1773 in einem Briefe an seinen Jugendfreund Moser; „den einmal festgesetzten Unterricht muß er anhören, prüfen und repetiren, und Briefe an Freunde zu schreiben — setzte er entschuldigend hinzu — steht nicht in unserem Schulreglement. Sähest du mich, wie ich neben mir Kirsch's Lexikon habe, und vor mir das dir bestimmte Blatt beschreibe, du würdest auf den ersten Blick den ängstlichen Briefsteller entdecken, der für dieses geliebte Blatt eventualiter einen nie gesehenen Schlupfwinkel in einem geistesarmen Wörterbuche sucht."

Dazu that bald noch etwas weit schwerer Wiegendes seinem Schülerfleiß Abbruch. Das in ihm schlummernde poetische Talent wurde durch näheres Bekanntwerden mit Klopstock's Werken mächtig angeregt. In dessen Oden und der Messiade fand er zugleich für dieses Talent, und für sein liebevolles Herz, wie für seinen frommen Sinn die reichste und willkommenste Nahrung. Seine Beschäftigung mit jenen Dichtungen war nicht etwa ein flüchtiges, naschendes Genießen, sondern ein ernstes, andauerndes Studium, ein tiefeindringendes Empfinden, Beobachten, Forschen, Vergleichen und Aneignen. Alles Große und Erhabene, alles

*) S. Wagner, Gesch. der Hohen Karlsschule II, 298.

Zarte und Weiche, alles Innige und Geistige der Klopstock'schen Gedanken, Gefühle und Bilder nahm er voll und warm in Gemüth und Phantasie auf. Die mächtig aufgeweckten religiösen Empfindungen regten von Neuem das Verlangen an, sich dem geistlichen Stande widmen zu dürfen. Nicht selten wandelten ihn, wie uns berichtet wird, heilige Schauer und gottesdienstliches Entzücken an. Er ergoß sich in Gebete und hielt auch in Gesellschaft Anderer Andachtsübungen; aber nie, setzt Petersen hinzu, gesellte er sich zu den schwärmerischen Betbrüdern und verschrobenen Kopfhängern, die unter dem Namen Pietisten damals auch in der Militair-Akademie eine Zeit lang ihr Wesen trieben. In diesem religiös-ästhetischen Drange griff er zur Bibel in Luther's Kernsprache, und suchte und fand hier auch den Stoff zu einem Epos. Schon 1773 unternahm er, freilich mehr mit mühevollem Nachbilden, als mit selbstschaffender Kraft, das kühne Wagniß, den politisch wie religiös gleich bedeutenden israelitischen Gesetzgeber Moses episch zu verherrlichen, gleichwie sein bewunderter Vorgänger den Weltheiland besungen hatte.

Gegen Ende des Jahrs 1773 oder zu Anfange des folgenden lernte er durch einen Freund Gerstenberg's Ugolino, ein jetzt beinahe vergessenes Trauerspiel, kennen, das durch seine rührenden, erhabenen und tieferschütternden Scenen einen lange fortwirkenden Eindruck auf ihn machte. Wie Lessing an dieser Tragödie die Kunst bewunderte, womit ein Stoff, der aller dramatischen Form zu widerstreben scheint, sich bewältigt zeigte: so hielt auch Schiller noch im reifen Mannesalter — dies zeigt ein Brief an Goethe — das Stück in Ehren. Der Ugolino regte, wie die Messiade, ihn zum Selbstschaffen an. Er versuchte ein Drama Absalon, dessen er sich noch in seinen Mannesjahren erinnerte. Ein Trauerspiel die Christen, das Schiller's Vater wohl etwas zu früh, ins dreizehnte Lebensjahr des Sohnes setzt, rief ihm dieser später in's Gedächtniß zurück; es hatte vermuthlich die Gräuel der Christenverfolgungen und den heroischen Opfermuth der Märtyrer des neuen Glaubens zum Gegenstand. Von beiden dramatischen Versuchen ist eben so wenig, als vom Moses, irgend etwas auf uns gekommen. In Schiller's vierzehntes Lebensjahr fällt wahrscheinlich in der ersten Anlage ein Gedicht An die Sonne, das er später überarbeitet in seine Anthologie aufnahm.

Ueber dem Studium der deutschen Dichter wurden die lateinischen nicht vergessen, namentlich beschäftigte ihn Virgil's Aeneide viel stärker, als für seine Berufsstudien dienlich war. Aber die im Institut verpönte vaterländische Poesie zog ihn doch am meisten an und gewann eben durch das Verbot einen erhöhten Reiz. Kein Wunder, wenn er in der Rechtswissenschaft, die er 1744 (also im fünfzehnten Lebensjahre!) be-

gann, hinter seinen Mitschülern zurückblieb und von den Lehrern dieses Fachs sogar für talentlos erklärt wurde. Aber der Herzog sah schärfer als die Professoren und erwiderte auf ihre Klagen über Schiller: „Laßt mir den nur gewähren! Aus dem wird etwas.“ Weniger scharf blickte Lavater, der im August 1774 das Institut behufs physiognomischer Studien besuchte; er erklärte Schiller, den Knaben mit dem treusten Herzen, für einen „Erzschelm“. In einer Beziehung hatte er freilich nicht Unrecht; denn der Schelm führte mit seiner verstohlenen Privatlectüre die Lehrer oft arg hinter das Licht. Schiller selbst aber empfand peinlich den Zwiespalt zwischen der Schulpflicht und dem Drange seines Innern. „Daß du eher zum Zweck kommen würdest,“ schrieb er im Oktober 1774 an seinen Freund Moser, „das ahnte ich jetzt erst, als ich durch Erfahrung einsehen lernte, daß dir, einem freien Menschen, ein freies Feld der Wissenschaften geöffnet war. Dem Himmel sei gedankt, daß in unsern Kriminalgesetzbüchern nicht neben der Strafe des Felddiebstahls auch eine Pön auf Diebstahl in entlegenen wissenschaftlichen Feldern gesetzt ist! Sonst würde ich Armer, der ganz heterogene Wissenschaften treibt, und im Garten der Pieriden manche verbotene Frucht nascht, längst mit Pranger und Halseisen belohnt worden sein!“

Wie sanft und schonend, im Vergleich mit dem jungen Schiller, verfuhr doch das Schicksal mit Goethe in dessen Knaben- und Jünglingsjahren! Wie Manches wurde diesem erspart, wodurch jugendliche Freudigkeit, Offenheit und Wahrhaftigkeit gefährdet wird! Schiller's Charakter hatte in dieser Beziehung die schwersten Proben zu bestehen. Wäre sein inneres Wesen nicht von Grund aus auf Wahrhaftigkeit und Treue gegen sich selbst angelegt gewesen, es hätte nicht ohne arge Beschädigungen aus jenen Proben hervorgehen können. Um einen trotz seiner Strenge warmgeliebten Vater nicht zu kränken, hatte er schon zu Ludwigsburg still dulden gelernt und sogar den Kirchentyrannen Zilling in einer lateinischen Dankepistel besungen. Den vom Herzog abhängigen Eltern zu Liebe mußte er den Unwillen über die Zerstörung seines Lebensplans in die Brust zurückdrängen und dem herrischen Gebieter feurigen Dank aussprechen. Seine Lieblingsstudien mußte er ihm und den Lehrern verheimlichen. Wie nahe lag da die Gefahr, sich an kriechende Unterwürfigkeit und Heuchelei zu gewöhnen!

Nun gerieth gar im Jahr 1774 der Herzog auf den vielleicht von den Jesuiten erborgten Gedanken, sich von jedem der ältern Zöglinge eine Charakteristik seiner selbst und aller Abtheilungsgenossen einreichen zu lassen. Worauf es dabei auch abgesehen sein mochte, jedenfalls war die Stellung dieser Aufgabe eine pädagogische Versündigung an den

Zöglingen. Es war für die Schilderung das Festhalten gewisser Gesichtspunkte, wie Religiosität, Gesinnung gegen den Herzog, Betragen gegen Lehrer und sonstige Vorgesetzte, Ordnungsliebe, Reinlichkeit u. s. w. vorgeschrieben. Der vollständige Bericht Schiller's an den Herzog ist erhalten*) — ein in doppelter Beziehung schätzbares Dokument; denn es läßt nicht nur den intellectuellen Bildungsstand des kaum Fünfzehnjährigen erkennen, sondern auch einen tiefen Blick in sein Gemüth thun. Der sprachliche Ausdruck erscheint stellenweise unbeholfen, aber weniger aus Mangel an Gedankenklarheit und Stylfertigkeit, als weil er nicht frisch vom Herzen sich äußern darf. Das Thema, das bei der Charakteristik jedes einzelnen Mitschülers nach derselben Schablone zu behandeln war, ist trefflich variirt und gewissermaßen künstlerisch durchgeführt. Beigegebene lateinische Distichen**), welche die vom Herzog gestellte Frage: „Wer ist unter euch der schlechteste?" beantworten, zeugen, wie jenes an Zilling gerichtete Carmen, von bedeutender Fertigkeit im lateinischen Versbau. In der Einleitung des deutschen Berichts blitzt durch alle Huldigungs- und Demuthsphrasen der Freimuth des Knaben hervor; er ist kühn genug, dem Herzog eine pädagogische Lection zu geben. Nur der ausdrückliche Befehl des Gebieters, sagt er, bestimme ihn, sich an eine Aufgabe zu wagen, die auf Glück und Unglück seiner Freunde Einfluß haben könne, und deren befriedigende Lösung sich selbst der größte Weise nicht zutrauen dürfe. Einen Punkt des allergnädigsten Befehls verwirft er geradezu: er fühlt sich zu klein, um über die Aufrichtigkeit des Christenthums seiner Schulgenossen zu urtheilen; das vermöge nur die göttliche Allwissenheit. Von einem Mitschüler sagt er, ihn mache eine kriechende Demuth verächtlich, die eben so sehr als Hochmuth zu fliehen sei. Von einem andern macht er die überraschende Bemerkung, daß er sich durch Auswendiglernen verderbe. Sich selbst spricht er nicht frei von Eigensinn, Hitze und Ungeduld, beruft sich aber auf seine Aufrichtigkeit, Treue und Gutherzigkeit. Daß er „die schönen Gaben", die er besitze, bisher nicht pflichtmäßig angewandt habe, entschuldigt er mit Körperleiden***). Mit Munterkeit habe er die Rechtswissenschaft ergriffen, und werde sich glücklich schätzen, darin dem Vaterlande einst dienen zu können; aber — fügt er kühn genug hinzu — für weit glücklicher würde

*) Mitgetheilt in Schiller's sämmtlichen Schriften. Historisch-krit. Ausg. von Gödeke, I, S. 13.

**) Ebendaselbst S. 12.

***) Im J. 1774 war er fünf Wochen hindurch krank (vom 2. September bis zum 7. Oktober).

er sich halten, wenn ihm vergönnt wäre, dies Ziel als Gottesgelehrter zu erreichen. So bricht auch hier wieder der Schmerz hervor, daß man ihn der geistlichen Laufbahn entzogen hatte.

Auch Urtheile der damaligen Mitschüler über Schiller sind uns in jenen Berichten aufbewahrt. Sie bestätigen seine Kränklichkeit, seinen Hang zur Theologie, seine Freude an der Lectüre von Dichtern; einige lassen die Ahnung durchblicken, daß sein Streben auf poetisches Schaffen gerichtet sei. Ueber seine Gemüthsart und Stimmung sind seine Mitschüler sehr verschiedener Ansicht; der eine nennt ihn bescheiden, schüchtern, mehr in sich als äußerlich vergnügt; ein anderer charakterisirt ihn als lebhaft, lustig, voll Einbildungskraft und Verstand; wieder ein anderer rühmt ihn als sehr dienstfertig, freundschaftlich, dankbar, sehr aufgeweckt, sehr fleißig. Ein Eleve stellt ihm das geistreiche Zeugniß aus, er sei gewiß ein wahrer Christ, aber — nicht sehr reinlich, und trifft damit einen Punkt, über den Schiller sich auch selbst beim Herzog anklagt. Dem ideal gestimmten, in seinen Dichtern und Zukunftsplänen lebenden und webenden Fünfzehnjährigen mochte es doppelt schwer fallen, den strengen und pedantischen Toilette-Vorschriften des Instituts zu genügen; er mußte sich nicht selten von dem Oberaufseher Nieß einen „Schweinepelz" schelten lassen. Erwäge man aber auch, was dazu gehörte, diesen Vorschriften in Allem gerecht zu werden! Als Offizierssohn erschien er alltäglich mit einem kleinen dreieckigen Hut, die Haare von beiden Seiten aufgerollt mit einem langen falschen Zopf nach vorgeschriebenem Maß, in hellblauer Weste mit schwarzplüschenem Kragen und Aermelaufschlag, weißen Achselschnüren und übersilberten Knöpfen, in weißen Beinkleidern und Schuhen mit versilberten Schnallen. Wehe ihm, wenn auf dem Anzug ein Fleckchen war, wenn Knöpfe und Schnallen nicht gehörig blinkten! Der Paradeanzug hatte mehrere Abstufungen; so gab es eine Parade geringern Grades mit dem gewöhnlichen Anzuge, aber mit vier gepuderten Papilloten an jeder Seite in zwei Etagen. Schiller mag sich in solchem Kostüm recht unvortheilhaft ausgenommen haben; denn Menschen, deren Körper von der Natur auf große Dimensionen angelegt ist, erscheinen in der Entwickelungszeit meist etwas ungeschlacht; kein Wunder, wenn er, der später für den längsten Mann in Weimar galt, damals keine zierliche Gestalt war und einige Aehnlichkeit mit einem unproportionirten jungen Füllen hatte. Sein Mitschüler Scharffenstein, nachmals württembergischer General, dem die obige Schilderung des Anzugs entlehnt ist, sagt dann weiter: „Da sah nun unser Schiller komisch aus. Er war für sein Alter lang, hatte lange Beine, beinahe durchaus mit den Schenkeln von Einem Kaliber, war sehr lang-

halsig, blaß, mit kleinen rothumgränzten Augen. Und nun dieser ungeleckte Kopf voll Papilloten!" Leserinnen, denen es verdrießlich ist, sich den Lieblingsdichter der deutschen Frauen so vorzustellen, sei vorläufig zur Beruhigung gesagt, daß er nach Petersen's Zeugniß vom dreiundzwanzigsten Lebensjahre an sich auffallend verschönerte. Die Sommersprossen, die sein Gesicht entstellten, verloren sich; „sein Geist", sagt Petersen, „ergoß sich in die Gesichtszüge und veränderte die Gestalt des Körpers."

Schiller ließ sich durch die Witzeleien der Mitschüler über seine Sommersprossen und rothen Haare eben so wenig, als durch das Verkennen seiner besten Geistesgaben seitens der Lehrer niederbeugen. Er hatte bereits eine innere Zufluchtsstätte gefunden, die ihn seine äußern Bedrängnisse für eine Zeit lang vergessen ließ; ja, der harte Druck von außen trug sogar dazu bei, in seiner erstarkenden Seele neben den sanften, frommen Gefühlen der Humanität auch die heroischen Stimmungen der Geistes- und Gemüthsfreiheit zu steigern. Diese traten denn auch im Laufe des Jahrs 1775 stärker an den Tag. Vorzüglich begannen ihn moralische Kraftäußerungen seiner Mitschüler zu begeistern. Als Scharffenstein einem unbillig verfahrenden Oberaufseher mit Festigkeit entgegengetreten war, besang Schiller dieses Aufsehen machende Benehmen in einer Ode, die er für sein Meisterstück hielt. Der Vorfall veranlaßte den innigsten Anschluß beider und einen völligen Austausch ihrer Gemüther. Zu ihnen gesellten sich als Gleichgesinnte Petersen und von Hoven. Sie stifteten eine Art Bündniß, „dessen Stamm (nach Hoffmeister's treffender Bezeichnung) sittlich, und dessen Blumenkrone poetisch war"; denn nicht nur auf gegenseitige moralische Kräftigung, sondern auch auf gemeinsames ästhetisches Vorwärtsstreben und wetteifernde dichterische Production hatten sie es abgesehen. Solche Verbrüderungen pflegen das Selbstgefühl des Einzelnen, der ihnen angehört, mächtig zu erhöhen. So spricht sich denn auch schon in einem Briefe Schiller's vom 20. Februar 1775 an seinen Freund Moser eine frischere, kräftigere, selbst trotzige Stimmung aus. „Du wähnst", schrieb er, „ich solle mich gefangen geben dem albernen, obgleich im Sinne der Inspectoren ehrwürdigen Schlendrian? So lange mein Geist sich frei erheben kann, wird er sich in keine Fesseln schmiegen. Dem freien Mann ist schon der Anblick der Sklaverei verhaßt, und er sollte die Fesseln duldend betrachten, die man ihm schmiedet? O Karl *), wir haben eine andere Welt

*) Gustav Schwab vermuthete, Schiller habe seinem Freunde Ferdinand Moser den Namen Karl geliehen, weil ihm schon damals sein Karl

in unsern Herzen, als die wirkliche ist! Empörend kommt es mir oft vor, wenn ich da einer Strafe entgegengehen soll, wo mein inneres Bewußtsein für die Rechtlichkeit meiner Handlungen spricht. Die Lectüre einiger Schriften von Voltaire hat mir noch gestern viel Verdruß verursacht." Man fühlt aus diesen Worten heraus, daß die Sonne der Geistesselbständigkeit schon damals in ihm leuchtend und erwärmend aufging, um nie mehr unterzugehen. Ihre ersten blendenden Strahlen hätten ihn beinahe auf Irrwege gelockt. Es wird berichtet, daß er mit einigen Kameraden den Plan angezettelt, sich durch die Flucht aus ihrem akademischen Gefängniß für immer in Freiheit zu setzen. Klüglicher Weise besannen sich die jungen Heißsporne bei ruhiger Berathung eines Bessern. Schiller sagte hierüber später einmal lachend: „Die Inspectoren würden nach dieser Hedschra keine neue Zeitrechnung eingeführt haben."

In solcher Gemüthsverfassung mag er denn wohl im Jahr 1775 für seine Brodwissenschaft nur wenig gethan haben, obwohl in den Tabellen der Militair-Akademie, die Hoffmeister im Original besaß, die Rubriken „Gedächtniß, Anwendung seiner Gaben, Witz, Scharfsinn" bei Schiller alle mit dem Prädikat „gut" bezeichnet sind. Unter den Preisgekrönten vom 14. December 1775 fehlt sein Name, während von seinen Freunden damals von Hoven einen Preis im Französischen, und Scharffenstein in der „Conduite" davontrug. Doch sollte unser Freund nun bald die ihm aufgedrungene Jurisprudenz los werden und mit einem Berufsstudium vertauschen, das von Einer Seite wenigstens seinen Interessen näher lag, so wie er kurz vorher schon sammt der ganzen Akademie seinen Wohnplatz mit einem andern vertauscht hatte. Wir sind mit diesem Orts- und Studienwechsel wieder bei einem Abschnitt in Schiller's Jugendleben angelangt.

Moor im Kopf spukte. Dies kann nicht sein, da er ihn so schon in Briefen aus einer Zeit nennt, worin nachweislich der Gedanke an die Räuber ihm noch ferne lag.

Fünftes Kapitel.

Die Jahre 1776 und 1777. Schiller's Versetzung mit der Akademie nach Stuttgart. Uebertritt zur Medicin. Philosophische Studien. Bekanntwerden mit Shakespeare. Lyrische Gedichte. Dramatische Versuche. Schiller als Hofredner und Hofpoet. Berührungen mit Schubart.

Vor dem Uebergange zu den Jahren 1776 und 1777 haben wir noch ein paar einflußreiche Ereignisse aus dem Ende des vorhergehenden Jahres nachzuholen.

Am 18. November 1775 siedelte die Militair-Akademie von der Solitude nach Stuttgart über. Lassen wir uns den feierlichen Ortswechsel durch die damalige Stuttgarter privilegirte Zeitung beschreiben. Vormittags 10 Uhr verfügte sich der Herzog von der Hauptstadt aus zum Empfange seiner geliebten „Söhne“ (so pflegte er die Zöglinge zu nennen) auf den Hasenberg, wo die Stadtreiter und ein Corps berittener Stuttgarter Bürgersöhne in stattlichen neuen Uniformen an ihm vorüberparadirten. Unterdeß bewegte sich von der Solitude heran die lange Reihe der Akademiker in Gala, mit ihren Offizieren an der Spitze. Nachdem der Herzog sie begrüßt hatte, ging der Zug in die Hauptstadt, voran die Stadtreiter mit Pauken und Trompeten und die Bürgerssöhne zu Pferde, dann der Herzog, hierauf die Akademiker, von ihrem Intendanten von Seeger geführt. Eine zahllose Menschenmenge umwogte den Zug, die Fenster aller Straßen, durch die er ging, waren mit Zuschauern besetzt und ergossen über ihn einen Blumenregen; den Herzog begrüßte ein tausendfaches Lebehoch. Der Festzug ging zur Stadt hinaus nach dem Akademiegebäude, das, ursprünglich zu einer Kaserne bestimmt, jetzt einen umfangreichen Complex stattlicher Bauten bildete und eine Kirche, ein Theater, Bibliotheken, Künstler-Ateliers, Reitbahnen, Bäder u. s. w. umschloß. Beim Eintritt in das Akademiegebäude ward der Herzog von den Professoren empfangen. Dann folgte festlicher Gottesdienst in der Akademiekirche, nach dessen Beendigung der Herzog persönlich eine Abtheilung der Zöglinge nach der andern in die geschmackvoll verzierten, auf einer Doppelreihe dorischer Säulen ruhenden Schlafsäle einführte. Hierauf versammelte er sie im großen Speisesaal und wohnte dem Mahl bei. Eine Abendtafel des Herzogs, wozu die Offiziere und Professoren der Anstalt geladen waren, beschloß den Festtag, der auf die Wieder-

aussöhnung des Fürsten mit seiner Hauptstadt gleichsam das Siegel drückte. — Auch die **Ecole des Demoiselles** wurde nach Stuttgart verlegt.

Es kann auffallend erscheinen, daß der Herzog sich bewogen fand, das Institut von der gesunden, schön gelegenen, ihm so lieb gewordenen Solitude nach der Residenzstadt zu verpflanzen. Ein Hauptgrund lag wohl darin, daß es auf der Solitude mit jedem Jahre schwieriger wurde, die hundertfachen täglichen Lebensbedürfnisse für das fortwährend anwachsende Personal der Anstalt schnell und ausreichend zu beschaffen. Dann mochte es auch ihm, als einem versöhnlichen Charakter, willkommen sein, der wieder freundlich gesinnten Hauptstadt durch diesen Umzug einen Beweis seines Wohlwollens geben zu können; gewährte er doch der Stadt durch Zuwendung einer bereits weit berühmten Anstalt nicht bloß eine neue Zierde, sondern auch vielen Handwerkern und kaufmännischen Familien materiellen Gewinn, und manchen Eltern Gelegenheit, ihren Kindern mit weniger Kosten eine vielseitige Bildung geben zu lassen. Endlich mochte es auch für ihn schmeichelhaft sein, wenn diese Schöpfung, die sein Stolz und seine Freude war, sich auf einem minder entlegenen, den Augen der Welt nicht so entrückten Schauplatz weiter entwickelte; denn auf eine fernere Fortentwickelung, und zwar eine recht großartige hatte er es abgesehen.

Für Schiller insbesondere war der Umzug nach Stuttgart in doppelter Hinsicht von Bedeutung. Er, der Freund ländlicher Einsamkeit, fand sich nun wieder in eine geräuschvolle Residenz versetzt. Die Solitude ist ein reizendes Stück Welt, das auch jetzt noch alljährlich Liebhaber der schönen Natur in ganzen Pilgerzügen anlockt. Im Jahr 1763 entdeckte der Herzog die Stätte auf einer rauhen Waldhöhe zwischen Stuttgart und Leonberg, damals von fünf aus Einer Wurzel erwachsenen Eichen „zu den fünf Eichen" genannt. Voll Bewunderung der herrlichen Aussicht, die im Vordergrunde sechzig Dörfer, im Hintergrund einen ununterbrochenen Gebirgskranz umfaßt, beschloß er hier einen Ruhesitz zu gründen. **Loca haec tranquillitati sacrare voluit Carolus** (diese Gegend wollte Karl der Ruhe weihn) lautete eine Inschrift des dort erbauten Lustschlosses. Aber der damals erst fünfunddreißigjährige Fürst war noch nicht reif für die Einsamkeit, und die Solitude war oft genug das Lager eines zahlreichen Hofes und der Schauplatz rauschender Festlichkeiten. Schiller dagegen brachte dorthin die vollste Empfänglichkeit für die Reize der schönen Umgebung mit; hätte nur nicht die leidige strenge Schulordnung der Akademie ihm diesen Genuß so selten und spärlich vergönnt! Doch gelang es ihm manchmal, wie erzählt wird,

sich ganz allein der Aufsicht zu entziehen, und er schweifte dann einsam zur Nachtzeit in dem nahgelegenen Walde umher.

Aber die Solitude hatte auch noch einen andern Magnet für sein Herz, sie war seit einiger Zeit der Wohnplatz seiner geliebten Eltern und Schwestern. Schiller's Vater, ein strebsamer Mann, wie wir wissen, fand in dem militairischen Beruf nicht hinreichende Beschäftigung für seinen lebhaften Geist. Er hatte sich schon längst dem Studium der Botanik und der Gartenkunst, insbesondere der Obstbaumzucht zugewandt, und zu Ludwigsburg in seiner Mußezeit eine Baumschule angelegt, die guten Erfolg hatte. Der Herzog, auf diese Lieblingsbeschäftigung seines Untergebenen aufmerksam geworden, übertrug ihm gegen Ende 1774 oder zu Anfange 1775 die Oberaufsicht und Leitung aller Gartenanlagen und Baumpflanzungen auf der Solitude. Hier eröffnete sich nun dem wackern Manne ein erwünschter weiter Spielraum für seinen Thätigkeitstrieb. Die Anlagen und Pflanzungen sollten nach der Absicht des Fürsten Muster werden für das ganze Land, und der Hauptmann Schiller entsprach seinen Absichten so gut, daß er ihm später (1794) den Rang eines Majors ertheilte. Nicht bloß in Württemberg verdanken viele Tausende von Stämmen ihm die erste Pflege, auch ins ferne Ausland versandte er alljährlich Obstbäume auf Bestellung. Daß er sein Geschäft denkend betrieb, zeigte er durch eine Schrift „Die Baumschule im Großen“, welche 1795 zu Neustrelitz, und 1806 in zweiter Ausgabe zu Gießen erschien. Es läßt sich denken, wie ungern der junge Schiller sobald wieder aus der Nähe der Seinigen schied, die sich hier wohler, als anderswo, fühlten.

Was aber tiefer noch in sein inneres Leben eingriff, das war die neue Berufswissenschaft, die er sich auserkoren hatte. Der Herzog, fortwährend auf die Hebung seiner Akademie bedacht, hatte beschlossen, ihren Unterrichtskreis durch Hinzufügung einer medicinischen Facultät zu erweitern, und bereits 1775 Lehrstühle für dieses Fach gegründet. Weil seiner Ansicht nach zu viele Akademiker sich der Jurisprudenz widmeten, so ließ er umfragen, wer von ihnen Lust habe, das Studium der Heilkunde zu ergreifen. Es meldeten sich sieben, darunter Schiller mit seinem Freunde von Hoven. Streicher erzählt, der Herzog habe Schiller's Vater zu sich beschieden und ihm erklärt, der junge Mensch müsse Medicin studiren; sonst könne er ihn später nicht nach Wunsch versorgen. Darob neue Unruhe seiner Eltern, neuer Kampf für den Jüngling, dem nur sein folgsamer kindlicher Sinn den schweren Schritt möglich gemacht habe. Diese Darstellung der Sache nennt Petersen ganz irrig und behauptet, von Hoven's Zureden habe Schiller zum Studienwechsel be-

stimmt; Scharffenstein leitet denselben aus einem „Raptus" her. Meines Erachtens hat der Verdruß, bei der Preisvertheilung am 14. Dezember 1775 leer ausgegangen zu sein, bei jenem Entschluß den Ausschlag gegeben; denn gleich nach diesem Tage erklärte sich, wie Petersen angibt, Schiller für die Medicin. Vielleicht auch trieb ihn der Instinkt des Genies nach dieser Seite hin, wo er bei den in das Studium der Medicin einleitenden philosophischen Disciplinen mehr Ausbeute für seine Speculation, als bei der Rechtswissenschaft, sich versprach. Denn ihm war nicht minder die Anlage zu einem großen Denker, als zu einem großen Dichter eingeboren, und sein philosophischer Trieb strebte vielleicht noch ungeduldiger, als sein poetischer, nach Entwickelung. Für seinen Vater freilich mußte der abermalige Berufswechsel des Sohnes recht verdrießlich sein. Die für das Rechtsstudium angeschafften theuren Bücher waren jetzt unnütz, und für das neue Fach galt es noch größere Kosten aufzuwenden, da nur den gänzlich Unvermögenden die Bücher von der Akademie geliefert wurden; und, was ihm noch schlimmer däuchte, drei Jahre beinahe schienen ihm für die specielle Berufsbildung seines Sohnes so gut wie verloren. Die Mutter aber empfand es besonders schmerzlich, daß sie den Liebling ihres Herzens nicht länger in ihrer Nähe behielt.

Nachdem Schiller zur Medicin übergetreten war, gehörte zu den Lehrern, deren Vorträge er zu besuchen hatte, Professor Abel, der nachmalige Prälat von Abel, ein edler, liebenswürdiger Mann, dessen Andenken den Herzen zahlloser Schüler, die binnen fünfundsechszig Jahren zu seinen Füßen saßen, unauslöschlich eingeprägt blieb. Seine Lehrfächer in der Akademie waren Psychologie, Aesthetik, Moral und Geschichte. In handschriftlichen Nachrichten über Schiller, die er hinterlassen, bemerkt er, der Gesammt-Cursus der Akademie habe aus einem vorbereitenden philologischen, einem philosophischen und einem Berufs-Cursus bestanden. Schiller hatte das erste Jahr seines Aufenthaltes auf der Solitude noch der Fortsetzung philologischer Schuldisciplinen, die weitere Zeit neben seinen verheimlichten poetischen Studien und Versuchen der Jurisprudenz gewidmet, also bisher mit philosophischen Wissenschaften gewiß nur oberflächlich sich beschäftigt. Erst jetzt, mit dem Jahr 1776, begann er ernstlicher seinen philosophischen Cursus, während dessen für das Studium der Medicin vorläufig nur wenig Raum blieb. Ein neuer Geist bemächtigte sich Schiller's bei seinem Eindringen in das philosophische Gebiet. Er hörte — so berichtet Abel — nicht nur mit Aufmerksamkeit zu und las nicht nur die besten Schriften in diesen Disciplinen, sondern unterhielt sich auch über dieselben, so oft er konnte. Es geschah häufig,

daß einzelne Zöglinge an dem Akademiethor, bis wohin sie gehen durften, ihren Lehrer erwarteten und in den Lehrsaal begleiteten, und eben so nach beendigter Vorlesung ihm bis dort wieder das Geleit gaben. Auf dem Wege wurden dann bald die Gegenstände der Vorlesung, bald Politik, bald auch Privatangelegenheiten der Zöglinge, über welche sie ihren Lehrer als Freund zu Rath zogen, verhandelt. Manchmal setzte sich ein so angefangener wissenschaftlicher oder politischer Discurs im Lehrsaale noch fort, und die Vorlesung begann etwas später, nicht zum Nachtheil der Zöglinge. Solche Gelegenheiten benutzte Schiller eifrigst; besonders unterhielt er sich gern über Menschenkenntniß, ein Studium, das er auch nachher beim ernstern Betreiben der Berufswissenschaft angelegentlich weiterführte, indem er seine psychologischen Kenntnisse mit den medicinischen zu verknüpfen und die Wechselwirkung von Geist und Körper zu erforschen strebte; ja, er hörte sogar nach Vollendung des medicinischen Cursus die psychologischen Vorlesungen zum zweiten Male. Nicht minder lebhaft interessirte ihn die Ethik. Ferguson's Moralphilosophie war es, die ihn am meisten anzog, und Garve's treffliche Erläuterungen zu Ferguson wußte er beinahe auswendig. Andere Schriftsteller, die er vermuthlich durch Abel's Vermittelung erhielt, kamen hinzu und brachten den Feuerkopf zu größerer Besonnenheit und Klarheit.

Von nun an sehen wir des Jünglings Gemüth, während er den Anfängen der Berufswissenschaft nur die nöthigste Zeit widmet, von zwei mächtigen Interessen, Philosophie und Poesie, mit- und nebeneinander, zuweilen auch gegeneinander bewegt, und wie sein Denken dem Dichten, so gibt auch umgekehrt sein Dichten dem Denken eine eigenthümliche Färbung; seine Philosophie gewinnt ein poetisches, seine Poesie ein speculatives Gepräge. Die Philosophie ist ein Kind des Zweifels. Schiller hatte, was seine religiösen Empfindungen und Anschauungen betrifft, schon eine getheilte Stimmung und Gesinnung in das Institut mitgebracht. Die sittlich-religiösen Lehren des Vaters, der Mutter hatte er kindlich gläubig aufgenommen, und fromm und warm im Herzen bewahrt. Aber schon bei der Vorbereitung zur Confirmation hatten ihn gewaltsam aufgedrängte abstruse Dogmen erkältet und abgestoßen. Nun begegneten ihm mehr und mehr in seinen geliebten Dichtern andere, freiere Ansichten, sein schnell wachsender Verstand widersprach lebhaft manchen positiven Lehrmeinungen, er gerieth in Zwiespalt mit sich selbst, und seine innere Unruhe wurde um so peinigender, je innigere Herzensangelegenheiten ihm Religion und Tugend waren. Hier gab es für ihn keinen andern Ausweg: er mußte den Versuch machen, denkend sich wieder herzustellen. Das jetzt erwachende Bedürfniß einer sittlich-reli-

giösen Selbstverständigung war und blieb lange so mächtig, daß, wie sich später zeigen wird, seine Poesie erst dann ihren Höhenpunkt erreichte, als sein philosophischer Trieb befriedigt war. Nur aus einem klaren Gemüth steigt die vollendete Schönheit empor.

Aber bis dahin der Poesie gänzlich zu entsagen, war ihm unmöglich. Sie, die er als seinen eigensten innersten Beruf empfand, die eben so sehr in den religiös-humanen Stimmungen seines Herzens, als in seinem mächtigen Freiheitsdrange Nahrung fand, war nun bereits in seinem Seelenleben eine unbesiegbare Macht geworden. Sie wuchs aber zu einem Alles überfluthenden Strom an, als Schiller Shakespeare kennen lernte. Dies Bekanntwerden, das zu Anfange des Jahres 1776 erfolgt zu sein scheint, möge uns der Vermittler desselben erzählen.

„Noch erinnere ich mich," sagt Abel, „mit Vergnügen folgender Scene. Ich war gewöhnt, bei Erklärung psychologischer Begriffe Stellen aus Dichtern vorzulesen, um das Vorgetragene anschaulicher und interessanter zu machen. Dies that ich insbesondere auch, als ich den Kampf der Pflicht mit der Leidenschaft, oder einer Leidenschaft mit der andern erklärte, zu dessen Veranschaulichung ich einige der schönsten hieher passenden Stellen aus Shakespeare's Othello nach der Wieland'schen Uebersetzung vorlas. Schiller war ganz Ohr; alle Züge seines Gesichts drückten die Gefühle aus, von denen er durchdrungen war; er richtete sich auf und horchte wie bezaubert. Kaum war die Vorlesung zu Ende, so begehrte er das Buch von mir, und von nun an las und studirte er dasselbe mit ununterbrochenem Eifer."

Später gestand unser Dichter, daß er bei diesem ersten Bekanntwerden mit Shakespeare dessen Kälte und Unempfindlichkeit, die sogar im höchsten Pathos dem Scherz Raum lasse, wahrhaft empörend gefunden habe. Durch die sentimentalischen Dichter der Franzosen und Deutschen verleitet, in dem Werk zuerst den Dichter aufzusuchen, das Object in dem Subject anzuschauen, sei es ihm unerträglich gewesen, daß in Shakespeare's Dichtungen der Poet nirgends sich fassen lasse, nirgends Rede stehe. „Ich war noch nicht fähig", sagt er, „die Natur aus erster Hand zu verstehen. Nur ihr durch den Verstand reflektirtes und durch die Regel zurechtgelegtes Bild konnte ich ertragen." Aber gerade dieser ungeheure Abstand von seiner eigenen sittlich sentimentalen Gemüthsstimmung riß ihn um so mächtiger fort, und nach vieljährigen tiefeindringenden Studien brachte er es dahin, auch die Persönlichkeit des englischen Dichters liebzugewinnen und die Natur aus erster Hand zu verstehen.

Der große Brite war trotz seines überwältigenden Eindrucks auf

Schiller doch nicht im Stande, die vaterländischen Dichter aus seiner Liebe zu verdrängen. Dem mächtigen Wehen der Sturm- und Drang-Periode wehrten selbst nicht die ängstlich verschlossenen Pforten der Militair-Akademie das Eindringen. Exemplare deutscher Schriftsteller, welche die sorgsam spähenden Aufseher als Contrebande confiscirt hatten, wurden bald durch neue ersetzt; Lehrer der Anstalt, die zum Theil nur um wenige Jahre den herangewachsenen Schülern im Alter voraus waren, leisteten hierbei verstohlene Hülfe. So war Goethe's Göz eingedrungen und hatte die feurigen Jünglinge in die kraftgenialische Begeisterung hineingerissen; aber auch Werther's Leiden hatten sie verschlungen und sich in den thränenreichen Weltschmerz versenkt, der als eine psychische Krankheit jene Zeit durchzog. In Schiller besonders fand nicht bloß die heroische Stimmung, die ihn aus dem Göz anwehte, sondern auch die weich sentimentale Wertherempfindung den lebhaftesten Wiederhall. Das liebende Herz spielte in seinem Leben eine eben so große Rolle, als Heroismus und Freiheit. Er selbst erzählte, wie er oft in der Akademie am einsamen, vergitterten Fenster über selbstgezogenen Lilien stundenlang in den durch den Roman Siegwart erregten Gefühlen geschwelgt habe. Wohl liebte er das Große, Starkergreifende, Tieferschütternde, selbst wenn es an's Grausenhafte und Gräßliche streifte; aber darum war er nicht minder empfänglich für das Sanfte und Rührende. Oft las er — so berichtet Petersen — mit innigster Empfindung die Lieder Ossians, welche dieser und von Hoven ihm übersetzt hatten, und deklamirte tiefgerührt: „Selma, dich hüllet Schweigen ein! Morven's Gebüsche weckt kein Laut; Einsamkeit herrscht am Strande, wo sich die Woge bricht!" Dies doppelte Element seiner Gemüthsstimmung, das heroische und das humane, war auch seinem Aeußern aufgeprägt: aus seinem Blicke sprach das letztere, aus allem Uebrigen das erstere. „Seine Haltung", sagte Goethe zu Eckermann, „sein Gang auf der Straße, jede seiner Bewegungen war stolz und großartig; aber seine Augen waren sanft."

Zwei Gedichte Schiller's sind uns glücklicher Weise aus dieser Zeit erhalten, worin sich die angedeutete Zweiseitigkeit seiner Gefühlsstimmung abspiegelt. Das eine, der Abend*), aus dem Jahr 1776, läßt die sanftern Saiten seines Innern erklingen; das andere, der Eroberer, im Jahr 1777 erschienen, ist ein Zornausbruch voll wilden Feuers und brausender, ungezügelter Kraft. Jenes ist der Form nach

*) Beide Stücke sind in meinem Commentar zu Schiller's Gedichten Aufl. 3, I, S. 7—21 mitgetheilt und erläutert.

schon ziemlich maßvoll gehalten, was ihm einen Schein von Reife gibt; diesem fehlt es nicht an Schwulst und überspanntem Pathos; wir sehen hier, um mit Scharffenstein zu reden, den ungestümen Vulkan rohe, unförmliche Schlacken ausspeien. In beiden ist der Schüler Klopstock's, im erstern zugleich der Nachahmer Haller's zu erkennen. Wie sehr der von ihm als Naturforscher und Mediciner hochgeschätzte Haller auch als Dichter auf ihn eingewirkt hat, ist von Rob. Boxberger im Einzelnen überzeugend nachgewiesen worden. Das Vorbild zu Schiller's „Abend" waren ohne Zweifel Haller's „Morgengedanken", das älteste seiner erhaltenen Gedichte, ein halbes Jahrhundert vor dem Schiller'schen und in gleichem Lebensalter vom Dichter geschrieben. Es ist ein vollkommener Pendant zu Schiller's Gedicht und genau wie dasselbe angelegt. Die erste Hälfte in beiden ist beschreibender Art, dann geht in beiden die Naturschilderung in eine Hymne über, und eben so gleichen sie einander in der Art des Abschlusses. In einzelnen Gedanken und Ausdrücken des Schiller'schen Stückes erkennt man Anklänge an Klopstock'sche Oden; und dessen erinnerte sich der Dichter noch in spätern Jahren; denn als ihm ein Jugendfreund dieses in der Zeit so weit zurückliegende Produkt in's Gedächtniß zurückrief, erwiederte er: „O damals war ich noch ein Sklave Klopstock's!" Interessant ist es, schon hier zu sehen, wohin sein ganzes Sehnen und Streben ging; vom Gefühl für die Schönheit der Natur sprechend, bricht er in die Worte aus:

Für Könige, für Große ist's geringe,
Die Niederen besucht es nur —
O Gott! Du gabest mir Natur,
Theil' Welten unter sie — nur, Vater, mir Gesänge!

Auch der junge Naturforscher blickt hervor, auf den die durch das Mikroskop erschlossene Welt der kleinsten lebenden Wesen einen tiefen Eindruck gemacht zu haben scheint:

Gott thut es, wenn der West ein Blatt beweget,
Wenn auf dem Blatt ein Wurm sich reget,
Ein Leben in dem Wurme lebt,
Und hundert Fluthen in ihm strömen,
Wo wieder junge Würmchen schwimmen,
Wo wieder eine Seele lebt.

Das Gedicht erschien 1776 im Schwäbischen Magazin mit der Chiffre Sch. Der Herausgeber Balth. Haug, Professor an der Akademie, verbesserte einige der zahlreichen Reimfehler und fügte die prophetische Anmerkung bei: „Dieses Gedicht hat einen Jüngling von sechszehn Jahren zum

Verfasser. Es dünkt mich, derselbe habe schon gute Autores gelesen und bekomme mit der Zelt ein os magna sonaturum." In derselben Zeitschrift erschien 1777 „Der Eroberer" mit der Chiffre Sch. und folgender Anmerkung des Herausgebers: „Von einem Jünglinge, der allem Ansehen nach Klopstocken liest, fühlt und beinahe versteht. Wir wollen sein Feuer beileibe nicht dämpfen, aber non sense, Undeutlichkeit, übertriebene Metathesen — wenn einst vollends die Feile dazu kommt, so dürfte er mit der Zeit doch seinen Platz neben — einnehmen und seinem Vaterlande Ehre machen." Neben wem? wird man fragen. Wahrscheinlich war der eingekerkerte Dichter Schubart gemeint, den der Herausgeber nicht deutlich zu bezeichnen wagte. Die Strophenform des Gedichts, aus zwei Asklepiadeen, einem pherekratischen und einem glykonischen Verse bestehend, ist von Klopstock entlehnt; Schiller hat aber je drei solcher Strophen zu einem größern Ganzen von zwölf Verszeilen verbunden. Die vierte Strophe, die den trunkenen Stolz des seiner Machtfülle sich bewußten Eroberers schildert, genügt schon, das Excentrische der Gefühle, Gedanken und Bilder zu zeigen:

O! ihr wißt es noch nicht, welch' ein Gefühl es ist,
Welch ein Elysium schon in dem Gedanken blüht,
Bleicher Feinde Entsetzen,
Schrecken zitternder Welt zu sein,
Mit allmächtigem Stoß hoch aus dem Pole dann
Auszustoßen die Welt, fliegenden Schiffen gleich
Sternenan sie zu rudern,
Auch der Sterne Monarch zu sein,
Dann vom obersten Thron, dort, wo Jehova stand,
Auf der Himmel Ruin, auf die zertrümmerten
Sphären niederzutaumeln —
O das fühlt der Erobrer nur!

Hoffmeister nennt des Dichters Zorn gegen den Eroberer erkünstelt und erträumt. „Was geht ihn," fragt er, „in seinem Gefängniß der Eroberer an?" Konnte aber nicht der Eroberer als eine Spezies hartherziger, gewaltthätiger Fürsten seinen Zorn erregen? Und einen solchen Fürsten hatte er in nächster Nähe; denn der Herzog ließ den Dichter Schubart auf dem Asberg in der Zelle eines alten Thurms schmachten. Schubart's Schicksal hatte Schiller tief erschüttert; hätte er seine Empfindungen mit deutlicherer Beziehung ausgesprochen, so wäre des Unglücklichen Loos das seinige geworden. Die Maßlosigkeit im Ausdruck seines Grimms erklärt sich übrigens zum Theil aus dem Geschmack des Publikums, für das er zunächst dichtete, aus der Sinnesweise der Mitglieder jenes poetischen Bundes, von dem oben die Rede war. Jung und feurig

wie er, und wie er in Banden gehalten, bejubelten und beklatschten sie gerade die ungestümsten Kraftergüsse seines Genies am lautesten. So steigerte sich an den Empfindungen seines Hörerkreises die affectvolle Glut, womit er zu dichten pflegte.

Wie groß diese Glut war, erfahren wir aus Petersen's Bericht. „In ihrer äußern Wirkung betrachtet," erzählt er, „war die Begeisterung bei Schiller in der That korybantischer Art. Wenn er dichtete, brachte er seine Gedanken unter Stampfen, Schnauben und Brausen zu Papier, eine Gefühlsaufwallung, die man oft auch an Michel Angelo während seiner Bildhauerarbeiten bemerkt hat." Wir sehen also, was er im Eroberer singt:

> . . . . fahr' ich da wüthend auf,
> Stampfe gegen die Erd', schalle mit Sturmgeheul
> Deinen Namen, Verworfner,
> In die Ohren der Mitternacht —

ist treu aus seiner Praxis entnommen. So saß er auch noch im spätern Mannesalter, wie sein Sohn Ernst erzählte, bei seinen poetischen Arbeiten nie ruhig am Schreibtisch, sondern stand, unbequem über denselben hingebogen, oder ging bewegt im Zimmer auf und ab.

Ungefähr gleichzeitig mit den eben besprochenen lyrischen Versuchen Schiller's, die übrigens nicht die einzigen jener Zeit waren *), entstanden einige verloren gegangene dramatische Arbeiten, die nicht minder unvollkommen gewesen sein mögen. Die ganze poetische Bruderschaft, wozu er gehörte, wollte nicht bloß genießen, sondern auch größere Sachen produciren. Jeder wählte sich einen Stoff von einer andern Gattung; sie sprachen schon von Druckenlassen, ehe noch etwas zu Papier gebracht war. Petersen schrieb ein weinerliches Schauspiel, von Hoven einen Roman in Werther's Manier, Scharffenstein ein Ritterstück, Schiller natürlich eine Tragödie. Er hatte schon lange nach einem tragischen Sujet so heiß gelechzt, daß er um ein solches, wie er sich später ausdrückte, seinen letzten Rock, sein letztes Hemd freudig würde geopfert haben. Da las er in einem Zeitungsblatt die Nachricht von dem Selbst-

---

*) Ein Gedicht, welches die Freundschaft zwischen Selim und Sangir zum Gegenstand hatte, enthielt die Strophe:

> Sangir liebte seinen Selim zärtlich,
> Wie du mich, mein lieber Scharffenstein;
> Selim liebte seinen Sangir zärtlich,
> Wie ich dich, mein lieber Scharffenstein.

mord eines Studenten. Seine rege Phantasie, sein gefühlvolles Herz machte daraus sogleich die Grundlage eines Trauerspiels, das der Student von Nassau heißen sollte. Mit Feuereifer warf er Scene auf Scene hin, und die Bundesbrüder, die sich einander gegenseitig auf das Vortheilhafteste zu recensiren pflegten, ermangelten nicht, ihm reichen Beifall zu spenden; aber selbst von seiner Leistung unbefriedigt, vernichtete er den frühen Versuch, bedauerte jedoch in spätern Jahren, dies Document jugendlich glühender Gefühlswärme nicht aufbewahrt zu haben.

Nicht lange nachher wagte er sich an einen andern dramatischen Stoff. Die Hamburger Theaterdirection hatte im Jahr 1775 einen Preis auf das beste neue Trauerspiel ausgesetzt; drei der eingesandten Stücke behandelten das Thema des Brudermordes, darunter die Zwillinge von Klinger und Julius von Tarent von Leisewitz. Das Klinger'sche Stück, welches Schiller gleichfalls ohne Zweifel bald kennen lernte, gewann den Preis. Schiller aber wandte, wie Lessing, dem Leisewitz'schen Trauerspiel seine Vorliebe zu, lernte es fast ganz auswendig, und schrieb unter dem Eindruck desselben eine neue Tragödie, Kosmus von Medici betitelt, die nach Petersen's Bericht dem Julius von Tarent in Stoff und Gang sehr ähnelte*), aber an Werth ihm nachstand. Auch dieses Stück vernichtete Schiller und nahm nur einzelne Züge, Gedanken und Bilder in die Räuber auf. Daß er die Räuber gleichfalls schon 1777 begonnen, wird mehrfach behauptet; doch wurde die Ausführung derselben bald unterbrochen und erst in späterer Zeit, bei welcher des Stücks ausführlicher gedacht werden soll, wieder aufgenommen.

Es läßt sich denken, wie Schiller bei so leidenschaftlichem Interesse für die Poesie und so feurigem Productionseifer wenig Zeit für seine Berufswissenschaft übrig behielt, um so weniger, als ihm das Dichten nicht leicht von statten ging. Petersen sagt bei der Erwähnung obiger Erstlingsversuche, Schiller sei nur dadurch zum Dichter geworden, daß er sein ganzes Nachdenken, seine ganze Kraft auf den Kern seiner Anlagen, die Poesie, concentrirt habe. Die Meisterwerke, die ein glücklicher Zufall oder die Gunst der Lehrer ihm in die Hände spielte, habe er vielleicht zwölf-, ja zwanzigmal gelesen. Man solle nicht wähnen, daß Schiller's frühere Dichtungen leichte Ergüsse einer immer reichen, immer strömenden Einbildungskraft gewesen seien; erst nach Anlegung eines Schatzes von erhaltenen Eindrücken, erworbenen Vorstellungen, gemachten Beobachtungen, nach vielen angestellten Bilderjagden und den mannig-

*) Charlotte von Schiller erwähnt auch eines Trauerspiels die Verschwörung der Pazzi gegen die Mediceer.

fachsten Befruchtungen seiner Phantasie und seines Geistes, nach vielen mißlungenen und vernichteten Versuchen, nach Anstrengungen, die nicht selten einem wahren Pressen nnd Herauspumpen glichen, habe er sich im Jahr 1777 mit vielverkündender Kraft so weit erhoben, daß scharfblickende Prüfer aus einzelnen Leistungen den künftigen großen Dichter prophezeien konnten. Auch später noch war ihm das Dichten kein leichtes Spiel, sondern ernste Arbeit. Er hatte ja aus der Tiefe seines Geistes einen schweren Gehalt zu Tage zu fördern, und dichtete im Kampf mit ungünstigen äußern Verhältnissen, mit seiner Kränklichkeit, mit einem der Poesie feindlichen Geisteszuge, dem Reflexionstriebe.

Bevor ich zu dem Jahre 1778 übergehe, worin Schiller sich endlich mit größerer Ausdauer und Anhaltsamkeit dem Studium der Medicin zuwandte, erwähne ich noch einiger Productionen, von denen theils die Urheberschaft, theils die Entstehungszeit nicht ganz fest steht. A. von Keller hat in seinen Beiträgen zur Schillerliteratur eine Rede auf den Geburtstag der Gräfin von Hohenheim (den 10. Januar) veröffentlicht, welche die vom Herzog gestellte Frage beantwortet: „Ist die Freundschaft eines Fürsten dieselbe, wie die eines Privatmannes?“ *). Ich halte die Rede ganz entschieden für eine Arbeit Schiller's, und möchte sie mit Gödeke in das Jahr 1777 setzen. Schiller galt beim Herzog, wenn auch die Fachlehrer mitunter über ihn klagten, für einen ausgezeichneten Kopf, und wurde daher vorzugsweise zu dergleichen Festreden, die zum Prunk und Glanz des Hofes gehörten, herangezogen. Nachweislich geschah dieses 1780 und wahrscheinlich auch 1779, aus welchen Jahren die Festreden erhalten sind. Die obige deutet durch Ideenverwandtschaft und stellenweise durch fast wörtlich übereinstimmenden Ausdruck mit der Rede vom 10. Januar 1779 auf die Identität des Verfassers, in Form und Inhalt aber auf einen minder gereiften Verfasser, also auf eine frühere Entstehungszeit. Es begegnen uns hier schon Gedanken, die Schiller nachher so oft in Prosa und Poesie ausgesprochen: „Freundschaft ist ein Nebenzweig der Liebe; sie ist eine glückliche Verwechselung unser selbst mit Andern; sie ist die Harmonie unserer Neigungen, die Vermischung unsrer Wünsche ... Schon in das Wesen der menschlichen Seele ist der Keim der Freundschaft gepflanzt; sie ist ein himmlischer Trieb, der das Weltall verbindet u. s. w.“ Nicht ungeschickt ist der Beweis geführt, daß Freundschaft zwar immer dieselbe bleibe, beim Fürsten wie beim Privatmann, aber bei jenem doch oft aus-

*) Mitgetheilt in Schiller's sämmtl. Schriften, historisch-krit. Ausg. von Gödeke, I, S. 31 ff.

einer reinern, von Eigensucht freiern Quelle fließe. „Tausendmal verbinden den Privatmann fremde Absichten mit einem Menschen, und erst in der Folge pfropft er Freundschaft auf den unedlern Zweig, wie der verdorbene Römer auf Weiden seine Limone. Aber der Fürst, wenn er Freund wird, welche Nebenabsichten kann er haben? Er, der Alles mehr hat, als der Privatmann, was kann er eigennützig von diesem erwarten?"

Zweifelhaft ist es, ob in eben dieses Jahr (1777) ein nicht erhaltenes kleines dramatisches Vorspiel von Schiller, der Jahrmarkt, gehört, welches am Geburtstage des Herzogs von Zöglingen der Akademie im Theater der Anstalt aufgeführt wurde. „Es verrieth schon," versichert Petersen, „den genialischen Kopf, der mit Proteus Zauberkraft sich in alle Formen zu wandeln weiß." Artige Beweisstücke für diese proteische Natur bilden auch einige wahrscheinlich derselben Zeit angehörige Inschriften des Eleven Schiller für ein Hoffest, für das Geburtstags- oder für das Namensfest (9. März) der Gräfin Franziska. In Betreff des Lokals, wo sie angebracht werden sollten, sei bemerkt, daß wenn die Zöglinge der Akademie in dem großen, prächtigen Speisesaal zu Tische saßen, der Herzog mit der Gräfin und hohen Gästen oft zugegen war, und hierauf selbst in einem angrenzenden runden Tempel Tafel zu halten pflegte. Für den Eingang und das Innere des Tempels hatte Schiller die Inschriften erdacht. Ueber der Pforte sollte stehen: „So thun sich Ihr alle Herzen auf"; im Tempel: 1. „Wo Franziska hineintritt, wird ein Tempel"; 2. „Die Traurigkeit blühet vor Ihr auf, die Freude jauchzet Ihr nach"; 3. „So muß man Franziska belohnen" (ein brennendes Herz); 4. „Tugenden und Grazien wetteiferten sich selbst zu übertreffen, und Franziska ward"; 5. „Die Tugend wollte geliebt sein, und nahm Ihr Bild an"; 6. „Sie ist unsterblich wie ich" (indem die Tugend der Fama ihr Bildniß übergibt).

Auch zwei in Versen dargebrachte Spenden Schiller's zum Namensfest der Gräfin haben sich erhalten; die eine, Von der Akademie überschrieben, in vierzeiligen jambischen Strophen gedichtet, ist feuriger gehalten; die zweite, aus zehnzeiligen Strophen bestehend, Von der Ecole des Demoiselles, hat einen sanftern Ton. In dem erstern Gedichte finden sich Anklänge an die eben angeführten Inschriften, z. B. in Str. 2 f. (vgl. Inschrift 4):

Einst wollte die Natur ein Fest erschaffen,
Ein Fest, wo Tugenden mit Grazien
Harmonisch in einander trafen,
Und in dem schönsten Bunde sollten stehn u. s. w.

und in Str. 6 (vgl. Inschrift 2)

Die Traurigen macht schon ihr Anblick heiter u. s. w.

Das zweite Gedicht ist das schwächere. Hier hatte Schiller sich in die Empfindungen der von den Akademikern streng geschiedenen Demoiselles zu versetzen. Was er aber die Akademie sagen läßt, das empfand er selbst; denn er schwärmte mit allen Schulgenossen für die schöne, noch nicht dreißigjährige Frau, welche sie oft an der Seite des Herzogs, wie eine gütige Fee, durch die Säle und Gärten der Akademie daherwandeln sahen. Ich habe in meinem Commentar zu Schiller's Gedichten die beiden Stücke vermuthungsweise dem Jahr 1778 zugetheilt; sie können eben so gut aus dem Jahr 1777 stammen; wenigstens spricht der noch geringe Grad ästhetischer Bildung, der aus ihnen hervorblickt, nicht für eine spätere Abfassung.

Sicher dem Jahr 1777 angehörig, aber von etwas zweifelhafter Urheberschaft ist ein Gedicht Auf die Ankunft des Grafen von Falkenstein in Stuttgart.*) Am 7. April 1777 besuchte der Kaiser Joseph der Zweite auf einer Reise nach Paris im Incognito eines Grafen von Falkenstein die Militair-Akademie. Die Anstalt machte auf ihn einen solchen Eindruck, daß er sein auf einen Tag berechnetes Verweilen in Stuttgart um zwei Tage verlängerte. Er nahm von allen Einrichtungen derselben die genaueste Kenntniß, wohnte mehrern Vorlesungen bei, und sprach dem Herzog unter vielen Lobeserhebungen das größte Wohlgefallen über seine Schöpfung aus. Wie groß und ernst sein Interesse an derselben war, bewies er durch den seinem Generalmajor dem Grafen von Kinsky ertheilten Auftrag, den nächsten öffentlichen Prüfungen der Akademie beizuwohnen und ihm darüber ausführlichen Bericht zu erstatten. Seine Ankunft wurde in dem schwäbischen Magazin durch das oben bezeichnete Gedicht von einem Schüler der Akademie gefeiert, der nicht versäumte, zugleich dem Herzog den wärmsten Dank dafür auszusprechen, daß durch ihn der edle Kaiser, „Teutschlands Stolz und Ehre, dem rasches Feuer reifer Jugend im vollen Götterbusen glüht“, nach Stuttgart und in die Räume der Akademie gezogen worden sei:

Dir, Karl, verdanken diese Scene
Dein Hof, dein Volk und deine Söhne,
Dir, Karl, und deinem Teck-Athen!
Du zogst, nach waisenden Aeonen,
In unsern Hain aus fernen Zonen
Den Vater von Teutonien.

---

*) Ebendaselbst, S. 50 f.

Ich denke, so kühne Sprachneuerungen, wie „waisenden", und so charakteristische Reime, wie „Teck-Athen, Teutonien" deuten auf Schiller als wahrscheinlichen Verfasser hin.

Man könnte sich beinahe verwundern, daß der Herzog nicht auf den Gedanken kam, den genialen Zögling nach so mannigfachen höfisch-panegyrischen Leistungen eigens zu seinem Leibpoeten und Hofredner heranziehen zu lassen. Freilich, die Akademie hatte keinen Lehrstuhl für deutsche Poetik und Rhetorik, und hätte sie auch einen gehabt, der Herzog liebte nicht die Dichter von Profession, zumal nicht die neuesten mit ihrem subordinationsfeindlichen Sinne. Hatte ihn doch erst jüngst ein solcher, der Dichter Schubart, so in Harnisch gebracht, daß er in seinem Verfahren gegen ihn dem bessern Geiste seiner zweiten Regierungshälfte ganz untreu wurde. Ich verweile einen Augenblick bei diesem unglücklichen Dichter, da Schiller nicht ohne Beziehungen zu ihm geblieben ist.

Wir haben schon oben einen Kanal kennen gelernt, durch welchen der unzufriedene Geist der Zeit, der Unmuth über die Willkür weltlicher und geistlicher Machthaber, die Sehnsucht nach natürlichern, freiern Zuständen der Gesellschaft in die Militair-Akademie eindrang: die Lehrer selbst unterhielten sich mit den Zöglingen über Politik. Natürlich mußte sich ihre Aufmerksamkeit besonders auf den revolutionär gesinnten, leidenschaftlichen, hartverfolgten Priester- und Jesuitenfeind Chr. Fr. Daniel Schubart richten, der sich in seiner „Chronik" zum Organ jener Zeitstimmung aufwarf. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Jünglinge diese literarisch-politische Zeitschrift sich zu verschaffen wußten, so wenig sie auch Zeitungsblätter zu lesen bekamen. Wie mußte sich ihre Theilnahme steigern, als Schubart 1777 ohne Verhör und Rechtsspruch auf dem Asberg eingekerkert wurde, während sein Sohn Ludwig gleichzeitig durch die Gnade des Herzogs ein Unterkommen in der Militair-Akademie fand und durch seinen Anblick täglich die Erinnerung an den unglücklichen Vater neu hervorrief! Schiller schloß sich an den Sohn an, und aus dessen spätern Briefen geht deutlich hervor, wie großen Antheil Schiller an dem Vater nahm. Der junge Dichter ahnte wohl, daß seine Lebensfahrt derjenigen, auf welcher Schubart Schiffbruch gelitten, sich ähnlich gestalten könne. Später, im Jahr 1781, stattete Schiller dem tiefgebeugten Gefangenen auf dem Asberg einen Besuch ab und lernte ihn persönlich kennen. Schubart war hinwider für den Dichter der Räuber von Bewunderung erfüllt. „Außer Schiller," schrieb der Gefangene, „wüßte ich kaum Einen jungen deutschen Mann, dem heilige Geniusfunken aus der Seele, wie Lohe vom Opferaltar, emporsteigen," und in einer begeisterten Ode besingt er den jungen Titanen, „seinen trauten Freund, den er so

heiß und brüderlich liebe, an dessen Feuerbusen er jüngst lag und weinte," und dankt ihm,

> Daß er muthig zürnt
> Dem gekrönten Laster,
> Daß er's köstlicher hält,
> Menschen zu lieben,
> Als zu übersliegen!

Aus der Geistesverwandtschaft Schubart's mit Schiller erklärt es sich, daß Hoffmeister den von jenem verfaßten religiösen Aufsatz Morgengedanken am Sonntage, der 1777 im Schwäbischen Magazin erschien, irrthümlich dem jugendlichen Schiller zugeschrieben hat. Petersen erzählt, Schiller habe über der Ausarbeitung der Räuber außer verschiedenen andern lyrischen Sachen (die zum Theil später in die Anthologie übergingen) eine Gruft der Könige gedichtet, die mit dem Verse begann:

> Jüngsthin ging ich mit dem Geist der Grüfte —

und dem Schiller'schen Gedichte habe Schubart seine berühmte Fürstengruft (1779 gedichtet, im Frankfurter Musenalmanach für 1781 zuerst erschienen) großentheils nachgebildet. Auch diese Angabe ist wohl irrig, ganz gewiß aber die entgegengesetzte, daß Schiller zu seinem Gedichte durch Schubart angeregt worden sei. Der Gegenstand lag gleichsam in der Luft, und wenn Schiller durch irgend ein fremdes Gedicht die Anregung empfing, so war dies vielleicht die Elegie Rothschild's Gräber von Klopstock:

> Ernst, in Sterbegedanken umwandl' ich die Gräber (der Fürsten) und lese
> Ihren Marmor und seh' Schriften wie Flammen daran.
> Furchtbar schimmert die himmlische Schrift u. s. w.

Schon der flüchtigste Rückblick auf das in diesem Kapitel Erzählte läßt uns ahnen, was für tiefe und mächtige Gegensätze damals die Brust unsers jungen Freundes bewegten. Er hatte ein dankbares Herz und heuchelte nicht, wenn er dem Herzog an Festtagen feurige Lobsprüche spendete; er wußte, daß dieser ihm aufrichtig zugethan war, und erwiderte die Zuneigung; und dennoch mußte er dem eigenwilligen Gebieter, dem rücksichtslosen Zerstörer seines Lebensplans, dem hartherzigen Verfolger Schubart's grollen. Er war ein frommes, religionsbedürftiges Gemüth; aber andrängende Zweifel, die sich nicht mehr durch Gebete beschwichtigen ließen, rüttelten heftig an seinem positiven Kirchenglauben. Ein unendlicher Freiheitsdrang lebte in seiner Seele, aber ein tiefes

Pflichtgefühl band ihn an eine sklavische Lebensordnung. Jeder Gedanke an die Seinigen, deren Kreis sich am 8. September 1777 durch die Geburt einer dritten Schwester, Caroline Christiane (Nanette), nochmals erweitert hatte, war für ihn eine Mahnung, nunmehr ernstlich an seine Brodwissenschaft zu denken; und er fühlte doch im innersten Herzen, daß nicht die Medicin, sondern Poesie sein Lebensberuf war. — Mit der entschiedenen Willenskraft, die er besaß, entschloß er sich, dem Pflichtgebot zu folgen, und warf sich mit Eifer auf das Studium der Arzneiwissenschaft.

Sechstes Kapitel.

Die Jahre 1778—1780. Grundelemente in Schiller's Geistesleben. Beschäftigung mit der Heilkunde. Erweiterung des Freundekreises. Der Dichterbund. Lehrer- und Schülerverbindung. Lichtseiten der Akademie. Einfluß von Rousseau und Plutarch. Geistesrevolution. Zwei Reden. Schiller als Schauspieler. Goethe in der Akademie. Zwei medicinische Dissertationen. Poetische Zwischenbeschäftigung. Entlassung aus der Akademie.

Schiller's selbstthätige Entwickelung hatte, wie sich im Vorhergehenden gezeigt, beim Eintritt in's Jahr 1778 schon entschieden begonnen. Um einen sichern Leitfaden für die Einsicht in seine fernere Geistesgeschichte und seine Werke zu gewinnen, seien hier sogleich die einfachen Elemente angedeutet, deren Zusammenwirken sein inneres Leben wie seine schriftstellerischen Leistungen organisirend gestalteten. Sie stellen sich aus dem bisher Gesagten fast von selbst heraus.

Wir müssen in Schiller außer einem poetischen und philosophischen Talent ein sittliches Prinzip annehmen, welches aber zweitheilig in ein warmes Interesse für das rein Menschliche, ein humanes Prinzip, und ein eben so lebhaftes für Freiheit und Geistesselbständigkeit, ein heroisches Prinzip, sich spaltete. Nur bei vereinigter Beachtung aller dieser Elemente kann Schiller begriffen werden; wer nur Eines ins Auge faßt, sieht ihn verstümmelt. Er war zusammen ein liebenswürdiger Mensch, ein gewaltiger, willenskräftiger Charakter,

ein tiefer Denker und ein großer Dichter. Jedes dieser vier Elemente bedingt das andere, keines aber folgt aus dem andern. In dieser Verbindung dessen, was in andern Individuen meist nur vereinzelt auftritt, besteht seine eigenthümliche reiche und tiefe Natur. Jede andere Auffassung von Schiller's Wesen ist mindestens mangelhaft und einseitig. So hat Wilhelm von Humboldt das Charakteristische von Schiller's Dichtergenie darin gefunden, daß dieses ganz eigentlich auf dem Grunde einer außerordentlichen Intellectualität hervorgetreten sei. Aber ohne Schiller den edlen und großen Menschen kann man Schiller den Dichter nicht würdigen. Die Macht seiner Poesie liegt zugleich in dem Adel seines Herzens und in der Größe seines Charakters; die Seele seiner poetischen und historischen Darstellungen, wie seiner philosophischen Forschungen, ist das Gemüth. Goethe äußerte einmal im Gespräch, die Idee der Freiheit gehe durch alle Werke Schiller's. Das kann der tiefe Menschenkenner nimmermehr so verstanden haben, als sei die Freiheit das ausschließlich herrschende Prinzip in Schiller's Schöpfungen. Sein warmes, inniges, zartes Gefühl, seine eigenthümliche sittliche Grazie fließt nicht aus jenem Freiheitsdrange, sondern hat ihre eigene Quelle.

Jene vier verschiedenen Elemente wirkten indeß nicht zu jeder Zeit in gleicher Stärke und einträchtig in Schiller's Geistesleben zusammen. In den zwei ersten Perioden bekämpften sich nicht selten das humane und das heroische Prinzip, und eben so Poesie und Speculation; oder es traten diese scheinbar unverträglichen Elemente nach einander an den Tag; oder sie waren auch bisweilen einander beeinträchtigend in einem und demselben Werke zusammen. Erst beim Eintritt in die dritte Periode werden wir die humanen Ansprüche der Liebe mit den heroischen der Freiheit vollkommen ausgesöhnt finden, und die Speculation tritt von da an freiwillig in den Dienst der Herrscherin gewordenen Poesie.

In der Zeit, die uns zunächst beschäftigt, mußte freilich die Poesie noch sehr im Hintergrunde bleiben; es galt ja vor Allem ein ernsteres Eindringen in die Arzneiwissenschaft. Petersen berichtet, Schiller habe schon 1777, obwohl er damals vorzugsweise in der Poesie lebte, sein sogenanntes Brodstudium nicht versäumt. Er brachte es damals durch den Ueberschuß seines eminenten Talents ungefähr eben so weit, als die bessern Mitschüler durch ihre ungetheilte Kraft. Als er aber nunmehr dieses Studium eifriger betrieb, war sein Vorschreiten in allen Disciplinen, deren Bewältigung er sich zur Aufgabe gemacht, ungemein rasch und augenfällig. „Bei den öffentlichen Prüfungen im Jahr 1778", versichert Petersen, „zeigte er in der Anatomie so viel Kenntnisse, als der Erste, welchem der Preis nur durch das Loos zufiel; und das Jahr

darauf, am 14. December 1779, erhielt er drei Preise zumal, einen in der Arzneimittellehre, einen in der äußern und einen in der innern Heilkunde. In der deutschen Sprache und Schreibart that er sich mit dem Preiserringer gleich gut hervor. Von allen Zweigen der so Vieles umfassenden Gesundheitskunde war aber die Physiologie der anziehendste für ihn. Haller war darin sein bewunderter Führer. Doch huldigte er dessen Behauptungen nicht unbedingt; vielmehr bestritt er mehrere derselben in einer eigenen Abhandlung *). In der eigentlichen Krankheitslehre gab er Brendel **) den Vorzug. Brendel, ein bedachtvoller Beobachter, ganz im hippokratischen Geist, ward von Schiller ungemein geschätzt, aber nicht deßwegen auch befolgt. Statt den Gang der Natur mit Sorgfalt und Bedachtsamkeit zu belauschen, die Erscheinungen prüfend zu vergleichen, und mit Scharfsinn Folgerungen daraus zu ziehen, trug des Dichters Einbildungskraft Gesetze in Schöpfung und Geschöpfe hinein. Er schrieb der Natur a priori Gesetze vor. Schiller war eine Zeit lang so ziemlich auf denselben Irrwegen, auf welchen unsere neuern Naturphilosophaster herumtaumeln ***). Die Fortschritte, die er übrigens in den Jahren 1779 und 1780 machte, und zwar im Denken überhaupt, in einer erweiterten Naturansicht, in Sprache, Darstellung und Geschmacksbildung, sind wirklich merkwürdig. Mit Vergnügen und Belehrung vergleicht man die noch übrigen Denkmäler ****) und Zeugen hiervon."

Das fleißigere Studium der Medicin brachte Schiller nun auch in näheren Verkehr mit mehrern Facultätsgenossen unter seinen Mitschülern, namentlich mit dem Mediciner Elwert, seinem Ludwigsburger Mitconfirmanden, mit dem er die Expedition auf frische Milch nach Hartenect und Neckarweihingen gemacht hatte, ferner mit Plieninger (gest. 1840 als Medicinalrath), Liesching (gleichfalls später Medicinalrath), Jacobi (gest. 1812 als Generalarzt) u. A. Ueberhaupt gewann Schiller's Persönlichkeit mit den Jahren immer größere Anziehungskraft, besonders

*) Schiller's erste medicinische Probeschrift ist gemeint; es wird ihrer später eingehender gedacht werden.

) Von den erst 1792 gedruckten Vorlesungen (Praelectiones academicae de cognoscendis et curandis morbis**) dieses Göttinger Professors, der 1758 starb, hatte Schiller sich eine Abschrift verschafft. Professor Consbruch, der an der Militair-Akademie Physiologie, Pathologie und Therapie lehrte, war ein Schüler Brendel's und besaß dessen Kollegienhefte.

***) Petersen meinte ohne Zweifel die Schelling'schen Naturphilosophen jener Zeit, worin er Obiges schrieb.

****) Wir werden sie weiter unten näher kennen lernen.

auf Mitelever, die andern Kunstgebieten angehörten. So war der später so berühmt gewordene Dannecker sein vertrauter Akademiefreund, und der Musiker Zumsteeg, „einer seiner Vergötterer", componirte manche seiner Gedichte. Durch die Freundschaft Schiller's ist auch das Andenken Lempp's (gest. 1819 als württembergischer Geheimer Rath) geadelt, welcher Ideentiefe mit Gemüthsreichthum vereinigte. Er wollte später (1784) Schiller zum Eintritt in den Maurerbund bestimmen, nnd schrieb damals, seine Freundschaft sei das edelste Kleinod, das er auf der Welt besitze. In seinem letzten Briefe an Schiller (1802) sagt er, in den Worten des Glaubens und den Worten des Wahns seien die Schlußergebnisse menschlicher Weisheit enthalten, die hier, wenn nicht Beruhigung, doch Beendigung des Nachforschens finde. „Nur laß mir in Zukunft die Astronomie unangefochten", fügte er mit Anspielung auf Schiller's betreffende Epigramme hinzu; „wie die Spinne den Faden aus sich zieht und sich an demselben in freier Luft bewegt, so hat hier der Verstand durch den Calcul sich einen Faden gesponnen, an dem er bis an's Ende des Weltalls sich fortbewegt." — Schiller's vertraute Freunde mußten entweder feurige Musenverehrer sein, oder Hang zur Speculation haben, oder wenigstens durch imponirende Kraftäußerungen sich hervorthun; daneben sah er aber vor Allem bei ihrer Wahl auf Güte des Herzens.

Wie schwer ihm die Ausführung des Entschlusses wurde, bei der Heilkunde treu auszuharren, hat uns sein Freund Streicher geschildert. „Geschah es denn," sagt dieser, „mit seinem Willen, daß ihn mitten im eifrigsten Lernen Bilder überraschten, die mit denen, welche das Buch darbot, keine Aehnlichkeit hatten? War es seine Schuld, daß er anatomische Zeichnungen und Präparate fast unmöglich in ihrer eingeschränkten Beziehung betrachten konnte, sondern seine Phantasie sogleich im Großen, Allgemeinen der ganzen Natur herumschweifte? Oder konnte er es seiner ihm so treu anhänglichen Muse verwehren, daß sie selbst in den Collegien, wenn er mit tiefsinnigem Blick auf den Professor horchte, ihm etwas zuflüsterte, was seinen Geist auch den ernstlichsten Vorsätzen entgegen in dichterische Gefilde leitete? Wie durch Zaubergewalt herbeigeführt, gährten in seinem Innern Bilder und Entwürfe, die immer stärker sich herandrängten, je mehr der Mann sich in ihm entwickelte, und seine Vorstellungen sich bereicherten."

Die poetische Verbrüderung mit Petersen, von Hoven und Scharffenstein dauerte 1778 noch fort, sollte aber bald durch Scharffenstein's Austritt einen kleinen Riß bekommen. Dieser scheint bereits einige Zeit vor dem Ausscheiden nur noch mit halber Seele dem Bunde angehört

zu haben. „Unser ganzer Kram," sagt er, von den dichterischen Productionen sprechend, „taugte im Grunde den Teufel nicht, und es war schwerlich eine Stelle, ein des Aufbehaltens werther Zug darin anzutreffen." Auf seine, wie auf der Bundesgenossen Stimmung wirkte es sehr deprimirend, daß ein Miteleve Namens Masson, der um ihre geheimen dichterischen Wettkämpfe wußte, den Bund in einer derben Posse geißelte. „Jeder von uns," erzählt Scharffenstein, „wurde in dem erwählten Gewande tüchtig und plump verklopft. Wir sahen uns etwas kleinlaut und verblüfft an, und unsere Effervescenz von Autorschaft hatte von da an ein Ende." Das Letztgesagte mag, auf ihn selbst allein bezogen, richtig sein, weil er eben nur ein leicht entmuthigter Dilettant war; von Schiller galt es nicht, wie sich bald zeigen wird. Zwischen Beiden kam es gegen Ende 1778 zu einem Zerwürfniß. Scharffenstein hatte einige Male, wahrscheinlich in petulanter Laune, Schiller's Charakter und Poesie für innerlich unwahr und gemacht erklärt. „Da," erzählt Scharffenstein, „wurde Schiller nicht kalt, denn kalt konnte er nicht sein; aber er zog sich mit einer zerknirschten Empfindung von mir zurück, an die ich noch jetzt mit einer sehr schmerzhaften Erinnerung denke. Er schrieb mir einen sehr langen Brief *), worin seine ganze Seele in Aufruhr war. Nie ist eine totale Brouillerie zwischen Verliebten so affectvoll geschrieben worden. Ich antwortete verweisend, daß er meine Meinung falsch ausgelegt. Aber sei es mauvaise honte oder was sonst für eine Trutzerei gewesen, sei es, daß die Freundschaft in diesen Jahren mehr in der warmen Phantasie, als tief im Herzen steckt — die Verstimmung blieb, ohne daß wir ein Wort mehr mit einander sprachen, bis zu meinem kurz nachher erfolgten Austritt aus der Akademie **)."

Einen trefflichen Ersatz für Scharffenstein gewann der Bund an dem Sohne des akademischen Professors Haug, einem Studiosus der Rechte, anderthalb Jahre jünger als unser Dichter und Vornamensvetter (Joh. Christ. Friedrich) desselben. Mit seinem Humor und schlagfertigen Witz, der schon damals den künftigen Epigrammatiker vorausverkündete, brachte er ein neues, wohlthätiges Element in den Kreis der jungen

*) Der Brief hat sich erhalten und ist mitgetheilt in Gödeke's historisch-kritischer Ausgabe von Schiller's Schriften I, S. 55 ff., — ein höchst überspannter, verworrener, theilweise sehr geschmackloser, nur aus dem Uebermaß seiner Anhänglichkeit an Scharffenstein erklärbarer Gefühlsausbruch, interessant jedoch als Document der Heftigkeit seiner Empfindungen.

**) Scharffenstein trat am 14. December 1778 als Lieutenant aus.

Leute, die sich vorher, wie es scheint, durch übertriebenes wechselseitiges Loben etwas verhätschelt hatten. Schiller hielt mit Haug Kampfspiele der Grobheit, streckte jedoch die Waffen, als Haug die Göttin der Grobheit schilderte, wie sie von einem Wolkenthron herab zu Schiller sprach: „Du bist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe." Natürlich wurde nun auch das Epigramm von den Bundesbrüdern fleißig kultivirt, und einige von diesen Productionen gingen ohne Zweifel später in die Anthologie über. Ein Thema „Rosalinde im Bade", wobei Schiller, von Hoven, Petersen und Haug um den Preis kämpften, mag petulant genug behandelt worden sein. Herder's Volkslieder (1778 und 1779) und Bürger's Gedichte (1778) belebten in ihnen den Geschmack für volksthümliche Poesie. Nicht unwahrscheinlich ist Palleske's Vermuthung, daß Schiller's Graf Eberhard dieser Zeit angehöre. Eben so mögen in der Anthologie das Bauernständchen, die Romanze der hypochondrische Pluto in der Bänkelsängerweise, die Bürger für dergleichen mythologische Stoffe angeschlagen hatte, und manches Andere jener durch Bürger und Herder empfangenen Anregung das Entstehen verdanken. Ursprünglich jedoch neigte sich Schiller's Geschmack dem entgegengesetzten poetischen Pole zu. Das schwungvoll Pathetische, das erschütternd Tragische, das Großartige und Erhabene, besonders das schauerlich Erhabene, entsprach mehr seiner Gefühlsrichtung. Wie uns von Petersen überliefert worden, dichtete Schiller auf der Akademie außer der schon erwähnten Gruft der Könige noch einen „fürchterlich schönen" Triumphgesang der Hölle. „In dieser regellosen Ode", sagt Petersen, „zählte Satan alle seine Erfindungen auf vom Beginn der Welt bis heute, um das Menschengeschlecht zu verderben; und die übrigen Teufel fielen mit blasphemischen Chören ein". Der Eindruck, den Schiller aus Klopstock's Dichtungen empfangen hatte, war zu tief, als daß Bürger und die Volkspoesie ihn hätten auslöschen können. Indeß auch Klopstock's Nimbus vermochte nicht, sein reifendes Urtheil dauernd zu blenden. In seinem Exemplar des Dichters durchstrich er in der Ode „Mein Vaterland" Alles, was auf die Worte folgt „Ich liebe dich mein Vaterland"; und die Ode „An die Genesung" fand Schiller's Jugendfreund Conz ganz von großen, derben Dintenstrichen kreuzweis überzogen. Hier, meinte er, sei nichts gesagt, als: Wäre ich nicht genesen, so lebte ich nicht mehr und brächte meine Messiade nicht zu Ende. Andern Oden Klopstock's bewahrte er dagegen fortdauernd seine Werthschätzung und Zuneigung.

Die poetischen Gesellen hatten durch wetteifernde Production schon einen artigen Vorrath von Gedichten zusammengebracht, als sie nicht

länger der Lust widerstanden, sich gedruckt zu sehen. Sie wagten es aber als Akademiker nicht, sich zur Autorschaft zu bekennen. Von Hoven wandte sich daher brieflich an einen Verlagshändler in Tübingen, der dem Vernehmen nach auch Anonymes herausgab. Das Schreiben blieb unbeantwortet, und eine zweite Anfrage erwies sich gleich erfolglos. Die Briefe waren unbestellbar, weil der Adressat ins Reich des Jenseits verzogen war. Einzelnes aus der Sammlung wurde, wie von Hoven berichtet, in die von Schwan in Mannheim redigirte „Schreibtafel" eingerückt, das Andere vorläufig zurückgelegt.

Nach Abel's schon erwähnten handschriftlichen Nachrichten bestand in der Akademie seit längerer Zeit neben dem engern poetischen Verein ein weiterer, mehr auf Förderung des Fleißes und sittliche Zwecke gerichteter, an dem Schiller gleichfalls betheiligt war. Abel erzählt darüber: „Schon früh bildete sich eine Art geheimer Verbindung zwischen einigen wenigen Lehrern und mehreren der bessern Zöglinge, die keinen andern Zweck hatte, als die Bildung der Zöglinge theils durch die auf diese Weise verstärkte Einwirkung der Lehrer auf ihre jungen Freunde, theils durch den Einfluß der Zöglinge auf einander zu befördern. Da solche Jünglinge in bedeutendem Ansehen bei ihren Mitschülern, besonders den jüngern, standen, so bemühten sich letztere, mit jenen in Verbindung zu treten; und da die Bedingung Fleiß und Bildung des sittlichen Charakters war, so eröffnete sich dadurch den Bessern der Weg, auf andere, besonders die jüngern, höchst wohlthätig einzuwirken. Diese Verbindung war bald mehr, bald minder ausgebildet und wirksam; aber ganz hat sie, wenigstens so lange ich noch Glied der Akademie war, nicht aufgehört. In einer Anstalt, in welcher neben Manchem, was die moralische Bildung beförderte, auch vieles ihr Hinderliche stattfand, waren solche Mittel nöthig; und noch erinnere ich mich Mehrerer, die durch Hülfe derselben vom Verderben gerettet, oder zu höherer Bildung erhoben wurden. Auch Schiller hatte an allem diesem Antheil, und lebte mit einigen, obwohl wenigen Lehrern in inniger Freundschaft; zugleich war er Vertrauter vieler vortrefflichen Jünglinge, auch Glied jener engen Verbindung; und durch dieses ward seine Moralität nicht wenig befördert."

Diese Mittheilungen Abel's, des „engelgleichen Mannes", machen es uns begreiflicher, wie Liebe und Freundschaft und alle andern Knospen des Gemüths, die Schiller vom Mutterhause mitbrachte, in dem strengen Klima der Militair-Akademie nicht nur nicht erstarben, sondern sogar reicher emporblühten und tiefere Wurzeln schlugen. Je rauher das Auftreten der Wächter und Offiziere, desto liebreicher war das der

Lehrer; und aus dem langen Zusammenleben der Zöglinge erwuchsen die festesten Freundschaften. Hätte sich in dem wechselnden, lärmenden Treiben des die Jugend verflachenden Weltwesens eine gleiche Treue, Innigkeit und Wärme, oder in der Enge einer ausschließlich häuslichen Erziehung, wie sie Göthe genoß, eine gleiche Großherzigkeit und Gemüthskraft entwickeln können? Es hätte sich bei einem ähnlichen Jugendlaufe in Göthe wohl nicht die Verachtung der großen Menge so stark ausgebildet; vielleicht wäre auch in ihm mehr Sinn für die Geschichte erwachsen, der aus dem Gefühl der Zusammengehörigkeit mit einem großen Ganzen seine Hauptnahrung zieht; vielleicht wäre es ihm dann nicht möglich geworden, in dem deutschen Befreiungskriege sich von der allgemeinen Volksbegeisterung unmuthsvoll und zagend abzuwenden und in die Poesie des Orients zu flüchten; vielleicht auch hätte sich jene von der Mutter ererbte Scheu vor allen heftigen Gemüthsbewegungen gemildert, die ihn an der Schöpfung ergreifender Tragödien hinderte.

Es ist erfreulich, durch einen so zuverlässigen Zeugen, wie Abel die Lichtseiten der Akademie, von welcher Hoffmeister bei der Abfassung seines größern Werks fast nur die Schattenseiten kannte, weiter aufgedeckt zu sehen. Wäre die Organisation dieser Anstalt für die wissenschaftliche und sittliche Bildung der Zöglinge so unersprießlich, als man früher annahm, gewesen: wie hätten so viele bedeutende Künstler, Gelehrte, Krieger, Staatsmänner, wie hätten, um nicht von Schiller zu reden, ein Dannecker, ein Cuvier, ein Kielmeyer aus ihr hervorgehen können? Unter den Augen des begeisterten Fürsten, welcher Alles selbst leitete, Alles beaufsichtigte, dem Unterricht oft beiwohnte, mit den Zöglingen persönlich verkehrte, durch Auszeichnung sie zur Aufbietung ihrer Kraft spornte, mußte wohl Tüchtiges g e l e i s t e t werden. Aber es entwickelte sich auch, vielleicht ohne sein Wissen und Zuthun, ein Geist von eigenthümlich erziehlicher Kraft in der Anstalt. Die Sache ist wichtig für die Gewinnung einer tiefern Einsicht in Schiller's Jugendleben; wir lassen darum Abel noch etwas weiter berichten:

„Schon die Entfernung von andern Menschen, und öfters auch der Druck der militairischen Disciplin bewirkte, daß sich die Herzen der Zöglinge mehr aneinander schlossen. Alsdann war es eine sehr gute Idee des Herzogs Karl, daß er das Lehramt von der Aufsicht trennte. Dieses hatte die Folge, daß die Zöglinge selten in den Fall kamen, die Lehrer gegen sich aufzubringen. Vielmehr wurde ihre Zuneigung zu den Lehrern um so größer, je mehr sie von ihren militairischen Vorgesetzten gedrückt zu werden glaubten. Auf der Solitude, wo die Zöglinge außer ihren Vorgesetzten und Lehrern beinahe gar Niemanden sahen, mußte

diese Verbindung noch inniger werden. Dann ward sie auch dadurch befördert, daß der größere Theil der Lehrer mit den ältesten der Zöglinge fast von gleichem Alter war. Aus diesen Gründen sah man in der Akademie, was man nicht leicht auf irgend einer Universität findet: Lehrer und Lernende lebten zum Theil in der innigsten, herzlichsten Freundschaft, die auch nachher durch das ganze Leben fortdauerte. Der Schüler theilte dem Lehrer seine wichtigsten Geheimnisse mit, und fragte ihn in Gegenständen um Rath, die gewöhnlich vor Niemandem mehr, als vor Lehrern und Vorgesetzten verborgen gehalten werden. Besonders auffallend war mir eine Folge der oben genannten Verhältnisse. Statt daß in ähnlichen Instituten Jeder von allen Mitschülern als ein Verräther angesehen wird, der einem Vorgesetzten von einem Fehler oder dem strafbaren Verhalten eines Mitschülers Nachricht gibt, gaben hier gerade einige der vorzüglichsten Zöglinge ihre strafbar handelnden Kameraden, und zwar mit Wissen der letztern, bei ihren Lehrern an, oder drohten ihnen damit, ohne sich dadurch nur im Geringsten einer Verachtung auszusetzen. Doch mußten freilich sowohl die Zöglinge, die sich dieses zu thun erkühnten, als die Lehrer, denen man solche Eröffnungen machte, in entschieden gutem Kredit stehen, so daß man sicher sein konnte, die Handlungsweise Beider habe keinen andern Grund, als den Eifer für das Gute."

Unter solchen Einflüssen entfalteten sich denn alle jene Elemente in Schiller's innerm Wesen, deren im Eingange dieses Kapitels gedacht worden, mit gewaltiger Triebkraft, und bewirkten in ihm eine Geistesrevolution, deren Resultate bald in den Räubern und zwei Dissertationen zu Tage treten sollten. Hierzu trugen aber nicht blos die eben erwähnten Verbindungen, der vielfache Gedankenaustausch mit Lehrern und Schulgenossen bei, sondern eben so sehr die Lectüre philosophischer Schriften, auf die ihn sein Berufsstudium führte, zu denen sich noch Rousseau und Plutarch, und späterhin noch Search's (Tuker's) „Licht der Natur", Herder's „Auch eine Philosophie der Geschichte der Menschheit" und Schriften von Schlözer, Sturz und Zimmermann gesellten. Rousseau, kühn denkend, hochsinnig und voll Glut, wie Schiller, Rousseau, „der aus Christen Menschen wirbt", schlug gewaltig in sein Wesen ein. Sätze, wie: „Auf seine Freiheit verzichten, heißt auf seine Menschheit verzichten; nicht frei sein ist eine Verzichtleistung auf seine Menschenrechte, selbst auf seine Pflichten", waren wie ihm selbst aus der Brust geschrieben. Dem Plutarch aber hing er an, weil dieser seinem Enthusiasmus für Menschenwürde und Seelenadel bestimmte hohe Gestalten entgegenführte. Als er die Akademie verlassen hatte, waren

Plutarch's Biographien (acht Bände in der Uebersetzung von Schirach) eines der wenigen größern Werke, die sich der Unbemittelte kaufte.*) Er bewahrte diesem Schriftsteller viele Jahre hindurch seine Zuneigung, und trug sich eine Zeit lang mit dem Vorhaben, im Alter einen deutschen Plutarch zu verfassen. Noch im Jahre 1788 schrieb er an eine Freundin: „Es ist brav, daß Sie dem Plutarch treu bleiben; das erhebt über diese platte Generation und macht uns zu Zeitgenossen einer bessern, kraftvollern Menschheit." Bei solcher Bewunderung großer Charaktere des Alterthums blieb er aber gleich empfänglich für die kräftigen Gestalten, die ihm in Shakespeare's Dichtungen, bei Cervantes**), in Göthe's Götz u. s. w. entgegentraten.

So nährte sich durch Lectüre in ihm mehr und mehr die heroische Seite seines Wesens und er ward in seinem Erscheinen ein ganz anderer Mensch, als er bei seinem Eintritt in die Akademie war. Ehedem eingeschüchtert, verschlossen, die Einsamkeit liebend, zeigte er sich jetzt oft im Gefühl der treibenden, wachsenden Kraft muthwillig, keck, spottend und neckend, bisweilen derb satyrisch. Einem seiner Mitschüler, der sich bei Tisch durch seine Leistungen auszeichnete, schrieb er in's Stammbuch: „Wenn du gegessen und getrunken hast, und NB. satt bist, so sollst du den Herrn, deinen Gott, loben." Auch ein paar andere Stammbuchblätter aus seiner Zeit haben sich erhalten. Die Sentenz Seneca's Ille vir, qui nullo bono, nisi suo, nititur, die er am 15. November 1776 in ein Stammbuch schrieb, kennzeichnete bereits seine Sinnesart. In einem andern Stammbuchblatt, das er seinem Mitschüler Fr. Ludw. Orth widmete, parodirte er eine Strophe aus Klopstock's Ode „Das neue Jahrhundert" („O Freiheit, Silberton dem Ohre, Licht dem Verstand und hoher Flug zu denken, dem Herzen groß Gefühl") in folgender Weise:

O Knechtschaft,
Donnerton dem Ohre,
Nacht dem Verstand und Schneckengang im Denken,
Dem Herzen quälendes Gefühl!

---

*) Nach einer Buchhändlerrechnung von Metzler in Petersen's Nachlaß. Außerdem kaufte er Shakespeare (12 Bände in der Wieland'schen Uebersetzung), den er (gegen Streicher's Angabe S. 77) mit seinen andern Büchern bei der Flucht aus Stuttgart an Scharffenstein vermachte. Von Hoven gab ihm 1793 das Buch wieder zum Geschenk.

**) In Schiller's Selbstrecension heißt es über Karl Moor: „Wofern ich nicht irre, verdankt dieser seltene Mensch seine Grundlage dem Plutarch und Cervantes, die durch den eignen Geist des Dichters nach Shakespearischer Manier zu einem neuen, wahren und harmonischen Charakter unter sich amalgamirt sind."

In solcher Denk- und Gefühlsweise befestigte er sich immer mehr, je eifriger er sich gegen das Ende der akademischen Zeit hin mit den Räubern zu beschäftigen begann. Auf die Vernunft sollte Alles gebaut, durch eigene Kraft Alles errungen, jedem Schicksal Trotz geboten werden. „Nein, nein! Ein Mann soll nicht straucheln! Sei, wie du willst, namenloses Jenseits, bleibt mir nur dieses mein Selbst getreu! Sei, wie du willst, wenn ich nur mich selbst mit hinübernehme! Außendinge sind nur der Anstrich des Mannes; ich bin mein Himmel und meine Hölle. — Soll ich dem Elend den Sieg über mich einräumen? Die Qual erlahme an meinem Stolz! Ich will's vollenden". (Räuber IV, 5.) Scharffenstein charakterisirt diese Seelenfassung so: „Schiller's Philosophie bekam ein stoisches Gepräge; man findet es in seinen Werken deutlich genug ausgesprochen, weß Geistes Kind er war. Den für's Leben so stählenden Satz, Glückseligkeit sei mehr eine persönliche Eigenschaft (als ein Geschenk des Schicksals) urgirte er mit schwellender Brust und propfte er in die meinige. Wäre Schiller kein großer Dichter geworden, so war für ihn keine Alternative, als ein großer Mensch im activen, öffentlichen Leben zu werden; aber leicht hätte die Festung sein unglückliches, doch gewiß ehrenvolles Loos werden können."

Diese Geistesrevolution, schon 1776 beginnend, vollzog sich bis zum Schluß seines akademischen Cursus. In jenen Jahren begann sich auch in seinem Kopfe das philosophische System aufzubauen, das er vorläufig, um seinem religiösen Herzensdrange genugzuthun, an die Stelle seines hinfällig gewordenen Kirchenglaubens setzte. Allerdings sind die herrlichen philosophischen Briefe, worin er es näher entwickelt, in ihrer uns vorliegenden Form erst acht bis neun Jahre später verfaßt und veröffentlicht worden; aber Hoffmeister war wohl berechtigt, die Grundlegung des Systems in die Zeit, die uns jetzt beschäftigt, zu versetzen. Grund- und Kerngedanken desselben treten schon in den akademischen Reden und Abhandlungen hervor, auf die ich bei diesen aufmerksam machen werde, und noch bestimmter in mehrern Gedichten der Anthologie, der Phantasie an Laura, dem Triumph der Liebe, der Ode Die Freundschaft; ja dem letztgenannten Gedichte ist in der Anthologie ausdrücklich die Anmerkung beigefügt: „Aus den Briefen Julius an Raphael, einem noch ungedruckten Roman." Hiernach darf man jene Briefe als eine authentische Darstellung von Schiller's Geistesemancipation, als eine Geschichte der Entwickelung seines Gedankensystems betrachten. Die Leiden, die das junge Gemüth beim Erwachen zum Selbstdenken erfassen, sind hier mit einer so ergreifenden Wahrheit dargestellt,

daß Jeder, der Aehnliches an sich erlebt hat, in der Schilderung die eigenen innern Erfahrungen des Verfassers erkennen wird.

„Selige, paradiesische Zeit", schreibt Julius an Raphael, „da ich noch mit verbundenen Augen durch das Leben taumelte, wie ein Trunkener! Raphael hat mich denken gelehrt, und ich bin auf dem Wege, meine Erschaffung zu beweinen. Du hast mir den Glauben gestohlen, der mir Friede gab. Ich sah eine Volksmenge nach der Kirche strömen, ich hörte ihre begeisterte Andacht zu einem brüderlichen Gebet sich vereinigen. Göttlich, ja göttlich, rief ich aus, muß die Lehre sein, welche die besten unter den Menschen bekennen, welche so mächtig siegt und so wunderbar tröstet! Deine kalte Vernunft löschte meine Begeisterung. Glaube Niemand, als deiner Vernunft, sagtest du. Es gibt nichts Heiliges, als die Wahrheit. Ich habe gehorcht, habe alle Meinungen aufgeopfert. Meine Vernunft ist mir jetzt Alles, meine einzige Gewährleistung für Gottheit, Tugend, Unsterblichkeit. Wehe mir von nun an, wenn ich diesem einzigen Bürgen auf einem Widerspruch begegne! wenn meine Achtung vor ihren Schlüssen sinkt! wenn ein zerrissener Faden in meinem Gehirn ihren Gang verrückt!" Und nun entwickelt er in den folgenden Briefen die Erstlinge seines philosophischen Denkens — ein glänzendes pantheistisches System, und wie die älteste Philosophie vom Universum ausgehend: „Gott und Natur sind zwei Größen, die sich völlig gleich sind. In Gott sind alle Vollkommenheiten des Universums vereinigt. Die Natur ist ein unendlich getheilter Gott. Die ganze Summe harmonischer Thätigkeit, die in der göttlichen Substanz beisammen existirt, ist in der Natur, dem Abbilde dieser Substanz, zu unzähligen Graden, Maßen und Stufen vereinzelt. Die Anziehung der Elemente brachte die körperliche Form der Natur zu Stande. Die Anziehung der Geister, in's Unendliche vervielfältigt und fortgesetzt, müßte endlich zur Aufhebung jener Trennung führen, oder — darf ich es aussprechen, Raphael? — Gott hervorbringen. Eine solche Anziehung ist Liebe, Liebe also die Leiter, auf der wir emporklimmen zur Gottähnlichkeit, zur Vollkommenheit. Liebe, der allmächtige Magnet in der Geisterwelt, ist die Quelle der Andacht, der erhabensten Tugend, ist eine Anziehung des Vortrefflichen, gegründet auf einen augenblicklichen Tausch der Persönlichkeit, auf Verwechselung der Wesen. Wenn ich hasse, so nehme ich mir etwas; wenn ich liebe, so werde ich um das reicher, was ich liebe. Verzeihung ist das Wiederfinden eines veräußerten Eigenthums, Menschenhaß ein verlängerter Selbstmord, Egoismus die höchste Armuth. Wenn jeder Mensch alle Menschen liebte, so besäße der Einzelne die Welt u. s. w."

Während Schiller's Denkweise eine solche Krisis durchmachte, mußte sich auch seine Gemüthsform ändern. Nachdem er jene bestanden hatte, hob sich die Brust des Jünglings höher, seine Gefühle nahmen einen kühnern Flug, und Alles, was in ihm war, namentlich auch seine Dichtung, theilte den Triumph seines Enthusiasmus für die Freiheit. Hinter diesen trat jenes Milde, Innige und Zarte seines Wesens für eine geraume Zeit zurück, und machte erst später nach einer Periode ernster Selbstläuterung, aber dann auch veredelt und schöner sich wieder geltend. Es lag die Gefahr nahe, daß seine gegenwärtige Seelenstimmung bei der militairischen Strenge der Akademie ihn zu Ordnungswidrigkeiten und Ausschreitungen führte. In der That entschlüpfte er, wie berichtet wird, während der letzten Studienjahre manchmal Abends oder in andern Freistunden mit einigen Vertrauten seinem Kerker, um draußen in der Welt der Menschen Thun und Treiben zu beobachten. Auch mag er nicht selten durch vorgeschützte Krankheit sich den Lehrstunden entzogen und heimlich an seinen Räubern gearbeitet haben. Doch ist in den vier Jahren, worüber Hoffmeister die Original-Tabellen der Akademie besaß, sein „Betragen gegen Vorgesetzte, Kameraden und sich selbst“ durchweg mit „aufmerksam, gefällig, zufrieden“ bezeichnet. Daß er trotzdem in jedem der vier Jahre sich fünf „Strafen wegen übler Aufführung“ zuzog, kann bei der peinlichen und kleinlichen Strenge der akademischen Aufseher nicht befremden. Jene Zahl von Strafen erreichte kaum das Durchschnittsmittel, und bei manchen Zöglingen finden sich ihrer zwanzig und mehr verzeichnet. Behandelte ihn einer der Aufseher allzu herbe, so wußte er seinem Zorn durch einen Sarkasmus Luft zu machen, der diesem unfaßlich, den Freunden aber desto verständlicher war.

Dem Herzog gegenüber bewahrte er seine dienstfertige Bereitwilligkeit, zur Feier seiner Hoffeste nach Kräften mitzuwirken. Es haben sich von ihm zwei Reden zum Geburtstagsfest der Gräfin Franziska (dem 10. Januar), die eine vom Jahr 1779, die andere von 1780, erhalten. Jene beantwortet die schief und wunderlich genug gestellte Frage des Herzogs: „Gehört allzuviel Güte, Leutseligkeit und große Freigebigkeit im engsten Verstand zur Tugend?“ *) Ob sie wirklich vorgetragen worden, steht nicht fest, da noch von achtundzwanzig Mitzöglingen, die dasselbe Thema behandelt hatten, die Manuscripte existiren. Nach Petersen ist es jedoch wahrscheinlich; er bezeichnet sie als die erste Rede, die Schiller bei feierlicher Gelegenheit vor einer großen Versammlung

*) S. Gödeke's historisch-krit. Ausgabe von Schiller's Schriften, I, S. 61 ff.

gehalten habe. Sein Urtheil über dieselbe lautet sehr ungünstig. Er vermißt Schärfe und Einheit in der Entwickelung der Begriffe, findet die Hauptgedanken entlehnt und großentheils unrichtig angewandt, die Beispiele unglücklich gewählt, die Klopstock'sche Idee von der Tugend als Gottnachahmerin entweiht, die Sprache bisweilen platt, den Vortrag allzu Schubartisch, und rügt sogar die Menge der Ausrufzeichen und Gedankenstriche. Ohne Zweifel, die Darstellung bewegt sich hier nicht sittig an dem Leitfaden einer angelernten Bildung, sie versteigt sich oft in's Ueberschwängliche und wird schwülstig und geschmacklos; aber die Hauptgedanken sind eigenthümlich. Wie schon in der früher besprochenen Rede („Ist die Freundschaft eines Fürsten dieselbe, wie die eines Privatmanns?") die Keime seines selbsterbauten philosophischen Systems zu erkennen sind, wie dort die Liebe, die Freundschaft als das zusammenhaltende Band des Weltalls aufgefaßt wird: so klingt hier der Gedanke durch, daß Liebe und Freundschaft die Quelle der Tugend, die Leiter zur Gottähnlichkeit sei; und die Erschaffung der Geisterwelt wird, wie in der Schlußstrophe der Ode „Die Freundschaft", aus dem Bedürfniß Gottes nach Liebe und Sympathie hergeleitet. „Was war's, das den Weisesten leitete, eine Welt aus dem Chaos zu erheben? Unendliche Liebe."

Die Rede vom Jahr 1780 kam unzweifelhaft zum Vortrage; denn das Schwäbische Magazin (1780, Stück I, S. 53) berichtet: „Herr Schiller, ein geschickter Zögling der Militair-Akademie, hat am 10. Januar in dem Examinationssaal vor dem Durchlauchtigsten Herzog und Hof eine öffentliche Rede gehalten von den Folgen der Tugend." Das Thema, wie es der Herzog gestellt hatte, lautete: „Die Tugend in ihre (sic) Folge betrachtet" *). Schiller übergab der Gräfin Franziska das eigenhändig geschriebene, mit allegorischer Zeichnung verzierte Manuscript in Sammeteinband, und sie hielt es zeitlebens in Ehren. Hier blickt das glänzende, pantheistisch schillernde Lehrgebäude des Julius schon klarer hervor. „Nicht geringer," heißt es, „als die allwirkende Kraft der Anziehung in der Körperwelt, die Welten um Welten wendet und Sonnen an ewigen Ketten hält, nicht geringer ist in der Geisterwelt das Band der allgemeinen Liebe. Liebe ist es, die Seelen an Seelen fesselt; Liebe ist es, die den unendlichen Schöpfer zum endlichen Geschöpfe herunterneigt, das endliche Geschöpf hinaufhebt zum unendlichen Schöpfer; Liebe ist es, die aus der grenzenlosen Geisterwelt eine einzige Familie, die so viele Myriaden Geister zu eben so vielen Söhnen eines alllieben-

*) Ebendaselbst, S. 95 ff.

den Vaters macht; Liebe ist der zweite Lebensodem in der Schöpfung, Liebe das große Band des Zusammenhangs aller denkenden Naturen u. s. w." — Die Rede läßt im Vergleich mit der vorhergehenden uns mit Staunen erkennen, wie gewaltig ihr Verfasser im Lauf des Jahrs 1779 an Gedankenklarheit, Geschmacksbildung und Herrschaft über die Sprache gewachsen. Sie ist aber auch ein Zeugniß seines groß hervorbrechenden, mächtig ausgreifenden Charakters, und zugleich ein Dokument eines ungemeinen Rednertalents, das sich wahrscheinlich, hätte man ihn beim Predigerberuf gelassen, zu einer hinreißenden Gewalt ausgebildet haben würde. Es blieb bekanntlich auch seiner Dichtung, namentlich der dramatischen, stets ein starkes oratorisches Gepräge anhaften.

Eine andere Frage ist freilich, ob er es je zu einem maß- und geschmackvollen, die Zuhörer gewinnenden Vortrage seiner Reden gebracht hätte. Seine Erfolge in schauspielerischen Versuchen sprechen nicht dafür. Wir kennen schon Christophinens ungünstiges Urtheil über seine Leistungen auf der Ludwigsburger Kinderbühne, wo er Alles durch übermäßige Leidenschaftlichkeit verdarb. Der Geburtstag der Gräfin im Jahr 1779 wurde von den Eleven auch durch ein dramatisches Festspiel gefeiert. Es war „Der Preis der Tugend, in ländlichen Unterredungen und allegorischen Bildern" betitelt und bestand aus drei Abtheilungen, in denen Bürger, Bauern, Schäfer, Götter, Cyklopen, Sylvanen, Faunen, Nymphen u. s. w. erschienen. Im ersten Theil trat Schiller als ein Bauer Namens Görge mit seinem Weibe (dem Eleven Hopfenstock, der Cameralia studirte) auf. Der „Anwalt" empfing sie im „Schloßsaal" mit der Frage:

Woher so spät? Gewiß aus einer Zeche?
Ihr bringet doch was Neues mit?

Görge.

Wir aus der Zeche? Keinen Tritt!
Da warten wir schon ganze Stunden
Und fragen jeden Fremden aus:
„Ist's auf dem Hof? Ist sie zu Haus?
Ist unser Anwalt schon herein?
Vielleicht kann's gar in Stuttgart sein?"
Der eine sagt: „Ich weiß es nicht", der andre: „Nein"
Und endlich hab' ich den gefunden,
Den Hansen da; der will was Andres wissen —
Fragt Ihr ihn selber aus.

Das war Schiller's ganze Rolle. So gar schlecht muß er sie nicht gespielt haben; denn im nächsten Jahre, zum Geburtstage des Herzogs

(dem 11. Februar) übertrug man ihm die ganze Anordnung und Leitung der theatralischen Festfeier, die Wahl des Stücks, die Vertheilung der Rollen u. s. w. In vorhergehenden Jahren hatte Uriot, der französische Sprachlehrer an der Akademie, den Geizhals von Molière, den Deserteur von Mercier u. a. französische Stücke in der Sprache des Originals aufführen lassen. Diesem Beispiel zu folgen, konnte Schiller, der heimlich in seinen Räubern lebte, dem ein deutscher Lorbeerkranz als Ziel der heißesten Wünsche vorschwebte, sich unmöglich entschließen. Er wählte Goethe's Clavigo, und für sich selbst unglücklicherweise die Titelrolle; als Beaumarchais hätte er mehr sich selbst spielen können. Die Ouvertüre zum Stück hatte sein Freund und Verehrer Zumsteeg componirt. Das Spiel Schiller's war der Art, daß es seinen Freunden für lange Zeit unendlichen Stoff zum Lachen und Scherzen bot. Was rührend sein sollte, ward kreischend; das Feierliche ward strotzend; Leidenschaft drückte er durch Brüllen, Schnauben und Stampfen aus; kurz, sein Spiel war die vollkommenste Ungeberdigkeit, bald abstoßend, bald komisch wirkend. Petersen, der dies berichtet, fügt hinzu, Schiller habe bei der Stelle „Clavigo bewegt sich in höchster Verwirrung auf dem Sessel“ in so wilden Zuckungen auf dem Stuhl sich herumgeworfen, daß die Zuschauer lachend sein Herunterpurzeln erwarteten. Die näselnde Stimme und das beständige Blinzeln der krankhaft gerötheten Augen verstärkten den mißlichen Eindruck des Spiels. Auch später noch machte Schiller, wie wir hören werden, dergleichen unliebsame Erfahrungen beim Vorlesen eigener dichterischer Productionen.

Daß er gerade Goethe's Clavigo auswählte, hatte wohl einen besondern Nebengrund. Vor nicht ganz zwei Monaten hatte er das Glück gehabt, den gefeierten Dichter des Stücks von Angesicht zu Angesicht zu sehen, und der Herzog hatte diesen mit großer Auszeichnung behandelt. Es war am 14. December 1779, als Göthe mit seinem fürstlichen Freunde Karl August von Weimar, von einer Schweizerreise heimkehrend, vom Herzog eingeführt, in den Speisesaal der Militair-Akademie trat und die Verehrung und Begeisterung strahlenden Blicke der Zöglinge auf sich lenkte. Am nächsten Tage, dem der Preisvertheilung, sahen sie ihn beim Morgengottesdienst in der Akademiekirche. Mittags war er mit seinem Fürsten zur herzoglichen Tafel geladen. Gegen Abend sahen sie Karl August zur Rechten, Göthe zur Linken des preisvertheilenden Herzogs stehen. Welche Gefühle mögen sich beim Anblick dieser Gruppe in dem Feuerbusen des Eleven Schiller geregt haben! welche Empfindungen, wenn sein Name aufgerufen wurde, wenn er einen Preis empfing, und dann zum Dank den Rock des Herzogs

küßte! Sicher hätte auch Goethe's Herz lebhaft geschlagen, wäre ihm die Ahnung aufgegangen, daß aus dem armen eingekerkerten Eleven ihm dereinst der ebenbürtigste Geistesbruder, der Freund, welchem er eine zweite Jugend verdanken sollte, der treue Begleiter auf der höchsten Sonnenhöhe seiner poetischen Laufbahn erblühen werde.

Wir haben über manchem Andern Schiller's medicinische Studien, von deren Ergebniß der Zeitpunkt seiner Befreiung aus dem akademischen Gefängniß abhängig war, etwas aus den Augen verloren. Als ein minder bedeutendes Dokument derselben sind uns aus dem Jahr 1778 „Beobachtungen bei der Leichenöffnung des Eleven Hiller" erhalten *). Ferner existiren aus dem Juni und Juli 1780 vier „Tages-Rapporte des Eleven Schiller über einen gemüthskranken Mitschüler und Freund" **). Es ist interessant, auch hier zu sehen, wie sein Studium besonders auf die Wechselwirkung zwischen Geist und Körper gerichtet war. „Die ganze Krankheit," sagt er im ersten Bericht, „ist meinem Begriff nach eine wahre Hypochondrie, derjenige unglückliche Zustand eines Menschen, in welchem er das bedauernswürdige Opfer der genauen Sympathie zwischen dem Unterleib und der Seele ist, die Krankheit tiefdenkender, tiefempfindender Geister. Das enge Band zwischen Körper und Geist macht es unendlich schwer, die erste Quelle des Uebels ausfindig zu machen, ob es zuerst im Körper oder in der Seele zu suchen sei. Pietistische Schwärmerei scheint den Grund zum ganzen nachfolgenden Uebel gelegt zu haben. Sie schärfte sein Gewissen, machte ihn für alle Gegenstände von Tugend und Religion äußerst empfindlich und verwirrte seine Begriffe. Das Studium der Metaphysik machte ihm zuletzt alle Wahrheit verdächtig und riß ihn zum andern Extrem über, so daß er, der die Religion vorher übertrieben hatte, durch skeptische Grübeleien dahin gebracht wurde, an ihren Grundpfeilern zu zweifeln u. s. w." So kann ein junger Mensch seines Alters nur schreiben, wenn er Aehnliches in sich erfahren hat.

Nach den weitern Rapporten scheint es, daß er als Seelenarzt den Kranken zweckmäßig und nicht ohne günstiges Ergebniß behandelte. Ob er aber überhaupt in einer medicinischen Laufbahn erfolgreich gewirkt haben würde, läßt sich bei seinem Hange zu phantasievollem Speculiren und voreiligem Systematisiren, und bei seiner Abneigung gegen ausdauerndes nüchternes Beobachten, Prüfen und Vergleichen gar sehr

*) Veröffentlicht in Wagner's Geschichte der Hohen Karlsschule, I, 582.

**) Ebendaselbst S. 583 ff.

bezweifeln. Und wäre auch der Arzt in ihm nicht durch den Philosophen beeinträchtigt worden, so hätte jedenfalls der Dichter ihm Abbruch gethan; denn wenn ihn unversehens der poetische Enthusiasmus überfiel, so war er blind und taub für alles Andere. Petersen versichert, diese Erscheinung sei von Schiller's Bekannten mehr als hundertmal an ihm beobachtet worden, und völlig wahr sei folgende Anekdote: „Die ärztlichen Zöglinge der Akademie mußten gegen Ende ihrer Laufbahn die Krankenzimmer besuchen und über die gehörige Pflege der Leidenden die Aufsicht führen. Als die Reihe einmal Schiller traf, setzte er sich an das Bett eines Kranken, des spätern Hofmusikus R. Statt diesen aber zu befragen oder zu beobachten, gerieth er dichtend in so brausende Bewegungen und heftige Zuckungen, daß dem Kranken Angst und bange ward, sein zugegebener Arzt möchte in Wahnsinn und Tobsucht verfallen sein."

Viel tiefer, als jene Rapporte, lassen uns zwei medicinische Dissertationen aus den Jahren 1779 und 1780 in Schiller's rasch fortschreitende und reich sich ausbreitende Geistesentwickelung hineinblicken. Ueber das Entstehen dieser Abhandlungen gab zuerst Abel's mehrerwähntes Manuscript erwünschte Auskunft. Als Schiller's akademischer Cursus sich dem Ende näherte, mußte er bestimmungsmäßig eine vor dem Herzog öffentlich zu vertheidigende Dissertation über ein selbstausgesuchtes Thema schreiben. Er glaubte schon 1779 die Reife zur Entlassung gewonnen zu haben, wählte daher ein seiner Neigung entsprechendes Thema und schrieb eine ausführliche Abhandlung, „Philosophie der Physiologie" betitelt, die in fünf Kapiteln 1. das geistige Leben, 2. das nährende Leben, 3. Zeugung, 4. den Zusammenhang dieser drei Systeme, 5. den Schlaf und natürlichen Tod behandelte. Nicht ganz das erste Kapitel hat sich erhalten. Es gibt uns einen überaus hohen Begriff von der früherworbenen großen philosophischen Ausbildung Schiller's, seinem architektonischen Scharfsinn und seinem wissenschaftlichen Selbstvertrauen. Im ersten Paragraphen begegnen uns wieder Anklänge an die Theosophie des Julius: „Gottgleichheit ist die Bestimmung des Menschen. Unendlich zwar ist dies sein Ideal, aber der Geist ist ewig; er wird ewig wachsen, aber das Ideal nie erreichen. Liebe, der schönste, edelste Trieb in der menschlichen Seele, die große Kette der empfindenden Natur, ist nichts Anderes, als die Verwechselung meines Selbst mit dem Wesen des Nebenmenschen u. s. w." Der zweite Paragraph bespricht die große Frage, vor welcher noch heute die philosophische Physiologie steht: „Die Wirkungen, die außerhalb meines Selbst vorgehen, sind Bewegungen der Materie. Alle Bewegung der Materie

beruht auf der Undurchdringlichkeit, einer Eigenschaft, die sie vom Geist, soviel wir von ihm wissen, besonders unterscheidet. Aber wie soll auf ihn die Materie wirken, die doch nur auf das Undurchdringliche wirkt? — Oder ist der Geist selbst Materie? Dann wäre Denken also Bewegung, der Geist vergänglich, Unsterblichkeit ein Wahn. — Oder ist all unsere Vorstellung einer Welt nichts als ein aus unserm eigenen Selbst herausgesponnenes Gewebe? Täuschen wir uns selbst, indem wir unsre Ideen und Empfindungen von außen zu empfangen glauben? Sind wir und die Welt gegenseitig von einander unabhängig? Deuten unser Geist und die Welt, kraft eines von Ewigkeit festgesetzten Zusammenklangs, wie zwei gleich gehende Uhren, auf eine und die nämliche Sekunde? Dann sind Freiheit und moralische Bildung Phantome, meine Glückseligkeit ein Traum. — Oder vermittelt jedesmal die göttliche Allmacht die Wirkung der Materie auf den Geist? Dann ist jede meiner Vorstellungen ein Wunder, und Wunder verrathen einen Mangel im Weltplan. Der Schöpfer wird herabgesetzt, wenn man ihn, wie einen menschlichen Künstler aller Orten helfend denkt. — Oder muß endlich eine Kraft vorhanden sein, die das Band zwischen Geist und Materie bildet, die von der Materie verändert zu werden, und den Geist zu verändern vermag?" Für das Dasein einer solchen, wenn gleich nicht vorstellbaren Mittelkraft entscheidet sich der junge Philosoph und baut auf dieser Annahme weiter in den nächsten Paragraphen, deren Abschrift leider im eilften mit einem Komma abbricht.

Und wie wurde diese staunenswürdige Leistung des noch nicht Zwanzigjährigen von den Professoren beurtheilt? Der Zögling war den Erziehern über den Kopf gewachsen, seine Gedankenwelt ging bereits über ihren Geisteshorizont hinaus. Der Hofmedikus Dr. Reuß sagte, die Schrift enthalte die ganze Physiologie, mit manchen neuen Eintheilungen, Meinungen und Erklärungen durchwoben, in Verbindung mit philosophischen Sätzen und Betrachtungen, deren Sinn schwerlich Jemand errathe; der Styl sei „frei und schwülstig", die Gedanken „reich und aufbrausend", er halte den Druck der Schrift für durchaus unrathsam. Professor Consbruch meinte, die Arbeit mache zwar den philosophischen und physiologischen Kenntnissen des Verfassers Ehre, aber die Schreibart sei zu blühend, an manchen Orten spiele der Witz zu viel, und ein junger Arzt müsse gegen den großen Haller gelindere Saiten aufziehen. Der Chirurgien-Major Klein urtheilte wörtlich: „Zweimal habe ich diese weitläufige und ermüdende Abhandlung gelesen, den Sinn des Verfassers aber nicht errathen können. Sein etwas zu stolzer Geist, dem das Vorurtheil für neue Theorien und der gefährliche

Hang zum Besserwissen allzuviel anklebet, wandelt in so dunkel gelehrten Wildnissen, wohinein ich ihm zu folgen mir nimmermehr getraue. Die mit so vieler Mühe verfertigte Arbeit ist überstiegen, aber auch mit vielen falschen Grundsätzen angefüllet. Dabei ist der Verfasser äußerst verwegen, und sehr oft gegen die würdigsten Männer hart und unbescheiden. In dem Abschnitt, wo er von den viribus transmutatoriis handelt, greifet er den unsterblichen von Haller, ohne welchen er doch gewiß ein elender Physiologus wäre, so beleidigend an, daß es der ganzen gelehrten Welt empfindlich fallen muß. Eben so redet er wider den fleißigen Cottunium, dessen glücklich entdeckte Feuchtigkeit im Ohr er verwirft, da ich ihm doch solche in den anatomischen Lectionen so deutlich gewiesen habe. Und so bekrieget er Alles, was nicht vor seine neuen Theorien passend ist. Uebrigens gibt die feurige Ausführung eines ganz neuen Plans untrügliche Beweise von des Verfassers guten und auffallenden Seelenkräften, und sein Alles durchsuchender Geist verspricht nach geendeten jugendlichen Gährungen einen wirklich unternehmenden, nützlichen Gelehrten."

Auf dieses Verdict seiner wissenschaftlichen Jury konnte der Herzog nicht umhin zu entscheiden: „Die Dissertation des Eleven Schiller soll nicht gedruckt werden, obschon", fügte er hinzu, „Ich gestehen muß, daß der junge Mann viel Schönes gesagt — und besonders viel Feuer gezeigt hat. Eben deßwegen aber, und weilen solches wirklich noch zu stark ist, denke Ich, kann sie noch nicht öffentlich an die Welt ausgegeben werden. Dahero glaube Ich, wird es auch noch recht gut vor ihm sein, wenn er noch Ein Jahr in der Akademie bleibt, wo inmittelst sein Feuer noch ein wenig gedämpft werden kann, so daß er alsdann einmal, wenn er fleißig zu sein fortfährt, gewiß ein recht großes Subjectum werden kann" — ein prognostisches Urtheil, das für den Scharfblick des Herzogs um so mehr spricht, als H. Wagner, der Geschichtschreiber der Hohen Karlsschule, in den Archiven des Instituts auch nicht Einen Beleg dafür gefunden, daß der Herzog je über einen andern Akademiker eine gleiche Erwartung ausgesprochen.

Das war ein schwerer Schlag für den nach Freiheit lechzenden Jüngling, der sich innerlich schon ganz der Akademie entwachsen fühlte. Kein Wunder, wenn er das Jahr 1780 in tiefer Gemüthsverstimmung, die bisweilen bis zu völligem Lebensüberdruß anwuchs, zubrachte. Diese spricht sich in ergreifender Weise in einem Trostbriefe vom 15. Juni an Wilhelm von Hoven's Vater aus, dessen jüngerer Sohn Christoph August am 13. Juni in der Akademie gestorben war. „Was verließ Ihr Sohn," schrieb er, „das er nicht dort freudig wiederfinden, ewig

behalten wird? Und starb er nicht in der reinsten Unschuld des Herzens, mit der Fülle jugendlicher Kraft zur Ewigkeit ausgerüstet, eh' er noch den Wechsel der Dinge, den bestandlosen Tand der Welt beweinen durfte, wo so viele Plane scheitern, so schöne Freuden verwelken, so viele Hoffnungen vereitelt werden? . . . Das sind nicht auswendig gelernte Gemeinsprüche, die ich Ihnen hier vorlege; es ist eigenes, wahres Gefühl meines Herzens, das ich aus einer traurigen Erfahrung schöpfen mußte . . . Wäre mein Leben mein eigenes, so würde ich nach dem Tode Ihres theuern Sohnes geizig sein; so aber gehört es meiner Mutter und dreien ohne mich hilflosen Schwestern; denn ich bin der einzige Sohn und mein Vater fängt an, graue Haare zu bekommen." Die gleiche Stimmung athmet in einem vier Tage später geschriebenen Briefe an seine Schwester Christophine. Doch —

. . . wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab ihm ein Gott zu sagen, was er leide.

Bei seiner Muse suchte und fand er Trost und Ermuthigung. Dem hingeschiedenen Akademiegenossen widmete er eine „Leichenphantasie"*) von tiefdüsterer Färbung. Am vollsten und vielseitigsten aber ergoß sich sein Gemüth in die Räuber, deren Ausführung größtentheils in das Jahr 1780 fällt. Es darf bezweifelt werden, daß Schiller schon 1778 während einer Krankheit so bedeutende Partieen des Stückes vollendet habe, wie es nach H. Wagner's Erzählung in seiner Geschichte der Hohen Karlsschule (Erklärung des Titelkupfers, I, S. 5) der Fall sein müßte. Schiller sagt in einem Briefe an Körner (II, S. 20): „Als ich während meines akademischen Lebens plötzlich eine Pause in meiner Poeterei machte, und zwei Jahre mich ausschließend der Medicin widmete, so war mein erstes Produkt nach diesem Intervall doch die Räuber." Seine Beschäftigung mit diesem Werk war eine geheime, nur seinen vertrauten Freunden bekannte. Aber auch öffentlich konnte er seinen Hang zur Poesie nicht ganz verläugnen. Er besuchte Professor Nast's Vorlesungen über Homer, und wohnte mit regem und freudigem Interesse der Mittheilung einzelner Gesänge aus Bürger's jambischer Uebertragung des Dichters bei. Eben so fehlte er nicht in Drück's Vorlesungen über Virgil, und mit den hier empfangenen Eindrücken hängt vielleicht die Uebersetzungsprobe zusammen, die er 1780 im eilften Stück

*) Erläutert in meinem Commentar zu Schiller's Gedichten, Aufl. 4, Bd. I, S. 32 ff., wo durch ein Versehen statt des Juni der Januar als Todesmonat des jüngern von Hoven angegeben ist.

des Schwäbischen Magazins unter der Ueberschrift „Der Sturm auf dem Tyrrhener Meer“ anonym veröffentlichte. Der Herausgeber des Magazins fügte die Anmerkung bei: „Probe von einem Jünglinge, die nicht übel gerathen ist. Kühn, viel, viel dichterisches Feuer.“ Die Arbeit, eine Uebersetzung im Versmaß des Originals, nimmt sich allerdings vom Standpunkt der jetzigen Uebersetzungskunst sehr fehlerhaft aus, zeugt aber von einer kühnen, originellen Behandlung der Sprache. Die Wahl der Partie, die er zur Nachbildung aushob (Aeneis, I, 34 bis 156), läßt seine damalige Geistesrichtung auf das Große und Erhabene erkennen.

Unterdeß war der Herbst 1780 herangenaht. Da mußte er für einstweilen sich den geliebten Musen entreißen, alle Lebensunlust abschütteln, und seine Kraft zusammen nehmen; denn es galt, durch eine neue medicinische Dissertation endlich die Riegel seines Kerkers wegzuschieben. Als Thema der lateinischen Streitschrift wurde ihm gegeben: De differentia febrium inflammatoriarum et putridarum (über den Unterschied der entzündlichen und Faulfieber). In Betreff der deutschen Probeschrift scheint man bei ihm angefragt zu haben, worüber er zu schreiben gedenke, mit der beigefügten Mahnung, ein „ganz auf Erfahrung gegründetes medicinisches Thema“ zu wählen. Man wollte vermuthlich den zu spekulativen Ausschreitungen geneigten Philosophen im Zaum halten. Die Erklärung, die er abgab, lautete: „Ich kenne kein Thema aus der Medicin, das sich nicht ganz auf Erfahrung gründete. Folgende Materien sind aus dem philosophischen und physiologischen Fach, und das ganze Jahr der hauptsächlichste Gegenstand meines Studiums gewesen, daß ich etwas Erträgliches davon versprechen kann: 1. Ueber den großen Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen; 2. Ueber die Freiheit und Moralität des Menschen. Die erstere läßt sich sehr physiologisch abhandeln.“ Begreiflicher Weise bestimmte die Facultät das erstere Thema zur Ausarbeitung. Als er seine beiden Aufgaben eingereicht hatte, gab jenes Kritiker-Trifolium Reuß-Consbruch-Klein sein Collectiv-Urtheil vom 17. November 1780 dahin ab, daß die lateinische Streitschrift „auf das bevorstehende Examen nicht könne gedruckt werden, da der Verfasser, wie überall zu bemerken sei, wenige Zeit auf die Verfertigung derselben verwandt, und deßwegen eine solche Veränderung damit vorgenommen werden müßte, welche einer durchgängigen Umarbeitung beinahe gleich käme, wozu aber die Zeit allbereits zu kurz wäre.“ Den Verfasser der deutschen Probeschrift aber lobten sie, „daß er ein so schweres Thema mit vielem Genie behandelt, und nicht allein gute Schriftsteller schicklich benutzt, sondern

auch selbsten über die Materie gedacht habe." Nachdem sie Einiges am Inhalt ausgestellt, heißt es weiter: „Uebrigens können wir nicht unterlassen, auch noch anzumerken, daß der Verfasser sich manchmal zu viel von seiner Einbildungskraft fortreißen läßt; daher jene poetischen Ausdrücke, welche so oft den ruhigen Gang des philosophischen Styls unterbrechen. Wir wollen z. B. nur einige dergleichen Stellen anführen: § 5. Tönender Wohlklang auf die große Laute der Natur; § 7. Der leblose Gyps scheint zu erwarmen, Grazien und Götter entspringen dem schaffenden Meißel, die Schlacht lärmt im Gesang u. s. w. Dann grub er aus dem Bauch der Gebirge den allwirkenden Merkur — und am Schluß des nämlichen Paragraphen: So hat uns die Pest einen Sydenham geboren." *) — Man sieht, den Herren Medicinern war eben das ein Gräuel, was später, vom Geschmack geregelt, Schiller's Prosa so glänzend machte: die gleichmäßige Betheiligung von Phantasie, Gemüth und Verstand an der Gestaltung des Styls. Ihr Endurtheil war, daß trotzalledem die Probeschrift, nach Vornahme der nöthigen Veränderungen (d. h. nach Vertilgung solcher poetischen Auswüchse), des Drucks würdig sei. Und so erschien sie denn im December 1780 bei Cotta, mit den Versen aus Ovid's Metamorphosen I, 78—86 als Motto, und einer Dankepistel vom 30. November an den Herzog als Vorwort, unter dem Titel: „Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen. Eine Abhandlung, welche in höchster Gegenwart Sr. Herzoglichen Durchlaucht während den öffentlichen akademischen Prüfungen vertheidigen wird Johann Christoph Friederich Schiller, Kandidat der Medicin in der Herzoglichen Militair-Akademie."

Der 14. December 1780 brachte dem Sehnenden endlich die Erlösung von seinen Banden. Er nahm als ein glänzendes Dokument seiner in der Akademie gewonnenen Geistesreife die oben genannte Abhandlung, und im Stillen als ein noch bedeutsameres Denkmal seiner frühzeitigen ganzen innern Entwickelung das Manuscript der Räuber ins Leben mit. Der nähern Betrachtung beider Productionen sei das folgende Kapitel gewidmet.

*) Die Abhandlung wurde vor dem Druck noch einmal überarbeitet und um einige §§ vermehrt. Jetzt steht in § 9 „tönender Goldklang auf die Laute der Natur", in § 11 „da gräbt er aus den Eingeweiden der Berge den mächtigwirkenden Merkur" und „die Pest bildete unsere Hippokrate und Sydenhame, wie der Krieg Generale gebar". Die Sätze „der leblose Gyps scheint zu erwärmen, Grazien u. s. w." sind ausgemerzt worden.

Siebentes Kapitel.

Abhandlung über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen. — Die Räuber.

Die leider größtentheils verloren gegangene medicinische Probeschrift, welche Schiller gegen Ende 1779 einreichte, würde, wenn sie uns vollständig erhalten wäre, seine frühe philosophische Ausbildung ohne Zweifel viel deutlicher erkennen lassen, als die Abhandlung über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen. Jene war nach einem weitern Plane angelegt und mit noch ungedämpftem Darstellungsfeuer geschrieben. Im Lauf des Jahrs 1780 machte Schiller schwerlich bedeutende Fortschritte in der Philosophie; seine Hauptthätigkeit war den Räubern und poetischer Lectüre zugewandt. Als er im Herbst an die Abfassung einer neuen Probeschrift denken mußte, wählte er ein Thema, für dessen Ausarbeitung er Manches aus der frühern Schrift benutzen konnte, hielt sich aber, um nicht wieder von dem Kritiker-Collegium verurtheilt zu werden, überall näher bei der Sache, und suchte auch den Schwung der Darstellung etwas zu mäßigen. Er schrieb die neue Dissertation nicht mit jener freudigen Schaffenslust, wie die erstere, sondern nur weil sie eingeliefert werden mußte. Trotzdem ist sie für einen einundzwanzigjährigen Jüngling vortrefflich, ja bewundernswürdig, und auch jetzt noch wissenschaftlich nicht ganz unbedeutend.

Der Hauptzweck des Aufsatzes geht dahin, die Abhängigkeit des Geistes vom Körper darzuthun. In der Einleitung weist er zunächst als einseitig die zwei entgegengesetzten Ansichten zurück, daß der Mensch nur in seinem Geiste, und daß er nur in seinem Körper zu suchen sei, spricht dann vom körperlichen Organismus, von den Sinnen und Sinneswerkzeugen, von den organischen Kräften der körperlichen Bewegung, von der Ernährung und der Zeugung. Der schlimme Zustand unseres Körpers, heißt es weiter, verkündet sich unserm Geist durch Schmerz, der gute durch Vergnügen, damit wir jenen verbessern und fliehen, diesen befördern und suchen. Die thierischen Begierden der Lust und Unlust rufen in der Seele Begierde und Abscheu hervor, und diese bestimmen den Willen zu Handlungen. Lust und Unlust drängen sich der Seele mit Nothwendigkeit auf, und durch sie hat der Schöpfer für die Erhaltung der körperlichen Maschine gesorgt, von deren Beschaffenheit die

Leichtigkeit und Fortdauer der Seelenthätigkeit abhängt. Hiermit geht die Abhandlung zu ihrem Hauptgegenstande über.

Erstens wird scharfsinnig dargelegt, daß die thierischen Empfindungen das geistige Leben wecken und den Anstoß zur Aeußerung desselben geben. Zunächst aus der Entwickelung des Menschen in seinen verschiedenen Lebensaltern, dann aus der des ganzen Menschengeschlechts auf seinen verschiedenen Kulturstufen, wird mit großartiger Ueberschau nachgewiesen, wie alle Menschenbildung vom Sinnlichen anhebt. — Zweitens werden geistige Empfindungen (d. h. solche, die aus unsern intellectuellen und moralischen Anlagen entspringen) von thierischen begleitet und durch sie verstärkt, was besonders daraus erhellt, daß geistiges Vergnügen das Wohl des Körpers befördert, geistiger Schmerz aber ihn aufreibt, und Trägheit der Seele träge Bewegungen der körperlichen Maschine zur Folge hat. Umgekehrt ist aber die Empfindung des körperlichen Wohlbefindens die Quelle geistiger Lust, und das Gefühl der Zerrüttung des Körpers die Quelle geistiger Unlust, so daß die Stimmungen des Geistes denen des Körpers unter gewissen Einschränkungen folgen. — Drittens verrathen körperliche Phänomene die Bewegungen des Geistes, worauf sich alle Physiognomik gründet. Hier spricht der junge Schriftsteller das seiner hohen Besonnenheit wegen merkwürdige Urtheil aus: „Eine Physiognomik organischer Theile z. B. der Figur und Größe der Nase, der Länge des Halses u. s. w. ist vielleicht nicht unmöglich, wird aber wohl sobald nicht erscheinen, wenn auch Lavater noch durch zehn Quartbände schwärmen sollte. Wer die launigen Spiele der Natur, alle die Bildungen, mit denen sie stiefmütterlich bestraft und mütterlich beschenkt, unter Klassen bringen wollte, würde mehr wagen, als Linné, und dürfte sich sehr in Acht nehmen, daß er über der ungeheuern, kurzweiligen Mannigfaltigkeit der ihm vorkommenden Originale nicht selbst eins werde." — Endlich wird viertens gezeigt, daß auch der „Nachlaß" der körperlichen Natur, wie Schlaf und Ohnmacht, der Thätigkeit des Geistes förderlich und nothwendig sei.

Der ganze Aufsatz ist also eine Apologie der Sinnlichkeit, das Wort in psychologischer Bedeutung genommen. Wie kam nun der in Idealen lebende Jüngling dazu, der Abhängigkeit des Geistes das Wort zu reden? Seiner Gemüthsrichtung nach hätte er doch gerade im Gegentheil die schlimmen Einwirkungen des Körpers auf die Seele betonen müssen. Aber es ist, als habe er seinen gewaltigen Idealisirtrieb durch seinen großen Verstand zur Erfahrung zurückzwingen, als habe er sich selbst durch die Abhandlung zügeln und einschränken wollen. Er hatte die einseitige Richtung seiner Natur schon früh erkannt, und suchte

sie durch wissenschaftliche Forschung zu verbessern. Der Idealist war bemüht, ein realistisches Element in sich aufzunehmen. Was er in der Einleitung gegen die einseitige Herabsetzung des Körpers erinnert, das sagt er eigentlich — gegen sich selbst. Zu diesem Streben, sich gegen die Nachtheile eines überwiegenden Idealismus zu schützen, führte ihn das Studium der Medicin, welches wir demnach als einen wichtigen Factor in seiner jugendlichen Geistesentwickelung betrachten müssen. Eine wie ganz andere Richtung würde Plato's philosophische Ausbildung und Theorie genommen haben, wenn er in seiner Jugend Medicin studirt hätte?

Die Art, wie Schiller hier das Geistige in Uebereinstimmung mit dem Sinnlichen zu bringen, und wie er dem letztern sein Recht zu vindiciren sucht, bestimmte seine philosophische Auffassung des Menschen und des Menschenlebens für immer. Seine später ausgebildeten sittlichen und ästhetischen Ansichten wurzeln in dem Grundgedanken, den er schon in dieser Abhandlung aussprach. „Der Mensch ist nicht Seele und Körper, er ist die innigste Verbindung beider — der Mensch ist seiner Natur nach ein gemischtes Wesen" war die Idee, von welcher er ausging. Ganz einfach und natürlich folgte hieraus, daß Aufgabe und Ziel des menschlichen Lebens in einer ebenmäßigen Entwickelung der geistigen und sinnlichen Anlagen und Triebe bestehen müssen. In diese Harmonie setzte er dann die edle Menschlichkeit, das eine uns schon bekannte Prinzip seiner ethischen Welt, und gründete auf den harmonischen Zusammenklang der heterogenen Triebe der menschlichen Natur seine Theorie der Schönheit und der Anmuth. In die geistige Natur des Menschen dagegen, insofern diese mit seinem sinnlichen Wesen im Streit ist, legte er das zweite, gleichfalls schon hervorgehobene Prinzip seiner ethischen Welt, die Idee der Freiheit, und baute auf diesem Widerstreit seine Theorie des Erhabenen und der Würde auf.

In der Sprache hat die Abhandlung Vorzüge vor mehrern spätern Aufsätzen. In großer Mannigfaltigkeit, originell, ideenreich, oft überraschend, speculativ, bisweilen spitzfindig, und dann wieder belebt, bilderreich, bewegt sich die durch den Antheil des Gemüths meist erwärmte und gehobene Rede fort, und das Einzelne und Verschiedene fügt sich zu einem wohlgeordneten Ganzen zusammen. Eine reiche Einbildungskraft steht hier im Dienst eines besonnenen Verstandes. Freilich ist die allzu künstliche und zu weit geführte Eintheilung nicht fehlerfrei; einzelne Sätze sind dunkel, einige Ausdrücke geschmackwidrig. Aber im Ganzen finden wir schon die Grundzüge der Schiller'schen Prosa, deren Charakter in einer gewissen ebenmäßigen Ausprägung aller Seelenkräfte besteht.

Nicht uninteressant ist es, aus den citirten Schriftstellern die damalige Lectüre Schiller's zu ersehen. Es begegnen uns Schlözer's Vorstellung der Universalgeschichte, Garve's Anmerkungen zu Ferguson's Moralphilosophie, Gerstenberg's Ugolino, Goethe's Götz, Shakespeare's Tragödien, Addison's Cato, Virgil, Ovid und auch — ein Citat aus seinen Räubern, die als Life of Moor, Tragedy by Krake auftreten. So voll war sein Herz von dieser Production, daß er selbst in der medicinischen Dissertation ihrer gedenken mußte, wenn er gleich sie nur pseudonym einzuführen wagte. Doch das ist, wie sich bald zeigen wird, nicht der einzige Faden, wodurch das Drama mit der Dissertation zusammenhängt.

Die erste Anregung zu seinen Räubern soll Schiller durch eine Erzählung erhalten haben, welche Haug's Schwäbisches Magazin im Jahre 1775 (Stück 1, S. 80 ff.) brachte, und sein Freund von Hoven ihm zur dramatischen Behandlung empfahl. Ihr Hauptinhalt ist: Ein B . . . Landedelmann hatte zwei Söhne. Wilhelm, der eine, war fromm, „wenigstens betete er, so oft man es haben wollte", gehorsam als Sohn, fleißig als Lehrling eines zelotischen Hofmeisters, ordnungsliebend, ökonomisch; sein Bruder Karl empfahl sich nur durch seinen guten Kopf und sein warmes Herz; er war offen, ohne Verstellung, feurig, lustig, aber manchmal unfleißig und gab durch Jugendstreiche oft Anlaß zu Verdruß. Beim Hausgesinde und im ganzen Dorfe beliebt, war Karl um so schlimmer bei seinem katonischen Bruder und dem finster strengen Lehrer angeschrieben. Beide Brüder kamen auf das Gymnasium zu B . . ., wo an Wilhelm Fleiß und Tugend gerühmt, an Karl jugendliche Flüchtigkeit und Leichtsinn gerügt wurden. Auf der Universität machte Karl Schulden, „wenn auch aus edlen Motiven", verlor durch ein unglückliches Duell ganz die Gunst des Vaters, mußte flüchten, ward Soldat, in der Schlacht bei Freiberg verwundet, und schrieb, von Reue ergriffen, einen Brief an den Vater. Wilhelm unterschlug den Brief. Nach dem Friedensschluß trat Karl unerkannt als Knecht in Dienst bei einem Bauern, anderthalb Stunden vom väterlichen Rittersitz entfernt. Einst im Walde mit Holzhauen beschäftigt, hört er Lärm, eilt mit seinem Holzbeil hin, sieht seinen Vater von verlarvten Mördern aus der Kutsche gerissen, den Postillon blutend am Boden, den Mordstahl schon über den Vater gezückt, erlegt mit seinem Beil drei der Mörder, nimmt den vierten gefangen und bringt diesen mit dem ohnmächtigen Vater nach dem Rittersitz. Hier bekennt der entlarvte Mörder dem aus seiner Ohnmacht erwachten Edelmann, daß Junker Wilhelm den Mordversuch angestiftet, weil der Vater ihm zu lange

lebe. Der Vater bricht in Wehklagen über seine Kinderlosigkeit aus: der ruchlose Wilhelm sei nicht mehr sein Sohn, und Karl mit dem treuen Herzen lebe wahrscheinlich nicht mehr. Da gibt sich Karl dem Vater zu erkennen, wird von ihm mit Entzücken aufgenommen, bittet um Nachsicht für den Bruder und erwirkt ihm einen ausreichenden Lebensunterhalt.

Wenn Schiller aus dieser Erzählung die ersten Keime der Handlung für sein Drama entnahm, so machte der Stoff noch manchen Umbildungsprozeß durch, und zog aus seiner Lectüre und fortschreitenden Geistesentwickelung, wie aus der ganzen geistigen Zeitatmosphäre, viele neue Bestandtheile an, ehe sich daraus die Fabel der Räuber gestaltete. Der Druck, unter dem er in der Akademie seufzte, die dadurch in ihm und seinen Genossen hervorgerufene Gemüthsreaction, die Lectüre Plutarch's, Shakespeare's, Rousseau's und anderer französischer Schriftsteller, das kraftgenialische Wesen der Sturm- und Drangperiode, alles dies übte auf Form, Ton und Geist des Stückes eine tiefe Einwirkung. Nach des Dichters eigenen Aeußerungen zu urtheilen, hätte ihn die Geschichte des „ehrwürdigen" Räubers Roque im Don Quixote in Verbindung mit einem Ausspruche Rousseau's, der den Plutarch rühmt, weil er „erhabene Verbrecher zum Vorwurf seiner Schilderungen wählte", auf das Sujet geführt. „Wofern ich nicht irre", sagt Schiller in einer Selbstrecension der Räuber, „dankt dieser seltene Mensch (Karl Moor) seine Grundlage dem Plutarch und Cervantes, die durch den eigenen Geist des Dichters nach Shakespeare'scher Manier zu einem neuen, wahren und harmonischen Charakter amalgamirt sind." Hierzu kam vielleicht als eine beiläufige, entferntere Anregung die Geschichte eines damals im Württembergischen vielgenannten Räubers Friedrich Schwan, dessen Lebensgeschichte Schiller wohl schon als Knabe aus dem Volksmunde kennen gelernt hatte und später mit manchen Abänderungen zum Gegenstand einer anziehenden Erzählung machte.

Das Drama entstand unter mannigfachen Unterbrechungen und Hindernissen und der beständigen Angst, auf dieser verpönten Arbeit ertappt zu werden. Die Zöglinge durften Abends nur bis zu einer bestimmten Stunde das Licht brennen lassen; daher ließ sich Schiller oft als unwohl melden, um in den erhellten Krankensaal zu kommen. Revidirte dann der Herzog manchmal den Saal in eigener Person, so fuhr das Manuscript schnell unter den Tisch und machte einem bereit gehaltenen medicinischen Buche Platz, das den Herzog von dem Lerneifer des Zöglings überzeugte. Auch wurden mitunter einzelne Lehrstunden unter dem Vorwand des Unwohlseins versäumt. So entstand das Stück keines-

wegs als das Werk Eines Gusses. Noch ehe Schiller das Grundgewebe des Ganzen bleibend angelegt, Verwickelung und Entwickelung fest bestimmt hatte, arbeitete er einzelne Selbstgespräche und ganze Scenen aus, die dann später verknüpft, oft auch verändert oder ausgeschieden wurden, bis sich allmälig aus einzelnen lebensvollen Massen das kolossale Werk aufbaute. Er rang die Dichtung erst nach und nach den einengenden Verhältnissen und dem noch gährenden Chaos seines Innern ab, und nannte sie daher später eine Geburt, die der naturwidrige Beischlaf der Subordination und des Genius in die Welt gesetzt. Jede so erbeutete Scene deklamirte der Dichter sogleich frisch, wo man sich eben verborgen zusammenfand, den Freunden vor, und jede wurde mit um so größerem Jubel aufgenommen, je leidenschaftlicher sie die Indignation aussprach, die man gemeinsam fühlte, und in der man sich gegenseitig bestärkte. Bisweilen ließ der Verfasser eine Partie sich von Andern vorlesen, um Ausdruck und Wirkung besser empfinden und beurtheilen zu können, wie denn überhaupt alle Gedichte Schiller's für's laute Lesen geschrieben sind.

Einst trug er selbst den Freundeu die Worte vor, die Franz Moor im Anfange des fünften Aktes zu Moser spricht: Ha! was, du kennst keine Sünde drüber (über den Vatermord)? Besinne dich nochmals — Tod, Himmel, Ewigkeit, Verdammniß schwebt auf dem Laute deines Mundes! — keine einzige drüber? — Da öffnete sich die Thüre, und der hereintretende Aufseher, der den Vortragenden wie verzweifelt die Stube auf- und abrennen sah, rief ihm zu: „Ei, so schäme man sich doch! Wer wird denn so entrüstet sein und fluchen?“ Als er den Rücken gewandt, murrte Schiller, den lachenden Gesellen zugekehrt, ihm die Worte aus den Räubern nach: „Ein confiscirter Kerl!“

So flossen Dichtung und Wahrheit ineinander. Abel sagt: „Einige Namen und Charaktere in den Räubern sind aus Schiller's Umgebung in der Akademie entlehnt. Selbst der Plan Spiegelberg's, nach dem heiligen Lande zu wandern, ist eine Idee, mit welcher einer seiner Kameraden, den Schiller als schlecht denkenden Menschen verachtete, oft und lange geprahlt hatte. Daß er Graubündten das Paradies der Gauner nannte, bezog sich auf einen der militairischen Aufseher, welchem die Zöglinge abhold waren.“ Kein Wunder, daß dem Dichter besonders seine Räubercharaktere gelungen; Schweizer, Roller, Grimm, Spiegelberg sind nicht aus Büchern geschöpft, wie Franz theilweise nach Shakespeare's Jago und Richard III. gebildet ist, sondern ihre Originale lebten in der Akademie. Ein späterer Ausspruch Schiller's, es seien die vierhundert Menschen, die ihn in der Akademie umgaben, nur Ein Geschöpf,

nur der treue Abguß eines einzigen Modells gewesen, ist nach Petersen's Zeugniß ein einseitiges, unrichtiges Urtheil; Schiller opferte hier, wie bei seiner Vorliebe für Antithesen auch sonst bisweilen, einem Spiel mit pikanten Gegensätzen etwas von der Wahrheit auf. Und wie die Charaktere der Räuber, so sind auch ihre rohen Kraftworte der Ausdrucksweise der Akademiezöglinge untereinander übertreibend nachgebildet. Ueberhaupt wer von dem revolutionären Freiheitssturm dieser jungen Leute eine Vorstellung bekommen will, muß die Räuber lesen, nur daß in der Dichtung der Haß gegen den Zwang der militairischen Regel zur Erbitterung gegen die ganze bürgerliche Ordnung ausgedehnt, und Alles in Sprache, Empfindungen und Gedanken in's Kolossale gesteigert ist.

Schiller deutet selbst am Schlusse jener Selbstrecension an, er habe sein Drama ohne Kritik aus der Anschauung entnommen.*) Man darf nicht mit Gervinus sagen: „er wollte uns ein Gemälde ungeheurer Leidenschaften geben", er that nur, was er nicht lassen konnte. Das Freiwillige und Planmäßige hat in der einfachen Fabel das kleinste Geschäft, ist etwas bloß Nachfolgendes, was sich nur auf die äußere Form erstreckt; die schaffende und organisirende Seele des Ganzen war der nothwendig, bewußtlos wirkende Aeußerungstrieb des freiheit- und thatenlechzenden Genius in den schwersten Fesseln der Subordination. Daher denn auch die lebendige Frische, die schwellende Lebenswärme, die unmittelbare lyrische Wahrheit, die alle Adern dieses riesenhaften Gebildes durchdringt. Den subjektiv lyrischen Charakter des Drama's rügt der Verfasser in der Autokritik selbst, indem er sagt, man erwarte vom Dichter im nächsten Drama Besserung, sonst werde man ihn zur Ode verweisen.

Welches ist nun die Grundidee des Schauspiels, womit der Jüngling auf einmal so gewaltig aus dem Dunkel hervortrat? Man sollte bei derartigen Erzeugnissen jugendlicher Naturpoesie nicht sowohl nach der ihnen zu Grunde liegenden Idee, als vielmehr nach den ethischen Lebenselementen fragen, die den Verfasser zum Schaffen derselben nöthigten. Für Göthe war die Darstellung von Werther's Leiden unumgänglich, um sich von der psychischen Zeitkrankheit, die auch ihn ergriffen hatte, zu befreien; für Schiller waren die Räuber ein ähnliches Heilungs- und

---

*) „Seine (des Verfassers) Bildung kann nur anschauend gewesen sein. Daß er keine Kritik gelesen, vielleicht auch mit keiner zurechtkommt, lehren mich seine Schönheiten, und mehr noch seine kolossalischen Fehler."

Läuterungswerk. Dem frommen Gemüth gereicht das Gebet zur Selbstberuhigung, dem Denker die Forschung, dem Künstler die Darstellung. Schiller mußte seinem lange verhaltenen Unmuth Luft machen, um ihn zu mäßigen und zu beschwichtigen; er mußte die Welt, welche sich aus dem Conflict eines stolzen Selbstgefühls mit einer unleidlichen Subordination gährend in ihm entwickelt hatte, poetisch gestalten, um ihr gegenüber Klarheit und sichern Halt zu gewinnen. „Tiefe chronische Seelenschmerzen", sagt er in der zu Anfange dieses Kapitels besprochenen Abhandlung, „besonders wenn sie von starker Anstrengung des Denkens begleitet sind, worunter ich vorzüglich denjenigen schleichenden Zorn, den man Indignation nennt, rechne, nagen gleichsam an den Grundfesten des Körpers." Das war sein Fall; er hatte sich an seinen Verhältnissen wund gerieben. Zugleich war er von Zweifeln bedrängt, die, vom Religiösen ausgegangen, sich rasch über das Gebiet des Moralischen, Politischen und Socialen, kurz über alle Interessen, welche sich auf die höchsten Güter des Menschen beziehen, verbreitet hatten. Wäre in ihm bloß die Anlage zu einem großen Denker gewesen, so würde er ausschließlich bei der Speculation Beruhigung gesucht haben; als geborener Dichter fühlte er instinctiv, daß für ihn am sichersten Trost und Hülfe bei den Musen zu erwarten sei. Ueber dem Studium Rousseau's hatte sich in ihm der Privatgroll über seine persönlichen Verhältnisse zur Indignation über die verrottete sociale Welt zugleich veredelt und gesteigert; und so erscheint sein Drama als eine Kriegserklärung gegen die bestehende gesellschaftliche Ordnung, als eine poetische Revolution. Wie Rousseau die Civilisation angreift, und aus den Bedrängnissen derselben seinen Idealmenschen zur Natur zurückgeführt wissen will, so läßt Schiller seine Räuber gegen die faul und morsch gewordene Kulturwelt anrennen. Gab ihm die oben angeführte Erzählung den ersten Anlaß zu seinem Werke, so ist es als eine sehr wichtige Zuthat zum vorgefundenen Stoff zu betrachten, daß er R ä u b e r zu Repräsentanten der revolutionairen Freiheitsstürmer machte. Hegel nennt das einen „Mißgriff"; nur Knaben, meint er, können von diesem Räuberideal bestochen werden. Dagegen hebt Hillebrand mit Recht hervor, wie der Räuber seiner ganzen Lage nach der unbedingteste Empörer gegen die bürgerliche Ordnung, der eigentliche Vertreter des absoluten Naturrechts des Individuums ist. Es war also ein ganz consequentes Verfahren des Dichters, daß er seinen Haupthelden in eine solche Umgebung versetzte, und dies ein um so glücklicherer Griff, als er bei der Darstellung der verschiedenen Räubercharaktere sich ausnahmsweise an die ihn um-

gebenden Persönlichkeiten halten konnte, weßhalb denn auch diese Charaktere durch markirte Züge so scharf auseinandertreten.

Von den Hauptcharakteren des Drama's fassen wir nur drei näher ins Auge: Karl Moor, Franz Moor und Amalia. Karl ist des Dichters eigenes, ganzes Bild, wie aus dem Spiegel geholt, von ebendemselben hohen Freiheitssinne, und zugleich von eben derselben Weichheit des frommen Gemüths. Am stärksten jedoch ist in ihm, dem ganzen Charakter der Dichtung entsprechend, das erste der beiden sittlichen Lebenselemente Schiller's, die Selbstständigkeit des Menschengeistes, ausgeprägt. „Frei muß Moor sein, wenn er groß sein will!" Das war auch die Moral des Dichters. „Ich soll meinen Leib pressen in eine Schnürbrust, und meinen Willen schnüren in Gesetze? Das Gesetz hat zum Schneckengang verdorben, was Adlerflug geworden wäre!" Und wie der Dichter, so schwärmt auch Karl für Plutarch und seine Männer: „Mich ekelt vor diesem tintenklecksenden Säculum," ruft er, „wenn ich in meinem Plutarch lese von großen Menschen!" Unter der Maske Moor's geißelt Schiller die erlahmte, gleißnerische Welt, wie er sie in seiner Vorstellung trug; nach allen Seiten schleudert er die Blitze seines zürnenden Tadels. Wie aber diesen Ausstellungen ein hohes Ideal in der Seele zu Grunde liegt, so beruhen auch Karl's Verirrungen auf den edelsten sittlichen Anlagen. Schiller spricht sich darüber selbst in seiner Autokritik so aus: „Des Räubers Moor gräßlichste Verbrechen sind weniger die Wirkung bösartiger Leidenschaften, als des zerrütteten Systems der guten. Weil er zu edel denkt, der Sklave der Leute zu sein, wird er ihr Verderber. Von einem glühenden Gerechtigkeitsgefühl getrieben, hält er sich für berufen, das Racheschwert des obern Tribunals zu regieren." Am Schlusse läßt der Dichter den erhabenen Verbrecher freiwillig zum Gesetz zurückkehren und vor der sittlichen Weltordnung sich beugen. Darin spricht sich klar genug aus, daß der Dichter sich über die Weltanschauung, die seinen Haupthelden im Laufe des Drama's beherrscht, erhoben hat.

Aber auch sein zweites sittliches Lebenselement hat Schiller aus sich in seinen Helden übertragen. Karl besitzt neben einem feurigen Geist und einer Fülle sittlicher Kraft eine Weichheit des Gemüths, die ihn bei fremden Leiden in weinende Sympathie dahinschmelzt (Akt I, Sc. 1); er ist voll schonenden Erbarmens, „nicht eine Fliege konnte er leiden sehn", sagt Amalia von ihm. Nach jenem Sieg in den böhmischen Wäldern (III, 3) und später beim Wiederanblick der Vaterwohnung (IV, 1) ergreift ihn die tiefste Sehnsucht nach der eingebüßten Unschuld, dem verlorenen Seelenfrieden. Namentlich gehören die Klagen,

in die er nach dem zurückgeschlagenen Angriff ausbricht, zu den reinsten, wahrsten, rührendsten Klängen, die je ein Dichter den Tiefen des Herzens entlockt hat. Der Heldensieg des Räuberhauptmanns erhebt und erfreut ihn nicht, wie den Feldherrn ein Erfolg, den er in rechtmäßigem Kampf errungen; jeder Glücksstern beleuchtet ihm nur die Größe seines Unglücks. Auch die folgende Scene mit Kosinsky und den Entschluß, seine Heimath wiederzusehen, leitet jene erwachende Sehnsucht „nach den „Elysiumsscenen seiner Kindheit“ trefflich ein. Die ergreifendsten Empfindungen drücken sich hier in einer ungekünstelten, einfachen Sprache aus, und von den Rohheiten, von denen sonst das Drama strotzt, findet sich hier keine Spur. In jeder Rücksicht sind diese Scenen, besonders die erstere, des größten Meisters würdig, ja sie möchten dem vollendeten Künstler kaum besser gelungen sein, als dem mit dem Herzen dichtenden Jüngling. Mit Recht bezeichnet Rötscher es als „groß und tief gedacht“, daß in Karl Moor die Kriegserklärung gegen die ganze Gesellschaft gerade als Folge jener ihn so heftig erschütternden Ausstoßung aus der Familie dargestellt wird. Indem dieser heilige Grund ihm unter den Füßen weggezogen, indem seine Zuversicht zu der Alles überdauernden Liebeskraft des Vaters vergiftet wird, kehrt er sich gegen die ganze bürgerliche Ordnung, die ihm nun auf durch und durch unterhöhltem Boden steht und daher zum Einsturz reif dünkt. Weil aber dieses erste und einfachste sittliche, in natürlichem Grunde wurzelnde Verhältniß zur Familie den Menschen über alle Reflexion hinaus gefesselt hält, und er den Zusammenhang mit diesem Urboden seines Daseins nie ganz aufheben kann, so bricht in Karl Moor die Kraft dieses Verhältnisses immer von Neuem in so rührenden und ergreifenden Scenen hervor.

So wahr und lebensfrisch Karl's Charakter durchgeführt ist, so unwahr und erkünstelt stellt sich der seines Bruders Franz dar. Und doch hat der Dichter auch diese kontrastirende Gestalt aus sich selbst geholt, aber nicht aus dem tiefen Schacht seiner sittlichen Natur, sondern aus den Irrgängen seiner Spekulation. Er ist die Personificirung jener früher erwähnten religiösen und sittlichen Skepsis Schiller's, welche besonders in seinen medicinischen Studien Nahrung fand. Daß auch dieser Charakter wirklich einen subjektiven Ursprung hat, beweist die oben besprochene medicinische Dissertation, worin alle die Ideen zur Sprache kommen, die der Sinnes- und Handlungsweise des Bösewichts zu Grunde liegen. Beinahe alle seine Sophismen nimmt Franz aus medicinischen Gründen her. Die Liebe zu den Eltern sucht er durch den thierischen Prozeß der Zeugung und Geburt als thöricht darzustellen. Die gräßliche Schilderung, wodurch er Amalia von ihrem Geliebten

abschrecken will, beruht auf medicinischen Beobachtungen. Franz will den Leib des Vaters vom Geist aus zu Grunde richten, und so den Lehrsatz jener Abhandlung, daß „geistiger Schmerz das Wohl der körperlichen Maschine untergrabe" praktisch verwerthen. „Philosophen und Mediciner lehren mich", sagt er, „wie treffend die Stimmungen des Geistes mit den Bewegungen der Maschine zusammenlauten"; deßhalb sucht er Schrecken, Jammer, Reue, Verzweiflung auf, um den altersschwachen Vater desto rascher in's Grab zu bringen. Umgekehrt bestätigt Schiller in der angeführten Dissertation die Abhängigkeit des Körpers vom Geist durch das Beispiel eben dieses Franz Moor, indem er die Stelle, wo der Unmensch, von einem Traumbild überwältigt, in Ohnmacht fällt (V, 1) als ein Bruchstück aus **Life of Moor, Tragedy by Krake** anführt. So liegen auch die Gründe, die Franz im Gespräch mit dem Pastor Moser gegen die Unsterblichkeit geltend macht, in dem Kreise jener philosophisch-medicinischen Untersuchung.

Aber aus Theorien und Sophismen läßt sich kein lebensvoller Charakter aufbauen. Seinen Karl Moor f ü h l t e der Dichter, seinen Franz d a c h t e er. Mit Recht fragt Schiller in seiner Selbstkritik: „Woher kam dem J ü n g l i n g Franz, der in einer friedlichen, schuldlosen Familie aufwuchs, eine so herzverderbende Philosophie?" Das ist gar nicht motivirt. Franz ist ein Bösewicht aus Grundsätzen; aber rein aus Grundsätzen ist ein Mensch weder böse noch gut, am allerwenigsten ein Jüngling. Seine Gräuelthaten hätten durch eine gewaltige Leidenschaft vermittelt und vermenschlicht werden sollen. Man sieht wohl, der Dichter hat in ihm einen kleinen T y r a n n e n schildern wollen (Moser: „Ich möchte so gar gern einen Tyrannen sehen dahinfahren"); aber das Schauspiel gibt kein rechtes Bild von einem ehr- und herrschsüchtigen Gebieter, und so bleibt uns sein Wüthen gegen die Familie unfaßlich. Sähen wir ihn, wie Richard III, zur Befriedigung eines großartigen Ehrgeizes überlegenen Verstand und heroische Kühnheit und Kraft entwickeln, so würde er für uns eine lebensreiche poetische Gestalt. Auch stimmt die Leichtigkeit, womit er kalt überlegend die unnatürlichsten Verbrechen begeht, nicht zu den Gewissensbissen, die ihn später peinigen. Wie verirren sich sittliche Schrecken in die Brust eines Teufels?

Die schlechterdings tödtliche Seite des Stücks ist Amalia und ihre Liebe; dies gesteht der Dichter in seiner Selbstrecension. Nach seinem eigenen Ausspruch neigte er überhaupt, besonders aber in dieser Zeit, mehr zum Heroischen und Starken, als zum Sanften und Anmuthigen. Ueberdies fehlte ihm damals für die Zeichnung des weiblichen Charakters die A n s c h a u u n g; denn die Thore des Instituts öffneten sich, wie

er selbst sagt, Frauenzimmern nur, ehe sie interessant waren, und nachdem sie aufgehört hatten interessant zu sein. Er setzte sich daher aus träumerischen Empfindungen und Dichterreminiscenzen eine wesenlose weibliche Gestalt zusammen. Die Liebe, die er damals allein kannte und zu schildern vermochte, war ein phantastischer Sinnenrausch, ein glühendes Verlangen. Amalia's nebulistischem Charakter entspricht denn auch ihr Benehmen im Drama. Sie schwärmt, schmachtet, schilt, klagt, aber handelt nicht für ihren Abgott, den man ihr durch einen so groben Betrug entreißt. Sie kann den alten Moor durch ein Wort zum Wiedergutmachen seines übereilten Schritts bestimmen, und beginnt statt dessen von der jenseitigen Vereinigung zu träumen (II, 2). Als Karl unter fremdem Namen heimgekehrt ist, wird er von seinem Bruder, aber nicht von seiner Geliebten wiedererkannt. Später änderte Schiller einige Amalia-Scenen, z. B. die im Garten, und nannte diese im ersten Feuer „ein wahres Gemälde der weiblichen Natur"; aber auch in dieser Umarbeitung ist ihr Charakter noch weit von innerer Wahrheit und ächt weiblicher Natur entfernt, wenn auch vielleicht theatralisch wirksam.

So ließen sich auch an der Oekonomie des Drama's noch mancherlei Ausstellungen machen. Einzelne Wirkungen sind nicht genügend motivirt, andere allzukünstlich herbeigeführt. Was jedoch den ästhetischen Werth des Schauspiels am meisten beeinträchtigt, das ist die fast alle Tugenden des Gemäldes überwuchernde Rohheit, die oft unser sittliches Gefühl zugleich mit dem ästhetischen abstößt. Aber an eine jugendliche Geniusthat, wie diese, darf nicht ein rein ästhetischer Maßstab angelegt werden. Den unwahren, unmotivirten Einzelnheiten gegenüber stellt sich das Ganze als wahres Abbild einer Zeitstimmung dar. Die unerhörte Kriegserklärung gegen das Bestehende, die aus der Dichtung in so gewaltigen Tönen erscholl, war ein Wiederhall des Unmuths über die bürgerlichen Zustände, der zu jener Zeit in unzähligen Herzen gährte. Wie die Jünglinge in dem Institut, glaubte damals die halbe Welt in unerträglichen Fesseln zu schmachten. Alles fühlte sich durch tyrannische Eigenmacht bedrückt, durch abgelebte Formen beschränkt. Der ganze Gesellschaftszustand war in der That morsch und krank. Seinen drohenden Einsturz, seine bevorstehende Auflösung weissagte das Drama. Diese Prophetenstimme ist die große Wahrheit des Stücks, durch die es sich mit diamantenen Banden in allen empfänglichen Gemüthern, zumal in den jugendlichen, festklammerte; und die Wucht dieses sittlichpolitischen Eindrucks wurde durch alle Monstrositäten und Ungeschlachtheiten desselben nur sinnlich verstärkt. Es war eine Stimme des in der Zeit dunkel gährenden Grolls, ein Produkt und zugleich ein Spiegel der

Wirklichkeit und eigentlich gar keine Dichtung mehr im strengen Sinne des Wortes. Begreiflicher Weise mußten Alle, die an dem Bestehenden, durch sein Alter Ehrwürdigen nicht gerüttelt wissen wollten, das Gedicht um so tiefer verabscheuen, je lauter ihm die Menge zujauchzte. „Wäre ich Gott gewesen", sagte ein Fürst zu Göthe, „im Begriff die Welt zu erschaffen, und ich hätte in dem Augenblick vorausgesehen, daß Schiller's Räuber darin würden geschrieben werden, ich hätte die Welt nicht geschaffen." *)

Man hat unserm Dichter eine Reihe Nachahmungen aufgezählt, den Franz Moor eine verunglückte Copie Richard's III. genannt, Karl Moor mit dem Räuber Roque im Don Quixote verglichen, sein Selbstgespräch im vierten Akt aus Hamlet's berühmtem Monolog abgeleitet, den von Franz erzählten Traum mit der erhabenen Partie im 37. Kapitel des Hesekiel zusammengestellt, zur Scene, wo er den Hermann zum Werkzeug seiner Schandthaten macht, das Vorbild im Macbeth gefunden u. s. w. Solche Bezüge lassen sich nicht läugnen. Aber was auch Schiller von außen aufnahm, das gestaltete sich sofort nach dem Wesen und dem Entwickelungsgange seines Geistes um, welcher der Pflanze gleich aus der Außenwelt Säfte, Licht und Wärme einsog, aber seine Lebenskraft in sich trug und vermittelst dieser sich Alles assimilirte.

Schließlich sei noch der treffenden Bemerkung der Frau von Stael gedacht, daß dem Dichter die Parabel vom verlorenen Sohne vorgeschwebt, und der darin ausgesprochene Gegensatz auf die Charakterisirung der beiden Brüder eingewirkt habe. **) Schiller's Dichten und Denken neigte überhaupt sehr zu Entgegenstellungen. Der verirrte, verstoßene Sohn ist lauterer, edler, als der daheim gebliebene, dem man alle Ehrbarkeit zutraut; und um das Interesse für jenen zu steigern, wurde dieser begriffsmäßig mit allen Sünden beladen. Der Dichter legt selbst in der mehrerwähnten Autokritik auf diesen „Kunstgriff" ein ganz besonderes Gewicht, und hatte auch eine Zeit lang die Absicht, seinem Schauspiel den Titel Der verlorene Sohn zu geben.

---

*) Eckermann's Gespräche mit Goethe I, 296.
**) De l'Allemagne. Vol. II. Chap. 1.

Achtes Kapitel.

Das Jahr 1781. Schiller's äußere und innere Zustände. Sein Portrait als Regimentsmedikus und als Dichter. Uebler Ruf. Laura. Medicinische Kraftstücke. Herausgabe der Räuber. Wirkung derselben. Theaterausgabe der Räuber.

Nun liegt dies all im Nebel hinterm Rücken,
Und Bube heißt nun Mann;
Und Friedrich schweigt der weiseren Perücken,
Was einst der kleine Fritz gethan.

Man ist — potz gar! — zum Doktor ausgesprochen,
Wohl gar — beim Regiment!
Und hat vielleicht, doch nicht zu früh, gerochen,
Daß Plane — Seifenblasen sind.

Hauch immer zu — und laß die Blasen springen,
Bleibt nur dies Herz noch ganz,
Und blüht mir nur — errungen mit Gesängen —
Ein deutscher Lorbeerkranz.

Diese Schlußstrophen des Gedichts „Die Winternacht" in Schiller's Anthologie lassen uns einen Blick in sein nunmehriges Leben thun. Die Gymnasialzeit, wo „ungestüm dem grimmen Landexamen des Buben Herz geklopft", die acht akademischen Jahre mit ihrer Pein und ihrem Zwange, sie liegen hinterm Rücken, und aus dem kleinen Fritz ist ein sechs Fuß, drei Zoll großer Regimentsmedikus geworden. Daß schöne Aussichten leicht wie schillernde Seifenblasen zerstieben, hat er nun auch schon erfahren, zu seinem Glück nicht früher, weil sonst wohl sein Muth erlegen wäre. Der Herzog hatte Schiller's Eltern eine besonders gute Versorgung des Sohnes versprochen; und jetzt war dieser zwar dem Namen nach als Regimentsmedikus beim Grenadierregiment General Augé, aber nur mit der Besoldung eines Regimentschirurgen, monatlich achtzehn Gulden Reichswährung, angestellt. Der größere Theil der Soldaten seines Regiments bestand aus armseligen Invaliden, die in geflickter Uniform durch die Straßen Stuttgarts umherschlichen, und ihr Arzt mußte statt der Officierskleidung den Feldscheerrock ohne Port d'epee tragen. Letzteres besonders scheint ihn manchmal als eine beschämende

Hintansetzung stark verdrossen zu haben; und in solcher Stimmung schrieb er damals einem Freunde: „Meine Knochen haben mir im Vertrauen gesagt, daß sie nicht in Schwaben verfaulen wollen“. Aber das waren nur flüchtige Aufwallungen von Unmuth. Mochten noch viele solcher Seifenblasen zerplatzen, er vertraute darauf, daß sein Herz ganz bleiben, und der Lorbeerkranz eines deutschen Dichters der Lohn seines Ausharrens sein werde.

Schiller bezog, nachdem er die Akademie verlassen, auf der jetzigen Eberhardsstraße in Stuttgart, dem damaligen „kleinen Graben“, ein Zimmer in dem Erdgeschoß eines Hauses, welches dem Professor Haug gehörte. In demselben Hause wohnte eine Officierswittwe, die Frau eines 1779 gestorbenen Hauptmanns Vischer; diese hatte ihm, Streicher's handschriftlichem Nachlaß zufolge, das Zimmer untervermiethet. Später wurde sein Stubengenoß der Lieutenant Kapf, einer seiner akademischen Mitschüler.*) Vorläufig aber stand er in regem geselligen und brieflichen Verkehr mit seinen Bundesbrüdern von der Akademie her. Petersen, seit Ende 1779 Unterbibliothekar in Stuttgart, feuriger Verehrer einer guten Flasche, besuchte ihn fast täglich. Der humoristische Haug, einstweilen noch der Akademie angehörig (er trat erst im April

*) Nach der Darstellung Hoffmeister's und der folgenden Biographen Schiller's erscheint Kapf schon gleich nach des Dichters Austritt aus der Akademie als sein Stubenkamerad; Palleske läßt ihn ein Jahr früher, als Schiller, die Akademie verlassen. Wie vereinigen sich aber damit die urkundlichen Mittheilungen Wagner's in seiner Geschichte der hohen Karlsschule? Bnd. I, S. 368 heißt es: „Kapf, Max Frz. Jos., 14 J. alt, kath., von Mindelsheim, Rittmeistersohn, Aufn. 11. Febr. 1774, Austritt 15. Dec. 1781 als Lieut. Wenn gleich Schiller 1774 in der vom Herzog verlangten Charakteristik der Mitschüler ihn als einen unverschämten, bösartigen, unzufriedenen, großsprecherischen Kameraden schilderte, muß er doch Tüchtiges geleistet haben; denn 1775 (Wagner II, 316) ist er bei der Preisvertheilung mit einem Preise, 1776 (Wagner II, 303) mit zwei Preisen, 1778 (W. II, 306) gleichfalls mit zwei, 1779 (II, 309) desgleichen, 1780 (II, 312) mit einem Preise aufgeführt, und unter dem Jahr 1781 (II, 316) nochmals sein Austritt am 15. December als Lieutenant angemerkt. Die Gerechtigkeit erfordert, dies festzustellen, da man Kapf als einen verdorbenen Menschen und Verführer Schiller's dargestellt hat. Trat er erst Ende 1781 aus der Akademie, so sind Schiller's etwaige Ausschreitungen, wenigstens die vom Jahr 1781, nicht auf Kapf's Rechnung zu setzen. Aber auch sonst sagen die „sehr glaubwürdigen ungedruckten Nachrichten“, auf die sich Schwab beruft, kein Wort von Kapf's nachtheiliger Einwirkung auf den Dichter. Er trat später in das württembergische Kap-Regiment ein und starb in Ostindien.

1783 aus), entschlüpfte gewiß oft seinem Kerker, um in dem Freundeskreise seinen Witz spielen zu lassen. Von Hoven, als Arzt in Ludwigsburg praktizirend, kam von dort manchmal zu Besuch. Auch Scharffenstein fehlte nicht. Nachdem er, wie oben berichtet worden, mit Schiller sich überworfen hatte, stand er seit Ende 1778 als Lieutenant beim Gabelenz'schen Regiment. „Bei den Beschäftigungen, auch Verirrungen meiner neuen Existenz", erzählt er selbst, „blieb mein Herz leer, und eine unbeschreibliche Sehnsucht nach meiner ehemaligen Umgebung, vorzüglich nach Schiller, erwachte in mir. Der Gedanke, mit ihm entzweit zu sein, wurde mir unerträglich. Ich schrieb an ihn; er antwortete in gleicher Stimmung. Alle Wolken verschwanden, Alles war rein vergessen. Inzwischen (so lange nämlich Schiller noch der Akademie angehörte) waren wir durch unsere Lage getrennt, und hatten beinahe keine Kommunikation miteinander."

Von Tübingen kam mitunter Conz herüber, der schon von den Knabenspielen in Lorch her Schiller's Freund war, und, wie er, früh schon poetisirte. Schiller schrieb ihm ins Stammbuch jene Worte Sallust's, an denen sich schon mancher hochherzige Jüngling erbaut hat: Quoniam vita ipsa, qua fruimur, brevis est, memoriam nostri quam maxime longam efficere. Trotz seiner augenblicklichen kümmerlichen Verhältnisse äußerte sich Schiller gegen Conz doch zufrieden über die Wendung, die sein Schicksal genommen, und schätzte sich glücklich, die Laufbahn eines württembergischen Theologen nicht durchgemacht zu haben. „Was wär' ich jetzt?" sagte er, „ein Tübingisches Magisterchen!" — Worte, die aber mit so gutmüthigem Lächeln hingeworfen wurden, daß sie für den Freund, der selbst ein solches Männchen werden sollte, nichts Beleidigendes haben konnten.

Scharffenstein sah Schiller zum ersten Mal auf der Parade wieder. Indem er dies erzählt, entwirft er von dem Regimentsmedikus in seinem Amtsanzuge ein sehr drastisches Gemälde, das wir dem Leser nicht vorenthalten dürfen. „Wie gram war ich dem Dekorum", sagt er, „das mich hinderte, den lang Entbehrten zu umhalsen! Aber wie komisch sah mein Schiller aus, eingepreßt in die Uniform, damals noch nach dem alten preußischen Schnitt, und namentlich bei den Regimentsfeldscheern steif und abgeschmackt! An jeder Seite des Gesichts hatte er drei starre, vergipste Rollen, welche Locken vorstellten; der kleine Militairhut bedeckte kaum den Kopfwirbel, in dessen Gegend ein langer, dicker Zopf gepflanzt war. Sein langer Hals war in eine schmale roßhaarene Binde eingezwängt. Das Fußwerk vorzüglich war merkwürdig. Durch den seinen weißen Kamaschen untergelegten Filz waren seine

Beine wie zwei Cylinder von größerem Diameter, als die in die knappen Hosen eingepreßten Schenkel. In diesen Kamaschen, die ohnehin mit Schuhwichse sehr befleckt waren, bewegte er sich, ohne die Kniee recht biegen zu können, wie ein Storch. Dieser ganze mit der Idee von Schiller so arg kontrastirende Apparat gab nachher oft Stoff zu tollem Gelächter in unsern kleinen Kreisen."

Von seiner Gestalt berichtet er: „Schiller war von langer, gerader Statur, langgespalten, langarmig; seine Brust war heraus und gewölbt, sein Hals sehr lang. Er hatte etwas Steifes und nicht die mindeste Eleganz in der Tournure. Seine Stirne war breit; die Nase dünn, knorpelig, weiß von Farbe, in einem merklich scharfen Winkel hervorspringend, sehr gebogen auf Papageienart und spitzig.*) Die rothen Augenbrauen über den tiefliegenden dunkelgrauen**) Augen neigten sich bei der Nasenwurzel nahe zusammen. Diese Partie hatte viel Ausdruck und etwas Pathetisches. Der Mund war ebenfalls voll Ausdruck; die Lippen waren dünn, die untere etwas vorragend; es schien aber, wenn Schiller mit Gefühl sprach, als wenn die Begeisterung ihr diese Richtung gegeben hätte, und sie drückte sehr viel Energie aus. Das Kinn war stark, die Wangen waren blaß, eher eingefallen, als voll, und ziemlich mit Sommerflecken besät; die Augen meistens inflammirt. Das buschige Haupthaar war roth, von der dunklern Art. Der ganze Kopf, der eher geistermäßig als männlich war, hatte viel Bedeutendes, Energisches, auch in der Ruhe, und war ganz affektvolle Sprache, wenn Schiller deklamirte. Aber seine Stimme war kreischend, unangenehm; er konnte sie eben so wenig beherrschen, als den Affekt seiner Gesichtszüge, was Schiller immer gehindert haben würde, ein erträglicher Schauspieler zu werden."

So sehr Scharffensteins Portraitmalerei ins Einzelne geht und die Theile mit plastischer Bestimmtheit darstellt, so gibt sie doch kein lebensvolles Gesammtbild der Persönlichkeit Schiller's, wie diese dem Beschauer im bewegten gesprächlichen Verkehr entgegentrat. Ich lasse daher noch einige Mittheilungen eines andern Jugendfreundes, den Schiller

---

*) Petersen sagt, die 1781 noch eingedrückte Nase habe erst nach und nach die Adlerform erhalten. Schiller selbst äußerte später wohl im Scherz, seine Nase habe er selbst gemacht; von Natur sei sie kurz gewesen, aber in der Akademie habe er so lange daran gezogen, bis sie eine Spitze bekommen.

**) Nach Karoline v. Wolzogen war die Farbe der Augen zwischen lichtbraun und grau. Petersen sagt: „Den Ordensstern des Genius, um mit Lavater zu reden, trug Schiller nicht im Auge".

im Frühjahr 1781 gewann, des jungen Musikers Andreas Streicher folgen. Sie stellen dem, wie es scheint, etwas karrikirten Bilde des Regimentsmedikus das edlere und vielleicht auch treuere des Dichters gegenüber. Streicher's vorläufige Bekanntschaft zu machen, ist für uns auch deßhalb interessant, weil wir ihm bald als einem in rührendster Opferwilligkeit und Treue unserm Dichter ergebenen Verehrer wiederbegegnen werden. In seinem Büchlein „Schiller's Flucht aus Stuttgart" erzählt er, sich selbst unter der Chiffre S. einführend, wie er Schiller zum ersten Mal im December 1780 kurz vor dessen Austritt aus der Akademie bei den öffentlichen Prüfungen gesehen habe, die er als angehender Tonkünstler um so eifriger besuchte, da oft eine von den Zöglingen aufgeführte Symphonie die Tagesprüfung beschloß.

„Schiller", berichtet er, „war bei einer medicinischen, in lateinischer Sprache geführten Dissertation gegen einen Professor Opponent. Obwohl S. des Zöglings Namen so wenig als seine Eigenschaften kannte, machten doch die röthlichen Haare, die gegeneinander sich neigenden Kniee, das schnelle Blinzeln der Augen, wenn er lebhaft opponirte, das öftere Lächeln während des Sprechens, besonders aber die schön geformte Nase und der tiefe, kühne Adlerblick, der unter einer breitgewölbten Stirne hervorleuchtete, einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn. S. hatte den Jüngling unverwandt ins Auge gefaßt. Das Sein und Wesen desselben zog ihn dergestalt an und prägte den ganzen Auftritt ihm so tief ein, daß er noch heute, nach achtundvierzig Jahren, wenn er Zeichner wäre, die Scene auf's lebendigste darstellen könnte. Als S. nach der Prüfung den Zöglingen in den Speisesaal folgte, um Zuschauer ihrer Abendtafel zu sein, war es wieder derselbe Jüngling, mit dem der Herzog, den Arm auf dessen Stuhl gelehnt, sich lange auf's gnädigste unterhielt. Schiller behielt im Gespräch mit dem Fürsten dasselbe Lächeln, dasselbe Augenblinzeln bei, wie als Opponent gegen den Professor."

„Als im Frühjahr 1781 die Räuber im Druck erschienen waren, und besonders auf die junge Welt einen ungewöhnlichen Eindruck machten, ersuchte S. einen musikalischen, in der Akademie erzogenen Freund, ihn mit dem Verfasser bekannt zu machen. Sein Wunsch wurde erfüllt, und S. hatte die Ueberraschung, in dem Dichter des Schauspiels denselben Jüngling zu erkennen, dessen erstes Erscheinen einen so tiefen Eindruck in ihm zurückgelassen hatte. Wie jeder Leser eines Buchs sich vom Autor desselben ein Bild seiner Persönlichkeit vormalt, so konnte man nicht wohl umhin, im Verfasser der Räuber sich einen heftigen jungen Mann zu denken, dessen Aeußeres zwar den tief empfindenden Dichter

ankündige, bei dem aber die Fülle der Gedanken, das Feuer seiner Ausdrücke, seine Anschauung der Weltverhältnisse jeden Augenblick in Ungebundenheit ausschweifen müsse. Wie angenehm wurde diese vorgefaßte Meinung zerstreut! Das seelenvollste, anspruchlosefte Gesicht lächelte dem Kommenden entgegen. Die schmeichelhafte Anrede wurde ablehnend mit der einnehmendsten Bescheidenheit erwidert. Im Gespräch nicht ein Wort, welches das zarteste Gefühl hätte beleidigen können; die Ansichten über Alles, besonders über Musik, neu, ungewöhnlich, überzeugend, und dabei im höchsten Grade natürlich; die Aeußerungen über Anderer Werke treffend, aber voll Schonung und nie ohne Beweise. Den Jahren nach Jüngling, dem Geiste nach ein reifer Mann, eroberte er sich eines Jeden Zustimmung zu dem Maßstabe, den er an Alles legte, und vor dem Vieles, was bisher groß schien, zusammenschrumpfte, Anderes, was für gewöhnlich galt, bedeutend wurde."

„Das anfänglich blasse Aussehen, das im Verfolg des Gesprächs in hohe Röthe überging, die kranken Augen, die kunstlos zurückgelegten Haare, der entblößte blendend weiße Hals gaben dem Dichter eine Bedeutung, die gegen die Zierlichkeit der Gesellschaft eben so vortheilhaft abstach, als seine Gespräche über ihre Reden erhaben waren. Eine besondere Kunst lag jedoch in der Art, wie er die verschiedenen Materien aneinanderzuknüpfen, sie so zu reihen wußte, daß eine aus der andern sich zu entwickeln schien. Diese so äußerst reizende und liebenswürdige Persönlichkeit, die nirgends etwas Scharfes oder Abstoßendes blicken ließ; Gespräche, die den Zuhörer zu dem Dichter emporhoben, jede Empfindung veredelten, jeden Gedanken verschönerten; Gesinnungen, die nichts als die reinste Güte ohne alle Schwäche verriethen — alles dies mußte die Seele eines mit lebhafter Empfänglichkeit begabten jungen Künstlers ganz gewinnen, und der Bewunderung, die er schon vorher für den Dichter hegte, noch die wärmste Anhänglichkeit für den Menschen zugesellen."

Hiernach besaß Schiller also schon früh etwas von jener hohen Kunst des Gesprächs, die später Wilhelm von Humboldt und Goethe an ihm bewunderten, und die seinem Umgang eine so gewaltige Anziehungskraft gab. Auch der stolze Scharffenstein beugte sich, als er jetzt wieder ausgesöhnt mit Schiller zusammenlebte, vor der Superiorität seines Geistes und Charakters. „Die Wärme seines Gemüths", sagt er, „war weniger brausend zwar, doch wahrer, koncentrirter, einhelliger mit der Phantasie. Sein Herz hatte mit dem Geist den Takt gefunden. Dieser kurzen Epoche, wo der Freund mein Lehrer war, verdankt meine Entwickelung und Bildung sehr viel."

So maßvoll und sittig, wie Schiller dem für ihn begeisterten Streicher beim ersten Besuch entgegentrat, verkehrte er jedoch in der Regel nicht mit den Bundesbrüdern von der Akademie her. Nichts war natürlicher, als daß die jungen Leute, des vieljährigen schweren Drucks entledigt, jetzt das Wohlgefühl ihrer Freiheit oft in unbändigem Treiben kund gaben. So herrschte denn in dem Parterrezimmer auf dem kleinen Graben manchmal eine sehr tolle und originelle Wirthschaft. „Wir waren arm", erzählt Scharffenstein, „und hatten meistens gemeinschaftliche frugale, aber durch jugendliche gute Laune sehr gewürzte Abendmahlzeiten, die wir selbst zubereiten konnten, denn eine Knackwurst und Kartoffelsalat war Alles. Der Wein war freilich ein schwieriger Artikel, und noch sehe ich des guten Schiller's Triumph, wenn er uns mit einigen Dreibätznern aus dem Erlös seines Magazins*) überraschen und erfreuen konnte. Da war die Welt unser!" — Weiterhin erzählt Scharffenstein: „Ich erinnere mich, daß, als die Räuber am literarischen Himmel gezündet hatten, einige reisende Belespritѕ in schöner Equipage vor das Quartier angefahren kamen, z. B. Leuchsenring**) So schmeichelhaft auch ein solcher Zuspruch nachher dünkte, war er doch im ersten Augenblick nicht sehr erbaulich; denn man befand sich im größten, nichts weniger als eleganten Negligee, in einem nach Tabak und Allerhand stinkenden Loch, wo außer einem großen Tisch, zwei Bänken und an der Wand hangender schmaler Garderobe, angestrichenen Hosen u. s. w. nichts anzutreffen war, als in einem Eck ganze Ballen der Räuber, in dem andern ein Haufe Kartoffeln mit leeren Tellern, Bouteillen und dergleichen untereinander. Eine schüchterne, stillschweigende Revue dieser Gegenstände ging jedesmal dem Gespräch voran." In diesen Kreis paßte denn auch vortrefflich als eine grotesk komische Gestalt der Aufwärter Schiller's, ein Fourierschütz, den er sich aus den zweihundertundvierzig Grenadieren ausgesucht hatte, mit dem prächtigen Namen Kronenbitter.

---

*) Dieses Magazins wird im nächsten Kapitel weiter gedacht werden.

**) Ein feingebildeter, weltgewandter Mann, 1746 zu Langenkandel im Elsaß geboren, eine Art commis voyageur in belletristischen Artikeln, der auf seinen Reisen Bekanntschaften mit literarischen und andern interessanten Personen anknüpfte. Er führte eine Anzahl von Schatullen mit sich, worin sich die Correspondenzen derselben befanden, z. B. die der geistreichen Julie Bondelli. Goethe hat ihn in seinem Pater Brey persiflirt. Vgl. mein Leben Goethe's II, 56 ff.

Winters wurde mancher Abend mit einem leichten Kartenspiel, einer Partie Manille, Sommers mit Kegelspiel im „Ochsen" zugebracht. Es hat sich eine — unquittirte Rechnung des Ochsenwirths erhalten, eine „Nota über Herrn D. Schiller und Herrn Bibliotarius Petersien", woraus hervorgeht, daß der Herr Doktor gewöhnlich ein halbes, mitunter auch ein ganzes Maß Wein trank und meistens Schinken und Salat dazu aß, auch seinen „Bruder Hoven", wenn dieser zu Besuch da war, redlich bewirthete. Welcher Ton unter den jungen Leuten herrschte, erhellt aus einem Billet, das, wie Petersen meint, eben so gut Sievers in Goethe's Götz geschrieben haben könnte: „Seid mir schöne Kerls! Bin da gewesen, und kein Petersen, kein Reichenbach*). Tausendsakerlot! Wo bleibt die Manille heut? Hol' euch alle der Teufel! Bin zu Haus, wenn ihr mich haben wollt. Adies, Schiller."

Ohne Zweifel kam es unter den losgebundenen, auf das Urtheil der Welt noch wenig achtenden Gesellen bisweilen zu Ausschreitungen und rüden Kraftstücken, und diese brachten denn vor allen den Dr. Schiller, auf den nach dem Erscheinen der Räuber Aller Augen in Stuttgart gerichtet waren, gar bald in üblen Ruf. Abel erzählt, es habe sich damals in der Stadt das Gerücht verbreitet, daß Schiller sich Ausschweifungen überlasse. Da aber seine eigene Verbindung mit dem akademischen Zögling auch jetzt noch fortgedauert, und einer der häufigsten Gesellschafter Schiller's mit dessen Vorwissen ihn über des frühern Zöglings Leben auf dem Laufenden erhalten habe, so könne er mit Bestimmtheit behaupten, daß dem jungen Dichter hierin nicht ganz, aber doch größtentheils Unrecht geschehen sei. Zwei oder drei Male habe der zutrauensvolle, des Weins nicht gewöhnte junge Mann in einer lustigen Gesellschaft, die ihm zuredete und ihn sogar hinterging, zu viel getrunken. Namentlich sei dies geschehen, als der General seines Regiments den Officieren ein Essen gab, wozu er auch eingeladen war; dies habe sich für Schiller damit geendet, daß er aus dem Hause des Generals in sein Logis getragen werden mußte. Von dem Tage an sei das Gerücht, daß er sich zu betrinken pflege, allgemein gewesen. Dem Leser wird vielleicht noch mehr, als dieses Zeugniß Abels, die unten folgende Uebersicht über Schiller's literarische Leistungen während des

---

*) Karl Ludwig Reichenbach aus Stuttgart, Regimentsfeldscheerssohn, der von 1771 an auf der Akademie Jura studirte, und bei seinem Austritt am 15. December 1776 Unterbibliothekar wurde; er war also ein College Petersen's. Am 14. December 1773 erhielt er vier Preise (Wagner II, 298).

Jahrs 1781 die Ueberzeugung gewähren, daß er kein Gewohnheitstrinker gewesen.

Abel fügt hinzu, rücksichtlich einer zweiten Art von Ausschweifung habe er nicht ein einziges zuverlässiges Factum gehört; zwischen Schiller und seiner Laura sei nichts vorgefallen, was Tadel verdient hätte Es ist hier die Geliebte gemeint, welcher seine glühenden Laura-Oden gelten. Neuerdings will man diese in Wilhelmine Andreä, einer schönen und geistvollen Nichte eben jener Frau Vischer, von welcher Schiller sein Zimmer gemiethet hatte, entdeckt haben; aber die dafür beigebrachten Beweise sind unzulänglich, und in Aussicht gestellte triftigere lassen seit Langem auf sich warten. Vielmehr ist — wenn das auch manches Lesers Illusionen unangenehm zerstören mag — als höchst wahrscheinlich anzunehmen, daß Frau Vischer selbst seine Laura war. Eine dreißigjährige kleine, magere Blondine mit blauen Augen, scheint sie eben so wenig durch Geist und Talente, als durch Schönheit sich ausgezeichnet zu haben, wenn sie gleich etwas Klavier spielte. In Petersen's handschriftlichem Nachlaß wird diese „Vischerin“ sogar als „ein wie an Geist, so an Gestalt verwahrlostes Weib“, als „eine wahre Mumie“ bezeichnet. An einer andern Stelle bemerkt er: „Schiller hatte keinen Sinn für das Auserwählte, Erlesene; im Sinnlichen war er ohne alles Feingefühl: kratzende Weine, schlechter Schnupftabak*), garstige Weiber.“ Weiterhin sagt er: „Die dichterische Beschreibung einer Gegend machte mehr Eindruck auf ihn, als ihr Anblick in der Natur. Er lernte den Gesang der Nachtigall zuerst — aus Gedichten lieben und bewundern.“ Darin mag Einiges zu stark aufgetragen sein; Schiller war gewiß für Schönheit und Anmuth, wo sie ihm in Natur und Menschenwelt lebendig entgegentrat, damals schon nicht unempfänglich. Aber das läßt sich nicht wohl abstreiten, daß in ihm während seiner langen akademischen Gefangenschaft der Sinn für das Schöne der Außenwelt sich nur mangelhaft entwickelt hatte, daß er die Wirklichkeit nicht mit hellem, offenem, geübtem Auge, sondern nur träumerisch erfaßte, und mit seiner ausschweifenden, durch starke Sinnlichkeit gesteigerten Phantasie weit überflog.

Es darf aber auch das mildere Urtheil Anderer über Schiller's Geliebte nicht verschwiegen werden. Streicher nennt sie in seinem handschriftlichen Nachlaß „eine niedliche, kleine Frau“. Scharffenstein charak-

---

*) „Einen Schnupfer, wie Schiller“, sagt Petersen anderswo, „wird man nicht leicht finden. Hatte er bisweilen gerade keinen Tabak, so kitzelte er seine Geruchsnerven mit Staub“.

terisirt sie als „ein gutes Weib, das, ohne im mindesten hübsch und sehr geistvoll zu sein, doch etwas Gutmüthiges, Anziehendes und Pikantes hatte.“ Conz bezeichnet sie als „eine junge, geistreiche Offizierswittwe.“ Eine edle Freundin und Gönnerin Schiller's, die wir späterhin näher kennen lernen werden, Frau von Wolzogen aus Bauerbach, Mutter zweier auf der Akademie studirenden Brüder, die sich oft längere Zeit in Stuttgart aufhielt, nahm keinen Anstand, mit Frau Vischer in einigen Verkehr zu treten; und aus Briefen der Schiller'schen Familie sieht man, daß sie auch mit dieser in freundlicher Verbindung stand. „Morgen“, schrieb Christophine ein paar Jahre später an Schiller, „kommt, glaub' ich, die Vischerin wieder zu uns. Schreib' ihr auch doch wieder; es ist nicht recht, daß du so ganz mit ihr abbrichst. Sie ist noch immer so freundlich gegen uns, wie ehemals, und fragt allemal mit so viel Theilnahme nach dir. Es ist doch ein gutes Weib; mag sie auch sonst ihre Fehler haben, so hat sie dir doch viele Freundschaft erwiesen.“ An Leichtsinn fehlte es ihr freilich nicht. Das zeigte sich besonders, als sie im März 1785 mit einem jungen auf der Akademie studirenden Adeligen aus Wien durchging. Sie flüchtete sich gegen die Schweiz zu, wurde aber in Tuttlingen, wo ihr Schwager wohnte, aufgefangen. Während sie später still und eingezogen in Tübingen bei ihrer Schwester lebte, ward ihr eine Schatulle entwendet, die Schiller's Korrespondenz mit ihr enthielt. Sie starb am 21. April 1816.

Nach Vorlegung der beizubringenden Akten über die Sache, mit Hinweisung auf Schiller's Lauralieder als Hauptbelegstücke, gebe ich die Fällung des Urtheils dem Leser anheim. Nur Weniges sei noch hinzugefügt, um zu zeigen, daß das Verhältniß den Freunden und Angehörigen Schiller's nicht für anstößig galt. Als er zur ersten Aufführung der Räuber nach Mannheim fuhr, begleitete ihn Frau Vischer mit Frau von Wolzogen. Vor seiner Flucht aus Stuttgart ließ er sich durch seine Schwester Christophine auch der „Vischerin“ empfehlen. Später, ehe er Mannheim verließ, bat er seine Eltern um ein Rendezvous in Bretten, wohin sie auch die Wolzogen und die Vischerin mitbringen möchten. Von Bauerbach aus schrieb Schiller wiederholt an Frau Vischer, brach aber die Korrespondenz mit ihr ab, weil sie seine Briefe Andern mittheilte. — Wenn aber das große Publikum das Verhältniß anders ansah, als seine nächsten Freunde, und ihm selbst zu Ohren kam, was die Fama geschäftig über seinen Lebenswandel ausstreute, so muß ihn das sehr wenig angefochten haben; wie Abel berichtet, pflegte eine Frau, an deren Hause damals der junge Dichter oft vorüberkam, zu sagen, der

Regimentsmedikus Schiller schreitet daher, als ob der Herzog der geringste seiner Unterthanen sei.

Eben so scharf, wie seine sittlichen Extravaganzen, wurden seine medicinischen Kraftstücke recensirt. Der Herzog hatte seiner ärztlichen Fürsorge das Regiment Augé unter der ausdrücklichen Bedingung anvertraut, in bedeutenden Fällen sich an den Leibmedikus Elwert als seinen Vorgesetzten zu wenden. Elwert, der übrigens Schiller's Talente schätzte und als Verwandter ihm zugeneigt war, schärfte ihm des Herzogs Befehl noch besonders ein. Vergebens! Schiller konnte sich zu einer solchen Controlirung nicht verstehen. Es kam daher zwischen dem Unfügsamen und jenem eben so praktischen als kenntnißreichen Manne zu wiederholten, wenngleich nie erbitterten Reibungen. Endlich erdachte Elwert, um sich keiner Pflichtversäumniß schuldig zu machen und zugleich Schiller nicht zu demüthigen, folgendes Auskunftmittel. Er befahl allen unter ihm stehenden Militairärzten, ihm ihre Verordnungen vor deren Anwendung einzureichen, und änderte dann nach Befund stillschweigend Schiller's Recepte ab. In der That war dies oft sehr nöthig. Er verordnete z. B. Mixturen, die, nach seiner Vorschrift bereitet, aus einem geräumigen Glase nicht hätten herausfließen können. Einmal soll er freilich durch eine kühne eigenthümliche Behandlung des Typhus mehreren seiner Grenadiere das Leben gerettet haben; aber die ältern Kollegen schüttelten den Kopf zu dieser Kur. Es scheint ihm auch selbst über seine Erfolge in der medicinischen Praxis bald ein Licht aufgegangen zu sein; denn in seiner Selbstrecension der Räuber heißt es: „Der Verfasser des Schauspiels soll Arzt bei einem württembergischen Grenadierbataillon sein; und wenn das ist, so macht es dem Scharfblick seines Landesherrn Ehre. So gewiß ich sein Werk verstehe, so sicher muß er starke Dosen in Emeticis (Brechmitteln) eben so lieben, als in Aestheticis, und ich möchte ihm eher zehn Pferde, als meine Frau zur Kur geben." Eine Zeit lang trug er sich damals mit dem Gedanken, auf die praktische Heilkunst zu verzichten und Professor der Physiologie und anderer theoretischer Zweige der Arzneiwissenschaft zu werden. Ernstliche Anstalten hierzu hat er jedoch niemals gemacht; überhaupt hat er während seines ganzen Aufenthalts in Stuttgart aus seinem Berufsfach nur eine einzige unbedeutende, auf jenen Plan keineswegs hinweisende Schrift angeschafft, den Apotheker-Almanach für 1781.

Wie erquickend mußte es ihm sein, wenn ihm mitunter sein General gestattete, aus der leidigen medicinischen Praxis sich zu den Seinigen auf der Solitude zu flüchten! Scharffenstein erzählt, sie seien oft

miteinander, wenn sie sich einen guten Tag machen wollten, dorthin gewallfahrtet. „Was wurde da", sagt er, „für das liebe Wunderthier von Sohn und seine Kameraden von der guten Mutter gebacken und gebraten!" Voll Stolz blickte sie, wie die Schwestern, zumal die gleichsinnige, verständnißvolle, jetzt zu einer blühenden Jungfrau erwachsene Christophine, zu dem genialen Sohn und Bruder empor, dessen Name, als kaum die Räuber erschienen waren, die Welt zu füllen begann. Auch der Vater, wenngleich manches Bedenken in ihm aufsteigen mochte, war der Mann dazu, jenen Stolz mitzufühlen. In Christophinens Empfindungen lassen Briefstellen, wie folgende, blicken: „Welche Gewalt mein Bruder schon damals über die Herzen so Vieler hatte! Wenn er so in eine große Gesellschaft kam, auf die Redoute oder sonstwohin, machten sie überall ihm unwillkürlich Platz. Oft hörte ich leise hinter mir sagen: Seht, da kommt Schiller! Wie mich das emporhob!" Für Schiller war es von Wichtigkeit, daß in Christophinen's Freundinnen auch andere edel weibliche Gemüther ihm nahe traten. So verkehrte mit seinem Elternhause unter andern die anmuthige, mit ihm gleichalterige Ludowike Reichenbach, Braut des Lieutenants Simanowitz, die bei ihrem Oheim, dem herzoglichen Leibmedikus, erzogen wurde. Sie besaß ein seltenes Talent für Malerei, und war der Liebling von Schiller's Mutter.

Die kräftigsten Schwingen aber, um ihn über alle Widerwärtigkeiten und Bedrängnisse des Augenblicks zu erheben, lieh ihm stets von neuem die Muse. Freilich knüpften sich auch an ihre Himmelsgaben allerlei irdische Sorgen und Mühen. Nachdem er den Räubern bald nach seinem Austritt aus der Akademie die letzte Feile zu geben gesucht, und seinen Freunden das Manuscript mitgetheilt hatte, pflog er mit diesen noch eifrig Rath über etwa nachträglich vorzunehmende Verbesserungen. Abel erzählt: „Noch immer erinnere ich mich eines Spaziergangs, den Schiller mit seinem innigsten Freunde Petersen und mir machte, und auf dem die Fehler des Stücks der Gegenstand der ganzen Unterredung waren. Mit Verläugnung aller Eigenliebe und mit großem Scharfsinn spürte er selbst allen Fehlern nach, und ohne allen Schein eines Mißvergnügens oder Unwillens hörte er den Tadel seiner Freunde." So hielt Schiller es zeitlebens mit den poetischen Productionen, die er unter Händen hatte, in directem Gegensatz zu Goethe's Art und Weise, welcher seine Arbeiten zu verheimlichen pflegte, und der Ansicht war, man könne einen Schatz nur schweigend haben; beim Reden versinke er sofort in unerreichbare Tiefen. Der Grund der Verschiedenheit dieses Verhaltens liegt theilweise in der ursprünglichen Verschiedenheit des Charakters

beider Dichter, zum größern Theil aber in der ganz entgegengesetzten Art ihrer Erziehung. Während auf den einsam, zärtlich, schonend erzogenen Goethe Bedenken und Ausstellungen der Freunde und Kunstgenossen erkältend und entmuthigend wirkten, entzündete sich bei dem in Konflikt mit vielen andern Charakteren erwachsenen Schiller durch feuriges Streitgespräch erst recht die Lust zum Schaffen und Gestalten.

Nun galt es, das Schauspiel aus dem Manuscript ans Licht der Welt zu fördern. In Stuttgart wollte kein Buchhändler auch nur die Druckkosten daran wagen. Da Petersen auf einer Reise sich eben in Mannheim befand, so wandte sich Schiller brieflich an ihn mit der Bitte, den Versuch zu machen, ob nicht ein dortiger Verleger sich zu etwa fünfzig Gulden Honorar verstehe. „Was über fünfzig Gulden abfällt", schrieb er, „ist dein". Als Gründe, warum er das Stück gedruckt zu sehen wünsche, gab er an: erstens „jenen allgewaltigen Mammon, dem die Herberge unter seinem Dach nicht anstehe", zweitens sein Verlangen nach dem Urtheil der Welt, drittens die Absicht, jetzt „schon wegzuräumen", weil in Zukunft poetische Schriften seinem Plan, Professor der Physiologie und Medicin zu werden, eher hinderlich als förderlich sein könnten. Ein Poscript lautet: „Höre, Kerl! Wenn's reussirt, will ich mir ein Paar Bouteillen Burgunder darauf schänken lassen." Mit dem Burgunder hatte es gute Weile. Kein Mannheimer Verleger verstand sich zu dem verlangten Honorar, und so entschloß sich Schiller, das Werk auf eigene Kosten drucken zu lassen, und borgte die erforderliche Summe, indem ein Freund bei dem Darleiher Bürgschaft leistete.

Noch vor Beendigung des Drucks schrieb Schiller, um möglichst bald einen Theil der Auslagen wiederzugewinnen und sein Werk auch außerhalb Württembergs bekannt zu machen, an den Buchhändler Schwan in Mannheim und überschickte ihm die fertigen sieben ersten Bogen, die Hälfte des Ganzen. Schwan war, nach Schubart's Urtheil*), „ein zum ruhigen Gefühl der Schönheit und Wahrheit gestimmter Mann, dem für gute Bücher, Leseanstalten, Aufsätze, Errichtung gelehrter Gesellschaften, Förderung des deutschen Sing- und Schauspiels die Pfalz und Deutschland viel Dank schuldig war." Dieser lief sogleich, wie er am 11. August dem jungen Dichter antwortete, nach Durchlesung der erhaltenen Bogen zu dem vielvermögenden Reichsfreiherrn (nachmals ersten Reichsritter) Wolfang Heribert von Dalberg, der als Intendant des Mannheimer Theaters diese Bühne zu einer Pflanzschule deutscher Schauspieler machte. Schwan las ihm das Bruchstück „brühwarm" vor und

*) Gustav Schwab, Schiller's Leben, S. 83 f. (zweiter Druck S. 73).

veranlaßte ihn, mit dem Verfasser wegen Umarbeitung des Dramas für das Mannheimer Theater in Unterhandlung zu treten. Die ihm zugesandten Bogen schickte Schwan an Schiller mit Rathschlägen zurück, die er für nichts als Anmerkungen zu nehmen bat. Durch diese Aeußerungen, auch wohl durch Zureden seiner Freunde und selbstgewonnene bessere Erkenntniß wurde der Dichter bewogen, während des Drucks sogar an dem bereits Gesetzten und Abgezogenen noch Manches zu ändern, zu mildern und zu kürzen, so daß die als editio princeps geltende Ausgabe (1781 mit dem Druckort Frankfurt und Leipzig) eigentlich schon die zweite ist. „Sieht man die typographische Einrichtung derselben aufmerksam an", sagt Goedeke im Vorwort zur kritischen Ausgabe des Stücks, „so findet sich, daß einige Bogen, nämlich der zweite, vorletzte und letzte, viel splendider gesetzt sind, als die übrigen. Zwischen den einzelnen Absätzen sind große Zwischenräume, die darauf hindeuten, daß im fertigen Satz bedeutende Kürzungen vorgenommen sind, die, um nicht allzuviel zu umbrechen, durch Zwischenschlag ersetzt wurden." Diese Ausgabe erschien anonym unter dem Titel „Die Räuber. Ein Schauspiel. Frankfurt und Leipzig 1781. Die unvortheilhafte Beschreibung, die Scharffenstein von ihr gibt, beruht auf Irrthum; er verwechselte sie mit der schlechter ausgestatteten zweiten Ausgabe. Das Papier ist gut, den Druck kann man sogar splendide nennen. Die Titelvignette stellt als Medaillon die Schlußscene des vierten Akts dar (Vater Moor, Karl Moor und Hermann vor dem Thurm, im Hintergrund die aufgeschreckt herbeieilenden Räuber). Eine Schlußvignette zeigt Brutus und Cäsar in Charon's Nachen steigend, mit Beziehung auf Karl's Gesang „Brutus und Cäsar". Beiden Vignetten ist N. sculp. Aug. V. beigefügt. Nach dem Zeugniß des Professors Haakh in Stuttgart stammen sie von dem Direktor der Malerakademie zu Augsburg Joh. Esaias Nielson her. Erst die zweite „verbesserte", aber viel schlechter gedruckte Auflage stellt auf dem Titelblatt einen zornig aufsteigenden Löwen mit dem Motto „in Tirannos" dar, und die dritte zeigt einen Löwen, der einen niedergehaltenen zerreißt, mit demselben Motto. Schiller war inzwischen kühner geworden, und nannte sich auch in den beiden letztern Auflagen als Verfasser.

In Folge der Bemerkungen Schwan's kassirte Schiller die bereits gedruckte Vorrede des Schauspiels, welche hauptsächlich den Gedanken ausführte, daß die Räuber nicht für die Bühne gedichtet seien, und ersetzte sie durch eine etwas ausführlichere neue, worin er zugleich die sittliche Tendenz des Stückes ins Licht zu stellen suchte. „Ich darf", so schließt dieselbe, „meiner Schrift zufolge ihrer merkwürdigen Katastrophe

einen Platz unter den moralischen Büchern versprechen. Das Laster nimmt den Ausgang, der seiner würdig ist; der Verirrte tritt wieder in das Geleise der Gesetze; die Tugend geht siegend davon. Wer nur so billig gegen mich handelt, mich ganz zu lesen, mich verstehen zu wollen, von dem kann ich erwarten, daß er — nicht den Dichter in mir bewundern, aber den rechtschaffenen Mann in mir hochschätze."

Unbeschreibliche Freude machten ihm die ersten vollendeten Exemplare des gedruckten Werks. Da jedoch der Absatz im Anfange gering war, so begann er den in seiner Parterrestube sich aufthürmenden Bücherhaufen mit komisch bedenklichen Augen anzusehen. Bald aber strömte von allen Seiten ihm Lob und Bewunderung zu. Die Aufregung, welche das plötzlich erschienene literarische Meteor in der nächsten Umgebung verursachte, möge uns Streicher beschreiben. „Es wäre vergeblich", sagt er, „den Eindruck zu schildern, den diese Erstgeburt eines Zöglings der hohen Karlsschule und, wie man wußte, eines Lieblings des Herzogs in dem ruhigen, harmlosen Stuttgart hervorbrachte, wo man nur mit den frommen, sanften Schriften eines Gellert, Hagedorn, Ramler, Rabener, Uz, Kramer, Schlegel, Cronegk, Haller, Klopstock, Stolberg und ähnlicher Dichter den Geist nährte, wo man die Gedichte von Bürger, die Erzählungen von Wieland als das Aeußerste betrachtete, was die Poesie in sinnlichen Schilderungen sich erlauben darf, wo man Ugolino für das schauderhafteste, Götz von Berlichingen für das ausschweifendste Produkt erklärte, wo Shakespeare kaum einigen Personen bekannt war, wo gerade die Leiden Siegwarts, Karl von Burgheim und Sophiens Reise von Memel nach Sachsen das höchste Interesse der Leseliebhaber erregten. Nur derjenige, der die genannten Schriften kennt, den ruhigen Eindruck, den sie einst auf ihn machten, in sich zurückruft, und dann einige Auftritte der Räuber liest, kann sich die Wirkung lebhaft genug vorstellen, welche diese in ihren Fehlern wie in ihren Schönheiten gleich außerordentliche Dichtung hervorbrachte. Die jüngere Welt besonders wurde durch die blendende Darstellung, durch die naturgetreue, ergreifende Schilderung der Leidenschaften in die höchste Begeisterung versetzt."

Es fehlte auch nicht lange an öffentlichen Urtheilen. Außer einer Recension von Knigge erschien in der Erfurter Gelehrten Zeitung vom 24. Juli 1781 eine sehr eingehende und anerkennende Kritik, als deren höchst wahrscheinlichen Verfasser Dr. Boxberger den 1752 zu Arnstadt geborenen Chr. Fr. Timme nachgewiesen hat. Schiller benutzte mehrere Winke dieser einsichtsvollen Beurtheilung für die bald zu erwähnende Umarbeitung des Dramas. Von Wieland, dem er ein Exemplar zugeschickt hatte, erhielt er eine zierlich geschriebene, geistreiche und schmeichel-

hafte Antwort. Das war denn eine Sendung, woran sich der ganze Kreis von Schiller's Freunden erlabte. Sie alle thaten sich etwas darauf zu gut, daß der Sänger Musarion's, der Dichter, der die Sprache der Grazien zu reden schien, von Geburt ein Schwabe sei.

Besonders tiefen Eindruck machte aber auf Schiller die ganz unerwartete Aufforderung zu einer Umformung des Stücks für die Mannheimer Bühne. Es war ihm gar nicht in den Sinn gekommen, daß man irgendwo an eine Aufführung seiner Dichtung denken könne; und nun ersuchte ihn der als Kenner hochgeschätzte Dalberg freundlich, das Schauspiel für ein bestimmtes Honorar bühnengerecht zu machen; die Mannheimer Theaterdirection werde dann das umgearbeitete Stück, wie sie es auch mit andern für sie eingerichteten Dramen zu halten pflegte, in ihren eigenen Verlag nehmen. Schiller erklärte, er „werde es für ein ausnehmendes Glück schätzen, Seiner Excellenz wärmster Literaturliebe, sich mit Allem, was er sei, zu eigen zu machen", und bezeichnete es als einen längst gehegten Lieblingsgedanken, dereinst in Mannheim, „dem Paradiese der dramatischen Muse", sich niederzulassen, da er durch das mittelmäßige Stuttgarter Stadttheater niemals eine lebendige Anschauung von der Theatermechanik bekommen werde. Er meinte, in vierzehn Tagen mit der verlangten Umschmelzung fertig zu sein. Aber eine im Grenadierregiment ausgebrochene Ruhrepidemie und das tägliche Erscheinen auf der Wachtparade Behufs Rapporterstattung brachten so viele und widerwärtige Störungen, daß er erst am 21. September eine Abschrift der Umarbeitung an seinen poetischen Gewissensrath Petersen abschicken konnte. Er verlangte von ihm eine ausführliche schriftliche Beurtheilung „nach dramatischer Behandlung, Verwickelung, Entwickelung, Charakteren, Dialog u. s. w. und, wenn die Recension", fügte er hinzu, „unter sechs Bogen ist, so muß ich schon das Maul krümmen". Am 6. Oktober ging endlich das Manuscript an Dalberg ab.

Aber nun entspann sich noch eine weitläufige, bis Ende 1781 sich hinziehende Correspondenz. Dalberg machte Einwürfe, schlug Veränderungen vor; Schiller sträubte sich gegen die meisten, bis er sie schließlich doch alle sich gefallen lassen mußte. So entstand denn eine Theaterausgabe des Stücks, die im nächsten Jahr (1782) zu Mannheim in der Schwan'schen Buchhandlung unter dem Titel „Die Räuber, ein Trauerspiel von Friedrich Schiller. Neue für die Mannheimer Bühne verbesserte Auflage erschien. Die Abweichungen derselben von der ursprünglichen Gestalt des Stücks sind zahlreich und zum Theil sehr bedeutend. Wir heben nur einige hervor

In der Theaterausgabe wird Franz von der abgeschickten Räuberschaar gefesselt vor seinen Bruder in den Wald gebracht und zum Hungertod im Thurme verurtheilt. In den letzten Scenen schickt Karl die Räuber außer Kosinsky und Schweizer hinweg, hält an diese eine rührende und versöhnende Anrede und entläßt auch sie, um sich dann allein auszuliefern, — eine Katastrophe, die Schiller selbst als die Krone des Stücks bezeichnet. Im vierten Akt ist eine ganz neu hinzugedichtete Scene, worin Franz und sein Helfershelfer sich entzweien, und ein Monolog, der durch Iffland's und Ludw. Devrient's meisterhaften Vortrag berühmt geworden. Der Pastor Moser fehlt in der Theaterausgabe, und der Pater ist, um den Katholiken Mannheims kein Aergerniß zu geben, durch eine Magistratsperson vertreten. Fast unerträglich war es dem Dichter, sein Schauspiel, das im Jahre der Prager Schlacht und im folgenden spielt, in die Zeit des von Maximilian gestifteten Landfriedens zurückversetzen zu sollen. Aber was er auch Triftiges dagegen geltend machte, er mußte sich zuletzt auch hierin dem Verlangen des „Kenners" fügen, machte jedoch seinem Unwillen in folgender Stelle der mehrerwähnten anonymen Selbstkritik Luft: „Die Zeit wurde verändert, Fabel und Charaktere blieben. So entstand ein buntfarbiges Ding, wie die Hosen des Harlekin. Alle Personen sprechen zu studirt, und man findet jetzt Anspielungen auf Sachen, die ein paar hundert Jahre nachher geschehen oder gestattet werden durften."

Von der gedruckten Theaterausgabe war aber das Mannheimer Theatermanuscript, wornach gespielt wurde, noch an mehrern Stellen abweichend. So gab es z. B. Schiller nur für die Aufführung, nicht für den Druck zu, daß Amalia sich selbst ermordet. Er nannte das einen alltäglichen Behelf schlechter Dramatiker und meinte, es charakterisire den Karl Moor als Banditenführer und zugleich als feurigen Liebhaber trefflich, wenn er seine Geliebte ersteche.

Wir sehen, an Kampf, Verdruß und Aerger hat es ihm auch bei dieser Umschmelzung des Stücks nicht gefehlt. Aber durch den Widerspruch, den er erfuhr, durch die schärfere Prüfung des theatralisch Wirksamen, wozu er sich genöthigt sah, durch die neuen An- und Aussichten, die sich ihm hier eröffneten, fand er sich plötzlich in eine höchst förderliche Bildungsschule versetzt; und was bisher bloß Nebenbeschäftigung gewesen war, wuchs unerwartet schnell auch äußerlich zum Hauptberuf seines Lebens heran. Man darf indeß nicht glauben, daß während dieser Zeit der Dramatiker in ihm den Lyriker ganz erdrückt habe; vielmehr erblühte über der Arbeit an den Räubern zugleich eine bunte Flora lyrischer Gedichte, und zwar theilweise so bedeutender und eigenthüm-

licher Art, daß man sie keineswegs mit Schwab als „Feilspäne" bezeichnen kann, die „dem cyklopischen Arbeiter unter Schärfung des Donnerkeils", d. h. bei der Umschmiedung des Dramas von der schaffenden Hand sprühten. Ihre Betrachtung heben wir für das nächste Kapitel auf.

Neuntes Kapitel.

Lyrische Gedichte des Jahrs 1781. Die Anthologie.

Schiller war im Jahr 1781 auch als Lyriker nicht unproduktiv. Schon im Januar entlockte ihm der Tod eines frühern Akademiegenossen die „Elegie auf den Tod eines Jünglings". Körner nahm das Gedicht zuerst aus der Anthologie, der es nachher einverleibt wurde, in die Schiller'sche Gedichtsammlung auf. Ursprünglich erschien es als Einzeldruck unter der Ueberschrift Elegie auf den frühzeitigen Tod Johann Christian Weckerlins. Von seinen Freunden. Stuttgart den 16. Januar 1781, mit drei Strophen mehr, als es jetzt enthält, und dem Motto aus Haller's Gedicht „Ueber die Ewigkeit":

> Ihn aber hält am ernsten Orte,
> Der nichts zurücke läßt,
> Die Ewigkeit mit starkem Arme fest.

In Stoff und Plan ähnelt das Gedicht der im vorhergehenden Jahre durch des jüngern von Hoven Tod hervorgerufenen Leichenphantasie, zeigt aber einen Fortschritt in Geschmack und Ideenfülle, und schließt auch versöhnender. Dabei trägt es freilich noch an vielen Stellen das grelle Kolorit von Schiller's Jugendpoesieen, theilt mit diesen die fehlervolle Behandlung des Gleichklangs und spricht sich besonders in der jetzigen fünften und sechsten Strophe in Karl Moor's Weise so herb und rücksichtslos aus, daß, wie er an Hoven schrieb, das kleine Ding ihn in der Gegend herum berüchtigt machte. „Es ist ein Name", fügte er hinzu, „wie desjenigen, der den Tempel zu Ephesus verbrannte. Gott sei mir gnädig!" Gleichwohl tönt das os magna sonaturum schon aus manchen Partien, z. B. aus den Schlußversen mächtig hervor:

Wo der Mensch, der Gottes Rathschluß prüfte?
Wo das Aug', den Abgrund zu durchschaun?
Heilig, heilig bist du, Gott der Grüfte!
Wir verehren dich mit Graun.
Erde mag zurück in Erde stäuben,
Fliegt der Geist doch aus dem morschen Haus;
Seine Asche mag der Sturmwind treiben,
Seine Liebe dauert ewig aus.

Ob die lyrischen Partieen in den Räubern (Hektor's Abschied, Amalia, Brutus und Cäsar, Räuberlied) erst 1781 gedichtet worden, läßt sich nicht feststellen; wahrscheinlich entstanden sie schon früher.

In der ersten Hälfte des März 1781 gab die Rückkehr des Herzogs von einer Reise ins Ausland Anlaß zu einer „Ode auf die glückliche Wiederkunft unsers gnädigsten Fürsten", ein paar schmetternden loyalen Trompetenstöße ohne ästhetischen Werth:

Der Fürst ist da! Sagt Thäler es den Hügeln!
Ruf's, Erde, ruf's zu dem Olymp empor!
Zurückgeführt auf Cherubinenflügeln,
Zieht er itzt ein in unser Freudenthor.

Das sieht aus, als hätte es die lustige Gesellschaft auf dem kleinen Graben unter Scherz und Lachen zu Papier gebracht. Folgende Strophe und die nächsten wurden vom Censor als eine Beleidigung der Nachbarstaaten beanstandet:

Sag', Ausland, schielst du nicht mit neid'schen Blicken
Auf Wirtemberg's glücksel'ge Hütten her?
Trügt ihr nicht gern die Ketten, Republiken,
Wär' euer Herrscher — Er?

Es mochte dem Dichter schwer fallen, über der Arbeit an den Räubern dergleichen Huldigungen zu veröffentlichen; aber er redigirte damals eine Zeit lang ein Wochenblatt, welches unter dem Titel „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen" zweimal wochentlich bei Chr. Gottfried Mäntler in Stuttgart erschien; und dieses Blatt durfte doch nicht ein Ereigniß, wie die Heimkehr des Landesherrn, unbesungen lassen. Scharffenstein, den wir oben von einem Magazin erzählen hörten, aus dessen Ertrag Schiller die Freunde zuweilen mit einigen Dreibätznern für Wein überraschte, meint damit eben jenes Wochenblatt. Als Redacteur desselben kam Schiller wiederholt mit dem Censor in Konflikt. Einmal trat er gegen diesen so heftig auf, daß man ihm die Thüre wies und ihn die Treppe hinunterzuwerfen drohte.

Gegen die Mitte des Sommers 1781 gab Schiller anonym im Einzeldruck ein glutvolles Strafgedicht gegen die Wollust, „Der Venuswagen" betitelt, heraus, das nicht weniger als vierundsechszig vierzeilige Strophen umfaßt. Es strotzt zwar stellenweise von Derbheit, Petulanz und Indecenz, zeigt aber bei sehr planmäßiger Anlage in manchen Strophen eine gewaltige Dichterkraft, und läßt mitten durch den Strudel roh sinnlicher Phantasien und Empfindungen eine tiefe Sehnsucht nach sittlicher Reinheit durchblicken. Das Stück bildet den vollkommensten Gegensatz zu Schiller's „Triumph der Liebe". Während er in letzterm aus seiner Theosophie des Julius heraus die große, segensreiche Rolle, welche die Liebe im Weltganzen spielt, begeisterungsvoll feiert: schildert er im Venuswagen mit markigen und grellen Zügen all das Unheil, welches die Wollust, „die feile Cypria", in allen Schichten der menschlichen Gesellschaft anrichtet. Und wie der Triumph der Liebe, nach seiner eigenen Andeutung, durch Bürger's Nachtfeier der Venus als ein Parallelgesang hervorgerufen wurde: so erhielt er zum Venuswagen, den man bezeichnender „Cypria's Verurtheilung" überschreiben könnte, den Anstoß durch Bürgers Gedicht „Fortunens Pranger". In der Einleitung (Str. 1—9) werden die Menschen jedes Alters, Standes und Geschlechts als Zeugen zu dem warnungsvollen Strafgericht zusammengeläutet. Dann wird (Str. 10—15) die Verklagte („angejochet an den Venuswagen") vorgeführt und unter der Tortur von Geißelhieben zum Bekenntniß ihrer Sünden aufgefordert. Zunächst wird (Str. 16—28) ihr verderblicher Einfluß auf die Monarchen, „die Götter unterm Monde," aufgedeckt und hiebei Alexander der Große als Beispiel hervorgehoben; hierauf (29—35) ihre zerstörende Wirkung auf Körper, Geist und Gemüth der Menschen überhaupt, besonders der genialen, geschildert, und hier hört man deutlich im Dichter den Mediciner seinen Warnruf erheben. Die nächsten vier Strophen malen einen Greis, den noch die Wollust mit tödtlichem Gruß neckt. Die neun folgenden (40—48) enthüllen, mit Berufung auf Zimmermann's Buch „Ueber die Einsamkeit", das Unheil, welches die Wollust in den der Religion gewidmeten Räumen, die vier folgenden den Unfug, den sie in den Hallen der Justiz anstiftet. Weiterhin werden Frömmlinge und Weisheitsjünger, die im langen Dienst der Aphrodite Invaliden wurden, scharf mitgenommen. Schließlich (Str. 56) wird noch flüchtig der unnatürlichen Wollust gedacht, und dann die „Erzbetrügerin" zur Exekution der Brandmarkung fortgeführt. In den fünf Schlußstrophen wird der strenge Venusrichter als Bewohner einer einsamen unerreichbaren Insel des atlantischen Meeres, d. h. einer

idealen Welt dargestellt — ein Geißelhieb auf die Nachsicht, womit in der wirklichen Welt die Menschen über „die feile Cypria" urtheilen.

Begreiflicherweise mußte diese Production des Dichters den düster schimmernden herostratischen Nimbus seines Namens noch verstärken. Nicht weniger trug dazu die Anthologie bei, die er in der letzten Hälfte des Jahres 1781 für das Jahr 1782 vorbereitete. Anlaß zur Herausgabe dieses Musenalmanachs war ein Zerwürfniß mit dem schwäbischen Poeten Gotthold Friedr. Stäudlin, der in Stuttgart als Kanzleiadvokat lebte. Nachdem derselbe 1779 ein Gedicht „Albrecht von Haller" und dann „Proben einer teutschen Aeneis nebst lyrischen Gedichten" veröffentlicht hatte, warf er sich bei sehr mäßigem Talent zum Chorführer der poetischen Zunft des Landes auf, und gab eine „Schwäbische Blumenlese auf das Jahr 1782, Tübingen bei Joh. Georg Cotta" heraus, die als Vignette eine über das Schwabenland aufgehende Sonne trug. Zu denen, die er unter seine Fahnen gesammelt hatte, gehörten Conz, Haug, Thill, Armbruster*) u. A. Schiller, der gleichfalls um einen Beitrag angegangen worden war, hatte ihm mehrere Gedichte zur Verfügung gestellt. Stäudlin nahm nur ein einziges: „Die seligen Augenblicke (Entzückung), an Laura", und zwar mit Verstümmelungen auf. Aus Verdruß hierüber, oder weil es ihn ärgerte, die schwäbische Muse durch einen so schwächlichen Dichterling vertreten zu sehen, entschloß Schiller sich, den Stäudlin'schen Almanach, wie Scharffenstein sagt, zu „zermalmen". Er hielt eine Heerschau über seine Truppen ab; aber einige Freunde, an die er denken konnte, waren schon vom Gegner in Reih und Glied gestellt. Zudem hatte Schiller's Fahne, wie Scharffenstein sich ausdrückt, „etwas Unheimliches, Energisches, was sentimentale, weichliche poetische Naturen eher abschreckte, als anzog." Und hätten dergleichen Dichter auch Lust gehabt, seiner Werbetrommel zu folgen, er konnte sie nicht brauchen; denn während durch Stäudlin's Blumenlese noch der sanfte, schüchterne Geist der vorkraftgenialischen Zeit säuselte, sollte man in seiner Anthologie das Sausen der Sturm- und Drangperiode vernehmen.

So fand er sich denn vorherrschend an sich selbst gewiesen. Er

*) Die sieben Gedichte Thill's, Magisters von Großheppach, aus dem früh Verstorbenen Nachlaß entnommen, wurden von Schiller lobend beurtheilt. Armbruster, später Amanuensis von Lavater, war damals Gärtner in Hohenheim. Er hatte die Akademie als artistischer Eleve besucht. Schiller sagte über ihn: „Armbruster ist ohne Bildung, aber er verdiente gebildet zu werden."

besaß zum Glück, wie es scheint, aus der akademischen Zeit noch einen ansehnlichen Vorrath von Gedichten, und das Jahr 1781 hatte ihm außer dem Cyklus der Lauraoden manches andere lyrische Produkt eingebracht. Neben Petersen, der ihm in dem ganzen Unternehmen wieder freundlich zur Hand ging, werden als Mitarbeiter noch Pfeiffer, Zuccato und von Hoven genannt. Ferd. Friedr. Pfeiffer, ein Bürgermeisterssohn aus Pfullingen, hatte seit Juni 1773 auf der Akademie Kameralia studirt und war gleichzeitig mit Schiller als Rentkammersekretair ausgetreten. Er muß, nach der Zahl der erhaltenen Preise zu urtheilen, auf der Akademie Tüchtiges geleistet haben; 1779 wurde er, weil er vier Preise errang, zum Chevalier ernannt. Georg Joh. Graf von Zuccato, ein Gutsherrnsohn aus Parenzo, gehörte noch der Akademie an; er trat erst im März 1783 als Lieutenant aus. An Bruder Hoven wandte sich Schiller in einem Billet (ohne Datum), worin es heißt: „Petersen wird dir von meinem vorhabenden Almanach, oder besser, Anthologie schon gesagt haben. Du hast ihm eine Romanze geschickt, die ich schlechterdings nicht brauchen kann, weil sie die theologische Censur nicht passirt und das ganze Institut hintertreiben könnte. Sei also so gut und verfertige etwas Anderes, das wider die Intoleranz unserer Censur nicht so schnurgerade anrennt. Schick mir auch deinen Ossianschen Sonnengesang und gute Epigramme; auch überhaupt laß deine komische Muse für uns nicht verloren gehn. Ich leg es dir nahe, Lieber, weil ich es für einen wahren Verlust rechnen würde, wenn du nicht bei uns entrirtest. Vier Bogen sind gedruckt und zwar sehr schön — auf dem schönsten Papier." Hoven schickte ihm denn auch außer dem Sonnengesang noch zwei Epigramme und eine hübsche satyrische Fabel („Die Spinne und der Seidenwurm"), welche die Almanachsherausgeber, also auch Schiller, scharf mitnimmt. Auch Scharffenstein und Haug gehörten wohl zu den Beisteuernden; doch läßt sich das Mein und Dein der sämmtlich unter Chiffern auftretenden einzelnen Mitarbeiter nicht genau auseinanderhalten. Schiller selbst gab, um dem Publikum durch eine scheinbare Menge von Mitwirkenden zu imponiren, seinen Beiträgen verschiedene Chiffern, meistens Y, aber auch M, v. R, Rr, O, W und WD, wahrscheinlich auch P und †. Er nahm später neunzehn dieser Beiträge, theilweise sehr verändert und verkürzt in seine Gedichtsammlung auf, denen Körner noch vier (in der Anthologie mit Y unterzeichnet) hinzufügte.

Die „Anthologie auf das Jahr 1782" erschien, wie auch die Räuber zuerst, anonym mit einem Apollokopf als Titelvignette, „gedruckt in der Buchdruckerei zu Tobolsko." Die Widmung lautet: „Mei-

nem Principal, dem Tod, zugeschrieben." Das Dedikationsschreiben mit der Anrede: „Großmächtigster Czar alles Fleisches, Allezeit Verminderer des Reichs, Unergründlicher Nimmersatt der ganzen Natur," ist in einem unheimlichen, oft stark in Geschmacklosigkeit abirrenden Humor prosaisch abgefaßt. „Meine Vorgänger," heißt es darin, „haben immer die Weise gehabt, ihre Säcklein und Päcklein, dir gleichsam recht vorsätzlich zum Aerger, an deiner Nase vorbei ins Archiv der Ewigkeit transportiren zu lassen, und nicht bedacht, daß sie dir eben dadurch um so mehr das Maul darnach wässern machten; denn auch an dir wird das Sprüchwort nicht zum Lügner: Gestohlen Brot schmeckt gut. Nein, dediciren will ich dir's lieber; so bin ich doch gewiß, daß du's — weit weglegen wirst." Dann folgt ein gleichfalls in Prosa geschriebenes Vorwort „Tobolsko, den 2. Februar" datirt, worin die Sammlung als „eine Sibirische Anthologie" angekündigt wird, der wenigstens das Verdienst bleiben werde, „Hand in Hand mit ihren Kameradinnen im weitentlegenen Teutschland dem ausröchelnden Geschmack den Genickfang zu geben, wie wir Tobolskianer zu sprechen belieben."

Unter Schiller's Beiträgen gehören zu den bessern die der Freundschaft und Liebe gewidmeten Gedichte.*) Der „Leichenphantasie und der „Elegie auf den Tod eines Jünglings" ist bereits Erwähnung geschehen. Das Gedicht „Die Freundschaft", mit der Anmerkung „aus den Briefen des Julius an Raphael, einem noch ungedruckten Roman", ist eben so tief gedacht, als tief gefühlt. Es gehört ganz seiner Theosophie des Julius in den Philosophischen Briefen an, denen es auch später einverleibt wurde. Was in der Körperwelt die Attractionskraft, das ist in der geistigen die Liebe und Freundschaft, die Leiter zur Vollkommenheit und Gottähnlichkeit. „Seid vollkommen, wie Euer Vater im Himmel vollkommen ist, sagte der Stifter unseres Glaubens. Die schwache Menschheit erblaßte bei diesem Gebot; darum erklärte er sich deutlicher: Liebet euch unter einander." — In eben jene Theosophie greift die Hymne „Triumph der Liebe" hinein, die wir bereits als ein Gegenstück des Venuswagens erwähnt haben, ein trefflich angelegtes, in warmer, blühender, kühner und origineller Diction ausgeführtes Gedicht, in seinem Bau dem Eleusischen Fest verwandt. Die Liebe, heißt es hier, beglückt Götter und Menschen, durchwebt die

*) Eine ausführliche Erklärung dieser und der folgenden Stücke bietet mein Commentar zu Schiller's Gedichten, Aufl. 4, Bd. I, Seite 30—169.

ganze Natur, erhebt uns zur Gottheit und führt uns zum Glauben an die Unsterblichkeit.

Eben so spielt in die Lauraoden jenes pantheistische Philosophem hinein, dessen Grundgedanken uns schon früher in Schiller's akademischen Festreden begegneten. Durch diesen Einfluß seines philosophirenden Geistes bestimmte sich der ganz eigenthümliche Charakter seiner Liebeslieder. Sie sind nicht nur ideenreicher und strenger, als dergleichen Lieder anderer Dichter, sondern auch weit weniger unmittelbar aus dem Herzen, der Phantasie und dem Leben entsprungen; die verbindende, aber auch trennende Brücke ist eben die philosophirende Denkkraft. Schiller's spekulativer Geist, alle Erfahrung überfliegend, eröffnete der Phantasie höhere Sphären und weitere Räume; er hob sie in das Unendliche und bereitete ihr überirdische Stoffe zur Verarbeitung zu, Stoffe, die sie um so begieriger ergriff, je ärmer und unbefriedigender die den Dichter umringende Wirklichkeit war. Daher haben diese Gedichte den Charakter des Universellen und Unermeßlichen, und lassen in Folge dessen leichte, einfache Natürlichkeit und Anschaulichkeit allzusehr vermissen. Der Ocean, die Schöpfung, das Weltall, die Ewigkeit werden allzu häufig für leichter faßliche und näher liegende Bilder herangezogen. Und mit der Phantasie wandeln auch oft die Charaktere an den äußersten Grenzen des Menschlichen, wie desgleichen die Empfindungen sich nur selten in schönem Maß halten. Der Dichter glüht für eine Laura, die ganz sein Geschöpf ist; individuelle Beziehungen und Verhältnisse werden nicht vorgeführt, und man erfährt von der Verherrlichten nichts, als daß sie blaue Augen hat und Klavier spielt.

In der „Phantasie an Laura" wird wieder der Gedanke ausgeführt, daß in der ganzen unbeseelten Schöpfung, wie in der empfindenden, Ein großes Princip, dort Anziehungskraft, hier Sympathie genannt, als das allherrschende walte. Nach der einleitenden Strophe weisen die vier nächsten die Aeußerungsarten jenes Prinzips in der unorganischen Welt nach. Die sechste Strophe leitet zum zweiten, der Sympathie gewidmeten Haupttheil über; und in diesem verirrt sich die Speculation des Dichters zuletzt in den abstraktesten Nebel. Nicht bloß die Gewalt, die ihn und Laura zu einander hinzieht, auch der Uebergang zweier Gemüthsstimmungen in einander (Str. 10), die Vermischung zweier Empfindungen (Str. 11), z. B. der Wollust mit der Schwermuth, ja sogar, daß Reue der Sünde, Gefahr der Größe, Sturz dem Stolz, Neid dem Glück, Zukunft der Vergangenheit und Gegenwart folgt — wird alles als Wirkung der Sympathie dargestellt. — „Laura am Klavier," in der Anthologie um zwei Strophen länger, wimmelt

von gigantischen Tropen und Bildern. Die Harmonien, die unter Laura's Hand sich den Saiten entschwingen, sind Seraphim, die neugeboren ihren Himmeln entfliegen, sind Sonnen, die, vom Schöpfungssturm aufgejagt, aus des Chaos Riesenarm entrinnen. „Die Entzückung, an Laura," oder, wie die Ueberschrift in der Anthologie bezeichnender lautet, „Die seligen Augenblicke, an Laura", bestehen hier, wie in Stäudlin's Blumenlese, aus neun Strophen, von denen Schiller nur die vier ersten in die Gedichtsammlung aufgenommen hat. Die weggelassenen strotzen freilich von Bildern und Wendungen, die sich ins Ungeheure versteigen; indeß macht das Gedicht in der jetzigen Form auch den Eindruck von etwas Abgerissenem.

Die Ode „Vorwurf, an Laura," worin der Dichter klagt, daß ihn die Liebe von seiner ruhmvollen Laufbahn weggeführt hat, ist der Aufnahme in die Gedichtsammlung nicht werth befunden worden. Allerdings verräth sie vielfach einen noch etwas unreifen Geschmack; aber bei diesem Fehler, den sie mit Schiller's gesammter Jugendpoesie theilt, ist sie tiefer, als andere Gedichte, aus des Verfassers Geistesgründen geschöpft. Seiner Liebe stellt er hier seine großen Entwürfe, seine hohe Begeisterung, seine stolze Selbstgenügsamkeit, seine Ruhmbegierde, seine Freiheits- und Vaterlandsliebe, seinen Männersinn — kurz, er stellt der zarten Seite seiner Natur die heroische entgegen und spricht so jenes doppelte sittliche Grundelement seines Wesens aus. — „Das Geheimniß der Reminiscenz, an Laura", das Schiller vor der Einverleibung in die Gedichtsammlung sehr verkürzt und gemäßigt hat, enträthselt des Dichters Leidenschaft für Laura durch die platonische Idee eines ehemaligen seligen Einseins in einem früheren Leben. Nach der Philosophie des Julius muß, da die Natur die unendlich getheilte Gottheit ist, die Anziehung der Geister, ins Unendliche vervielfältigt und fortgeführt, zuletzt — Gott hervorbringen. Hier behauptet der Dichter nun gar, er und Laura seien einst in einem bessern Leben ein einziger mächtiger Gott gewesen, der Planeten aus den Angeln zu drehen vermochte, und das Gluthverlangen, das die Liebenden zu einander reiße, sei nichts als das Verlangen, jenes göttliche Wesen in seiner Einheit wiederherzustellen. — Zu dieser exstatischen Liebesapotheose bildet die „Melancholie, an Laura", die erst Körner in die Gedichtsammlung aufnahm, einen sehr starken Gegensatz. Hier wird die jetzt so blühende Laura, der ganzen Natur gleich, als dem Gesetz des Vergehens und Verwelkens unterthan dargestellt und dem Dichter selbst eine nicht mehr ferne Auflösung verkündet. Die Trauer, die sich hier ausspricht, ist nicht sowohl rein und unmittelbar empfunden, als viel-

mehr durch Spekulation hervorgerufen und durch eine ausschweifende Phantasie gesteigert. Die Klage, „daß der lohe Aetherstrahl Genie sich nur nur vom Lebenslampenschimmer nähre", weist wieder auf Schiller's medicinische Studien zurück.

Ursprünglich gehörte auch das Gedicht „Die Blumen", oder, wie es in der Anthologie überschrieben ist, „Meine Blumen" in den Kreis der Lauralieder; dies zeigt der zweite Vers der Schlußstrophe:

Aber wenn, vom Dom umzingelt,
Meine Laura euch zerknickt,
(Jetzt: Aber hat aus Nanny's Blicken
Mich der Mutter Spruch verbannt.)

Schiller hat durch die spätere Umformung das Gedicht zu einem gar lieblichen poetischen Gebilde gemacht. Es lag nahe, durch Veränderung des Namens der Geliebten in Nanny das Lied dem Cyklus der enthusiastisch aufgeregten Lauraoden zu entrücken, nachdem die Milde und Anmuth seines Charakters sich durch die Neubearbeitung noch gesteigert hatte. — Dagegen sind die Strophen „An Minna" bereits in der Anthologie zwar den Liebes-, aber nicht den Lauraliedern beizuzählen, von denen sie schon ursprünglich durch einen minder leidenschaftlichen Ton abwichen.

Als eine zweite, von der vorhergehenden sehr verschiedene Art von Poesien steuerte Schiller zur Anthologie einige pathetisch-satyrische Gedichte bei. Wie er in dem Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung lehrt, entsteht die pathetische oder strafende Satyre, wenn eine erhabene Seele ihren aus einem entgegenstehenden Ideal entsprungenen Unwillen über die reale Welt poetisch darstellt. Schiller's Ideal, das jedes andere in ihm überwog, war Geistesfreiheit und Menschenwürde. Aus ihm heraus ergoß er mit jenem philosophischen Geist, „der mit unerbittlicher Strenge den Schein vom Wesen trennt und in die Tiefen der Dinge dringt," seine zürnenden Strafworte über das, was im wirklichen Leben ihm als verdorben erschien. So entstanden einige ihrem Geist nach ganz im Kreise der Räuber liegende Gedichte, von denen er jedoch nur zwei, und auch diese nur sehr verkürzt und verstümmelt der Gedichtsammlung eingereiht hat.

Das eine derselben, „Rousseau", besteht in der Anthologie aus vierzehn sechszeiligen Strophen, von denen der Dichter nur die erste und die siebente beibehielt. In der ursprünglichen Form beklagt das Gedicht den von Land zu Land umhergetriebenen Messias der Vernunft, den Geistesriesen, gegen den seine verurtheilenden Richter nur kindische

Zwerge sind, und ruft sein Anathema über die Religionswuth, über den Drillingsdrachen Vorurtheil, Dummheit und Eigennutz aus:

> Geh, du Opfer dieses Drillingsdrachen,
> Hüpfe freudig in den Todesnachen,
> Großer Dulder, frank und frei!
> Geh, erzähl dort in der Geister Kreise
> Diesen Traum vom Krieg der Frösch' und Mäuse,
> Dieses Lebens Jahrmarktsdudelei!

Das zweite jener Gedichte, „An einen Moralisten", in der Anthologie aus zwölf Strophen bestehend, mit dem Zusatz „Fragment" beim Titel, wurde in seiner ersten Gestalt an rücksichtsloser Derbheit und sinnlicher Gluth nur noch von der unten zu besprechenden „Männerwürde" überboten. Es verspottet das Unvermögen der Alten, welche der kräftigen Jugend eine pedantische Moral predigen.

In eine dritte Klasse lassen sich alle mehr objectiv gehaltenen Gedichte, die Schiller zur Anthologie beisteuerte, zusammenfassen. In diesen hielt er seine vordrängenden Gemüthskräfte und seinen mächtigen philosophischen Trieb in Schranken und ließ sein Dichtertalent reiner und ruhiger wirken. Deßhalb sind viele derselben so trefflich gelungen und bedurften für die Aufnahme in die Gedichtsammlung keiner oder nur unbedeutender Umformung. Dahin gehört das Gedicht „Die Schlacht", oder, wie es in der Anthologie betitelt ist, „In einer Bataille, von einem Offizier", ein Schlachtgemälde, das wie ein lebendiges Tableau den ganzen Kampfverlauf nach seinen aufeinander folgenden Hauptmomenten vor uns abrollt. — Ferner fallen in diesen Kreis die beiden Gegenbilder „Gruppe aus dem Tartarus" und „Elysium". Ursprünglich waren sie nicht als Gegenstücke gedacht; darauf deutet sowohl ihre sehr verschiedene innere Anlage hin, als ihre weite Trennung in der Anthologie voneinander, wie auch ihre Unterzeichnung mit andern Chiffern (Y und M). Elysium, das seinen Gegenstand mehr individualisirt und an Bilderklarheit das Gegenstück übertrifft, ist in der Anthologie als Cantate aufgeführt und an einen Chor und fünf Einzelstimmen vertheilt.

In der „Größe der Welt" veranschaulicht der Dichter in einem eigenthümlichen, antike und moderne Elemente, kunstvollen Rhythmus und Gleichklang verbindenden Metrum durch einige große, kühne Züge die Unermeßlichkeit des Universums. — Die Paramythie „Das Glück und die Weisheit" empfiehlt sich durch Einfachheit und Leichtigkeit der Sprache und durch die Bestimmtheit und Gefälligkeit, womit sich das Bild darstellt. Der geistige Gehalt ist tief aus Schiller's stoischer

Denkart geschöpft: die Weisheit kann des Glücks entrathen. — In dem Gedicht „An den Frühling“, wahrscheinlich durch Schubart's Gedicht „Der Frühling“ („Da kommt er nun wieder Der Jüngling des Himmels! — Willkommen! willkommen!“) hervorgerufen, stimmt der Dichter seinen sonst so hohen Ton zum ländlich einfachen und naiven herab. — Dagegen hat er in dem elegischen Gedicht „Der Flüchtling“, oder, wie die Ueberschrift in der Anthologie heißt, in der „Morgenphantasie“ die volle Schale des Schmerzes und der unbefriedigten Sehnsucht ausgegossen; der Morgen zeigt ihm nur eine Todtenflur, der Abend bringt ihm nur den langen Todesschlummer. Aber diese Gefühlsstimmung spricht sich weich und zart, nicht leidenschaftlich wild wie in den Lauraoden aus; und die erste, größere Hälfte des Gedichts wird von einer trefflichen Schilderung eines schönen, lachenden Morgens ausgefüllt. — In der „Kindsmörderin“ tritt zum Vortheil des Gedichts der Verfasser mit seiner Ideenwelt in den Hintergrund und leiht der Unglücklichen nur seine starke und tiefe Empfindung mit ihrer mächtigen Sprache. — Endlich begegnet uns hier noch als Schiller's früheste Ballade „Graf Eberhard der Greiner von Wirtemberg“, aus einem poetischen Wettkampf mit Haug hervorgegangen, Eberhard's Leuten als Kriegslied in den Mund gelegt, ein frisch und anschaulich durchgeführtes Gedicht, worin Niemand den Dichter der Lauraoden ahnen sollte; so rein objectiv ist die Behandlung des Stoffs.

Um sich in möglichst vielen Gestalten zu zeigen, nahm Schiller auch „Semele, eine lyrische Operette von zwo Scenen“ in die Anthologie auf. Er hatte sie schon auf der Akademie geschrieben und mit seiner Schwester Christophine aufzuführen versucht. Der Stoff ist seinem lateinischen Lieblingsdichter Ovid (dem dritten Buch der Metamorphosen) entnommen. Die nachherige Einverleibung des Stücks in die Gedichtsammlung ist auffallend, da Schiller den Werth desselben in spätern Jahren sehr gering anschlug. „Daß Sie der Semele erwähnen,“ schrieb er 1789 an eine Freundin, „hat mich ordentlich erschreckt. Mögen mir's Apoll und seine neun Musen vergeben, daß ich mich so gröblich an ihnen versündigt habe!“ Allerdings leidet die Dichtung stark an den gemeinsamen Fehlern der Schiller'schen Jugendpoesie und hat wenig Eigenthümliches. Das Schwächste an ihr ist das Ende, wo uns nur versichert wird, daß Semele ihres thörichten Wunsches wegen sterben werde. In der neuen Bearbeitung hat jedoch das Stück viel gewonnen, und liest sich leicht und angenehm weg. Der Ausdruck ist veredelt und das Ganze mehr in's Enge zusammengezogen.

Damit wäre über Schiller's sämmtliche Gedichte der ersten

Periode, so viele derselben in die Gedichtsammlung Eingang gefunden, eine allgemeine Uebersicht gegeben. Aber die Anthologie enthält außer ihnen noch eine Anzahl eigener Gedichte, denen Schiller die Aufnahme in die Gedichtsammlung versagte. Ohne Zweifel hat sein Dichterruhm bei dem großen Publikum keine Einbuße dadurch erlitten, daß sie diesem unbekannt blieben; allein für die Einsicht in seinen Entwickelungsgang als lyrischer Dichter, so wie für die richtige Schätzung des Umfangs seines poetischen Talents, und nicht minder für die Geschichte seiner sittlichen Entwickelung ist die Anthologie eine höchst wichtige Urkunde. Es sind darin seiner spätern Poesie ganz fremde Tonweisen angeschlagen, die sein lyrisches Talent als ursprünglich weiter angelegt und vielseitiger erscheinen lassen. Wir sehen in mehreren pathetisch-satyrischen Gedichten seinen sittlichen Zorn noch stärker, als in den bekannten, glühen, aus andern die Werthschätzung ursprünglicher Vollkraft, die Sehnsucht nach einer allseitig naturgemäßen Existenz hervorbrechen, wieder in andern des Dichters Ingrimm gegen die politischen Schranken sich Luft machen. Von den im Folgenden angeführten Gedichten darf man theils aus äußern, theils aus innern Gründen annehmen, daß sie von Schiller herrühren.

In dem Kreise der Lauraoden liegt ein Gedicht „An die Parzen". Es unterscheidet sich von den übrigen Liedern dieses Cyklus durch einen gewissen ruhigen, resignirten Charakter. Nur in den folgenden zwei Schlußstrophen klingt ein leidenschaftlicherer Ton durch:

Wenn, Göttin, itzt an Laurens Mund beschworen,
Mein Geist aus seiner Hülse springt,
Verrathen ob des Todtenreiches Thoren
Mein junges Leben schwindelnd hängt:

Laß ins Unendliche den Faden wallen,
Er wallet durch ein Paradies;
Dann, Göttin, laß die böse Scheere fallen,
O laß sie fallen, Lachesis!

Zu den pathetisch-satyrischen Gedichten gehören „Die schlimmen Monarchen", ein Seitenstück zu Schubarts Fürstengruft*), das mit

*) Wie früher erwähnt worden, dichtete Schiller auf der Akademie eine Gruft der Könige, welchem Produkt Schubart, nach Petersen, seine berühmte Fürstengruft großentheils entnommen haben soll. Scharffenstein hielt, wie es scheint, umgekehrt Schiller's Gedicht für eine Nachbildung des Schubart'schen. Beidem kann etwas Wahres zu Grunde liegen, wenn sich nämlich die Sache so verhält, daß Schiller zuerst, schon

herber Bitterkeit und durch Züge, die zum Theil der eigenmächtigen Regierungsweise des Herzogs Karl Eugen entlehnt scheinen, Leben und Loos der Despoten schildert. Das Gedicht gehört zu dem Kühnsten und Derbsten, was politische Zorn- und Strafgedichte je sich erkühnt haben, auszusprechen. Verse, wie folgende, konnte der Herzog geradezu auf sich beziehen:

Ihr bezahlt den Bankerott der Jugend
Mit Gelübden und mit lächerlicher Tugend,
Die — Hanswurst erfand.

Das Aeußerste in der Schilderung des Sinnlichen ist in dem Gedicht „Kastraten und Männer" (später „Männerwürde" betitelt) gewagt. Es blickt hier wieder der Mediciner heraus, der Frauenliebe, Frauenachtung, Dichterruhm, Freiheitssinn, Männerstolz, Muth — kurz alle Güter, die den Mann schmücken und beglücken, auf die physischen Geschlechtsbedingungen zurückführt. Anknüpfend an Bürger's Wort:

Wem Wollust nie den Nacken bog,
Und der Gesundheit Mark entsog,
Dem steht das Heldenwort wohl an,
Das Heldenwort: ich bin ein Mann!

beginnt Schiller sein Gedicht:

Ich bin ein Mann! wer ist es mehr?

Seiner vom Dichter selbst gerügten Petulanz und „petronischen Unart" wegen wurde das Produkt in den spätern Gedichtausgaben unterdrückt, ohne daß damit aus der Erinnerung des Volks Schlagworte, wie folgende, getilgt wären:

Und schlendern elend durch die Welt,
Wie Kürbisse, von Buben

1778, seine Gruft der Könige schrieb und an Schubart durch dessen auf der Akademie studirenden Sohn gelangen ließ. Schubart schrieb 1779 seine Fürstengruft und veröffentlichte sie zuerst Ende 1780 im Frankfurter Musenalmanach auf das Jahr 1781. Sie bewog vielleicht Schiller zur Neubearbeitung seiner Gruft der Könige, woraus eben das Gedicht „Die schlimmen Monarchen" entstand. Ich mache auf die Uebereinstimmung des Metrums des Verses „Jüngsthin ging ich mit dem Geist der Grüfte" mit dem Metrum der schlimmen Monarchen aufmerksam, und darauf, daß dies letztere Gedicht von Str. 5 an „Fürstengruft" überschrieben werden könnte. Durch Hinzudichtung einer neuen Einleitung ist vielleicht der Anfangsvers des alten Gedichts verschwunden, aber sonst Vieles in die schlimmen Monarchen herübergenommen worden.

Zu Menschenköpfen ausgehöhlt,
Die Schädel leere Stuben.

Wie Wein von einem Chemikus
Durch die Retort getrieben;
Zum Teufel ist der Spiritus,
Das Phlegma ist geblieben.

Einmal in die literarische Laufbahn eingetreten, wehrte Schiller sich kräftig seiner Haut und stand für seine Productionen ein. So widmete er seinem Gegner Stäudlin ein beißendes Spottgedicht „Die Rache der Musen, eine Anekdote vom Helikon“. Melpomene, wird hier erzählt, stattete, um sich vor ihren zudringlichen Verfolgern zu sichern, mit ihrer Kleidung und Leier eine Furie aus, über welche dann die Verfolger herfielen. Es verdroß Schiller, wie es scheint, daß Stäudlin auch Conz, Haug und Armbruster zu Mitarbeitern gewonnen hatte:

Waren hübsche Jungens drunter;
Wie geriethen sie —
Dieses, Brüder, nimmt mich wunder —
In die Kompagnie?

Das Gedicht schließt:

Die Göttin abortirt hernach,
Kam 'raus — ein neuer Almanach.

Ein Gedicht „Die Journalisten und Minos“, womit sich die Anthologie eröffnet, geißelt die Zeitungsschreiber, „das Freikorps unsrer Pressen“. — „Vom Verfasser der Räuber“ unterschrieben, begegnet uns ein „Monument Moors des Räubers“, eine Interpretation der Dichtung aus der Seele des Dichters.

Auch der künftige große Epigrammatiker, der später mit Göthe in der Xeniendichtung siegreich wetteifern sollte, kündigt sich an, z. B. in folgenden Proben:

Die Messiade.

Religion beschenkte dies Gedicht,
Auch umgekehrt? — Das fragt mich nicht.

Grabschrift eines gewissen Physiognomen.

Weß Geistes Kind im Kopf gesessen,
Konnt' er auf jeder Nase lesen.
Und doch — daß er es nicht gewesen,
Den Gott zu diesem Werk erlesen,
Konnt' er nicht auf der seinen lesen.

Folgendes scherzende Xenion widmete Schiller wahrscheinlich seinem Freunde Petersen, der zu seinem Werk über die Nationaldichtung der Deutschen zum Trunk gute Studien an sich selbst machen konnte:

Der Wirtemberger.

Der Name Wirtemberg
Schreibt sich vom Wirth am Berg —
Ein Wirtemberger ohne Wein,
Kann der ein Wirtemberger sein?

Haug schrieb auf ihn später das Epigramm:

Er hat zu seinem Symbolon
Das Wort sich aus der Passion
„Mich dürstet!“ auserseh'n,
Und hält, nach eignen Proben,
Den Vers für unterschoben:
„Laß diesen Kelch vorübergehn.“

In einem „Bauernständchen“ stimmt unser Dichter seinen Ton tief zu dem des Volksliedes herab. — Verwandten Charakters mit dem Venuswagen ist „Bacchus im Triller“, worin Bacchus zur Strafe für alles Unheil, das er verschuldet, in ein Drill- oder Drehhäuschen gesperrt und herumgewirbelt wird. — Des Gedichtes „Die Winternacht“ ist zu Anfange des achten Kapitels gedacht worden. — Schließlich sei noch eine „Hymne an den Unendlichen“, ein Produkt der akademischen Zeit, erwähnt, der metrischen Form nach ein Parallelgedicht zur „Größe der Welt“. Die erste Strophe lautet:

Zwischen Himmel und Erd', hoch in der Lüfte Meer,
In der Wiege des Sturms, trägt mich ein Zackenfels.
Wolken thürmen
Unter mir sich zu Stürmen;
Schwindelnd gaukelt der Blick umher,
Und ich denke Dich, Ewiger!

Halten wir nun eine Rückschau über all diese Gedichte, und erwägen wir die große Zahl derselben, den Reichthum der in ihnen niedergelegten Ideen und Empfindungen, die Mannigfaltigkeit des Stoffs und der Behandlungsweise, das frische, kräftige, wenn auch ungezügelte Talent, das sich so vielgestaltig, bald reflektirend, bald empfindend, bald rein darstellend kundgibt: so dürfen wir kühn behaupten, daß Schiller in der Anthologie beinahe eben so vielverkündend als lyrischer Dichter, wie in den Räubern als dramatischer hervorgetreten sei. Freilich begegnet uns fast nirgends der feine poetische Duft und die bewundernswürdig

reine und klare Form, wie in manchen Goethe'schen Jugendgedichten. Unruhig springt Schiller's Phantasie von einem Bilde zum andern und umschreibt keines mit festen Linien; philosophische Speculation drängt sich in seine feurigsten Gefühle und treibt, weil sie einen universellen, pantheistischen Charakter hat, dieselben ins Maß- und Schrankenlose, statt sie zu zügeln. Demgemäß gestaltet sich auch die Sprache zwar kühn und originell, aber eben so oft extravagant, schwülstig und dunkel. Besonders finden wir, was das musikalische Element des Verses, den Gleichklang, betrifft, in Schiller's Jugendgedichten Fehler so auffallender Art, wie nicht leicht bei einem andern Dichter. Er reimt spinntest mit trenntest, springt mit hängt, brennt mit Kind, Minen mit Schönen, Bühne mit Scene, nun mit Ton, spröde mit Wette, gesessen mit lesen, drunter mit wunder u. s. w. In den plastischen Elementen der Sprache dagegen, in der ausdrucksvollen Darstellung eines Gegenstandes oder einer Handlung durch rhythmische Bewegung und Lautfärbung, läßt er bereits an vielen Stellen den künftigen, von nur Wenigen erreichten Meister vorauserkennen. Als Probe diene nur die Anfangsstrophe des Gedichts „Der Flüchtling“:

Frisch athmet des Morgens lebendiger Hauch,
Purpurisch zuckt durch düstrer Tannen Ritzen
Das junge Licht und äugelt aus dem Strauch;
In goldnen Flammen blitzen
Der Berge Wolkenspitzen;
Mit freudig melodisch gewirbeltem Lied
Begrüßen erwachende Lerchen die Sonne,
Die schon in lachender Wonne
Jugendlich schön in Aurora's Umarmungen glüht.

Zehntes Kapitel.

Januar bis September 1782. Gründung des Württembergischen Repertoriums. Erste Aufführung der Räuber. Entscheidung für den Fiesko. Hartes Verbot des Herzogs. Zweite heimliche Reise nach Mannheim. Erfolglose Unterhandlung mit Dalberg. Arrest. Schwere Bedrängnisse. Flucht aus Stuttgart.

Es ist eine kurze, aber folgenschwere Zeit aus unsers Dichters Leben, die wir für dieses Kapitel abgegrenzt haben, und nur selten um-

schliessen wenige Monate eines Menschendaseins so viel Geistesanspannung und Gemüthsaufregung, so viel Zweifel und Seelenkampf, so viel Bangen und Hoffen, so viele Schmerzenstage mit Stunden höchster Beseligung untermischt. Es handelte sich um Entschlüsse, die entscheidend für die ganze Zukunft waren. In solchen Epochen schreitet die Charakterentwickelung mit ungemeiner Schnelligkeit fort, und auch das innere Verhältniß zu den umgebenden Freunden pflegt sich rasch umzubilden. Schiller begann zu fühlen, daß er in der Krisis, worin er sich befand, die endgültige Entscheidung nur aus der eigenen Brust heraufholen dürfe; daher gab er sich nicht mehr mit der Offenheit, die ihm früher stets ein Herzensbedürfniß war, den ehemaligen Akademiegenossen hin. Freunde, wie Scharffenstein, Petersen, von Hoven, die sich ihm lange geistesebenbürtig gefühlt hatten, traten etwas in den Hintergrund. Sie sahen den Bundesbruder mit einem Staunen, das nicht frei von einer bittern Nebenempfindung war, sich ihrer Sphäre entschwingen. Nur in dem Busen eines so anspruchlosen, hingebungsvollen, seinen Entscheidungsprozeß nicht durchkreuzenden Freundes, wie der unlängst gewonnene treue Streicher war, durfte er alle Leiden und Freuden seines Herzens, alle Hoffnungen und Wünsche rückhaltlos niederlegen. Sein hoher Beruf, zwar Jahre lange schon geahnt und ersehnt, trat jetzt erst in vollster Gewißheit vor seine Seele; und gewiß gibt es in dem Leben eines bedeutenden Mannes keinen Zeitpunkt, der mehr alle Geistes- und Gemüthskräfte aufruft und ins Spiel setzt, als derjenige, wo er diese klare Ueberzeugung gewinnt. Aber eben so klar stand vor ihm auch das Bild der ungeheuern äußern Hemmnisse, denen er auf der neuen Lebensbahn entgegenging, und es bedurfte manchmal seines ganzen Seelenheroismus, um von ihrer Vorstellung nicht entmuthigt zu werden.

Der Anfang des Jahrs 1782 war noch mit mancherlei Sorgen für die Anthologie ausgefüllt. Dazu kam aber noch ein neues literarisches Unternehmen. Schiller verband sich, nachdem Haug's schwäbisches Magazin eingegangen war, mit Abel und Petersen zur Herausgabe eines neuen Journals, des „Wirtembergischen Repertoriums“. Als Aufgabe dieser Vierteljahrsschrift bezeichneten die Herausgeber „Ausbildung des Geschmacks, angenehme Unterhaltung und Veredlung der moralischen Gesinnungen“, weßhalb die Gegenstände der Abhandlungen ausschließlich der Philosophie, Aesthetik und Geschichte entnommen werden sollten. Außerdem sollten Kritiken literarischer Erscheinungen und kurze Biographien, beide auf Württemberg sich beschränkend, gegeben werden. Das Werk wurde wieder auf eigene Kosten unternom-

men. Es erschienen nur drei Hefte, auf deren Inhalt das elfte Kapitel näher eingehen wird.

Schiller's Hauptinteresse war aber zunächst den Räubern und ihrer Darstellung auf der Bühne zugekehrt. Anfangs Januar erhielt er von Mannheim die Nachricht, es werde die Aufführung des Dramas um den zehnten herum stattfinden. Am 10. Januar, dem Geburtstagsfeste der Gräfin Franziska, durfte er unter den Glückwünschenden nicht fehlen; deßhalb wandte er sich an Dalberg mit der Bitte, die Aufführung um ein paar Tage zu verschieben. Dalberg gewährte seinen Wunsch, und so las man denn am 13. Januar 1782 an allen Straßenecken Mannheims auf dem angeklebten Theaterzettel: „Die Räuber, Trauerspiel in sieben Handlungen, für das Mannheimer Nationaltheater vom Verfasser neu bearbeitet u. s. w." Angehängt war ein von Dalberg theilweise verändertes Avertissement Schiller's, „Der Verfasser an das Publikum" überschrieben, worin er die Zuschauer über die sittliche Tendenz des Stücks zu verständigen suchte. Der Schluß lautet: „Der Jüngling sehe mit Schrecken dem Ende der zügellosen Ausschweifungen nach, und der Mann gehe von dem Schauspiel nicht ohne den Unterricht, daß die unsichtbare Hand der Vorsehung auch den Bösewicht zum Werkzeug ihrer Absichten und Gerichte brauchen, und den verworrensten Knoten des Geschicks zum Erstaunen auflösen könne." In der That ist ein höheres Walten in den menschlichen Dingen in keinem Schiller'schen Drama der ersten Periode so stark, wie in den Räubern, hervorgehoben.

Der Ruf des aufzuführenden neuen Schauspiels hatte sich rings verbreitet. Aus allen Nachbarstädten waren Menschen zu Roß und Wagen herbeigeströmt, um das in seiner Art einzige Stück von den berühmten Bühnenkünstlern Mannheims darstellen zu sehen. Diese waren meistens aus der Schule Eckhoff's, des großen, beinahe allseitigen Schauspielers, welcher, durch den Umgang mit Lessing erleuchtet, in Hamburg und später in Gotha eine neue Aera der deutschen Schauspielkunst angebahnt hatte, indem er die einfache Wahrheit der Natur im Gegensatz zum manierirten französischen Bühnenspiel auf dem deutschen Theater einheimisch machte. Wegen der Länge des Stücks war der Anfang der Vorstellung auf Punkt fünf Uhr angekündigt; aber schon in den ersten Nachmittagsstunden füllte sich das Haus. Nur Schiller, dem ein Platz reservirt war, hätte sich auf der Herreise beinahe verspätet. Trotz der Eile und Sehnsucht, sein Werk auf den Brettern zu sehen, — so berichtet sein Reisegefährte Petersen — beschäftigte in Schwetzingen die Unterhaltung mit einem schmucken Kellnermädchen ihn so angenehm, daß die Weiterfahrt darüber sich bedenklich verzögerte.

Die drei ersten Akte thaten nicht ganz die Wirkung, die man sich nach dem Lesen davon versprach; aber dafür überboten auch die übrigen die gespanntesten Erwartungen. Mit Rührung bezeichnete in spätern Jahren ein Freund die Stelle, wo der Dichter unerkannt — denn nur Wenige wußten um das Geheimniß seiner Anwesenheit — im Theater saß und in der Anschauung der gelungenen Darstellung stillentzückt an der Schöpfung seines Genius sich weidete. „Vier der besten damaligen deutschen Schauspieler," erzählt Streicher, „boten Alles auf, was Kunst und Begeisterung vermag, um die Dichtung auf's vollkommenste und lebendigste darzustellen. Bök, als Karl Moor, war in Deklamation, Wärme des Gefühls und Geberdensprache vortrefflich; nur störte anfangs seine kleine, untersetzte Figur, bis der Zuschauer, von dem Feuer des Spiels fortgerissen, sie ganz vergaß. Beil, als Schweizer, ließ nichts zu wünschen übrig, so wie auch Kosinsky durch Beck's angemessene Persönlichkeit sehr gewann. Durch die Art aber, wie Iffland die Rolle des Franz Moor durchdacht und dergestalt in sich aufgenommen hatte, daß sie mit seiner Person eins und dasselbe erschien, ragte er über alle Mitspieler hinaus und brachte eine nicht zu beschreibende Wirkung hervor. In keiner seiner Rollen, die er vorher und später gab, gelang es ihm, das Gemüth so bis in seine innersten Tiefen, wie in der Darstellung des Franz Moor, zu erschüttern. Zermalmend für den Zuschauer war besonders die Scene, in welcher er seinen Traum vom jüngsten Gericht erzählte, in tiefster Seelenangst die Worte ausrief: „Richtet einer über den Sternen? Nein! nein!" und dann bei dem zitternd, nur halblaut gesprochenen, in sich gepreßten „Ja! ja!" — das geisterbleiche Gesicht von der Lampe in seiner Hand angestrahlt — zusammensank. Iffland war damals dreiundzwanzig Jahre*) alt, von Körper sehr schmächtig, von etwas blassem, magern Gesicht. Seiner Jugend ungeachtet war sein Spiel auch in den kleinsten Schattirungen so kunstvoll durchgeführt, daß es ein nicht zu vertilgendes Bild in jedem Auge, welches ihn sah, zurückließ."

Nach der Vorstellung speiste Schiller mit seinem Reisegefährten in Gesellschaft aller Schauspieler, die an der Aufführung des Stücks Theil genommen hatten. „In dem Gespräch," erzählt Petersen, „war viel Erfreuliches und Erhebendes." Wenn dabei auch manches „leere Kunstgeschwätz," wie er hinzusetzt, mit unterlief, so focht das den überglücklichen Dichter gewiß wenig an. Besonders artig erwies sich Schwan gegen den Sieggekrönten und beeilte sich, ihm die zugesicherte Reisever-

*) Streicher gibt irrthümlich 26 Jahre an.

gütung von vier Karolin zu überreichen. Auch lernte Schiller damls Schwan's Tochter Margaretha kennen, die nachher seinem Herzen viel zu schaffen machen sollte.

Aus dem pfälzischen „Paradies der Muse“ in sein württembergisches „Tobolsko“ zurückgekehrt, empfand er zwar doppelt schwer den Druck der medicinischen Geschäfte und der militairischen Dienstregel, war jedoch während der ersten Zeit in der freudigsten Stimmung und voller Entwürfe. In einem Briefe vom 17. Januar an Dalberg seinen wärmsten Dank abstattend, fügte er hinzu: „Beobachtet habe ich sehr Vieles, sehr Vieles gelernt, und ich glaube, wenn Deutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet, so muß ich die Epoche von der vorigen Woche an zählen.“ Unterdeß hatten die Räuber auch in weitern Kreisen ungeheure Sensation erregt. Schon im Februar waren die achthundert Exemplare der ersten Auflage vergriffen, und es wurde eine neue mit dem Namen des Verfassers veranstaltet. Tugendhaft entrüstete Recensenten ließen warnenden Lärmruf erschallen; aber dabei gingen die Räuber über die deutschen Bühnen, zuerst in Hamburg, wo Fleck den Karl Moor spielte, und in Leipzig, wo man während der Meßzeit, weil auffallend viel gestohlen wurde, das Stück verbieten zu müssen glaubte. In Berlin errang es enthusiastischen Beifall. Auf unreife Knaben, erzählt Böttiger, wirkt es wie ein Absud von Tollwurzel. In einer großen Handelsstadt (wie Andere näher angeben, in Baiern) entstand eine Verschwörung von Knaben, die sich die Räuber für einen Kreuz- und Querzug in die böhmischen Wälder zum Vorbild nahmen, und nur, weil einer der Verschworenen noch erst von der Mama sich rührungsvoll verabschiedete, noch rechtzeitig abgefaßt wurden. Räuberdramen und Banditenromane begannen bald den deutschen Büchermarkt zu überschwemmen.

Für Schiller selbst aber war, wie für Göthe, jede Geniusthat nichts, als eine Stufe, um zu höhern Leistungen emporzusteigen. Er hatte erkannt, daß die schönsten Früchte für ihn auf dem Felde der dramatischen Poesie erwachsen würden; die Lyrik trat daher für einige Zeit in den Hintergrund. Unter mehreren neuen dramatischen Stoffen, zu denen auch Konradin von Schwaben gehörte, hatte er sich bereits für die Verschwörung des Fiesko entschieden. Sein Interesse für dieses Sujet war schon auf der Akademie durch Rousseau's Denkwürdigkeiten angeregt worden, die H. P. Sturz 1779 in der ersten Sammlung seiner Schriften bekannt gemacht hatte. „Plutarch“, heißt es dort, „hat darum so herrliche Biographieen geschrieben, weil er keine halbgroßen Menschen wählte, sondern große Tugendhafte und erhabene Verbrecher.

In der neuen Geschichte gab es einen Mann, der seinen Pinsel verdient, und das ist der Graf von Fiesque, der eigentlich dazu erzogen wurde, um sein Vaterland von der Herrschaft der Doria zu befreien. Man zeigte ihm immer den Prinzen auf dem Thron von Genua; in seiner Seele war kein anderer Gedanke, als der, den Usurpator zu stürzen." Diese Hinweisung fiel bei Schiller auf fruchtbaren Boden. Da es diesmal ein historisches Schauspiel zu schaffen galt, so sah er sich nach guten Quellen um, und gerieth so in geschichtliche Studien hinein. Eine seiner Hauptquellen war des Chevalier von Mailly Histoire de la république de Gênes; außerdem benutzte er W. Robertson's The History of the Emperor Charles V. (III, 113—125) und La Conjuration du Comte Jean-Louis de Fiesque vom Kardinal Retz *).

Wenn gleich Scharffenstein's Behauptung, Schiller habe den Fiesko schon halb fertig aus der Akademie mitgenommen, auf Irrthum beruhen mag[1], so beschäftigte sich der Dichter wahrscheinlich doch schon 1780 angelegentlich mit dem Stoffe. Darauf scheint wenigstens die Stelle in seiner medicinischen Probeschrift (über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen) hinzudeuten: „Doria hatte sich gewaltig geirrt, wenn er den wollüstigen Fiesko nicht fürchten zu dürfen glaubte." Im Jahr 1781 scheint er die Arbeit nur wenig gefördert zu haben. Der Hauptsache nach gehört die Dramatisirung des Stoffes ohne Zweifel dem Jahre 1782 an. Streicher erzählt, sobald Schiller's Entschluß (den Fiesko zu wählen) fest stand, habe er die Bibliothek fleißig besucht, alles auf Zeit und Schauplatz Bezügliche sich genau notirt, den Plan in Gedanken entworfen, und die Reihenfolge der Akte und Scenen niedergeschrieben, „aber so kurz und trocken, als ob es eine Anleitung für den Coulissen-Direktor werden sollte," hierauf nach Lust und Laune die einzelnen Auftritte und Monologe ausgearbeitet, und seiner Gewohnheit nach ihm vorgelesen, „um das dichterische Vergnügen doppelt zu genießen, wenn er seine Gedanken und Empfindungen im Zuhörer sich abspiegeln sah."

Die Arbeit rückte ein paar Monate lang rasch vorwärts. Am 1. April meldete Schiller an Dalberg, er habe einen großen Theil des

---

*) Boxberger hat ein Buch mit dem Titel Le congiure famose contro le republiche di Venezia e di Genova ans Licht gezogen, zwei Abhandlungen umfassend, deren zweite La congiura del conte Giovanni Luigi de' Fieschi contro la republica di Genova überschrieben ist. Diese enthält die Anrede, die Fiesko an die Verschworenen richtete, in einer Gestalt, die unbezweifelbar in ihr das Original der Anrede des Schiller'schen Fiesko (Akt 4, Sc. 6) erkennen läßt.

Stückes vorgearbeitet, und zweifle nicht zu Ende des Jahrs damit fertig zu sein; am 15. Juli meinte er, bis Mitte August das Trauerspiel vollenden und zur Prüfung vorlegen zu können. Hätte er geahnt, was für eine Kette bitterer Erfahrungen sich später an die vollendete Produktion anknüpfen sollte, seine Schaffensgluth wäre sicher gedämpft worden.

Eine verdrießliche Störung verursachte eine Zeit lang der Gedanke, Behufs Erlangung des Doktorgrades eine medicinische Dissertation schreiben zu sollen. Der Herzog, unablässig auf Erhöhung des Glanzes seiner geliebten Militair-Akademie bedacht, hatte beim Kaiser die Erhebung derselben in den Rang der Universitäten nachgesucht. Kaiser Joseph, der, wie der Leser weiß, die Anstalt aus eigener Anschauung kannte, hatte schon am 22. December 1781 das Diplom erlassen, wodurch sie unter dem Namen „Hohe Karlsschule" zu einer vollberechtigten deutschen Hochschule mit drei Facultäten erklärt wurde; hiernach konnten ihre immatrikulirten Schüler „zur Baccalaureats-, Licentiats-, Magister- und Doktorwürde nach der bei andern Universitäten herkömmlichen Art und Feierlichkeit befördert werden." Frühern Eleven kam dies gleichfalls insofern zu gut, als sie zur Promotion nicht nach Tübingen zu reisen brauchten. Schiller scheint die Dissertation zwar begonnen, aber nicht lange nachher den ganzen Gedanken wieder aufgegeben zu haben; wenigstens findet sich in den Archiven der Karlsschule unter dem Jahre 1782 nichts von einer Dissertation und Promovirung Schillers angegeben. Hat er hiernach niemals den Doktorgrad erworben, so ist er auch, wie aus dem eben Gesagten erhellt, nie „Karlsschüler" gewesen.*)

Viel tiefer eingreifende Hemmungen eines freudigen poetischen Schaffens ergaben sich bald aus des Dichters Verhältniß zu seinem Fürsten. Wie eigenmächtig und herrisch Karl Eugen auch sonst zu verfahren liebte, wie sehr er bei seiner durch französische Dichtungen bestimmten Geschmacksrichtung die kraftgenialische deutsche Poesie verabscheute, so übte er doch bisher gegen Schiller eine Nachsicht, die auf's deutlichste kund gibt, wie sehr ihm dieser Zögling ans Herz gewachsen war. Was hatte Schiller nicht jetzt schon gegen ihn sich zu Schulden kommen lassen! Sein extravagantes Leben nach dem Austritt aus der Akademie, seine angebliche Trunksucht, seine Pferdekuren, von denen der Alles überwachende Herzog gewiß das Gerücht vernahm, Gedichte, wie

*) Eine Bemerkung, die Hermann Kurtz und Laube's berechtigten poetischen Licenzen nicht zu nahe treten soll.

der Venuswagen, die schlimmen Monarchen, poetische Zornausbrüche, welche der Fürst zum Theil auf sich persönlich deuten konnte, Verhöhnungen des ärztlichen Standes, eben des Standes, für welchen er den Zögling bestimmt hatte, und nun gar die Räuber, dieses sittlich-poetische Ungeheuer mit seinen revolutionären Ideen — war's nicht natürlich, daß dem Fürsten bei Schiller's wachsendem Ruhme unheimlich zu werden begann? Und sollte ihm die Reise nach Mannheim, wo Schiller mit den Schauspielern speiste, ein Geheimniß geblieben sein? Mußte sich nicht neben dem Unwillen über die kecke Verletzung der Dienstregel ein mit Eifersucht gepaarter Verdruß in ihm regen, daß ein Werk seines Zöglings, wovon Alles voll war, zuerst in einem Nachbarstaat über die Bretter ging und den Glanz der dortigen Bühne erhöhen half? Dennoch verfuhr er mild und wohlwollend gegen Schiller; er ließ, wie Karoline von Wolzogen erzählt, Schiller zu sich bescheiden, warnte ihn auf väterliche Weise vor Verstößen gegen den bessern Geschmack, und verlangte, daß er ihm seine poetischen Produkte vor der Veröffentlichung vorlege. Das war dem Dichter unmöglich. Wie konnte er, der die frostige, pedantische, in Regeln geschnürte Poesie der Franzosen haßte, auf eine Verständigung mit ihrem Anhänger, dem Herzog, hoffen? Wie konnte sich das Feuer mit dem Wasser vertragen? Wie konnte der Jüngling den Schöpfungsdrang in seiner Brust, dessen er selbst erst mächtig werden mußte, durch ein fremdes Gebot regeln und meistern lassen? Seine Weigerung wurde natürlich höchst ungnädig aufgenommen.

Ein widerwärtiger Vorfall, den Liebedienerei oder Böswilligkeit herbeiführte, schnitt vollends das Band gegenseitiger Anhänglichkeit entzwei. In den beiden ersten Ausgaben der Räuber befindet sich folgende Stelle:

> „Spiegelberg. Einen honnetten Mann kann man aus jedem „Weidenstotzen formen, aber zu einem Spitzbuben will's Grütz „— auch gehört dazu ein eigenes Nationalgenie, ein gewisses, „daß ich so sage, Spitzbuben-Klima; und da rath ich dir, „reise du ins Graubündnerland, das ist das Athen der heutigen „Gauner."
>
> „Razmann. Bruder, man hat mir überhaupt das ganze Italien gerühmt."

Hierdurch ward ein junger Literat Namens Wredow, ein Deutscher von Geburt, der aber in Graubünden längere Zeit als Hofmeister gelebt hatte, zu einer Vertheidigung dieses Landes aufgeregt, die er im December 1781 in einem Hamburger Blatt veröffentlichte. Er sprach

darin jedoch die Vermuthung aus, daß der Ausfall nur auf das von Italienern bewohnte, unter Graubünden stehende Veltlin gemünzt sei, und darauf scheint ja in der That Razmann's Antwort („überhaupt das ganze Italien"). hinzudeuten. Dr. Amstein, ebenfalls ein Deutscher, aber für Graubünden schwärmend, rückte in Folge dessen im April 1782 in den von ihm redigirten „Sammler", das öffentliche Organ des Ländchens, eine geharnischte „Apologie für Bünden gegen die Beschuldigung eines auswärtigen Komödienschreibers" ein, pries Wredow, dessen Artikel er mitabdrucken ließ, und forderte von Schiller eine öffentliche Ehrenerklärung, — eine Zumuthung, welche dieser keiner Antwort würdigte. Es wird nun erzählt, daß der herzogliche Garteninspektor Walter in Ludwigsburg, korrespondirendes Mitglied der Bündner ökonomischen Gesellschaft, sei es aus persönlicher Feindschaft gegen die Schiller'sche Familie, sei es, um zur Belohnung für seine Denunciation wie Amstein und Wredow das Bürgerrecht in Graubünden zu erlangen, dem Herzog die Amstein'sche Apologie vorgelegt habe.*) Karl Eugen, voll Entrüstung über die Invective gegen einen benachbarten Staat, mit dem er ohnehin nicht im besten Einvernehmen war, erließ sofort, wie Streicher erzählt, an Schiller die Weisung, „sich zu vertheidigen, alles weitere Indruckgeben seiner Schriften, wenn es nicht medicinische wären, zu unterlassen, und sich aller Verbindung mit dem Ausland zu enthalten."

Petersen stellt den Schlußhergang etwas anders dar. Nach ihm beschied der Herzog den Regimentsmedicus sogleich zu sich auf seinen Landsitz zu Hohenheim, fuhr ihn auf's heftigste an, schalt ihn derb aus und schloß mit der Drohung: „Ich sage, bei Strafe der Kassation schreibt Er keine Komödie mehr!" Nach Stuttgart zurückgekehrt, ging der Ausgescholtene gerades Wegs in den Garten im Ochsen, den er und seine Freunde zu besuchen pflegten, und betheiligte sich, anscheinend gelassen, ja heiter, am Kegelspiel. Sein Inneres aber war, wie Petersen versichert, „heftig bestürmt." Dies war um so natürlicher, wenn, wie Schiller selbst später in der Ankündigung der Rheinischen Thalia sagte, „ihm mitten im Genuß des ersten verführerischen Lobes bei Strafe der Festung untersagt wurde, zu schreiben." Solch ein Wort mußte auf ihn, im Andenken an die schrecklichen Einkerkerungen Rieger's, Moser's und Schubart's, einen höchst beängstigenden Eindruck machen.

---

*) Abel sagt dagegen: „Daß der damalige Garteninspektor Walter mit im Spiel gewesen, habe ich nie gehört.

In dieser Seelenbedrängniß schöpfte er wieder Muth und Kraft aus dem Labetrunk, den ihm die Muse bot. „Noch in den Jünglingsjahren", sagt Streicher, „bewährte Schiller sich jetzt schon als Mann, den keine Widerwärtigkeit von seiner Bahn abbringt, der rastlos das vorgesteckte Ziel verfolgt. Anstatt sich in nutzlose Klagen zu ergießen, arbeitete er nur um so eifriger an seinem Fiesko, welchen er als einen neuen Hebel zur Sprengung seines Gefängnisses betrachtete, und in dessen Ausarbeitung er all das Wilde und Rohe, das ihm bei den Räubern zum Vorwurf gemacht wurde, zu vermeiden suchte."

Mittlerweile waren die Räuber in Mannheim zu wiederholten Malen, und stets unter demselben Zudrang, aufgeführt worden. Kein Wunder, daß Frau von Wolzogen und Frau Vischer-Laura vor Begierde brannten, einer Darstellung des Stücks beizuwohnen, und den Dichter mit der Bitte bestürmten, sie nach Mannheim zu begleiten. Dieser fand sich um so leichter dazu bereit, als sich durch die Reise noch ein zweiter, viel wichtigerer Zweck erreichen ließ. Er fühlte, daß in Württemberg nicht länger seines Bleibens war. Da ihn aber sein Landesherr unentgeltlich hatte erziehen lassen, so war er zu dessen Dienst verpflichtet und konnte nicht ohne seine Genehmigung austreten. Der einflußreiche Gönner in Mannheim sollte ihm nun seinen Abschied beim Herzog erwirken und seiner Muse in der Pfalz eine Freistätte erschließen. Diese Hülfeleistung von Dalberg persönlich zu erbitten, war der Hauptzweck der projectirten zweiten Reise nach Mannheim. An Erhaltung eines Urlaubs war nicht zu denken, ohne Urlaub zu reisen schien höchst gewagt. Da kam der Zufall zu Hülfe: man erfuhr, daß der Herzog nächstens auf einige Zeit verreisen werde; während seiner Abwesenheit glaubte Schiller das Wagniß unternehmen zu dürfen. Er kündigte also in einem Briefe vom 24. Mai seinem hohen Beschützer in Mannheim an, daß er morgen dorthin mit einigen Freunden und Damen abreisen werde und den sehnlichsten Wunsch hege, bis zum 28. Mai, wo er in der Nacht die Rückkehr antreten müsse, einer Aufführung der Räuber beiwohnen zu können. Den Hauptzweck seiner Reise hütete er sich mitzutheilen. Am nächsten Morgen fragte er brieflich bei Wilhelm von Hoven an, ob er die Partie mitmachen wolle; bejahenden Falles möge er sich präcise halb zwei Uhr im Chausseehause zwischen Suffenheim und Ludwigsburg einfinden. Das Billet schließt: „Uebrigens stillschweigen!" Nach Abel's Angabe reiste Schiller mit Vorwissen seines Chefs, nach anderen hatte er sich bei diesem krank melden lassen.

Zu Mannheim genoß er wieder im Anschaun seines Dramas des höchsten Glücks und sah seine eigenen Gefühle aus den Blicken seiner begeisterten Begleiterinnen wiederstrahlen. Von Dalberg erhielt jedoch der stürmische Jüngling keine feste Zusage. Der vorsichtige Reichsfreiherr versprach für ihn zu thun, was in seinen Kräften stehe, und besiegelte dies Wort mit einem gnädigen Händedruck; zu bestimmtern Garantien aber war er nicht zu bewegen. So wurde denn die Rückfahrt in sehr gedämpfter Stimmung angetreten, die bei Schiller um so trüber wurde, je mehr er sich seinem „Sibirien“ näherte. Dazu brachte er den Beginn einer Krankheit mit, der sogenannten russischen Grippe oder Influenza, welche damals durch Europa wanderte und so contagiöser Natur war, daß Streicher kurze Zeit, nachdem er den Heimgekehrten umarmt hatte, auch schon von heftigen Fieberschauern befallen wurde. Schiller theilte dem treuen Freunde das wenig genügende Ergebniß seiner Reise mit, und erklärte ihm, wenn es dem Baron nicht gelinge, ihn von seinen Fesseln zu befreien, „so werde er nothgedrungen — wolle er anders hier nicht zu Grunde gehen — einen verzweifelten Schritt thun. Er nahm sich vor, so wie er den Kopf nur wieder beisammen habe, nach Mannheim zu schreiben, damit unverweilt Alles geschehe, was seine Erlösung bewirken könne.“

Am 4. Juni war er so weit hergestellt, sein Vorhaben ausführen zu können. Er richtete an Dalberg einen Brief, worin er zunächst mittheilt, warum er jetzt erst seinen wärmsten Dank für die bewiesene Freundlichkeit abstatte, und die trübe Stimmung schildert, in welche ihn weniger sein Kranksein, als der widrige Kontrast Stuttgarts mit Mannheim und der Gegensatz seiner traurigen Situation zu dem bessern Schicksal, dessen er sich werth dünke, versetzt habe. Dann wiederholt er dringlichst die schon mündlich gethane Bitte, durch eine an den Herzog gerichtete Vorstellung seine Entlassung aus dem württembergischen Staatsdienst zu erwirken. Wie sehr der feurige Jüngling damals noch geneigt war, selbst einem weltklugen Höfling die volle Gluth seines reichen Gemüths unterzulegen, davon ist der ganze Ton dieses Briefs ein recht charakteristisches Dokument. „Darf ich mich Ihnen ganz in die Arme werfen, vortrefflicher Mann?“ schrieb er. „Ich weiß, wie schnell sich Ihr edelmüthiges Herz entzündet, wenn Mitleid und Menschenliebe es auffordern; ich weiß, wie stark Ihr Muth ist, eine schöne That zu unternehmen, und wie warm Ihr Eifer, sie zu vollenden. Meine neuen Freunde in Mannheim, von denen Sie angebetet werden, haben es mir mit Enthusiasmus vorher gesagt. Aber es war diese Versicherung nicht nöthig; ich habe selbst, da ich das Glück hatte, eine Ihrer Stunden für mich zu

nutzen, in Ihrem offenen Anblick weit mehr gelesen. Dies macht mich nun auch so dreist, mich Ihnen ganz zu geben, mein ganzes Schicksal in Ihre Hand zu legen, von Ihnen das Glück meines Lebens zu erwarten. Noch bin ich wenig oder nichts. In diesem Norden des Geschmacks werde ich ewig niemals gedeihn, während mich glücklichere Sterne und ein griechisches Klima zum wahren Dichter erwärmen würden. Brauche ich mehr zu sagen, um von Dalberg alle Unterstützung zu erwarten? Ew. Excellenz haben mir alle Hoffnung dazu gemacht, und ich werde den Händedruck, der Ihren Verspruch versiegelte, ewig fühlen. Wenn Ew. Excellenz diese drei Ideen goutiren, und in einem Schreiben an den Herzog davon Gebrauch machen, so stehe ich ziemlich für den Erfolg."

Die „drei Ideen", die Gründe, welche Dalberg in seinem Gesuch an den Herzog geltend machen sollte, waren dem Brief als Promemoria beigefügt. Sie zeigen, wie tief der Jüngling seines Gebieters Charakter durchschaut hatte, und zugleich, mit welcher naiven Offenheit und Vertrauensseligkeit er sich dem jüngstgewonnenen vermeintlichen Protektor dahingab:

„Da im Ganzen das Fach der Mediciner bei uns überbesetzt ist, daß man sich freut, wenn durch Erledigung einer Stelle Platz für einen andern gemacht wird, so kommt es mehr darauf an, wie man dem Herzog, der sich nicht trotzen lassen will, mit guter Art den Schein gibt, als geschehe es ganz durch seine willkürliche Gewalt, als wäre es sein eigenes Werk und gereiche ihm zur Ehre. Daher würden E. E. ihn von der Seite ungemein kitzeln, wenn Sie in den Brief einfließen ließen, daß Sie mich für — eine Geburt von ihm, für einen durch ihn Gebildeten, in seiner Akademie Erzogenen halten, und daß also durch die Vokation seiner Erziehungsanstalt quasi das Hauptkompliment gemacht würde, als würden ihre Produkte von entschiedenen Kennern geschätzt und gesucht. Dieses ist der Passe-partout beim Herzog."

„2. Wünsche ich (auch meinetwegen) sehr, daß Sie meinen Aufenthalt beim Nationaltheater in Mannheim auf einen gewissen beliebigen Termin festsetzen, nach dessen Verfluß ich wieder meinem Herzog gehören solle. So sieht es mehr einer Reise, als einer völligen Entschwäbung (wenn ich das Wort brauchen darf) gleich, und fällt auch so hart nicht auf. Wenn ich nur einmal hinweg bin, wird man froh sein, wenn ich nicht selbst anmahne."

„3. Würde es höchst nothwendig sein zu berühren, daß mir Mittel gemacht werden sollen, zu Mannheim zu prakticiren, und meine medicinischen Uebungen da fortzusetzen. Dieser Artikel ist vorzüglich

nöthig, damit man mich nicht unter dem Vorwand, für mein Wohl zu sorgen, kujonire und weniger fortlasse."

So schrieb er hoffnungsfreudig und sah bald seine Zuversicht bitter getäuscht. Was Dalberg abhielt, auf des Bedrängten heiße Wünsche einzugehen, ist nicht bekannt. Vielleicht erschwerten es ihm äußere Verhältnisse, Schiller als Theaterdichter anzustellen und zu besolden; vielleicht trug er Bedenken, mit dem ungestümen Feuerkopf, dem er wohl eine starke Dosis Eigenwillen zutraute, sich in eine dauernde, für ihn selbst verantwortungsvolle Verbindung einzulassen. Wohl möglich auch, daß die Aussichten, die er dem jungen Dichter mündlich eröffnet hatte, bei weitem problematischer dargestellt waren, als dieser sie auffaßte. Wie leicht schiebt man in der Jugend, zumal bei so glühender Empfindung und Phantasie, die Wünsche des eigenen Herzens den Worten eines Anderen unter! Ein Schiffbrüchiger ist geneigt, ein schwankendes Brett für ein zuverlässiges Boot anzusehen, das ihn sicher an's ersehnte Gestade trägt. Bald aber wurde, wie wir sogleich hören werden, Schiller von der Ungnade seines Fürsten so schwer getroffen, daß sich ein Welt- und Hofmann, wie Dalberg, unmöglich noch versucht fühlen konnte, den zürnenden Herzog um eine Gunst für seinen widerspenstigen Diener anzugehen.

Frau von Wolzogen und besonders Frau Vischer, die ja auch die Briefe Schiller's nicht für sich behielt, hatten das Geheimniß nicht zu bewahren vermocht, daß sie die Räuber in Gegenwart des Dichters zu Mannheim hatten aufführen sehen. Unter dem Siegel des unverbrüchlichsten Schweigens erfuhren es erst ihre Freundinnen, erfuhr es nach und nach die ganze Stadt, erfuhr es endlich der Herzog. Dieser war im höchsten Grad über die Vermessenheit des Regimentsmedicus aufgebracht, der es sich herausgenommen, ohne Urlaub mehrere Tage im Ausland zuzubringen und den Lazarethdienst zu versäumen. Er ließ den Dichter vor sich kommen, gab ihm die strengsten Verweise, und befahl ihm, augenblicklich auf die Hauptwache zu gehn, seinen Degen abzugeben und dort vierzehn Tage in Arrest zu bleiben. Wie Abel erzählt, war in Stuttgart die Meinung verbreitet, der Herzog sei gegen Schiller um so heftiger erzürnt gewesen, weil dieser, um seinen Chef zu schonen, nicht habe bekennen wollen, daß die Reise mit dessen Vorwissen geschehen sei.

Schiller's Arrest fällt spätestens in die erste Hälfte des Juli. Am 15. Juli schrieb er an Dalberg, schickte ihm ein Paar Bücher, die er von ihm zur Beurtheilung mitgenommen, zurück, versprach bis Mitte August den Fiesko zu liefern, bezeichnete Don Carlos, ein ihm von

Dalberg empfohlenes Sujet, als vielleicht zu den nächsten Stoffen gehörig, die er zu bearbeiten gedenke, benachrichtigte ihn von der erlittenen Strafe und seiner Unterredung mit dem Herzog, und bat inständigst, wenn er etwas für ihn thun wolle, sich damit zu beeilen. „Warum ich," schrieb er, „möglichste Beschleunigung der Hülfe jetzt doppelt wünsche, hat eine Ursache, die ich keinem Briefe anvertrauen darf. Dieses Einzige kann ich Ihnen für ganz gewiß sagen, daß in etlichen Monaten, wenn ich in dieser Zeit nicht das Glück habe, zu Ihnen zu kommen, keine Aussicht mehr da ist, daß ich jemals bei Ihnen leben kann. Ich werde alsdann gezwungen sein, einen Schritt zu thun, der mir unmöglich machen würde, in Mannheim zu bleiben." Ohne Zweifel schwebte Schubarts Schicksal, die Festungsstrafe, wie ein Schreckbild vor Schiller's Augen, und er scheint damals wenigstens auch in Mannheim nicht vor des Herzogs weitreichendem Arm sich geborgen geglaubt zu haben. Wie erzählt wird, bestärkte in solchen Befürchtungen ihn sein Freund Zumsteeg, der, als Tonkünstler mit den ersten Familien Stuttgarts verkehrend, Gelegenheit hatte, von der drohenden Gefahr Kenntniß zu erhalten, und den von ihm schwärmerisch verehrten ehemaligen Akademiegenossen davon unterrichten zu müssen glaubte.

In dem peinlichen Gedränge, worin sich Schiller befand, lastete doppelt schwer auf ihm der Gedanke an die Schulden, die er seit dem Austritt aus der Akademie gemacht. Nach Streicher waren diese durch den Selbstverlag der Anthologie zu zweihundert Gulden, nach Petersen's Angabe gar zu sechshundert angewachsen. Dazu kam, daß sein Vater bestimmungsmäßig für den Sohn einen Revers ausgestellt, wornach derselbe sich gänzlich dem Dienste des württembergischen Hauses widmen mußte, und ohne erhaltene, gnädigste Erlaubniß nicht austreten durfte. Auch regte jetzt, wo es einen völligen Bruch mit dem Herzog galt, der Gedanke an dessen Wohlthaten und langjährige Zuneigung Schiller's dankbares Gemüth lebhaft auf, und zugleich trat die Besorgniß vor seine Seele, daß der Herzog seinen Unwillen auf die Schiller'sche Familie ausdehnen könne, wenn er gleich bisher zu edelmüthig gewesen war, für die Fehler seiner Zöglinge deren Eltern büßen zu lassen.

Noch immer gab Schiller seine Hoffnung auf Dalberg's Unterstützung nicht auf. Als aber nochmals vierzehn Tage verstrichen waren, und keine Hülfe erfolgte, verwandelte sich sein früher so heiterer Sinn in die finsterste Laune. Selbst seine Jugendgenossen, die sonst immer auf den herzlichsten Willkomm rechnen durften, wurden ihm mit sehr

seltenen Ausnahmen zuwider. Die Arbeit am Fiesko gerieth ins Stocken, und bei längerer Fortdauer seines jetzigen Gemüthszustandes wäre auch für seine Gesundheit das Schlimmste zu fürchten gewesen. Er fühlte dies und glaubte seiner Selbsterhaltung einen wenn auch gefahrvollen und vielfachem Tadel ausgesetzten Schritt schuldig zu sein, der entweder seine Stuttgarter Verhältnisse günstiger gestalten, oder aber sie durchreißen und seinem Schicksal eine andere, bessere Wendung geben könnte. Frau von Wolzogen hatte ihm für den Fall, daß sein Verbleiben in Stuttgart unmöglich würde, eine Zufluchtstätte auf ihrem Familiengut Bauerbach bei Meiningen angeboten. Er hielt es aber für das Beste — so berichtet Streicher, damals sein vertrautester, in alle Herzensgeheimnisse eingeweihter Freund — „noch einmal heimlich nach Mannheim zu reisen, von dort aus an den Herzog zu schreiben, ihm darzulegen, daß durch das ergangene Verbot seine ganze Existenz zernichtet sei, nnd ihn um die Bewilligung einiger Punkte, die er für sein besseres Fortkommen unerläßlich glaubte, unterthänigst zu bitten. Wurden ihm diese Bitten nicht gewährt, so konnte er nach Stuttgart nicht zurückkehren. Er hegte die Hoffnung, dann in Mannheim als Theaterdichter angestellt zu werden.“

Ein bestimmter Tag zur Ausführung des kühnen Entschlusses wurde vorläufig noch nicht festgesetzt; aber es war zu erwarten, daß die nächste Zeit das Vorhaben begünstigen werde. Große, geräuschvolle Festlichkeiten standen für den September in Aussicht, welche die Aufmerksamkeit der Welt von dem Treiben des Einzelnen abzulenken versprachen. Schon im August wurden in Stuttgart, Ludwigsburg, Hohenheim, auf der Solitude die umfassendsten Vorbereitungen zum feierlichen Empfange des Großfürsten von Rußland, nachmaligen Kaisers Paul, und seiner schönen jungen Gemahlin, Maria Feodorowna, geb. Prinzessin von Württemberg, der Nichte des Herzogs, getroffen. Die Ankunft der hohen Gäste sollte in der ersten Hälfte des September stattfinden; die Anwesenheit vieler benachbarten Fürsten und ein außerordentlicher Zudrang von Fremden war unausbleiblich. Das mußte der günstigste Zeitpunkt für die heimliche Reise sein. Auch auf einen treuen Reisegefährten durfte Schiller rechnen. Streicher war Willens gewesen, im Frühjahr 1783 eine Reise nach Hamburg anzutreten, um sich dort unter dem berühmten Bach als Tonkünstler auszubilden. Schiller hatte sich ihm mit seinem liebebedürftigen Herzen in der jüngsten Zeit um so inniger angeschlossen, als er es nicht wagen durfte, seine Schulfreunde durch Einweihung in sein Geheimniß und Theilnahme an der Vorbereitung seines Plans möglichen Falls schwer zu compromittiren. In

Folge dessen mit Schiller's unglücklicher Lage, die alltäglich ihr unerschöpflicher Gesprächsgegenstand war, auf's genaueste bekannt geworden, entschloß Streicher sich, um seinen Freund auf der Flucht begleiten zu können, jetzt schon die Reise nach Hamburg zu unternehmen, und erwirkte sich hiezu von seiner verwittweten Mutter die Zustimmung. Schiller's Vater durfte einstweilen von dem ganzen Plan nichts erfahren, damit er nachher als Officier sein Ehrenwort geben könne, nichts davon gewußt zu haben. Aber seiner Schwester Christophine vermochte Schiller nicht das Geheimniß vorzuenthalten; und hochsinnig, wie ihr Bruder, gab sie ihr Urtheil dahin ab, weil der Herzog ihm das Versprechen einer besonders guten Anstellung nicht gehalten habe, sei jeder Schritt zu entschuldigen, der ihn vor gänzlichem Zugrundegehen retten könne. Nach Petersen wußte Schiller's Mutter nichts von ihres Sohnes Vorsatz, nach Streicher wurde sie, und dies ist wahrscheinlicher, etwas später gleichfalls in das Geheimniß eingeweiht.

Als nunmehr der Entschluß zur Flucht bei Schiller feststand, kehrte seine alte Heiterkeit zurück. Die Gewißheit, was er thun wolle, und zum Entkommen aus seinem Labyrinth thun müsse, belebte seinen Muth wieder. Er konnte sich jetzt auch von Neuem seinem Fiesko hingeben, auf dessen Gelingen er seine nächsten Zukunftspläne gebaut hatte. Streicher erzählt: „Welch ein Vergnügen war es während dieser Beschäftigung für ihn, seinem jungen Freunde einen Monolog oder einige Scenen, die er in der vorigen Nacht ausgearbeitet, vorlesen und sich über Abänderungen oder die weitere Ausführung besprechen zu können! Wie erheiterten sich seine von Schlaflosigkeit erhitzten Augen, wenn er herzählte, um wie viel er schon weiter gerückt sei, so daß er hoffen dürfe, sein Trauerspiel weit früher, als er anfangs gedacht, beendigen zu können!" Je geräuschvoller die Außenwelt zu werden begann, desto mehr zog er sich in seine Innenwelt zurück, und nahm an Allem, was die Menschen um ihn her der Seltenheit wegen so stark aufregte, nicht den geringsten Antheil. Der Glanzstrom da draußen sollte binnen wenigen Tagen, ohne bleibende Spuren zu hinterlassen, vorüberrauschen; was er im stillen Gemach vorbereitete, sollte eine Reihe von Generationen hindurch, so hoffte er, die Menschen erfreuen und erheben.

Um diese Zeit riethen ihm wohlmeinende Freunde, den Herzog durch ein Lobgedicht zu versöhnen. Schiller lehnte die Zumuthung ab, richtete jedoch, um noch ein Letztes zu versuchen, unter dem 1. September eine Eingabe an den Fürsten. „Eine innere Ueberzeugung," schrieb er, „daß mein Fürst und unumschränkter Herr auch mein Vater sei, gibt mir die Stärke, Höchstdenenselben einige unterthänigste Vorstellun-

gen zu machen, welche die Milderung des mir zugekommenen Befehls, nichts Literarisches mehr zu schreiben, noch mit Ausländern zu kommuniciren, zur Absicht haben." Die Bittschrift erörtert dann, wie das strenge Verbot ihm alle Aussicht auf Auszeichnung und Verbesserung seiner Lage verschließe. Der Herzog verweigerte die Annahme der Petition, und ließ dem Regimentsmedikus bei Arreststrafe verbieten, noch irgend eine Zuschrift an ihn zu richten. Das war denn freilich kein günstiges Vorzeichen für den Erfolg der von Mannheim aus mit dem Herzog anzuknüpfenden Unterhandlung, konnte aber Schiller's Vorsatz nicht ändern. Er beruhigte sich damit, Alles, was er ohne Selbsterniedrigung in Stuttgart thun konnte, gethan zu haben.

Das erwartete fürstliche Paar erschien gegen Mitte September mit einem Gefolge von hundert Personen. Einige Tage früher schon waren die meisten Fürsten der Nachbarstaaten und eine große Menge von Fremden eingetroffen, um die Festlichkeiten des prachtliebenden Herzogs Karl zu bewundern; es waren darunter nicht weniger als zweiundzwanzig fürstlichen Rangs, fünfzig Grafen und dreihundertfünfzig Freiherrn und Edelleute. Streicher erzählt: „Die mit den schönsten, seltensten Pferden angefüllten Marställe, sowie die dazu gehörigen Equipagen, boten Gelegenheit zu Auffahrten, wie sie damals in gleichem Glanz wohl schwerlich irgendwo zu sehen waren." Zu den angekommenen Fremden gehörten Dalberg und die Gattin des Regisseurs Meyer vom Mannheimer Theater, eine geborene Stuttgarterin, die sich wie ihr Mann für den jungen Dichter lebhaft interessirte. Schiller machte dem Baron seine Aufwartung, und sah auch Frau Meyer öfters, verrieth jedoch weder dieser noch jenem sein Vorhaben; er wollte keinerlei fruchtlose Bedenklichkeiten seine Stimmung trüben lassen, und fürchtete, der Ausführung seines Plans durch Mittheilung Hindernisse zu bereiten.

Um die Seinigen noch einmal zu sehen und besonders um die Mutter zu beruhigen, machte Schiller mit Streicher und Frau Meyer einen Ausflug nach der Solitude. Der Weg durch die lachende Gegend wurde zu Fuß gemacht; das Gespräch bewegte sich um die Mannheimer Theaterverhältnisse, hielt sich jedoch im Allgemeinen, da Schiller durch bestimmtere Erkundigungen seine Absichten zu verrathen fürchtete. Auf der Solitude fanden sie die Mutter und Christophine allein. Jene empfing ihren Eingebornen tief ergriffen; ihrem bewegten mütterlichen Herzen versagte oft die Sprache. Zum Glück trat bald der Vater herein und fesselte durch Aufzählung der Festlichkeiten, die auf der Solitude stattfinden sollten, die Aufmerksamkeit der Besuchenden so sehr, daß Mutter und Sohn sich unvermerkt entfernen konnten. Nach einer

Stunde kehrte Schiller — allein zur Gesellschaft zurück mit feuchten, gerötheten Augen; er schrieb sie einem ihn oft heimsuchenden Uebel zu. Erst auf dem Rückwege nach Stuttgart gelangte er durch die zerstreuenden Gespräche der Begleitenden wieder zu einiger Munterkeit.

In den nächsten Tagen sollte den fürstlichen Gästen zu Ehren auf der Solitude eine große Hirschjagd abgehalten werden. Aus allen Jagdrevieren des Landes hatte man eine Anzahl von beinahe sechstausend Hirschen in einen nahe bei der Solitude gelegenen Wald zusammengetrieben. Sie sollten am Jagdtage eine steile Anhöhe hinaufgehetzt und dort gezwungen werden, sich in einen kleinen See zu stürzen, worin sie aus einem eigens zu diesem Zwecke am Ufer erbauten Lusthause nach Bequemlichkeit erlegt werden konnten. Bauern mußten Tag und Nacht den Wald umzingelt halten, um die edlen Thiere am Durchbrechen zu verhindern. Am Abend nach diesem raffinirten Mordvergnügen sollte Schauspiel auf der Solitude stattfinden, und in der Nacht eine großartige Beleuchtung folgen. Eben diese Nacht erkoren Schiller und Streicher zu ihrer heimlichen Abreise, nachdem sie in Erfahrung gebracht, daß in derselben das Grenadierregiment in Stuttgart nicht die Wache haben, und somit das Stadtthor von Soldaten, die schwerlich den Dichter kannten, besetzt sein werde.

Die Nacht vorher brachte Schiller bei seinem Freund Scharffenstein auf der Wache zu. Dieser nennt sie eine unvergeßliche, dem Gefühl ganz ausschließlich geweihte Nacht. „Es war für Schiller's gerührte Seele“, sagt er, „das Tröstendste, Genügendste, mir seinen damals mir noch unbekannten Freund Lempp zu vermachen, von dem er mit einer Art von Kultus sprach.“ Aus dem, was er hinzusetzt: „das hat seine Zinsen getragen; ohne dieses Kapital wäre ich sehr arm geblieben,“ klingt ein schmerzliches Gefühl hervor, daß der Dichter seiner so wenig eingedenk blieb. Das ist ein Loos, welches Scharffenstein mit allen Jugendfreunden Schiller's theilte; und auf ein ähnliches Loos muß Jeder gefaßt sein, der mit einem genialen, unausgesetzt weiter strebenden Mann eine Strecke der Lebensbahn zusammen durchwandert. Wer der immer neuen, immer sich steigernden Aufgaben eines solchen Mannes ruhig und selbstlos gedenkt, wird ihm darum keinen Groll hegen.

Der Verabredung zwischen Schiller und Streicher gemäß sollte am folgenden Tage zehn Uhr Vormittags Alles, was aus des Dichters Zimmer noch in des Letztern Wohnung zu bringen war, zum Abnehmen bereit liegen; denn von Streichers Haus gedachte man Abends abzufahren. Als dieser nun mit der Minute sich zur Empfangnahme der

Sachen einstellte, war noch nichts in Ordnung. Dem Dichter waren nach seiner Rückkehr vom Lazareth über dem Einpacken Klopstock's Oden in die Hände gekommen, von denen ihn beim Durchblättern des Buchs eine schon längst bewunderte so sehr aufregte, daß er Abreise und Alles vergessend sogleich sich hinsetzte, um ein Gegenstück zu dichten. Der Freund mußte, wie eilig er war, doch vorher die Ode und das frisch hingeworfene Seitenstück anhören. Erst Nachmittags war Alles in Ordnung gebracht. Abends neun Uhr kam Schiller in Streichers Wohnung, ein Paar alter, schadhafter Pistolen unter seinen neuangeschafften Civilkleidern verborgen. Seine ganze Baarschaft bestand in dreiundzwanzig Gulden. Streicher hatte für den Augenblick nur achtundzwanzig Gulden aufzubringen vermocht, würde aber, wenn Schiller nur noch einige Wochen hätte warten können, die ganze Summe für die Reise nach Mannheim in Händen gehabt haben. Bis Mannheim und für einige Tage Aufenthalt daselbst reichten die kleinen Baarmittel aus; zum Weiterkommen sollte Streicher das Geld nachgeschickt erhalten.

Um zehn Uhr Abends bestiegen die Freunde den mit zwei Koffern und einem kleinen Klavier für den Tonkünstler bepackten Wagen. Es war nach Petersen in der Nacht vom 22. auf den 23. September, nach Streichers Angabe am 17. September. Der Wagen fuhr zum Eßlinger Thor hinaus, wo es am dunkelsten war und ein bewährter Freund als Lieutenant die Wache befehligte. Schiller gab sich bei dem Unterofficier am Thor für Doctor Ritter, Streicher für Doctor Wolf aus, beide nach Eßlingen reisend. Um die Ludwigsburger Straße zu gewinnen, mußte die Stadt auf einem Umwege links hin umfahren werden. Zwischen beiden Freunden wurden nur wenige Worte gewechselt. Als die erste Anhöhe hinter ihnen lag, glaubten sie einer großen Gefahr entronnen zu sein; die Unterhaltung wurde lebhafter, die jüngste Vergangenheit und die nächste Zukunft wurden besprochen. Gegen Mitternacht sahen sie links von Ludwigsburg den ganzen Himmel hoch geröthet, und als der Wagen in einer Entfernung von anderthalb Stunden an der Solitude vorbeikam, stellte sich ihnen das hochgelegene Schloß mit allen seinen weitläufigen Nebengebäuden in einem herrlichen Feuerglanz dar. Schiller konnte bei der Reinheit der Luft seinen Freunden den Punkt zeigen, wo seine Eltern wohnten; aber plötzlich, von einem sympathetischen Schmerzensstrahl durchzuckt, sank er mit einem halbunterdrückten Seufzer und dem Ausruf: „Meine Mutter!“ auf seinen Sitz zurück.

Elftes Kapitel.

Fiesko. Beiträge zum Wirtembergischen Repertorium. Lyrisches aus dem Jahr 1782.

Ehe wir den Dichter auf seiner Lebensbahn, die sich dunkel zu umwölken beginnt, weiter begleiten, möge ein Ueberblick über die schriftstellerischen Leistungen folgen, die seine unbeugsame Geistes- und Willenskraft in den letzten drei Vierteljahren sogar den allerungünstigsten Verhältnissen abzuringen wußte. Als die bedeutendste, wenn gleich nicht ganz vollendete, nahm er auf seiner Flucht den Fiesko mit. Wir halten uns bei der Betrachtung dieses Trauerspiels an die ursprüngliche Gestalt desselben, in der es in Schiller's Werke übergegangen ist.*)

Sahen wir in den Räubern ein ausgestoßenes Titanengeschlecht gegen den ganzen Gesellschaftszustand anstürmen, so stellt sich im Fiesko innerhalb der Gesellschaft der Versuch einer Verfassungsänderung dar. Die Aufgabe im Fiesko war daher beschränkter und bestimmter, und dies trug dazu bei, daß sich die Ausführung plan- und maßvoller gestaltete. „Ich habe in meinen Räubern," sagt Schiller im Vorwort zum Fiesko, „das Opfer einer ausschweifenden Empfindung zum Vorwurf genommen; hier versuchte ich das Gegentheil: ein Opfer der Kunst und der Kabale." Dort waltet blinde Leidenschaft, ungebändigter Trotz; hier kämpft berechnender Verstand gegen bestehende Verhältnisse an. Wenn daher in den kolossalen Räubern rohe Gewaltthätigkeit auftritt, so wirkt im civilisirten Fiesko List, Verstellung, Trug, kurz die Klugheit, durch welche ja im Staatsleben ein Plan am erfolgreichsten durchgeführt wird. Die Räuber sind nach Inhalt und Form

---

*) Streng genommen, liegt uns auch in Schiller's Werken das Trauerspiel nicht in seiner ersten Gestalt vor. Nachdem der Dichter das Manuscript an Dalberg eingesandt, erklärte dieser das Stück in der ihm vorgelegten Form für ungeeignet zur Bühnendarstellung. Mit Widerwillen übernahm Schiller die Umarbeitung, und so entstand das Trauerspiel, wie es die editio princeps enthält. Das Manuscript der Dichtung in ihrer ursprünglichen Gestalt, worin sie Dalberg eingereicht wurde, ist verloren gegangen. Es wird weiter unten erzählt werden, wie auch das umgeformte Stück zurückgewiesen, und daher nochmals eine Umarbeitung der bereits gedruckten Dichtung für die Mannheimer Bühne unternommen wurde.

mehr dem Herzen entwachsen, in ihnen herrscht ungezügelter Drang und Affekt; Fiesko dagegen ist mehr dem Kopf entnommen, daher auch kunstmäßiger angelegt und ausgearbeitet.

Der Verfasser nannte sein Stück ein „republikanisches Trauerspiel". Republikanisch kann es nicht der Haupttriebfeder seines Helden wegen heißen, denn diese ist Herrschsucht, sondern nur wegen des über das Ganze verbreiteten Geistes. Republikanismus ist die Seele des Dramas. Nicht nur der in seinem Enthusiasmus für Freiheit ergraute Verinna und der jugendlich begeisterte Bourgognino sind von diesem Geist erfüllt; auch der ehr- und machtsüchtige Fiesko und seine schwärmerische Gattin bringen der frühern freien Verfassung Genua's ihre Huldigungen dar. „Ein Diadem erkämpfen ist groß, es wegzuwerfen ist göttlich! Geh unter, Tyrann! Sei frei, Genua, und ich dein glücklicher Bürger!" ruft Fiesko in einem Augenblick, wo das Edle in ihm Herr geworden über seine Ehrsucht. Und wie Verinna gegen das Ende des Stücks dem Usurpator ins Gesicht sagt, daß Herrschsücht und bürgerliche Freiheit schlechterdings unvereinbar seien, so hält auch Leonore von ihrem weiblichen Standpunkt aus dieser Freiheit eine Lobrede.

Den republikanischen Geist trug Schiller aus sich selbst in das Drama. Schon Plutarch hatte ihn für die Republik begeistert, und das Interesse, das er mit vielen Akademiegenossen an dem Unabhängigkeitskampf der Nordamerikaner nahm, hatte seine Begeisterung für die Freiheit genährt. So drückte sich auch diesem Drama, wie den Räubern, der Stempel seiner eigenen Sinnesrichtung auf. Aber es gestaltete sich nicht in gleichem Maß, wie sein Erstlingsdrama, zugleich zu einem Spiegelbilde der gesammten Zeitstimmung. Der Unmuth über die verrotteten socialen Zustände, der sich in den Räubern Luft machte, gährte damals, wenn auch dunkel, in unzähligen Gemüthern; daher die unwiderstehliche Gewalt, womit das Stück die Zuschauer ergriff. Aber bestimmte republikanische Tendenzen hatten in jener Zeit noch nicht die Massen durchdrungen; daher der schwächere Anklang, den Fiesko beim großen Publikum fand. Als man das Stück bei der Aufführung in Mannheim kühl aufgenommen hatte, schrieb der Dichter nicht ohne Erbitterung an einen Freund: „Den Fiesko versteht das Publikum nicht. Republikanische Freiheit ist hier zu Lande ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name — in den Adern der Pfälzer fließt kein Römerblut."

Mit dem Fiesko schlug Schiller zuerst die Bahn des politisch-historischen Dramas ein. Daraus erklärt sich, beim Vergleich mit den Räubern, zum Theil wenigstens sein Fortschritt in der Zeichnung

der Charaktere. Fanden wir dort maß- und formlose Figuren, so begegnen uns hier Gestalten von festen Umrissen, womit aber nicht gesagt sein soll, daß Schiller hier sämmtliche Charaktere bis zu lebendiger Anschauung ausgebildet hat. Die Detailzeichnung lag nicht in der Art seines Geistes; die Denkkraft und das sittliche Interesse traten einem ruhigen Wirken der Einbildungskraft störend in den Weg. Bestimmt und charakteristisch unterschieden gedacht hat er allerdings seine Personen; das zeigt die interessante Skizzirung ihres Innern und Aeußern, welche dem Personenverzeichniß beigefügt ist. Wenn es dort aber z. B. von Calcagno heißt: „Hagerer Wollüstling, dreißig Jahre, Bildung gefällig und unternehmend," so tritt die Frage nahe: „Wo sieht man etwas hiervon im Stück?" Schiller bedurfte meistens für die rhetorische Ausführung dessen, was er aus sich in einen Charakter hineinlegte, so viel Raum, daß er für eine schärfere Individualisirung nicht Platz genug übrig behielt. Den Gedanken- und Empfindungsgehalt hielt er für das Wichtigere; von ihm wollte er um keinen Preis etwas opfern.

Gewiß hat er bei seiner Neigung, den Geistes- und Gemüthsreichthum seines Innern der Dichtung einzuflößen, die Schranken, in die ihn das geschichtlich Gegebene einengte, oft stark genug empfunden; und so begreift sich leicht die im Vorwort des Stücks ausgesprochene Besorgniß, es möge dieses politisch-historische Schauspiel sich weniger wirksam erweisen, als die aus dem Herzen geschöpften Räuber. „Wenn es wahr ist," sagt er dort, „daß nur Empfindung Empfindung weckt, so müßte, däucht mir, der politische Held in eben dem Grade kein Subjekt für die Bühne sein, in welchem er den Menschen hintansetzen muß, um politischer Held zu sein. Es stand daher nicht bei mir, meiner Fabel jene lebendige Gluth einzuhauchen, welche durch das lautere Produkt der Begeisterung (die Räuber) herrscht." Auch kam es ihm beim Fiesko klar zum Bewußtsein, daß zu einer lebendigen Ausführung des Details ihm noch die genügende Kenntniß und Anschauung des Weltwesens fehle; aber er meinte, es sei dem Stück zu gut gekommen, daß er diesen Mangel durch Erhöhung des Empfindungsgehalts zu ersetzen gesucht habe. „Mein Verhältniß zur bürgerlichen Welt," sagt er, „machte mich mit dem Herzen bekannter, als mit dem Kabinet, und vielleicht ist eben die politische Schwäche zu einer poetischen Tugend geworden."

Was die historische Treue, das Verhalten des Poeten zum gegebenen geschichtlichen Stoffe betrifft, so bekannte Schiller sich jetzt schon praktisch und theoretisch zu der Ansicht, daß der Dichter sowohl mit den

geschichtlichen Thatsachen als mit den Charakteren autonom verfahren dürfe, einer Ansicht, der auch Lessing und mehr noch Göthe war. In einer „Erinnerung an das Publikum", womit er seine Bühnenbearbeitung einführte, sagt er zur Vertheidigung der gegen die historische Wirklichkeit verstoßenden Freiheiten in seinem Drama: „Ich bin nicht der Geschichtsschreiber Fiesko's, und eine einzige große Aufwallung, die ich durch die gewagte Erdichtung in der Brust meiner Zuhörer bewirke, wiegt mir die strengste historische Genauigkeit auf. Der Genueser Fiesko sollte zu meinem Fiesko nichts als den Namen und die Maske hergeben; das Uebrige mochte er behalten. Ist es denn meine Schuld, wenn er weniger edel dachte? wenn er unglücklicher war? Müssen meine Zuschauer diese verdrießliche Wendung entgelten? Mein Fiesko ist allerdings nur untergeschoben; doch was kümmert mich das, wenn er nur größer ist, als der wahre, wenn mein Publikum nur Geschmack an ihm findet?"

Man streitet darüber, ob Fiesko gegen die Räuber als ein Fortschritt zu betrachten sei. Die Frage läßt sich nicht einfach mit Ja oder Nein beantworten. Steht er den Räubern an naturwüchsiger Fülle, Kraft und Gluth der Empfindung nach, so ist dagegen in kunstgerechter Behandlung des Stoffs, in der Anlage und Durchführung der Handlung, in geschickter Gruppirung der Massen, in wirksamen Kontrasten, in schärferer Zeichnung der Charaktere, im schlagfertigen Dialog der Fortschritt wahrhaft staunenswerth.

Die Gliederung dieser Tragödie ist ungemein umsichtig angelegt. Der erste Aufzug erfüllt als Expositionsakt vortrefflich die Aufgabe, welche diesem in der kunstgerecht organisirten Tragödie zufällt. Er skizzirt Zeit und Ort mit wenigen, aber kräftigen, für die Phantasie produktiv wirkenden Strichen; er führt uns die Hauptpersonen, die am wirksamsten in die Handlung eingreifen, in einigen Hauptzügen ihrer Charaktere vor; er läßt die Wurzeln des dramatischen Konflikts schon im Keimen und Treiben ergriffen erscheinen; er versetzt uns in die dramatische Stimmung, die das Ganze beherrschen soll; er schließt mit einer spannenden Perspektive in die Zukunft. Und dies Alles leistet er, ohne durch ermüdende längere Expositionspartien den Zuschauer aufzuhalten; vielmehr schreitet vom Anfang an die Handlung rasch und spannungsreich fort.

Palleske tadelt an diesem und dem nächsten Akt, daß Schiller hier den Zuschauer über Fiesko's Charakter und Absichten so lange im Dunkel lasse und bemerkt, Shakespeare habe diesen Fehler stets vermieden. Ich bin weder der Ansicht, daß jenes Zwielicht, worin anfangs Fiesko's

Charakter erscheint, ein Fehler sei, noch daß Shakespeare immer von vornherein seine Hauptfiguren in den hellsten Tag gerückt habe. Die Dichter gebrauchen sehr oft ein Kunstmittel poetischer Gestaltenmalerei, von Jean Paul Aufhebung genannt, welches darin besteht, daß sie vorher die Hülle, die Decke, den Vorhang einer Gestalt, und dann erst die Gestalt selbst zeigen. Erweckt der Dichter zunächst für einen Gegenstand durch Verschleierung im Zuschauer Interesse und Spannung, und enthüllt dann erst den Gegenstand, so tritt ein farbenkräftigeres Bild vor das geistige Auge. Wie dieses Mittel, welches vorherschend zur Hervorlichtung körperlicher Gestalten dient, auch bei der Darstellung der Seelenformen oder Charaktere sich anwenden lasse, kann Schiller's Jungfrau von Orleans zeigen. Johanna erscheint im Prolog anfänglich gedankenvoll schweigend; wir werden drei Scenen hindurch, ehe sie selbst durch Reden und Handeln ihre wahre Seelengestalt aufdeckt, in lebhafter Spannung gehalten. Aehnlich verfährt Shakespeare im Julius Cäsar bei der ersten Einführung des Haupthelden, des Brutus. Dieser erscheint „mit verschleiertem Blick, voll Gedanken, die für ihn allein geeignet sind"; es gelingt dem lebhaft anklopfenden Cassius nur, ihm wenige Funken zu entlocken. Selbst der Monolog des Brutus im Anfang des zweiten Akts läßt sein Inneres noch halb verhüllt; er klingt wie eine kalte philosophische Reflexion über den Ehrgeiz und seine Wirkungen. Eben so hielt es Schiller mit Fiesko; auch ließ er es eben so wenig, als Shakespeare, an Winken und Andeutungen fehlen, daß hinter der Maske ein anderes Gesicht stecke; ich erinnere nur an Fiesko's Wort: „Gehen Sie heim, Bourgognino, und überlegen Sie, warum Fiesko so und nicht anders handelt!"

Auch die weitern Akte erfüllen die Forderungen, die man an jeden derselben stellen muß. Der zweite Akt schließt im kunstmäßig gegliederten Drama am besten da, wo sich eine Aussicht auf die Krisis nach einer bestimmten Richtung hin geöffnet hat. Hier möchte ich nun wünschen, daß der Zuschauer beim Fallen des Vorhangs mehr im Ungewissen bliebe, worauf es Fiesko weiterhin anlegen wird, ob auf die Freiheit Genua's oder den Purpur. Der Schluß des zweiten Akts erschließt dem Zuschauer, nicht zum Vortheil der Wirkung des Stücks, eine irreführende Perspektive; er entläßt uns mit der bestimmten Erwartung, den Fiesko weiterhin als Vorkämpfer der Freiheit auftreten zu sehen, und wir finden im dritten Akt mit Befremden das Gegentheil. Aber Schiller liebte es, im Drama starke, überraschende Gegensätze nahe an einander zu rücken, wie er denn überhaupt im Denken und Dichten ein Freund von Anthithesen und Kontrasten war.

Der dritte Akt bringt den dramatischen Konflikt zur Reife, und zwar ist es ein Doppelkonflikt, der hier seinen Höhepunkt erreicht: der Freiheitsmann Verrina nimmt im Verborgenen feste Stellung gegen den herrschbegierigen Fiesko, und beide zusammen bringen das Bündniß gegen die bestehende Herrschaft zum Abschluß. Dem vierten Akt fällt im wohlgegliederten Drama die Peripetie zu, d. h. der Umschwung, der sich in den äußern Verhältnissen und inneren Zuständen der handelnden Personen vollzieht. Dieser Forderung entspricht der Akt. Der Mohr verräth dem Herzog Andreas die Verschwörung; Fiesko schwankt, von Andreas Hochsinn erschüttert, aber er kann nicht zurück. Er demüthigt Julia in vernichtender Art, und hat dann noch einen schweren Gemüthskampf im Gespräch mit der warnenden Gattin zu bestehen, bis ihn das Signal des Kanonenschusses in den Kampf gegen Doria ruft. Der Schlußakt, der in so vielen sonst vorzüglichen Tragödien matt ausklingt, rollt hier mit immer wachsender Gewalt und Kraft ab. Ueberhaupt darf man im ganzen Drama eher über eine allzu große Fülle energisch wirkender Scenen, die jeden Nerv in Erwartung und Gemüthserregung spannen, als über matte Partien klagen. Glücklicher Weise hat der Dichter in dem Humor des Mohren ein etwas milderndes Element in die Tragödie gemischt; aber auch so noch möchte hier und da eine Scene, die den Zuschauer aufathmen ließe, dem Stück zum Vortheil gereichen.

So wohl berechnet im Ganzen der Gang der Handlung ist, so läuft doch ihr Faden durch einzelnes Unwahrscheinliche hindurch. Hierzu gehört, um nur Ein Beispiel anzuführen, Fiesko's Bekanntwerden mit dem Mohren und die unbegreifliche Bedachtlosigkeit, womit er in tief verletzender Art ihn gerade in einem Moment entläßt, wo er ihm höchst gefährlich werden kann. Jenes schnellgefaßte blinde Vertrauen zu dem Banditen und diese Unbesonnenheit widersprechen gleich sehr dem Charakter Fiesko's.

Was aber die Charaktere anlangt, so zeigt sich nicht bloß in den festern Umrissen und dem lebendigern Kolorit der einzelnen, sondern eben so sehr in der Gruppirung derselben zueinander ein höchst bemerkenswerther Fortschritt. Drei Hauptmittel gibt es, welche die dramatischen Dichter besonders gern anwenden, um die Wirkung der Hauptgestalten in ihren Stücken zu steigern. Das erste ist verwandt mit dem Kunstmittel, welches Lessing im Laokoon für die poetische Darstellung körperlicher Gestalten empfiehlt. „Malt uns das Wohlgefallen," sagt er, „die Zuneigung, die Liebe, das Entzücken, das eine schöne Gestalt verursacht, und ihr habt die Gestalt selbst gemalt." In ganz ähnlicher

Weise kann der dramatische Dichter die Wirkung, die ein Charakter auf Andere ausübt, zur Erzeugung eines lebhaftern Bildes desselben benutzen. Ich brauche nicht auszuführen, wie reichlichen Gebrauch hier Schiller in der Charakteristik seines Haupthelden von diesem Kunstmittel gemacht, in wie mannigfacher Weise er Fiesko's Seelenbild in den Gemüthern der Nebenpersonen, in Leonore, Verrina, Bourgognino, allen Verschwornen, im Volke Genua's sich abspiegeln läßt.

Ein zweites Mittel, das aber häufiger in den weiten Gränzen eines Epos, als in dem engen Rahmen eines Dramas zur Anwendung kommt, besteht darin, daß man Behufs der Höhenschätzung des Hauptcharakters eine Stufenfolge von Nebencharakteren einführt. Welche Skala von Heldengestalten hinauf leitet uns Homer endlich zu dem Bilde des göttlichen Achilleus! Doch auch das Drama verwendet oft eine oder ein paar Nebenpersonen zu solchem Zweck, so steht im Oedipus auf Kolonos die Ismene neben Antigone, Aufidius neben Shakespeare's Coriolan, Selbitz in der ältern Bearbeitung des Götz von Berlichingen neben dem Haupthelden, Agnes Sorel neben Johanna in der Schiller'schen Jungfrau, in unserem Drama Bourgognino neben Fiesko.

Noch wirksamer ist das dritte, von Schiller besonders häufig gebrauchte Kunstmittel, der Kontrast. Goethe stellte seinem Tasso den Antonio, seinem Götz den Weislingen, seinem Clavigo den Karlos gegenüber; Schiller umringte seine Johanna mit einem ganzen Kreise von Figuren, die alle durch kontrastirende Züge das Bild der Hauptheldin kräftiger hervorlichten. So hebt auch in unserm Stück Gianettino Doria den Fiesko durch Kontrast. Die Anwendung dieses Kunstmittels erfordert aber große Um- und Vorsicht, wenn es förderlich wirken soll; achtet der Dichter dabei nicht sorgfältig auf richtige Vertheilung von Licht- und Schatten, so kann die Hauptfigur durch ihr Gegenbild leicht eher verdunkelt als erhellt werden. So würde der edle Andreas Doria Fiesko's Bild in Schatten gestellt haben, wäre nicht der Dichter geflissentlich so enthaltsam in der Ausmalung jenes Charakters gewesen, und hätte er ihm nicht einige Schwächen geliehen. Auch Verrina, dieser unerschütterliche Freiheitsfreund, konnte dem Haupthelden nachtheilig werden, wenn nicht der Dichter dem Letztern unser vorwaltendes Interesse dadurch gesichert hätte, daß er eine Fülle glänzender und zuneigungweckender Eigenschaften auf ihn häufte.

Eine ganz eigenthümliche Stellung zu Fiesko nimmt der Mohr ein. Seine Rolle ist gleichsam eine Parodie derjenigen, die der Hauptheld spielt. Selbstsucht treibt den Fiesko trotz der herrlichen Charakter-

vorzüge, die ihm der Dichter beigelegt; Selbstsucht bestimmt auch die Handlung des Mohren. Aber während wir Jenem das Besiegtwerden durch die Selbstsucht als eine um so schwerere Schuld anrechnen, je reicher ihn die Natur mit Anlagen zum Guten ausgestattet hat, ist der Mohr gegen unsere sittliche Indignation geschützt, weil er uns als ein exotisches Gewächs, als Produkt eines in sittlicher Hinsicht noch völlig unentwickelten Gesellschaftszustandes erscheint, worin der Gegensatz von gut und böse noch nicht vorhanden ist. Daher diese zwiespaltlose Freiheit der Stimmung, diese Frische der Laune, dieser unzerstörbare Humor, der uns mit fortreißt und den moralischen Unwillen in uns nicht aufkommen läßt. Der Mohr, welcher die Großen, denen er dienen soll, von eigensüchtigen Interessen bewegt sieht, dünkt sich mit ihnen auf gleichem Boden und auf gleicher Stufe; daher die Keckheit, die naive Vertraulichkeit gegen sie, die ihn zu Fiesko sagen läßt: „Gelt, Fiesko! wir zwei wollen Genua zusammenschmeißen, daß man die Gesetze mit dem Besen aufkehren kann!“ Der Mohr ist eine Gestalt, wie sie dem Pinsel Shakespeare's kaum besser gelungen wäre. Erinnert man sich bei dieser Figur an die reiche Ader von Witz und Laune, die in manchen Partien der Räuber sprudelt, an den Geiger Miller und den Hofmarschall Kalb in Kabale und Liebe, an Wallenstein's Lager, an die Xenien, so kann man nicht umhin, unserm Dichter ein bedeutendes Talent für die Komödie, ein größeres, als Goethe besaß, zuzuschreiben. Gewiß würde er ein treffliches Intriguenstück haben liefern können, hätte ihn nicht Ernst und Gemüthstiefe so lange in der Sphäre der Tragödie festgehalten.

Am wenigsten sind ihm auch hier wieder die Frauencharaktere gelungen. Schiller erkannte dies selbst in einem Brief an Dalberg an. „Die Anmerkungen über meinen Fiesko“, schrieb er, „finde ich im Ganzen sehr wahr; vorzüglich stimme ich dem Tadel meiner Frauencharaktere bei. Ich muß bekennen, daß ich an den zwei ersten Scenen des zweiten Akts mit einer Art von Widerwillen gearbeitet habe, der nun dem feinern Leser nur zu sichtbar geworden ist.“ In der That, Julia — gleichsam der Rohstoff, aus dem der Dichter nachher die Prinzessin Eboli formte — ist die Unnatur selbst. Wo sie beleidigend spitz sein will, wird sie bäurisch grob; wo sie gefallen will, stößt sie durch Unweiblichkeit ab. Schiller zeigte sich schon damals scharfsinnig in der Analyse der Empfindungen und Denkweisen, schlagend und witzig in Bemerkungen und Repliken, oft kräftig, markig, gedrängt in der Sprache; aber den leichten, spielenden, feinen Gesprächston der vornehmen Welt kannte er noch nicht, und eben so wenig die Grazie edelgebildeter

Frauen. Seine Leonore ist, wenn auch der Amalia in den Räubern überlegen, doch eher ein Komplex heftiger Affekte, als ein Bild schöner Weiblichkeit zu nennen.

Sagten wir oben, Republikanismus sei die Seele des Dramas, und dieser aus Schiller selbst geschöpft, so gibt doch der ganze Verlauf und besonders die Katastrophe zu erkennen, daß er sich in Fiesko eben so sehr über den unbedingten Republikanismus, als in den Räubern über den allgemeinen Unwillen gegen den ganzen Gesellschaftszustand erhoben hatte. Der Dichter zeigt in der dritten Scene des ersten Akts, daß er es weiß, wie die niedrigsten Leidenschaften sich ins Kleid des Patriotismus hüllen, um bei einer freiern Staatsform freieres Spiel zu haben. Er weiß, daß ein Volk, welches noch unreif für die Freiheit ist, mit Jubel zur Monarchie zurückkehrt; das zeigt der achte Auftritt des zweiten Aufzugs. Er weiß, daß ein volksfreundlicher Monarch ein Segen für sein Volk werden kann, wofern er nur nicht das Wohl des Staats durch Begünstigung unwürdiger Angehörigen in Gefahr bringt; das zeigt er uns an Andreas Doria. Er läßt selbst den eingefleischtesten Republikaner Verrina, welcher der Freiheit seinen angebeteten Freund, wie Brutus den Cäsar, aufopfert, zu Andreas Doria zurückkehren, sobald er den edlen Greis seines freiheitsfeindlichen Familienanhangs entledigt sieht. Demnach ist die Katastrophe hier, wie in den Räubern, lehrhafter, moralischer Tendenz. Der Dichter war weit entfernt, durch sein Werk einen blinden republikanischen Geist in den Massen entzünden zu wollen, er suchte den Republikanismus zu läutern; er stellte die Fähigkeit patriotischer Selbstverläugnung als die erste Bedingung einer freiern Staatsform dar. In solchem Sinne rief er am Tage der Aufführung des Stücks den Zuschauern zu: „Wenn Jeder von uns zum Besten des Vaterlands diejenige Krone hinwegwerfen kann, die er zu erringen fähig ist, so ist die Moral des Fiesko die größte des Lebens.“

Der Ausführung des Fiesko ging als Nebenbeschäftigung die Ausarbeitung von Beiträgen zum Wirtembergischen Repertorium zur Seite. Aus Schiller's jetzt schon hochgesteigertem Interesse für die dramatische Kunst entfloß der Aufsatz „Ueber das gegenwärtige deutsche Theater“. Er schildert die Klippen, an denen die Zwecke dieser Anstalt meist scheitern. Der Geist der Zeit drängt zwar zum Drama; aber das große Publikum sucht im Theater mehr Zeitvertreib und Sinnenlust, als sittliche Bildung und Erhebung. Bei den Dichtern herrschen zwei entgegengesetzte Moden, entweder die frostige französische Decenz, oder die nackte Darstellung der rohen Natur, zwei Extreme, zwischen denen die wahre Kunst in der Mitte liegt. Die

Schauspieler vertiefen sich zu wenig in ihre Rollen, zerstören die Wahrheit und Wirksamkeit ihres Spiels durch allzustarke Reflexion auf die Zuschauer und ihren Geschmack, und legen zu wenig Werth auf eine gute Deklamation. Dennoch dürfen wir der Bühne nicht unsere Aufmerksamkeit entziehen; sie kann immerhin Gutes wirken. Das Theater tröste sich mit seinen würdigern Schwestern, der Moral und Religion, die, obwohl in heiligem Gewand auftretend, doch über die Befleckung des blöden und schmutzigen Haufens nicht erhaben sind. „Verdienst genug," so schließt der Aufsatz, „wenn hie und da ein Freund der Wahrheit und gesunden Natur seine Welt wieder findet, sein eigen Schicksal in fremdem verträumt, seinen Muth an Scenen des Leidens härtet, seine Empfindungen an Situationen des Unglücks übt. Ein edles, unverfälschtes Gemüth fängt neue Wärme vor dem Schauplatz; beim rohern Haufen summt doch wenigstens noch Eine verlassene Saite der Menschheit nach."

Ich kann die eben besprochene Abhandlung nicht mit Hoffmeister den „minder bedeutenden" Arbeiten für's Repertorium beizählen. Die Darstellung ist ungemein frisch und kräftig, und in der geistreichen Detailausführung der Hauptideen begegnen uns einige Gedanken, die in Schiller's reifsten Geistesproduktionen wiederkehren. So lehrt er hier z. B., der Mensch stehe vor dem Universum, wie Ameisen vor einem Königspalast, und könne die Symmetrie des für sein Auge allzugroßen Weltganzen unmöglich auffassen; der Dichter solle daher für Ameisenaugen malen, solle Harmonie im Kleinen, Engbegränzten zeigen, und dadurch uns für die Auffassung der Harmonie des Großen und Ganzen vorbilden. Aehnlich heißt es in den Künstlern:

Was die Natur auf ihrem großen Gange
In weite Fernen auseinanderzieht,
Wird auf dem Schauplatz, im Gesange,
Der Ordnung leichtgefaßtes Glied —

und in den vier Weltaltern wird über den Dichter gesagt, wie der erfindende Sohn des Zeus auf dem Schilde des Achilleus das ungeheure Weltall zu einem leicht überschaulichen Bilde zusammengezogen,

So drückt er ein Bild des unendlichen All
In des Augenblicks flüchtig verrauschenden Schall.

Ein zweiter Aufsatz, „Der Spaziergang unter den Linden" stellt in dialogischer Form zwei grell kontrastirende Welt- und Lebensansichten dar, die finstere Wollmar's, der jedem Punkt des

Universums das Todessiegel aufgeprägt sieht, und die heitere Edwin's, der, unbekümmert um das Morgen, sich an der Blüthe des gegenwärtigen Augenblicks weidet. Am Schluß heißt es: „Vielleicht Fortsetzungen". In der That wäre der Dialog einer Fortsetzung bedürftig; er schließt mit einer ganz unaufgelösten Dissonanz.

Ein dritter Beitrag Schiller's zum Repertorium ist eine kurze Erzählung, eine vielversprechende Vorläuferin des „Verbrechens aus verlorner Ehre" und des Romans „Der Geisterseher". Ihre Ueberschrift lautet: „Eine großmüthige Handlung aus der neuesten Geschichte". Schiller bezeichnet sie in der Einleitung als eine wahre und baut darauf die Hoffnung, daß sie den Leser „wärmer zurücklassen werde, als alle Bände des Grandison und der Pamela". Zwei Brüder liebten ein und dasselbe Fräulein; zuerst machte der ältere einen Entsagungsversuch, der über seine Kräfte ging; schließlich opferte der jüngere sein Glück dem ältern auf. Die Namen der Hauptpersonen sind nur durch Buchstaben angedeutet; die Brüder waren die Barone Karl und Ludwig von Wurmb, ihre Geliebte ein Fräulein C. von Werthern. Die Schwester der beiden Barone, Frau von Lengefeld, wurde später Schiller's Schwiegermutter. Der Dichter hatte die Begebenheit wohl von seiner mehrerwähnten Gönnerin, Frau Henriette von Wolzogen, die eine Verwandte der Frau von Lengefeld war, oder von ihren Söhnen erfahren.

Zweifelhaft ist es, ob Schiller an der Abfassung eines „Der Jüngling und der Greis" überschriebenen und „Schstn." unterzeichneten Dialogs betheiligt war. Petersen erklärt die Chiffre Schstn. durch Scharffenstein; in einem Exemplar des Repertoriums ist in der Inhaltsangabe dem Dialog die Notiz beigefügt: „Von Schiller, nach Scharffenstein." Wie im „Spaziergang unter den Linden" werden hier zwei entgegengesetzte Lebensanschauungen dargestellt; der Jüngling Selim findet sein Glück im Hoffen, Ahnen, Streben, Ringen, der Greis Almar im genügsamen Genuß der Gegenwart.

Außerdem enthält das Repertorium eine Anzahl größtentheils Gz. unterzeichneter Recensionen, bei denen sämmtlich Petersen in einem Exemplar des Repertoriums Schiller als Verfasser bezeichnet hat. Die umfangreichste ist die schon mehrfach erwähnte Selbstkritik der Räuber, K . . . r unterzeichnet. Es spricht sich darin überall der kräftige Jünglingssinn aus, der die bisherigen eigenen Leistungen vorurtheilsfrei, strenge, ja theilweise geringschätzig beurtheilt, weil er sich für die Zukunft Besseres und Größeres zutraut. Es steht nicht in Frage, daß diese Kritik, wie sie auf den Charakter des Verfassers ein

helles Licht wirft, so auch zu dem Aufhellendsten und Treffendsten gehört, was über die Räuber gesagt worden ist. Die Recension bezieht sich auf die Mannheimer Theaterausgabe. Die Vorzüge derselben, von denen der Verfasser noch recht voll ist, werden absichtlich, auch durch Mittheilung einzelner Scenen, an den Tag gestellt. Daneben scheint der Dichter aber auch die Gelegenheit benutzt zu haben, unter einer fremden Chiffre gegen einige von Dalberg ihm aufgedrungene Veränderungen seinen Zorn auszulassen.

Eben so interessant durch Freiheit des Sinnes und Unbestechlichkeit des Urtheils, wie die Selbstkritik der Räuber, ist seine eigene, mit Gz. unterzeichnete Recension der Anthologie. Ich veranschauliche durch ein paar Proben, in welchem Ton der Verfasser von seinen eigenen Leistungen spricht: „Der Herausgeber mag dem Herrn Städele (scherzhaft mundartlich für Stäudlin) nicht hold sein und zupft ihn, wo er kann. Mag er Recht haben oder nicht, uns mißfällt diese beiderseits läppische Zänkerei. . . . Acht Gedichte an Laura, in einem eigenen Ton, mit brennender Phantasie und tiefem Gefühl geschrieben, unterscheiden sich vortheilhaft von den übrigen; aber überspannt sind sie alle und verrathen eine unbändige Imagination. Hie und da bemerke ich auch eine schlüpfrige sinnliche Stelle, in platonischen Schwulst verschleiert . . . Viele Stücke sind von edlem Freiheitsgeiste belebt, und feile Lobreden findet man hier nicht. Eine strengere Feile wäre indeß durchaus nöthig gewesen, und überhaupt unter den Gedichten eine strengere Auswahl. Aber das Buch mußte eben dick werden und seine achtzehn Bogen haben; was kümmert's den Anthologisten, ob er unter die Narzissen und Nelken auch hie und da Stinkrosen und Gänseblumen bindet!"

In dergleichen Aeußerungen darf man nicht mit Schwab bloße Eigenliebe und Selbstgefälligkeit unter der Maske der Unparteilichkeit erblicken, noch sie lediglich aus der Sucht ableiten, „von sich als literarischer Person reden zu machen." Schiller hatte zeitlebens das Bedürfniß, seine Arbeiten brieflich und mündlich zu besprechen, um sich über ihren Werth aufzuklären. Diesem Bedürfniß dienen auch diese Selbstrecensionen, die zum großen Theil wohl nur die Resultate solcher Unterhandlungen mit seinen Freunden sind. Er gewann früh das Bewußtsein, daß für ihn der Weg zum vollendeten Können nur durch das Wissen gehe; daher dieser Trieb über fertige, wie über projektirte und in der Arbeit befindliche Gedichte die Ansichten seiner Freunde, damals Abel's, Petersen's, Scharffenstein's, später Körner's, W. Humboldt's, Goethe's einzuholen. Zugleich liegt darin ein schöner Zug seines süd-

deutschen Charakters. Schiller konnte schwer etwas in sich verschließen, er war ein Mann der Oeffentlichkeit. Und während Goethe mit seinen Jugendprodukten, wie er selbst erzählt, immer wohl zufrieden war, fand Schiller an den seinigen mehr zu tadeln als zu loben. Goethe ließ sich zum Dichter werden, Schiller machte sich zum Dichter.

Auch Stäudlin's Schwäbischer Musenalmanach, dem die Anthologie als eine Trutznachtigall opponirte, war mit einer Gz. unterzeichneten Recension bedacht. Sie verfuhr gnädig genug mit ihm. Es wird zugestanden, daß der vorliegende immerhin nicht der schlechteste Almanach in Deutschland sei, und unter dem Froschgequäk der Reimer hie und da ein wahrer Saitenklang der Melpomene klinge. Ein Gedicht des Herausgebers „Die Schwermuth“ wird den besten seiner Art an die Seite gestellt, schließlich aber doch die Titel-Vignette, die über Schwaben aufgehende Sonne, arg verhöhnt. Stäudlein trat bald wieder mit einem Bändchen Gedichte herein, von denen eines „Das Kraftgenie“ ein Spottgedicht auf Schiller war. Er setzte die Herausgabe des Schwäbischen Musenalmanachs — so wenig hatte ihn Schiller „zermalmt“ — mit einjähriger Unterbrechung (1786) noch bis 1792 fort. Später stand er mit Schiller in einiger Beziehung freundlicher Art, schickte ihm seinen Almanach, schlug ihm Hölderlin zur Empfehlung als Hauslehrer vor u. s. w. In Trübsinn verfallen, endigte er im September 1796 freiwillig sein Leben in den Rheinfluthen.

Einige minder bedeutende Recensionen aus Schiller's Feder übergehend, bemerke ich nur noch, daß im Repertorium auch einige lateinische Inschriften erschienen, die er nach Petersen's Zeugniß zu den von seinem ehemaligen Akademiegenossen Baumeister Jak. Atzel projektirten Denkmälern berühmter Deutschen schrieb. Es sind ihrer vier: auf Luther, Kepler, Haller und Klopstock. Die Inschrift auf Haller lautet: CORPORI LEGES, ANIMO OFFICIA ASSIGNAVIT; die auf Klopstock: GRATIAM CECINIT TERRIS ET INFERIS. Erinnert sich der Leser hierbei der im fünften Kapitel erwähnten Inschriften des Eleven Schiller für ein Hoffest, so hat er einige Belege dafür beisammen, daß unser Dichter trotz seiner Neigung zu rhetorisirender Ausführlichkeit dennoch, wenn es galt, schon früh eines kernigen Lapidarstyls mächtig war.

Dann möge noch ein flüchtiger Ueberblick über die spärlichen Früchte folgen, die Schiller während des Jahrs 1782 auf dem Felde der Lyrik erzielte. Zunächst seien drei verloren gegangene Gedichte erwähnt. Von dem einen, „Teufel Amor“ betitelt, erzählt Streicher, es sei ein ziemlich langes Gedicht gewesen, und Schiller habe es auf

seinem Umherziehen nach der Flucht aus Stuttgart in Frankfurt aus Geldbedürftigkeit an einen Buchhändler zu verkaufen gesucht, sei aber mit demselben nicht handelseinig geworden. „Dieses Gedicht," fährt Streicher fort, „von dem ich mich nur folgender zwei Verse:

Süßer Amor verweile
Im melodischen Flug...

mit Zuverlässigkeit erinnere, war eines der vollkommensten, die Schiller bisher gemacht, und an schönen Bildern, Ausdruck und Harmonie der Sprache so hinreißend, daß *er selbst*, was bei seinen Arbeiten nicht oft eintraf, damit ganz zufrieden schien. Leider ging es in den nächsten vier Wochen mit noch anderen Sachen, wahrscheinlich durch die Zerstreuung des Dichters selbst, in Verlust." Konjecturen über den Inhalt des Gedichts machen zu wollen, wäre ein sehr müßiges Beginnen. Seiner Entstehung nach ist es noch in die Stuttgarter Zeit zu setzen, da an eine Ausführung desselben während der Flucht nicht wohl gedacht werden kann. Des zweiten, nicht erhaltenen Gedichtes, eines *Gegenstücks zu einer Klopstock'schen Ode*, das Schiller im Augenblick des Aufbruchs von Stuttgart hinwarf, ist bereits gegen den Schluß des vorigen Kapitels Erwähnung geschehen. Des dritten verlorenen Gedichtes, welches wahrscheinlich ältern Ursprungs ist, gedenkt Schiller selbst in einem Briefe an seinen Vater vom 4. Februar 1790. Er bittet in diesem Schreiben, ihm sämmtliche gedruckte Karmina aus seiner Jugendzeit zu schicken, und nennt darunter auch das „*über Wiltmeister*". Der württembergische Staatskalender führt 1779 und 1780 einen Lieutenant mit Hauptmannspatent von Wiltmeister beim Augé'schen Grenadierregiment auf, der aber 1781 fehlt. Darnach steht zu vermuthen, daß Wiltmeister schon 1781, wenn nicht gar 1780, starb, und Schiller ein Leichenkarmen auf ihn schrieb und im Einzeldruck herausgab.

Eine andere Nänie, „*Todtenfeier am Grabe Philipp Friedrich von Rieger*" betitelt, hat sich erhalten; sie fällt unzweifelhaft ins Jahr 1782. Der General Rieger, dessen Tod das Gedicht beklagt, starb am 15. Mai 1782. In frühern Jahren, während der ersten, schlimmen Hälfte der Regierungszeit Karl Eugen's, hatte er sich von diesem als Werkzeug seiner Gewaltherrschaft mißbrauchen lassen, und besonders bei der Aushebung des Hülfscorps gegen Friedrich den Großen die Verwünschungen des Landes auf sich geladen. Gegen Ende des siebenjährigen Krieges fiel er durch eine Intrigue des Ministers Montmartin in Ungnade, und wurde ohne Prozeß und Urtheil zuerst in Hohentwiel, dann auf Hohenasberg eingekerkert. Als er endlich freigelassen wurde, machte ihn der Herzog zum Kommandanten von Hohen-

asberg, welche Stelle er bis zu seinem Tod bekleidete. Während seiner Gefangenschaft war sein ursprünglich herber und heftiger Charakter weicher und sanfter geworden; der Kerker hatte ihn fromm gemacht, ohne eine tief in ihm gewurzelte Eitelkeit auszurotten. Er behandelte seinen Gefangenen Schubart oft mit großer Milde; nur mußte dieser sich recht demüthig und bußfertig zeigen. Schon früher ist erzählt worden, daß Rieger sich nachträglich als Schiller's Pathen anmelden ließ. Es kann daher nicht auffallen, daß er im Jahr 1781 sich gern bereit fand, das persönliche Bekanntwerden seines für den Verfasser der Räuber schwärmenden Gefangenen Schubart mit demselben zu vermitteln. Er lud Schiller auf den Hohenasberg ein und machte dessen Besuch zu einem Feste. Diese Freundlichkeit scheint auf Schiller einen großen Eindruck gemacht zu haben. Schon in der Anthologie sprach er seine große Verehrung für Rieger aus, indem er dort einem Gedicht auf den General, „Gefühl am 1. October 1781" überschrieben, die Anmerkung beifügte: „Der würdige Mann, den diese Ode feiert, möge mir die Kühnheit vergeben, daß ich meine Sammlung mit seinem Namen und Lobe kröne. Ob ich mich schon nicht für den Verfasser davon bekennen darf, so glaubte ich doch durch Aufnahme derselben in meine Anthologie ihr den Stempel des Gleichgefühls aufgedrückt zu haben, und ich freue mich dieses Anlasses, meine wärmste Hochachtung gegen denselben vor der ganzen Welt aussprechen zu können."

Auch Schubart brachte einen „Todtengesang ihrem Vater und Führer Herrn Ph. Fr. Rieger rc." im Namen sämmtlicher Offiziere seines Bataillons dar. Schiller dichtete wahrscheinlich seine „Todtenfeier" erst, nachdem er jenen zu Gesicht bekommen, gleichsam zur Ergänzung desselben, indem er in Rieger den freien Männersinn hervorhob, den Schubart nicht betont hatte. Wie aus dem oben erwähnten Briefe an seinen Vater hervorgeht, ließ er sein Gedicht als Einzeldruck erscheinen. Es mußte, da in ihm ähnliche Töne, wie in den „schlimmen Monarchen" anklingen, des Herzogs Unwillen um so mehr erregen, je milder und maßvoller Schubart's Gedicht gehalten war. Schiller rühmt an dem Hingeschiedenen, daß er nie um die Huld seines Fürsten gebuhlt habe:

> Nicht um Erdengötter klein zu kriechen,
> Fürstengunst mit Unterthanenflüchen
> Zu erwuchern, war dein Trachten nie.

Und wenn es heißt:

> Dort, wo Rieger unter Edens Wonne
> Dieses Lebens Folterbank verträumt,

so mußte das dem Herzog wie eine Mahnung an die von ihm verhängte grausame Kerkerhaft Rieger's entgegentönen. Wir sehen, ein Bruch zwischen dem Fürsten und dem Dichter war unvermeidlich geworden, und Schiller's Flucht, auf der wir ihn nun weiter begleiten wollen, blieb ihm bei seiner Sinnesweise als einziges Mittel übrig, um dem Schicksal Schubart's zu entgehen.

Zwölftes Kapitel.

Ankunft in Mannheim. Bittschrift an den Herzog. Verunglückte Vorlesung des Fiesko. Fußreise über Darmstadt nach Frankfurt. Gesuch an Dalberg. Kabale und Liebe begonnen. Ablehnender Bescheid Dalberg's. Reise über Mainz und Worms nach Oggersheim.

Wir verließen unsern Freund mitten in der Nacht seiner verstohlenen Flucht aus jener Stadt, wo jetzt sein herrliches Standbild wie die Gestalt eines Halbgottes emporragt. Zwischen ein und zwei Uhr Morgens hatte man die Station Entzweihingen erreicht, wo gerastet werden sollte. Während man auf den bestellten Kaffee wartete, zog Schiller ein Heft ungedruckter Gedichte von Schubart hervor und las seinem Freunde Streicher die bedeutendsten derselben vor, unter andern die „Fürstengruft" *), die, wie erzählt wird, der Unglückliche während der ersten Zeit seiner Gefangenschaft mit einer Beinkleiderschnalle auf die nasse Wand seines Kerkers eingegraben hatte. Erst nach drei Uhr wurde von Entzweihingen aufgebrochen. Als die Reisenden um acht Uhr Morgens die kurpfälzische, durch eine kleine Pyramide bezeichnete Gränze erreicht hatten, schien alles Leid überstanden zu sein, und Schiller gelobte heilig, sich dem erduldeten Zwang nie mehr zu unterwerfen. „Sehen Sie," rief er mit erheitertem Gemüth seinem Freunde Streicher zu, „sehen Sie, wie freundlich die Pfähle und Schranken mit Blau und Weiß angestrichen sind! Eben so freundlich ist auch der Geist der Re-

*) Wie sich der Leser aus einer frühern Anmerkung (S. 123) erinnern wird, war Schubart's Fürstengruft damals schon gedruckt; aber Schiller kannte sie wohl nur aus dem von Schubart ihm mitgetheilten Manuskript.

gierung." Daran knüpfte sich ein lebhaftes politisches Gespräch, welches den Weg bis zur Ankunft in Bretten um zehn Uhr angenehm verkürzte. Beim Postmeister Paravicin abgestiegen, schickten sie den Stuttgarter Kutscher zurück und fuhren nach dem Mittagessen mit der Post über Waghäusel nach Schwetzingen. Hier mußte übernachtet werden, weil vor dem Eintritt der Dunkelheit die dann sich schließenden Thore von Mannheim, damals einer Festung, nicht mehr zu erreichen waren.

Am andern Morgen waren die Reisenden schon in der Frühe beschäftigt, die besten Kleidungsstücke aus ihren Koffern hervorzuholen, um in Mannheim nicht mit allzudürftigem Aeußern aufzutreten. Schiller fühlte sich auch bei armer Börse reich an Hoffnung. Er rechnete auf seinen beinahe vollendeten Fiesko, von dem er sich Seitens der Mannheimer Theaterdirection, wie des Buchhändlers, eine beträchtliche Einnahme versprach. Am Mannheimer Festungsthor ohne Schwierigkeiten eingelassen, stieg das Freundespaar beim Theaterregisseur Meyer ab. Dieser war höchlich überrascht, den Dichter, welchen er in das Stuttgarter Festleben versunken glaubte, in Mannheim zu sehen. Seine Ueberraschung ging in Erstaunen und Befremdung über, als er vernahm, daß der junge Mann, den er hochschätzte, als Flüchtling vor ihm stehe. Schonungsvoll verschwieg er seine Bedenken, bestärkte aber Schiller in seinem Vorhaben, noch heute eine Vorstellung an den Herzog mit der Bitte um Verzeihung des gethanen Schrittes abzufassen. Er lud die Reisenden zum Mittagsessen ein, und miethete ihnen eine Wohnung in der Nachbarschaft, wohin sogleich das Reisegepäck gebracht wurde.

Nach Tisch begab sich Schiller in ein Nebenzimmer, um an den Herzog zu schreiben. Ein paar Stunden verstrichen, bis er zurückkehrte und den harrenden Freunden den Brief vorlas. Das Schreiben ist im Nachlaß des Obersten von Seeger aufgefunden worden und vom 24. September *) datirt. Der Eingang lautet: „Das Glück eines Unterthanen

*) Hiernach scheint die Angabe Petersen's, daß Schiller's Flucht in die Nacht vom 21. auf den 22. September fiel, annehmbarer, als das von Streicher angegebene Datum (17. September), so gern man auch Letzterem, weil er so nah an dem Ereigniß betheiligt war, den Vorrang der Glaubwürdigkeit einräumen möchte. Mit Petersen's Datum stimmt auch besser die Nachricht bei Streicher, daß Frau Meyer einen Tag nach Schiller's Eintreffen in Mannheim dorthin zurückgekehrt sei. Es ist nicht wahrscheinlich, daß sie von den Stuttgarter Festlichkeiten, die nach Wagner (Gesch. der hohen Karlsschule I, S. 273) vom 15. bis zum 28. September dauerten, sich so früh getrennt habe. Die folgenreiche Hedschra in Schiller's Leben genau festzustellen, wäre doch nicht uninteressant.

und Sohnes kann dem Fürsten und Vater niemals gleichgültig sein. Ich habe einen schrecklichen Weg gefunden, das Herz meines gnädigsten Herrn zu rühren, da mir die natürlichen bei strenger Ahndung untersagt worden sind. Hochdieselben haben mir auf das strengste verboten, literarische Schriften herauszugeben, noch weniger mich mit Ausländern einzulassen. Ich habe mir geschmeichelt, Eurer Herzoglichen Durchlaucht Gründe von Gewicht dagegen vorbringen zu können, und die gnädigste Erlaubniß erbeten, Höchstdenselben meine unterthänigste Bitte in einem Schreiben vortragen zu dürfen. Da mir diese Bitte bei Androhung des Arrests verweigert ward, meine Umstände aber eine gnädigste Milderung des mir gemachten Verbots höchst nothwendig machten: so zwang mich die Verzweiflung, den jetzigen Weg zu ergreifen. — Meine bisherigen Schriften haben mich in den Stand gesetzt, den Jahrgehalt, welchen mir Höchstdieselben gnädigst zu ertheilen geruhten, jährlich mit ungefähr fünfhundert Gulden zu verstärken, welche ansehnliche Zulage für meine Gelehrtenbedürfnisse höchst nothwendig war. Zu gleicher Zeit glaubte ich es meinen Talenten und der Welt, die sie schätzte, schuldig zu sein, eine Laufbahn fortzusetzen, auf welcher ich ein nicht gewöhnliches Glück zu machen und meinem durchlauchtigsten Erzieher, der ersten Quelle meiner Bildung, Ehre zu erwerben die gewisseste Aussicht hatte. Da ich bisher, nach dem Urtheil Anderer, mich als den ersten und einzigen Zögling E. H. D. kannte, der die Augen der großen Welt angezogen hatte, so fürchtete ich mich um so weniger, meine Gaben in Ausübung zu bringen, und setzte allen Stolz, alle Kräfte darauf, dasjenige Werk zu sein, das den Meister lobte. Daß ich eine Laufbahn verlassen soll, welche mir außer dem, daß sie mein Einkommen um ein Großes vermehrt, den Weg der Ehre öffnet, fiel mir allzu hart, als daß ich nicht das L e t z t e gewagt haben sollte, das Herz meines durchlauchtigsten Fürsten und Vaters zu rühren. Ich mußte befürchten, in Strafe zu fallen, wenn ich das Verbot übertreten und E. H. D. schreiben würde; darum bin ich hieher geflüchtet, fest überzeugt, daß nur das Bild meines Unglücks dazu gehört, das Herz E. H. D. zur Gnade zu lenken u. s. w." Weiterhin bittet er dann inständigst um gnädige Aufhebung des erlassenen Verbots, um die Erlaubniß, in Civilkleidern auszugehen und zuweilen behufs Bekanntwerdens mit Gelehrten eine Reise ins Ausland zu machen; unter solchen Bedingungen wünsche er nichts sehnlicher, als die Rückkehr ins Vaterland.

Die Petition an den Herzog wurde einem Briefe an den Intendanten von Seeger beigelegt, worin dieser gebeten wurde, die vorgetragenen Wünsche durch seinen mächtigen Einfluß beim Herzog kräftig zu unter-

stützen. Ich bin überzeugt, daß Schiller im Stillen keineswegs die zuversichtliche Hoffnung auf einen günstigen Erfolg dieser Eingaben hegte, die er Meyer und Streicher gegenüber kund gab. Was er eigentlich mit der Bittschrift beabsichtigte, enthüllt ein etwas späterer Brief (vom 6. November 1782) an seinen ehemaligen, gleichzeitig mit ihm ausgetretenen Akademie- und Berufsgenossen Jacobi (später General-Armeearzt). „Jene Briefe," schrieb er diesem, „hatten den sehr wichtigen Zweck, meine Familie zu sichern und meinen gewaltsamen Schritt in das möglichst rechtmäßige Licht zu stellen. Wenn ich die Einwilligung des Herzogs in meine Forderungen ohne alle Zweideutigkeiten erhalten hätte, so hätte ich natürlich nicht nur zurückkehren müssen, sondern auch mit Ehre und Vortheil können, und mein ganzer Plan hätte ein neues Ansehen gewonnen." Er erwartete offenbar eine Zurückweisung seiner Forderungen, und wie hätte er auch von dem stolzen, herrischen Gebieter glauben können, daß er auf „Bedingungen", die ihm ein Unterthan stellte, eingehen würde? Geschah dennoch das Unerwartete, ganz Unwahrscheinliche, nun, so erreichte er mit geringern Opfern sein Ziel. Die Flucht war nichts, als die entschlossene, aber möglichst mild vollzogene That eines seiner hohen Bestimmung bewußten Geistes, der diese That seiner Selbsterhaltung schuldig zu sein glaubte.

Am nächsten Tag Abends traf Frau Meyer aus Stuttgart wieder ein, und brachte die Nachricht mit, Schiller's Verschwinden, das ihr schon am ersten Vormittage nach seiner Flucht bekannt geworden, errege allgemeines Aufsehen, und man vermuthe, daß der Herzog ihm nachsetzen lassen, oder seine Auslieferung verlangen werde. Schiller versicherte seinen Freunden zur Beruhigung, er kenne von der Großmuth seines Fürsten zu viele Proben, als daß er irgend eine Gefahr befürchte, nachdem er seine Bereitwilligkeit zurückzukehren erklärt habe; da er nicht eigentlich Militair gewesen sei, so könne seine Entfernung nicht als Fahnenflucht betrachtet werden. Doch wurde für rathsam befunden, daß der Flüchtling sich nirgendwo öffentlich zeige, sondern auf seine Wohnung und das Meyer'sche Haus sich beschränke. Um so tröstlicher war es für Schiller, in seiner Landsmännin Frau Meyer eine theilnehmende und mütterlich sorgsame Freundin zu finden, wie denn auch später sie sowohl, als ihr Gatte, dem Dichter stets eine treue Anhänglichkeit bewiesen.

Streicher hatte schon am ersten Abend mit Meyer über den Fiesko gesprochen und dessen Vorzüge vor den Räubern geschildert. Es wurde daher ein Tag anberaumt, auf welchen die ersten Mannheimer Bühnenkünstler eingeladen werden sollten, um der Vorlesung des neuen Stücks

beizuwohnen. Darüber traf nach zwei erwartungsvollen Tagen vom Intendanten von Seeger die Antwort ein: Da seine Herzogliche Durchlaucht bei Anwesenheit der hohen Verwandten sehr gnädig seien, so möge er nur zurückkommen. Schiller erwiderte umgehend: Seiner Durchlaucht Aeußerung könne er unmöglich als eine Gewährung seiner Wünsche betrachten; er müsse daher bei dem Inhalt seiner Bittschrift verharren und ersuche den Herrn Intendanten um gütige Befürwortung derselben. Gleichzeitig schrieb er an mehrere Stuttgarter Freunde — den Eltern hatte er bereits Nachricht gegeben — und bat sie um sofortige Mittheilung dessen, was sie etwa für ihn Bedrohliches erführen.

Der Nachmittag war zur Vorlesung des neuen Trauerspiels bestimmt. Um vier Uhr fanden sich Iffland, Beil, Beck und andere Schauspieler in Meyer's Wohnung ein, und nahmen um einen großen, runden Tisch herum Platz. Schiller gab, ehe er zu lesen begann, eine kurze Uebersicht über den geschichtlichen Inhalt des Stücks; Streicher genoß schon im Voraus die Lobsprüche, die sein Freund von diesen Kennern einernten würde, und hielt auf sie, nicht auf den Vortragenden die Augen gerichtet, um den mächtigen Eindruck der Dichtung in ihren Gesichtern zu lesen. Der erste Akt wurde zwar mit großer Aufmerksamkeit, aber ohne das geringste Zeichen des Beifalls angehört, und kaum war er zu Ende, so entfernte sich Beil, und die Uebrigen begannen sich von Stadtneuigkeiten zu unterhalten. Eben so verlief die Vorlesung des zweiten Akts. Dann erhob sich Alles, weil Erfrischungen herumgereicht wurden. Ein Schauspieler schlug ein Bolzenschießen vor, und man schien dazu Anstalten zu machen. Aber nach einer Viertelstunde hatten sich sämmtliche Eingeladene verloren, mit Ausnahme Ifflands, der noch bis acht Uhr Abends blieb.

Streicher war erstaunt und entrüstet über diese unerklärliche Gleichgültigkeit, und alle Sagen von Neid und Kabale des Bühnenvolks glaubte er hier bestätigt zu sehen. Welch ein Schmerz für ihn, daß sein Freund unter solchen Menschen leben sollte! Sein Erstaunen wuchs, als Meyer ihn auf einen Augenblick ins Nebenzimmer zog und fragte: „Sagen Sie mir ganz aufrichtig, wissen Sie gewiß, daß Schiller es ist, der die Räuber geschrieben?" — „Zuverlässig! Wie können Sie daran zweifeln?" — „Wissen Sie gewiß, daß nicht ein Anderer sie geschrieben und unter Schiller's Namen herausgegeben? Oder hat ihm Jemand daran geholfen?" — „Ich kenne Schiller nun schon im zweiten Jahr, und bürge mit meinem Leben dafür, daß er die Räuber allein geschrieben, und für's Theater abgeändert hat. Aber warum fragen Sie mich dies Alles?" — „Weil der Fiesko das Allerschlechteste ist, was ich je

in meinem Leben gehört, und weil unmöglich derselbe Schiller, der die Räuber schrieb, etwas so Gemeines, Elendes gemacht haben kann." Streicher opponirte eifrigst, aber Meyer beharrte auf seiner Meinung und schloß mit dem Urtheil: „Wenn Schiller wirklich die Räuber und Fiesko geschrieben, so hat er an jenen seine ganze Kraft erschöpft und kann jetzt nur noch erbärmliches, schwülstiges, unsinniges Zeug hervorbringen."

Dieser Richterspruch eines wohlmeinenden Kenners machte auf den jungen Tonkünstler einen geradezu betäubenden Eindruck. Auch Schiller war äußerst verstimmt. Die Abendstunden wurden von den Anwesenden in peinlicher Verlegenheit zugebracht; des Fiesko geschah mit keiner Sylbe mehr Erwähnung. Schiller verabschiedete sich mit seinem Gefährten zeitig. Beim Weggehen bat Meyer den Dichter, ihm das Manuscript für die Nacht da zu lassen, da er doch den weitern Verlauf kennen lernen möchte, was Schiller gern bewilligte.

In ihrer Wohnung angelangt, verhielten sich die beiden Freunde zuerst lange schweigsam, bis Schiller endlich seinem Mißmuth in Klagen über Eifersucht, Intriguen und Unverstand der Schauspieler Luft machte. Jetzt zum ersten Mal sprach er den ernstlichen Vorsatz aus, wenn man sein Stück zurückweise und ihn nicht zum Schauspieldichter mache, — als Schauspieler aufzutreten, da doch eigentlich Niemand so zu deklamiren verstehe, wie er. Streicher suchte ihm, so gut er konnte, den Gedanken auszureden, und ging am andern Morgen in aller Frühe allein zu Meyer. Freudig rief ihm dieser entgegen: „Sie haben Recht! Sie haben Recht! Fiesko ist ein Meisterstück und weit besser gearbeitet, als die Räuber! Aber wissen Sie, was schuld ist, daß wir es alle für das elendeste Machwerk hielten? Schiller's schwäbische Aussprache, und die verwünschte Art, wie er deklamirt. Er sagt Alles in dem nämlichen hochtrabenden Ton her, ob es heißt: Er macht die Thür zu, oder ob's eine Bravourstelle seines Helden ist. Aber jetzt muß das Stück in den Ausschuß, und da wollen wir es uns vorlesen und Alles in Bewegung setzen, daß es bald auf die Bretter kommt." Augenblicklich flog der treue Freund nach seiner Wohnung zurück und brachte dem Dichter, der eben sein Bett verlassen, die Freudenpost, daß sein Trauerspiel binnen Kurzem in lebendigen Gestalten vor ihm erscheinen werde. Wie Meyer über seine Virtuosität im Deklamiren geurtheilt hatte, verschwieg er freilich, um nicht, wie er selbst sagt, „sein ohnehin krankes Gemüth zu reizen."

Am nächsten Tage lief die Antwort auf Schiller's zweiten Brief an den Intendanten von Seeger ein; sie war desselben Inhalts, wie die

erste, und bot keinerlei zuverlässige Garantien. Dalberg, von dem allein noch eine günstigere Wendung für des Dichters Schicksal sich erwarten ließ, war noch immer nicht zurückgekehrt. Es wurde daher, da möglicher Weise der Herzog noch immer eine Auslieferung des Flüchtlings von der pfälzischen Regierung verlangen konnte, im Rath der Freunde ein Ausflug Schiller's und Streicher's über Darmstadt nach Frankfurt a. M. beschlossen, wohin die weitern Nachrichten von Haus oder von Mannheim her dirigirt werden sollten. Geschah in einigen Wochen nichts gegen den Entwichenen, so durfte man hoffen, daß der Herzog großmüthig von einer Verfolgung desselben absehen werde. Die Reise mußte zu Fuß gemacht werden. Die kleine Baarschaft, welche das Freundepaar von Stuttgart mitgenommen hatte, war mittlerweile so zusammengeschmolzen, daß der Rest nur noch für zehn oder zwölf Tage ausreichte. Schiller konnte sich nicht an seinen spärlich besoldeten Vater wenden, auch schon aus dem Grunde nicht, weil er dadurch die schweren Besorgnisse seiner Mutter erhöht hätte. Streicher bat deßhalb brieflich seine Mutter, ihm vorläufig, aber möglichst bald, dreißig Gulden nach Frankfurt zu schicken.

So nahmen denn der mutterliebende, aber darum nicht weniger vom Schicksal umhergetriebene neue Orest und sein getreuer Pylades von dem Meyer'schen Ehepaar nach Tisch den herzlichsten Abschied, und zogen, nur mit dem unentbehrlichsten Reisegeld versehen, über die Neckarbrücke hinaus nach Sandhofen, übernachteten in einem Dorf und setzten am folgenden Morgen auf der herrlichen Bergstraße längs den mit Burgruinen gekrönten Höhen den Weg nach Darmstadt fort. Hier langten sie Abends sechs Uhr an, und freuten sich nach dem ungewohnten zwölfstündigen Marsch in einem Gasthofe, durch ein gutes Abendessen gestärkt, in reinlichen Betten ausruhen zu können. Leider wurden sie um Mitternacht aus festem Schlaf durch ein fürchterliches Trommelgerassel, das sie für ein Brandsignal hielten, aufgeschreckt, und erfuhren Morgens mit unmuthigem Erstaunen, es sei nichts als die allnächtliche Reveille gewesen.

Obwohl Schiller sich etwas unpäßlich fühlte, bestand er doch darauf, den sechs Stunden langen Weg nach Frankfurt noch heute zurückzulegen. Der Morgen war schön und heiter, aber ihre von gestern ermüdeten Füße kamen nur langsam wieder in Gang, und schon nach einer Stunde mußten sie in einem Dorfe sich etwas ausruhen und stärken. Zu Mittag kehrten sie nochmals ein, weniger des Essens wegen, als weil Schiller sich ungemein ermüdet fühlte. Der Lärm des Wirthshauses und die Rohheit der Leute trieb sie nach einer halben Stunde wieder zum Aufbruch. Im Weitergehen nahm Schiller's Mattigkeit zu

und ließ es kaum möglich erscheinen, noch heute Frankfurt zu erreichen. Er schritt immer schwerfälliger und langsamer, mit jeder Minute ward sein Gesicht bleicher, und als sie an ein Wäldchen gelangten, worin seitwärts eine Stelle ausgehauen war, erklärte er, nicht weiter zu können, und den Versuch machen zu wollen, ob er sich durch einige Stündchen Ruhe zum Marsch bis Frankfurt erkräftigen könne. Er streckte sich unter ein schattiges Gebüsch ins Gras nieder, indeß Streicher auf einem Baumstumpf Platz nahm und mit banger Theilnahme den unglücklichen Freund betrachtete. So lag hier der edelste Dichter, der bald der Stolz seines ganzen Volkes werden sollte, ermattet, arm, ohne Heimath und Aussicht. Der Schlummer erbarmte sich seiner. Aber auch in seinen abgehärmten, düstern Zügen konnte der treue Begleiter noch den stolzen Muth lesen, mit dem er gegen ein herbes Geschick ankämpfte, und die wechselnde Gesichtsfarbe verrieth, was ihn auch seiner unbewußt im Traum beschäftigte. Das Ruheplätzchen lag für den Schlafenden günstig, indem nur links ein Fußpfad vorbeiführte, den aber zwei Stunden lang Niemand betrat. Erst da zeigte sich plötzlich ein Offizier in blaßblauer Uniform mit gelben Aufschlägen, dessen überhöflicher Ausruf: „Ah! hier ruht man aus!" einen in Frankfurt liegenden Werber vermuthen ließ. Auf die Frage: „Wer sind die Herren?" antwortete Streicher etwas barsch und laut: „Reisende". Schiller, darüber erwacht, richtete sich schnell auf und maß mit scharfem, verwundertem Blick den Fremden, der sich nun, da er wohl merkte, daß hier nichts zu angeln war, ohne Weiteres entfernte. Durch den Schlaf einigermaßen hergestellt, konnte Schiller, wenn auch anfangs nur langsam, weitergehn, und so traten sie noch vor der Dämmerung in das alterthümliche Frankfurt ein. Aus Sparsamkeit, und zugleich um vor etwaigen Nachforschungen mehr verborgen zu sein, wählten sie eine Wohnung in Sachsenhausen, der Mainbrücke gegenüber, und vereinbarten mit dem Wirth im Voraus den täglichen Betrag für Kost und Zimmer.

Durch einen erquickenden Schlaf fühlte sich Schiller am folgenden Tage hinreichend gekräftigt, um einige Briefe nach Mannheim, darunter auch einen an Dalberg, zu schreiben. Den Inhalt des letztern betreffend, wolle sich der Leser erinnern, daß Schiller in Stuttgart durch den Selbstverlag der Räuber und der Anthologie in Schulden gerathen war. Für diese hatte ein Freund des Dichters gut gesagt. Nach des Schuldners Flucht hielt sich der Darleiher an den Bürgen, welcher, da er zahlungsunfähig war, nun leicht in Schuldhaft kommen konnte. Das war es, was an Schiller's Herzen mehr als seine eigene gegenwärtige Bedrängniß nagte. Auf Dalberg, dem Meyer das Manuscript des

Fiesko zu überreichen versprochen hatte, richtete sich nun des Bekümmerten Hoffnung, daß er den zur Deckung der Schuld erforderlichen Vorschuß leisten und vielleicht noch ein Uebriges thun werde. Mit gepreßtem Gemüth und nicht ohne Thränen schrieb er:

„Euer Excellenz werden von meinen Freunden zu Mannheim meine Lage bis zu Ihrer Ankunft, die ich leider nicht mehr abwarten konnte, erfahren haben. Sobald ich Ihnen sage: ich bin auf der Flucht, hab' ich mein ganzes Schicksal geschildert. Aber noch kommt das Schlimmste dazu. Ich habe die nöthigen Hülfsmittel nicht, die mich in den Stand setzen, meinem Mißgeschick Trotz zu bieten. Ich habe mich von Stuttgart meiner Sicherheit wegen schnell, und zur Zeit des Großfürsten losreißen müssen. Dadurch habe ich meine bisherigen ökonomischen Verhältnisse plötzlich durchrissen und nicht alle Schulden berichtigen können. Meine Hoffnung war auf meinen Aufenthalt in Mannheim gesetzt; dort hoffte ich, von E. E. unterstützt, durch mein Schauspiel mich nicht nur schuldenfrei zu machen, sondern auch überhaupt in bessere Umstände zu setzen. Dies ward durch meinen nothwendigen plötzlichen Aufbruch hintertrieben. Ich ging leer hinweg, leer in Börse und Hoffnung. Es könnte mich schamroth machen, daß ich Ihnen solche Geständnisse thun muß; aber ich weiß, es erniedrigt mich nicht. Traurig genug, daß ich auch an mir die gehässige Wahrheit bestätigt sehen muß, die jedem freien Schwaben Wachsthum und Vollendung abspricht."

„Wenn meine bisherige Handlungsart, wenn alles das, woraus E. E. meinen Charakter erkennen, Ihnen ein Zutrauen gegen meine Ehrliebe einflößen kann, so erlauben Sie mir, Sie freimüthig um Unterstützung zu bitten. So höchst nothwendig ich jetzt des Ertrags bedarf, den ich von meinem Fiesko erwartete, so wenig kann ich ihn vor drei Wochen theaterfertig liefern, weil mein Herz so lange beklemmt war, weil das Gefühl meines Zustandes mich gänzlich von dichterischen Träumen zurückriß. Wenn ich ihn aber bis auf besagte Zeit nicht nur fertig, sondern, wie ich auch hoffen kann, würdig verspreche, so nehme ich mir daraus den Muth, E. E. um gütigsten Vorschuß des mir dadurch zufallenden Preises gehorsamst zu bitten, weil ich jetzt vielleicht mehr, als sonst durch mein ganzes Leben, desselben benöthigt bin. Ich hätte ungefähr noch 200 Gulden nach Stuttgart zu bezahlen. Ich darf es Ihnen gestehen, daß mir das mehr Sorge macht, als wie ich mich selbst durch die Welt schleppen soll. Ich habe so lange keine Ruhe, bis ich mich von der Seite gereinigt habe."

„Dann wird mein Reisemagazin in acht Tagen erschöpft sein. Noch ist es mir gänzlich unmöglich, mit dem Geiste zu arbeiten. Ich habe

also gegenwärtig in meinem Kopf keine Ressourcen. Wenn E. E. — da ich doch einmal Alles gesagt habe — mir auch hiezu 100 Gulden vorstrecken würden, so wäre mir gänzlich geholfen. Entweder würden Sie dann die Gnade haben, mir den Gewinnst der ersten Vorstellung meines Fiesko mit aufgehobenem Abonnement zu versprechen, oder mit mir über den Preis übereinkommen, den der Werth meines Schauspiels bestimmen würde. In beiden Fällen würde es mir ein Leichtes sein, wenn meine jetzige Bitte die alsdann erwachsende Summe überstiege, beim nächsten Stück, das ich schreibe, die ganze Rechnung zu aplaniren. Ich lege diese Meinung, die nichts als inständige Bitte sein darf, dem Gutbefinden E. E. also vor, wie ich es meinen Kräften zutrauen kann, sie zu erfüllen."

„Da mein gegenwärtiger Zustand aus dem Bisherigen hell genug wird, so finde ich es für überflüssig, E. E. mit einer drängenden Vormalung meiner Noth zu quälen. Schnelle Hülfe ist Alles, was ich jetzt noch denken und wünschen kann. Herr Meyer ist von mir gebeten, mir den Entschluß E. E. unter allen Umständen mitzutheilen, und Sie selbst des Geschäftes, mir zu schreiben, zu überheben.

Mit entschiedener Achtung nenne ich mich

Eurer Excellenz
wahrster Verehrer
Friedr. Schiller."

Schiller schrieb dann noch an Meyer und ersuchte ihn, den beikommenden Brief an Dalberg zu übermachen, sowie dessen Antwort entgegenzunehmen, und nach Frankfurt zu senden, wo man sie auf der Post abholen wolle. Nachdem dies alles geschrieben und vorläufig die schwerste Last von seinem Herzen gewälzt war, gewann er einen Theil seiner früheren Heiterkeit wieder. Sein Auge wurde heller, sein Gespräch belebter, seine Gedanken wandten sich von seiner Lage der Außenwelt zu. Auf dem Gange zur Post, wo er die Briefe abgeben wollte, ward er durch das hier zum ersten Mal ihm begegnende kaufmännische Gewühl und die ineinandergreifende Thätigkeit so vieler Menschen angenehm zerstreut. Auf dem Heimwege blickte er lange von der Mainbrücke auf den im heitersten Abendhimmel glänzenden gelblichen Strom, ergötzte sich am Anblick der abgehenden und ankommenden, der ein- und ausladenden Schiffe und fühlte Gemüth und Einbildungskraft wieder in ein lebendiges Spiel versetzt. Dies wirkte auch sogleich auf sein körperliches Befinden wohlthätig ein, so daß sich seit zwei Tagen zuerst wieder einige Eßlust bei ihm regte.

Kaum war das frugale Abendmahl eingenommen, so gewahrte Streicher an des Freundes in sich zurückgezogenem, aber tief erregtem Wesen, daß ein neuer dichterischer Plan in ihm gährte. Es war die Idee zu dem bürgerlichen Trauerspiel Louise Millerin" oder, wie das Stück nachher getauft wurde, „Kabale und Liebe". Nach Karoline von Wolzogen concipirte Schiller den Plan dazu bereits in Stuttgart während des Arrestes; sie erklärte sich daraus „die etwas grellen Situationen und Farben des Stücks." Sollte aber, wenn dies der Fall wäre, Schiller es nicht schon damals dem Vertrauten aller seiner Pläne und Hoffnungen mitgetheilt haben? Streicher hatte aber erst auf dem Wege von Mannheim nach Sandhofen und von da nach Darmstadt wahrgenommen, daß den Dichter ein neuer Entwurf beschäftige; denn dieser war so ganz in sich versunken, daß der Weggenoß selbst auf der berühmten Bergstraße ihn auf jede landschaftliche Schönheit eigens aufmerksam machen mußte. Jetzt erfuhr er, daß Schiller die Polemik, die sich durch seine zwei ersten Dramen hindurchzieht, nunmehr in die enge, damals den Deutschen am meisten verständliche Sphäre des bürgerlichen Lebens verfolgen wolle. Dazu fühlte er sich durch eine innere Nöthigung getrieben. Ehe er aus dem Kreise dieser polemisirenden Gattung heraustrat, mußte er ihn ganz durchmessen haben.

In den nächsten vierzehn Tagen kam schon ein ansehnlicher Theil des neuen Stücks zu Papier. Die Nachmittage, besonders aber die Abende, brachte der Dichter abwechselnd mit Auf- und Abgehen durch's Zimmer und mit Niederschreiben des innerlich Producirten zu. In solchen Stunden der poetischen Weihe war die Außenwelt für ihn nicht vorhanden, aber seine aufwärts gerichteten Blicke, seine ausdrucksvollen Züge, lebhaftes Geberdenspiel, einzelne pythische Laute verriethen, daß etwas Bedeutendes in ihm sich gestalte. Sein Gefährte hütete sich dann, ihn im Geringsten zu stören, und hielt sich mit einer Art heiliger Scheu so still, als möglich. Ein so anspruchsloser, hingebungsvoller Freund, nicht selbstständig genug, um des Dichters Ideen durch Bedenken und Zweifel zu behindern, aber gebildet genug, um ihm theilnehmend zu folgen, war in diesen Leidenstagen, wo sein krankes Gemüth Schonung und Liebe bedurfte, ein unschätzbares Gut des Himmels.

Ein Zufall trug zur Belebung seines Muthes bei. Auf ihren Wanderungen durch die Stadt traten die Freunde in einen Buchladen. Schiller, der sich als Dr. Ritter vorstellte, fragte den Buchhändler, ob das berüchtigte Schauspiel die Räuber guten Absatz finde, und wie das Publikum darüber urtheile. Die Antwort fiel so überaus günstig und schmeichelhaft aus, daß der überraschte Autor sich als Verfasser des

Stücks bekannte. An den erstaunten Blicken, womit der Mann den jungen Fremden maß, war zu erkennen, wie unglaublich es ihm vorkam, daß der so freundlich und sanft aussehende Jüngling das wilde, feuersprühende Drama geschrieben haben solle. Er verbarg indeß seine Zweifel und führte das eben Mitgetheilte noch weiter aus.

Nach mehrern vergeblichen Gängen zur Post wurde ihnen endlich das an Dr. Ritter adressirte Paket aus Mannheim überreicht. Kaum an der Thür ihrer Wohnung angelangt, erbrach Schiller es mit hochgespannter Erwartung. Es enthielt Briefe von Stuttgart, welche dem Dichter die größte Geheimhaltung seines Wohnorts anempfahlen, wenn gleich bisher keinerlei Maßnahmen des Herzogs auf feindselige Absichten hindeuteten. Von einem beiliegenden Briefe hoffte er das Beste. Doch kaum hatte er ihn für sich allein gelesen, so blickte er stumm und in Gedanken versunken durch das Fenster, welches die Aussicht auf die Mainbrücke bot. Nur aus seinem verdüsterten Blick und der veränderten Gesichtsfarbe ließ sich auf den unerfreulichen Inhalt schließen. Nach und nach theilte er dem Freunde mit, Dalberg wolle keinen Vorschuß leisten, weil Fiesko in der gegenwärtigen Gestalt für's Theater nicht brauchbar sei; erst nach geschehener Umarbeitung könne er sich weiter erklären.

Schiller, sonst oft jugendlich ungestüm und aufbrausend, zeigte eine hohe männliche Selbstbeherrschung. Kein hartes, heftiges Wort kam über seine Lippen; er würdigte Dalberg's Antwort, die sich selbst richtete, nicht des geringsten Tadels. Muthigen Geistes, wie er war, dachte er zunächst an nichts Anderes, als was zu thun sei. Er entschloß sich, seinen Fiesko umzuarbeiten und zu vollenden, um ihn, wo möglich, dennoch auf's Theater zu bringen oder wenigstens einem Buchhändler zu verkaufen. Zu dem Ende wollte er in die Umgegend von Mannheim, wo man wohlfeiler lebte, in die Nähe hülfreicher Freunde ziehen. Streicher hatte die Absicht gehabt, von Frankfurt aus seine Reise nach Hamburg fortzusetzen; aber nun durfte er sich nicht von dem schwer bedrängten Freunde trennen. Da die Geldsendung von des Tonkünstlers Mutter noch immer ausblieb, so begab Schiller sich zu einem Buchhändler und bot ihm das im vorigen Kapitel erwähnte Gedicht „Teufel Amor“ für fünfundzwanzig Gulden an. Der Buchhändler wollte nur achtzehn zahlen. Der stolze Dichter konnte sich trotz seiner Noth nicht entschließen, sein Werk unter dem einmal festgesetzten Preise herzugeben.

Endlich, als der ganze Geldbesitz der Freunde sich in wenige Scheidemünze aufgelöst hatte, langten die dreißig Gulden von Strei-

chers Mutter an. Schon am andern Morgen fuhren sie mit dem Marktschiff nach Mainz und nahmen dort Nachmittags den Dom und die Stadt in Augenschein. In einem Briefe an seinen Freund Jakobi in Stuttgart (vom 6. November 1782) erzählt Schiller, er habe zu Mainz in einem Zimmer, das an das seinige stieß, Frauenzimmer vom Verfasser der Räuber sprechen und den brennenden Wunsch äußern hören, ihn einmal zu sehn; nachher habe er mit ihnen den Kaffee getrunken. Am andern Tage setzten sie bei Zeiten zu Fuß die Reise fort. Bei der schönsten Morgenbeleuchtung betrachteten sie die Mainmündung und belächelten den ächt deutschen Partikularismus, mit welchem Rhein und Main durch Auseinanderhalten ihrer blauen und gelben Wogen sich gegen die Vereinigung sträubten. Da sie vor Nacht in Worms eintreffen wollten, mußten sie, um den neunstündigen Weg zu bewältigen, als ungeübte Fußgänger sich anstrengen. In Nierstein ließen sie sich für einen kleinen Thaler ein Viertelmaß vom besten und ältesten dortigen Wein geben, der auf dem Weitermarsch sich ihnen als ein wahrer Herzensstärker erwies. Doch reichte seine kräftigende Wirkung nur für drei Stunden aus, und sie mußten den Rest des Weges zu Wagen abmachen. Nur so gelang es ihnen, Abends neun Uhr Worms zu erreichen. Am andern Morgen fanden sie auf der Post einige Zeilen Meyer's vor, die derselbe Schiller's Wunsche gemäß nach Worms gerichtet hatte. Meyer beschied sie in seinem Billet zu dem erbetenen Rendezvous in das Gasthaus zum Viehhof nach Oggersheim, wo sie zur bestimmten Stunde eintrafen.

Dreizehntes Kapitel.

Aufenthalt in Oggersheim bis Ende November 1782. Fortsetzung der Arbeit an Kabale und Liebe. Der Kaufmann Derain. Die Umarbeitung Fiesko's beendigt. Furcht vor Verhaftung. Rendezvous in Bretten. Fiesko zurückgewiesen. Aufbruch nach Bauerbach.

Schiller und Streicher wurden in dem Gasthause zu Oggersheim von dem Meyer'schen Ehepaar und zwei anderen Verehrern des Dich-

ters empfangen. Meyer stellte mit feinem Takt Dalberg's Urtheil über Fiesko und seine ablehnende Antwort in ein milderes Licht und versicherte, das Stück werde, sobald es um mehrere Scenen gekürzt und der Schlußakt völlig ausgeführt sei, ganz ohne Zweifel der Aufnahme würdig befunden werden. Schiller sprach kein Wort, das Empfindlichlichkeit über die vereitelte Hoffnung auf Geldvorschuß oder die gegen Fiesko gemachten Bemerkungen verrathen hätte. Mit der ihm eigenen freundlichen und männlichen Art leitete er sogleich das Gespräch auf den Ort, wo er einige Wochen behufs der Umarbeitung des Fiesko ruhig und gefahrlos zubringen könne. Aus mehreren Gründen wurde hierzu Oggersheim für den angemessensten gehalten. Schiller war dort nur eine kleine Stunde von Mannheim entfernt, konnte leicht Abends einen Besuch in der Stadt machen, und war für den Fall, daß ihm etwas Widriges zustieß, in der Nähe hülfbereiter Freunde. Da einige Briefe von Stuttgart, die ihm Frau Meyer übergab, noch von Gefahr sprachen, so wurde der Name Ritter, den er seit der Flucht aus Stuttgart geführt, in Dr. Schmidt verwandelt, und der Dichter in Gegenwart des herbeigerufenen Wirthes sogleich mit diesem Namen angeredet. Mit dem Wirth zum Viehhof setzten Schiller und Streicher den Betrag für Kost und Wohnung auf den Tag fest, und ersuchten Frau Meyer, die in Mannheim gebliebenen Koffer und das Klavier des Musikers zu übersenden. Erst der eintretende Abend schied die Gesellschaft. Die beiden Freunde fanden auf dem ihnen angewiesenen Zimmer nur Ein Bett vor und theilten sich brüderlich darein. Vorher aber zeichnete Schiller noch Einiges von dem Plane zu Kabale und Liebe auf.

Die Arbeit am Fiesko hoffte er in den drei Wochen, für welche höchstens ihre Baarschaft noch ausreichte, vollenden zu können. Aber die magnetische Kraft, die sein neues Trauerspiet auf Geist und Gemüth des Erfinders ausübte, drohte schon bald diese Hoffnung zu vereiteln. Es bewährte sich hier an ihm, was er später den Grafen von Habsburg vom Sänger überhaupt sagen ließ:

> Er steht in des größeren Herren Pflicht,
> Er gehorcht der gebietenden Stunde.

Gleich beim Entwurf seiner Louise Millerin hatte er beschlossen, die Charaktere den besonderen Talenten und Persönlichkeiten der Mannheimer Schauspieler genau anzupassen, und im Voraus schon ergötzte er sich an der Vorstellung der Kunstgewandtheit, womit Beil den Musikus Miller geben würde. Zugleich hoffte er von dem Kontrast der komischen und der tragischen Scenen eine verstärkte Wirkung auf die Zu-

schauer, obgleich es ihm hierüber, da er Shakespeare nur gelesen und keines seiner Stücke hatte aufführen sehen, noch an der rechten Erfahrung fehlte. In seinem Arbeitseifer verließ er acht Tage hindurch das Zimmer nur auf wenige Minuten. Während der langen Herbstabende wurde sein Affekten- und Gedankenspiel durch Streicher's Klavierspiel in höchst willkommener Weise belebt. Gewöhnlich fragte er schon beim Mittagstisch: „Werden Sie nicht heut Abend wieder musiciren?" Trat nun die Dämmerung ein, so setzte Streicher sich ans Klavier, und während er den freien Flug der Phantasie mit Tönen begleitete, ging Schiller im Zimmer, das manchmal nur vom Mondlicht erhellt war, ein paar Stunden lang auf und ab, und gab seiner Begeisterung bisweilen in halbvernehmlichen Lauten Ausdruck.

So verstrichen einige Wochen, ehe er sich mit Ernst dem Fiesko zuwandte. Ueber den noch fehlenden Abschluß des Stückes konnte er lange nicht mit sich einig werden. Nur daß sein Held nicht durch Zufall, wie in der Geschichte, umkommen dürfe, und nicht minder, daß sein Untergang tragisch und der Würde des Ganzen entsprechend sein müsse, stand bei ihm fest. Daher entschloß er sich, zunächst alles der Katastrophe Vorangehende fertig zu machen, die Entscheidung über den Abschluß aber sich vorzubehalten.

Während ihn schon diese aufgedrungene Arbeit verstimmte, ward zugleich der Aufenthalt in Oggersheim während der feuchten, trüben Oktobertage für das Freundepaar nachgerade nichts weniger als angenehm. Hatten anfangs die nach Mannheim und Frankenthal führenden Pappelalleen recht hübsch ausgesehen, so fand man doch bald, daß sie nur angepflanzt seien, um die flache, kahle, sandige Gegend zu verdecken. Daher wurden die beiden Freunde der dürftigen Aussicht um so eher überdrüssig, als sich ihr Blick daheim an die schöne Umgebung von Ludwigsburg und besonders von Stuttgart gewöhnt hatte, wo das Auge überall durch Gebirge erfreut wurde, und schon die ersten Schritte aus den Thoren in Gärten und gutgepflegte Weinberge führten. Der Aufenthalt im Hause war gleichfalls unerquicklich. Der Wirth ließ seine rauhe und harte Gemüthsart oft an Frau und Tochter aus, die einen sanften und freundlichen Charakter besaßen. Unter den Bewohnern des Dorfes war nur einer, mit dem sich ein geselliger Verkehr anknüpfen ließ, der Kaufmann Derain. Er hatte, als ein großer Bücherfreund, sich eine gewisse Bildung erworben und die Humanitäts-Ideen seiner Zeit in sich aufgenommen. Zu seinem großen finanziellen Nachtheil war es ihm mehr um Aufklärung des Landvolks, als um den Vertrieb seiner Waaren zu thun. Streicher erzählt von ihm, er habe

den Landleuten, die bei ihm Zucker, Kaffee, Gewürz und anderes Entbehrliche kaufen wollten, ernstliche Strafreden gehalten, daß sie Dinge anschafften, die ihnen und ihren Kindern schädlich seien, statt sich mit den heilsamen Produkten ihres Ackerbaus und ihrer Viehzucht zu begnügen. Minderte sich dadurch seine Kundschaft, so ward er dafür um um so weniger in seinem Lesen und Reflectiren durch das Geklingel der Ladenthür gestört. Sein Gemüth war von der edelsten Art, und eine große Bescheidenheit machte seinen Umgang doppelt angenehm.

Derain kam auf eine seltsame Weise dahinter, wer eigentlich die beiden räthselhaften Fremdlinge im Gasthaus zum Viehhof waren. Die Frau Wirthin, die mit großer Leselust eine besondere Neugierde für alles Geschriebene verband, sammelte von dem Manuscript der ersten Bearbeitung Fiesko's die Blätter der umgearbeiteten Scenen, die Schiller wegwarf, desgleichen manche, worauf Entwürfe zur Louise Millerin verzeichnet waren, und brachte sie dem Herrn Derain, bei dem sie oft ein Buch lieh oder Trost in häuslichen Leiden suchte. Dieser zeigte sie einem Freunde, dem Kaufmann Stein in Mannheim, an den Streicher von Stuttgart aus empfohlen war. Stein's schöne literaturkundige Tochter wußte nun unserm Streicher mit schmeichelnden Worten das Geheimniß zu entlocken, und unter Angelobung tiefster Verschwiegenheit erfuhr es auch Derain. Erst in Folge dessen suchte und machte Derain die Bekanntschaft des jungen schon weitberühmten Dichters, dem während der nebeligen Novembertage die Unterhaltung mit dem philosophisch gestimmten Kaufmann zu wahrer Erquickung gereichte.

Aus dem ersten Viertel des November hat sich ein Brief Schiller's an seinen Freund Jacobi in Stuttgart (vom 6. November) erhalten, dessen schon ein paarmal gelegentlich Erwähnung geschehen ist. Hoffmeister glaubte aus dem ziemlich ruhmredigen, großthuerischen Ton desselben schließen zu dürfen, daß Schiller seine damalige schlimme Lage leicht genommen habe. Aber hinter dem renommistischen Scheinmuth versteckte sich eine tiefe Verstimmung. Er wollte den Stuttgarter Freunden um keinen Preis als gebeugt, als reuevoll über die kühne Zerreißung seiner heimischen Verhältnisse erscheinen. Zugleich hatte er, indem er ihnen eine günstigere Anschauung seiner Lage beizubringen suchte, die Nebenabsicht, mittelbar die Seinigen zu beruhigen; denn er wußte wohl, daß zwischen diesen und jenen nicht selten Verbindung und Gedankenaustausch stattfand. In eben dieser Absicht schrieb er unter gleichem Datum an Christophine: „Gestern Abend erhalte ich deinen Brief und eile, dich aus deinen und unserer besten Eltern Besorgnissen über mein Schicksal zu reißen.“ Er behauptete in dem Briefe frischweg, bis

jetzt habe ihm auch nicht die geringste Kleinigkeit gemangelt, an die er in Stuttgart gewöhnt gewesen; man bezahle seine Arbeiten gut; Nicolai in Berlin werde sein unfehlbarer Retter in aller Noth sein u. s. w. Ueber seine Schulden schrieb er naiv genug: „Ich hätte bereits die Hälfte abgetragen, wenn es nicht meine Pflicht wäre, zuerst mein Glück zu etabliren — — wofür wäre ich denn so lange ein rechtschaffener Mann gewesen, wenn mir dieses Prädicat nicht einmal auf ein Viertel- oder Halbjahr Kredit machte? Sage dies den Leuten, so wird sich Alles zufrieden geben." Leider wuchsen gerade damals seine Schulden noch weiter an, und zwar belud er sein Herz mit Verpflichtungen gegen Streicher, den treusten und edelmüthigsten Freund; denn ihre Baarschaft war aufgezehrt, und Streicher hatte schon gegen Ende Oktober von seiner Mutter den Rest des für die Reise nach Hamburg bestimmten Geldes erbitten müssen.

Um die Zeit, wo Schiller jene Briefe schrieb, war er mit der Umarbeitung des Fiesko fertig geworden, und hatte dem Stück einen Ausgang gegeben, der sich der Geschichte möglichst anschloß. Streicher berichtet, es habe das Ende dem Dichter mehr Nachdenken, als alles Uebrige gekostet, und große Mühe habe es ihm gemacht, den vornherein begangenen Fehler, den Abschluß unbestimmt gelassen zu haben, nachträglich wieder auszugleichen. Nachdem Schiller das Manuskript in die Stadt gebracht und seinem Freunde Meyer zur Uebermittelung an Dalberg abgeliefert hatte, glaubte er über seine größten Bedrängnisse hinweg zu sein. Aber es verging mehr als eine Woche, und noch immer erfolgte keine Antwort von Dalberg. Um das peinliche Harren und Bangen abzukürzen, schrieb er den 16. November an Dalberg, er sei in der größten Erwartung, wie das Stück von Sr. Excellenz befunden worden, und bitte sich, wenn noch keine Entscheidung über dessen Theaterfähigkeit gegeben werden könne, vorläufig nur das Urtheil des Dramaturgisten aus.

Als er, um den Brief zu überbringen, Abends mit Streicher nach Mannheim gegangen war, fanden sie Meyer und seine Frau des geflüchteten Dichters wegen in großer Bestürzung. Vor kaum einer Stunde war ein württembergischer Offizier bei ihnen gewesen, um sich nach Schiller zu erkundigen. Meyer hatte natürlich betheuert, er wisse nichts von dem augenblicklichen Aufenthalt des Flüchtlings. Während dies mitgetheilt wurde, klingelte die Hausthür. Eiligst wurde Schiller mit Streicher in ein Kabinet mit einer Tapetenthür versteckt. Der Eintretende, ein Bekannter des Hauses, berichtete, jener Officier habe sich in dem Kaffeehause bei ihm, wie bei mehreren Andern, angelegentlichst

nach Schiller umgethan. Die Geflüchteten kamen aus dem Versteck hervor, um über die Persönlichkeit und Uniform des Offiziers etwas zu erforschen, da es doch auch eben so gut ein Freund, als ein Verfolger Schiller's, gewesen sein konnte. Aber die Angaben waren zu abweichend, um auf eine bestimmte Person schließen zu lassen. Neue Ankommende, gleichfalls voll Besorgniß um den Dichter, führten eine Wiederholung der Scene herbei. Es schien für die Verfolgten eben so bedenklich, die Nacht in Mannheim zuzubringen, als nach Oggersheim zurückzukehren. Das Schicksal Schubart's schwebte wie ein drohendes Gespenst vor ihrer Seele.

Da wurde, während die Männer sich vergebens nach einem Ausweg umsahen, von schönem Munde das Rettungsmittel ausgesprochen. Madame Curioni, die sich unter den Anwesenden befand, erklärte sich bereit, die beiden jungen Freunde in dem Palais des Prinzen von Baden, worüber ihr die Aufsicht anvertraut war, nicht nur für heute, sondern so lange eine Verfolgung drohe, zu verbergen; ein Anerbieten, das um so freudiger aufgenommen wurde, als man dort am leichtesten unerkannt bleiben konnte, und eine Nachsuchung im Palais durchaus nicht zu befürchten stand. Gleich ließ Madame Curioni die Anstalten zur Aufnahme der heimlichen Gäste treffen, die alsdann sofort hingeleitet wurden. So fanden sich denn Schiller und Streicher unversehens aus dem ärmlichen Zimmer in Oggersheim in fürstliche Gemächer versetzt, und bewunderten bis tief in die Nacht die zwölf Alexanderschlachten von Lebrun, womit die Wände geschmückt waren. Am nächsten Morgen wagte sich Streicher aus dem Palais und erhielt von Meyer, welcher bei dem ersten Secretair des Ministers Grafen von Oberndorf vertrauliche Erkundigungen eingezogen hatte, die beruhigende Nachricht, daß der württembergische Offizier nicht im Auftrage seines Gouvernements gekommen und, wie sich aus dem Meldezettel des Gastwirths ergebe, schon gestern Abend wieder abgereist sei. Erst später erfuhr man, daß der Offizier ein Freund Schiller's war; nach einem Briefe von Schiller's Vater an Schwan hieß er von Kosewitz, nach Petersen war es der Husaren-Oberst Miller.

Stellte sich nun auch der ganze Vorfall als ein blinder Lärm heraus, so wurde doch im Rath der Freunde für nothwendig erachtet, daß Schiller, sobald die Annahme des Fiesko entschieden sei, Mannheim verlasse und sich nach Sachsen begebe. Es wäre ihm freilich willkommen gewesen, für das Mannheimer Theater thätig zu sein und durch Anschauung der aufgeführten Stücke das theatralisch Wirksame besser kennen zu lernen; aber sein längeres Bleiben schien für ihn selbst nicht

ungefährlich, und war jedenfalls für die Freunde beunruhigend, wenn nicht compromittirend. Er wandte sich daher sogleich brieflich nach Stuttgart an Frau von Wolzogen und bat sie, den in Aussicht gestellten Zufluchtsort in Bauerbach ihm nunmehr zu gewähren. In einem Briefe vom 19. November, den Boas in seinen Nachträgen mitgetheilt hat, lud er seine Eltern zu einer Zusammenkunft in Bretten, einem außerhalb des Württembergischen gelegenen Grenzstädtchen auf den 22. November ein, und sprach darin die Hoffnung aus, wenigstens die Mutter und Christophine zu sehen, wünschte jedoch, daß sie auch Frau von Wolzogen und Frau Vischer mitbrächten. Die beiden letztern scheinen nicht gekommen zu sein. Mutter und Schwester aber fanden sich ein und harrten im Gasthofe des Sohns und Bruders sorgenvoll, bis sie um Mitternacht einen Reiter heransprengen hörten. Als dieser den Kellner fragte, ob nicht zwei Damen da seien, erkannten sie seine Stimme, eilten ihm entgegen und hingen schluchzend an seinem Halse. Schiller zeigte sich wohlgemuth und voller Hoffnung, plauderte mit ihnen bis an den Morgen, und trennte sich erst nach dreitägigem Zusammensein von ihnen.*) „Wäre es möglich," sagt Streicher, „das tiefempfindende, sorgenvolle Gemüth der Mutter, und die Wehmuth, mit der sie ihren nun aus dem Vaterlande verbannten Liebling an die Brust drückte, die Lebhaftigkeit, den männlichen Verstand der Schwester, das zarte, immer edel und schön sich aussprechende Herz des Sohnes gebührend zu schildern, so wäre dies wohl eines der anziehendsten Gemälde, die in dem Leben eines solchen Dichters und einer so seltenen Familie sich darbieten können. Es muß der Einbildungskraft des Lesers überlassen bleiben, diese Scene und das nach kurzem Aufenthalt gewaltsame Losreißen dreier vortrefflichen Menschen, welche das von zitternden Lippen gepreßte Lebewohl für lange, lange Zeit ausgesprochen glauben mußten, sich theilnehmend auszumalen."

Den Rest des Novembers verlebte Schiller in Einsamkeit zu Oggers-

---

*) So erzählt Christophine in einem Briefe aus dem Jahr 1828, der sich in Streicher's handschriftlichem Nachlaß befindet. Sie bemerkt freilich dabei — ohne Zweifel in irriger Erinnerung nach so langer Zeit: „Das erste Mal, daß meine Mutter und ich ihn wiedersahen, war ungefähr ein Jahr nach seiner Entfernung", und sie setzt die Zusammenkunft in die Weihnachtzeit. Streicher (S. 177) verlegt das Wiedersehen zu Bretten in die nächste Zeit nach der ersten Aufführung von Kabale und Liebe. Hoffmeister versichert aber, daß nach den Schiller'schen Familienbriefen, die ihm vorgelegen, das Rendezvous in Bretten unmöglich nach Schiller's Aufenthalt in Bauerbach stattgefunden haben könne. Hiernach darf die obige Darstellung wohl als die richtige gelten.

heim. Streicher's Reisegeld war aufgezehrt, und Schiller hatte bereits seine Uhr verkauft, um nicht allzutief beim Wirth in Schulden zu gerathen. Dennoch hatte man schon vierzehn Tage auf Borg gelebt, und man konnte, wie Streicher erzählt, „auf der schwarzen Wirthstafel recht säuberlich mit Kreide geschrieben sehen, was die Herren Schmitt und Wolf täglich verbraucht hatten.“ Daher mußte der Tonkünstler, so schwer es ihm fiel, den Freund allein zu lassen, des Broderwerbs wegen in die Stadt ziehen.

Endlich, gegen Schluß des Monats, erhielt der Dichter Dalberg's Entscheidung über den Fiesko. Sie lautete ganz kurz dahin, daß dieses Trauerspiel auch in der vorliegenden Umarbeitung nicht brauchbar sei, folglich auch nicht angenommen, noch etwas dafür vergütet werden könne. Aus den Akten des Mannheimer Theaters hat man ermittelt, daß der Schauspieler-Ausschuß, welcher das Stück zu prüfen hatte, nicht völlig die Meinung des Intendanten theilte. Ein für die Sitzung vom 27. November abgefaßtes Gutachten Iffland's kritisirt das Drama eingehend, tadelt Einzelnes scharf, z. B. daß Julia Imperiali gemein ist, wo sie stolz sein will, und daß die Leiche Gianettino's durch eine sanfte Frau geplündert wird, bezeichnet dafür aber manche Scene als meisterhaft. Besonders wird der Mohr als eine trefflich gelungene Figur hervorgehoben, und schließlich das Votum abgegeben: es sei einem Manne von solchem Verdienst und Fleiß, in Berücksichtigung seiner mißlichen Lage, eine Unterstützung (nach Streicher acht Louisd'or) zu gewähren. Aber „Seine Excellenz Freiherr von Dalberg“, erzählt Streicher mit Bitterkeit, „konnten diesem Gutachten nicht Beifall schenken, sondern entließen den Dichter eben so leer in Börse und Hoffnung aus Mannheim, wie er vor zwei Monaten daselbst angekommen war.“

Schiller äußerte über diese Schreckensnachricht, die Meyer ihm zu überbringen beauftragt war, kein Wort, als daß er es zu bereuen habe, nicht schon von Frankfurt aus nach Sachsen gereist zu sein. Daß der Baron seinen huldvollen mündlichen Aeußerungen ein so wenig entsprechendes Handeln folgen ließ, daß man ihn zu einer ihm widerwärtigen Umarbeitung seines Werks verleitete, die ihm beinahe zwei Monate kostete und seine Schuldenlast vermehrte, ohne ihm irgend eine Entschädigung dafür zu gewähren, daß er mit so dürren Worten, ohne die geringste Andeutung, worin denn eigentlich die Unbrauchbarkeit des Stücks begründet sei, abgefertigt wurde, — über alles dies verlor er keine Sylbe. Er ging sofort zum Buchhändler Schwan und bot ihm den Fiesko zum Druck an. Schwan übernahm das Trauerspiel bereitwillig, sprach jedoch sein lebhaftes Bedauern aus, die vortreffliche Dichtung nicht höher als

mit einem Louisd'or für den Druckbogen honoriren zu können, da er der überall lauernden Nachdrucker wegen nur von dem ersten Verkauf sich einigen Gewinn versprechen könne. Schwan hätte getrost dem schwerbedrängten Dichter etwas ausgiebiger helfen können; schon 1784 wurde eine neue Auflage des Stücks nöthig. Das Honorar, das er ein- für allemal zahlte, reichte nur eben hin, die Kreidestriche auf der Wirthstafel in Oggersheim zu löschen, einige unentbehrliche Sachen für den Winter anzuschaffen und die Reise nach Bauerbach zu bestreiten.

Peinigender sogar, als die drückende Stuttgarter Schuld, war für Schiller der Gedanke, daß er den treuen, opferwilligen Fluchtgenossen in sein Mißgeschick verflochten und der Mittel beraubt hatte, nach Hamburg zu reisen. Doch dem braven Streicher ist der Lohn für das unschätzbare Verdienst, das er sich um den großen Freund in dessen höchster Bedrängniß erworben hat, nicht entgangen. Er war edelsinnig genug, die schönste Vergütung in dem Bewußtsein dessen, was er für Schiller gethan, zu finden. Aber auch das Schicksal ist ihm hold auf seinen spätern Lebenswegen gewesen. Vor der Hand blieb er in Mannheim, weil dort noch mehrere tüchtige Mitglieder der kurfürstlichen Kapelle wohnten, durch deren Unterricht und Beispiel er sich fortbilden konnte, und hierzu erboten sich Schwan, Meyer und andere Freunde ihm auf alle Weise behülflich zu sein. Die Nachwelt aber wird, so lange es Menschen gibt, die an des Dichters Jugendgeschichte warmen Antheil nehmen, auch seiner dankbar und liebend gedenken, und so ist seinem Namen ein langdauerndes Fortleben, wie wenigen, gesichert.

Schiller's Abreise nach Bauerbach war auf den dreißigsten November angesetzt. Man hatte verabredet, daß er mit dem Postwagen über Frankfurt, Gelnhausen u. s. w. nach Meiningen fahren sollte, von wo sich Bauerbach am leichtesten erreichen ließ. Im Posthause zu Mannheim durfte er sich nicht wohl zeigen. Meyer, Streicher und einige andere Freunde kamen daher mit ihm überein, in Oggersheim ihn abzuholen und von da nach Worms zu begleiten, von wo er dann am nächsten Tage mit dem Postwagen abfahren könne. Als die Freunde am bestimmten Tage bei ihm eintrafen, fanden sie ihn eben beschäftigt, seine Habseligkeiten in einen großen Mantelsack zu packen. Bei einer Flasche Wein, die er reichen ließ, suchten sie im Gespräch ihn über seine Zukunft zu beruhigen. Doch es bedurfte dessen nicht. „War einmal eine Entscheidung gefaßt," sagt Streicher, „so zeigte er den Muth, den ein wackerer Mann braucht, um Herr über sich zu bleiben. Er übte, was wenige Dichter thun, seine ausgesprochenen Grundsätze redlich aus, und befolgte Karl Moor's Vorsatz: Die Qual erlahme an meinem

Stolz! unter Umständen, in denen jedem Andern die Kraft versagt hätte."

Die Gesellschaft brach von Oggersheim bei starker Kälte und tiefliegendem Schnee auf und kam im Posthause zu Worms, wo abgestiegen wurde, noch eben zur rechten Zeit an, um der Aufführung der Ariadne auf Naxos durch eine wandernde Truppe beiwohnen zu können. An dem Schiff, welches den Theseus abholen sollte, waren zwei Kanonen angemalt; den Donner, unter dem Ariadne vom Felsen geschleudert wird, brachte ein Sack Kartoffeln, in einen großen Zuber geschüttet, hervor. Es läßt sich denken, wie reichen Stoff zum Lachen und Spotten hier Meyer und seine Freunde fanden. Nur Schiller sah mit ernstem, sinnendem Blicke drein, als hätte er nie dergleichen gesehen, und konnte auch nach beendigtem Melodram lange nicht aus dieser Stimmung gebracht werden. Noch im reifsten Mannesalter gab ihm, nach seinem eigenen Geständniß, oft ein schlechtes Stück bei der Aufführung viele neue und fruchtbare Ideen. Erst das Nachtessen, bei dem es nicht an Liebfrauenmilch fehlte, entriß ihn seinem Brüten und heiterte die Gesellschaft so auf, daß sie endlich wohlgemuth nach Mannheim aufbrach und dem Allen werth gewordenen Dichter in unbefangener Redseligkeit ihr Lebewohl aussprach. Streicher allein und Schiller sagten einander nichts. Kein Laut kam über ihre Lippen, keine Umarmung wurde gewechselt, kein Abschiedskuß getauscht; ein starker, langdauernder Händedruck sagte mehr, als Worte auszudrücken vermocht hätten. Noch viele, viele Jahre später, als Streicher in seinem Büchlein diese Scene schilderte, durchzitterte sein Herz eine tiefe Trauer in der Erinnerung an den Augenblick, „in dem er ein wahrhaft königliches Herz, Deutschlands edelsten Dichter, allein und im Unglück zurücklassen mußte."

Auf dem Rückwege nach Mannheim erinnerten sich Schiller's Freunde zu spät an manches Entbehrliche, womit sie dem Reisenden die außerordentlich strenge Winterkälte weniger empfindlich hätten machen können. Sie bedauerten dies um so ernstlicher, als Schiller, nur mit einem leichten Ueberrock versehen, bei dem damaligen Schneckengang der Posten einige Tage und Nächte im Wagen zubringen mußte. Dann kam das Gespräch auf Schiller's Flucht aus Stuttgart, die für leichtsinnig und unbegreiflich erklärt wurde. Man tadelte es, daß er seiner Berufswissenschaft untreu geworden, und verglich den reichen Gelderwerb guter Aerzte mit dem spärlichen Einkommen selbst der vorzüglichsten deutschen Dichter, sprach auch Zweifel aus, ob Schiller den durch sein erstes Schauspiel erregten Hoffnungen entsprechen werde. Der einzige, aber auch sehr warme Vertheidiger unsers Dichters war Iffland, der

selbst in früher Jugend, bloß mit den Kleidungsstücken auf seinem Leibe ausgestattet, einem wohlhabenden Vater entflohen war, um sich unter Eckhoff zum Schauspieler auszubilden. Er gab nicht nur dem muthigen Entschlusse Schiller's seinen Beifall, sondern machte auch mit seinem scharfen Witze den Kleinmuth der Tadler lächerlich, die es für ein Unglück hielten, eine beschwerliche Winterreise machen zu müssen, oder zur gewohnten Stunde keinen wohlbesetzten Tisch zu finden. Seine Schutzrede für den Dichter ließ zuletzt dessen Geschick in einem günstigern Licht erscheinen.

Ehe wir diesem selbst in sein neues verborgenes Gebirgsasyl folgen, unterziehen wir sein jüngstes Drama, das er dorthin, wenn auch nicht gänzlich vollendet, mitnahm, einer nähern Betrachtung.

Vierzehntes Kapitel.

Kabale und Liebe.

Kabale und Liebe ist das dritte der drei polemischen Jugenddramen Schiller's, worin er seinem Unwillen über das, was ihm in der Menschenwelt verwerflich erschien, einen dichterischen Ausdruck gab. Während in den Räubern Natur und Civilisation, im Fiesko Republik und Monarchie die Hauptgegensätze bilden: steht in Kabale und Liebe das Bürgerthum dem Adel, oder richtiger gesagt, das Recht des Herzens dem Rangunterschiede der Stände kämpfend gegenüber. Der erste Gegensatz ist kulturphilosophisch, der zweite politisch, der dritte social. Der Dichter schrieb an Dalberg, er habe sich in Kabale und Liebe „eine vielleicht allzufreie Satyre und Verspottung einer gewissen vornehmen Schurken- und Narrenart erlaubt." Damit bezeichnete er die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, wenigstens nicht erschöpfend. Es galt den Kampf der Liebe gegen die Tücke und Bosheit dieser Schurkenart, den Konflikt eines rein menschlichen Geistes- und Gemüthsadels mit eingewurzelten Standesvorurtheilen und Standesinteressen. „Durchreißen will ich," so gelobt der Hauptheld, „alle diese eisernen Ketten des Vorurtheils, frei wie ein Mann will ich wählen, daß diese Insektenseelen am Riesenwerk meiner Liebe hinaufschwindeln." Leider zeigt sich der Held dieser Aufgabe wenig gewachsen. Mochte immerhin ihm sein Werk mißlingen, mochte das Altherge-

brachte, das Conventionelle äußerlich über das rein Menschliche den Sieg davontragen, und Ferdinand als der Vertreter des letztern Princips darüber zu Grunde gehn, hätte er nur sich innerlich aufrecht erhalten, so würde das Stück uns mit einem erhobenen Gefühl entlassen. Denn eine Tragödie schließt am schönsten, wenn sie den Vorkämpfer für eine hohe und edle Idee zwar äußerlich erliegen, aber innerlich triumphiren läßt. Ferdinand geht nicht so unter. Er verirrt sich, wie Hoffmeister richtig bemerkt, in der letzten Hälfte des Stücks von sich selbst. Der Dichter erlaubte sich, um die Katastrophe herbeizuführen, den Charakter seines Helden gewaltsam zu behandeln, ihn minder edel werden zu lassen, als er angelegt war und dieser Anlage nach werden konnte. Darin liegt auch der Hauptgrund, warum der Ausgang der Tragödie uns nicht erhebt und kräftigt, sondern peinigt und niederdrückt.

Auffallen kann es freilich nicht, wenn damals aus Schiller's Innerm kein dramatisches Gebilde hervorging, „welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt." Ist der Dichter noch selbst in den innern Herzenskämpfen befangen, die er darstellt, so kann der Eindruck seiner Dichtung kein befriedigender, versöhnender, schmerzenstillender sein. Wie zerrissen aber Schiller's Herz zu der Zeit war, in welcher Kabale und Liebe entstand, weiß der Leser zum Theil schon aus dem Vorhergehenden. Nach Karoline von Wolzogen wäre der Plan während seines vierzehntägigen Militairarrestes in Stuttgart entstanden, und daraus, fügt sie hinzu, „erklären sich leicht die etwas grellen Situationen und Farben des Stücks". Wenn dies auch vielleicht auf einem Irrthum beruht, und man mit Streicher die erste Konception des Trauerspiels in die Zeit der Fußreise über Darmstadt nach Frankfurt setzen muß, so war Schiller doch in der ganzen Epoche, welcher das Keimen und Reifen dieser Produktion angehört, allzu aufgeregt und schmerzerfüllt, um ein rein objektives Gemälde jenes Konflikts, den er schildern wollte, schaffen zu können. „Kein noch so großes Talent," sagte Schiller später selbst, „kann dem Kunstwerk verleihen, was dem Schöpfer desselben gebricht."

Unzweifelhaft zeugt auch Kabale und Liebe von Schiller's großartiger dichterischer Begabung. Einen kunstreichen, wenn auch nicht fehlerlosen Plan, treffliche einzelne Stellen und ganze Scenen, überraschend originelle und wahre Gedanken, tiefe Griffe in die menschliche Natur, gelungene Zeichnung einiger Charaktere, mächtige Gluth der Empfindung, gewaltige Kraft des Ausdrucks wird nicht leicht Jemand dem Werke absprechen, aber die sichere Selbstbeherrschung, den Adel des Gemüths, die Reife der Lebensanschauung, die der Dichter sich noch erst erringen und erkämpfen sollte, konnte er dem Geschöpf seines Geistes nicht ein=

hauchen. Man beschuldigt damit nicht, wie Palleske meint, Schiller's Seele der Kleinheit, wenn man in dieser Dichtung die Abdrücke seiner persönlichen bittern Lebenserfahrungen erblickt. Unverkennbar zittert darin der Zorn über die selbsterlittenen Kränkungen und Beschränkungen und zugleich der Unmuth über die unwürdige, demüthigende Stellung des Standes, dem er angehörte, sowie über die Rücksichtslosigkeit der privilegirten Stände nach. Und weil diese Empfindungen noch in ihrer vollsten Kraft im Dichter vibrirten und sein Gemüth krankhaft aufregten, mußte das Kolorit des Ganzen nothwendig zu grell werden.

In den Räubern bewegten sich Schiller's Ideen in einer philosophisch weit umfassenden, im Fiesko in einer gesellschaftlich hohen Sphäre, in Kabale und Liebe halten sie sich in enger begrenzten Verhältnissen. Im ersten Drama stellte sich eine neue auf natürliche Forderungen des Menschen gegründete Weltordnung in Gegensatz zu einer alten verrotteten; im zweiten drehte sich der Kampf um die Form des ganzen Staates; im dritten zieht er sich zu einem auf dem gesellschaftlichen Rang- und Standesunterschied beruhenden Familienkonflikt zusammen. Was Schiller in den Räubern aussprach, gährte, wenn auch nur dunkel, damals in den Gemüthern; daher der enthusiastische Anklang, den sie fanden. Für die republikanische Gesinnung, die er seinem Fiesko einhauchte, fehlte der großen Menge noch die Empfänglichkeit; daher die kühlere Aufnahme desselben. Die Empfindungen aber, welche dem Dichter Kabale und Liebe eingegeben hatten, wurden von seinem Publikum lebhaft mitempfunden; daher kein Wunder, wenn dieses Drama, trotz mehrfacher Schattenseiten, weit mehr Glück als das nächst vorhergehende, machte. Das stoffliche Interesse ersetzte den Mangel eines reinen ästhetischen Genusses. Erinnert sich der Leser nur dessen, was früher gelegentlich über Karl Eugen's Mißregierung in seiner Jugendzeit, über seine Verschwendung, seine Maitressenwirthschaft, den schmachvollen Handel, den er mit den wehrhaften Landessöhnen trieb, über die grausamen Einkerkerungen Moser's, Rieger's, Schubart's, über Montmartin's Intrigue gegen Rieger, über die Zügelung des Herzogs durch die Gräfin von Hohenheim u. s. w. erzählt worden: so wird ihm einleuchten, wie sehr Kabale und Liebe schon als ein Spiegelbild der Zeit die Theilnahme der Zuschauer erregen mußte. Denn jene Fürsten- und Beamten-Willkür, jene Minister- und Maitressenwirthschaft beschränkte sich nicht auf Württemberg, sondern herrschte in manchen der kleinen deutschen Vaterländer; und hatten sich auch hier und da in der jüngsten Zeit die Zustände bedeutend gebessert, so lebten die schlimmern Tage

noch in der Erinnerung und Ueberlieferung, und Niemand fühlte sich vor der Wiederkehr derselben gesichert.

Es sind also hier, im Gegensatz zum Fiesko, Zustände der Gegenwart oder einer sehr nahen Vergangenheit und vaterländische Verhältnisse, in die uns der Dichter einführt. Der Fürst bleibt im Hintergrunde, aber der Mißbrauch der fürstlichen Gewalt und die Verderbtheit des Hoflebens sind in das grellste Licht gestellt. „Manche Auftritte," sagt Streicher, „und zwar nicht die unbedeutendsten, gründen sich auf Sagen, die damals verbreitet waren, und deren Ausführung viele Seiten ausfüllen würde. Der Dichter glaubte solche hier an den schicklichen Platz stellen zu sollen, und gab sich nur Mühe, Alles so einzukleiden, daß weder Ort noch Person leicht zu errathen war, damit nicht üble Folgen daraus entständen." Der zuletzt angedeutete Grund war gewiß nicht das Einzige, was Schiller bestimmte, die persönlichen Beziehungen aus seinem Zeitgemälde sorgfältig auszulöschen. Es lag schon früh in seiner Art, das Specielle und Individuelle in der poetischen Darstellung bis zum völligen Unkenntlichwerden zu verallgemeinern. Wie er später sein Gattenglück in Lieder so wenig individueller Art, wie die „Würde der Frauen" und sein Vaterglück in ganz generell gehaltene Epigramme ausströmte, so kam es ihm auch jetzt mehr auf ein allgemeines vaterländisches Zeitgemälde, als auf eine speciell gegen Karl Eugen und württembergische Verhältnisse gerichtete Satyre an. Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, läßt sich das Stück auch als ein historisches bezeichnen, und ist sogar ein viel wahreres Zeitbild als der Fiesko. Zelter schrieb ein halbes Jahrhundert später an Göthe: „Was dieses Stück vor fünfzig Jahren auf mich und die sämmtliche Sprudeljugend für elektrische Macht ausgeübt hat, magst du dir denken. Wer aus jener Zeit es nachsehen kann, wird es nicht so herabsetzen, wie es damals Moritz that. Es gehört in jene Zeit und ist insofern ein g e s c h i c h t l i c h e s Stück."

Schiller selbst nannte seine Dichtung ein b ü r g e r l i c h e s Trauerspiel. Dies darf aber nicht so aufgefaßt werden, als gehöre das Drama jener Gattung von Rührstücken an, welche durch O. H. von Gemmingen, Iffland u. A. in Aufnahme kam, wenn gleich Schiller später in der Parodie „Shakespeare's Schatten" es mit den Iffland'schen, Schröder'schen und Kotzebue'schen Produktionen solcher Art auf Eine Reihe stellte. Ein bürgerliches Trauerspiel ist Kabale und Liebe nur insofern, als die Handlung im bürgerlichen Leben, in Familienkreisen spielt; aber dem Geiste nach ist das Stück mit den Räubern und Fiesko verwandt. Derselbe Freiheitssinn, derselbe Zorn gegen naturwidrige Beschränkungen

sprüht in Kabale und Liebe, wie in den zwei vorhergehenden Dramen; und, wie die Räuber, so ist auch das vorliegende Stück ein Zeitgemälde, kein specielles Familiendrama. Mit Unrecht urtheilt Gervinus über Kabale und Liebe: „In diesem mißglückten Stücke hat Schiller das meiste Verhältniß zu den Klinger und Wagner, den untergeordneten Schreibern jener Tage." Die Verwandschaft beschränkt sich auf Aehnlichkeit im Stofflichen, aber der Geist ist grundverschieden. Mißglückt mag allerdings vieles Einzelne, wie dies gleich nachgewiesen werden soll, mit Recht nennen; aber das Ganze war als das erste tiefeingreifende sociale Drama zu seiner Zeit eine gewaltige poetische That.

Auf die Betrachtung der einzelnen Seiten näher eingehend, fassen wir zuerst den Gang der Handlung ins Auge. Gegen diesen hat man den Tadel erhoben, daß darin der Intrigue ein größerer Spielraum gegeben sei, als sich mit der Würde und der Größe der Tragödie vertrage. Hettner erklärt überhaupt die Intrigue in der Tragödie für unzulässig und verlangt, daß allein aus den Charakteren der Helden oder aus den Principien der Ideen der verzehrende tragische Funke mit Naturnothwendigkeit hervorsprühe. Ich räume ein, daß die Intrigue mehr der Komödie, als der Tragödie zusteht; aber darum braucht man sie aus letzterer nicht unbedingt zu verdammen. Gelingt es, ohne sie zu Hülfe zu nehmen, rein aus den Charakteren und den in der Tragödie kämpfenden Principien den Faden der Handlung zu spinnen, und stetig, folgerecht und rasch bis zur Katastrophe fortzuführen, um so besser. Wo dies schwer wird, mag die Intrigue, sofern sie nicht lächerlicher Art ist, benutzt werden; ja, es gibt Fälle, wo sie ganz am Platz ist, wenn nämlich edle, großartige Charaktere mit verworfenen, gemeinen in Konflikt kommen. Wie sollten sich die letztern der erstern anders erwehren, als indem sie zu Mitteln greifen, die ihrer Natur gemäß sind? Dies ist nun auch in Kabale und Liebe der Fall. Der Präsident und Wurm nehmen zu niederträchtigen Waffen ihre Zuflucht, weil sie selbst durch und durch niederträchtig sind; und zugleich wird dadurch, wie Palleske treffend bemerkt, das Stück ein vollständigerer Abdruck seines Jahrhunderts. Denn die Intrigue, der feige, nach krummen Wegen spähende Verstand war eine charakteristische Macht jener Zeit. Insoweit wäre also die Anwendung der Intrigue in unserm Stück nicht zu tadeln, hätte nur der Dichter es verstanden, eine solche zu erfinden, durch die den edlen Charakteren kein Abbruch geschehen wäre. Allein darin hat Schiller es versehen, wie sich sogleich bei der Betrachtung der Charaktere zeigen wird.

Unter den Männercharakteren ist dem Plan des Stücks gemäß

Ferdinand der einzige, dem der Dichter seinen eigenen Charakter leihen konnte. Er ist in gleichem Grade, wie Karl Moor, und in viel höherem, als Fiesko, ein Abbild Schiller's. In den Genueser Fiesko konnte er nur einzelne Züge aus seinem Innern verweben; den Charakter Ferdinands durfte er, weil ihn nichts historisch Gegebenes band, ganz aus seiner Seele aufbauen. Stolz, Ehrgefühl, Freiheit des Geistes von allem Konventionellen, Gemüthsadel und Empfindungswärme sind die Grundzüge von Ferdinands Wesen. „Meine Ehre," ruft er dem Vater zu, „wenn Sie mir diese nehmen, so war es ein leichtfertiges Schelmenstück, mir das Leben zu geben, und ich muß den Vater, wie den Kuppler verfluchen." Aber nicht in seinem Stande, sondern in seiner Menschenwürde wurzelt sein Ehrgefühl; die adelige Geburt verachtet er als ein Vorurtheil. Schiller's und Ferdinand's Glücksideal sind das nämliche. „Neid, Furcht, Verwünschung," sagt Ferdinand, „sind die traurigen Spiegel, worin sich die Hoheit eines Herrschers belächelt; Thränen, Flüche, Verzweiflung die entsetzliche Mahlzeit, woran diese gepriesenen Glücklichen schwelgen, von der sie betrunken aufstehen und so in die Ewigkeit vor den Thron Gottes taumeln. Mein Ideal von Glück zieht sich genügsamer in mich selbst zurück. In meinem Herzen liegen alle meine Wünsche begraben." Wie viel wohlthuender würde das Stück wirken, wenn nicht der Dichter durch den zu Grunde gelegten Plan bestimmt worden wäre, den Helden zuletzt unter sich selbst herabsinken zu lassen!

Um Ferdinand von seiner Geliebten zu trennen, wird ihm ein an den albernen Hofmarschall von Kalb gerichteter Liebesbrief Louisens, den man ihr durch furchtbare Vorspiegelungen abgezwungen hat, in die Hände gespielt, und durch diesen Brief irre geführt, läßt sich der Bethörte bis zur Ermordung der Unschuldigen und seiner selbst hinreißen. Wie kann jener edle, stolze, hochsinnige Ferdinand einem so plumpen Betruge zum Opfer fallen? Er, der ideal Gesinnte, mußte seinem Herzen mehr trauen, als seinen Augen. Allerdings hat der Dichter Ferdinand's blinden Wahn, daß seine Louise mit dem lächerlichsten aller Menschen in Verbindung stehe, durch eine frühere Scene (Akt 3, Sc. 4) zu motiviren gesucht. Aber diese Motivirung bedürfte wieder einer; denn schon dort fällt Ferdinand auf eine unverantwortliche Weise aus seinem Charakter. Er macht seiner Geliebten den Vorschlag zur Flucht, und auf ihre Antwort: „Meine Pflicht heißt mich bleiben und dulden" schleudert er ihr den Vorwurf ins Gesicht: „Schlange, du lügst! Dich fesselt was Anderes hier!" Wie konnte er sich so weit vergessen? Gesetzt aber auch, diese leichtgläubige Eifersucht gewann in seiner Seele

Raum, mußte da nicht sein ganzer Stolz erwachen? Mußte er nicht die, welche er für eine Elende hielt, sich selbst und ihrer eigenen Strafe überlassen? „Umgürte dich mit dem ganzen Stolz deines Englands — ich verwerfe dich, ein deutscher Jüngling!“ so spricht er zu Lady Milford, und wegen der vermeintlichen schändlichen Betrügerin, die sich an einen Kalb weggeworfen, bringt er sich um? Das läßt sich durch keine Uebereilung, keine Leidenschaft entschuldigen oder erklären. Der Ausgang einer Tragödie muß sich nach dem Charakter der Hauptperson bestimmen; Ferdinands Charakter aber ändert sich nach dem Plan des Stücks um.

Ihm, als Vertreter der Herzensrechte gegenüber den Standesinteressen, steht Louise zur Seite. Ursprünglich faßte sie der Dichter sogar als die Hauptrepräsentantin des Princips auf, wofür ihr Geliebter kämpft; das zeigt der Titel „Louise Millerin“, den er anfangs dem Stücke zu geben gedachte. Mit dem jetzigen Titel taufte Iffland die Tragödie, und Schiller hat wohl gethan, ihn zu adoptiren; denn Louise ist für die Ehre der Titelrolle eine zu schwache und mißlungene Figur. Mit Recht sagt Hoffmeister: „Louise hätte als Repräsentantin des Bürgerstandes und im Kontrast mit der vornehmen Welt durchaus naiv dargestellt werden müssen. Aber für eine naive Darstellung der weiblichen Natur fehlte es Schiller ganz an der gehörigen Gleichgültigkeit. Sein überwiegendes sittliches Interesse verwebte immer seine Zuneigung oder seinen Widerwillen gegen den Charakter der Personen auch in die Darstellung derselben; seine Charaktere sprechen seine sittlichen Affekte aus. Und auch durch seine immer mitdichtende Reflexion zog er leicht das Objekt in sich selbst hinein und verwickelte es in seinen Bildungszustand. Man darf nur an Göthe's Klärchen im Egmont denken, um es mit einem Schlag zu fühlen, wie gänzlich die Louise verfehlt ist. Der Lady gegenüber läßt sie sich in dialektische, scharfsinnige Unterscheidungen menschlicher Denkweisen und Gesinnungen ein (welche übrigens an und für sich trefflich sind), und dennoch steckt sie in grobem Aberglauben. Sie hält sich durch einen abgelisteten Eid für gebunden, und um die Sünde des Selbstmordes von sich abzuwenden, will sie in den Fluß springen und im Hinuntersinken Gott um Verzeihung und Erbarmen bitten. Schiller hätte sie als ein reines Naturkind darstellen und nicht dem Ferdinand in die Schule geben, oder vielmehr nicht selbst in die Schule nehmen sollen — in die Schule, wo dem Menschen nur das verstümmelt wiedergegeben wird, was er schon ganz und voll mitbringt. Was hat sie denn noch außer ihrer schwachen, weinerlichen Liebe? und was thut sie? Ihr Ferdinand will sie entführen, aber sie bleibt und

gibt lieber Alles auf. Ihr eigener Vater hätte es ihr besser sagen können: „Das Mädel muß lieber Vater und Mutter zum Teufel wünschen, als ihren Geliebten fahren lassen.“ — Das einander Widersprechende in Louisens Charakter, der Aberglaube, der beschränkte Gesichtskreis, den sie stellenweise verräth, neben jener Geistesfreiheit und Bildungsstufe, die sie an andern Stellen, besonders im Gespräch mit der Lady, zeigt, erklärt sich eben so, wie jener Abfall Ferdinands von sich selbst. Der Dichter erlaubte sich, um die Katastrophe herbeizuführen, ihrem Charakter Schwächen beizugeben, deren er seiner Grundanlage gemäß nicht fähig war.

Dem Liebespaar gegenüber stehen als Widersacher der Präsident und sein Sekretair Wurm. In ihnen ist das Princip des Bösen individualisirt. Es ist nicht uninteressant, die verschiedenen Arten, wie dieses Princip in den drei Jugenddramen Schiller's sich verkörpert, miteinander zu vergleichen. Die eigentliche Wurzel des Bösen ist die Selbstsucht; wir haben daher Behufs einer solchen Vergleichung in jenen Stücken uns nach denjenigen Charakteren umzusehen, deren Grundzug der Egoismus ist. In den Räubern, worin, wie die Gesammtidee, so auch die Charaktere und alles Andere ins Gigantische gehen, erscheint das Böse, die Selbstsucht, gleichfalls in das Kolossale und Empörende gesteigert, so daß der Träger desselben, eben wegen seiner absolut bösen Natur, die Wahrheit des Menschlichen einbüßt. Im Fiesko hat der Dichter die Selbstsucht in der Form der Herrschbegier neben die edelsten Eigenschaften in die Brust des Helden gelegt, außerhalb desselben aber noch besondere Vertreter, gleichwie edler Richtungen (Andreas Doria, Verrina, Bourgognino, Leonore), so auch des Bösen (Muley Hassan, Gianettino, Julia u. a.) hingestellt, besonders aber in dem Mohren auf ganz eigenthümliche Weise den Egoismus auf eine so tiefe Stufe sittlicher Entwickelung hinabgerückt, daß er dadurch für das menschliche Gemüth einen großen Theil des Empörenden verliert. In Kabale und Liebe erscheint das Böse als feige Intrigue und gemeine Niederträchtigkeit, ohne das Gepräge des Großartigen, das ihm in Franz Moor anhaftet, und zugleich ohne die Beimischung des Humors, der ihm in Muley Hassan zugesellt ist. Der Präsident ist, wenngleich einer höheren Gesellschaftssphäre angehörig, nicht minder niederträchtig, als sein Sekretär Wurm, ja eigentlich diesem untergeordnet, da Wurm die Fäden der Intrigue und Kabale spinnt, und der Präsident ihm folgt. Beiden Charakteren hat der Dichter einen Zug eingewebt, wodurch sie vor dem Eindruck völliger Unnatur, den Franz Moor macht, geschützt sind. Der Präsident ist seinem Sohn zu Liebe mit seinem Gewissen und dem Him-

mel zerfallen, und Wurm empfindet für Louise Miller eine warme Zuneigung. Allerdings werden des Präsidenten Gewissensbisse, von denen er in der Schlußscene des ersten Akts spricht, durch seine folgenden Reden und Handlungen nicht gerade sehr glaubhaft gemacht. Dagegen erscheint Wurms Liebe als eine, wenn auch nicht schwärmerische, doch ausdauernde und zugleich aufrichtige; denn wäre es ihm um eine vortheilhafte Partie zu thun gewesen, so hätte er es nicht auf die Tochter des armen Musikers abgesehen.

Als eine ächt poetische Wendung und eine wahrhafte Schönheit des Stücks hebt Rötscher mit Recht hervor, daß die beiden Bösewichter durch die selbstgesponnene Intrigue umgarnt und ins Verderben gestürzt werden, weil sie das nicht in Rechnung bringen, auf was sie ihrer Natur nicht gefaßt sein können, nämlich eine ideale Macht, die Gewalt einer allen Verhältnissen trotzenden Liebe. Wurm und der Präsident können die Kraft der Liebe und die Folgen eines getäuschten Vertrauens nicht in ihren Kalcul aufnehmen, weil diese ihnen völlig unbekannte Größen sind. „Der intriguante, berechnende Verstand," sagt Rötscher, „wird gerade dadurch um den Preis seiner Mühen betrogen, daß er kurzsichtig genug ist, die Grenze seiner Verstands-Konsequenzen für die absolute Grenze aller möglichen Folgen zu halten, und Gewalten heraufbeschwören hilft, von deren Wirkungen er keine Ahnung hatte."

Hoffmeister findet Wurm's Charakter am Schluß der Tragödie nicht minder inkonsequent, als den Ferdinands und Louisens, gehalten, und meint, Schiller habe sich diese Inkonsequenz nur gestattet, um durch der beiden Schurken Bestrafung dem Stück einen moralischen Ausgang geben zu können. „Wie konnte," fragt er, „der kalte, schleichende, versteckte Bösewicht auf das bloße Wort des Präsidenten: du gabst den Schlangenrath — über dich die Verantwortung! so plötzlich gegen seinen Herrn herausplatzen und durch die wahnsinnigste Veröffentlichung ihrer gemeinschaftlichen Verbrechen sich selbst mit ihm ins Verderben stürzen?" Rötscher entgegnet: „Hierin liegt der eigentliche Triumph der menschlichen, durch keine Selbstbelügung ganz abzutödtenden Stimme der Wahrheit. Aus Wurm schlägt in der Schlußscene eine Wildheit heraus, die uns erklärt, wie völlig gebrochen er sich durch diesen Ausgang fühlt, wie sehr er durch die von ihm nicht geahnte Macht der Leidenschaft aus seinem Gleichgewicht herausgeworfen ist. So vergeblich mit allen heiligen Gesetzen in Kampf getreten, in seiner List und seinem ganzen Kalcul zu Spott und Schande geworden zu sein, dieser Gedanke erfüllt ihn mit Wuth, in der er jede bisherige Rücksicht, jeden Unterschied der Stellung, ja das Leben selbst für nichts mehr achtet. Es

liegt in Wurm eine Art von Genuß in dieser völligen Gleichstellung mit dem Manne, von dessen Wink und Launen er sich bis dahin abhängig fühlte. Er opfert sein Leben, um das Leben seines vornehmen Genossen zu vernichten und darin die Befriedigung seiner Herrschaft über den Bösewicht zu genießen, welcher dem Gesetz bisher unerreichbar war."

Die männlichen Nebenfiguren, der Stadtmusikus Miller und der Hofmarschall von Kalb, sind trefflich gezeichnet und zeugen von einem bedeutenden Talent des Dichters für das Komische. Wenn, wie Schwab andeutet, Miller und seine Frau Kopien damaliger Stuttgarter Persönlichkeiten sind, so beweisen sie, daß Schiller schon früh scharf zu beobachten und die charakteristischen Züge wohl auszusondern verstand.

Der beste weibliche Charakter des Stücks, und die gelungenste Frauengestalt, die Schiller bis dahin gezeichnet hatte, ist die schöne, geistreiche, hochsinnige Lady Milford. Hoffmeister legte wohl zu viel Gewicht auf den Wink, den der Freiherr von Böhnen im Vorwort zu der von ihm zuerst veröffentlichten Rede Schiller's „Ueber die Folgen der Tugend" gibt. „Diese Rede," sagt Böhnen, „zeigt dem Geschichtskenner das geschichtliche Weib (Franziska von Hohenheim), welches dem Dichter in seinem bürgerlichen Trauerspiel zum Modell der fürstlichen Geliebten diente; sie zeigt endlich dem Menschenkenner, besonders am Ende des Aufsatzes, daß der Zögling der Militär-Akademie gegen die Reize seiner Landsmännin nicht so unempfindlich war, als der Major von Walter gegen jene der britischen Lady." Dem Dichter mag bei der Darstellung dieser Partie des Dramas oft genug die Gräfin von Hohenheim und ihr Verhältniß zum Herzog vorgeschwebt haben; aber diese war nach Allem, was wir von ihr wissen, ein zu milder Charakter, um das Modell zur stolzen und heroischen Britin bilden zu können; und wenn Schiller auf der Akademie für die anmuthige und gütige Frau ein wenig schwärmte, so theilte er dieses Gefühl mit der großen Mehrzahl der Schulgenossen.

Schließlich sei noch kurz der trefflichen Gliederung des Stücks und der Kunst gedacht, womit der Dichter ermüdende Expositionspartien zu vermeiden, die Handlung sofort in lebhaften Gang zu bringen, und durch alle Akte hindurch in beschleunigtem Fortschritt zu erhalten gewußt hat. So verkündigte auch dieses Drama schon durch viele vorzügliche Eigenschaften den künftigen Meister voraus, wenn es gleich als Ganzes weder den ästhetischen Forderungen vollkommen genügt, noch auch einen befriedigenden sittlichen Eindruck zurückläßt. Die drei Jugend-

dramen Schiller's wirken, ungeachtet ihres moralischen Ausgangs, auf den Zuschauer nicht versöhnend, weil der Dichter, als er sie schuf, selbst noch nicht innerlich versöhnt war.

Fünfzehntes Kapitel.

Aufenthalt in Bauerbach. Anfängliches Behagen. Ankunft der Frau von Wolzogen und ihrer Tochter Charlotte. Neigung zu Charlotte. Mystificirender Brief an Streicher. Abreise der Freundinnen. Reinwald. Dramatische Entwürfe. Wiederannäherung Dalbergs. Qualen der Eifersucht. Festlicher Empfang der Freundinnen. Traurige Entdeckung. Trennung von Lotte. Reinwald's Brief an Christophine. Wachsende Leidenschaft und Trübsinn. Abschied von Bauerbach.

Ehe wir Schiller nach seiner mehrtägigen Reise bei strenger Decemberkälte in seinem neuen Zufluchtsort empfangen, möge den Lebens- und Familienverhältnissen seiner edeln Beschützerin und dem Asyl, das sie ihm gewährte, eine flüchtige Betrachtung gewidmet werden. Henriette von Wolzogen, geb. von Marschalk-Ostheim, vierzehn Jahre älter als Schiller, war die Witwe des verstorbenen Geheimen Legationsraths Ludwig von Wolzogen. Dieser hinterließ ihr bei seinem frühzeitigen Tode das Lehngut Bauerbach, etwa zwei Stunden südlich von Meiningen gelegen, in keineswegs erfreulichem und einträglichem Zustande, so daß die Witwe, die sich auf die Revenuen desselben angewiesen fand, ihre Mittel um so mehr zu Rath halten mußte, als sie für die Erziehung von vier Söhnen und einer Tochter zu sorgen hatte. Der mißlichen Beschaffenheit des gutsherrlichen Gebäudes wegen kaufte sie in dem Dorfe Bauerbach ein ziemlich geräumiges, aber schmales und ganz aus Fachwerk bestehendes, von einem Obstgarten umringtes Haus, wohnte hier jedoch nur zeitweise, gewöhnlich nur dann, wenn die Verwaltung des Guts, die sie als Vormünderin der Kinder führte, ihre Nähe wünschenswerth machte. Die übrige Zeit brachte sie meistens in Stuttgart zu, um ihren auf der Militair-Akademie studirenden Söhnen nahe zu sein, und gewann dort die besondere Zuneigung der einfluß-

reichen Gräfin Franziska von Hohenheim. War sie von Bauerbach abwesend, so führte in ihrem Auftrage der Schultheiß und Schulmeister des Orts, Namens Vogt, die Verwaltung des Gutes. Als Schiller die Reise nach Bauerbach antrat, hielt sie sich in Stuttgart auf, hatte aber den gastlichen Empfang des Dr. Ritter in ihrer Dorfwohnung (nicht, wie Hoffmeister annahm, auf dem Gut) durch Vogt bestens vorbereiten lassen.

Das Dorf Bauerbach, damals zum fränkischen Ritterkanton Rhön und Werra gehörig, liegt auf dem Bergland zwischen Werra und Main in einem einsamen Waldthal, durch welches sich ein Bach an Weiden und Erlen vorbeischlängelt. Die rauhe, wilde Gegend bildete freilich zu Schiller's milder gesegneter Heimath einen starken Kontrast. Im Orte selbst begegneten dem Auge nur armselige Hütten, eine baufällige Kirche, Bauern in Linnenkitteln oder dürftig gekleidete Juden; auf den nächsten Höhen düstere Fichtenwälder, und in weiterer Umgebung öde Berge, von deren einem die grauen Ruinen des alten Schlosses Henneberg herniederschauten. „Diese Gegend," schrieb der Bibliothekar Reinwald in Meiningen, „welche nur im Sommer ein wenig von einer Seite lächelt, gleicht mehr der Gegend, wo Jxion's Rad sich immer auf einem Ort herumdreht, als einer Dichterinsel." Tiefer Schnee bedeckte die ganze Landschaft und ließ die Einöde noch einförmiger erscheinen, als Schiller sich ihr am Abend des 5. oder 6. Decembers 1782 näherte.*) Dennoch begrüßte er freudig die Lichter, die aus den zerstreuten Häusern des bereits nachtbedeckten Thals schimmernd ihm die ersehnte Ruhe verkündigten. Auf der Herreise hatte er in Meiningen die Bekanntschaft des eben genannten, durch Frau von Wolzogen ihm empfohlenen Bibliothekars Reinwald gemacht und die Ueberzeugung gewonnen, daß er an ihm in seiner künftigen Einsamkeit einen sehr schätzenswerthen Freund besitzen werde.

Als der Ankömmling dem Verwalter Vogt sein Beglaubigungsschreiben überreicht hatte, wurde er sogleich in seine demnächstige Wohnung eingeführt. Ein zwar niedriges, aber dafür um so kräftiger von einem großen Kachelofen erwärmtes Zimmer empfing den Durchfröre-

*) Hoffmeister gibt in seiner kleinern Schrift (S. 178) den 7. December an. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Reise so lange gedauert. Schiller berichtete allerdings erst am 8. December seine Ankunft an Streicher und Schwan; aber er nahm sich vermuthlich vorher die Zeit, in seinem neuen Wohnort sich umzusehen.

nen. Ein Lehnsessel, ein Tisch mit gewundenem Fuß und ein Paar alter Fürstenporträts werden noch jetzt als Ameublementstücke desselben vorgezeigt. Das Wohlgefühl, womit ihn nach so viel Stürmen und Irrfahrten die Aussicht auf eine ruhige und behagliche Zukunft erfüllte, spricht sich denn auch in Briefen vom 8. December an seine Freunde lebhaft aus.

An Streicher schrieb er: „Liebster Freund, endlich bin ich hier, glücklich und vergnügt, daß ich einmal am Ufer bin. Ich traf Alles noch über meine Wünsche. Keine Bedürfnisse ängstigen mich mehr, kein Querstrich von außen soll meine dichterischen Träume, meine idealischen Täuschungen stören. Das Haus meiner Wolzogen ist ein recht hübsches und artiges Gebäude, wo ich die Stadt gar nicht vermisse. Ich habe alle Bequemlichkeit, Kost, Bedienung, Wäsche, Feuerung, und alle diese Sachen werden von den Leuten des Dorfs auf's vollkommenste und willigste besorgt ... Gegenwärtig kann und will ich keine Bekanntschaften machen, weil ich entsetzlich viel zu arbeiten habe. Die Ostermesse mag sich Angst darauf sein lassen." Doch klingt auch das Wehgefühl über die bitteren Erfahrungen, die er jüngst gemacht, in herben Tönen aus dem Briefe hervor. „Schreiben Sie mir," heißt es weiter „wo Sie gesonnen sind, zu bleiben ... Was Sie thun, behalten Sie diese praktische Wahrheit vor Augen, die Ihrem unerfahrenen Freund nur zu viel gekostet hat: Wenn man die Menschen braucht, so muß man ein H..... werden, oder sich ihnen unentbehrlich machen. Eines von beiden, oder man sinkt unter .... Empfehlen Sie mich bei Schwan, Meyer, Cranz*), Gern**), Derain, dem Stein'schen Hause, auch auf dem Viehhof ... Jetzt muß ich eilen; das ist bereits der fünfte Brief, und wenigstens noch so viele habe ich zu schreiben."

Aehnlich äußerte er sich an demselben Tage brieflich gegen Schwan: „Heut erst kann ich Ihnen mit aufgeheitertem Gemüthe schreiben; denn ich bin an Ort und Stelle, wie ein Schiffbrüchiger, der sich mühsam aus den Wellen gekämpft hat. Nunmehr bin ich in der Verfassung, ganz meiner Seele zu leben, und ich werde sie benutzen. Da ich die nothwendige Bequemlichkeit habe, so brauche ich eine Zeit lang für nichts

*) Joh. Friedr. Cranz, oder vielmehr Kranz, dem wir auch in Goethe's Leben begegnen, hielt sich seit 1782 auf Kosten des Herzogs von Weimar in Mannheim auf, um sich bei Holzbauer in der Composition, bei Fränzl auf der Violine auszubilden. Er war Meyer's Kostgänger. Später wurde er Concertmeister in Weimar.

**) Gern, ein guter Schauspieler und ausgezeichneter Baßsänger, verkehrte täglich im Meyer'schen Hause.

zu sorgen, als mich zu einem großen Plan vollends auszubilden (er meint: sich als Mediciner eine feste Stellung zu verschaffen, um in den Mußestunden mit desto freierem Gemüth der Dichtkunst leben zu können). Diesen Winter sehe ich mich genöthigt, nur Dichter zu sein, weil ich auf diesem Wege meine Umstände schneller zu arrangiren hoffe. Sobald ich aber von dieser Seite fertig bin, will ich ganz in mein Handwerk versinken (ein wiederholt gefaßter und nie ausgeführter Vorsatz). Bei meiner neulichen schnellen und geheimen Abreise war es mir unmöglich, von Ihnen, mein bester Freund, Abschied zu nehmen. Ich thue es jetzt und sage Ihnen für Ihre zärtliche Theilnahme meinen aufrichtigsten Dank. Meine damalige Verfassung gab mir Gelegenheit genug, meine Freunde auf die Probe zu stellen, und so unangenehme Erfahrungen mir auch dabei aufstießen, so bin ich doch durch die Bewährung einiger Weniger schadlos gehalten."

Hatte Schiller schon von seinen Knabenjahren in Lorch her das Landleben und die freie Natur lieb gewonnen, so machten ihm jetzt die Erfahrungen, die er im Welttreiben gemacht, eine stille Zurückgezogenheit doppelt wünschenswerth. Für den Augenblick den dringendsten Sorgen enthoben, von dem neu gewonnenen Freunde zu Meiningen mit Büchern versorgt, lebte er einige Wochen in so ruhiger Gemüthsstimmung, wie er seit langer Zeit nicht genossen hatte. Der ganzen Umgebung war Dr. Ritter ein geheimnißvoller Fremdling; nur Reinwald kannte seinen Namen und seine Lage. Mit dem Gutsverwalter spielte er zuweilen Schach, oder machte, wenn das Wetter es erlaubte, mit ihm einen Spaziergang. Meistens aber lebte er in seinen dramatischen Arbeiten, Entwürfen und Träumen; vor allem beschäftigte ihn zunächst noch seine Louise Millerin.

Aber wer in die ruhigste Zufluchtsstätte Ruhestörer in seinem Herzen mitbringt, erfreut sich dort keiner langen Befriedigung. Um reif für den Genuß der äußeren Ruhe zu sein, muß man erst die innere gesichert haben. Davon war Schiller noch weit entfernt. Er zeigte zu Oggersheim in schlimmer Zeit mehr Haltung, als hier in bessern Tagen. Gegen Ende des Jahrs kündigte ihm Frau von Wolzogen einen Besuch mit ihrer Tochter Charlotte an, und um seine Gemüthsgelassenheit war es sogleich geschehen. Mit fieberhafter Ungeduld erwartete er die mütterlich wohlwollende Freundin, mit größerer noch ihre Tochter. Lotte, damals in der ersten, frischesten Jugendblüthe stehend, wurde auf Kosten der verwitweten Herzogin von Gotha in einer Pensionsanstalt erzogen. Schiller hatte schon in Stuttgart, als sie dort zu Besuch bei ihrer Mutter war, Gelegenheit gehabt, sie kennen zu lernen, und glaubte

die Neigung, die er ihr entgegenbrachte, ihrerseits lebhaft erwidert zu sehen. Ueberwallenden Herzens und feuriger Phantasie, wie er war, machte er nur zu oft durch heiße Wünsche und kühne Träume sein Auge zum besonnenen Auffassen der Wirklichkeit ganz unfähig, und so hatte er auch damals nicht gewahrt, daß die Gemüthsbewegung des jungen Mädchens nicht ihm, sondern einem mitgebrachten Bekannten galt. Frau von Wolzogen mit ihrer Tochter, enthusiastisch von ihm zu Bauerbach empfangen, scheint dort nur wenige Tage verweilt zu haben. Sie reiste am 3. Januar 1783 mit Lotte zu ihrem Bruder nach Walldorf, dem nahe bei Meiningen gelegenen Stammgute der Marschalk-Ostheim'schen Familie. Schiller begleitete sie hin und schied nur mit der Absicht, sie möglichst bald dort aufzusuchen.

Kaum in Bauerbach wieder angelangt, schrieb er (am 4. Januar): „Ich bin ungewiß, ob ich diesen Brief bälder werde fortbringen können, als ich selbst zu Ihnen gekommen. Doch warum soll ich es darauf nicht wagen? Ich habe doch wenigstens den Gewinnst, desto häufiger an Sie zu denken, wenn ich Ihnen schreibe. Ich kam wohlbehalten von Masfeld hier an. Aber meine Prophezeiung wurde wahr: Seit Ihrer Abwesenheit bin ich mir selbst gestohlen. Es geht uns mit lebhaften Entzückungen, wie demjenigen, der lange in die Sonne gesehen; sie steht noch vor ihm, wenn er das Auge längst davon abgewandt." Frau von Wolzogen scheint ihn vor häufigerm Erscheinen in Meiningen, wo der Kleinheit der Stadt wegen jeder Fremde leicht Aufmerksamkeit erregte, gewarnt zu haben. „Ich gehe also nicht über Meiningen," heißt es in dem Briefe weiter, „sondern gerade von Bauerbach nach Walldorf. Dem Wetter wird schlechterdings nicht nachgefragt. Es ist schon schlimm, daß die Geisterwelt so viele Plane vernichtet; die Körperwelt soll mir keine Freude meines Lebens verderben!" Im Voraus schon den Schmerz der Trennung empfindend, schrieb er: „Es ist schrecklich, ohne eine mitfühlende Seele zu leben; aber es ist eben so schrecklich, sich an ein Herz zu hängen, wo man, weil doch auf der Welt nichts Bestand hat, nothwendig einmal sich losreißen und verbluten muß."

Frau von Wolzogen sah wohl seine Besuche in Walldorf schon aus dem Grunde nicht gern, weil hier eine Berührung des Dichters mit manchen Personen, die vielfache Beziehungen nach außen hatten, nicht zu vermeiden war, und dadurch sein Inkognito gefährdet wurde. Sie hatte aber sehr triftige Gründe, zu wünschen, daß sein Aufenthaltsort verborgen blieb. Als eine zärtliche Mutter sah sie die Gründung des Glücks ihrer Kinder als ihre Hauptlebensaufgabe an. Erfuhr nun der Herzog von Württemberg, daß sie den Entwichenen gastlich aufgenom-

men, so ließ er diese Großmuth vielleicht, trotz ihres freundschaftlichen Verhältnisses zur Gräfin Franziska, ihre Söhne auf der Akademie in einer Weise entgelten, die der Zukunft derselben höchst nachtheilig werden konnte. Dieser Umstand läßt die Wohlthat, welche die edle Frau dem Flüchtling erwies, in um so schönerem Licht erscheinen. Schiller würdigte ohne Zweifel vollkommen die Besorgnisse seiner Gönnerin und war darüber schwerlich auch nur einen Augenblick, wie Hoffmeister annahm, gegen sie verstimmt und erbittert. Vielmehr gab er sich die größte Mühe, seine Fährte zu verwischen, und ersann zu dem Ende einen Mystificationsplan, wobei er keinen Anstand nahm, selbst seine nächsten und treusten Freunde auf eine arge Weise hinter's Licht zu führen. Daß er zuletzt sich in der Nähe von Mannheim aufgehalten, war gewiß in Stuttgart kein Geheimniß geblieben. Wohin er dann sich gewandt, war so vielen seiner Mannheimer Freunde bekannt, daß sehr zu befürchten stand, ein etwaiger Verfolger werde von da aus seiner Spur leicht nachgehen. Es galt also vor Allem, in Mannheim die Meinung zu verbreiten, daß er sich nicht mehr in Bauerbach befinde, und so schrieb er am 14. Januar an Streicher:

„So bin ich doch der Narr des Schicksals! Alle meine Entwürfe sollen scheitern! Irgend ein kindsköpfischer Teufel wirft mich wie seinen Ball in dieser sublunarischen Welt herum. Hören Sie nur! Ich bin, wenn Sie den Brief haben, nicht mehr in Bauerbach. Erschrecken Sie aber nicht. Ich bin vielleicht besser aufgehoben. Frau von Wolzogen ist wieder hier, und hat ihren Bruder, den Oberhofmeister von Marschalk, der bei Bamberg eine Erbschaft von beinahe 200,000 Gulden gethan, begleitet. Sie können sich vorstellen, mit welcher Ungeduld ich ihr entgegenflog — — Aber nun! Lieber Freund, trauen Sie Niemand mehr. Die Freundschaft der Menschen ist das Ding, das sich nicht des Suchens verlohnt. Wehe dem, den seine Umstände nöthigen, auf fremde Hülfe zu bauen! Gottlob das Letztere war diesmal nicht. Die gnädige Frau versicherte zwar, wie sehr sie gewünscht hätte, ein Werkzeug in dem Plan meines künftigen Glücks zu sein — aber — ich werde selbst so viel Einsicht haben, daß ihre Pflichten gegen ihre Kinder vorgingen, und diese müßten es unstreitig entgelten, wenn der Herzog von W. Wind bekäme — das war mir genug. So schrecklich es mir auch ist, mich wiederum in einem Menschen geirrt zu haben, so angenehm ist mir wieder dieser Zuwachs an Kenntniß des menschlichen Herzens. Ein Freund — und ein glückliches Ungefähr rissen mich erwünscht aus dem Handel. Durch die Bemühung des Bibliothekors Reinwald, meines sehr erprobten Freundes, bin ich einem jungen Herrn von Wrmb be-

kannt geworden, der meine Räuber auswendig kennt, und vielleicht eine Fortsetzung liefern wird. Er war beim ersten Anblick mein Busenfreund. Seine Seele schmolz in die meine.*) Endlich hat er eine Schwester! Hören Sie, Freund, wenn ich nicht dieses Jahr als ein Dichter vom ersten Range figurire, so erscheine ich wenigstens als Narr, und nunmehr ist das für mich Eins. Ich soll mit meinem Wrmb diesen Winter auf sein Gut, ein Dorf im Thüringerwalde, dort ganz mir selbst und — der Freundschaft leben, und, was das Beste ist, schießen lernen, denn mein Freund hat dort hohe Jagd. Ich hoffe, daß das eine glückliche Revolution in meinem Kopf und Herzen machen soll. — Schreiben Sie mir nicht, bis Sie neue Adressen haben. Den Verdruß mit der Wolzogen unterdrücken Sie. Ich sei nicht mehr in Bauerbach, das ist Alles, was Sie sagen können. — — Mein neues Trauerspiel Louise Millerin ist fertig. — Ohne Veränderung Ihr Schiller."

Der gute Streicher ahnte nicht im Mindesten die Unaufrichtigkeit des Freundes, und dieser mag später sich gescheut haben, die wahre Absicht des Schreibens ihm zu gestehen, so daß Streicher niemals den eigentlichen Sachverhalt erfuhr. Löblich war auch nicht gerade die Art, wie Schiller den liebevollen Freund in neue Angst und Unruhe stürzte, und noch weniger, daß er, wie Streicher erzählt, durch Nachrichten ähnlichen Inhalts, die er an Christophine schickte, die Seinigen gleichfalls in Schrecken und Bekümmerniß versetzte. Es scheint beinahe, nach dem Ton des obigen Briefes zu urtheilen, als habe der Dichter, der eben in Kabale und Liebe so eifrig Intriguen spann, einiges Behagen darin gefunden, sein Leben auch einmal mit einer nicht gerade bösartigen Intrigue zu durchflechten. Nur theilweise entschuldigt sich sein Verfahren dadurch, daß er um jeden Preis von seiner großmüthigen Schützerin alle etwaigen nachtheiligen Folgen ihrer edeln Gastlichkeit abwenden wollte. So schmiedete er in gleicher Absicht noch ein Paar ostensibler Briefe, von denen Frau von Wolzogen nach ihrer Rückkehr in Stuttgart Gebrauch machen sollte. In dem einen, von Frankfurt a. M. datirt und an den ältesten Sohn seiner Gönnerin, seinen Freund Wilhelm, gerichtet, erklärte er, auf dem Wege nach Amerika zu sein; in dem an-

*) Die Bekanntschaft des Herrn von Wurmb (im Briefe Wrmb genannt) hatte Schiller wirklich gemacht, obwohl die Freundschaft schwerlich so intimer Art war, wie sie oben dargestellt ist. Wurmb wohnte auf Wolkramshausen im Bezirk Nordhausen. Er war von achtungswerthem Charakter, für Poesie empfänglich, ein Freund Göcking's, ein Bruder der Frau von Lengefeld, der künftigen Schwiegermutter unsers Dichters. Schiller verehrte ihm 1784 ein Exemplar seines Fiesko.

dern, von Hannover aus an Frau von Wolzogen datirt, meldete er eine Aenderung des Reiseplans und die Absicht, vorläufig nach England zu fahren. „Wenn aber," fügte er hinzu, „Amerika frei wird, so ist es ausgemacht, daß ich hingehe. In meinen Adern siedet etwas — ich möchte gern in dieser holprigen Welt einige Sprünge machen, von denen man erzählen soll." Den Herzog von Württemberg, versicherte er, habe er niemals verkleinern wollen, im Gegentheil seine Partei gegen Ausländer, besonders Franken und Hannoveraner, oft hitzig genommen.

Am 24. Januar 1783 kehrte Frau von Wolzogen in Begleitung ihrer Tochter nach Stuttgart zurück, mit dem Versprechen, im Mai wieder nach Bauerbach zu kommen; und schon am 1. Februar sandte Schiller ihr einen Brief nach, in welchem, wie in allen, die er während der Trennungszeit an sie richtete, weniger die Sprache einer freundschaftlichen Verehrung, als einer heftig stürmenden Leidenschaft herrscht. Die Neigung zu Charlotte führte ihm die Feder und gab auch den Worten an die Mutter ein glühenderes Kolorit. „Gott sei Dank!" schrieb er, „Eine Woche ohne Sie auf dem Rücken! Also von vierzehn, die bevorstanden, Eine vom Halse! Ich wünschte, daß die Zeit alle ihre Geschwindigkeit bis auf den Mai zusetzte, damit sie hernach desto abgematteter ginge. Meine Wünsche und meine Thränen haben Sie begleitet, beste Freundin. Wo Sie auch sind, werden Sie solches Gefolge von mir bekommen u. s. w." Der Brief, Friedr. Chevalier unterzeichnet, hält trotz der warmen und wahren Glut, die ihn durchströmt, jenen Mystifikationsplan fest. „Schreiben Sie mir auch," lautet eine Stelle, „sobald Sie den Brief vom Herrn Dr. Schiller aus Stuttgart erhalten, und machen Sie mich dann mit dem Manne bekannt."

Schon um die Qual des Erwartens und Sehnens zu mildern, zugleich aber auch um die in der Einsamkeit sein Haupt umschwirrenden Zukunftssorgen zu verscheuchen, mußte Schiller sich in der nächsten Zeit auf poetische Arbeiten werfen. Das hat ja der Dichter vor Andern voraus, daß, wenn er allein ist und leidet, seine Muse die Rolle einer Gesellschafterin und Trösterin übernimmt. Nach dem Umgange mit gebildeten Menschen lechzte zwar sein Herz; aber vorläufig war in der weglosen Schnee-Einöde, die ihn umringte, an eine Befriedigung dieses Dranges nicht zu denken. In der Umgegend fehlte es nicht an kenntnißreichen und geistig angeregten Pfarrern, mit denen sich ein geselliger Verkehr anknüpfen ließ. Lessing's Nathan hatte unter ihnen gezündet und dem Dichter feurige Anhänger gewonnen. Zu ihnen gehörten die beiden Pfarrer Freißlich zu Bibra, in deren Pfarrbezirk Bauerbach lag, ferner der philosophisch gebildete Theolog Sauerteig in Walldorf,

der berühmte Numismatiker Rasche in Untermaßfeld u. A. Einen interessanten Gegensatz gegen diese Jünger Lessing's bildete der Hofprediger Pfranger in Meiningen, der in seinem Mönch vom Libanon eine Widerlegung des Nathan versucht hatte. Doch erst der herannahende Frühling ließ einen mündlichen Gedankenaustausch mit diesen Männern hoffen. Vor der Hand machte Schiller, wenn ein schöner Wintertag kam, einen Ausflug auf die nahen Waldhöhen, bisweilen mit der Jagdflinte auf dem Rücken, um einen Raubvogel zu erlegen, oder zog sich bei schlimmem Wetter, wenn er des Schachspiels mit dem Gutsverwalter überdrüssig war, zu seinen dichterischen Arbeiten und Träumen, oder zur Correspondenz mit den fernen Lieben zurück, und unterhielt besonders mit Reinwald einen um so regeren Briefwechsel, da ihn dieser in freundlichster Bereitwilligkeit mit Materialien für seine Arbeiten versorgte.

Der Bibliothekar Wilh. Friedr. Hermann Reinwald, zweiundzwanzig Jahre älter als Schiller, ein tüchtiger juristischer Fachgelehrter, auch mit anderweitigen wissenschaftlichen Kenntnissen wohl ausgestattet, dabei von sehr achtungswerthem Charakter, war allmälig, indem er Jahre lang als Kanzlist mit geringer Besoldung hatte arbeiten müssen, hypochondrisch und kränklich geworden. Dies hinderte ihn jedoch nicht, dem jungen reichbegabten Flüchtling, den er mit der Noth des Lebens, die ihn selbst so lange bedrängt hatte, kämpfen sah, sich, wo er konnte, hülfreich zu erweisen und alsbald dessen vollste Achtung und Zuneigung zu gewinnen. „Liebster Freund," schrieb ihm Schiller in jenen Tagen, „ich wünsche Sie so oft — so oft in meine grillenhafte Zelle herein, und möchte oft meine tägliche Kost um eine menschliche Gesellschaft dahingeben. — Mühsam und wirklich oft wider allen Dank muß ich eine Laune, eine dichterische Stimmung hervorarbeiten, die mich in zehn Minuten bei einem guten, denkenden Freunde anwandelt." So verschieden war Schiller von Göthe, der die Schätze seines Innern nur in der störungslosesten Einsamkeit zu heben vermochte; aber er lernte auch früh, was Göthe nie lernte, mit seiner feurigen Willenskraft den stockenden Genius beleben. Zunächst galt es, an Kabale und Liebe die letzte Hand zu legen; denn daß es mit seiner Nachricht an Streicher vom 14. Januar „Louise Millerin ist fertig" nicht streng zu nehmen war, zeigt der theilweise noch ungedruckte Briefwechsel mit Reinwald. Wenigstens fand er noch ansehnliche Aenderungen an der Tragödie nothwendig. Am 24. April schrieb er mit Beziehung auf das Stück: „Das ist etwas Verhaßtes, schon gemachte Sachen wieder vernichten zu müssen;" und noch am 14. Juni will er Gott danken, wenn er fertig ist.

„Ganze vierzehn Tage ist kaum etwas daran geschehen, weil ich immer schwankte und meine streitenden Gedanken nicht zu vereinigen wußte."

Der Hauptgrund, warum es ihm so schwer wurde, Kabale und Liebe zu einem ihn selbst befriedigenden Abschluß zu bringen, lag ohne Zweifel darin, daß gleichzeitig noch eine ganze Reihe anderer dramatischer Sujets sich um sein Interesse stritt. In einem vermuthlich dem März 1783 angehörigen Briefe ohne Datum an Reinwald heißt es: „Ich habe ihm (dem Buchhändler Weygand, der darum gebeten hatte) die prosaische Erzählung abgesagt, dafür aber meine Maria Stuart versprochen ... Zu meiner Maria Stuart, liebster Freund, schicken Sie mir doch jetzt auch Geschichten. Camden ist herrlich; doch es ist gut, wenn ich mehrere habe." In zwei andern, gleichfalls datumlosen Briefen an Reinwald, die wohl auch in den März 1783 fallen, schrieb Schiller: „Die Bücher, wovon wir sprachen, über Jesuiten- und Religionsveränderungen, überhaupt über den Bigotismus und seltene Verderbnisse des Charakters, suchen Sie mir doch mit dem bäldesten zu verschaffen, weil ich nunmehr mit starken Schritten auf meinen Friedrich Imhof losgehen will.*) Schriften über Inquisition, Geschichte der Bastille, dann vorzüglich auch — was ich vorgestern vergessen habe — Bücher, worin von den unglücklichen Opfern des Spiels Meldung geschieht, sind ganz vortrefflich in meinen Plan." — — „Meine Maria ist noch nicht so glücklich, unanimia zu haben. Ich bin wirklich in einer höchst verdrießlichen Lage, weil ich gern an ein Stück ginge, und noch zu keinem entschlossen bin. Ich glaube, mein Imhoff erhält sich auf dem Brett." — Erst am 27. März konnte er an Reinwald berichten: „Ueber ein neues Stück bin ich mit mir einig. Um meines langen Hinundherschwankens zwischen Imhof und Maria Stuart los zu sein, habe ich beide bis auf weitere Ordre zurückgelegt, und arbeite nunmehr entschlossen und fest auf einen Dom**) Karlos zu." Damit übereinstimmend heißt es in einem Briefe an Dalberg, datirt Meiningen, den 3. April 1783: „Gegenwärtig arbeite ich an einem Dom Karlos, einem Sujet, das mir sehr fruchtbar scheint, und das ich E. E. zu verdanken

*) Goedeke vermuthet, daß in Friedrich Imhof Keime zum Geisterseher gelegen. Mir scheint der Dichter damals beabsichtigt zu haben, in den Kreis der Polemik, worin sich seine drei ersten Dramen bewegen, nun auch die religiösen Mißstände hereinzuziehen. Vielleicht stand er von Imhoff ab, als er sah, daß auch Don Karlos dazu Gelegenheit bot.

**) „Dom" (statt Don) ließ Schiller noch in der Leipz. Ausgabe 1787 drucken, bis Wieland ihn eines Bessern belehrte.

habe. Dazwischen will ich an einem Trauerspiel **Prinz Konradin** arbeiten." Also nicht weniger als vier andere sehr verschiedenartige dramatische Stoffe trieben sich neben dem noch nicht endgültig abgeschlossenen bürgerlichen Trauerspiel in seinem Geiste umher.

Der Leser wird nicht ohne Verwunderung bemerkt haben, daß Schiller jetzt wieder in brieflichem Verkehr mit Dalberg stand. Weit größer war des Dichters eigene Verwunderung, als der Baron im März 1783, kaum ein Vierteljahr nach jener kalten und rücksichtslosen Abfertigung, ganz unverhofft in einem freundlich entgegenkommenden Schreiben sich nach Schiller's dramatischen Arbeiten, besonders nach der Louise Millerin erkundigte. Der Dichter war so überrascht, daß er an Meyer schrieb, es müsse wohl in Mannheim ein dramatisches Unglück vorgefallen sein, weil er vom Baron einen Brief in so annähernden Ausdrücken erhalten habe. Was Dalberg zu dem Schritte bewog, läßt sich nur vermuthungsweise angeben. Streicher berichtet, der Baron habe, wie er sich denn gerne mit Umformungen von Theaterstücken beschäftigte, damals unter andern Shakespeare's Julius Cäsar unter der Scheere gehabt und wohl gefühlt, wie förderlich ihm Schiller bei dergleichen Arbeiten werden könne. Ueberdieß sei im Mannheimer Theaterausschuß von den Vorzügen des zu Anfange 1783 im Druck erschienenen und günstig aufgenommenen Fiesko wiederholt die Rede gewesen, desgleichen von dem neuen bürgerlichen Trauerspiel, dessen Plan und Werth Streicher den Freunden lebhaft geschildert hatte. Ein Hauptpunkt war aber ohne Zweifel, daß der Herzog von Württemberg die Entweichung seines Zöglings großmüthig ignoriren zu wollen schien, und so der vorsichtige hochgestellte Beamte nicht mehr fürchten mußte, durch Wiederanknüpfung mit dem Flüchtling sich zu kompromittiren.

Schiller hatte Ursache, die Aussichten, die sich ihm hier unerwartet eröffneten, willkommen zu heißen. Ohne Geldmittel in Bauerbach angekommen, fand er sich oft in größter Verlegenheit, wie er seine kleinen Tagesbedürfnisse, z. B. nur den unentbehrlichen Schnupftabak beschaffen sollte. Viel schwerer noch drückte auf sein Gemüth die Besorgniß, daß das Anwachsen seiner Schulden schließlich zur Kenntniß der Seinigen kommen und auf den Zustand seiner eben ernstlich kränkelnden Mutter den schlimmsten Einfluß üben werde. Dennoch beeilte er sich nicht mit der Antwort auf den Brief Dalbergs, der schon ein paarmal seine Hoffnungen auf eine so herbe Art getäuscht hatte, und überlegte mit Reinwald, ob er überhaupt mit demselben sich noch einmal einlassen solle. Seine Louise Millerin, meinte er, habe wenig Aussicht, bühnengerecht befunden zu werden; die gothische Vermischung des Tragischen

mit dem Komischen, die allzufreie Darstellung gewisser einflußreichen Narrenarten, die zerstreuende Mannigfaltigkeit des Details werde schwerlich das Stück für das Theater empfehlen. Erst am 3. April schrieb er an Dalberg:

„Daß E. E. mich auch in der Entfernung noch in gnädigem Andenken tragen, kann mir nicht anders als schmeichelhaft sein. Sie wünschen zu wissen, wie ich lebe? Wenn Verbannung der Sorgen (er durfte mit Recht nur sagen: der nächsten und dringendsten Sorgen), Befriedigung der Lieblingsneigung und einige Freunde von Geschmack einen Menschen glücklich machen können, so kann ich mich rühmen, es zu sein. E. E. scheinen ungeachtet meines kürzlich mißlungenen Versuchs noch einiges Zutrauen zu meiner dramatischen Feder zu haben. Ich wünschte nichts, als solches zu verdienen. Weil ich mich aber der Gefahr, Ihre Erwartung zu hintergehen, nicht neuerdings aussetzen möchte, so nehme ich mir die Freiheit, Ihnen Einiges von dem Stück voraus zu sagen.“ Er entwickelt dann seine Bedenken in Betreff der Bühnenmäßigkeit seines Trauerspiels und schließt: „Wenn diese Fehler, die ich E. E. mit Absicht vorher sage, für die Bühne nichts Anstößiges haben, so glaube ich, daß Sie mit dem Uebrigen zufrieden sein werden. Fallen sie aber bei der Vorstellung zu sehr auf, so wird alles Uebrige, wenn es auch noch so vortrefflich wäre, für Ihren Endzweck unbrauchbar sein, und ich werde es besser zurückbehalten.“ — Trotz dieser ziemlich kühlen und spröden Erwiderung spann Dalberg den Faden der Correspondenz fort, und Schiller war seinerseits um so weniger geneigt, ihn ganz abzubrechen, als jetzt eben seine Verhältnisse in Bauerbach eine solche Gestalt angenommen hatten, daß möglichen Falls dort bald nicht mehr seines Bleibens war.

Schon im März hatte ihm Frau von Wolzogen gemeldet, ein ihrem Hause verwandter Officier werde sie auf einer bevorstehenden Reise nach Meiningen begleiten. Schiller kannte diesen Herrn, und wußte auch, daß er Absichten auf Lotte habe. Daher versetzte ihn die Nachricht in eine fieberhafte Aufregung. Einen adeligen Nebenbuhler in seiner Nähe an Lottens Seite zu wissen, das war ihm eine unerträgliche Vorstellung; durch einen Mann, auf dessen Charakter er wenig hielt, in Schatten gestellt zu werden, das schien ihm seiner Ehre zu nahe zu treten. Zudem redete er sich ein, sein Inkognito werde, wenn Herr von Winkelmann in die Nachbarschaft komme, ganz unhaltbar sein, und solcher Gefahr dürfe er seine Wohlthäterin nimmermehr aussetzen. So schrieb er denn am 27. März in leidenschaftlicher Stimmung an Frau von Wolzogen: „Ich muß Sie verlassen, ich muß Sie zum letzten

Mal gesehen haben. Es kostet mich viel, es Ihnen zu sagen. Ich will nicht bergen, daß ich dadurch manche schöne, herrliche Hoffnung aufgeben muß, daß es vielleicht einen Riß in mein ganzes künftiges Schicksal zurückläßt; aber die Beruhigung meiner Ehre geht vor, und mein Stolz hat meiner Tugend schon so viele Dienste gethan, daß ich ihm auch eine Tugend preisgeben muß." Er will ihr nicht zumuthen, den Herrn von Winkelmann aufzuopfern, will diesem auch nichts von seinem Werth nehmen, da er „vielleicht einige schätzbare Seiten habe"; aber — fährt er fort — „mein Freund wird er nicht mehr, oder gewisse zwei Personen müßten mir gleichgültig werden, die mir so theuer als mein Leben sind." Um seine Gönnerin über seine Zukunft zu beruhigen, deutet er auf die Aussichten hin, die ihm Dalberg's erneuerte Annäherung geöffnet, und spricht die Hoffnung aus, bald in der Lage zu sein, nach Berlin zu gehen.

Es war eine Wohlthat für sein gepreßtes Gemüth, daß unterdeß der Frühling den Bann, der auf seinem einsamen Dorfe lag, zu lösen begann. „Jetzt, bester Freund," schrieb er an Reinwald, „fangen die herrlichen Zeiten bald an, wo die Schwalben in unsern Himmel, Empfindungen in unsere Brust zurückkehren." Er konnte den Freund häufiger sehen, konnte auf den waldigen Höhen der Umgebung mit seinem liebeskranken Herzen voll der ersten Begeisterung für seinen Karlos umherschwärmen, konnte mit den Pfarrern der Umgegend verkehren, in deren Häusern oft die Erinnerung an Lorch und die Moser'sche Familie in ihm aufgelebt sein mag. „Ihre Pfarrer in Bibra", schrieb er an Frau von Wolzogen, „kenne ich sehr gut, und beide lieben mich, wie ich sie, von Herzen. Den jungen helfe ich Ihnen gewiß zum Vortheil bilden, so wie er mich in vielen Ihnen auch sehr wichtigen Stücken befestigen soll." Wie belebend der Athem des Frühlings auf sein Inneres wirkte, zeigt besonders sein unvergleichlich schöner Brief an Reinwald vom 14. April. „In diesem herrlichen Hauche des Morgens", schrieb er in seiner Gartenhütte, „denke ich Sie, Freund, und meinen Karlos. Meine Seele fängt die Natur in einem entwölkten, blankern Spiegel auf, und ich glaube, meine Gedanken sind wahr." Und nun entwickelt er in glänzender Darstellung, im Sinne der Theosophie des Julius, über das Verhältniß des Dichters zum Geschöpf seines Geistes sehr interessante Ansichten, deren das nächste Kapitel ausführlicher gedenken wird.

Frau von Wolzogen, die wohl erkannte, wohin des Jünglings Wünsche gingen, antwortete, so wenig sie diese Wünsche billigte, auf seinen leidenschaftlichen Brief mit der Nachricht, Herr von Winkelmann

werde nicht kommen. Nichts zeigt den Edelsinn der Frau in schönerem Lichte, als die langmüthige Schonung, womit sie den unzart stürmenden Schützling behandelte. Wer hätte es ihr verargen können, wenn sie endlich die Geduld verloren hätte? Da sie in ihrem Schreiben den Zweifel ausdrückte, ob Schiller nicht dennoch draußen in der großen Welt sein Glück suchen werde, nannte er es hocherregt in seiner Antwort vom 23. April „die treuloseste, undankbarste That auf der Welt" wenn er von ihr schiede, um anderswo seinem Glück nachzujagen. Er schien nunmehr recht fest in seinem Bauerbach sich ansiedeln zu wollen, durchzog die Mitte des Hausgartens mit einer neu angelegten Kegelbahn, suchte den Dorfbewohnern mit seinen medicinischen Kenntnissen hülfreich zu sein und als ehemaliger Jurist einen bis zu Thätlichkeiten sich steigernden Streit zwischen dem Gutsverwalter und der Gemeinde über Schafweiden zu schlichten, setzte für den bevorstehenden Besuch der Gutsherrin und ihrer Tochter Haus und Garten neu in Stand, und beschloß den Tag ihrer Ankunft zu einem Festtage zu machen, „dergleichen in dem barbarischen Bauerbach noch nie gefeiert worden." In der That empfing die Ersehnten, als sie gegen Mitte Mai ihren Einzug hieten, eine Maien-Allee, die sich vom Eingange des Dorfs bis zu einer Ehrenpforte aus Tannenzweigen vor ihrem Hause erstreckte. Von da ging es unter festlichem Läuten und Schießen in die mit Maien besteckte Kirche, wo der Pfarrer eine Begrüßungsrede hielt und der gottesdienstliche Gesang von Blasinstrumenten begleitet wurde. Ein ländlicher Tanz gab dem Festtag einen fröhlichen Abschluß.

Schiller hatte, wie jung er war, schon wiederholt einen jähen Sturz aus hohem Entzücken in tiefen Seelenschmerz erlebt. Jetzt stand ihm wieder ein solcher bevor. Wenige Tage nach ihrer Ankunft ließ Frau von Wolzogen ihn einen Blick in Charlottens Tagebuch thun, und da zeigte sich ihm, daß jene Gemüthserregung des jungen Mädchens, jene Thränen bei ihrer Abreise von Stuttgart, die er auf sich bezogen, seinem damaligen Begleiter, dem Herrn von Winkelmann galten. Das war für ihn eine niederschmetternde Entdeckung. „Ich sehne mich nach Ihnen, lieber, guter Mann," schrieb er an Reinwald; „ich habe es nöthig, neue Gluth und neuen Genuß in Ihren Armen zu sammeln." Sein Freund Wilhelm von Wolzogen hatte der Mutter einen Brief an Schiller mitgegeben, worin er die Schwester seiner Leitung empfahl. Darauf schrieb er, von diesem Freundschaftsbeweise gerührt, folgende Antwort:

„Sie haben mir Ihre Lotte anvertraut, die ich ganz kenne. Ich danke Ihnen für diese große Probe Ihrer Liebe zu mir. — Glauben

Sie meiner Versicherung, bester Freund, ich beneide Sie um diese liebenswürdige Schwester. Noch ganz wie aus den Händen des Schöpfers, unschuldig, die schönste, reichste, empfindsamste Seele, und noch kein Hauch des allgemeinen Verderbnisses am lautern Spiegel ihres Gemüths — so kenne ich Ihre Lotte, und wehe demjenigen, der eine Wolke über diese schuldlose Seele zieht! Rechnen Sie auf meine Sorgfalt für ihre Bildung, die ich nur darum beinahe fürchte zu unternehmen, weil der Schritt von Achtung und feurigem Antheil zu andern Empfindungen so schnell gethan ist. — Ihre Mutter hat mich zum Vertrauten in einer Sache gemacht, die das ganze Schicksal Ihrer Lotte entscheidet. Sie hat mir auch Ihre Denkungsart über diesen Punkt entdeckt. Einem so zärtlichen Bruder kann es nicht gleichgültig sein, auch eines Freundes Rath in einer so wichtigen Sache zu hören. Ich kenne den Herrn v. W....n. Einige Kleinigkeiten, die jetzt zu weitläufig und für Sie zu unwichtig wären, haben uns unter einander mißstimmt; dennoch glauben Sie es meinem aufrichtigen, unbestochenen Herzen, er ist Ihrer Schwester nicht unwerth. Ein sehr guter und edler Mensch, hat er zwar gewisse Schwachheiten, auffallende Schwachheiten an sich, die ich ihm aber mehr zur Ehre, als zur Schande anrechnen möchte. Ich schätze ihn wahrhaftig, ob ich schon zur Zeit kein Freund von ihm heißen kann. Er liebt Ihre Lotte, und ich weiß, er liebt sie wie ein edler Mann, und Ihre Lotte liebt ihn, wie ein Mädchen, das zum ersten Male liebt."

Der Brief macht den Eindruck, als habe der Schreiber sich bereits zu ermannen begonnen und Entschlüsse der Selbstbeherrschung gefaßt. Aber die gefährliche Mentorrolle, die er übernommen und so gern übernommen hatte, die fortdauernde Nähe der Stillgeliebten, die nichts von melancholischer Sehnsucht nach dem entfernten Bewerber verrieth, das trauliche Zusammensein im Hause und in der Gartenlaube, die gemeinsamen Spaziergänge in Wiesen und Wäldern, der täglich steigende Glanz des Frühlings lösten nach und nach alle Siegel von den Schwüren, die er sich selbst gethan, und Frau von Wolzogen sah mit tiefer Besorgniß die Gluth seiner Leidenschaft von Tag zu Tage wachsen. Zu ihrem Trost stand eine Entfernung Charlottens nahe bevor. Es war Zeit, daß sie zur Pension zurückkehrte, die sie auf Kosten der Herzogin von Gotha besuchte. Der Aufenthalt darin war ihr nichts weniger als angenehm; aber Rücksicht auf die großmüthige Fürstin machte einen sofortigen Austritt unthunlich. Als nun Frau von Wolzogen mit ihr abreiste, um durch einen Besuch der Herzogin die Sache mündlich zu ordnen, drang Schiller auf's lebhafteste in sie, Charlottens alsbaldige Entlassung aus der Anstalt zu erwirken. „Alle guten Geister heute

über Sie!" schrieb er der Gönnerin am 28. Mai. „Mein Herz ist zwischen Ihnen und unserer Lotte und begleitet Sie in's Zimmer der Herzogin. Heute, Freundin, wünsche ich Ihnen die Stimme eines Donners, die Festigkeit eines Felsen und die Verschlagenheit der Schlange im Paradies. Sagen Sie die ganze Pension ab, so will ich alle Jahre ein Trauerspiel mehr schreiben, und auf den Titel setzen: „Trauerspiel für Lotte". Zwei Tage später klagte er: „Ach, meine Beste, in einer gepreßten Lage haben Sie mich verlassen! Nie war ich Ihrer liebevollen Ermunterung so bedürftig, als eben jetzt; und weit und breit ist Niemand, der meiner zerstörten und wilden Phantasie zu Hülfe käme. Was werd' ich, was kann ich zu meiner Zerstreuung thun? Ich weiß nichts, als Ihnen zu schreiben; aber ich fürchte mich selbst in meinen Briefen. Entweder rede ich darin zu wenig, oder mehr, als Sie hören sollten, und ich verantworten kann. — Wie klein ist doch die höchste Größe des Dichters gegen den Gedanken, glücklich zu sein! Ich möchte mit meiner Leonore sprechen: „Laß uns fliehen — laß in den Staub uns werfen all dies prahlende Nichts u. s. w." So sehr war er augenblicklich in dem Taumel der Leidenschaft seiner hohen Ziele uneingedenk.

Das Schicksal verkettet oft die Lebensfäden einander nahestehender Menschen auf die wunderlichste und unerwartetste Art. Es ließ Schiller in jenen Tagen zügelloser, blinder Gemüthsaufregung, ohne daß er es ahnte und wollte, den ersten Grundstein zum künftigen stillen Lebensglück seiner Schwester Christophine legen. Auch sie verschonte er in dem Egoismus seiner Leidenschaft nicht mit stürmischen brieflichen Ergüssen seiner wechselnden Gefühle. Die treue, verständige Schwester antwortete dann mit Ermahnungen zu Geduld, Selbstbezwingung, Fleiß, Ordnung, Sparsamkeit, und hielt ihm mild, aber ernst die Pflichten gegen die guten Eltern vor. Ein solcher Brief, den Schiller in seiner gewohnten Zerstreuung liegen ließ, gab die Veranlassung zu Christophinens Bekanntschaft mit Reinwald, aus der sich drei Jahre später ein glückliches Eheverhältniß entwickelte. Christophine selbst erzählt darüber: „Eines Tages wollte Schiller Reinwald besuchen, traf ihn aber nicht zu Hause und wartete lange auf seinem Zimmer. Er zog seine Brieftasche hervor und las die darin befindlichen Briefe. Darunter war einer von mir. Es wurde Abend; Reinwald kam nicht. Schiller ging fort und ließ die Briefe liegen. Als Reinwald nach Hause kam, sagte man ihm, der Herr aus Bauerbach sei dagewesen und habe lange auf ihn gewartet. Reinwald sah die liegen gebliebenen Briefe und las sie."

Wie Christophinens Brief auf ihn gewirkt, spiegelt sich klar genug

in folgender Zuschrift ab, die er bald nachher (am 27. Mai 1783) an sie richtete: „Mademoiselle, ein besonderer Zufall macht mich so frei, an die Schwester meines Freundes diese Zeilen zu schreiben. Unter etlichen Papieren, die Herr Dr. S** nach einem Besuch bei mir liegen ließ, fand ich einen Brief von Ihnen. Es war wohl nicht Sorglosigkeit allein daran Schuld, sondern auch Vertrauen; denn ich glaube, daß er mich gänzlich liebt. Ich fand in diesem Briefe, den ich gelesen und nochmals gelesen und abgeschrieben habe, so viel reines Denken und so viel herzliche, besorgte Wohlmeinung gegen Ihren Herrn Bruder, daß ich mich gefreut habe, und scheue mich nicht, jeden Gedanken, der mir zu seiner Ausbildung oder Glückseligkeit einfällt, mit Ihnen zu theilen." Nachdem er hierauf über Schiller's Situation in Bauerbach und dessen Beziehungen zu Frau von Wolzogen in einer Weise sich ausgesprochen, welche deutlich zeigt, daß der von einer Leidenschaft umstrickte Jüngling, wie offen er sonst war, dem ernsten Manne von strengen Grundsätzen seinen innern Zustand ganz aufzudecken sich gescheut hatte, — fährt er fort: „Ihr Herr Bruder muß menschliche Charaktere viel kennen, weil er sie auf der Bühne schildern soll, item er muß sich durch Gespräche über Natur und Kunst, durch freundschaftliche, innige Unterhaltung aufheitern, wenn durch Denken und Niederschreiben das Mark seines Geistes vertrocknet ist . . . Ein zweiter Winter, in der Gegend, wo er sich jetzt aufhält, zugebracht, wird Herrn Dr. S. völlig hypochondrisch machen. Ich wünschte daher sehnlich, daß er künftigen Herbst in einer großen Stadt, wo ein gutes deutsches Theater ist, z. B. in Berlin verweilte, doch unter dem Schutz gelehrter und rechtschaffener Männer, die ihn vor der Ausgelassenheit bewahrten, die an diesem Orte herrscht. Wien, wo ich ehedem selbst eine Zeit lang war, hat zwar weniger verderbte Sitten und mehr Teutschheit; aber der Fehler ist da, daß man mit dem Gelde gut umzugehen verlernt; denn man nimmt meist viel ein, und gibt noch mehr aus. Noch scheint es aber nicht, daß Ihr Herr Bruder zum Weggehen inklinirt; er scheint ganz an seine Wohlthäterin gefesselt, die ihn von der Seite seines guten und dankbaren Herzens eingenommen hat. Ich hatte die Idee, ihn nach Pfingsten mit nach Gotha und Weimar zu nehmen, wo ich Freunde und Verwandte habe, zu denen ich eine Gesundheitsreise thun werde. Ich wollte ihn den dasigen, zum Theil wichtigen Gelehrten präsentiren, ich wollte ihn wieder an die offene Welt und an die Gesellschaft der Menschen gewöhnen, die er beinah scheut und sich allerhand Unangenehmes von ihnen vorstellt. Aber so geneigt er im Anfange zu meinem Vorschlage war, so sehr scheint jetzt sein Geschmack davon entfernt. Ich werde also das

Vergnügen dieser Reise nicht mit ihm theilen können. Wenn ich gleich unendlich dabei verliere, wenn Ihr Herr Bruder einst diese Gegend verlassen sollte, und keiner meiner bisherigen Freunde mir diesen Verlust ersetzen würde, so wollte ich doch lieber all mein Vergnügen der Ausbildung und Glückseligkeit eines so guten und künftig großen Mannes aufopfern u. s. w."

Wohl hatte der brave Reinwald Recht mit seiner Ansicht, daß ein Wechsel des Aufenthaltsortes für Schiller noth that. Frau von Wolzogen war ohne ihre Tochter zurückgekehrt; sie hatte klüglicher Weise für Lotte den Pensionsunterricht der Privatunterweisung durch Schiller vorgezogen. Nun koncentrirte sich des liebekranken Jünglings Schwärmerei zunächst auf die Mutter, da jede Verbindung mit der Tochter ihm abgeschnitten war. Alle Briefe an die Zöglinge der Pension, worin sich Lotte befand, wurden von der Vorsteherin gelesen; wie konnte es ihm einfallen, an die Geliebte zu schreiben? Aber auch die sanfteste, freundlichste Art, womit ihn die mütterlich besorgte Gönnerin behandelte, war um so weniger im Stande, sein Gemüth zu beschwichtigen, als beide mit begreiflicher Scheu das, worum es sich handelte, offen und bestimmt zu besprechen vermieden. So verbrachte Schiller denn die nächsten Wochen in immer sich steigernden, aufreibenden Seelenkämpfen, die ihn auf die Dauer vielleicht in einen geistzerstörenden Trübsinn verstrickt hätten. War er doch bereits, wie es scheint, nicht weit von einem krankhaft visionairen Zustand entfernt; denn in diese Tage fällt höchst wahrscheinlich, was Karoline von Wolzogen über ihn erzählt: „Auf einer seiner Wanderungen durch die Wälder hatte er eine sonderbare Ahnung, die ihm immer merkwürdig blieb. Auf unwegsamem Pfade durch den Tannenwald, zwischen wildem Gestein, ergriff ihn das Gefühl, daß hier ein Todter begraben liege. Nach wenigen Momenten fing der ihm folgende Verwalter die Erzählung von einer Mordthat an, die auf diesem Platze vor Jahren an einem reisenden Fuhrmanne verübt worden, dessen Leichnam hier eingescharrt sei."

Das Gefährliche einer längern Fortdauer dieser Zustände kam endlich ihm, wie seiner Freundin, zu klarem Bewußtsein. So trat ihnen denn auf einem Spaziergange, den sie mit einander machten, wie von selbst der Gedanke entgegen, daß Schiller wohl thue, auf einige Zeit nach Mannheim zu persönlicher Betreibung seiner dortigen Angelegenheiten zu gehen. Er entschloß sich rasch, suchte sich aber dadurch gleichsam an die ihm so theuer gewordene Stätte der Freiheit und Liebe zu ketten, daß er sein Ehrenwort gab, sich in Mannheim nicht selbst anzubieten, und auf keinen Fall den ersten Schritt zu einem dauernden En-

gagement zu thun. Da er eine baldige Rückkehr hoffte, versah er sich nur mit dem nothwendigsten Reisegepäck, ließ die von Reinwald entliehenen Bücher auf seinem Zimmer und einige Manuskripte in Reinwald's Verwahrung zurück, und nahm um den 20. Juli 1783, nach beinahe achtmonatlichem Aufenthalt, in tiefster Gemüthserregung einen eiligen Abschied von Bauerbach. Frau von Wolzogen hatte ihn mit einer auch auf die Rückkehr berechneten Kasse versorgt. Noch vor der Ankunft in Mannheim übersandte er ihr die feurigsten Briefe. Liebste, zärtlichste Freundin," heißt es im ersten, „der Verdacht, daß ich Sie verlassen könnte, wäre bei meiner jetzigen Gemüthslage Gotteslästerung"; und aus Frankfurt versprach er ihr ausführliche Nachricht, sobald er in Mannheim angekommen sei, und fügte hinzu: „So lange werden Sie mir wohl glauben, daß ich Sie im Herzen trage, wie ich mich selbst in der Hand Gottes getragen wünsche." Man sieht, die zurückgedämpfte Flamme der Liebe zur Tochter hatte den freundschaftlichen Gefühlen für die Mutter ihre ganze Glut mitgetheilt, wie denn überhaupt in jener empfindungsseligen Zeit Freundschaft und Liebe gar oft als ein Paar zum Verwechseln ähnlicher Schwestern sich darstellten.

Sechszehntes Kapitel.

Dichterischer Ertrag der Bauerbacher Zeit. Drei Gelegenheitsgedichte. Erster Plan zum Don Karlos.

Hoffmeister bemerkt in seiner kleinern Biographie unsers Dichters, Schiller habe in Bauerbach „viel und süß geträumt, aber wenig gearbeitet". Gewiß, die poetische Ausbeute seines dortigen Aufenthaltes ist klein im Verhältniß zu der günstigen äußern Lage, die ihm daselbst vergönnt war. Weder je vorher, noch lange nachher war ihm eine so idyllische Ruhe und Sorgenfreiheit, eine so reiche Muße für literarische Thätigkeit beschieden. Aber er hegte einen Störenfried in seiner Brust, der ihn um einen großen Theil der Früchte dieser Muße betrog. Dennoch waren die acht Monate, die er in Bauerbach verlebte, nicht so unergiebig, als es auf den ersten Blick scheinen möchte. Abgesehen von den Schlußarbeiten an Kabale und Liebe, gaben schon die vier andern

dramatischen Plane, zwischen denen er lange unschlüssig hin und her schwankte, Anlaß zu eingehenden theoretischen Erwägungen und zugleich zu einer sehr ausgebreiteten Lektüre, aus der ihm manches in Zukunft zu verwerthende Material zufloß. Um den Gang der Erzählung im vorigen Kapitel nicht zu unterbrechen, habe ich dort drei in Bauerbach entstandene Gelegenheitsgedichte unerwähnt gelassen, denen hier um so mehr eine kurze Besprechung gebührt, als sie einer an lyrischen Produktionen armen Periode aus dem Leben unsers Dichters angehören. Er hat sie alle drei, eben weil sie Gelegenheitsgedichte sind, aus der Gedichtsammlung ausgeschlossen.

Eines derselben entstand im Januar 1783 und wurde zuerst von Karoline von Wolzogen in ihrem Leben Schiller's unter der Ueberschrift „Hochzeitgedicht auf die Verbindung Henriettens ... Von einem Freunde der Braut" mitgetheilt. Es ist an eine Pflegetochter der Frau von Wolzogen, ein aus niedern Verhältnissen von ihr gerettetes Mädchen, Henriette Sturm, gerichtet, welches sich damals mit dem Verwalter Schmidt in Walldorf verheirathete. Das mit vieler Wärme geschriebene Gedicht wäre einer nachträglichen Aufnahme in die Sammlung nicht unwürdig. Für den Biographen ist es interessant als ein treuer Abdruck der Gefühle, die Schiller in jener Zeit vorherrschend beseelten. Denselben freien, stolzen Sinn, der überall in seinen Erstlingsdramen athmet, dieselbe Geringschätzung aller bloß ererbten oder vom Glück dem Menschen zugeworfenen Güter und Vorzüge spricht er hier sogar der Frau von Wolzogen, seiner Wohlthäterin, gegenüber aus, indem er aber zugleich ihrem wahren, innern Werthe die feurigste Verehrung zollt. Daß seit längerer Zeit seine lyrische Muse ganz stumm gewesen, sagt die Eingangsstrophe:

Zum erstenmal — nach langer Muße —
Dir, gutes Kind, zum Hochzeitsgruße
Ergreif' ich meinen Dichterkiel.
Die Schäferstunde schlägt mir wieder,
Vom Herzen strömen meine Lieder
Ins brachgelegne Saitenspiel.

Das Gedicht ist voller Andeutungen seiner eigenen damaligen innern Zustände. Wie viel ihm die Standesschranke, die zwischen ihm und Lotte, wie zwischen Louise Millerin und Ferdinand stand, zu schaffen machte, zeigen Stellen, wie folgende:

Ich fliege Pracht und Hof vorüber;
Bei einer Seele steh' ich lieber,
Der die Empfindung — Ahnen gab.

Wer war der Engel deiner Jugend?
Wer rettete die junge Tugend?
Hast Du auch schon an sie gedacht,
Die Freundin, die dir Gott gegeben?
Ihr Adelsbrief — ein schönes Leben!
(Den haff' ich, den sie mitgebracht.)

Auf Lotte mitberechnet waren die Strophen, worin er das Glück der Liebe schildert; und hier begegnen uns Nachklänge aus frühern Gedichten (Freundschaft, Triumph der Liebe, Phantasie an Laura u. s. w.):

Wie schön ist doch das Band der Liebe!
Sie knüpft uns, wie das Weltgetriebe,
Auf ewig an den Schöpfer an.
Wenn Augen sich in Augen stehlen,
Mit Thränen Thränen sich vermählen,
Ist schon der süße Bund gethan.

In der letzten Hälfte dieser Strophe klingen Verse einer viel frühern Zeit an, die er jener akademischen Jugendrede über die Freundschaft eines Fürsten einschaltete und auch mit geringer Veränderung in folgender Form einem Freunde ins Stammbuch schrieb:

Selig ist der Freundschaft himmlisch Band,
Sympathie, die Seelen Seelen traut!
Eine Thräne macht den Freund dem Freund bekannt,
Und ein Auge, das ins Auge schaut.*)

Das zweite Gelegenheitsgedicht, ein „Prolog"**) zu einem wahrscheinlich von Kindern aufzuführenden Drama, entstand gleichfalls im Januar 1783, doch erst gegen Ende des Monats. Der Herzog Georg von Meiningen, 1782 zur Regierung gelangt, erkrankte Anfangs 1783 bald nach seiner Vermählung in Folge einer Jagdpartie lebensgefährlich. Zur Feier seiner Genesung sollte am 4. Februar, seinem Geburtstage, ein außerordentliches solennes Dankfest im ganzen Herzogthum und bei dieser Gelegenheit auch wohl jene dramatische Darstellung stattfinden. Schiller, um einen Prolog dazu, und, wie es scheint, auch um einen Epilog angegangen, legte den erstern einem Briefe an Reinwald, datirt „Bauerbach den 29. Jenner zwischen 11 und 12 Uhr Nachts" bei. In dem Briefe heißt es: „Hier, mein lieber Freund, haben Sie das versprochene Gedicht, das, indem ich es noch einmal überlese, mir keinen Werth zu

*) Ein Beweis mehr dafür, daß die Rede von Schiller herrührt.
**) Veröffentlicht in Göbeke's historisch-krit. Ausg. von Schiller's Werken III, 175 f.

haben scheint, als den guten Willen seines Verfassers . . . Ich weiß nicht, ob Sie damit vorlieb nehmen können. Sie glauben nicht, wie wunderlich es mir vorkommt, aus zwei Schauspielen großen Inhalts herauszutreten und Prologe für Kinderstücke zu machen . . . Epiloge müssen auf das Stück, das gespielt wird, Beziehung haben, oder sie sind ganz überlei. Da ich und Sie das Stück nicht wissen, so muß es unterbleiben." Der Prolog ist eigentlich nur eine poetische Ausführung des im Briefe angedeuteten Gedankens, daß die hohe, ernste, strenge tragische Muse sich heut in den Kreis der Kinder herniederlasse, um ihnen des Fürsten Geburtstag feiern zu helfen. Nach einer durch vierundzwanzig nicht strophisch gegliederte Verse sich hindurchschlingenden, aus einer einzigen Periode bestehenden Einleitung, welche die tragische Muse und ihren Beruf schildert, schließt das Gedicht mit den zwei Strophen:

Sie, gleich geschickt zu stürmen und zu fächeln,
Sie läßt sich heut mit selt'nem Lächeln
 Zu deiner Kinder Kreis herab.
Sie steht uns bei, dein Wiegenfest zu schmücken,
Sie leihet jetzt dem kindlichen Entzücken
 Die Harfe und den Zauberstab.

Wir fühlen sie — und folgen ihrem Winke.
Verschmähe nicht, o Vater, das Geschenke,
 Das Dankbarkeit aus unsern Herzen preßt.
Du führtest uns zum Silberquell der Musen,
Du gossest das Gefühl in unsre zarten Busen;
 Wir bringen hier die Frucht zu deinem Fest.

An die Krankheit und Wiedergenesung des Herzogs Georg knüpfte sich noch ein anderes Gelegenheitsgedicht Schiller's von sehr verschiedenem Charakter. Die Nachricht von dem bedenklichen Zustande des Erkrankten rief an dem benachbarten, stark verschuldeten Koburgischen Hofe eine freudige Aufregung hervor; denn, wenn er starb, so fiel das Herzogthum Meiningen an Koburg. Es wurden sogleich in Koburg, angeblich auf Betreiben der Herzogin, Kriegsrüstungen gemacht, um, sobald die Todesbotschaft eintraf, in Meiningen einzumarschiren. Die Genesung des Herzogs Georg machte einen Strich durch die Rechnung, und Schiller geißelte die Ländersucht des benachbarten Fürsten in einer derben, mit gutem Humor geschriebenen Satyre, deren Ton an Bürger und Blumauer erinnert. Das Gedicht erschien, von Reinwald's Hand mehrfach verändert und gemildert, am 1. Februar 1783 im Meininger Wochenblatt. Hoffmeister hat es zuerst aus Schiller's Originalhandschrift mitgetheilt, an deren Rand Reinwald bemerkt hat: „Spottgedicht auf die

raschen militairischen Anstalten des Koburgischen Hofes zur Einrückung ins hiesige Land bei Herzog Georg's Krankheit 1783, auf Angabe unsers Herzogs, von Schiller's eigener Hand, mit einigen Veränderungen von mir." Der Titel lautet: „Wunderseltsame Historia des berühmten Feldzuges, als welchen Hugo Sanherib, König von Assyrien, ins Land Juda unternehmen wollte, aber unverrichteter Dinge wieder einstellen mußte. Aus einer alten Chronika gezogen und in schnakische Reimlein bracht von Simeon Krebsauge, Bakkalaur". Der Herzog von Koburg erscheint hier als jener assyrische König Sanherib, von dem im zweiten Buch der Könige der Herr spricht (Kap. 19, 32 f.): „Er soll nicht in diese Stadt kommen, und keinen Pfeil darein schießen, und kein Schild davor kommen, und soll keinen Wall darum schütten; sondern er soll den Weg wieder umziehen, den er gekommen ist." Der Herzog von Meiningen wird als König Josaphat von Juda dargestellt, der nach dem zweiten Buch der Chronika mächtig ward wider Israel und fünfundzwanzig Jahre zu Jerusalem (das Gedicht gibt ihm Hebron zum Herrscherſitz) regierte. Die Ausdehnung seiner Herrschaft „von Dan bis Berseba" ist von Salomon's Reich entnommen, das sich über Juda und Israel erstreckte. Das Gedicht besteht aus einundzwanzig Strophen. Folgende werden genügen, um von dem Charakter desselben eine Anschauung zu geben:

In Juda — schreibt die Chronika —
War olim schon ein König,
Dem war von Dan bis Berseba
Bald Alles unterthänig,
Und war dabei ein wackrer Fürst,
Dergleichen selten finden wirst.

Der war nun kürzlich, wie bekannt,
Vom Freien heimgekommen,
Und hatte vom Kaldäer Land
Ein Weibchen mitgenommen,
Im Herzen Himmel und im Blick —
Ich küßte sie den Augenblick.

Die Trauung war schon angestellt,
Die Hochzeitkleider fertig,
Der Bräutigam, frisch wie ein Held,
Des Wonnetags gewärtig,
Als plötzlich — zitternd schreibt's mein Kiel —
Ein Fieber diesen Herrn befiel.

Frau Fama posaunt die Nachricht seiner Erkrankung „durch ganz Asia."

Sogleich vernahm den Trauerton
Fürst Sanherib, sein Vetter —
Zu Assur hat er seinen Thron
Und ehret fremde Götter.
Die Balle Lüge kommt so recht
Zu statten meinem Götzenknecht.

„Da fischt sich was — hol' mich der Dachs!"
Und hui! spitzt er die Ohren.
„Stirbt Josaphat, so zieh ich stracks
Hinein zu Hebrons Thoren.
Er braucht Arznei — er treibt's nicht lang!
Und Juda ist ein fetter Fang."

Es werden nun Truppen angeworben, Kriegsgeräth im Kostenbetrag von zweitausend Thaler angeschafft, große Festgelage gehalten u. s. w.

Doch während daß der Vetter schon
Nach deiner Krone schielte,
Und auf dem noch besetzten Thron
Schon Davids Harfe spielte,
Lagst du — o Fürst — beweint vom Land,
Noch unversehrt in Gottes Hand.

Gott stand auf Höhen Sinai's
Und schaute nach der Erden,
Und sahe schon ein Paradies
Durch deinen Scepter werden,
Und sahe mit erhabner Ruh
Dem Unfug deines Vetters zu.

Schnell schickt er einen Cherub fort
Und spricht mit sanftem Lächeln:
„Geh, Raphael, dem Fürsten dort
Erfrischung zuzufächeln.
Er ist mein Sohn — mein treuer Knecht,
Er lebe! — denn ich bin gerecht."

Dem Willen Gottes unterthan,
Steigt Raphael herunter,
Nimmt eines Arztes Bildung an
Und heilet durch ein Wunder.
Dein Fürst ersteht, — jauchz', Vaterland! —
Gerettet durch des Himmels Hand.

Die Post schleicht nach Assyrien,
Wo Sanherib regieret,
Und eben seine Königin
Vom Schlitten heimgeführet. —
„Ihr Durchlaucht! Ein Kurier!" — „Herein!
Es werden Trauerbriefe sein."

Schnell öffnet er den Brief und liest,
Liest — ach! der Posten trübste —
Daß Josaphat am Leben ist,
Und flucht an seine Liebste:
„Der Krieg ist aus! — Pest über dich!
Zweitausend Thaler schmerzen mich!

Charlotte von Kalb, geb. von Ostheim, zu der wir bald unsern Dichter in nahe Beziehung werden treten sehen, hat in ihren Memoiren einige lyrische Zeilen überliefert, die Schiller gegen Ende 1782 in Bauerbach geschrieben haben soll; sie lauten:

O seh' ich sie, die Trauernden —
Ein Trauerflor schmückt höher noch die Grazien.
Drei sind es ja — und eine noch — wie nenn' ich sie?
Psyche! von ihnen so ersehnt.

Es wurde damals auf dem Gute Nordheim bei Meiningen, wo der Kammerherr von Stein auf großem Fuße lebte, dessen Nichte Eleonore von Ostheim, Charlottens Schwester, gegen ihre Herzensneigung aus Vermögensrücksichten an den Weimarischen Kammerpräsidenten von Kalb vermählt. Frau von Wolzogen und ihre Tochter waren als Verwandte bei der Hochzeit zugegen. Die Schwestern von Ostheim erschienen, wie ihre Gäste, in Trauerkleidern, weil sie unlängst ihren einzigen Bruder Fritz von Ostheim durch ein Duell verloren hatten. Charlotte erzählt nun Frau von Wolzogen habe über das traurige Hochzeitfest mit Schiller gesprochen, welcher, da er eben erst in Wieland gelesen, wie Psyche von den Grazien erfleht, fortan in ihrer Reihe wandeln wolle, seinem Mitgefühl in den obigen Zeilen einen Ausdruck gegeben habe. Die Grazien sollen auf die beiden Schwestern Charlotte und Eleonore von Ostheim und auf Lotte von Wolzogen, Psyche auf Frau von Wolzogen deuten. Ich muß aber gestehen, daß mir die Verszeilen durchaus unschillerisch vorkommen und das wunderliche eigenthümliche Gepräge von Charlottens Aufzeichnungen zu tragen scheinen.

Man könnte es befremdlich finden, daß Schiller's Neigung zu Lotte von Wolzogen nicht eine einzige lyrische Blüthe hervorgelockt hat. Aber die wirre und düstere Leidenschaft, der er sich preisgegeben fühlte, und bei der ihm selbst gewiß oft unheimlich zu Muthe war, erklärt zur Genüge die dichterische Unergiebigkeit dieser Liebe.

Unter den dramatischen Arbeiten gewann ihm sein Don Karlos das wärmste Interesse ab und nahm auch die besten und befruchtendsten Elemente aus seiner damaligen Herzensbewegung in sich auf. Reinwald hatte ihn für diese neue Tragödie mit Geschichtsquellen versorgt, unter

andern ihm Brantome's Geschichte Philipp's des Zweiten und die Novelle von St. Real Histoire de Dom Carlos, fils de Philippe II. Roy d'Espagne geschickt. Schiller hielt sogleich das Sujet, nachdem er sich in dasselbe vertieft hatte, für recht ausgiebig und besonders zu einer Behandlung durch seine Feder für geeignet. „Ich finde," schrieb er am 27. März 1783 an Reinwald, der ihm als Bibliothekar und poetischer Gewissensrath ein zweiter Petersen geworden war, „ich finde, daß diese Geschichte mehr Einheit und Interesse zum Grunde hat, als ich bisher geglaubt, und mir Gelegenheit zu starken Zeichnungen und erschütternden oder rührenden Situationen gibt. Der Charakter eines feurigen, großen und empfindenden Jünglings, der zugleich der Erbe einiger Kronen ist, — einer Königin, die durch den Zwang ihrer Empfindung bei allen Vortheilen ihres Schicksals verunglückt, — eines eifersüchtigen Vaters und Gemahls, — eines grausamen heuchlerischen Inquisitors und barbarischen Herzogs von Alba u. s. w. sollte mir, dächte ich, nicht mißlingen. Dazu kommt, daß man einen Mangel an solchen deutschen Stücken hat, die große Staatspersonen behandeln, und das Mannheimer Theater dieses Sujet von mir behandelt wünscht."

Wie stark und feurig das Interesse war, das er diesem neuen Gebilde seiner Phantasie widmete, zeigt am klarsten sein schon erwähnter Brief an Reinwald vom 14. April 1783, worin er zunächst seine Ansichten über das Schaffen dichterischer Charaktere ausspricht. „Ich stelle mir vor," schrieb er, „jede Dichtung ist nichts Anderes, als eine enthusiastische Freundschaft oder platonische Liebe zu einem Geschöpf unseres Kopfes. Ich will mich erklären. Wir schaffen uns einen Charakter, wenn wir *unsere* Empfindungen und unsere historische Kenntniß von *fremden* in andere Mischungen bringen, bei den Guten das Plus oder Licht, bei den Schlimmen das Minus, den Schatten, vorwalten lassen.*) Gleichwie aus einem einfachen Strahl, je nachdem er auf Flächen fällt, tausend und wieder tausend Farben entstehen, so bin ich zu glauben geneigt, daß in unserer Seele alle Charaktere nach ihren Urstoffen schlafen, und durch Wirklichkeit und Natur, oder durch künstliche Täuschung, ein andauerndes, oder nur ein illusorisches, augenblickliches Dasein gewinnen.**) Alle Geburten unserer Phantasie waren zuletzt nur *wir*

*) Man sieht, seine Neigung zu „starken Zeichnungen" sucht er theoretisch zu rechtfertigen.

**) Schiller anticipirt hier Jean Paul's Theorie von der Entstehung dichterischer Charaktere (Vorschule der Aesthetik I, 261): „In jedem Menschen wohnen alle Formen der Menschheit, alle ihre Charaktere . . .

selbst. Das, was wir für einen Freund, und was wir für einen Helden unserer Dichtung empfinden, ist eben dasselbe. In beiden Fällen führen wir uns durch neue Lagen und Bahnen, wir brechen uns auf andern Flächen, wir sehen uns unter andern Farben, wir leiden für uns in andern Leibern. Können wir den Zustand eines Freundes feurig fühlen, so werden wir uns auch für unsere poetischen Helden erwärmen. Das ist unstreitig wahr, daß wir die Freunde unserer Helden sein müssen, wenn wir mit ihnen zittern, aufwallen, verzweifeln sollen, daß wir sie als Menschen außer uns denken müssen, die uns ihre geheimsten Gefühle vertrauen und ihre Leiden und Freuden in unsern Busen ausschütten. Der Dichter muß weniger der Maler seines Helden — er muß dessen Mädchen, dessen Busenfreund sein. Darum rührte mich Julius von Tarent mehr, als Lessing's Emilia, wenn gleich Lessing ungleich besser als Leisewitz beobachtet. Er war der Aufseher seiner Helden, aber Leisewitz ihr Freund." Die Anwendung hiervon auf seinen Karlos machend, sagt er: „Ich muß Ihnen gestehen, daß ich ihn gewissermaßen statt meines Mädchens habe. Ich trage ihn auf meinem Busen, ich schwärme mit ihm durch die Gegend um Bauerbach herum. Karlos hat, wenn ich mich des Maßes bedienen darf, von Shakespeare's Hamlet die Seele, Blut und Nerven von Leisewitz' Julius — und den Puls von mir."

Der Dichter bleibt hier, wie wir sehen, in seiner Spekulation noch den Fundamentalsätzen jener Theosophie des Julius getreu, die er schon vor mehr als sechs Jahren aufzubauen begonnen hatte. Liebe, „das schöne Phänomen in der beseelten Schöpfung, der allmächtige Magnet

---

Wäre das nicht, so könnten wir keinen andern Charakter verstehen oder gar errathen, als unsern von andern wiederholten. Man verwundert sich, daß der Dichter die Himmel- und Erdenkarten menschlicher Charaktere ausbreitet, welche ihm nie im Leben können begegnet sein, vom Kalibanen an bis zu hohen Idealen. Allein hier ist noch ein zweites Wunder vorhanden, nämlich daß der Leser sie getroffen findet, ebenfalls ohne auf ihre Urbilder in der Wirklichkeit gestoßen zu sein. Das Urtheil über die Aehnlichkeit setzt Kenntniß des Urbildes voraus, und dieses ist auch wirklich da, im Leser, wie im Dichter. Nur unterscheidet sich der Genius dadurch, daß in ihm das Universum menschlicher Kräfte und Bildungen als ein mehr erhabenes Bildwerk in hellem Tage daliegt, während dasselbe in Andern unbeleuchtet ruht und dem seinigen als ein vertieftes entspricht." — Schiller würde statt des Letztern gesagt haben: Der Dichter schaut deßhalb Charaktere heller und vermag sie darzustellen, weil er wärmer mit ihnen sympathisirt, weil er in Phantasie und Empfindung sich inniger und vollständiger mit ihnen identificirt.

in der Geisterwelt, eine Anziehung des Vortrefflichen, gegründet auf einen augenblicklichen Tausch der Persönlichkeit, auf Verwechselung der Wesen", muß ihm hier dazu dienen, das Verhältniß des Künstlers zum Gebild seines Geistes zu erklären. Ohne Liebe zu seinem Kunstwerk kein wahrer Künstler, diesen Gedanken sprach er schon ein paar Jahre früher im „Triumph der Liebe" in den Versen aus:

> Glückseliger Pygmalion,
> Es schmilzt, es glüht dein Marmor schon!
> Gott Amor Ueberwinder!

Und noch in den „Idealen" heißt es:

> Wie einst mit flehendem Verlangen
> Pygmalion den Stein umschloß,
> Bis in des Marmors kalte Wangen
> Empfindung glühend sich ergoß —

In der letztern Stelle beseelt sich der Stein durch Pygmalion's sehnsuchtsvolle Liebe, bei Ovid wird der Venus, in den obigen Versen dem Amor die Belebung zugeschrieben — nur etwas verschiedene Darstellungen des nämlichen Gedankens, daß nur der von inniger Liebe beseelte Künstler lebenathmende Kunstgebilde zu schaffen vermöge.

Aber wie phantasievoll und poetisch er damals noch zu philosophiren pflegte, so ging er doch, wenn es den Plan, das Gerüst einer Dichtung aufzubauen galt, mit dem nüchternsten Verstande, der kühlsten Ueberlegung zu Werk. Es ist wiederholt sogar bei seinen feurigsten lyrischen Jugendgedichten darauf hingewiesen worden, wie streng verstandesmäßig die meisten derselben angelegt sind, und von dem ersten Plan seines Fiesko hörten wir oben Streicher erzählen, es sei so trocken gewesen, als habe er zu einer Anweisung für den Coulissendirektor dienen sollen. So stellt sich auch der erste Plan zu seinem Don Karlos, der uns glücklicherweise erhalten worden, als ein durchaus begriffsmäßiger, systematischer Entwurf in so scharfer Gliederung und Untergliederung dar, wie jene Abhandlung über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen. Ich glaube ihn, trotz seines ansehnlichen Umfangs mittheilen zu sollen, da er klarer als alles Andere uns die Art und Weise veranschaulicht, wie Schiller nach der ersten genialen Conception eines dramatischen Sujets und nach der Befruchtung seiner Phantasie und seines Geistes durch eine ausgebreitete Lektüre nunmehr den Verstand vorherrschend walten ließ und ein dürres logisches Gerippe schuf, das sich dann erst in begeisterten Stunden allmälig zu einem lebenswarmen Organismus umwandelte.

Dom Karlos Prinz von Spanien.

Trauerspiel.

I. Schritt. Schürzung des Knotens.

A. Der Prinz liebt die Königin. Das wird gezeigt aus:
1. Seiner Aufmerksamkeit auf solche, seiner Lage in ihrer Gegenwart;
2. Seiner ungewöhnlichen Melancholie und Zerstreuung;
3. Dem Korb, den die Prinzessin von Eboli von ihm bekommt;
4. Seiner Scene mit dem Marquis de Posa;
5. Seinen einsamen Gesprächen mit sich selbst.

B. Diese Liebe hat Hindernisse und scheint gefährlich für ihn werden zu können. Dies lehren:
1. Karlo's heftige Leidenschaft und Verwegenheit;
2. Der tiefe Affekt seines Vaters, sein Argwohn, seine Neigung zur Eifersucht, seine Rachsucht;
3. Interesse der Grandes, die ihn fürchten und hassen, mit guter Art an ihn zu kommen;
4. Rachsucht der beschämten Prinzessin von Eboli;
5. Auflauschung des müßigen Hofes;
6. (unausgefüllt).

II. Schritt. Der Knoten verwickelter.

A. Karlos Liebe nimmt zu. Ursachen:
1. Die Hindernisse selbst;
2. Gegenliebe der Königin; diese äußert sich, motivirt sich:
   a. Aus ihrem zärtlichen Herzen, dem ein Gegenstand mangelt;
      α. Philipps Alter, Disharmonie mit ihrer Empfindung;
      β. Zwang ihres Standes;
   b. Aus ihrer anfänglichen Bestimmung und Neigung für den Prinzen; sie nährt diese angenehmen Erinnerungen gern;
   c. Aus ihren Aeußerungen in Gegenwart des Prinzen — Inneres Leiden, Furchtsamkeit, Antheil, Verwirrung;
   d. Aus einer mehr als zu erwartenden Kälte gegen Dom Juan, der ihr einige Liebe zeigt;
   e. Aus einigen Funken von Eifersucht über Karlo's Vertrauen zu der Prinzessin von Eboli;
   f. Einigen Aeußerungen insgeheim;
   g. Einem Gespräch mit dem Marquis;
   h. Einer Scene mit Karlos.

B. Die Hindernisse und Gefahren wachsen. Dies erfährt man:
1. Aus dem Ehrgeiz, der Rachsucht des verschmähten Dom Juan;
2. Aus einigen Entdeckungen, die die Prinzessin von Eboli macht;
3. Aus ihrem Einverständniß mit jenem;

4. Aus der immer wachsenden Furcht und Erbitterung der Grandes, die vom Prinzen bedroht und beleidigt werden — Komplott derselben.
5. Aus des Königs Unwillen über seinen Sohn und Bestellung der Spionen.

III. Schritt. Anscheinende Auflösung, die alle Knoten noch mehr verwickelt.
A. Die Gefahren fangen an auszubrechen:
1. Der König bekommt einen Wink, und geräth in die heftigste Eifersucht.
2. Dom Karlos erbittert den König noch mehr.
3. Die Königin scheint den Verdacht zu rechtfertigen.
4. Alles vereinigt sich, die Königin und den Prinzen strafbar zu machen.
5. Der König beschließt seines Sohnes Verderben.
B. Der Prinz scheint allen Gefahren zu entrinnen.
1. Sein Heldensinn erwacht wieder und fängt an über seine Liebe zu siegen.
2. Der Marquis wälzt den Verdacht auf sich, und verwirrt den Knoten auf's Neue.
3. Der Prinz und die Königin überwinden sich.
4. Prinzessin und Juan spalten sich.
5. Der König setzt einen Verdacht in den Herzog von Alba.

IV. Schritt. Dom Karlos unterliegt einer neuen Gefahr.
A. Der König entdeckt eine Rebellion seines Sohnes.
B. Diese erweckt die Eifersucht wieder.
C. Beide, zusammen vereinigt, stürzen den Prinzen.

V. Schritt. Auflösung und Katastrophe.
A. Regungen der Vaterliebe, des Mitleids u. s. f. scheinen den Prinzen zu begünstigen.
B. Die Leidenschaft der Königin verschlimmert die Sache und vollendet des Prinzen Verderben.
C. Das Zeugniß des Sterbenden, und das Verbrechen seiner Ankläger rechtfertigt den Prinzen zu spät.
D. Schmerz des betrogenen Königs und Rache über die Urheber.

Aus dieser Skizze geht hervor, daß das Trauerspiel Don Karlos tiefeingreifende Metamorphosen durchmachen mußte, ehe es die gegenwärtige Gestalt gewann. Ursprünglich wollte der Dichter, wie es scheint, seinen Helden minder schuldig sterben lassen. Marquis Posa tritt ferner in obigem Plan weniger bedeutend, die Liebe der Königin stärker hervor. Als Nebenbuhler des Don Karlos um die Gunst der Königin erscheint Don Juan d'Austria. Die kosmopolitischen Ideen

die jetzt der Mittelpunkt des Ganzen sind, sollten wohl nur nebenbei zur Frage kommen; Alles sollte sich mehr um die Leidenschaft des Infanten für seine Stiefmutter bewegen. Näherte sich dadurch das Stück als „Familiengemälde aus einem königlichen Hause" (wie Schiller es etwas später charakterisirte) mehr der nächstvorhergehenden Tragödie, so sollte es zugleich die Polemik, welche sich durch seine drei ersten Dramen hindurchzieht, weiterführen, aber auf ein anderes Gebiet hinüberspielen. Schiller sagt dies selbst in einem Briefe an Reinwald. „Außerdem", schrieb er, „will ich es mir in diesem Schauspiel zur Pflicht machen, in Darstellung der Inquisition die prostituirte Menschheit zu rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu stellen. Ich will — und sollte mein Karlos dadurch auch für das Theater verloren gehen — einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bisher nur gestreift hat, auf die Seele stoßen."

Siebenzehntes Kapitel.

Aufenthalt in Mannheim bis Ende 1783. Ankunft daselbst. Gesellschaftliche Zerstreuungen. Sehnsucht nach Bauerbach. Anstellung als Theaterdichter. Krankheit. Meyer's Tod. Neue Umarbeitung des Fiesko. Bekanntschaft mit Frau von la Roche. Abel zu Besuch. Lumpenfête. Charakteristik des für die Bühne bearbeiteten Fiesko. Neujahrsbrief an Christophine.

Schiller hatte von seinem plötzlich gefaßten Entschluß, nach Mannheim zu gehen, nur das Meyer'sche Ehepaar, nicht aber Streicher in Kenntniß gesetzt, weil dieser über Dalberg's Benehmen gegen seinen Freund allzu sehr grollte, als daß er ein Wiederanknüpfen der Unterhandlung zwischen beiden hätte billigen können. So kam denn unser Dichter am 27. Juli 1783 Abends, nur von Meyer und seiner Frau erwartet, reisemüde in Mannheim an. Um so größer und freudiger war für Streicher die Ueberraschung, als er am folgenden Tage zu gewohnter Stunde im Meyer'schen Hause sich einfand. Er glaubte kaum seinen eigenen Augen, daß es der in weiter Ferne vermeinte Schiller sei,

der mit heiterer Miene und blühendem Aussehen ihm entgegentrat und ihn herzlich umarmte. Meyer hatte mit freundschaftlicher Fürsorge bereits eine Wohnung für den Ankömmling, zwei Zimmer, im Hubertshause neben dem Schloßplatz, für einen Gulden wöchentlich, und Mittags- und Abendessen für vierundzwanzig Kreuzer ausgemacht, womit Schiller um so zufriedener war, als er von seinem Wohnzimmer aus sich einer schönen Aussicht erfreute. Nachdem er von der mitgebrachten Baarschaft das Geld zur Rückreise nach Bauerbach bei Seite gelegt hatte, blieb ihm noch so viel übrig, daß er davon drei Wochen lang in Mannheim leben zu können glaubte.

Es war aber auch nöthig, sich auf einige Zeit vorzusehen; denn Dalberg war auf einer Reise nach Holland begriffen, und der Zeitpunkt seiner Heimkunft nicht genau bestimmt. Von dem Theater hatte unser Dichter für die nächsten Tage wenig Genuß und Anregung zu erwarten. Iffland war in Hannover, auch andere Schauspieler hatten Urlaub. Es wurden Alltagskomödien gegeben, die dem Geschmack der anwesenden Kurfürstin und des zu Besuch gekommenen Herzogs von Zweibrücken zusagten. Eine fast unerträgliche Hitze machte das Arbeiten unmöglich. Um so mehr mußte Schiller sich für die nächste Zeit auf gesellschaftliche Zerstreuungen gefaßt machen, denen er, an das Bauerbacher Stillleben gewöhnt, nicht gerade freudig entgegensah. Schon am 28. Juli schrieb er an Frau von Wolzogen: „Gestehen muß ich Ihnen, daß Alles, was mir hier vorkommt und noch vorkommen kann, bei der Vergleichung mit unserem stillen, glücklichen Leben entsetzlich verliert. — Aber wie bringen Sie Ihre Tage hin, theuerste Freundin? Traurig, fürcht' ich, und wünsche es einigermaßen doch; denn es ist etwas Tröstendes und Süßes in der Vorstellung, daß zwei getrennte Freunde ohne einander nicht lustig sind. O es soll mich anspornen, bald wieder bei Ihnen zu sein! Indessen will ich bei meinen großen Zerstreuungen an Sie, meine Wertheste, denken; ich will mich oft aus dem Zirkel der Gesellschaften losreißen, und auf meinem Zimmer schwermüthig nach Ihnen hinträumen und weinen. Bleiben Sie, meine Liebe, was Sie mir bisher gewesen sind, meine erste und theuerste Freundin, und lassen Sie uns ein Beispiel unverfälschter Freundschaft sein. Wir wollen uns beide besser und edler machen; wir wollen durch wechselseitigen Antheil und den zartesten Bund schöner Empfindungen die Glückseligkeit dieses Lebens erschöpfen, und am Ende stolz auf dieses reine Bündniß sein."

Bei so feurigen Zuneigungsbetheuerungen, die er fortwährend der fernen Gönnerin übersandte, konnte sich diese nicht verhehlen, daß die Freundschaft für die Mutter einen guten Theil ihrer Wärme von der

Liebe zur Tochter entlehnte. Aber Frau von Wolzogen war, wie es scheint, nicht geneigt, die ihr ausgedrückten Empfindungen scharf zu zergliedern und den ihr geltenden Theil auszusondern; sie ging auf des Freundes Stimmung ein und wurde dem weichen, liebekranken Jüngling gegenüber selbst traurig und melancholisch. Ja, sie empfand ohne Zweifel den Schmerz der Trennung tiefer und nachhaltiger, als er. Denn trotz des Gelübdes, bei allen Zerstreuungen immer an sie zu denken, verfehlten diese doch nicht, das Bild von Bauerbach allmälig aus dem Vordergrunde seiner Seele zurückzudrängen. Meyer, Streicher, Schwan und andere Freunde nahmen ihn lebhaft in Anspruch; besonders kam er in dem gastfreien Schwan'schen Hause in einen Kreis interessanter Männer und Frauen, unter denen die Tochter des Hauses, Margaretha Schwan, mit ihrer vielseitigen Bildung, ihrem regen Geist und den schönen feurigen Augen ihn am meisten anzog, wenn sie gleich Lottens Bild vorderhand noch nicht in ihm auszulöschen vermochte. Ungeachtet jenes Unglücks, das er mit dem Vortrag seines Fiesko gehabt hatte, las er im Schwan'schen Hause seine Louise Millerin und fand warmen Beifall. Bei einem Ausflug nach Oggersheim wurde er dort im Viehhof von den Wirthsleuten mit einem Jubel empfangen, der ihn auf's innigste rührte.

Am 10. August kam Dalberg von seiner Reise zurück. Schiller traf ihn im Theater und fand bei ihm ein schmeichelhaftes Entgegenkommen. Am folgenden Tage machte er ihm seine Aufwartung und hatte ein langes Gespräch mit ihm. Dalberg sagte dem Dichter die Annahme des Fiesko zu, wenn er sich zu einer nochmaligen Umarbeitung verstehen könne, versprach ihm eine baldige Aufführung der Räuber und anderer größerer Stücke und ordnete sogleich an, daß die Louise Millerin am 13. August in dem Gesammtausschuß des Theaters unter des Intendanten eigenem Vorsitz gelesen und auf ihre Brauchbarkeit für die Bühne geprüft werden solle. Schiller, durch die bisherigen Erfahrungen gewitzigt, des der Bauerbacher Freundin gegebenen Versprechens eingedenk, und von Schwan, vielleicht auch von Streicher und Meyer in dem Vorsatz eines behutsamen Handelns bestärkt, ging dem Baron mit zögerndem Schritt entgegen. „Der Mann ist ganz Feuer," schrieb er nach Bauerbach, „aber leider! nur Pulverfeuer, das plötzlich losgeht, aber eben so schnell wieder verpufft. Indessen glaub' ich herzlich gern, daß ihm mein hiesiger Aufenthalt lieb wäre, wenn er nichts aufopfern dürfte. — Rücksichtlich meiner Aussichten auf das hiesige Theater und meiner Stücke kann Ihnen dieser Brief nicht das Geringste bestimmen; aber in acht Tagen erfahren Sie etwas mehr und vielleicht auch die

Zeit meiner Abreise; denn nichts in der Welt wird mich fesseln!" Ein so mächtiger Magnet war ihm jetzt noch Bauerbach.

Aber bald drohte dort ein abstoßender Pol für ihn sich zu bilden. Er erhielt die Hiobspost, Herr von Winkelmann werde nach Bauerbach zu Besuch kommen und zwei Monate verweilen. Hätte Jemand auf ein Schreckbild gedacht, um Schiller von dort fern zu halten, ein wirksameres hätte er nicht ersinnen können. Gleichzeitig kam, da er, seinem Wort getreu, sich nicht selbst anbot, Dalberg ihm mit bestimmten Anerbietungen entgegen, und Schiller hatte nun auf einmal hundert Gründe, die Anträge nicht abzulehnen. Nur so konnte er sich allmälig aus seinen finanziellen Bedrängnissen herausziehen, nur so seine theuern Eltern erfreuen, eine geachtete Stellung gewinnen, den Tadel der Gegner zum Schweigen bringen, durch das Theater sich in seiner Kunst vervollkommnen und Beifall und Ruhm ernten. Dalberg lud ihn wiederholt zur Tafel und brachte bei dieser Gelegenheit die einzelnen Artikel ins Reine. Hiernach machte Schiller sich anheischig, vom 1. September 1783 an bis zum letzten August 1784 für das Mannheimer Theater zu arbeiten, wobei er sich die Erlaubniß ausbedang, die heißeste Sommerzeit seiner Gesundheit wegen anderswo zuzubringen. Innerhalb der Vertragszeit hatte er dem Theater außer dem umzuarbeitenden Fiesko und der Louise Millerin noch ein drittes, erst zu dichtendes Stück zu liefern. Dafür sollte er einen Jahrgehalt von dreihundert Gulden bekommen, und von diesen zweihundert sogleich ausbezahlt erhalten. Zudem wurde ihm von jedem Stück die Einnahme einer von ihm selbst zu bestimmenden Vorstellung zugesichert, worauf er jedoch später gegen ein zusätzliches Fixum von zweihundert Gulden verzichtete. Uebrigens blieb ihm das Eigenthumsrecht an jedem seiner Schauspiele ganz ungeschmälert.

Schiller war über diesen Kontrakt sehr vergnügt. „Danken Sie Gott," schrieb er an Frau von Wolzogen, „daß er mir einen Ausweg eröffnet hat, durch Verbesserung meiner Umstände mich aus meinem Wirrwarr zu reißen und ein ehrlicher Mann zu bleiben." Nicht minder erfreut war Schiller's Vater. Dieser richtete an den Reichsfreiherrn von Dalberg in Folge der seinem Sohn erwiesenen „Gnade" eine wohlgesetzte Dankepistel und fügte die Bitte bei, der hohe Gönner möge dem unerfahrenen jungen Manne einen wahren Freund zuordnen, der ihm seine Wirthschaft besorgen helfe, und in sittlichen Dingen sein Mentor sei. Ganz unbegründet war die Besorgniß nicht, die aus dieser Bitte des Vaters hervorblickt; denn an Versuchungen fehlte es dem feurigen Jünglinge nicht. Aber ein unsichtbarer Mentor war ihm einstweilen

noch das Andenken an die Bauerbacher Freundinnen. „Wie viel," schrieb er an Frau von Wolzogen, „wie unendlich viel haben Sie nicht schon an meinem Herzen verbessert! Und diese Verbesserung, freuen Sie sich, hat schon einige gefährliche Proben bestanden. Fühlen Sie ihn ganz, den Gedanken, denjenigen zu einem guten Menschen gebildet zu haben, der, wenn er schlecht wäre, Gelegenheit hätte, Tausende zu verderben." Und in einem andern Briefe heißt es: „Flehen Sie zu Gott um Schutz für mein Herz und meine Jugend. Meine Freundschaft — wenn der Gedanke Ihnen Freude machen kann — bleibt Ihnen unwandelbar, und soll mein allmächtiges Gegengift gegen alle Verführung sein."

Dalberg inaugurirte gleichsam Schiller's nunmehrige Stellung zum Mannheimer Theater durch eine neue Aufführung der Räuber, die bei überfülltem Hause und zu großer Zufriedenheit des Dichters gegeben wurden. Noch voll von diesem Hochgenuß, wollte er gleich am andern Tage die umformende Hand an seinen Fiesko legen, als ihn ein epidemisches Fieber auf's Krankenlager warf, und damit ein trauriges Vorspiel jener später so oft sich wiederholenden tragischen Ringkämpfe eines heroischen Geistes mit einem durch Siechthum widerspenstig gewordenen Körper begann. Die ungewöhnliche Sommerhitze des Jahres 1783 hatte aus dem stagnirenden Wasser und Morast des Mannheimer Festungsgrabens jene Epidemie ausgebrütet, an welcher in der Stadt gegen sechstausend Menschen erkrankten. Die Seuche griff um so weiter und verderblicher um sich, als die hohen Wälle der Festung jede reinigende Luftströmung verhinderten. Der Gedanke, nicht arbeiten zu können, quälte Schiller mehr, als die Leiden der Krankheit. „Ich wünsche nichts dringender," schrieb er an Dalberg, „als auf das baldigste in den Stand gesetzt zu werden, dem Theater meinen Eifer und meine Dienste in dem Maße zu erweisen, in welchem ich mich zu seinem Liebhaber bekenne." Zu dem Verdruß über die ihm aufgenöthigte Unthätigkeit gesellte sich bald der Schmerz um den Verlust seines treuen und wackern Freundes Meyer, der seinem Herzen nahe stand und ihm in seinem neuen Verhältniß zum Theater noch oft hätte nützlich werden können. Gleichfalls von der herrschenden Krankheit ergriffen, erlag er ihr am 2. September. Die Mannheimer Bühne verlor an ihm einen gewandten Regisseur und einen tüchtigen, in Eckhoff's Schule gebildeten Schauspieler, der besonders in sanften Rollen Vorzügliches leistete. Streicher bemerkt: „Zur Rechtfertigung der ärztlichen Kenntnisse Schiller's darf hier versichert werden, daß er die schlimmen Folgen der Mittel, welche der Theaterarzt (Hofrath Mai) verordnet hatte, voraussagte."

Dem kranken Dichter fehlte es nicht an freundlicher Theilnahme und aufmerksamer Pflege. Sein Zimmer war selten von Besuchenden leer, und die verwittwete Frau Meyer versorgte ihren Freund und Landsmann mit dem wünschenswerthen Krankenessen. Bisher hatte er sich selbst behandelt, mußte aber jetzt, weil sein Kopf sehr angegriffen war, zu einem andern Arzt seine Zuflucht nehmen. Erst am 11. September war er so weit hergestellt, daß er an seine um ihn besorgte Freundin in Bauerbach schreiben konnte. Seine Leiden hatten ihn doppelt weich gestimmt. „Sie waren," heißt es in dem Briefe, „die erste Person, an welcher mein Herz mit reiner, unverfälschter Zuneigung hing, und eine solche Freundschaft ist über alle Wechsel der Umstände erhaben." Da ihn Christophine in einem Briefe vom 9. September an Frau Vischer erinnerte, und ihre fortdauernde warme Theilnahme an seinem Geschick ihm zu Gemüth führte, ließ er auch dieser ein Freundschaftszeichen zukommen, indem er ihr seine Silhouette mit einem Meßgeschenk übersandte.

Nur allzufrüh zwang sich der noch nicht Genesene zur Arbeit. Die kontraktmäßige Abänderung des Fiesko glaubte er nicht länger hinausschieben zu dürfen. Die Bedenken und Ausstellungen, welche man von Seiten des Theaters gegen das Stück geäußert hatte, waren ihm zugegangen; man hatte Manches gegen die allzublühende Sprache, die Frauencharaktere, die Art des Abschlusses und sonst noch Einiges vorgebracht. Dalberg erkundigte sich gegen Ende Septembers vom Lande aus, wo er eine Villeggiatur abhielt, wie weit die Arbeit vorgerückt sei. Dies war ihm ein neuer Sporn, sie mit Eifer anzugreifen. Aber leider war von dem Uebel eine große Mattigkeit und Abspannung zurückgeblieben, und noch längere Zeit hindurch traten mitunter Rückfälle ein, und zwar um so stärker, je länger die Pause gewesen war. Um seinen stark angegriffenen Kopf etwas frei zu machen, gebrauchte er China im Uebermaß und gab dadurch seiner Gesundheit einen Stoß vielleicht für das ganze Leben. Noch am 13. November schrieb er nach Bauerbach: „Schon vierzehn Tage habe ich weder Fleisch noch Fleischbrühe genossen. Wassersuppe heut, Wassersuppe morgen, und dieses so Mittags wie Abends. Allenfalls gelbe Rüben oder saure Kartoffeln, oder so etwas. Fieberrinde esse ich wie Brod, und ich habe sie mir expreß von Frankfurt verschrieben." Begreiflicherweise begann auch sein Gemüth tief verstimmt zu werden. Die Aussicht, seine Schulden auf einen bestimmten Termin abtragen zu können, war dahin. In dem eben erwähnten Briefe gab er den Betrag des Schadens, den er bis dahin durch seine Krankheit erlitten, auf dreißig Dukaten an.

Dazu kam noch, daß ihm die Bühnenbearbeitung des Fiesko in dem Maße, wie er sich in dieselbe vertiefte, immer mehr und mehr zuwider ward. Sein poetisches Gewissen sträubte sich gegen manche ihm zugemuthete Aenderung. „Wenn man bedenkt," sagt Streicher, „daß der umfassende Geist Schiller's sich auch in späterer Zeit nie bequemen konnte, ein Stück so zu entwerfen und zu schreiben, daß es den Forderungen, oder — eigentlicher zu reden — dem Handwerksmäßigen des Theaters in allen seinen Theilen hätte angemessen sein können, so kann man sich vorstellen, mit welchem Widerwillen er an Abänderungen (worunter nicht Abkürzungen verstanden sind) überhaupt, besonders aber, wie beim Fiesko der Fall war, an solche sich machte, wo dem Verstand und der Wahrheit zugleich der stärkste Schlag versetzt werden mußte. War auch sein Kopf gewandt genug, um jede Begebenheit als möglich darzustellen, so mußte doch an die Stelle des Zerstörten etwas Neues geschaffen werden, das — wie Jeder, dem Geistes- oder Kunstarbeiten bekannt sind, gestehen muß, — entweder nicht so gut geräth, oder doch viel schwieriger als Ersteres ist."

Um sich von der unerquicklichen Arbeit etwas auszuspannen und trüben Gedanken für einige Zeit zu entrinnen, gab er sich mitunter wieder einem zerstreuenden Gesellschaftsleben hin, wobei er mit seiner Gesundheit und seiner Kasse nicht immer Rath pflog. Er hatte vielfachen Zuspruch von Mannheimer Bekannten, wie von Fremden, glaubte auch dem Verkehr mit den Schauspielern sich nicht entziehen zu dürfen, und so bot eine Abhaltung der andern die Hand. Im Dalberg'schen und Schwan'schen Hause bewegte er sich in einem bunten Kreise von Officieren, Beamten, Künstlern und Gelehrten jedes Fachs. Während er krank das Zimmer hüten mußte, besuchte ihn oft der hart verfolgte katholische Geistliche Trunk, der „als ein lebendig herumgehendes Beispiel, wie viel Böses die Pfaffen zu stiften im Stande sind",*) ihm lebhaften Antheil abgewann. Fühlte er sich wohler, so wurden Ausflüge in die Umgegend, nach Speier, Schwetzingen u. s. w. gemacht.

In Speier besuchte er in Gesellschaft von Schwan und dessen Tochter die vielgefeierte Frau von la Roche, welche damals dort mit ihrer Familie im Hause des ihr befreundeten ehemaligen Ministers von Hohenfeld wohnte. Schiller speiste in großer Gesellschaft mit ihr zu Mittag und fand sogleich, wie er berichtete, „die sanfte, gute, geistvolle Frau, die zwischen fünfzig und sechszig alt, das Herz eines neunzehn-

*) Näheres darüber in dem Buche „Religionsklage von P. Trunk." Mannheim 1784.

jährigen Mädchens hat." Noch stärker imponirte ihm Herr von Hohenfeld. Er schilderte ihn der Freundin in Bauerbach als einen Mann, der fähig wäre, ihn mit dem ganzen menschlichen Geschlecht zu versöhnen, wenn er auch tausend Schurken um sich herum begegnen müßte. Nach acht Tagen ging er nochmals mit einem Landsmann nach Speier, und verließ die Frau, die in ihrer Jugend mit dem edel geformten Kopf, den schmelzenden Augen und der hohen Gestalt Wieland bezaubert hatte, beinahe in gleicher Bezauberung. „Ich weiß," schrieb er, „und bin stolz darauf, daß sie mit mir zufrieden war" — zufrieden mit ihm persönlich, aber nicht mit seinen Erstlingsdramen — das beweist ein Brief von ihr aus etwas späterer Zeit, worin sie, um Entstellungen vorzubeugen, angibt, wie sie in einer Gesellschaft über Schiller sich geäußert habe: „Ich kenne und schätze Herrn Schiller persönlich; aber ich würde ihm selbst, dem vortrefflichen Kopf, sagen, daß ich die angeborenen Fähigkeiten und den erworbenen Reichthum seines Geistes aufrichtig bewundere, jedoch den Gebrauch, den er in seinen ersten drei Theaterstücken davon gemacht, nicht liebe — so wenig als ich den Besitzer von Indiens Diamantengruben lieben würde, wenn er sie anwendete, die alten Schauspiele, worin Menschen mit Thieren kämpfen, zu erneuern, oder als ich die Geschichte der Riesen in der That sehen möchte, die, wie erzählt wird, mit ungeheurer Kraft Felsen auf Felsen häufen, um den Olymp zu bestürmen."

In Stunden, wo der noch ernstlich Kränkelnde mit interessanten Menschen in Verkehr kam, gedachte er so wenig seiner Gesundheit, daß er oft Tage und Wochen lang dafür zu büßen hatte. In einem Postskriptum vom 14. November zu jenem Briefe vom 13., worin er meldete, daß er Fieberrinde wie Brod esse, berichtete er seiner Freundin jubelnd: „Stellen Sie sich vor, meine Beste, wie angenehm ich gestern in dem Fortschreiben unterbrochen wurde! Man klopft an mein Zimmer — Herein! — und herein treten — stellen Sie sich meinen fröhlichen Schrecken vor! — Professor Abel und Batz, ein anderer Freund von mir. Wie herrlich mir in den Armen meiner Landsleute die Zeit floß! Wir konnten vor lauter Erzählen und Fragen kaum zu Athem kommen. Sie haben bei mir zu Mittag und zu Abend gegessen (sehen Sie, ich bin schon ein Kerl, der Tafel hält), und bei dieser Gelegenheit waren meine Burgunder Bouteillen wie vom Himmel gefallen.*) Um sie ein wenig herumzuführen, bin ich heute und gestern wieder ausge-

*) Ein Freund hatte ihm vor einigen Tagen sechs Flaschen Burgunder zum Geburtstagsgeschenk zugesandt.

gangen. Schadet nichts, wenn ich jetzt auch später gesund werde; habe ich ja doch ein unbeschreibliches Vergnügen gehabt." — Und wie fand Abel damals seinen Zögling von der Akademie her? Die Freude des Wiedersehens scheint Krankheit und Verstimmung für den Augenblick ganz verscheucht zu haben; denn Abel erzählt: „Ungeachtet der ungünstigen Lage Schiller's entdeckte ich mit Vergnügen, daß seine Seele, seitdem ich ihn nicht mehr gesehen, einen höhern Schwung errungen. Er sprach mit Zuversicht von seinen Planen und dem glücklichen Erfolg derselben, und ohne noch eine bestimmte Aussicht auf eine sichere und zur Erreichung seiner Zwecke zulängliche Stelle zu haben, war er gewiß, daß ihm eine solche nicht lange mehr mangeln würde. Sein Ideal stand jetzt deutlich und vollendet vor ihm, und er fühlte Kraft genug in sich, demselben immer näher zu kommen; und was er fühlte und deutlich dachte, sprach er gegen einen Freund, der ihn nie einer Anmaßung oder Unbescheidenheit verdächtig halten konnte, offen aus." Ich möchte glauben, daß die Anwesenheit von Batz auf die Art, wie er von seiner Lage und Zukunft sprach, stark influirte. Gegen seine Stuttgarter Freunde nahm er stets wie in Gesprächen so auch in Briefen den Mund etwas voll, weil er nicht von ihnen bemitleidet sein wollte. Eine Separatbeichte bei seinem hochverehrten Lehrer hätte vielleicht etwas anders gelautet und einen gedämpfteren Ton gehabt.

Noch einen „Spaß" anderer Art fühlte er sich damals gedrungen, nach Bauerbach zu berichten. Man hatte ihn ersucht, zum Namensfeste der Kurfürstin, dem 19. November, eine poetische Rede, die in Gegenwart der Fürstin auf der Bühne vorgetragen werden sollte, zu dichten. „Ich mache sie," schrieb er, „aber nach meiner verfluchten Gewohnheit satyrisch und scharf. Heut schick' ich sie Dalberg — er ist ganz davon bezaubert und entzückt; aber kein Mensch kann sie brauchen, denn sie ist keine Lobrede auf die beiden kurfürstlichen Personen. Weil es jetzt zu spät ist, und man das Herz nicht hat, mir eine andere zuzumuthen, wird die ganze Lumpenfête eingestellt. Dalberg aber thut es nicht anders: er will meine Rede drucken lassen."

Unter so mannigfachen Störungen durfte der vom Fieber hart Angegriffene, während er (wie er nach Bauerbach schrieb) noch immer „durch starke Portionen China seine wenigen Kräfte hinhielt", den Fiesko nicht ruhen lassen. Dalberg drängte; denn das Stück sollte zum nächsten Karneval eingeübt werden. Schiller's eiserner Willenskraft gelang es denn auch, in der letzten Hälfte des Novembers die Umarbeitung zu beendigen. Aber nun mußte noch das Ganze ins Reine geschrieben werden. Man schlug ihm hierzu einen Regimentsmedikus vor, der eine

schöne und deutliche Handschrift hatte. Des Dichters Handschrift war aber nicht der Art, daß der Abschreiber allein sich darin hätte zurecht finden können; deßhalb entschloß sich der Verfasser, ihm das Ganze in die Feder zu diktiren. Das erste Mal, wo er dieses, bald auf- und abgehend, bald nach Belieben sitzend that, fand er es ungemein behaglich, sein Stück auf so angenehme Weise in die Reinschrift gelangen zu sehen. Aber wie entsetzte er sich, als der Schreiber weggegangen war, beim ersten Blick in das Produkt seiner gewandten Feder! Aus dem edlen Helden Fiesko war ein Viesgo, aus Calcagna ein Kallkahnia u. s. w. geworden, und überall gegen die herkömmliche Orthographie gröblich gesündigt. Bei Schiller's bitter-komischen Klagen, daß ein Mann, der so schöne Buchstaben mache, die Wörter so gröblich entstelle, konnte sich Streicher des Lachens nicht erwehren. Nach einem zweiten Versuch, der trotz aller Sorgfalt des Diktirenden doch wieder mißlang, verlor er die Geduld und beschloß, die Reinschrift selbst anzufertigen. Gegen die Mitte Dezembers konnte er das Manuscript dem Baron Dalberg überreichen.

Zu den andern Beweggründen, welche ihn die Bühnenbearbeitung des Fiesko beschleunigen ließen, hatte sich noch der gesellt, daß der Berliner Theaterdichter Plümicke, der als unverschämter dramatischer Freibeuter bereits früher die Räuber für die Bühne verballhornt hatte, nun dieselbe Operation mit dem Fiesko machte. Im Druck erschien dessen Bühnenbearbeitung zwar erst 1784, aber im Manuskript wurde sie schon 1783 an die deutschen Theater versandt. Hiergegen war folgende in den Gothaischen gelehrten Zeitungen, Stück 91 vom 12. November 1783 erschienene, aber einen Monat früher bereits geschriebene Anzeige Schiller's gerichtet: „Unüberwindliche Schwierigkeiten, die sich für die Aufführung des Fiesko gezeigt haben, veranlassen mich, die zweite Hand an dieses Schauspiel zu legen, um ihm eine mehr theatralische Gestalt zu geben. Ich ersuche also jedwede Schauspielgesellschaft, die meinen Fiesko zu geben gesonnen ist, sich an Niemand, als unmittelbar an mich selbst zu wenden, und denselben nach keiner andern Veränderung, als nach der meinigen, zu spielen, welche in wenigen Monaten im Manuscript zu haben sein wird. Mannheim, den 12. Oktober 1783. D. Schiller."

Des Dichters eigene Bühnenbearbeitung des Fiesko ist beinahe ein neues Werk; so viel ist geändert, gestrichen und neu hinzugedichtet. Die wichtigste Verschiedenheit besteht darin, daß nach dem Gelingen der Revolution in Fiesko die Freiheitsliebe und republikanische Gesinnung über Herrschsucht und Ehrgeiz den Sieg davontragen, und der Held nur

Genua's glücklichster Bürger sein will. Am Schluß der vorletzten Scene zum Herzog ausgerufen, wird er in der Schlußscene von Verrina beschworen, die Herrscher-Insignien, die ein Senator gebracht, zurückzuweisen:

„Fiesko. Sei mein Freund.

Verrina. Nimm diesen häßlichen Purpur, und ich bin's. Ich bin ein Kriegsmann, Fiesko, verstehe mich wenig auf nasse Wangen — Fiesko, das sind meine ersten Thränen! Nimm diesen Purpur nicht!

Fiesko. Schweig! — willst du den Himmel aus seinen Achsen reißen?

Verrina (heftiger). Fiesko! Laß hier alle Kronen der Erde zum Lohn — dort alle ihre Foltern zur Strafe bereit liegen: ich soll knien vor einem Erschaffenen — ich werde nicht knien! — Fiesko! (indem er niederfällt) es ist mein erster Kniefall — nimm diesen Purpur nicht!

Fiesko (greift lächelnd darnach). Du wirst erstaunen, wie groß er mich kleiden wird.

Verrina (aufspringend, fürchterlich). Aber nur auf der Bahre! (er führt einen Streich nach Fiesko).

Fiesko (springt zurück und fängt den Hieb mit dem Schwert auf).

Das Volk (herbeistürmend mit Geschrei). Fürstenmord! Fürstenmord!

Verrina (hält plötzlich inne, wirft einen Blick voll Befremdung und Ernst auf das Volk und läßt den Arm langsam sinken). Was seh' ich? — Genua, du selbst? Du selbst hälst den Arm deines Retters auf? — (bitter lachend) Rasender Thor, der du warst, Verrina! Ein Mörder wolltest du werden in deinem sechszigsten Jahre, die Freiheit dieses Volks zu vertheidigen, und vergaßest zu fragen, ob dieses Volk auch befreit sein will? — Es will nicht mehr frei sein; es wehrt sich um seine Ketten — (zu Fiesko) ich bin dein Gefangener (er wirft ihm das Schwert vor die Füße).

Fiesko. Weißt du, was du gethan hast, Unglücklicher?

Verrina (stolz, gelassen). Ich weiß, daß ich sterben muß, Herzog. Ich weiß, daß ich der Erste bin, der unter Fiesko's Regierung auf das Schaffot steigt — (laut und feierlich zum Volk) der Erste, Genueser, aber der Letzte nicht. Ich kenne diesen Mann. Er hat eines Gottes Herz, und ihr, Thoren, gabt ihm die Blitze.

Das Volk (mit Ungestüm, indem Einige das Schwert zücken) Verräther, stirb! Majestätsverletzer!

Fiesko (winkt ihnen, zurückzuweichen, und tritt dann mit ruhiger Größe vor). Wie schmeichelhaft ist mir diese Wuth, Genueser! Jetzt seid Ihr da, wo euch Fiesko erwartete. — Sicher und schreckenlos kann ich jetzt euern Thron besteigen, da eure Liebe zu mir auch dem allmächtigen Ruf der Freiheit nicht mehr Gehör gibt, da euer furchtbarster Sachwalter sich selbst in die Hände des Henkers liefert, da mit dem Haupt des Verrina die tausendköpfige Hyder Empörung ermordet zu meinen Füßen fällt. — Jetzt, Genueser, haben Zweifel und Furcht an meinem Entschluß keinen Antheil mehr — (Er geht

auf den Senator zu und nimmt ihm das Scepter ab). Ein Diadem erkämpfen ist groß — es wegwerfen göttlich. Seid frei, Genueser! (er zerbricht das Scepter und wirft die Stücke unter das Volk). Und die monarchische Gewalt vergehe mit ihrem Zeichen!

Das Volk (stürzt jauchzend auf die Knie). Fiesko und Freiheit!

Verrina (nähert sich Fiesko mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens). Fiesko?!

Fiesko. Und mit Drohungen wolltest du mir einen Entschluß abnöthigen, den mein eigenes Herz nicht geboren hat? — Genua's Freiheit war in diesem Busen entschieden, ehe Verrina noch dafür zitterte — aber Fiesko selbst mußte der Schöpfer sein. — (Verrina's Hand ergreifend, mit Wärme und Zärtlichkeit) Und jetzt doch mein Freund wieder, Verrina?

Verrina (begeistert in seine Arme stürzend). Ewig!

Fiesko (mit großer Rührung, einen Blick auf das Volk geworfen, das mit allen Zeichen der Freude noch auf den Knien liegt). Himmlischer Anblick — belohnender als alle Kronen der Welt! — (gegen das Volk eilend) Steht auf, Genueser! Den Monarchen hab' ich euch geschenkt — umarmt euern glücklichsten Bürger!"

Damit ist offenbar der Charakter des Dramas durchaus verändert. Es darf nun dem gewöhnlichen Sprachgebrauch gemäß um so weniger noch ein Trauerspiel genannt werden, als außer dem Haupthelden auch seine Leonore am Leben bleibt und sogar der Mohr entwischt, überhaupt Niemand als Gianettino stirbt, und das ganze Unternehmen von Erfolg gekrönt ist. Die drei Mißvergnügten Zenturione, Zibo und Asserato sind verschwunden; dagegen tritt als neue Person ein Mädchen der Bertha auf. Von Calcagno's Leidenschaft für Leonore, von Sacco's Schuldenlast ist nicht mehr die Rede; überhaupt erscheinen alle Mitglieder der Verschwörung als Republikaner aus reinen Motiven, und der republikanische Charakter des Stücks ist wesentlich verstärkt. Aber was Calcagno und Sacco aus moralischem Gesichtspunkt gewannen, haben sie, künstlerisch betrachtet, verloren; denn beide Charaktere sind nun nicht gehörig motivirt. Die Beschimpfung der Julia suchte der Dichter dadurch zu mildern, daß er sie nur vor Leonore, nicht vor den versammelten Geschworenen geschehen ließ. Nachher wird über diese unritterliche Mißhandlung der Julia noch weitläufig verhandelt und für Fiesko's hinterlistiges Benehmen eine Entschuldigung versucht, damit der Freiheitsheld in günstigerem Licht erscheine. Aber das war eine unlösliche Aufgabe, und in dieser ganzen Partie konnte nur rhetorischer Prunk erwachsen. Bertha wird durch Gianettino nicht entehrt, nur gewaltsam überfallen und entführt; aber der Dichter läßt uns drei Scenen hindurch über das Maß ihrer Schande im Zweifel, bis wir endlich erfahren, daß sie nicht das Aeußerste hat erleiden müssen. Dadurch

erscheint der fürchterliche Fluch des Verrina unmotivirt und beinahe als eine kannibalische Farce. Die hochgegriffene und blühende Sprache ist etwas herabgestimmt; Manches, was gelehrt, gesucht, undeutlich erscheinen konnte, ist theils verständlicher und schlichter gegeben, theils umgangen und unterdrückt.

Hoffmeister hat die angedeuteten einzelnen Mängel durchweg selbst hervorgehoben, über die Umarbeitung im Ganzen aber ein günstiges Urtheil gefällt und sich dahin ausgesprochen, daß das Bühnenstück weniger gekünstelt und spitzfindig als die frühere Bearbeitung sei, sich freier, einfacher, natürlicher bewege, und dem Dichter anzusehen sei, wie ihm das Herz aufging, je mehr er sich dem erhabenen Ziele der Handlung, der warmen Atmosphäre des Don Karlos näherte. „Das Vorhandene," sagt er, „wird nicht mehr, wie in den bisherigen Stücken allein getadelt, bekämpft und umgestürzt, sondern es wird auch an dessen Stelle das gesetzt, was dem Dichter das Höhere, Vernünftigere zu sein schien. Früher war die Tendenz durchweg niederreißend, revolutionär; hier ist sie aufbauend, constitutionell. Dieses Schauspiel (er meint speciell das Bühnenstück) bezeichnet also einen merkwürdigen Fortschritt in der Ideenentwickelung des Dichters. Es gehört schon der versöhnten und milden Geburtszeit des Don Karlos an, und der umgewandelte Held ist offenbar der Vorläufer des Marquis Posa."

Mir scheint in diesem Urtheil Manches auf Irrthum zu beruhen. Zunächst lag in dem Don Karlos, wie ihn damals der Dichter im Kopfe trug, noch nicht die hier unterstellte aufbauende, kosmopolitische Tendenz; vielmehr sollte darin, wie sich uns im vorigen Kapitel gezeigt, der aggressive, polemische Geist der drei ersten Dramen, nur auf ein anderes Feld hinübergespielt, fortwalten. Dann wurde ja auch für die „aufbauende, constitutionelle" Tendenz des Stücks wenig dadurch gewonnen, daß in dem ehr- und herrschsüchtigen Helden schließlich der Republikanismus zum überraschenden Durchbruch kommt. Im Gegentheil steigert sich dadurch der aggressive Charakter des Dramas. Das Vorhandene wird nun nicht mehr, wie in den Räubern und dem gedruckten Fiesko, bloß bekämpft, sondern wirklich umgestürzt. Die monarchische Staatsform erliegt trotz der Milde, womit der gütige Andreas Doria sie handhabte, der List und Gewaltthätigkeit der Republikaner; und von dem Segen, den die republikanische Staatsform dem für die Freiheit ganz unreifen genuesischen Volke bringen wird, das gleich bereitwillig eines wie das andere von Fiesko's Händen annimmt, eröffnet uns das Stück eine keineswegs vielversprechende Perspektive. Unmöglich kann dem Dichter bei dieser Umarbeitung „das Herz aufgegangen

ein"; es wurde ihm selbst gewiß nur allzuklar, wie viel Mißliches und Disharmonisches er in die Dichtung brachte, und er würde sich nimmermehr aus freien Stücken zu der Umformung verstanden haben.

Das Jahr 1783 neigte sich zu Ende, ohne unserem Dichter die volle Herstellung seiner Gesundheit gebracht zu haben. Er blickte keineswegs mit Genugthuung auf den Jahresertrag zurück, welchen in der ersten größeren Jahreshälfte zu Bauerbach tiefe Seelenleiden, in der zweiten zu Mannheim hartnäckige Körperleiden, aufgedrungene Arbeiten und Zerstreuungen geschmälert hatten. Nicht minder unzufrieden als er selbst waren die Seinigen auf der Solitude über die unsicheren und stagnirenden Zustände, worin er sich befand, und gaben ihm dieß in Briefen wiederholt und lebhaft zu erkennen. „Das Herz der Mutter," sagt Streicher, „wie konnte es ruhig schlagen, wenn sie ihren Liebling in seiner Gesundheit, in seinem häuslichen Wesen, in seinen Sitten, die sie bei dem Theater sich zügellos denken mochte, auf's Höchste gefährdet glaubte?" Sie scheint überhaupt einen Hang zum Schwarzsehen gehabt zu haben, der jetzt doppelt stark hervortrat, da sie seit einiger Zeit tief kränkelte. Ein krampfartiges Leiden verbreitete sich, vom Magen ausgehend, durch Brust, Kopf, Rücken und Lenden. Die Arzneien, welche der Sohn nach den ausführlichen Krankheitsberichten des Vaters verordnete, blieben wirkunglos. Schon im September hatte sie dem Sohn geschrieben, seit seiner Abwesenheit sei sie an Gesundheit und Aussehen um zehn Jahre älter geworden. Der alte Schiller, der die Anstellung des Sohnes zu Mannheim so hoffnungsfreudig begrüßt hatte, wurde mit jedem Tage unruhiger über dessen Zukunft, und schlug ihm vor, an „Serenissimum" (den Herzog Karl Eugen) zu schreiben und die Gnade einer straflosen Heimkehr zu erbitten; nehme er Anstand dies zu thun, so erbiete er sich selbst, an den Fürsten zu schreiben. Hierbei hatte er es eben so sehr darauf abgesehen, durch die Nähe des Sohnes die Heilung der Mutter zu fördern, als daß der Sohn selbst durch Wiederaufnahme der ärztlichen Praxis seine Zukunft besser sicherte. Christophine vereinigte noch vor Jahresschluß in einem Brief an den Bruder ihre Bitte mit denen der Eltern. Ich theile Schiller's Antwort darauf als Schluß des Kapitels mit, weil sie tiefer, als jede Schilderung es vermöchte, uns in seine Gemüthsstimmung beim Jahreswechsel blicken läßt. Er schrieb:

„Mannheim am Neujahr 84."

„Liebste Schwester! Ich bekam gestern deinen Brief, und da ich über meine Nachlässigkeit, dir zu antworten, etwas ernsthaft nachdenke, so mache ich mir die bittersten Vorwürfe von der Welt. Glaube

mir, meine Beste, es ist keine Verschlimmerung meines Herzens; denn so sehr auch Schicksale den Charakter ändern können, so bin doch ich mir immerdar gleich geblieben. Es ist eben so wenig Mangel an Aufmerksamkeit und Wärme für dich; denn dein künftiges Loos hat schon oft meine einsamen Stunden beschäftigt, und wie oft warst du nicht die Heldin in meinen dichterischen Träumen! Es ist die entsetzliche Zerstreuung, in der ich von Stunde zu Stunde herumgeworfen werde; es ist zugleich auch eine gewisse Beschämung, daß ich meine Entwürfe über das Glück der Meinigen, und über deines insbesondere, bis jetzt so wenig habe zur Ausführung bringen können. Wie viel bleiben doch unsere Thaten unsern Hoffnungen schuldig! Und wie oft spottet ein unerklärbares Verhängniß unseres besten Willens! — Also unsere gute Mutter kränkelt noch immer? Sehr gern glaube ich, daß ein schleichender Gram ihrer Gesundheit entgegenarbeitet, und daß Medikamente vielleicht gar nichts thun; aber du irrst dich, meine gute Schwester, wenn du ihre Besserung von meiner Gegenwart hoffst. Unsere liebe Mutter nährt sich gleichsam von beständiger Sorge. Wenn sie auf einer Seite keine mehr findet, so sucht sie sie mühsam auf einer andern auf. Wie oft haben wir uns alle das ins Ohr gesagt! Ich bitte dich auch, ihr es in meinem Namen zu wiederholen. Ich spreche ganz allein als Arzt — denn daß das Schicksal selbst eine solche Gemüthsart nicht verbessern, daß sie mit einer Resignation auf die Vorsehung nicht bestehen könne, wird unser guter Vater ihr öfter und besser gesagt haben. — Du äußerst in deinem Briefe den Wunsch, mich auf der Solitude im Schooß der Meinigen zu sehen, und wiederholst den ehemaligen Vorschlag des Papa's, beim Herzog um eine freie Wiederkehr in mein Vaterland einzukommen. Ich kann dir nichts darauf antworten, Liebste, als daß meine *Ehre* entsetzlich leidet, wenn ich ohne Connexion mit einem andern Fürsten, ohne Charakter und dauernde Versorgung, nach meiner einmal geschehenen gewaltsamen Entfernung aus Württemberg mich wieder da blicken lasse. Daß der Papa den *Namen* zu dieser Bitte hergibt, nützt mir wenig; Jedermann würde doch *mich* als die Triebfeder ansehen, und Jedermann wird, so lange ich nicht beweisen kann, daß ich den Herzog nicht mehr brauche, in einer (mittelbar oder unmittelbar, das ist eins) erbettelten Wiederkehr ein Verlangen, in Württemberg unterzukommen, vermuthen. — Schwester, überdenke die Umstände aufmerksam; denn das Glück deines Bruders kann durch eine Uebereilung in dieser Sache einen ewigen Stoß erleiden. Ein großer Theil Deutschlands weiß von meinen Verhältnissen zu euerm Herzog und von der Art meiner Entfernung. Man hat sich für mich auf Unkosten des Herzogs interessirt — wie entsetzlich würde die Achtung des Publikums (und diese entscheidet doch mein ganzes zukünftiges Glück), wie sehr würde meine Ehre durch den Verdacht sinken, daß ich die Zurückkunft gesucht, daß meine Umstände mich meinen ehemaligen Schritt zu bereuen gezwungen, daß ich die Versorgung, die mir in der großen Welt *fehlgeschlagen*, auf's neue in meinem Vaterland *suche*. Die offene, edle Kühnheit, die ich bei meiner gewaltsamen Entfernung gezeigt habe, würde den Namen einer kin-

bischen Uebereilung, einer dummen Brutalität bekommen, wenn ich sie nicht behaupte. Liebe zu den Meinigen, Sehnsucht nach dem Vaterland entschuldigt mich vielleicht im Herzen eines oder des andern redlichen Mannes; aber die Welt nimmt auf das keine Rücksicht. Uebrigens kann ich's nicht verhindern, wenn der Papa es dennoch thut — nur dieses sage ich dir, Schwester, daß ich, im Fall es der Herzog erlauben würde, dennoch nicht bälder mich im Württembergischen blicken lasse, als bis ich wenigstens einen Charakter habe, woran ich eifrig arbeiten will; im Fall er es aber nicht zugibt, mich nicht werde enthalten können, den mir dadurch zugefügten Affront durch offenbare Sottisen gegen ihn zu rächen. Nunmehr weißt du genug, um vernünftig in dieser Sache zu rathen. — Schließlich wünsche ich dir und euch allen von ganzem Herzen ein glückliches Schicksal im 1784sten Jahr. Und gebe der Himmel, daß wir alle Fehler der vorigen in diesem wieder gut machen! Geb' es Gott, daß das Glück sein Versäumniß in den vergangenen Jahren in dem jetzigen einbringe!

Ewig dein treuer Bruder Friedrich S."

Achtzehntes Kapitel.

Fortgesetzter Aufenthalt in Mannheim. Schuldenbedrängniß. Rügebrief des Vaters. Einübung des Fiesko. Aufführung desselben. Aufführung von Kabale und Liebe. Dramaturgische Preisfragen. Schiller Mitglied der deutschen Gesellschaft. Plan einer dramaturgischen Monatsschrift.

Schiller's Neujahrswunsch, womit sich das vorige Kapitel abschloß, ging nicht in Erfüllung. Der Leser möge sich darauf gefaßt machen unsern Dichter noch auf einer geraumen Strecke seines Lebenspfades durch innere und äußere Bedrängnisse begleiten zu müssen. Und leider nicht ganz ohne seine Schuld entrang er sich diesen Bedrängnissen so schwer und so spät. Diese Behauptung wird den Unwillen manches seiner Verehrer hervorrufen; aber Schiller's Verdienst und Vorzüge sind groß genug, um das volle Licht der Wahrheit, auch wenn dadurch einige Mängel aufgehellt werden, ertragen zu können. Ein dreifaches Hinderniß seines Glücks schleppte er aus dem alten Jahr in's neue hinüber: eine tief erschütterte Gesundheit, ein für weiblichen Liebreiz allzu empfäng-

liches Herz, und eine Schuldenlast, für deren Abwälzung sich noch wenig Aussicht bot.

Der letztere Punkt, über den der Biograph gern flüchtig hinweggehen möchte, verlangt dennoch eine besondere Hervorhebung. Man ist geneigt, der lebenslustigen Jugend, und zumal genialen Jünglingen das Schuldenmachen nicht hoch anzurechnen, und doch ist die Gefahr für den Charakter, die es mit sich führt, nicht gering anzuschlagen. Es nährt auf die Dauer den Egoismus und Leichtsinn im Gemüthe, stört das ruhige Gleichgewicht der Seele, so daß sie zwischen trotzigem Selbstdünkel und Kleinmuth hin und her schwankt, und untergräbt allmälig die Achtung vor wohlberechtigten Ansprüchen Anderer. Auch geniale junge Leute sind gegen diese Wirkungen nicht geschützt. Wir hörten schon früher (Kap. 13) eine briefliche Aeußerung von Schiller, worin sich dies deutlich genug kund gibt. „Ich hätte bereits," schrieb er an Christophine über seine Schulden, „die Hälfte abgetragen, wenn es nicht meine Pflicht wäre, zuerst mein Glück zu etabliren. Wofür wäre ich denn so lange ein rechtschaffener Mann gewesen, wenn mir dies Prädikat nicht einmal auf ein Viertel- oder Halbjahr Kredit machte?" Seit der Zeit war mehr als ein ganzes Jahr verflossen, und Schiller hatte wohl etwas zu Ausflügen, gesellschaftlichen Zerstreuungen, zur Bewirthung von Freunden, zu einem Meßgeschenk für Frau Vischer und dergleichen, aber nichts zur Befriedigung seiner — wie er wußte — hartbedrängten Gläubiger erübrigt. An Hülfe vom Elternhause hätte er billiger Weise niemals denken dürfen; kannte er doch hinreichend die dortigen Verhältnisse. Vielmehr hatte sein Vater Recht, wenn er im Gegentheil meinte, „Eltern und Geschwister hätten im Falle der Noth Anspruch auf Beistand von Seiten des Sohns und Bruders." Der Hauptmann Schiller hatte nur vierhundert Gulden Besoldung, darunter zehn Gulden von Grasplätzen, die er damals einbüßte. Nun ward ihm zu seinem Schrecken eine Schuldverschreibung von hundert Gulden gezeigt, welche der Sohn bei der Generalin von Holl aufgenommen, und gleichzeitig wandte sich an ihn wegen einer Schuld von fünfzig Gulden der Hauptmann von Schade. Dem alten Schiller kam es schwer an, für beide Posten gut zu stehen; dennoch entschloß er sich dazu, damit der junge Dichter desto ruhiger arbeiten könne, hielt sich indeß, wie er ihm schrieb, „versichert, daß ihn der Sohn nicht zum Nachtheil der Schwestern im Stich lassen werde." Aber Schiller hatte in Stuttgart noch andere, dem Vater unbekannte Schulden, und kam, da man jetzt allgemein seinen Aufenthaltsort kannte, bald in solches Gedränge, daß er seinerseits nur den Hauptmann von Schade befriedigen konnte, der gute Vater aber zur Tilgung

der Holl'schen Schuld mit schwerem Herzen die kleine Summe verwenden mußte, die er für seine Töchter zu einer Aussteuer zurückgelegt hatte.

Da war es denn sicherlich ein nicht unverdienter Rügebrief, worin er dem Sohne schrieb: „So lange Er, mein Sohn, seine Rechnung auf Einnahmen setzt, die erst kommen sollen, mithin dem Zufall und Unfall unterworfen sind, so lange wird Er im Gedränge verwickelt bleiben. Wiederum so lange Er denkt: dieser, jener Gulden oder Batzen wird es nicht ausmachen, daß ich herauskomme, so lange werden seine Schulden nicht geringer werden, und — das wäre mir leid, wenn Er sich nach einer schweren Kopfarbeit nicht in Gesellschaft anderer guter Menschen sollte erholen, erfreuen können. Aber dergleichen Erholungstage mehrere, als Beschäftigungstage zu nehmen, das wird wohl nicht angehen. Bester Sohn! Sein Aufenthalt in Bauerbach ist von dieser Art gewesen. Hinc illa lacrimae! Dafür muß Er anjetzt büßen, und das nicht von ungefähr. Die Verlegenheit, in welcher Er sich dermalen befindet, ist wahrlich ein Werk der höhern Vorsehung, um Ihn von dem allzugroßen Vertrauen auf eigene Kräfte abzubringen, um Ihn mürbe zu machen, damit Er allen Eigensinn ablege und dem guten Rath seines Vaters und anderer wahren Freunde mehr folge."

Der Hauptmann Schiller war damals gegen den Sohn so verstimmt, daß er ihm selbst sein anhaltendes Kränkeln verdachte. Er meinte, es spreche nicht für seine medicinischen Kenntnisse, daß er sich so lange mit dem Fieber herumquäle; jedenfalls müsse er es an der rechten physischen und psychischen Diät fehlen lassen. Im Letztern hatte er nicht Unrecht. Aber das Diäthalten, zumal in geistigen Anstrengungen und gemüthlichen Erschütterungen, war für den Dichter in seiner damaligen Lage eine unlösliche Aufgabe.

Schon gleich im Jahresanfange gab es der innern Aufregungen für einen Halbkranken viel zu viel. Am 11. Januar 1784 *) sollte sein Fiesko zur Eröffnung der Karnevalsbelustigungen in glänzender Ausstattung mit Ouverture und Zwischenmusik von Ferdinand Fränzl in Scene gehen. Die Ungeschicktheit einiger zum Mitwirken auserſehener Schauspieler machte viele Proben nöthig, wobei es für den Theaterdichter nicht

*) Hoffmeister gab irrthümlich den 17. Januar an; im Mannheimer Theatermanuskript ist der 18. genannt. Aber Schiller selbst schrieb am 19. an Zumsteeg: „Am 11. dieses Monats ist mein Fiesko hier mit allem Pomp gegeben worden," und am 14. Januar gab Dalberg schon in der Sitzung des Theaterausschusses ein Referat über die Aufnahme des Stücks beim Publikum.

ohne Aerger und Mühe abging, wenngleich zuweilen eine Erheiterung durch komische Mißgriffe mit unterlief. Der Dialog, obwohl in der Umarbeitung etwas herabgedrückt, überstieg noch immer den Konversationston, an den die Schauspieler gewöhnt waren, so daß es ihnen schwer fiel, der schwungvollen pathetischen Prosa gerecht zu werden. Bei den Räubern war den Darstellern der überwältigende, hinreißende Stoff zu Hülfe gekommen; bei dem kältern, verstandesmäßiger angelegten Fiesko war dies nicht der Fall.

Schiller ließ wieder, wie er es schon bei den Räubern gethan hatte, eine „Erinnerung an das Publikum“ drucken, die am 11. Januar an allen Straßenecken neben dem Theaterzettel zu lesen war. Fiesko wird darin natürlich im Sinne der Umarbeitung als ein großherziger Republikaner, und zwar mit stark aufgetragenem rhetorischen Pathos angekündigt: „Fiesko ist der Punkt dieses Stücks, gegen welchen sich alle darin spielenden Handlungen und Charaktere gleich Strömen nach dem Weltmeer hinsenken — Fiesko, von dem ich vorläufig nichts Empfehlenderes weiß, als daß ihn J. J. Rousseau im Herzen trug — Fiesko, ein großer, fruchtbarer Kopf, der unter der täuschenden Hülle eines weichlichen, epikuräischen Müßiggängers in stiller, geräuschloser Dunkelheit, gleich dem gebärenden Geist auf dem Chaos, einsam und unbehorcht eine Welt ausbrütet, und die leere, lächelnde Miene eines Taugenichts lügt, während Riesenplane und wüthende Wünsche in seinem Busen gähren — Fiesko, der, lange genug mißkannt, endlich einem Gotte gleich hervortritt, das reife, vollendete Werk vor erstaunende Augen stellt, und ein gelassener Zuschauer dasteht, wenn die Räder der großen Maschine dem gewünschten Ziel unfehlbar entgegenlaufen, — Fiesko, der nichts fürchtet, als seines Gleichen zu finden, der stolzer darauf ist, sein eigenes Herz zu besiegen, als einen furchtbaren Staat, — Fiesko, der zuletzt den verführerischen, schimmernden Preis seiner Arbeit, die Krone von Genua, mit göttlicher Selbstüberwindung hinwegwirft, und eine höhere Wollust darin findet, der glücklichste Bürger, als der Fürst seines Volkes zu sein.“ — Und wie bei den Räubern, so hob Schiller auch hier die sittliche Tendenz des Stücks hervor: „Wenn es zum Unglück der Menschheit gemein und alltäglich ist, daß so oft unsere göttlichsten Triebe, daß unsere besten Keime zum Großen und Guten unter dem Druck des bürgerlichen Lebens begraben werden — wenn Kleingeisterei und Mode der Natur kühnen Umriß beschneiden — wenn tausend lächerliche Konvenienzen am großen Stempel der Gottheit herumkünsteln: so kann dasjenige Schauspiel nicht zwecklos sein, das uns den Spiegel unserer ganzen Kraft vor Augen hält — das den sterbenden Funken des Heldenmuths belebend

wieder emporflammt — das uns aus dem engen, dumpfen Kreise unseres alltäglichen Lebens in eine höhere Sphäre rückt. Dieses Schauspiel ist, hoffe ich, Fiesko's Verschwörung."

Fiesko wurde von Bök gespielt, Verrina von Iffland, Bourgognino von Beck, der Mohr von Beil, Julia Imperiali von Frau Rennschüb, Leonora von Frau Beck (Karoline Ziegler), der trefflichen Schauspielerin, die Schiller sich auch als Darstellerin seiner Louise Millerin in Aussicht genommen hatte. Das Spiel war in den Hauptrollen ausgezeichnet gut, und einzelne Scenen ernteten rauschenden Beifall; aber der Eindruck des Ganzen blieb hinter der hinreißenden Wirkung der Räuber weit zurück. „Eine Verschwörung," sagt Streicher, „in den damals so ruhigen Zeiten war zu fremdartig, der Gang der Handlung viel zu regelmäßig; und was vorzüglich erkältete, war, daß man bei dem Fiesko ähnliche Erschütterungen, wie bei den Räubern, erwartet hatte."

Dalberg trug am 14. Januar in der Sitzung des Theaterausschusses im Beisein des Dichters über das Drama und die Aufführung desselben Folgendes vor: „Ich habe die verschiedenen Urtheile über das Stück gesammelt und daraus diese Bemerkungen gezogen: 1. Die Schönheiten in diesem Stück sind zu häufig, der Dialog hat einen zu hohen Schwung, als daß das Publikum bei der ersten Vorstellung dieses Schauspiel hätte vollkommen verstehen und sich daran ergötzen können. — 2. Es spielt zu lange, Scenen und Dialoge hätten gedrungener sein können, sein sollen. — 3. Die Maschinerie des Theaters ist zu sehr gehäuft. — 4. Die Deklamationsscene der Julia Imperiali am Ende des vierten Akts und die darauffolgende Liebesscene der Leonore sind zu gedehnt und weckten Langeweile, so fürchterlich auch erstere, und so gut die zweite gesagt und gespielt wurde. — 5. In der Scene mit dem Maler hat man mehr gedrungene Kürze gewünscht. — 6. Der Anordnung des Stücks und dem Spiel der Schauspieler hat man allgemeinen Beifall gegeben. — 7. Vorzüglich wirkte Herrn Beil's natürliches und wahres Spiel und Haltung des Mohren bis zum Ende. — 8. Die Abwechselung und Auseinandersetzung, mit welcher Herr Bök die Hauptscenen des Fiesko gespielt, die Feinheiten, die er in der Bürgerscene so vorzüglich angebracht hat, gefielen äußerst. — 9. Daß Herr Iffland einen außerordentlichen Werth auf die Rolle des Verrina gesetzt, daß er die äußersten Seelen- und Leibeskräfte darauf verwendet, daß er ihr einen hohen Schwung in der Darstellung gegeben hat, sah man allgemein, und sein Kunstbeitrag wurde gefühlt und bewundert. Ob aber ein zu großes Studium, eine zu genaue Berechnung gewisser Töne, ein zu starkes Anstrengen und viel zu überspannte Kraft den Charakter des

Verrina nicht manchmal außer den Grenzen der Wahrheit und Wahrscheinlichkeit gebracht hat, ist eine andere Frage, welche Herrn Iffland's eigenes Gefühl am besten beantworten wird. Der bürgerliche Ton, mit dem Herr Iffland in der „Väterlichen Rache" so sehr gewirkt hat, hätte, verhältnißmäßig auf den Verrina angewandt, vielleicht mehr auf das Herz des Zuschauers gewirkt. — 10. Der kurze Mantel des Verrina that eine üble Wirkung; die Scheide des Schwerts dieses einfachen Republikaners hätte auch nicht mit Steinen besetzt werden sollen. — 11. Man wünscht die Räuber zu sehen, welche immer noch den Rang und Preis über den Fiesko beim Publikum haben." — Ich glaubte, diesen Vortrag Dalberg's auch aus dem Grunde mittheilen zu sollen, weil er uns an einem speziellen Falle die Umsicht und Sorgfalt, den Ernst und zugleich den feinen Takt, womit er das Mannheimer Theater leitete, veranschaulicht.

Am 18. Januar wurde das Stück zum zweiten Mal und diesmal mit durchschlagenderem Erfolg gegeben. In Wien ging es zuerst am 25. Januar in Scene, und wurde später (1787) sogar vom Kaiser Joseph II., der sich lebhaft für dieses Drama interessirte, eigenhändig für sein Theater eingerichtet. In Berlin gab man es nach der Plümicke'schen Bearbeitung zuerst am 8. März 1784, und dann innerhalb drei Wochen noch dreizehnmal. Auch in Frankfurt fand es lebhaften Anklang.

Nachdem Fiesko auf die Bretter gebracht war, gönnte sich Schiller nur eine kurze Ruhe und legte dann die letzte Hand an seine Louise Millerin, um sie gleichfalls möglichst bald dem Publikum vorzuführen. Dies Stück war schon in der Ausschußsitzung vom 13. August des vorigen Jahrs auf seine Theaterfähigkeit geprüft und scenisch brauchbar befunden worden, wenn es ein wenig gekürzt und in einigen Zügen gemildert, und an mehreren Stellen die hochgehende Sprache etwas herabgestimmt würde. Während sich der Dichter mit diesen Aenderungen beschäftigte, trat Iffland mit seinem Drama „Verbrechen aus Ehrsucht" hervor, das am 9. März auf der Mannheimer Bühne erschien. Streicher erzählt darüber: „Iffland war so artig, es Schiller vor der Aufführung einzuhändigen, und ihm zu überlassen, welche Benennung dieses Familienstück führen solle. Schiller gab ihm den bezeichnenden Namen, den es noch heute trägt. Der außerordentliche Beifall, den dieses Stück erhielt, machte die Freunde Schiller's nicht wenig besorgt, daß dadurch seine Louise Millerin in Schatten gestellt werde; denn Niemand erinnerte sich, daß ein bürgerliches Schauspiel jemals so großen Eindruck hervorgebracht hätte. Letzteres durfte jedoch meistens der Darstellung beigemessen werden, die so lebendig, der Handlung so angemessen, und in

allen Theilen so rund von statten ging, daß man den innern Gehalt ganz vergaß, und, von der Begeisterung des Publikums mit fortgerissen, sich willig täuschen ließ."

Als nun am 15. April Schiller's neuestes dramatisches Geisteskind auf den Brettern erscheinen sollte, ward Iffland umgekehrt Pathe bei demselben und taufte es „Kabale und Liebe". Bök spielte den Präsidenten, Beck Ferdinand, Iffland den Sekretair Wurm, Beil den Musikus Miller, Frau Beck die Louise, Frau Rennschüb die Lady Milford. Schiller hatte sich, um der Aufführung ganz ungestört beiwohnen zu können, eine besondere Loge reservirt, in die er nur Freund Streicher einlud. „Ruhig, heiter," erzählt dieser, „aber in sich gekehrt, und nur wenige Worte wechselnd, erwartete Schiller das Aufrauschen des Vorhangs. Aber als nun die Handlung begann — wer vermöchte den tiefen, erwartenden Blick, das Spiel der Unterlippe gegen die Oberlippe, das Zusammenziehen der Augenbrauen, wenn etwas nicht nach Wunsch gesprochen wurde, den Blitz der Augen, wenn auf Wirkung berechnete Stellen diese auch hervorbrachten — wer vermöchte dies zu beschreiben! Während des ganzen ersten Aufzugs entschlüpfte ihm kein Wort, und nur beim Schluß desselben wurde ein es geht gut gehört. Der zweite Akt wurde sehr lebhaft, und vorzüglich sein Schluß mit so viel Feuer und ergreifender Wahrheit dargestellt, daß, nachdem der Vorhang schon niedergelassen war, alle Zuschauer auf eine damals ganz ungewöhnliche Weise sich erhoben und in stürmisches, einmüthiges Beifallrufen und Klatschen ausbrachen. Der Dichter wurde davon so sehr überrascht, daß er aufstand und sich gegen das Publikum verbeugte. In seinen Mienen, in der edlen, stolzen Haltung zeigte sich das Bewußtsein, sich genug gethan zu haben, sowie die Zufriedenheit darüber, daß seine Verdienste anerkannt und mit Auszeichnung beehrt wurden."

Das ganze Stück ward bis zum Ende fast mit demselben Enthusiasmus, wie seine Räuber, aufgenommen. Als Gradmesser zur Vergleichung der Gunst, deren sich Schiller's drei Erstlingsdramen beim Mannheimer Publikum erfreuten, können folgende Zahlen dienen: die Räuber wurden bis 1856 in Mannheim siebenundsechzigmal, Fiesko zwölfmal, Kabale und Liebe fünfundfünfzigmal aufgeführt. Die Frankfurter Bühne brachte das bürgerliche Trauerspiel zwei Tage vor der Mannheimer, die Berliner zuerst am 22. November 1784 und im Laufe eines Monats noch sechsmal. Wir haben schon oben (Kap. 14) aus einem Briefe Zelter's erfahren, „was für elektrische Macht es dort auf die damalige Sprudeljugend geübt." Im Druck erschien das Stück im Frühjahr 1784 in der Schwan'schen Buchhandlung und mußte, obwohl

von der Kritik im Ganzen unfreundlich behandelt, doch sogleich in den beiden folgenden Jahren wiederholt aufgelegt werden.

Der Leser wird sich bereits selbst gesagt haben, daß Schiller's Stellung in Mannheim für ihn als dramatischen Dichter eine Schule sonder Gleichen hätte werden müssen, wenn er sie mit besserer Gesundheit, sorgenfreierem Gemüth, und einem gereifteren Charakter vollauf hätte benützen können. Schon der Kreis tüchtiger und bildungsreicher Schauspieler, mit dem er hier verkehrte, war von großer Bedeutung. Viel wichtiger war aber noch die wohldurchdachte Organisation, welche Dalberg dem Mannheimer Nationaltheater gegeben, und die Art und Weise, wie er die Mitglieder desselben zu einem förderlichen Zusammenwirken und zum Nachdenken über ihre Kunst anzuregen wußte. Zu diesem Zweck hatte er schon früh aus den vorzüglichsten und kunstverständigsten Schauspielern einen Ausschuß gebildet, der die Theaterangelegenheiten zu berathen und zu prüfen, und darüber dem Intendanten Vorschläge zu unterbreiten hatte. Zu den Mitgliedern desselben gehörten Meyer, Bök, Beck, Beil und Iffland, auch Schiller, so lange er Theaterdichter war. Eine sehr glückliche Idee Dalberg's war ferner die Aufstellung dramaturgischer Preisfragen. Schiller erkannte, auch nachdem sein Verhältniß zum Theater sich bereits gelöst und das zu den Schauspielern sich bereits getrübt hatte, Dalberg's Verdienste in dieser Beziehung bereitwilligst an. „Der Freiherr von Dalberg," schrieb er im ersten Heft der Rheinischen Thalia, „der, wie dem Publikum schon bekannt sein wird, durch anhaltenden Enthusiasmus für die dramatische Kunst und eine tiefe Theaterkenntniß dem verworrenen Chaos seiner deutschen Bühne die schöne Gestalt einer akademischen Stiftung gegeben und den mechanischen Künstler zum Denker gebildet hat, ist vor einigen Jahren auf den Gedanken gerathen, die besten Köpfe der Mannheimer Nationalbühne durch aufgeworfene Preisfragen über die Philosophie ihrer Kunst zu beschäftigen, und ihnen auf diese Weise Rechenschaft über ihr Studium und Spiel abzufordern." Und so würdigt auch Eduard Devrient in seinem Geschichtswerk die Bedeutung der durch diese Preisfragen veranlaßten Studien, und Iffland rühmt von ihnen in seinen Memoiren, „daß sie dem Einzelnen, wie dem Ganzen, eine Haltung und Richtung gaben, der außerordentlich viel zu verdanken sei."

Als Proben jener Fragen, auf deren beste Lösung eine goldene Preismedaille von zwölf Dukaten im Werth ausgesetzt war, gebe ich folgende: Was ist Natur, und welches sind ihre Grenzen auf der Bühne? — Was ist Anstand auf der Bühne, und wie wird er erlangt? — Können französische Trauerspiele auf deutschen Bühnen gefallen? — Gibt

es allgemeine sichere Regeln, nach denen der Schauspieler Pausen machen soll? — Was ist Nationalbühne im eigentlichsten Verstande, und wodurch kann ein Theater Nationalschaubühne werden? Recht interessante Fragen wurden für das Jahr 1785 und auf ihre beste Beantwortung eine Preismedaille von erhöhtem Werth (20 Dukaten) gesetzt. Zu diesen Fragen gehörten unter andern: Gewinnt oder verliert der gute Schauspieler, den man im Tragischen und in Charakterrollen zu sehen gewöhnt ist, dadurch, daß er sich öfters abwechselnd in komischen Rollen zeigt? — Wodurch unterscheidet sich das wahre komische Spiel von der Karrikatur, und was muß der Schauspieler thun, um im komischen Fache nie die Grenzen zu überschreiten? — Läßt sich für alle Bühnen Deutschlands ein allgemeines Gesetzbuch machen? wie müßte solches eingerichtet werden? und welches sind die Mittel, demselben Kraft und Gewicht zu geben?

Finden wir unsers Dichters Theilnahme an diesen Studien und Verhandlungen, die für ihn so anregend und fruchtbar werden konnten, verhältnißmäßig sehr gering, so erklärt sich dies aus früher Gesagtem zur Genüge. Er wohnte zuerst der Ausschußsitzung vom 15. Oktober 1783 bei und hörte darin Iffland ein scharf verurtheilendes Referat über Plümicke's Verarbeitung der Räuber vortragen. In der nächsten Sitzung fehlte er. In der darauf folgenden vom 17. November 1783 wurde ihm ein Stück „Kronau und Albertine, nach dem Französischen" zur Beurtheilung zugetheilt. In der Sitzung vom 14. Januar 1784, derselben, in der Dalberg das obige mitgetheilte Urtheil über den Fiesko las, entledigte er sich des erhaltenen Auftrags durch Verlesen einer sehr skizzenhaft gehaltenen Kritik.*) In den beiden folgenden Sitzungen wurden ihm „Der englische Spion", — „Tugend ist nicht immer Tugend", — und „Antonius und Kleopatra (von Ayrenhof)" zugewiesen, deren Beurtheilung er — schuldig blieb. Er fand sich dann nur noch bei einer improvisirten Sitzung am 28. Mai ein, und am 17. November 1784 theilte der Regisseur Rennschüb dem Ausschuß mit, „daß der ehemals beim hiesigen Theater als Dichter gestandene Herr Schiller eine Zweimonatschrift unter der Benennung Rheinische Thalia dem Publikum angekündigt habe." Wie wenig war Schiller's Hoffnung in Erfüllung gegangen, die er am 29. September 1783 in einem Briefe an Dalberg ausgesprochen: „Die Beantwortung der dramaturgischen Fragen wird eine sehr angenehme und fruchtbare Uebung für meine freien Augenblicke werden; und dann muß die Gegeneinanderhaltung so vieler Aufsätze

*) Mitgetheilt in Gödeke's historisch-krit. Ausg. Schiller's III, 508.

über eben denselben Gegenstand höchst unterrichtend für den dramatischen Schriftsteller sein."

Nicht ganz so unergiebig war seine Mitgliedschaft an der gleichfalls unter Dalberg's Oberleitung stehenden kurpfälzischen Deutschen Gesellschaft. Mannheim nahm damals unter den kleinern Centralpunkten deutscher Bildung nicht blos durch sein treffliches Theater, sondern in vielen Beziehungen einen hervorragenden Platz ein. Eine Sammlung von Antikenabgüssen, über welche Lessing urtheilte, daß hier der Archäolog an den Kopien erfolgreichere Studien, als an den schlecht aufgestellten Originalen im Vatikan machen könne, eine schätzbare Sammlung von Kupferstücken und Gemälden, ein erlesenes Naturalien- und Alterthümer-Kabinet, eine ausgezeichnete Bibliothek — wie werthvoll und anregend war dies alles für Schiller's vielseitigen Geist! Besonders nahe lagen seinem Interesse die Bestrebungen der deutschen Gesellschaft, deren Stiftungsbrief den Zweck angibt, „Kunst und Wissen in die Muttersprache zu verweben und jedem getreuen Pfälzer verständlich und eigen zu machen." Schon vor der Aufführung des Fiesko war Schiller's Ernennung zum Mitglied der Gesellschaft eingeleitet worden und am 10. Februar 1784 die kurfürstliche Bestätigung seiner Aufnahme erfolgt. „Dies", schrieb er damals seiner Freundin in Bauerbach, „ist ein großer Schritt zu meinem Etablissement; denn jetzt bleib' ich hier!" Er konnte sich nunmehr gewissermaßen als kurpfälzischen Unterthanen betrachten, und durfte, falls doch noch der Herzog von Württemberg an die Verfolgung des Flüchtlings denken sollte, einigen Schutz von Seiten des Kurfürsten erwarten. Auch sah er sich jetzt in Verbindung mit den angesehensten Männern der Stadt und des Landes. Monatlich wurde eine engere, geschlossene Sitzung der Gesellschaft gehalten, und jährlich fanden zwei öffentliche statt, welche die besseren Köpfe der Pfalz zusammenführte. Die Vorträge, in denen durchweg ein frischer, strebender Geist wehte, wurden in den Jahrbüchern der Gesellschaft veröffentlicht, der gedruckte Bogen seinem Verfasser mit drei Dukaten honorirt, und jährlich eine Preismedaille im Werth von 25 Dukaten für die Lösung einer Aufgabe ausgesetzt. Für unsern Dichter war auch das von Bedeutung, daß jedes Mitglied der Gesellschaft nicht bloß Bücher von der kurfürstlichen Bibliothek nach Hause bekommen, sondern auch den Ankauf neuer Bücher veranlassen konnte.

Der wichtigsten literarischen Frucht, die dem Dichter aus dieser Verbindung erwuchs, wird unten (im Schlußkapitel dieses Bandes) eingehender gedacht werden. Es ist die Abhandlung, die mit einigen Kürzungen unter dem Titel „Die Schaubühne, als moralische An-

stalt betrachtet" in Schiller's Werke übergegangen ist. Schiller las sie zu seinem Eintritt in die Gesellschaft am 26. Juni 1784. Sie führte damals die Ueberschrift „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?" und erschien in ihrer ursprünglichen Gestalt zuerst in der Rheinischen Thalia (Heft I).

Die eingelaufenen Beantwortungen der von der deutschen Gesellschaft veröffentlichten Preisfragen wurden an einzelne Mitglieder zur vorläufigen Durchsicht vertheilt. Da fand sich nun Schiller beim Durchblättern der ihm zugewiesenen Aufsätze höchst unangenehm überrascht, als er in einem derselben die Hand seines Freundes Petersen erkannte. Er schrieb ihm hierüber am 1. Juli 1784: „Eine sonderbare Empfindung war es für mich, wenn ich jetzt den seltsamen Lauf unserer Schicksale überlegte, der mich in einem fremden Ort und in solchen Beziehungen auf dich wirken lassen wollte. Mir fielen alle die vergangenen Abende ein, die wir in Gesellschaft so vertraulich verlebten, alle Gespräche, die wir da führten, die Entwürfe alle, die wir da schmiedeten. Ich mußte in der Pfalz exuliren, mußte Mitglied dieser Gesellschaft werden, um dir vielleicht darin dienen zu können. Doch das Letztere ist noch zweifelhaft. Ich las deine Abhandlung einigen Mitgliedern der Gesellschaft bei einem Privatbesuch vor. Sie gefiel außerordentlich. Ich las dann die andere, die deines Nebenbuhlers, vor. Man zweifelte, schwankte, und der gefälligere Styl der letztern, bei gleichem Werth, entschied. Das war auch meine Meinung. Offenherzig gestehe ich dir das; denn ich hasse die lächerliche Sucht, sich eines Verdienstes um Jemand zu rühmen, das man nicht hatte. Es that mir leid, daß meine erste Hoffnung, dir eine solche Freude zu machen, zu Trümmern ging. Mit vollem Herzen hatte ich schon an dich einen Brief aufgesetzt, worin ich dir schrieb, du würdest den ersten Preis bekommen; aber die zweite Abhandlung machte mich wankend. Ich wurde dir abtrünnig. Vielleicht, daß ich nicht die Freundschaft allein, sondern auch die Wahrheit beleidigte; aber genug, ich urtheilte nach meinem Kopf und Gefühl und zwang mich gerecht zu sein. Wenigstens hielt ich die andere für die bessere, und die bessere sollte gekrönt werden. So weit habe ich gegen dich gehandelt. Ueberzeugt aber, daß die deinige vortrefflich und, im Falle die andere nicht eingelaufen, untadelhaft wäre, drang ich mit allem Einfluß, den ich allenfalls habe, und mit allen Gründen, die ich aufrufen konnte, darauf, den Preis zu theilen und (da schon drei Jahre keine Abhandlung gekrönt worden und daher die Summe auf fünfundsiebenzig Dukaten gestiegen war) dir fünfundzwanzig, und dem Andern fünfzig Dukaten zuzuerkennen. Die Gesellschaft war unschlüssig; endlich

hatte ich die Freude, durch eine detaillirte Kritik, Auszug und Gegeneinanderstellung beider das Konklusum zu Stande zu bringen, daß dir von Seiten der gesellschaftlichen Kasse fünfundzwanzig Dukaten extra zugesprochen wurden. Dies ungefähr ist mein geringes Verdienst. Aber ich gestehe dir ausdrücklich, nicht der Rücksicht auf unsere Bekanntschaft, blos meiner Ueberzeugung hast du es zu danken. Eben das würde ich einem Fremden gethan haben. Deine Abhandlung ist vortrefflich."

Aus Schiller's Doppelstellung als Mitglied des Theaterausschusses und der deutschen Gesellschaft entwickelte sich, als er kaum der letztern angehörte, in seinem stets zum Höhern und Höchsten hinstrebenden Kopf ein größerer Plan, der Gedanke einer dramaturgischen Monatsschrift, die eine Geschichte des Mannheimer Theaters, eine Uebersicht seiner Organisation, eine Charakteristik seines Personals, ein fortlaufendes Monatsrepertorium, eine Kritik des Spiels, Beurtheilungen der eingereichten dramatischen Stücke, sonstige Aufsätze, Gedichte, ferner die dramaturgischen Preisaufgaben der Intendanz nebst der Entscheidung über die Lösung derselben enthalten sollte. Er war Feuer und Flamme für diese Idee. Eine solche Dramaturgie, dachte er sich, müsse an Dalberg's großes Werk die letzte Hand legen, müsse den Namen „Mannheimer Nationaltheater" rechtfertigen und dasselbe wirklich zum tonangebenden und leitenden für die ganze Nation machen. Aus der Monatsschrift konnte allmälig ein Gesetzbuch für alle deutschen Bühnen werden, und durch dieses Organ ließ sich vielleicht das deutsche Theater jener Würde und Höhe entgegenführen, welche er in dem der deutschen Gesellschaft am 20. Juni vorgetragenen Aufsatz als das zu erstrebende Ziel aufgestellt hatte. Damit aber in der projektirten Dramaturgie möglichst mannigfaltige Ansichten zur Aeußerung gelangten, schlug er vor, aus der deutschen Gesellschaft solle ein Ausschuß von etwa sechs Personen, darunter der Theater-Intendant und der Theaterdichter, gewählt werden, um die vorgelegten dramatischen Stücke, sowie ihre Darstellung auf der Bühne schriftlich zu beurtheilen. Hierbei bat er sich das Geschäft aus, die Beschlüsse der deutschen Gesellschaft dem Theaterausschuß und die Rückäußerungen des Letztern der Gesellschaft zu referiren. Auf diese Weise sollten beide Kollegien in wechselseitig förderlicher Verbindung erhalten und Kunst und Wissenschaft, Praxis und Theorie vermittelt werden. Dalberg war dem schon am 2. Juli ihm eingereichten Plan nicht abgeneigt. Aber Schiller verlangte als Herausgeber des Werks eine jährliche Vergütung von fünfzig Dukaten, um dasselbe „mit dem ganzen Maß seiner Kräfte und mit freiem, unbefangenem Kunstgefühl vollenden zu können, und nicht von dem Eigennutz eines Verlegers oder

den Zufällen des Buchhändlers abzuhangen." Eine so billige Remuneration konnte die Theaterkasse nicht gewähren, und so zerschlug sich dieser Plan. Auf Dalberg's Vorschlag, die theatralischen Aufsätze den Jahrbüchern der deutschen Gesellschaft einzuverleiben, wollte Schiller nicht eingehen, weil er der Ansicht war, es werde dadurch wenig oder nichts erreicht.

Neunzehntes Kapitel.

Letztes Jahr des Aufenthalts zu Mannheim. Reise nach Frankfurt. Sophie Albrecht. Brief an Reinwald. Charlotte von Kalb. Bewerbung um Lotte von Wolzogen. Unschlüssigkeit in der Wahl eines dramatischen Stoffes. Entscheidung für Don Karlos. Paket aus Leipzig. Ein ablehnender Bescheid von Dalberg. Karoline Beck's Tod. Charlotte von Kalb wieder in Mannheim. Margaretha Schwan. Katharina Baumann. Schiller Journalist; Rheinische Thalia. Christophine zu Besuch. Geldbedrängniß; Anton Hölzel. Schiller Weimar'scher Rath. Abschied von Mannheim.

Um innerlich Zusammengehöriges nicht zu trennen, ist im vorhergehenden Kapitel Einiges vorgreifend tiefer in das Jahr 1784 hinein verfolgt worden. Ich kehre zur Wiederaufnahme des chronologischen Fadens in den April jenes Jahrs zurück. Gegen Ende des Monats reisten auf die Einladung des Theaterdirektors Großmann zu Frankfurt a. M. Iffland und Beil dorthin, um Gastrollen zu geben. Schiller begleitete sie. Er glaubte, wie Streicher sagt, dadurch den Kreis seiner Freunde und Verehrer zu erweitern und so vielleicht seinem Schicksal eine bessere Wendung zu geben. Es war auch wohl bei ihm der Wunsch im Spiel, dort im Anschauen der Wirkung seiner Dichtungen und in frohem geselligem Verkehr aus seiner gedrückten Stimmung sich aufzurichten. In Frankfurt hatte er Gelegenheit, den Werth des Mannheimer Theaters durch den Gegensatz besser würdigen zu lernen. Großmann, mit seiner Gesellschaft oft ein Wanderleben führend und zuweilen bis

Aachen und Pyrmont schweifend, legte es überall auf augenblickliche Erfolge an, und dachte nicht an eine planmäßige Ausbildung und Vervollkommnung seiner Truppe. Schiller pries in einem Briefe an Dalberg das außerordentliche Glück, welches „die vortrefflichen Abgesandten der Mannheimer Bühne" in Frankfurt machten; „sie ragten unter den besten Schauspielern hervor, wie der Jupiter des Phidias unter Tüncherarbeiten." Am 30. April wurde Iffland's Verbrechen aus Ehrsucht gegeben, und der Verfasser und Darsteller mit stürmischem Beifallklatschen hervorgerufen. Unserm Dichter zu Ehren wurde am 3. Mai Kabale und Liebe aufgeführt und erntete gleichfalls enthusiastischen Beifall. Groß war die Schaar von Bewunderern, die sich um ihn drängte, zumal von jungen Leuten, denen alle gleichzeitigen Dramen im Vergleich mit seinen ideenvollen und feuersprühenden Dichtungen leer und schaal däuchten. „Wir werden von Fresserei zu Fresserei herumgerissen", schrieb er an Meyer's Nachfolger, den Regisseur Rennschüb.

War schon dieses Phäakenleben nicht gerade heilsam für ihn, den während des ganzen Winters, wie er an Reinwald meldete, das Fieber nie ganz verließ: so regte ihn eine neue Bekanntschaft, die er hier machte, gleichfalls stärker auf, als für ihn zu wünschen war. „Eine vortreffliche Frau," schrieb er an Reinwald, „habe ich zu Frankfurt kennen lernen. Sie ist Ihre Freundin — die Madame Albrecht. Gleich in den ersten Stunden ketteten wir uns fest und innig aneinander; unsre Seelen verstanden sich. Ich freue mich und bin stolz, daß sie mich liebt, und daß meine Bekanntschaft sie vielleicht glücklich machen kann. Ein Herz, ganz zur Theilnahme geschaffen, über den Kleinigkeitsgeist der gewöhnlichen Zirkel erhaben, voll edlen, reinen Gefühls für Wahrheit und Tugend, und selbst da noch verehrungswerth, wo man ihr Geschlecht sonst nicht findet. Ich verspreche mir göttliche Tage in ihrer nähern Gesellschaft. Auch ist sie eine gefühlvolle Dichterin.*) Nur, mein Bester, schreiben Sie ihr, über ihre Lieblingsideen zu siegen und vom Theater zu gehen.

*) In einem ihrer Lieder heißt's:

Schwebe denn auf, mein Lied, dem Manne,
Dessen Strahlenglanz meine Seele erquickt,
Töne ihm innigen Dank für jeden Schauer,
Den seine unsterblichen Gesänge über mich strömten,
Für die süßen Thränen,
Die ich mit seiner holden Leonore verweinte,
— — — — — —
Flüstre ihm leise,
Daß ich ihn liebe mit heiligem Feuer u. s. w.

Sie hat sehr gute Anlagen zur Schauspielerin, das ist wahr; aber sie wird diese nicht bei einer solchen Truppe ausbilden. Sie wird, mit Gefahr ihres Herzens, ihres schönen einzigen Herzens, auf dieser Bahn nicht einmal große Schritte thun. Und thäte sie diese auch, schreiben Sie ihr, daß der größte theatralische Ruhm mit ihrem Herzen zu theuer bezahlt sein würde. Mir zu Gefallen, mein Theuerster, schreiben Sie ihr das mit allem Nachdruck, mit allem männlichen Ernst. Ich habe es schon gethan, und unsere vereinigten Bitten retten der Menschheit vielleicht eine schöne Seele, wenn wir sie auch um eine große Actrice bestehlen."

Sophie Albrecht, geb. Baumer, zwei Jahre älter als Schiller, hatte sich nach dem Tode ihres Vaters, eines Professors in Erfurt, schon im fünfzehnten Lebensjahre mit dem Dr. med. Albrecht vermählt. Durch einen unwiderstehlichen Hang zum Theater hingezogen war sie am 30. Oktober 1783 in Frankfurt zuerst aufgetreten, und lebte jetzt dort mit ihrem Gatten, den Schiller als einen „lieben, schätzbaren Freund" bezeichnet. In spätern Jahren trennte sie sich von ihm; sie starb 1840, 83 Jahre alt, im Spital zu Hamburg. Schiller, bald nach einer andern Seite hin lebhaft fort gezogen, scheint die Bekanntschaft einstweilen mit ihr nicht lange gepflegt zu haben. Als ein ächtes Kind jener Periode der Empfindsamkeit hätte sie auch schwerlich wohlthätig auf den ohnedies überreizten Dichter eingewirkt. Reinwald, der sie kannte, antwortete auf Schiller's begeistertes Lob: „Sie empfindet zu viel. Auch ist in ihrem Charakter zu viel Roman, und solcher, der mich schreckt; nicht die heftige, unwillkürliche Naturleidenschaft, die endlich vom richtigen Denken glücklich besiegt wird und der Selbstüberwindung und des heilsamen Joches sich freut, sondern die schwärmerische, unnatürliche, unheilbare, die sich und Andere peinigt, und deren Ende der Tod ist." Das war ein Wort, das Schiller sich auch noch für eine andere junge Frau, die ihm bald nachher eine heftige Leidenschaft einflößen sollte, hätte merken sollen.

Am 4. Mai trennten sich seine Reisegefährten von ihm, zogen nach Stuttgart und erhöhten auch dort durch ihr meisterhaftes Gastspiel in den Räubern die hinreißende Wirkung des Dramas. Wie mag sich dessen der Hauptmann auf der Solitude im Stillen gefreut haben! Nur verdroß es ihn, daß Iffland, wie er seinem Sohn meldete, nicht einmal so viel Zeit fand, ihn auf der Solitude zu besuchen. Unser Dichter kehrte allein, und gewiß nicht frohgemuth nach Mannheim zurück; er durfte den Triumph, den seine Schöpfung an ihrer Geburtsstätte errang, nicht mit anschauen, und hatte es schon für eine hohe Gunst seines fürstlichen Erziehers anzuschlagen, daß dieser nicht auch das unbändige

Geisteskind seines entflohenen Zöglings aus der Heimath verkannte. Noch voll von den in Frankfurt empfangenen Eindrücken, setzte er sich gleich am 5. Mai hin, um jenen Brief an Reinwald, aus dem die obigen Stellen entlehnt sind, zu schreiben, — den ersten — an den braven Freund seit seiner Abreise von Bauerbach! Wohl hatte er Ursache, ihn mit einem langen reuigen Bekenntniß seiner Nachlässigkeit und einer herzlichen Abbitte einzuleiten. Von seinem bis zum 1. September noch geltenden Kontrakt mit dem Theater berichtend, schrieb er mit einer Vertrauensseligkeit, welche die nachfolgende Enttäuschung nur um so bitterer machte: „Noch bin ich hier, und nur auf mich kommt es an, ob ich nach Verfluß meines Jahrs den Kontrakt verlängern will oder nicht. Man rechnet aber schon ganz darauf, daß ich bleibe." Sein Einkommen betreffend, heißt es: „Sie glauben nicht, mein Bester, wie wenig Geld 600—800 fl. in Mannheim, und vorzüglich im theatralischen Zirkel sind, wie wenig Segen, möchte ich sagen, in diesem Gelde ist, welche Summen nur auf Kleidung, Wohnung und gewisse Ehrenausgaben gehen, die ich in meiner Lage nicht ganz vermeiden kann. Gott weiß, ich habe mein Leben hier nicht genossen, und noch einmal so viel als an jedem andern Orte verschwendet. Ungeachtet meiner vielen Bekanntschaften dennoch einsam und ohne Führung, muß ich mich durch meine Oekonomie hindurchkämpfen, zum Unglück mit Allem versehen, was zu unnöthigen Verschwendungen reizen kann. Tausend kleine Bedürfnisse, Sorgen, Entwürfe, die mir ohne Aufhören vorschweben, zerstreuen meinen Geist, zerstreuen meine dichterischen Träume, und legen Blei an jeden Flug der Begeisterung."

Und doch wäre frische Arbeitslust und ausdauernde Arbeitskraft gerade jetzt für ihn so nöthig gewesen. Er hatte für den Juni den Plan der im vorigen Kapitel erwähnten dramaturgischen Monatsschrift auszuarbeiten, mußte die gleichfalls dort genannte Abhandlung zum Eintritt in die deutsche Gesellschaft schreiben, und sollte, was das Schlimmste war, dem Kontrakt gemäß gegen Ende August ein neues Stück für die Mannheimer Bühne liefern, ein Stück, über dessen Sujet er noch gar nicht mit sich einig war, — und das alles sollte er bei geschwächten Körperkräften leisten, während seine Schuldenlast immer drückender ward und sein Vater ihn fortwährend ermahnte, zur Medicin zurückzukehren und ihm einen deutschen Theaterdichter als ein unbedeutendes „kleines Licht" hinstellte. Was Wunder, wenn er, um das Gefühl der auf ihm lastenden Bürden für einige Stunden oder Tage zu betäuben, sich dem Verkehr mit Fremden, die seine Bekanntschaft suchten, hingab, mit ihnen Ausflüge nach Waldheim und in den Schwetzinger Park machte und

dabei seiner Gesundheit zu viel zumuthete? So brachte er gegen Ende Mai von einer Tour nach Heidelberg wieder sein „liebes Fieber“ mit und nahm dann, seiner Neigung zu Kraftkuren getreu, zwei Stunden vor der Wiederkehr des Fiebers so viele Chinapulver auf einmal, als er nach Vorschrift in vierundzwanzig Stunden gebrauchen sollte.

Zu dem allem fiel im Laufe des Monats Mai noch der erste Keim einer tief aufregenden Leidenschaft in sein Herz, der einige Zeit nachher zu rascher Entwickelung kam. Er machte die Bekanntschaft einer schönen, geist- und phantasiereichen, aber überspannten jungen Frau, durch die er in Werther'sche Gemüthskämpfe verwickelt wurde. Im sechszehnten Kapitel ist einer Eleonore von Ostheim gedacht, die, als Schiller in Bauerbach war, gegen Ende 1782 zu einer Konvenienzheirath mit einem ungeliebten Manne, dem Weimar'schen Kammerpräsidenten von Kalb, überredet wurde. Ein gleiches Loos traf ihre Schwester Charlotte, geboren als Sprößling des alten und vornehmen Hauses Marschalk von Ostheim am 25. Juli 1761. Der Bruder des Kammerpräsidenten, der Major Heinrich von Kalb, welcher in französischen Diensten mit Auszeichnung gefochten hatte, war eigens für sie verschrieben und im November 1783 mit ihr vermählt worden. Am 8. Mai 1784 kam der Major, dessen Regiment in der Festung Landau stand, mit seiner Gattin nach Mannheim. Frau von Wolzogen, Charlottens Verwandte, und Reinwald hatten ihr Einiges für Schiller mitgegeben. Als man es ihm am 9. Mai zugesandt hatte, stattete er dem Ehepaar seinen Besuch ab. Abends sollte Kabale und Liebe aufgeführt werden. Nach einigen Stunden lebhafter Unterhaltung griff der Dichter nach seinem Hut mit den Worten: „Ich muß eilends ins Schauspielhaus,“ kehrte aber bald in freudiger Stimmung zurück, das Gespräch fortzusetzen. Er hatte in der Zwischenzeit die Schauspieler dringend gebeten, den Namen Kalb nicht auszusprechen. Am nächsten Tage begleitete er Charlotte in den Antikensaal und sodann in die stark dagegen kontrastirende Jesuitenkirche, „das bunte Evangelium“, wie sie der zahlreichen Heiligenbilder wegen im Volksmunde hieß. Auch wurde beim schönsten Frühlingswetter eine gemeinsame Exkursion nach Waldheim gemacht. Charlotte mit ihrem Gemahl reiste dann nach Landau und kam erst ein paar Monate später nach Mannheim zurück.

Unzweifelhaft war Charlotte von Kalb mit seltenen Vorzügen des Geistes und Gemüthes ausgestattet; wie hätte sonst in spätern Jahren ein Jean Paul so für sie schwärmen können, daß er (1796) über sie schrieb: „Sie ist ein Weib, wie keines, mit einem allmächtigen Herzen, einem Felsen-Ich! — — Sie hat zwei große Dinge, große Augen, wie

ich noch keine sah, und eine große Seele. Sie spricht gerade so, wie Herder in seinen Briefen über Humanität schreibt"! Und will man auch des phantasievollen, leicht erregbaren Romantikers Urtheil nicht gelten lassen, wie würden ihr sonst Männer wie Göthe, Herder, selbst der strenge Fichte, und viele edle Frauen eine so warme und treue Freundschaft gewidmet haben? Aber eben so unzweifelhaft ist es, daß sie ein krankhaft überreiztes, leidenschaftliches, excentrisches weibliches Wesen war, dessen Umgang gerade jetzt für unsern Dichter entschieden nachtheilig sein mußte. Herder sagte ihr einst: „Die Einbildungskraft verhindert Sie, die Wirklichkeit zu sehen, die ewig nur in schwankenden Bildern vor Ihnen steht. Mit Feuer und Geschick beginnen Sie; aber Ihr Blick schaut nicht die Schranken noch die Untiefen der Lebensbahn. So lassen Sie ein Projekt nach dem andern fallen." Das waren Fehler, von denen Schiller sich damals erst zu befreien rang. Karoline von Wolzogen meint, die Vielseitigkeit von Charlottens Bildung, ihre geistige Beweglichkeit, ihr lebendiges und begeistertes Gefühl für alles Schöne und Große, die Freiheit und Wärme ihrer Ansichten habe den Dichter nothwendig an sie fesseln müssen. Ohne Zweifel lag darin ihre Anziehungskraft; aber unglücklicher Weise fehlte ihr gerade das, was für diesen jetzt das Nöthigste war. Früh verwaist und in Folge dessen durch oft wechselnden Aufenthalt und die verschiedenartigste Erziehung äußerlich und innerlich hin und her gezerrt, als Kind schon durch spukhafte Vorfälle in der Familie phantastisch aufgeregt und mit allen abenteuerlichen Volkssagen bekannt, bereits vor der Confirmation in französische, englische und deutsche Literatur, in Shakespeare und Gerstenberg's Ugolino, sogar in den Koran eingeführt, dann als heranreifende Jungfrau immer mehr in einer Traumwelt, als in der Wirklichkeit lebend, aus überschwänglicher, fieberhafter Erregung zuweilen in dumpfes Ermatten versinkend — so trat sie damals unserem Dichter gegenüber; und noch zwölf Jahre später hatte sie so wenig einen festern, innern Halt gewonnen, daß sie für Jean Paul von einer mindestens eben so glühenden Leidenschaft, als früher für Schiller, ergriffen ward und die Worte schreiben konnte: „Alle Welt will ihn jetzt haben, bei Gott alle Welt! Aber nein! Alle sollen ihn nicht haben, oder ich vergehe! Ich will vernichtet sein, dann können sie ihn haben!" — Gewiß, Schiller schrieb über sie ein wahres Wort in einem Briefe an Körner vom 20. Oktober 1788: „Sie ist ein geistvolles, edles Geschöpf; *ihr Einfluß auf mich ist aber nicht wohlthätig gewesen.*"

In dem Zeitpunkt, der uns jetzt beschäftigt, war dieser Einfluß noch schwach. Seiner Freundin in Bauerbach den Besuch des Ehepaars

meldend, fällte Schiller über Charlotte das kühle Urtheil: „Die Frau besonders zeigt viel Geist und gehört gewiß nicht unter die gewöhnlichen Frauenzimmerseelen.“ Trotz des augenblicklichen Rausches, in welchen ihn so hochaufgeregte Frauen, wie Sophie Albrecht und Charlotte von Kalb hineinzogen, dämmerte in ihm die Ueberzeugung auf, daß ihm ein ruhiges häusliches Glück niemals an der Seite einer solchen Frau erblühen könne. Schon in jenem Briefe an Reinwald vom 5. Mai, worin er über die tausend ihn zerstreuenden Alltagssorgen klagt, heißt es: „Hätte ich Jemand, der mir diesen Theil der Unruhe abnähme und mit warmer, herzlicher Theilnahme sich um mich beschäftigte, ganz könnte ich wieder Mensch und Dichter sein.“ Bei diesem Jemand dachte er nicht an eine Amalie, Leonore, Louise, wie sie seine Dichterphantasie geschaffen, sondern an die Bauerbacher Geliebte, die uns als ein Mädchen „von ruhigem Charakter, in welchem Besonnenheit und Empfindung im Gleichgewicht lagen,“ als eine frische, kerngesunde zweite Goethe-Werther'sche Lotte geschildert wird. Zu Anfange des Jahrs war er freilich noch anderer Ansicht gewesen. „Wie könnte wohl,“ hatte er am 19. Januar an Zumsteeg geschrieben, „ein so sanftes Geschöpf, wie das Weib ist, den Gang durch's Leben (das meine ist ohnedies jetzt schon dem ersten Theil des verkettetsten, buntesten Romans ähnlich) hazardiren mit einem so ungestümen Kopf, wie der meinige ist?“ Jetzt aber, am 7. Juni, war jene Ueberzeugung in ihm so lebendig geworden, daß er sich zu einer, wenn auch etwas zaghaft gehaltenen Bewerbung um Lotte entschloß.

„Sie werden lachen, liebste Freundin,“ schrieb er an Frau von Wolzogen, „wenn ich Ihnen gestehe, daß ich mich schon eine Zeit lang mit dem Gedanken trage, zu heirathen. Nicht, als wenn ich hier schon gewählt hätte; im Geringsten nicht; ich bin in diesem Punkte noch so frei, wie vorhin — aber eine öftere Ueberlegung, daß nichts in der Welt meinem Herzen die glückliche Ruhe, meinem Geiste die zu Kopfarbeiten so nöthige Freiheit und stille, leidenschaftlose Muße verschaffen könne, hat diesen Gedanken in mir hervorgebracht. Mein Herz sehnt sich nach Mittheilung und inniger Theilnahme. Die stillen Freuden des häuslichen Lebens würden — müßten mir Heiterkeit in meinen Geschäften geben, und meine Seele von tausend wilden Affekten reinigen, die mich ewig herumzerren. Auch mein überzeugendes Bewußtsein, daß ich gewiß eine Frau glücklich machen würde, wenn anders innige Liebe und Antheil glücklich machen kann — dieses Bewußtsein hat mich schon oft zu dem Entschlusse hingerissen. Fände ich ein Mädchen, das meinem Herzen theuer genug wäre! Oder könnte ich Sie beim Wort nehmen und Ihr

Sohn werden? Reich würde freilich Ihre Lotte nie — aber gewiß glücklich." — Schiller ließ den Brief acht Tage liegen und fügte dann hinzu: „Der Brief ist unterbrochen worden. Ich überlese ihn jetzt und erschrecke über meine thörichte Hoffnung. Doch, meine Beste, so viele närrische Einfälle, als Sie schon von mir hören mußten, werden auch diesen entschuldigen." — Diese Nachschrift gestattete der Freundin, durch Anwendung der Maxime „Keine Antwort ist auch eine Antwort" den Bewerber auf die glimpflichste Art zu bescheiden.

An demselben Tage, wo Schiller den Freierbrief an die Freundin begann, wandte er sich schriftlich an Dalberg um Rath, welchen Stoff er zu seinem nächsten Drama wählen solle. Zu allen sonstigen Störungen seiner dichterischen Produktivität war seit einiger Zeit auch noch ein stärkeres Hervortreten seines philosophischen Vermögens hinzugekommen. Schon jenes Reflektiren in Bauerbach über die Entstehung poetischer Charaktere und das Verhältniß des Dichters zum Geschöpf seiner Phantasie deutete darauf hin, daß der ihm inwohnende intellectuelle Trieb sich wieder stärker zu regen anfing. Jetzt, wo er sich mit dem Plan einer Dramaturgie trug und mit der Abhandlung über die Schaubühne als moralische Anstalt beschäftigt war, wurde die Reflexion Herr über den poetischen Trieb, und ein für ihn sehr unbehaglicher Zeitraum der Unschlüssigkeit begann. Don Karlos war ihm seit dem Aufenthalt in Bauerbach durch die lange Unterbrechung etwas fremd geworden. Er holte einmal wieder den Konradin von Schwaben hervor, konnte sich jedoch nicht für ihn entscheiden. Eine Zeit lang dachte er auch an einen zweiten Theil der Räuber, worin sich die Dissonanzen des ersten auflösen sollten. Streicher erzählt, der Dichter habe, während er mit dem Studium der spanischen Geschichte für den Don Karlos beschäftigt war, es für leichter gehalten, „einen ganz eigenen Plan zu erfinden, der bald diese, bald jene, aber immer eine tragische Entwickelung haben sollte. Endlich glaubte er einen solchen festhalten zu müssen, in welchem die Erscheinung eines Gespenstes die Entscheidung herbeiführte, und beschäftigte sich so gänzlich damit, daß er schon anfing, seine Gedanken niederzuschreiben. Aber er gab den Plan wieder auf, indem es ihm unter der Würde des Dramas schien, die Hauptwirkung einer Schreckgestalt verdanken zu sollen." Im Zweifel, ob er im Stande sein werde, durch eigene Produktion den an ihn gestellten Forderungen ganz zu genügen, kam er sogar auf den Gedanken, französische und Shakespeare'sche Stücke, namentlich den Macbeth und den Timon, für deutsche Bühnen zu bearbeiten. Ueber den Timon heißt es in einer später unterdrückten Stelle der Abhandlung Die Schaubühne als moralische Anstalt: „Unsere Schau-

bühne hat noch eine große Eroberung ausstehen, von deren Wichtigkeit erst der Erfolg sprechen wird. Shakespeare's Timon von Athen ist, so weit ich mich besinnen kann, noch auf keiner deutschen Bühne erschienen; und so gewiß ich den Menschen zuerst vor allem Andern in Shakespeare aufsuche, so gewiß weiß ich im ganzen Shakespeare kein Stück, wo er wahrhaftiger vor mir stände, wo er lauter und beredter zu meinem Herzen spräche, wo ich mehr Lebensweisheit lernte, als im Timon von Athen. Es ist wahres Verdienst um die Kunst, dieser Goldader nachzugraben."

An Dalberg schrieb er am 7. Juni: „Ich bin jetzt mehr als jemals über mein neues Schauspiel verlegen. Woher ich nur Briefe bekomme, dringt man darauf, ich möchte ein großes historisches Stück, vorzüglich meinen Karlos, zur Hand nehmen, davon Gotter den Plan zu Gesicht bekommen und groß gefunden hat. Freilich ist ein gewöhnliches bürgerliches Sujet, wenn es auch noch so herrlich ausgeführt wird, in den Augen der großen, nach außerordentlichen Gemälden verlangenden Welt niemals von der Bedeutung, wie ein kühneres Tableau; und Ein Stück, wie dieses, erwirbt dem Dichter und auch dem Theater, dem es angehört, schnellern und größern Ruhm, als drei Stücke, wie jenes. Von E. E. erwarte ich einen ernsthaften Rath zu meiner letzten Entschließung, welches Sujet ich wählen soll. Karlos würde nichts weniger, als ein politisches Stück — sondern eigentlich ein Familiengemälde in einem fürstlichen Hause sein; und die Situation eines Vaters, der mit seinem Sohn so unglücklich eifert, die schrecklichere Situation eines Sohns, der bei allen Ansprüchen auf das größte Königreich der Welt ohne Hoffnung liebt und endlich aufgeopfert wird, müßten, denke ich, interessant ausfallen. Alles, was die Empfindung empört, würde ich ohnehin mit größter Sorgfalt vermeiden."

Dalberg, der zuerst das Sujet seiner Aufmerksamkeit empfohlen hatte, sprach sich auch jetzt für dasselbe aus, und so entschied sich Schiller abermals für Don Karlos. Er suchte sich mit der Geschichte noch gründlicher bekannt zu machen, begann mit Eifer die Ausführung des Werks, und las in Stunden, wo es mit der Produktion nicht gehen wollte, Schauspiele von Racine, Corneille und Voltaire. Durch solche Lektüre hoffte er seinen Geschmack, der bisher sich vorherrschend unter dem Einflusse Shakespeare's entwickelt hatte, zu regeln und seine Einbildungskraft zähmen zu lernen, abgesehen davon, daß er nebenbei auch die Verpflanzung einiger klassischer Stücke der Franzosen auf die deutsche Bühne im Auge hatte.

Schon diese frischere Thätigkeit hob wieder sein gesunkenes Selbst-

gefühl, und ließ ihn wenigstens auf manche Stunden seine vielfachen Bedrängnisse vergessen. Doch schon etwas früher, in der ersten Juniwoche, hatte er eine freudige Ueberraschung erlebt, die seinem Geist und Muth einen neuen Schwung gab. Es ging ihm ein Packet aus Leipzig zu mit Briefen von vier ihm gänzlich unbekannten Personen voll Begeisterung für ihn und seine Dichtungen, begleitet von einer blaßrothseidenen Brieftasche mit kunstvoller Stickerei, einer Komposition von Amaliens Lied in den Räubern und den vier Portraits der Verehrer, mit Silberstift auf Pergament gezeichnet, unter denen zwei schöne Damenköpfe sich befanden. Die Absender waren Christ. Gottfr. Körner, der Vater Theodor Körner's, stark drei Jahre älter als Schiller, dessen Verlobte Minna Stock und ihre Schwester Dora, Töchter des seiner Zeit sehr geachteten Kupferstechers Stock zu Leipzig, von denen Göthe (Aus meinem Leben, Buch VIII) sagt, sie seien lebenslang seine Freundinnen geblieben, und Ludw. Ferd. Huber, nachmals Gatte der Schriftstellerin Therese Huber. Die Portraits waren von Dora's Hand (Göthe nennt sie „eine vorzügliche Künstlerin"), die Brieftasche hatte Minna gestickt, die Komposition war von dem musikkundigen Körner, welcher in glücklicher Muße der Kunst und Wissenschaft lebte, bis er als Consistorialrath nach Dresden berufen wurde. Der Anfang von Körner's Brief lautete: „Zu einer Zeit, da die Kunst sich immer mehr zur feilen Sklavin reicher und mächtiger Wollüstlinge herabwürdigt, thut es wohl, wenn ein großer Mann auftritt und zeigt, was der Mensch auch jetzt noch vermag. Der bessere Theil der Menschheit, den seines Zeitalters ekelte, der im Gewühl ausgearteter Geschöpfe nach Größe schmachtete, löscht seinen Durst, fühlt in sich einen Schwung, der ihn über seine Zeitgenossen erhebt, und Stärkung auf der mühevollsten Laufbahn nach einem würdigen Ziel. Dann möchte er gern seinem Wohlthäter die Hand drücken, ihn in seinen Augen die Thränen der Freude und der Begeisterung sehen lassen — daß er auch ihn stärkte, wenn ihn etwa der Zweifel müde machte, ob seine Zeitgenossen werth wären, daß er für sie arbeitete. Dies ist die Veranlassung, daß ich mich mit drei Personen, die insgesammt werth sind, Ihre Werke zu lesen, vereinigte, Ihnen zu danken und zu huldigen."

Und Schiller griff doch sogleich zur Feder, um den feurigsten Dank für die schmeichelhafte Sendung auszusprechen? Er that es nicht. Mit seiner vom 17. Dezember 1784 datirten Antwort erging es ihm, wie mit dem Brief an Reinwald vom 5. Mai. Beide trieben ihm die Schamröthe über sein unverzeihlich langes Schweigen ins Gesicht. Und doch machte diese ehrende Ueberraschung einen ganz unbeschreiblichen Eindruck

auf sein Gemüth. Er sprach sich offen darüber aus; aber noch mehr, als sein Geständniß, bezeugte seine erhöhte Heiterkeit, wie sehr es ihn beglückte, sich in weiter Ferne von hochgebildeten Menschen innig verstanden, geliebt und hochgeachtet zu wissen. „Sehen Sie," schrieb er an Frau von Wolzogen, „sehen Sie, meine Beste, so kommen zuweilen ganz unverhoffte Freuden für Ihren Freund, die desto schätzbarer sind, weil freier Wille und eine reine, von jeder Nebenabsicht freie Empfindung und Sympathie der Seelen die Erfinderin ist. So ein Geschenk von ganz unbekannten Händen, durch nichts als die bloße reinste Achtung hervorgebracht, aus keinem andern Grunde, als um für einige vergnügte Stunden, die man beim Lesen meiner Produkte genoß, erkenntlich zu sein — ein solches Geschenk ist mir größere Belohnung, als der laute Zusammenlauf der Welt, die einzige süße Entschädigung für tausend trübe Minuten. Und wenn ich das nun weiter verfolge und mir denke, daß in der Welt vielleicht mehr solche Zirkel sind, die mich unbekannt lieben, und sich freuten, mich kennen zu lernen; daß vielleicht in hundert und mehr Jahren, wenn auch mein Staub schon lange verweht ist, man mein Andenken segnet, uud mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt — dann, meine Theuerste, freue ich mich meines Dichterberufs und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängniß."

Wer kann noch zweifeln, welche Wahl er schon damals zwischen den beiden Blumen Genuß und Hoffnung, die in der Resignation der unfehlbare Genius nennt, getroffen hatte. Ließ er für den großen Haufen die Lehre gelten: „Genieße, wer nicht glauben kann" — für sich hielt er die Maxime fest: „Wer glauben kann, entbehre!"

So erhebende Gedanken und Empfindungen förderten die Arbeit am Don Karlos im Laufe des Juni und Juli. Streicher, der jetzt, wie es scheint, wieder mit Schiller in demselben Hause (beim Baumeister Anton Hölzel) wohnte, erzählt: „Seine Gespräche verbreiteten sich nicht allein über den Plan, sondern auch über die ganz neue Art von Sprache, die er dabei gebrauchen müsse. Er wollte sie mit all dem Fluß und Wohllaut ausstatten, für welche er ein so äußerst empfindliches Gefühl hatte. Er glaubte, daß Jamben der Würde der Handlung, sowie der Personen am angemessensten sein würden. Im Anfange machten ihm diese einige Schwierigkeit, indem er seit zwei Jahren nichts mehr in gebundener Rede geschrieben hatte*) — Wie aber nur erst eine Scene in dieses Versmaß eingekleidet war, da fand er, daß dieses nicht nur das passendste für das Drama sei, sondern, da es auch gemeine Ge-

*) Streicher kannte nicht die Bauerbacher Gelegenheitsgedichte.

danken heraushebe, um so mehr das Erhabene und die Schönheit der Ausdrücke veredeln müsse. Seine Freude über den guten Erfolg erhöhte seine Lust am Leben, an der Arbeit; er sah mit Ungeduld der Abendstunde entgegen, in welcher er Streicher dasjenige, was er den Tag über fertig gebracht hatte, vorlesen konnte. Dieser kannte schon früher keinen höhern Genuß, als die prachtvolle, so Vieles in sich fassende und dennoch so glatt dahinrollende Prosa seines Freundes. Nun aber mußte sein Gefühl sich in Entzücken verwandeln, als er Gedanken und Ausdrücke wie folgende:

Ich stand dabei, als in Toledo's Mauern
Der stolze Karl die Huldigung empfing,
Als graue Fürsten zu dem Handkuß wankten,
Und jetzt in einem — einem Niederfall
Zu Füßen ihm sechs Königreiche lagen u. s. w.

nach den Gesetzen der Tonkunst aussprechen hörte. — Der enthusiastische Freund beschwor Schiller, bei ähnlichen Gegenständen sich nie mehr zur Prosa herabzulassen."

Aber in das süße Gefühl eines erfolgreichen Schaffens mischten sich immer von Neuem Wermuthstropfen der Sorge. Es war vorauszusehen, daß sein Don Karlos bei Ablauf der Vertragszeit zu Ende August der Vollendung noch fern sein werde, und überhaupt mußte es dem Dichter zum Bewußtsein kommen, wie sehr sein Genius sich gegen alle kontraktmäßige, aufgezwungene Thätigkeit sträubte. Und doch mußte er einen Boden, und zwar einen festern als bisher, für seine Existenz haben. Den Vorschlag einer dramaturgischen Monatsschrift hatte Dalberg abgelehnt. Wie, wenn er, der Forderung seines Vaters folgend, zur Medicin als Berufsthätigkeit zurückkehrte? Seines Werthes vollauf bewußt, glaubte er nur allzuleicht, daß Andere denselben gleichfalls nach Gebühr anschlagen würden, und zweifelte durchaus nicht, daß Dalberg, auch wenn er das dritte ausbedungene Stück vorläufig schuldig bliebe, zur Erneuerung des Kontrakts gern bereit sein werde. Von der Irrigkeit dieser Meinung hätte ihn Folgendes belehren müssen, wäre er minder vertrauensselig gewesen. Dalberg gab, um Schiller zu rascherer Arbeit anzutreiben, oder wenn dies mißlänge, ihn auf eine glimpfliche Art los zu werden, dem Theaterarzt Hofrath Mai den Auftrag, dem Dichter die Rückkehr zur Medicin dringend anzuempfehlen. Kaum eine Viertelstunde nach diesem Besuch trat Streicher in sein Zimmer. Mit argloser, gutmüthiger Freude theilte ihm Schiller den Inhalt der Unterredung mit, erklärte den ihm gemachten Vorschlag für das einzige Mittel, sich seinen täglich wachsenden Verlegenheiten zu entreißen, und

sprach den Entschluß aus, behufs Ausführung des Plans, sich an Dalberg brieflich um eine Geldunterstützung zu wenden. Vergebens prophezeihte ihm Streicher eine höfisch ausweichende Antwort; Schiller schrieb, uneingedenk seiner frühern Erfahrungen, an den Baron, er bedürfe nur ein Jahr, um das in seinem Berufsfach Versäumte nachzuholen; während dieses Jahrs könne er freilich für die Mannheimer Bühne nicht so thätig sein, als sonst, immerhin jedoch die Lieferung Eines großen Stückes verbürgen; indeß habe er dieselbe Unterstützung, wie jetzt, nöthig. Dieses einzige Jahr sei entscheidend für seine Zukunft; gelinge ihm der Plan mit der Medicin, so sei er auf immer gesichert, und sein Etablissement in Mannheim fest gegründet. — Die Antwort des Freiherrn klang noch entschiedener ablehnend, als Streicher sie vorausgesagt, und verhehlte sogar nicht, daß der Intendant in die wechselnden Entwürfe des Theaterdichters Mißtrauen zu setzen beginne.

Zu dem Verdruß über diese neue bittere Enttäuschung gesellte sich gegen Ende Juli ein schmerzlicher Verlust. Dem Beck'schen Ehepaar innig befreundet, verkehrte Schiller fast täglich mit den beiden Gatten, labte sich an dem Anblick ihres häuslichen Glücks und fand bei ihnen Verständniß und entgegenkommende Theilnahme für die Hauptgegenstände seines Interesses. Es war für ihn ein entzückendes Bild, wenn die immer heitere, immer milde junge Hausfrau gleichzeitig die Rolle der Blanka im Julius von Tarent einübte und das Weißzeug ihres Mannes besorgte. Karoline, vor sieben Monaten mit Beck vermählt, kränkelte seit einiger Zeit an einem Kopffieber. Da erlitt sie am 22. Juli einen Schlaganfall, kam den 24. Juli zu früh mit einer Tochter nieder und starb am Abend desselben Tages. Schiller widmete tief ergriffen dem Gatten ein leider verloren gegangenes Trostgedicht.

In eben diesen Tagen kehrte Charlotte von Kalb nach Mannheim zurück und zog bald unsern Dichter in einen aristokratischen Kreis hinein, der einen starken Gegensatz zu dem idyllischen Stillleben jenes Künstlerpaars bildete. Sie war, da der Aufenthalt in Landau als einer Garnisonsstadt für eine Offiziersfrau nicht passend schien, mit ihrem Gatten übereingekommen, Mannheim zu ihrem Wohnort zu nehmen, wo der Major sie wöchentlich ein paar Mal, oft in Begleitung des einen und andern seiner Kameraden, besuchte. Charlotte erzählt, daß sie am 19. August, wo König Lear im Theater gegeben wurde, von den Offizieren begleitet, im überfüllten Hause Schiller getroffen und mit ihm zusammensitzend Beil's und Iffland's Spiel bewundert habe. Ich kann mich nicht entschließen, mit Palleske die in dem lebhaft aufgeregten Zirkel während der Zwischenakte und beim Nachhausegehen in sternenheller

Sommernacht geführten Gespräche Charlotten nachzuerzählen. Jedem Wort, das sie, wie die Uebrigen, so auch unsern Dichter sprechen läßt, ist der Stempel ihres phantastisch überspannten Geistes aufgedrückt.

Lassen wir lieber uns von Streicher, welcher als Musiker Frau von Kalb mehrmals wöchentlich besuchte, eine andere Scene schildern, worin sich ein schon früher unserem Dichter begegnetes Mißgeschick wiederholte. „Es war nichts natürlicher," erzählt Streicher, „als daß sehr oft von Schiller und seinen Arbeiten die Rede war, von denen aber Streicher den Don Karlos, den der Dichter jetzt unter der Feder habe, weit über alles früher Geleistete setzte. Die Neugierde der Frau von Kalb wurde durch die begeisterten Lobeserhebungen auf's Höchste gespannt. Sie ersuchte Schiller, ihr doch etwas davon zum Lesen zu geben; allein dieser wollte erst noch einige Scenen fertig machen, ins Reine schreiben und, um jede Schönheit gehörig herauszuheben, selbst vorlesen. Er brachte endlich eines Nachmittags seinen Don Karlos zu der in größter Erwartung harrenden Frau und las ihr den fertigen Theil des ersten Aktes vor. Lauschend heftete die Zuhörerin ihre Blicke auf den mit Pathos und Begeisterung deklamirenden Verfasser, ohne durch das leiseste Zeichen ihre Empfindung errathen zu lassen. Als er geendigt hatte, fragte er mit der unbefangensten, freundlichsten Miene: „„Nun, gnädige Frau, wie gefällt es Ihnen?"" Diese suchte auf die schonendste Art einer bestimmten Antwort auszuweichen. Als sie aber wiederholt um die aufrichtige Meinung über den Werth der Arbeit gebeten wurde, brach sie in lautes Lachen aus und sagte: „„Lieber Schiller, das ist das Allerschlechteste, was Sie noch gemacht haben."" — „„Nein! das ist zu arg!"" erwiederte er, warf seine Schrift voll Aerger auf den Tisch, nahm Hut und Stock, und entfernte sich augenblicklich." Streicher erzählt dann weiter, wie Frau von Kalb sogleich nach dem Manuskript gegriffen und, als sie kaum die erste Seite gelesen, ihren Bedienten dem Dichter nachgeschickt habe mit der Bitte, ja sogleich zurückzukommen; sie habe sich gänzlich in ihrem Urtheil geirrt. Schiller sei aber erst am folgenden Tage gekommen, und da habe die feinsinnige Frau zwar ihr erstes Urtheil sehr gern widerrufen, aber zugleich ihm erklärt, daß seine Dichtungen durch die heftige Art, wie er sie vortrüge, unausbleiblich verlieren müßten.

Charlottens Beifall mochte mit dazu beitragen, daß Schiller jetzt für seinen Don Karlos und den hohen tragischen Styl sich immer mehr erwärmte. „Karlos," schrieb er am 24. August an Dalberg, „ist ein herrliches Sujet, vorzüglich für mich. Vier große Charaktere, beinahe von gleichem Umfange, Karlos, Philipp, die Königin und

Alba *), öffnen mir ein unendliches Feld. Ich kann es mir nicht verbergen, daß ich so eigensinnig, vielleicht so eitel war, um in einer entgegengesetzten Sphäre zu glänzen, meine Phantasie in die Schranken des bürgerlichen Kothurns einzäunen zu wollen, da die hohe Tragödie ein so fruchtbares Feld, und für mich, möcht' ich sagen, da ist; da ich in diesem Fache größer und glänzender erscheinen und mehr Dank und Erstaunen wirken kann, als in irgend einem andern; da ich hier vielleicht nicht erreicht, in andern übertroffen werden könnte. Froh bin ich, daß ich nunmehr so ziemlich Meister über den Jamben bin; es kann nicht fehlen, daß der Vers meinem Karlos sehr viel Würde und Glanz geben wird. Auf diesen Winter freue ich mich. Ich bin ganz wieder in Thätigkeit, und glaube gewiß, daß ich in dieser Zeit hier einbringen werde, was mich meine beinahe jahrlange Unpäßlichkeit, die meinen ganzen Kopf verwüstete, hat versäumen machen. Durch mich allein wird und muß unser Theater einen Zuwachs an vielen vortrefflichen neuen Stücken bekommen, worunter Macbeth und Timon und einige französische sind. Nach dem Don Karlos gehe ich an den zweiten Theil der Räuber, welcher eine völlige Apologie des Verfassers über den ersten Theil sein soll, und worin alle Immoralität in die erhabenste Moral sich auflösen muß. — E. E. haben ganz Recht gehabt, wenn Sie in meine Planschmiederei ein Mißtrauen zu setzen anfingen; aber wenn Sie abrechnen, wie oft Kränklichkeit und üble Laune gegen meinen besten Willen gestritten haben, so werden Sie mir wenigstens zugeben, daß dergleichen leere Entwürfe nicht aus dem Wesentlichen meines Charakters fließen."

Dieser Brief macht ganz den Eindruck, als habe der Dichter, Dalberg's jüngste Unfreundlichkeit verschmerzend, dessen Vertrauen wieder zu gewinnen gesucht, um ihn für die Verlängerung des nächstens ablaufenden Kontrakts günstig zu stimmen. Und doch wird berichtet, daß ihm sein Verhältniß zum Theater im Laufe des Sommers schließlich ganz zuwider geworden sei, und er einer Kündigung von Seiten Dalberg's zuvorzukommen, d. h. selbst vor dem 1. September sein Entlassungsgesuch einzureichen beschlossen habe. Hiernach scheint dieser Entschluß erst in den letzten Tagen des August definitiv gefaßt worden zu sein. Er theilte ihn zuerst Charlotten mit, und bei dieser Gelegenheit war es, wo die gegenseitige Neigung Beider plötzlich in helle Fammen aufschlug, und jene Stimmung in Schiller vorbereitet ward, in welcher er ein Gedicht voll so düsterer Gluth, wie die Freigeisterei der

*) Man sieht, wie sehr damals noch der Marquis Posa im Hintergrunde stand.

Leidenschaft, schreiben konnte. Er motivirte Charlotten gegenüber seinen Vorsatz durch die Abhängigkeit, worin er in Folge des Kontrakts lebe, durch die Rücksichten, die er nach allen Seiten hin zu nehmen habe, durch die Schranken, in die sein Genius eingezwängt werde. Charlotte gerieth bei dieser Mittheilung in leidenschaftliche Bewegung. Bekannt mit der Zusendung aus dem Körner'schen Kreise, und der Zugkraft, die dadurch Leipzig für ihn gewonnen, fürchtete sie, ihn nach der Auflösung seines Verhältnisses zum Mannheimer Theater bald verlieren zu müssen. Sie gestand, daß sie fern von ihm sich verarmt fühlen werde. „Seit ich Sie kenne," rief sie, „verlange ich mehr, als ich vormals von den Tagen erbeten." Schiller, durch dies Bekenntniß überrascht und ergriffen, antwortete beschwichtigend, dann aber wärmer und wärmer, bis im Feuer des Gesprächs ihm das erste Du entschlüpfte. Charlotte griff es freudig auf und gab es entschlossen zurück, ließ sich auf Widerlegung seiner Gründe nicht ein und nahm ihm nur das Wort ab, wenigstens nicht voreilig Mannheim zu verlassen. Er schied von ihr in einem Gemüthstaumel, aus dem für ihn, wenn auch manche beglückende Stunde, doch vorherrschend Beängstigung und Pein erwuchsen, die ein halbes Jahr später nicht am wenigsten dazu beitrugen, ihn aus Mannheim gewaltsam fortzutreiben.

Um einem möglichen Irrthum über die Art dieses Verhältnisses, der in dem Gedicht „Freigeisterei der Leidenschaft" Nahrung finden könnte, zu begegnen, folge hier eine Stelle aus einem Briefe Schiller's an Charlotte aus spätern Jahren. Auf ein Wort herzlicher Anerkennung, das sie ihm nach der Aufführung eines seiner spätern Dramen zugesandt, antwortete er: „Charlottens Herz und Geist können sich nie verläugnen. Ein rein gefühltes Dichtwerk stellt jedes schöne Verhältniß wieder her, wenn auch die zufälligen Einflüsse einer beschränkten Wirklichkeit es entstellen konnten . . . Damals trugen Sie das Schicksal meines Geistes an Ihrem freundlichen Herzen und ehrten in mir ein unentwickeltes, noch mit dem Stoffe unsicher kämpfendes Talent. Ist es mir jetzt gelungen, Ihre damaligen Hoffnungen von mir wirklich zu machen und Ihren Antheil an mir zu rechtfertigen, so werde ich nie vergessen, wie viel ich davon jenem schönen und freundlichen Verhältnisse schuldig bin."

Mancher Leserin, die an der überwarmen Freundschaft des Dichters zur Gattin eines Andern Anstoß nimmt, mag es doppelt anstößig vorkommen, daß nebenher, von der nunmehr in den Hintergrund tretenden Lotte von Wolzogen abgesehen, noch zwei oder wohl gar drei andere liebenswürdige weibliche Wesen ihm eine mitunter recht feurige Zunei-

gung abgewannen. Vielleicht war es aber gerade der Drang, die Fesseln des Verhältnisses zu Charlotte abzustreifen, was ihn diese andern Herzensneigungen eifriger pflegen ließ. Ueber Margaretha Schwan hatte Schiller sich in Briefen an die Seinigen so begeistert geäußert, daß sein Vater ihn mit Vergnügen als baldigen Schwiegersohn des sehr geachteten und gut gestellten Hofbuchhändlers sich dachte. Aber die viel umworbene schöne „Schwanin" hielt sich unter der Schaar ihrer Anbeter die Wahl offen und beglückte bald den Dichter durch freundliches Entgegenkommen, bald peinigte sie ihn durch Kälte und Bevorzugung Anderer. Am 21. November 1784 schrieb er in einer Aufwallung zorniger Eifersucht über sie nach Hause in einer Art, daß sein Vater die Hoffnung auf diese Partie für seinen Sohn aufgab. Der Verdruß des ohnedies unwilligen Hauptmanns hierüber spricht sich in seiner Antwort vom 12. Januar 1785 aus: „Was die Anmerkung von der Schwan'schen Tochter betrifft, das wundert uns in Rücksicht auf das, was ehedem hievon gedacht worden ist, von deren Lob ich Seine eigene Aeußerung in Händen habe. Im Durchschnitt möchte doch diese Partie eine bessere gewesen sein, als ein gewisses Fräulein (er meinte wohl Lotte von Wolzogen), um die Er nachgesucht haben soll." Eine Zeit lang scheint unser Dichter an die Verbindung mit einem andern Mädchen gedacht zu haben, deren Vater in Charlotte's Memoiren als Professor L. bezeichnet wird. Hier stand der entschiedene Widerspruch des Vaters der Geliebten im Wege und löste das Verhältniß. Eine sehr lebhafte Zuneigung gewann dem Theaterdichter eine talentvolle Schauspielerin, Katharina Baumann, ab, die mit dem schönen Oval ihres Gesichts und den lebendigen, von dunkeln Wimpern beschatteten Augen die Männerwelt bezauberte. Sie war nach Karoline Beck's Tod als erste Liebhaberin an deren Stelle getreten. Als sie am 18. Januar 1785 in Kabale und Liebe als Louise den Dichter entzückt hatte, begleitete dieser sie nach Hause und drückte ihr unterwegs ein kleines Packetchen, sein Miniaturbild enthaltend, in die Hand. Auf Katharina's Frage, was sie damit solle, antwortete er verlegen auf gut schwäbisch: „Ja, sehen Sie, das weiß ich Ihnen nit zu sage." Katharina soll über des Dichters Courmachen sich kindlich gefreut, aber seine Gefühle nicht erwidert haben, und zwar seines saloppen Erscheinens wegen. Trotz seines jetzigen Verkehrs mit vornehmern Kreisen verwandte er, wie es scheint, auf sein Aeußeres noch immer eben so wenig Sorgfalt, wie auf seine Wohnung. Ueber letztere sagt Streicher: „Es würde eine sehr belustigende und des Pinsels eines Hogarth würdige Aufgabe sein, das Innere des Zimmers eines solchen von immerwährender Begeisterung trunkenen

Musensohns recht getreu darzustellen; denn es würde sich hier durchaus nichts Bewegliches, selbst das nicht, was sonst immer den Blicken entzogen wird, an seinem Platz finden."

Schiller blieb seinem Vorsatz, zu kündigen, trotz Charlottens Kummer darüber getreu. Er bat den Freiherrn von Dalberg nach dessen Rückkehr von einer Herbst-Villegiatur um seine Entlassung und erhielt diese ohne Schwierigkeiten. Aber nun galt es, zum Ersatz der bisherigen Besoldung sich andere, womöglich ergiebigere Einnahmequellen zu eröffnen. Da ward denn eine Idee zum Entschluß, auf die er nach der Scheiterung des Plans einer dramaturgischen Monatsschrift gekommen war, nämlich eine Zeitschrift zu gründen, welche zwar hauptsächlich sich dem Theater widmen, aber auch andere Gegenstände, „die mit der Glückseligkeit des Menschen unmittelbar zusammenhangen," in ihren Bereich ziehen sollte. Er taufte die neue Zeitschrift Rheinische Thalia. So trat Schiller, ungeachtet der nicht gerade ermunternden Erfahrungen, die er als Mitherausgeber des Württembergischen Repertoriums gemacht hatte, aus der Stellung als Theaterdichter in die noch prekairere eines Journalisten über.

Die vom 11. November 1784 datirte Ankündigung des Unternehmens ist wieder ein Beweis für den Feuereifer, womit er jedes neue Projekt auf- und angriff. Um das Vertrauen des Publikums im Voraus zu gewinnen, machte er es mit seiner Person bekannt. „Ich schreibe als Weltbürger, der keinem Fürsten dient. Früh verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt auszutauschen, die ich nur eben durch die Fernröhre kannte." Er spricht nun von seiner Erziehung, seinem Enthusiasmus für die Dichtkunst, seinen Räubern, seiner Flucht, und fährt dann fort: „Nunmehr sind alle meine Verbindungen aufgelöst. Das Publikum ist mir jetzt Alles: mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich ganz an. Vor diesem und keinem andern Tribunal werde ich mich stellen. Dieses nur fürcht' ich und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andern Fesseln zu tragen, als den Ausspruch der Welt, an keinen andern Thron zu appelliren, als an die menschliche Seele."

Hätte er die Ankündigung kurz vor dem Erscheinen des ersten Heftes, das spät genug (erst im März 1785) erschien, zu schreiben gehabt, so klänge wohl in ihr ein gedämpfterer Ton; denn bis dahin drückte eine Kette von Bedrängnissen und bittern Erfahrungen, die sich uns bald zeigen werden, seinen Muth tief herab, und sein neuer Souverain und Vertrauter Publikum hatte ihm da auch bereits seine Launen zu erkennen gegeben. Schon die geschäftliche Vorbereitung des Unter-

nehmens, zahlreiche Briefe an Schriftsteller, die er für dasselbe günstig zu stimmen suchte, das Versenden der Ankündigung an andere Zeitschriften u. dgl. waren seinem auf das Schaffen gerichteten Geiste gänzlich zuwider und brachten zu seinem Verdruß die Arbeit am Don Karlos ins Stocken. An der Ankündigung bemängelte die Kritik den gewaltigen Posaunenklang und theilweise auch den Inhalt. So geißelte im Pfälzischen Museum folgendes Epigramm die Stelle, worin er die Räuber als „eine durch den naturwidrigen Beischlaf der Subordination und des Genius in die Welt gesetzte Geburt" bezeichnet hatte:

Dem Genius gebar Madame Subordinatio
Ein zügelloses, aber herrlich Kind, die Räuber.
Fiesko, Millerin sind von Miß Freiheit und Frau Pensio —
Herr Genius, changiren Sie nicht mehr die Weiber!

Wahrscheinlich in diese Tage fiel ein Besuch Reinwald's und Christophinen's, der, statt eine Erquickung für Schiller zu werden, Mißstimmung bei allen drei und im Elternhause hervorrief. Streicher verlegt ihn in die Zeit vor Charlottens Aufenthalt in Mannheim und erzählt: „Eine angenehme Zerstreuung verschaffte dem Dichter der Besuch seiner ältesten Schwester, die, von Reinwald begleitet, auf kurze Zeit nach Mannheim kam. Die blühende, kräftige Jungfrau schien entschlossen, ihr künftiges Schicksal mit einem Manne zu theilen, dessen geringe Einkünfte und wankende Gesundheit wenig Freude zu versprechen schienen. Jedoch waren ihre Gründe dazu so edler Art, daß sie auch in der Folge es nie bereute, ihr Herz dem Verstande und einem vortrefflichen Gatten geopfert zu haben." Es deutet aber der schon erwähnte Brief des alten Schiller vom 12. Januar 1785 darauf hin, daß der Dichter bereits in näherer Beziehung zu Charlotte stand, als Reinwald und Christophine in Mannheim waren, und daß er in Beider Verhältniß durch Abmahnen von der Verbindung für einige Zeit störend eingriff. „Jetzt," schrieb sein Vater, „habe ich wegen Seiner Schwester noch etwas anzumerken. Da Er, mein Sohn, theils für sich selbst geradezu, theils durch die Frau von Kalb, Reinwalden von einer Seite geschildert hat, die sowohl mich als Seine Schwester im Rathen und Handeln von dem vorgehabten Wege abbringen müssen, so scheint die Sache ganz rückgängig geworden zu sein; denn Reinwald hat seit zwei Monaten nicht mehr geschrieben. Ob Er, mein Sohn, wohl daran gethan hat, eine für das Alter und die mangelhaften Vermögensumstände Seiner Schwester nicht unschickliche Partie zu hindern, das weiß Gott, der in die Zukunft sieht. Da ich schon einundsechzig Jahre zurückgelegt habe und wenig Vermögen

hinterlasse, wenn ich sterbe; da Er, mein Sohn, so glücklich auch Seine Hoffnungen erfüllt werden, dennoch Jahre zu thun hat, sich aus allem Gedränge zu retten und anständig zu arrangiren; da Seine dereinstige Verheirathung immer mehr Seine eigenen Vortheile zu besorgen fordert, als sich viel um Seine Schwestern bekümmern zu können: so wäre es auf allen Seiten nicht übel gewesen, wenn Christophine versorgt worden wäre, und sie hätte sich, bei ihrer anscheinlich wahren Liebe zu Reinwalden, ganz gewiß in ihn und seine Verfassung um so besser schicken können, als sie Gottlob! von Großthun und Uebertreibung noch nicht angesteckt ist und sich in alle Umstände schicken kann."

In eine höchst peinliche Lage gerieth Schiller um die Mitte Novembers durch seine Stuttgarter Schulden. Sein Bürge, dessen im zwölften Kapitel gedacht worden, von den Gläubigern auf's Aeußerste bedrängt, war von Stuttgart nach Mannheim geflohen, und hier verhaftet worden. Der arme Dichter befand sich in der schrecklichsten Lage; seine Ehre, seine Ruhe war dahin, wenn dem Verhafteten nicht geholfen wurde. An wen sollte er sich wenden? An Frau von Wolzogen? an Charlotte? Dagegen sträubte sich sein Innerstes. Von Dalberg war natürlich gar nichts mehr zu erwarten. Da wurde für den Augenblick ein schlichter, aber sehr achtbarer Mann sein Retter, der keineswegs für reich gelten konnte. Der Baumeister Anton Hölzel — kein Biograph unsers Dichters lasse je diesen Ehrennamen ungenannt —, der Hauswirth Streicher's und vermuthlich auch Schiller's, schaffte die erforderliche Summe herbei. In seiner Noth vergaß sich Schiller so weit, in einem Briefe vom 21. November seinem guten Vater Vorwürfe zu machen, daß er ihm nicht durch Beihülfe die große Bedrängniß erspart habe. So müssen wir wenigstens nach dem mehrerwähnten Briefe des alten Schiller vom 12. Januar 1785 annehmen. Ich lasse den Anfang desselben folgen, bedaure aber, nicht den ganzen acht engbeschriebene Oktavseiten füllenden Brief aufnehmen zu können. Aus jeder Zeile spricht ein redliches, treues Vaterherz, ein ernster, besonnener, tüchtiger Charakter. Fällt damit auf seinen Sohn ein kleiner Schatten, so ist das nicht zu vermeiden; das Jugendportrait des Dichters wird dafür um so treuer. Der Vater schrieb: „Lieber Sohn! Sehr ungern gehe ich an die Beantwortung Seines letzten Schreibens vom 21. November vorigen Jahrs, das ich lieber niemals gelesen zu haben wünschte, als daß ich die darin enthaltenen Bitterkeiten nochmalen kosten soll. Nicht genug, daß Er im Anfange des gedachten Schreibens mir den höchst unverdienten Vorwurf macht, als ob ich für ihn hätte 300 Gulden aufbringen können und sollen, fährt Er hernach fort, mich wegen Nachfrage um

Ihn auf eine mir sehr empfindliche Art zu tadeln. Lieber Sohn! das Verhältniß zwischen einem guten Vater und dessen, obschon mit vielen Verstandeskräften begabten, doch aber dabei in dem, was zu einer wahren Größe und Zufriedenheit erforderlich wäre, immer noch sehr irregehenden Sohn kann den Letztern niemals berechtigen, das, was der Erstere aus Liebe, aus Ueberlegung und selbstgemachter Erfahrung Jenem zu gute vornimmt, als Beleidigung aufzunehmen. Was die verlangten 300 Gulden anbetrifft, so weiß es leider Jedermann, dem meine Lage nur einigermaßen bekannt ist, daß es nicht möglich sein kann, nur 50 Gulden, geschweige denn so viel im Vorrath zu haben. Und daß ich eine solche Summe borgen sollte zu immer größerem Nachtheil meiner übrigen Kinder, für einen Sohn borgen sollte, der mir von dem so Vielen, was er versprochen, noch das Wenigste hat halten können: da wäre ich wohl ein ungerechter Vater."

Streicher berichtet, dieser höchst widerwärtige Vorfall habe auf den Dichter den niederbeugendsten Eindruck gemacht, da sich in seiner jetzigen Lage gar nicht mehr absehen ließ, wie oder wann eine Erlösung aus seinen Geldnöthen möglich sein werde. Nach dem Wegfall seines Einkommens vom Theater mußten sich seine Umstände von Tag zu Tag, und bald so weit verschlimmern, daß ihm kein anderer Ausweg blieb, als eine abermalige heimliche Entfernung. Aber wohin? Mannheim, der Ort, wo er so viel Bitteres erlebt, wo sein Genius so wenig frei die Flügel hatte regen können, begann ihm unleidlich zu werden. Da gedachte er seiner Leipziger Freunde, deren Portraits über seinem Schreibtisch ihn mit der vorwurfsvollen Frage in ihrer Miene, warum er nicht geantwortet, anzublicken schienen. So griff er denn endlich am 7. December zur Feder. Er gestand, daß seine „unerhörte Nachlässigkeit" ihn auf's Tiefste beschäme, schilderte seine Freude über den Empfang ihrer Sendung, gedachte der „traurigen Stufenreihe von Gram und Widerwärtigkeiten", die er seitdem erlebt, und „unglückseliger Zerstreuungen, deren Andenken noch jetzt ihm Wunden schlage", bat auf's Rührendste um Vergebung seines langen Schweigens und schloß mit den Worten: „Wenn ich nur in einigen Zeilen Ihrer Verzeihung gewiß geworden bin, so soll diesem Brief auf das schleunigste ein zweiter folgen. Frauenzimmer sind sonst unversöhnlicher, als wir; also muß ich den Pardon von solchen Händen unterschrieben sehen."

Noch ehe der beglückende Pardon anlangte, widerfuhr ihm eine andere große Freude. Um die Mitte des Decembers verbreitete sich in Mannheim das Gerücht, der Herzog Karl August von Weimar, auf einer Reise begriffen, um für den im folgenden Jahr zusammentretenden

Fürstenbund zu wirken, werde eine Zeitlang bei seinem Schwiegervater in Darmstadt, dem Landgrafen Ludwig, verweilen. Schiller wünschte sehnlichst, dem gepriesenen Fürsten, den er schon auf der Akademie an Göthe's Seite mit dem höchsten Interesse betrachtet hatte, persönlich bekannt zu werden. Charlotte von Kalb bestärkte ihn in dem Vorhaben, dem Herzog sich vorstellen zu lassen. Mit Empfehlungsbriefen von ihr und Dalberg an die nächste Umgebung der fürstlichen Personen in Darmstadt versehen, das Manuskript des ersten Akts seines Karlos in die schöne Brieftasche von Minna Stock eingeschlagen, begab er sich in der letzten Hälfte des Decembers an den Darmstädter Hof. Die Erlaubniß, worum er bat, den ersten Akt der neuen Tragödie zu lesen, wurde gern gewährt; und so viel Mißgeschick er bisher mit dem eigenen Vortragen seiner Dichtungen gehabt hatte, diesmal erntete er reichlichen Beifall. Das neue Trauerspiel, welches den innern Triumph des Menschlichen über den Zwang politischer und konventioneller Formen darstellen sollte, ergriff, wie Schiller richtig vorausgesehen, in der erlauchten Gesellschaft manches Herz, das sich selbst in solchen Widerstreit verwickelt gefühlt hatte, oder sich ihm ausgesetzt wußte. Auf Karl August, den Freund französischer Tragödien, mochte auch der schöne Fluß und Wohlklang der Verse, und die schwungvolle, pathetische Sprache des Stücks einwirken. Die Frau Erbprinzessin von Darmstadt bewunderte die geschmackvolle Stickerei der Brieftasche des Poeten. Ueber Erwarten schnell erwuchs für Schiller eine Frucht dieser Vorlesung. Noch ehe er die Rückreise angetreten, ging ihm folgendes Schreiben zu: „Dem Sachsen-Weimarischen Rath Dr. Schiller jetzt zu Darmstadt. Darmstadt den 27. December 1784. Mit vielem Vergnügen, mein lieber Herr Doktor Schiller, ertheile ich Ihnen den Charakter als Rath in meinen Diensten. Ich wünsche Ihnen dadurch ein Zeichen meiner Achtung geben zu können. Leben Sie wohl. Karl August, H. z. S. W."

Der Dichter wurde ohne Zweifel schon beim Anblick der Adresse, und noch mehr beim Lesen des Briefs von einem freudigen Schrecken durchzuckt. Seine Alles gleich ausmalende Phantasie zeigte ihm durch das Wörtchen „Rath" seine ganze Zukunft wie durch einen Zauberschlag umgewandelt. Nun gehörte er wieder einem deutschen Staate an; einer der edelsten deutschen Fürsten hatte ihm, dem heimathlosen Flüchtling, eine Freistätte aufgethan, wo ihn keine Verfolgerhand berühren durfte. Er sah sich schon im Geist als künftigen Genossen des edeln literarischen Vereins, der sich um seinen neuen Herrn gebildet hatte; er sah in der Nacht der Zukunft einen Stern blinken, nach dem er seine Lebensfahrt richten konnte. Wie versöhnend mußte dieser Beweis der Achtung auf

die Stimmung seines mit Recht grollenden Vaters, wie beruhigend auf das Herz seiner tiefbekümmerten Mutter wirken! Und wie mußte diese lautredende Anerkennung, die er im Auslande gefunden, die Stimmen seiner Tadler in der Heimath übertönen! Mit gehobenem Muth, mit neu belebter Arbeitslust kehrte er nach Mannheim zurück.

Sein gekräftigtes Selbstgefühl, das, einmal aufgeregt, damals noch, wie jede seiner Empfindungen, leicht ans Uebermaß streifte, gab sich bald in einem kurzweg „R. (Rath) Schiller" unterschriebenen Briefe an Dalberg vom 19. Januar 1785 kund, worin er sich über eine verpfuschte Aufführung von Kabale und Liebe beklagte. „Seit wann," heißt es darin, „ist es Mode, daß Schauspieler den Dichter hofmeistern? Gestern habe ich das mehr als sonst gefühlt. Kabale und Liebe wurde durch das nachlässige Einstudiren der meisten Schauspieler ganz in Lumpen zerrissen. Ich habe statt meines Textes nicht selten Unsinn hören müssen. — Mir selbst kann zwar an diesem Umstande wenig liegen; denn ich glaube behaupten zu dürfen, daß bis jetzt das Theater mehr durch meine Stücke gewonnen hat, als meine Stücke durch das Theater. — Es steht bei E. E., welchen Gebrauch Sie von meiner gegenwärtigen Erklärung machen wollen. Welchen Sie aber auch machen mögen, so bin ich entschlossen, in der Rheinischen Thalia weitläufiger über diesen Punkt mich auszulassen. Ich glaube und hoffe, daß ein Dichter, der drei Stücke auf die Schaubühne brachte, worunter die Räuber sind, einiges Recht hat, Mangel an Achtung zu rügen." In der That machte Schiller seine Drohung wahr. Er ließ sich im ersten Heft der Thalia über die Leistungen der einzelnen Schauspieler aus und erregte dadurch in dem reizbaren Bühnenvolk einen um so heftigern Sturm der Entrüstung, als zu jener Zeit in Theaterkritiken die Schauspieler selten einzeln genannt wurden. Der Zorn der Angegriffenen ergoß sich in eine Fluth von Schimpf- und Schmähreden, die man dem Dichter „haarklein" hinterbrachte.

Gegen die Mitte Januars war eine Antwort von Körner eingelaufen. Schiller hatte in seinem Briefe vom 7. December einen etwaigen Besuch in Leipzig während der Jubilatemesse angedeutet; mit Beziehung darauf schrieb Körner: „Wir wissen genug von Ihnen, um Ihnen nach Ihrem Briefe unsere ganze Freundschaft anzutragen. Aber Sie kennen uns noch nicht genug. Also kommen Sie selbst so bald als möglich. Dann wird sich Manches sagen lassen, was sich jetzt noch nicht schreiben läßt. Es schmerzt uns, daß ein Mann, der uns so theuer ist, Kummer zu haben scheint. Wir schmeicheln uns, ihn lindern zu können, und dies macht uns Ihre Freundschaft zum Bedürfniß." Am 10. Februar

begann Schiller einen Brief an Körner, worin er bekannte, daß seit dem Empfang der letzten Briefe aus Leipzig der Gedanke „diese Menschen gehören dir, diesen Menschen gehörst du" ihn nicht mehr habe verlassen wollen. „Wenn Sie," heißt es weiter, „mit einem Menschen vorlieb nehmen wollen, der große Dinge im Herzen herumgetragen und kleine gethan hat; der bis jetzt nur aus seinen Thorheiten schließen kann, daß die Natur ein eigenes Projekt mit ihm vorhatte; der in seiner Liebe schrecklich viel fordert, und bisher noch nicht einmal weiß, wie viel er leisten kann; der aber etwas Anderes mehr lieben kann, als sich selbst, und keinen nagendern Kummer hat, als daß er so wenig ist, was er gern sein möchte — wenn Ihnen ein Mensch, wie dieser, lieb und theuer werden kann, so ist unsere Freundschaft ewig, denn ich bin dieser Mensch."

Er wurde im Schreiben durch einen Besuch unterbrochen, und als er am 22. Februar den Brief fortsetzte, begann er mit der Erklärung, daß in den zwölf Tagen eine Revolution, die in seinem Leben Epoche mache, „mit ihm und in ihm", d. h. äußerlich und innerlich, vorgegangen sei. Mit der äußern Revolution meinte er wohl Folgendes. Vom Herzog Karl August hatte er inzwischen auf seine Danksagung ein paar freundliche Zeilen erhalten mit dem Zusatz: „Geben Sie mir zuweilen Nachricht von Ihnen und von demjenigen, was in der literarischen und mimischen Welt, welche Sie bewohnen, vorgeht." Darauf scheint unser Dichter, zum Bauen prächtiger Luftschlösser nur allzu geneigt und der Erfolge Göthe's eingedenk, die Hoffnung gegründet zu haben, er werde durch den neugewonnenen fürstlichen Gönner bald in bessere äußere Verhältnisse kommen, eine Hoffnung, die er um so begieriger auffaßte, als der Subscribenten für seine Thalia sich nur wenige meldeten, und so auch diese Aussicht auf Rettung aus seinen Bedrängnissen sich umwölkte. Die innere Revolution war aber vermuthlich der seiner Leidenschaft endlich abgerungene feste Vorsatz, sich den aufreibenden Gemüthskämpfen, in die ihn Charlotte verwickelt hatte, durch möglichst baldige Entfernung zu entziehen. „Ich kann nicht mehr in Mannheim bleiben," so setzte er den Brief fort, „in einer unnennbaren Bedrängniß meines Herzens schreibe ich Ihnen, meine Besten. Zwölf Tage habe ich's in meinem Herzen herumgetragen, wie den Entschluß, aus der Welt zu gehen. — O, meine Seele dürstet nach neuer Nahrung, nach bessern Menschen, nach Freundschaft, Anhänglichkeit und Liebe! — Werden Sie mich wohl aufnehmen?" — In einem Briefe an Huber gestand er seine trostlose finanzielle Lage, und Körner schickte ihm dreihundert Thaler in Gold, um das Verlassen Mannheims zu ermöglichen. Auch Schwan

war ihm dazu mit Rath und That behülflich; doch konnten nicht alle seine Schulden getilgt werden.

Das Scheiden von Charlotte schildert Palleske durch Aufnahme eines Blattes aus ihren Memoiren „Maya—Fimanté" überschrieben. Ich folge nicht seinem Beispiel, um nicht dem Leser plötzlich statt des Helden unserer Erzählung eine phantasmagorische Gestalt vorzuführen. Schiller's letzte Abschiedsworte waren nach jenen Memoiren: „In Wehmuth aufgelöst, höre ich wie Geistertöne deine Worte — die Vergangenheit schwindet. Nur du bist wie meine Seele mein, ein allgeliebtes Wesen mir nahe; um mich wehen die Lüfte des Paradieses! — Zum Letztenmal!!" Eine so verschwommene Sprache kann Schiller, auch nachdem er eine Zeit lang in Charlottens Schule gewesen, nicht geführt haben.

Margarethe Schwan zeigte sich ihm bei seinem Abschiedsbesuch in all ihrer Liebenswürdigkeit, überreichte ihm eine schöne Brieftasche zum Andenken und verabredete mit ihm eine Correspondenz, so daß plötzlich jede Spur von Groll und Eifersucht aus seinem Herzen weggezaubert war.

Den Abend vor seiner Abreise, die um die Mitte Aprils erfolgte, widmete er bis Mitternacht seinem treuen Streicher. Durch die bittersten Erfahrungen belehrt, daß in Deutschland auch der talentvollste und fleißigste Schriftsteller ohne amtliches oder geschäftliches Einkommen oder ererbtes Vermögen darben müsse, erklärte er dem Freunde seinen Entschluß, in Zukunft nur in Stunden der Weihe der Poesie zu leben, und sich mit allem Eifer auf das Studium der Jurisprudenz zu werfen, und besprach diesen Plan nach allen Seiten. Er traute es seinem Fleiß und Talent zu, sich innerhalb eines Jahrs zu Leipzig das Theoretische anzueignen, und es zur Erlangung des Doktorhuts zu bringen. Von Jugend auf im Denken geübt und ernstlich wollend, glaubte er, den Schneckengang Anderer mit weitausgreifenden Schritten überholen zu können. Die Ausführung dieses Vorsatzes schien ihm so leicht, eine ehrenvolle Anstellung an einem der kleinern sächsischen Höfe däuchte ihm so nahe, daß die Freunde sich die Hand darauf gaben, einander so lange nicht zu schreiben, bis Schiller — Minister und Streicher Kapellmeister sein würde. So schieden sie von einander, und diesmal für's Leben.

„Aber die Himmlischen," schließt Streicher sein schönes Büchlein über Schiller, „hatten Anderes über ihn beschlossen. Sie ließen es nicht zu, daß eine solche Fülle von Gaben, reich genug, um Millionen zu beglücken, auf einen engen Kreis beschränkt bleiben sollte." Und Streicher ward eben so wenig Kapellmeister, als Schiller Minister. Er lebte später in Wien als angesehener Pianofortefabrikant, wirkte dort erfolg-

reich für die Aufführung klassischer Oratorien und ward von seinen Mitbürgern hochgeschätzt. Mit innigster Freude sah er aus der Ferne den Dichter zu immer lichtern Höhen der Kunst emporsteigen und überlebte ihn um achtundzwanzig Jahre. Hegte Schiller auf seinem großen Lebensgange des Freundes Andenken nicht so tief und warm in seinem Herzen, wie er es wohl verdient hätte, so fühlte sich dieser nicht dadurch gekränkt, eben weil er ein ächter Freund war, der Liebe nicht nach den Zeichen der Gegenliebe bemaß, den Lieben mehr als Geliebtwerden beglückte.

Zwanzigstes Kapitel.

Literarischer Ertrag der Mannheimer Zeit.

Vor dem Abschluß des ersten Bandes liegt mir noch ob, einen kurzen Ueberblick über die literarische Ausbeute des Mannheimer Aufenthalts, die aus bereits angedeuteten Gründen nicht eben reich war, folgen zu lassen. Besonders unfruchtbar war diese Periode, wie überhaupt die Zeit seit der Herausgabe der Anthologie, an lyrischen Gedichten. Wir wissen nur von drei zu Mannheim entstandenen. Daß eines derselben, das schon erwähnte Gedicht auf den Tod seiner Freundin Karoline Beck (geb. Ziegler), verloren gegangen ist, muß um so mehr bedauert werden, als es wahrscheinlich, weil aus einem schönen Freundschaftsgefühl entsprossen, das wohlthuendste von allen dreien, wenngleich keineswegs das bedeutendste war. Schiller hatte als Hausfreund des Beck'schen Ehepaars der Freundin ein zierliches Hündchen geschenkt, das den Namen Trotter führte und von Karoline zärtlich gepflegt wurde. Eine Schwester von Margaretha Schwan, die Staatsräthin Pistorius in Stuttgart, erinnerte sich noch in späten Jahren, daß in Schiller's Gedicht mit einer sehr rührenden Wendung des Hündchens gedacht war, wie es Abends mit frohem Bellen die Herrin empfing, wenn sie von Ovationen und dem anstrengenden Spiel erschöpft nach Hause kam.

Die beiden andern lyrischen Stücke waren bisher in der Sammlung der Gedichte denen der zweiten Periode (zwischen der unüberwind-

lichen Flotte und den Göttern Griechenlands) eingereiht. Wir wissen aber jetzt, daß sie der Mannheimer Zeit angehören. Das erste derselben „Die Resignation“, zuerst 1786 in der Thalia mit dem Zusatz zur Ueberschrift „Eine Phantasie“ und mit mehrern Abweichungen vom jetzigen Text veröffentlicht, ist ein, wenn auch für viele Leser unerquickliches, doch für die Entwickelungsgeschichte Schiller's höchst bedeutsames und von großer Dichterkraft zeugendes Produkt. Es entstand wahrscheinlich im Spätsommer 1784. Charlotte von Kalb berichtet in ihren Memoiren von einem im Herbst 1784 stattgefundenen heitern Mahl, woran außer ihr und ihrem Gatten auch Schiller und ein Major Hugo sich betheiligten. Indem hierbei Letzterer einen Toast auf die ewige Jugend des Dichters ausbrachte, knüpfte er an den Vers der Resignation (Str. 2) an: „Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder.“

Humboldt sagt von dem Gedicht: „Die Resignation trägt Schiller's eigenthümliches Gepräge in der unmittelbaren Verknüpfung einfach ausgedrückter großer und tiefer Wahrheiten und unermeßlicher Bilder, und in der ganz originellen, die kühnsten Zusammensetzungen begünstigenden Sprache an sich.“ Dem darf man vollkommen beistimmen, aber nicht dem weiter Folgenden: „Den durch das Ganze durchgeführten Hauptgedanken kann man als vorübergehende Stimmung eines leidenschaftlich bewegten Gemüthes ansehen; aber er ist darin so meisterhaft geschildert, daß die Leidenschaft ganz in Betrachtung aufgegangen, und der Ausspruch nur Frucht der Erfahrung und des Nachdenkens zu sein scheint.“ Der Grundgedanke scheint nicht etwa bloß, er war in der That das Ergebniß von Schiller's bisherigen Lebenserfahrungen und Nachdenken; und das Gedicht ist nicht als der Ausdruck einer augenblicklichen, flüchtigen Stimmung, sondern als sein damaliges, mit tiefster Ueberzeugung ausgesprochenes Glaubensbekenntniß anzusehen. Von frühster Jugend auf lag ein doppelter Zug in ihm nach entgegengesetzten Seiten hin, ein ideales Streben, auf ferne, hohe Güter gerichtet, und ein reales, das auf Glücklichsein, auf Genuß der Gegenwart abzielte. Beide Triebe wuchsen mit den Jahren, vorherrschend aber der Zug zum Idealen. Voll Leben jedoch und Feuer, wie er war, konnte er um jener idealen Güter willen dem Genuß des Augenblicks nicht ohne schweren Kampf entsagen. Lange hatte er gehofft, Ideales und Reales mit einander vereinigen, durch jenes dieses erringen, erkämpfen zu können, sein äußeres Glück zu gründen, indem er dem innwohnenden Genius diente. Als für ihn die Unmöglichkeit einer Verbindung beider zur Gewißheit wurde, war die Wahl zwischen beiden eine bange und schmerzliche. Unzweifelhaft stand ihm in seinen bessern Stunden sein hoher

Beruf, die unabweisliche Pflicht, mit opferwilligem Entsagen für die Menschheit zu leben, klar vor der Seele; aber es kamen auch Stunden und Tage, wie jener, an dem er aus Bauerbach an Frau von Wolzogen schrieb: „Es war eine Zeit, wo mich die Hoffnung eines unsterblichen Ruhms so gut, als ein Gallakleid ein Frauenzimmer, gekitzelt hat. Jetzt gilt mir alles gleich, und ich schenke Ihnen meine dichterischen Lorbeern für den nächsten boeuf à la mode, und trete Ihnen meine tragische Muse zu einer Stallmagd ab. Wie klein ist doch die höchste Größe eines Dichters gegen den Gedanken, glücklich zu leben!"

Wofür spricht sich nun aber Schiller in unserem Gedicht aus? Ich denke, die Ueberschrift sagt es klar genug. Unbegreiflicher Weise nennt Hettner die Resignation „eine Verwerfung der Entsagungslehre, einen Aufruf zu Glück und Genuß." Weit entfernt, das Entsagen zu verwerfen, die ganze Menschheit zum Genuß der Gegenwart aufzurufen, stellt der Dichter sogar das Glauben und Hoffen, das Leben in hohen, fernen Gütern, in Idealen über das Genießen des Augenblicks. Er bezeichnet zwar beide als Blumen für den weisen Finder und stellt sie damit scheinbar auf gleiche Reihe. Aber er läßt den Genius nicht sagen: „Genieße, wer nicht glauben kann, und glaube, wer nicht genießen kann (d. h. wer entbehren muß)", sondern das Genießen wird nur dem, der für ideale Güter unempfänglich, zum Hoffen und Glauben unfähig ist, empfohlen; wer aber glauben kann, dem empfiehlt der Genius Entsagen. Man kann einwenden: Was wird eine solche Empfehlung fruchten? Wie darf den Menschenkindern zugemuthet werden, in Zukunft noch zu hoffen und zu glauben, wenn ihnen die Grundlosigkeit ihrer Hoffnung aufgedeckt wird? Darauf ist zu erwidern, daß Schiller die Hoffnung, von der er später sang:

> Es ist kein leerer schmeichelnder Wahn,
> Erzeugt im Gehirne des Thoren;
> Im Herzen kündet es laut sich an:
> Zu was Besserem sind wir geboren —

auch hier nicht als ein Truggebilde vorführt, sondern nur die Lehre aufstellt: Hoffnung und Glaube tragen ihren Lohn in sich; für die mit ihnen verknüpften Entbehrungen erwarte der Mensch keinen jenseitigen Lohn; sie bieten selbst schon hier dafür einen Ersatz. Darin liegt nichts Untröstliches und nichts Irreligiöses. Stimmen doch auch die christlichen Ethiker in den Satz ein, daß die Tugend keine ächte sei, die nur deßhalb diesseits Opfer bringt, um jenseits dafür reichlich entschädigt zu werden.

Mit der Resignation zusammen veröffentlichte Schiller das in der

Gedichtsammlung „Der Kampf“ überschriebene Stück in der Rheinischen Thalia unter dem Titel „Freigeisterei der Leidenschaft. Als Laura vermählt war im J. 1782.“ Das Gedicht schildert einen Moment, wo der Dichter nahe daran war, dem Grundgedanken der „Resignation“ untreu zu werden, wo er den Eid, sein Glück der Pflicht zu opfern, als einen „übereilten“ widerrief, und „in Wonnetrunkenheit begraben, den tiefen Fall“ von dem Gipfel seines hohen sittlichen Entschlusses herab verschmerzen wollte. Schiller gab in der Thalia zu beiden Stücken die Note: „Ich habe um so weniger Anstand genommen, die zwei Gedichte hier aufzunehmen, da ich von jedem Leser erwarten kann, er werde so billig sein, eine Aufwallung der Leidenschaft nicht für ein philosophisches System (dies bezieht sich auf die Resignation), noch die Verzweiflung eines erdichteten Liebhabers für das Glaubensbekenntniß des Dichters anzusehen. Widrigenfalls möchte es übel um den dramatischen Dichter aussehen, dessen Intrigue selten ohne einen Bösewicht fortgeführt werden kann; und Milton und Klopstock müßten um so schlechtere Menschen sein, je besser ihnen Teufel glückten.“ Dieser Erklärung ungeachtet, trug ich schon in der ersten Ausgabe meines Schiller-Kommentars kein Bedenken, das Gedicht als den Ausfluß einer durch wirkliche Lebenserfahrung angeregten höchst leidenschaftlichen Stimmung, und die Hindeutung auf die Laura der Anthologie, sowie die ganze Anmerkung des Dichters als eine Mystifikation zu bezeichnen, die sich daraus erkläre, daß Schiller, seitdem er Rath geworden war und im bürgerlichen Leben eine festere Stellung zu gewinnen suchte, dem Publikum gegenüber weniger keck mit seinen Ansichten hervortrat.

Jetzt, nachdem sich über Schiller's Leben in Mannheim, insbesondere über seine dort angeknüpften Beziehungen zu Charlotte von Kalb ein helleres Licht verbreitet hat, unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß unser Gedicht aus den Gemüthskämpfen dieser Liebe entsprungen ist. Der Dichter und seine Geliebte durchlebten zur Zeit, wo diese leidenschaftliche Produktion entstand, eine ähnliche Situation, wie sein Don Karlos, dessen Liebe schon in ihrer leisesten Aeußerung als ein Verbrechen erschien, weil sie mit einem unwiderruflichen Religionsgesetz stritt, und wie die Königin, „deren ganze weibliche Glückseligkeit einer traurigen Staatsmaxime hingeschlachtet worden.“ — Schiller hat von den zweiundzwanzig Strophen, woraus das Gedicht ursprünglich bestand, später sechszehn gestrichen und dadurch dem Leser einen schlechten Dienst geleistet. Er hätte es entweder ganz ausscheiden, oder unverkürzt geben sollen. In der jetzigen Fassung ist es, wie Hettner richtig bemerkt, völlig farblos und unverständlich, in der ursprünglichen wild und trotzig, ganz

im Sinne der Sturm- und Drangperiode, das Recht der Leidenschaft gegen alle beschränkende Satzung behauptend.

An dramatischen Produktionen brachte die Mannheimer Zeit unserem Dichter außer der schon besprochenen Bühnenbearbeitung des Fiesko nur die Anfänge des Don Karlos ein, dessen erster Akt in dem ersten Heft der Rheinischen Thalia erschien. Ich gedenke hier dieser Tragödie nur im Vorbeigehen und werde ihr erst im zweiten Bande eine einläßlichere Betrachtung widmen. Aus dem Vorwort, womit der Dichter den ersten Akt in der Thalia einführt, erhellt auf's Deutlichste, daß er es damals noch auf ein Familienstück abgesehen hatte, welches jedoch, indem es sich im mächtigsten Herrscherhause der Welt abspielte, in die Sphäre der hohen Tragödie sich erheben sollte. Karlos und der König waren ihm damals noch die Hauptpersonen, der Konflikt zwischen Sohn und Vater noch der Angelpunkt des Stücks. „Der Gang der Intrigue," sagt er selbst, „wird, wie ich mir einbilde, schon in diesem ersten Aufzuge verrathen sein. Wenigstens war das meine Absicht, und ich halte es für das erste Requisit der Tragödie. Beide Hauptcharaktere laufen hier schon mit derjenigen Kraft und nach derjenigen Richtung aus, welche den Leser errathen läßt, wo und wann und wie heftig sie in der Folge widereinander schlagen." Auf den Charakter des Königs legte er damals ein ganz besonderes Gewicht. Die Geschichte des unglücklichen Infanten, meinte er, gehöre zwar zu den interessantesten, die er kenne; aber „sie rührend und erschütternd machen, die widrige Härte des Stoffes zu weicher Delikatesse mildern", das könne nur der Dichter, und zwar vermöge er dies nur durch „die Situation und den Charakter Philipps" zu erwirken. „Auf der Wendung, die man diesem gibt," heißt es im Vorwort, „ruht vielleicht das ganze Gewicht der Tragödie. Man erwartet, ich weiß nicht, welches Ungeheuer, sobald von Philipp II. die Rede ist; mein Stück fällt zusammen, sobald man ein solches darin findet." — Zugleich tritt die polemische Tendenz, die Absicht, „mit dem Dolch der Tragödie einer Menschenart, die er bisher nur gestreift, auf die Seele zu stoßen," in dem ersten Akt in vollster Stärke und viel bestimmter, als in der spätern Bearbeitung hervor.

Ueber die Anwendung des jambischen Quinars äußert der Dichter im Vorwort: „Ein vollkommenes Drama soll, wie Wieland sagt, in Versen geschrieben sein, oder es ist kein vollkommenes und kann für die Ehre der Nation gegen das Ausland nicht konkurriren — aber in reimfreien Jamben; denn ich unterschreibe Wieland's zweite Forderung, daß der Reim zum Wesen des guten Drama's gehöre, so wenig,

daß ich ihn vielmehr für einen unnatürlichen Luxus des französischen Trauerspiels, für einen trostlosen Behelf jener Sprache, für einen armseligen Stellvertreter des wahren Wohlklangs erkläre.“ Schiller wußte, obwohl damals noch ein Neuling in der Handhabung des reimlosen jambischen Fünffüßlers, ihm doch schon Mannigfaltigkeit, Biegsamkeit, lebendigen Fluß und großen Wohlklang zu geben. Aber die Freude an diesem Wohlklang war es wenigstens zum Theil, was ihn im Gegensatz zu der gedrängten und knappen Sprache seiner drei ersten Dramen im Don Karlos zu einer luxuriirenden Ueppigkeit und Breite des Ausdrucks verleitete. „Ich erschrecke,“ sagt Wieland in einem Briefe vom 8. März 1785, „wie groß Herrn Schiller's Stück werden, und wie lang es spielen muß, da der erste Akt schon fünfthalb Bogen ausfüllt. Fühlen, wann es genug ist, und aufhören können, das ist schon eine große Kunst. Das größte Drama des Sophokles hat kaum so viel Verse, als Herrn Schiller's erster Akt.“ Wieland behauptete nicht zu viel, der erste Akt des Don Karlos in der Thalia enthält 1347 Verse, und doch hatte Schiller noch mehrere Partien desselben unterdrückt und die Lücken durch kurze Inhaltsangaben ausgefüllt. Er sagt darüber im Vorwort: „Ich unterbreche den Dialog zuweilen durch Erzählung, weil es geschehen kann, daß das ganze Stück nach und nach in solchen Fragmenten erscheint, und ich also ohne diese Vorsicht leicht der Indiskretion oder Gewinnsucht eines Buchhändlers oder Schauspieldirektors anheimfallen könnte, die meinen Karlos zusammendruckten oder vor der Zeit auf ihr Theaterschaffot schleppten.“ Wieland's Wort über das rechtzeitige Aufhörenkönnen, wogegen er sich zuerst wehrte, hat er später wohl beherzigt. Das beweist die Votivtafel:

> Jeden andern Meister erkennt ihr an dem, was er ausspricht;
> Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Styls.

Einer nicht erhaltenen Theaterrede, die Schiller 1783 zum Namensfeste der Kurfürstin (19. November) dichtete, ist schon im siebenzehnten Kapitel Erwähnung geschehen. Dalberg wollte sie, wie Schiller an Frau von Wolzogen schrieb, drucken lassen. Es war dies schwerlich ernst gemeint, da die Rede, statt ein Lobgedicht auf das Fürstenpaar zu sein, einen scharfsatyrischen Charakter hatte.

Unter den prosaischen Arbeiten der Mannheimer Zeit, die im März 1785 das erste Heft der Thalia brachte, ist bei weitem die bedeutendste die Abhandlung, die Schiller am 26. Juni 1784 bei seinem Eintritt in die Deutsche Gesellschaft las: „Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet“, oder, wie die Ueberschrift in der

Thalia lautet: „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?“ Es gibt sich darin, im Vergleich mit jener im dreizehnten Kapitel besprochenen Abhandlung des Württembergischen Repertoriums „Ueber das gegenwärtige deutsche Theater“, nach Inhalt und Form ein außerordentlicher Fortschritt Schiller's kund. In ungemein warmer und blühender Sprache vindicirt er der Schaubühne ihren Platz neben den ersten Anstalten der bürgerlichen Gesellschaft, neben Kirche und Schule. Er stellt sie als ein sittlich-religiöses Institut und ein Hauptmittel zu allseitiger Belebung und Veredlung des Menschen dar. Sie weckt Abscheu vor dem Laster und schwellt die Seele mit tugendhaften Empfindungen und Entschlüssen an; sie wirkt in noch weitern Kreisen, als Gesetz, Moral und Religion, indem sie die große Klasse der Thoren durch Scherz und Spott heilt; sie wird dadurch, daß sie uns mit den Menschen bekannt macht, eine Schule der praktischen Weisheit, eine Wegweiserin durch das bürgerliche Leben; sie offenbart uns die dunkel geheimnißvollen menschlichen Schicksale, und bereitet uns vor, unser eigenes würdig zu ertragen; sie predigt uns Nachsicht gegen Fehlende, Duldung gegen Andersdenkende, diese schönsten Tugenden der modernen Kultur; sie dient eben so sehr der Aufklärung des Verstandes, da von ihr richtigere Begriffe, geläutertere Grundsätze durch alle Adern des Volkes dringen. Durch eine gute Schaubühne könnte auch der Nationalgeist am kräftigsten erweckt und gesteigert werden; „wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben, so würden wir auch eine Nation“. Endlich gewährt die Bühne dem Menschen die edelste Erholung, die reinste Freude, indem sie ihn zugleich über den thierischen Genuß und über die ermüdende Arbeit emporhebt; und sie verbrüdert die Menschen miteinander, indem sie von ihnen allen die Fesseln der Konvenienz abstreift und sie mit dem sympathischen Gefühl durchdringt, ein Mensch zu sein.

Aus der später unterdrückten Vorrede geht hervor, daß der Verfasser zugleich in dieser Abhandlung sich und der Welt über die erhabene Kunst, die er gewählt hatte, Rechenschaft ablegen wollte. Die Einleitung beginnt: „Wenn uns der natürliche Stolz — so nenne ich die erlaubte Schätzung unsers eigenthümlichen Werthes — in keinem Verhältniß des bürgerlichen Lebens verlassen soll: so ist wohl das Erste dieses, daß wir uns selbst zuvor die Frage beantworten, ob das Geschäft, dem wir jetzt den besten Theil unserer Geisteskraft hingeben, mit der Würde unsers Geistes sich vertrage, und die gerechten Ansprüche des Ganzen auf unsern Beitrag erfülle. Nicht immer bloß die höchste Spannung der Kräfte — nur ihre edelste Anwendung kann Größe gewähren. Je erhabener das

Ziel ist, nach dem wir streben, je weiter, je mehr umfassend der Kreis, worin wir uns üben, desto höher steigt unser Muth, desto reiner wird unser Selbstvertrauen, desto unabhängiger von der Welt." Nachdem er dann weiter von den Ansprüchen der Gelehrten und Beamten gesprochen, die häufig in dem Grade sich erhöhen, wie ihr Einfluß auf die Gesellschaft sinkt, fährt er fort: „Man verurtheilt den jungen Mann, der, gedrungen von innerer Kraft, aus dem engen Kerker einer Brodwissenschaft heraustritt und dem Rufe des Gottes folgt, der in ihm ist. — Ist das die Rache der kleinen Geister an dem Genie, dem sie nachzuklimmen verzagen? Rechnen sie vielleicht ihre Arbeit darum so hoch an, weil sie ihnen so sauer wurde? Trockenheit, Ameisenfleiß und Taglöhnerei werden unter den ehrwürdigen Namen Gründlichkeit, Ernst und Tiefsinn geschätzt, bezahlt und bewundert. Nichts ist bekannter, und nichts gereicht zugleich der gesunden Vernunft mehr zur Schande, als der unversöhnliche Haß, die stolze Verachtung, womit Fakultäten auf freie Künste heruntersehen — und diese Verhältnisse werden forterben, bis sich Gelehrsamkeit und Geschmack, Wahrheit und Schönheit als zwo versöhnte Geschwister umarmen."

Der zuletzt angedeutete, auch in den Künstlern (B. 462) wiederkehrende Gedanke, daß Wahrheit und Schönheit zwei auf einträchtiges Zusammenwirken angewiesene Schwestern seien, blieb unserm Dichter stets ein Regulativ für seine wissenschaftlichen Darstellungen, die historischen sowohl als die sittlich-ästhetischen. Auch begegnen wir im vorliegenden Aufsatz noch einer andern Idee, die er später zur Grundlage seiner ganzen Theorie des Schönen machte. Ihre Wurzel reicht bis in die Abhandlung über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen zurück; aber hier sprach er doch zuerst den Gedanken klar und bestimmt aus, daß das ästhetische Gefühl, und folglich auch die Kunst in einem harmonischen Spiel und mittlern Zustand der sinnlichen und geistigen Kräfte des Menschen liege. So früh schon entwickelten sich in ihm die Grundgedanken, aus denen nachher reich gegliederte, originelle Systeme erwuchsen.

Weiter enthielt das erste Heft der Thalia eine Erzählung: „Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache. Aus einem Manuskript des verstorbenen Diderot gezogen", die Schiller aus der Sammlung seiner Werke ausgeschieden hat. Diderot starb den 31. November 1784. Sein Jacques le fataliste et son maître, der erst nach des Verfassers Tode erschien, war damals handschriftlich an den kleinen Höfen verbreitet. Aus einem Manuskript, das Dalberg besaß, übertrug Schiller die Episode über den Marquis von A*** (Arcis)

und die Frau von P*** (Pommeraye) und erwies mit der für jene Zeit sehr frischen und fließenden Uebersetzung vielen Lesern der Thalia gewiß einen Gefallen. Frau von P., eine reiche Wittwe, die in ihrer Ehe unglücklich gelebt, sträubt sich lange gegen die beharrlichen Werbungen des Marquis, gibt endlich nach und verbringt nun ein paar Jahre glücklich in seiner Gesellschaft. Dann aber von dem kalt gewordenen Geliebten vernachlässigt, beschließt sie, an ihm eine beispiellose Art von Rache zu nehmen. Durch eine klug angelegte Intrigue verlockt sie den Treulosen in das Netz eines sehr schönen, durch ihre Mutter zur schimpflichsten Erwerbsart herabgesunkenen Mädchens, und weiß es dahin zu bringen, daß der Marquis im Glauben an die Tugend seiner neuen Geliebten sie heirathet. Nach der Hochzeit wird er durch Frau von P. über die Vergangenheit seiner Gattin aufgeklärt. Zuerst ist er außer sich vor Zorn und Scham; aber auf die Dauer dem tiefen Schmerz seiner ihn wahrhaft liebenden Frau nicht widerstehend, begibt er sich mit ihr aus Paris hinweg auf seine Güter und erfreut sich dort an ihrer Seite eines vollkommenen Glücks.

Unter der Ueberschrift „Brief eines reisenden Dänen" brachte das erste Heft einen Aufsatz über den Mannheimer Antikensaal, „T.....en" unterzeichnet. Gedanken und Styl deuten unverkennbar auf Schiller als Verfasser hin. Er trat hier, wie so häufig in der Anthologie, verkappt auf, um sich den Schein, als habe er Mitarbeiter, zu geben. An einigen Stellen klingen Gedanken an, die in den Göttern Griechenlands eine so glänzende Ausführung finden sollten. Auch gibt sich hier schon die großartige kulturhistorische Betrachtungsweise kund, aus der die Künstler hervorgingen. „Heute", so läßt er den Dänen schreiben, „habe ich eine unaussprechlich angenehme Ueberraschung gehabt. Mein ganzes Herz ist davon erweitert; ich fühle mich edler und besser. — — Empfangen von dem allmächtigen Wehen des griechischen Genius, trittst du in diesen Tempel der Kunst. Eine unsichtbare Hand scheint die Hülle der Vergangenheit vor deinem Auge wegzustreifen; zwei Jahrtausende versinken vor deinem Fußtritt, du stehst auf einmal mitten im schönen, lachenden Griechenland, wandelst unter Helden und Grazien, und betest an, wie sie, vor romantischen Göttern." Es werden dann der farnesische Herkules, die Gruppe des Laokoon, der vatikanische Apoll u. s. w. mit einer Wärme und zugleich einer Präzision geschildert, an der sein Freund und Akademiegenosse Dannecker seine Freude gehabt haben muß.

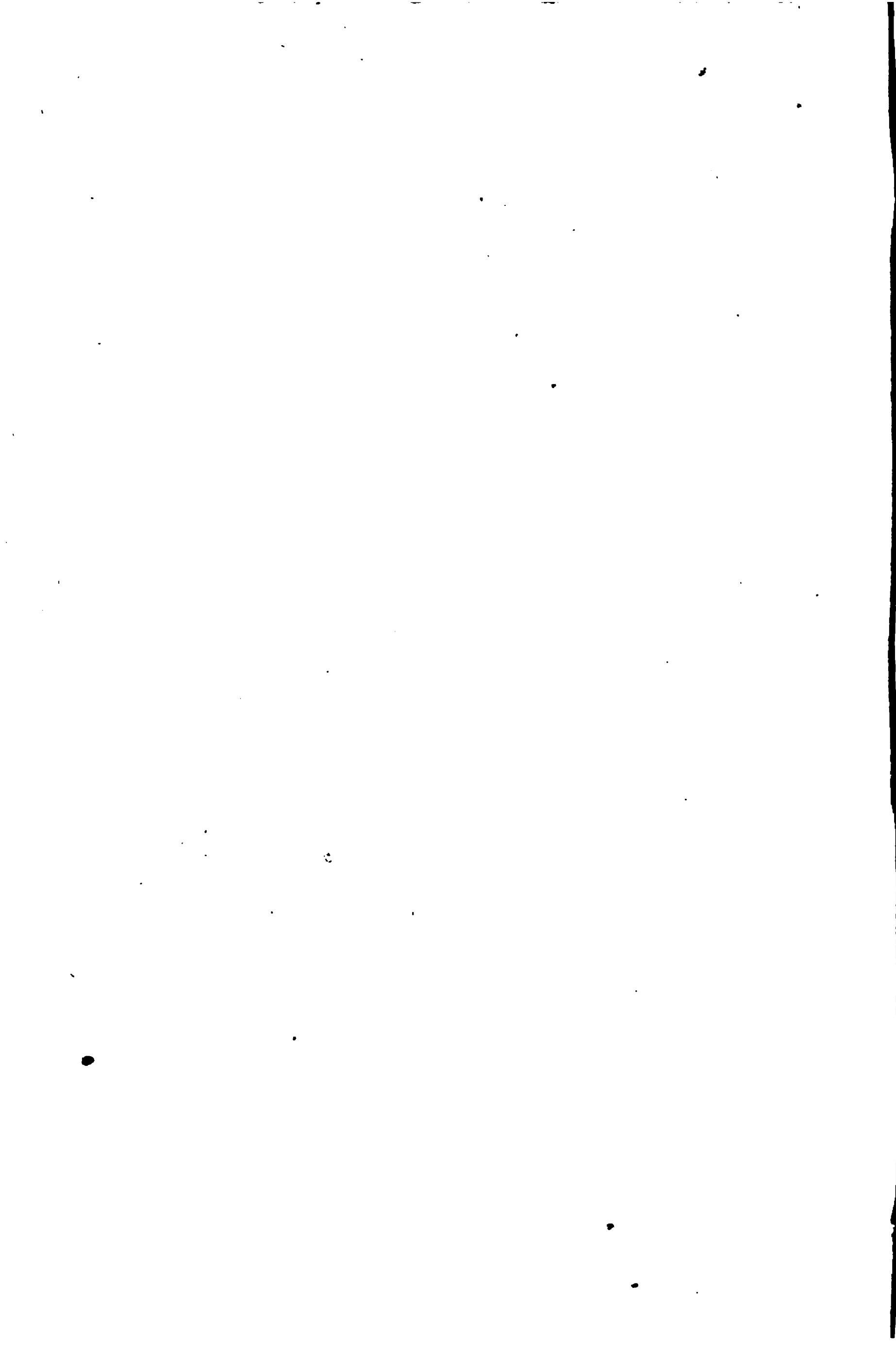
Gegen den Schluß hin spricht sich eine Grundidee der Götter Griechenlands in dem Satze aus: „Die Griechen malten ihre Götter nur

als edlere und bessere Menschen, und näherten ihre Menschen den Göttern. Es waren Kinder einer Familie." Dahn heißt es weiter: „Ich kann diesen Saal nicht verlassen, ohne mich noch einmal an dem Triumph zu ergötzen, den die schöne Kunst Griechenlands über das Schicksal einer ganzen Erdkugel feiert. Hier stehe ich vor dem berühmten Rumpfe, den man aus den Trümmern des alten Roms einst hervorgrub. In dieser zerschmetterten Steinmasse liegt unergründliche Betrachtung, Freund! Dieser Torso erzählt mir, daß vor zwei Jahrtausenden ein großer Mensch da gewesen, der so etwas schaffen konnte, — daß ein Volk da gewesen, das einem Künstler, der so etwas schuf, Ideale gab, — daß dieses Volk an Wahrheit und Schönheit glaubte, weil einer aus seiner Mitte Wahrheit und Schönheit fühlte, — daß dieses Volk edel gewesen, weil Tugend und Schönheit nur Schwestern von der nämlichen Mutter sind. — Unterdessen wanderte die Welt durch tausend Verwandlungen und Formen. Throne stiegen — stürzten ein. Festes Land trat aus den Wässern, Länder wurden Meer. Barbaren schmolzen zu Menschen, Menschen verwilderten zu Barbaren. Der milde Himmelsstrich des Peloponnes entartete mit seinen Bewohnern; wo einst die Grazien hüpften, die Anakreon scherzten und Sokrates für seine Weisheit starb, weiden jetzt Osmanen — und dennoch, Freund, lebt diese goldne Zeit noch in diesem Apoll, dieser Niobe, diesem Antinous, und dieser Rumpf liegt da — unerreicht, eine unwidersprechliche ewige Urkunde des göttlichen Griechenlands, eine Ausforderung dieses Volks an alle Völker der Erde!"

Am schwächsten war (von dem Aufsatz über die Schaubühne als moralische Anstalt abgesehen) im ersten Heft der Thalia die in der Ankündigung so stark und vielversprechend betonte dramaturgische Partie vertreten. Ein kurzes „Tagebuch über die Vorstellungen, welche von Neujahr bis zum 3. März 1785 in Mannheim gegeben wurden" zog dem Verfasser durch die darin enthaltenen kritischen Bemerkungen über die Aufführung der Stücke den Groll des Schauspielerpersonals zu und verbitterte ihm noch stärker die letzten Tage seines Aufenthalts in Mannheim. Von den dramaturgischen Preisfragen, deren im achtzehnten Kapitel gedacht worden, theilte Schiller sieben aus dem Jahr 1784 und sechs neue für das Jahr 1785 mit. Unter der Ueberschrift „Wallensteinischer Theaterkrieg" fertigte er in einem kräftig und würdig gehaltenen kurzen Aufsatz die streitlustige und streitfertige Schauspielerin Henriette Wallenstein ab, die in zwei Broschüren den Theatervorstand angegriffen hatte. Schiller benutzte trotz des Fehlschlagens so vieler Hoffnungen, die er auf Dalberg gebaut hatte, diese Gelegenheit, ihm als Intendanten seine Hochschätzung auszudrücken.

„Wenn auch schon," schrieb er, „der vernünftige Theil des Publikums dergleichen theatralische Hahnengefechte lächerlich findet, so ist doch zugleich eine Person beleidigt, deren Verdienst um diese Bühne zu groß und entschieden ist, als daß man sie in die armselige Farce eines Garderobezanks hätte einmengen sollen. Der Freiherr von Dalberg ist die Seele der Mannheimer Bühne, aber nichts weniger, als Despot ihrer Glieder. In der innern Maschine dieses Theaters, welche größtentheils das Werk seines philosophischen Geistes und seiner patriotischen Bemühungen ist, herrscht keine diktatorische Tyrannei."

Wir stehen in der Entwickelungsgeschichte unsers Dichters am Ziel des ersten Stadiums, welches Hoffmeister als die Periode der jugendlichen Naturpoesie bezeichnet hat, um es hierdurch zum dritten, der Periode der gereiften Kunstpoesie, in Kontrast zu stellen. In jenem ersten Zeitraum waltete, sich noch selbst überlassen und mit sich noch nicht einig, eine spekulativ-sittliche Dichterkraft, die erst in der zunächst vor uns liegenden zweiten Periode sich wissenschaftlich verstehen lernen mußte, dann aber in der dritten Periode in hohem Grade kunstgerecht verfuhr. Wie Schiller's originelle Natur beschaffen war, wie sie strebte und kämpfte, was sie hervorbrachte, ehe das Bedürfniß einer wissenschaftlichen Selbstverständigung sich ihr unabweisbar aufdrängte, hat der vorliegende erste Band anschaulich zu machen gesucht. Im nächstfolgenden ist nun der höchst interessante Verlauf dieser Einkehr Schiller's in sich selbst, dieser mit einer Energie ohne Gleichen durchgeführten zugleich sittlichen und wissenschaftlichen „Auferbauung", wie Göthe sich ausdrückt, darzustellen, um dann schließlich im dritten Bande den auf der lichten Höhe einer festgegründeten Weltanschauung angelangten Dichter in seiner großartigen schöpferischen Thätigkeit dem Leser vorzuführen.





Leben, Geistesentwickelung und Werke,

auf der Grundlage der

Karl Hoffmeister'schen Schriften

neu bearbeitet

von

Heinrich Viehoff.

Zweiter Theil.



Stuttgart.
Verlag von Carl Conradi.
1875.

Druck von Carl Eberle in Stuttgart.

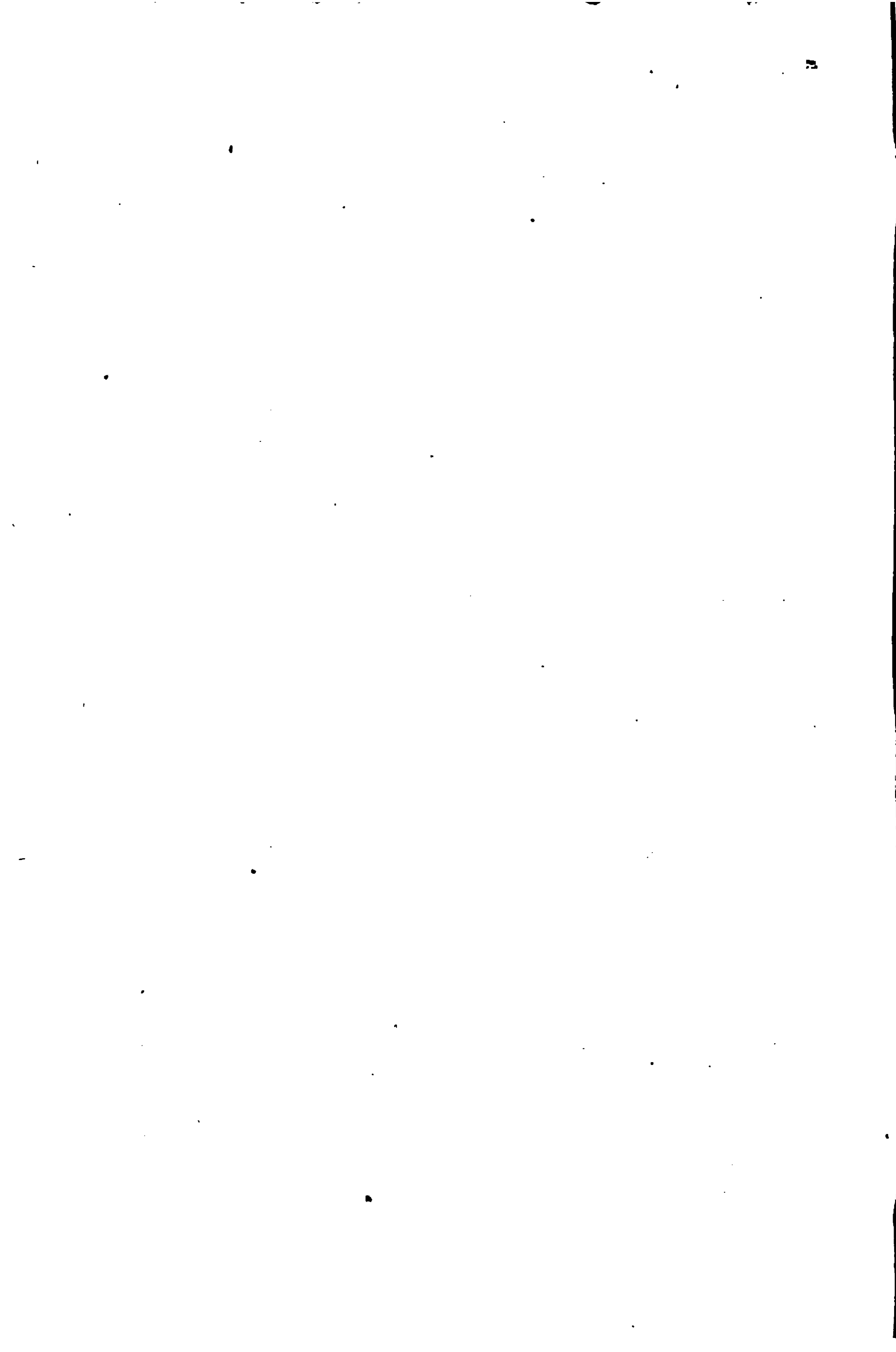
Zweiter Theil.

Periode der sittlichen Läuterung

und

der wissenschaftlichen Selbstverständigung.

1785—1794.



Erstes Kapitel.

Ankunft in Leipzig. Dortiger Freundeskreis. Bewerbung um Margaretha Schwan. Aufenthalt in Gohlis. Körner's Selbstcharakteristik. Schiller's erstes Zusammentreffen mit ihm. Anleiheversuch. Körner's Hochzeit. Schiller folgt dem jungen Ehepaar nach Dresden.

Schiller traf am 17. April 1785 in Leipzig ein. Die Reise von Mannheim dorthin nennt er in einem Briefe an Schwan vom 24. April die fatalste, die man sich denken könne. „Morast, Schnee und Gewässer," schreibt er, „waren die drei schlimmsten Feinde, die uns wechselsweise peinigten; und ob wir gleich von Vach an immer zwei Vorspannpferde gebrauchten, so wurde doch unsere Reise, die Freitags geschlossen sein sollte, bis auf den Sonntag verzögert." Von den vier Personen, deren liebevoller Zuruf ihn nach Sachsen gezogen hatte, traf er gerade die für ihn bedeutendste nicht. Körner, seit 1783 als Rath zu dem Konsistorium in Dresden versetzt, wurde dort durch seine Berufspflichten zurückgehalten. Der Empfang durch die drei Uebrigen, die Schwestern Stock und Huber, war darum nicht minder warm und prägte sich dem Gedächtniß Schiller's tief ein. „Uebermorgen," schrieb er im April 1786 an das Schwesternpaar, „wird es ein Jahr, daß wir uns zum ersten Mal von Angesicht zu Angesicht sahen. Warum müßt Ihr jetzt gerade fern von mir sein! Ich würde einen so schönen Tag feiern können."

Wie sein häusliches Leben zu Leipzig sich gestaltete, läßt sich aus Mangel an nähern Nachrichten nicht genau angeben. Ein Brief, noch aus Mannheim an Huber gerichtet, auch durch eine Selbstcharakteristik interessant, belehrt uns nur, wie er es zu gestalten beabsichtigte. „Ich bin Willens," schrieb er, „bei meinem neuen Etablissement in Leipzig einem Fehler zuvorzukommen, der mir hier in Mannheim bisher sehr viel Unannehmlichkeit machte. Es ist dieser: meine eigene Oekonomie nicht mehr zu führen, und auch nicht mehr allein zu wohnen. Das

Erste ist schlechterdings meine Sache nicht. Es kostet mir weniger, eine ganze Verschwörung und Staatsaktion durchzuführen, als meine Wirthschaft; und Poesie, wissen Sie, ist nirgends gefährlicher, als bei ökonomischen Rechnungen. Meine Seele wird getheilt, ich stürze aus meinen idealischen Welten, wenn mich ein zerrissener Strumpf an die irdische mahnt. Für's Andere brauche ich zu meiner geheimen Glückseligkeit einen rechten, wahren Herzensfreund, der mir stets an der Hand ist, wie ein Engel, dem ich meine aufkeimenden Ideen in der Geburt mittheilen kann, nicht aber erst durch Briefe oder lange Besuche zutragen muß. Schon der nichtsbedeutende Umstand, daß ich, wenn dieser Freund außer meinen vier Pfählen wohnt, die Straße passiren muß, um ihn zu erreichen, daß ich mich umkleiden muß u. dgl., tödtet den Genuß des Augenblicks, und die Gedankenreihe kann zerreißen, bis ich ihn habe. — Wenn es möglich ist, daß ich eine Wohnung mit Ihnen beziehen kann, so sind alle meine Besorgnisse gehoben. Ich bin kein schlimmer Nachbar, wie Sie sich vielleicht vorstellen möchten. Um mich in einen Andern zu schicken, habe ich Biegsamkeit genug, und auch hier und da etwas Geschick, wie Yorik sagt, ihn verbessern und aufheitern zu helfen. Können Sie mir dann noch die Bekanntschaft von Leuten zu Stande bringen, die sich meiner kleinen Wirthschaft annehmen mögen, so ist Alles in Richtigkeit. Ich brauche nicht mehr als ein Schlafzimmer, das zugleich mein Arbeitszimmer sein kann, und dann ein Besuchzimmer. Mein nothwendiges Hausgeräth wäre eine gute Kommode, ein Schreibtisch, ein Bett und Sopha, dann ein Tisch und einige Sessel. Parterre und unter dem Dach kann ich nicht wohnen, und dann möchte ich auch durchaus nicht die Aussicht auf einen Kirchhof haben. Ich liebe die Menschen und also auch ihr Gedränge. Wenn ich's nicht so veranstalten kann, daß wir (ich verstehe darunter das fünffache Kleeblatt) zusammen essen, so würde ich mich an die table d'hôte im Gasthof engagiren; denn ich fastete lieber, als daß ich nicht in Gesellschaft (großer oder auserlesen guter) speiste. Ich schreibe Ihnen das alles, liebster Freund, um Sie auf meinen närrischen Geschmack vorzubereiten, und Ihnen allenfalls Gelegenheit zu geben, hier oder dort einen Schritt zu meiner Einrichtung im Voraus zu thun. Meine Zumuthungen sind freilich verzweifelt naiv; aber Ihre Güte hat mich verwöhnt."

An dem fünf Jahre jüngern Huber fand Schiller nicht einen Lebensgenossen, der besonders förderlich auf ihn hätte einwirken können. Eine sorgfältige Erziehung hatte zwar Huber's treffliche Naturgaben früh entwickelt und ihm gute Kenntnisse und Fertigkeiten, besonders in neuern Sprachen, verschafft, so daß er schon im fünfzehnten Jahre an=

fing, Uebersetzungen für den Druck zu liefern; aber die Aengstlichkeit, womit seine Eltern jeden seiner Schritte überwachten, hatte seinen Charakter zu keiner Selbständigkeit reifen lassen, und seine fünf Jahre ältere Geliebte, Dora (Johanna Dorothea) Stock, ein vielseitig begabtes, witz- und humorreiches, sehr selbstbewußtes Mädchen, trug nicht dazu bei, seine Unselbständigkeit zu mindern. Um einen Halt für sein brausendes Gemüth zu gewinnen, bedurfte Schiller eines andern Busenfreundes, als dieses zwar für Schönes und Gutes empfänglichen, aber zu wenig auf eigenen Füßen stehenden Jünglings.

Es war gerade die Meßzeit, als Schiller in Leipzig ankam. Die bunte Menschenmenge, die Fülle und Mannigfaltigkeit ihm neuer Gegenstände fesselten seine Aufmerksamkeit und beschäftigten lebhaft seinen Geist. In dem oben erwähnten Briefe an Schwan rühmt er sich nicht ohne Selbstgefälligkeit der „unzähligen" Bekanntschaften, die er schon während der ersten Woche in Leipzig gemacht habe. Seine angenehmste Erholung, schrieb er, sei Richter's Kaffeehaus zu besuchen, wo sich die halbe Welt Leipzig's zusammenfinde, und er mit Einheimischen und Fremden in nähere Beziehungen trete. Auch seien ihm sehr verführerische Einladungen nach Berlin und Dresden zugegangen, denen er schwerlich werde widerstehen können. „Es ist so eine eigene Sache," heißt es weiter, „um einen schriftstellerischen Namen, bester Freund. Die wenigen Menschen von Werth und Bedeutung, die sich einem auf diese Veranlassung darbieten, und deren Achtung einem Freude gewährt, werden nur allzusehr durch den fatalen Schwarm derjenigen aufgewogen, die wie Geschmeißfliegen um Schriftsteller herumsummen, einen wie ein Wunderthier angaffen, und sich obendrein gar, einiger vollgekleckster Bogen wegen, zu Kollegen aufwerfen. Vielen wollt' es gar nicht in den Kopf, daß ein Mensch, der die Räuber gemacht, wie andere Muttersöhne aussehen solle. Wenigstens rundgeschnittene Haare, Kurierstiefel und eine Hetzpeitsche hätte man erwartet." Aeußerst komisch kam es ihm vor, daß, als er in lustiger Gesellschaft das Affentheater besuchte, der Director desselben von ihm als einem — Kollegen durchaus nicht das Eintrittsgeld annehmen wollte.

Zu Schiller's neuen Bekannten, die in dem Briefe an Schwan neben Huber aufgezählt sind, gehören Oeser, Weiße, Hiller, Jünger, Reineke, Huber's Vater und Zollikofer. Oeser war der aus Goethe's Wahrheit und Dichtung bekannte Director der Maler- und Architektur-Akademie zu Leipzig. Vielleicht wäre es für unsern Dichter gewinnreich geworden, wenn er mit ihm in nähere Berührung gekommen wäre. Goethe bekannte sich wenigstens ihm zu großem Dank verpflichtet

Deser verlangte von jedem Künstler Bedächtlichkeit, ein ruhiges, inniges Vertiefen in den Gegenstand, und lehrte, dem Ideal der Schönheit komme Einfalt und Stille zu. Wie weit war Schiller damals noch von der völligen Erkenntniß dieser Wahrheit entfernt! Der Kreissteuereinnehmer Christ. Felix Weiße, der mit den ältern Gebrüdern Schlegel, mit Lessing, Rabener, Gellert, Kleist in vielfacher Beziehung gestanden, und sich selbst in zahlreichen Lustspielen, Tragödien, Singspielen, anakreontischen Liedern u. s. w. versucht hatte, war damals seit längerer Zeit für seinen Kinderfreund thätig. Seine Lieder komponirte der Musikdirektor Hiller. Beide besaßen zu wenig Geistes- und Gemüthstiefe, als daß Schiller sich dauernd zu ihnen hätte hingezogen fühlen können. Sympathischer war ihm der gleichalterige Roman- und Lustspieldichter Jünger, wenn gleich dessen Streben mehr auf Unterhaltung der großen Menge gerichtet war. Durch ihn wurde Schiller auch hier wieder in die Kreise des Theaters hineingezogen, dem Reineke vorstand. Huber's Vater, Michael Huber, Professor der französischen Sprache zu Leipzig, hatte sich als Uebersetzer deutscher Dichtwerke in's Französische literarischen Ruf erworben. Der berühmte Kanzelredner Georg Joach. Zollikofer, Prediger an der reformirten Gemeinde zu Leipzig, ein freisinniger Theolog, der religiösen Glauben und christliche Ethik mit der allgemeinen Zeitbildung in Einklang zu bringen suchte, hatte mit Schiller viele geistige Berührungspunkte. Dennoch blieb sein Verkehr mit diesen Männern nur ein gelegentlicher und vorübergehender. Ein näheres Verhältniß knüpfte er mit dem Hause des Steinguthändlers Kunze, eines mit Körner befreundeten geistreichen Mannes, und etwas später mit dem unternehmenden Buchhändler Göschen an, der gleichfalls zu Körner's Freunden gehörte.

Am wohlsten fühlte er sich aber bei den Schwestern Minna und Dora Stock, „den lieben Mädchen", wie er sie in einem Brief an Körner nannte, und bei seinem neugewonnenen Freunde Huber. In dem Kreise dieser wohlwollenden Menschen, die den lange Beunruhigten und Umhergetriebenen mit liebevollem Begegnen aufgenommen hatte, fehlte zwar noch Körner; aber Schiller empfand, was für ein schönes Leben demselben durch die nahe bevorstehende Verbindung mit Minna erblühen werde, und dies scheint die Sehnsucht nach stillem häuslichen Glücke, die ihn im vorigen Jahr um Lotte von Wolzogen werben ließ, wieder mächtig in ihm aufgeregt zu haben. So erklärt es sich wohl am leichtesten, daß er in dem Briefe an Schwan um die Hand seiner Tochter Margaretha anhielt. Er war, obwohl er sich des Freierbriefs vom 7. Juni 1784 an Frau von Wolzogen erinnern mußte, dreist genug

zu behaupten, daß ihn der Gedanke an Margaretha schon ein Jahr lang beschäftige; umsonst habe er seine Liebe zu bekämpfen gesucht; dem Herzog von Weimar habe er zuerst seinen Wunsch eröffnet, und dieser habe sich über seine Wahl gefreut; er glaube hoffen zu dürfen, daß der Herzog handeln werde, wenn es zu einer Verbindung komme. Seine äußere Existenz dachte er sich dadurch zu sichern, daß er, seiner Lieblingsbeschäftigung, der Poesie, nur zum Vergnügen nachhangend, „unvermerkt“ wieder zur Medicin*) zurückkehre. Mit aller Anstrengung des Geistes wolle er dem Ziel entgegensteuern, und in zwei Jahren, meinte er, werde sein ganzes Glück entschieden sein.

Ob diesem Briefe eine schriftliche Anfrage bei Margaretha selbst vorangegangen war, läßt sich nicht mit völliger Gewißheit feststellen. Wie bereits erzählt ist, hatte Schiller beim Abschied in Mannheim einen Briefwechsel mit ihr verabredet. Nach einer Mittheilung von Friedr. Götz, dem Sohn von Schwan's Geschäftsgenossen, schrieb Schiller einmal an Margaretha. Ihr Vater gab, wie Götz behauptet, auf Schiller's Brief an ihn selbst, ohne der Tochter etwas davon zu sagen, eine ablehnende Antwort und motivirte diesen Bescheid damit, daß des Mädchens Charakter nicht zu dem des Dichters passe. Schiller brach nun den brieflichen Verkehr mit der Geliebten ab, zu großem Leidwesen derselben, die sich sein Schweigen nicht zu erklären wußte. Doch bestand, wie wir später sehen werden, ein freundschaftliches Verhältniß zu der Schwan'schen Familie fort.

Schiller benachrichtigte Schwan noch vor Ende April, daß er nach dem Beispiel vieler Leipziger einige Monate auf dem Lande, und zwar auf einem benachbarten Dorfe zubringen werde. Am 7. Mai schrieb er an Körner, daß „die lieben Mädchen“ in Gohlis seien. Begreiflicher Weise wählte er zu seiner Villeggiatur nun auch dieses schon in Flemming's Gedichten gefeierte Dorf, wohin von Leipzig aus, das bekannte Rosenthal entlang, ein schöner Spaziergang führt. Er hatte die Absicht, sich dort fleißig mit der Thalia und dem Don Karlos zu beschäftigen. Die Arbeit rückte aber nicht so rasch vor, als er erwartet hatte; denn auch hier fehlte es nicht an Zuspruch von Bekannten und Freunden. Außer ihm hatten Jünger und ein Freund Göschen's, der Kupferstecher Endner (einer Nachricht zufolge wohnte er mit Schiller zusammen), in Gohlis ihren Aufenthalt genommen; und gegen Ende

*) So schrieb er auch an Körner am 7. Mai 1785: „Sobald wir beisammen sind, schneide ich meine Zeit in drei Theile. Einer gehört dem Dichter, der zweite dem Arzt, der dritte dem Menschen.“

Mai fand sich auch Göschen dort ein und unterhielt mit Schiller einen lebhaften Verkehr. Durch ihn wurde damals unserm Dichter der scharfe Beurtheiler seines Trauerspiels Kabale und Liebe Karl Philipp Moritz zugeführt. Der Poet stellte den Recensenten lebhaft zur Rede; aber das Streitgespräch verklang in den Jubel einer miteinander durchgezechten Nacht. *)

Der Mai 1785 ging zu Ende, ehe Schiller den bedeutendsten seiner jüngst gewonnenen Freunde, Körner, von Angesicht zu Angesicht kennen lernte. Doch war bereits in enthusiastischen Briefen ein Herzensbündniß geschlossen, das in unsers Dichters geistigem Läuterungsproceß, wenn auch nicht die wichtigste, doch jedenfalls eine hochwichtige Rolle spielen sollte. Der Leser wird es daher gerechtfertigt finden, wenn Körner's Charakter und sein Verhältniß zu Schiller hier etwas eingehender besprochen wird.

Körner war sich selbst so klar, und gegen Andere wie gegen sich so aufrichtig, daß wir seiner eigenen Charakteristik vertrauen können. Hören wir, wie er, ganz erfüllt von der beglückenden Aussicht, seine Minna bald heimzuführen, in Briefen an Schiller vom 2. und 8. Mai sich und seinen Bildungsgang schildert. „Auf dem Punkt, wo ich stehe", schrieb er am 2. Mai, „wird mir der Genuß der größten Seligkeit verbittert, wenn ich mir bewußt bin, Zeit verschwendet zu haben, nicht etwas zu thun, wodurch man einen Theil seiner Schulden dem Glück abträgt. Um ganz glücklich, d. h. beim Genuß der angenehmsten Empfindungen mit mir selbst zufrieden zu sein, muß ich so viel Gutes um mich her gewirkt haben, als ich durch meine Kräfte und in meinen Verhältnissen zu wirken fähig bin . . . Meine ersten jugendlichen Pläne gingen auf schriftstellerische Thätigkeit. Aber immer war mein Hang, mich dahin zu stellen, wo es an Arbeitern fehlte. Die interessanteste Beschäftigung hatte für mich nichts Anziehendes mehr, sobald mir eine dringendere aufstieß. So flog ich von einer Wissenschaft zur andern. Meine Schullehrer hatten mir eine große Verehrung für alte Literatur eingeprägt — ich beschloß Autoren herauszugeben. Garve's und Platner's Vorträge erweckten in mir eine Neigung zur Spekulation, und — vitam impendere vero wurde mein Wahlspruch. Um diese

*) Einige Jahre später (1789) nannte Schiller in einem Briefe an Körner (II, 10) Moritz einen „Denker, der seine Materie scharf anfasse und tief heraufhole", und weiterhin einen „sehr edlen Menschen und sehr drollig-interessant im Umgange." Seine Schrift „Ueber die bildende Nachahmung des Schönen" blieb nicht ohne Einfluß auf Schiller's kunstphilosophische Anschauungen.

Zeit mußte ich mich für eine der drei Fakultätswissenschaften bestimmen. Theologie würde mich gereizt haben, wenn nicht die Philosophie schon Zweifel in mir erregt hätte, wodurch mir die Sklaverei eines symbolischen Lehrbegriffs unerträglich geworden war. Die unangenehmen Situationen praktischer Aerzte verleideten mir die Medicin. Jurisprudenz blieb allein übrig. Ich wählte sie als Brodstudium und angebliche Beschäftigung; aber mir ekelte vor dem buntscheckigen Gewebe willkürlicher Sätze, die trotz ihrer Widersinnigkeit dem Gedächtniß eingeprägt werden mußten. Ich suchte philosophische Behandlung rechtlicher Gegenstände — und fand nirgends Befriedigung, als allenfalls bei Pütter im Staatsrecht, einem Fache, das ich gerade am wenigsten nach meinem Geschmack fand, weil ich mich durch zwanzig armselige Streitfragen durchwinden mußte, um zu Einer fruchtbaren Idee zu gelangen. Fruchtbarkeit war es auch, was ich in einigen Theilen der Philosophie vermißte, und ich warf mich in das Studium der Natur nebst Mathematik und ihren Anwendungen auf die Bedürfnisse und Gewerbe der Menschen. Es war etwas Herrliches in dem Gedanken, das Feld dieser Wissenschaft zu erweitern, um dadurch die Macht des Menschen über die ihn umgebenden Wesen zu vergrößern. Dies bestimmte besonders meine Beschäftigungen zu Göttingen in den Jahren 76 und 77. Ich kam nach Leipzig zurück, sollte Doktor werden, und gerieth dadurch auf philosophische Untersuchungen über das Naturrecht, die mich ziemlich lange interessirten. Nun kam Gelegenheit zu reisen. Sie kam plötzlich, und ich reiste unvorbereitet, ohne besondern Zweck. Anfangs war mein Gedanke, so viel Vortheil davon zu ziehen wie möglich. Aber dazu war ich zu sehr Neuling in der Welt. Ich verweilte bei einzelnen Gegenständen, die ich noch nicht gesehen und gehört hatte, und überließ mich dabei zu sehr meinem Hange zum Nachdenken, um einen großen Vorrath von Erfahrungen und Kenntnissen einzusammeln."

Diesen Eröffnungen ließ er am 8. Mai als Nachtrag sein „Glaubensbekenntniß über Kunst" folgen. Von seinen ersten Erziehern, schrieb er, sei ihm die Ansicht eingeflößt worden, der Künstler arbeite nur für sein und Anderer Vergnügen, und so habe er, obgleich nicht unempfänglich für das Kunstschöne, sich nie erlaubt beim Genuß desselben zu verweilen. Voll Pflichtgefühl sei er nur nach Beendigung einer mühevollen und unangenehmen Arbeit mit sich zufrieden gewesen. Erst spät habe er in der Kunst das Mittel erkannt, wodurch eine Seele besserer Art sich andern versinnliche, sie veredle und zu sich emporhebe. Seitdem fehle es ihm zwar nicht an Lust zu künstlerischer Thätigkeit, aber an Hoffnung auf Erfolg, nicht an leisen Ahnungen glücklicher

Ideen, aber an der Fähigkeit sie darzustellen. In der Musik, meinte er, würde er etwas geleistet haben, wenn er sich frühe dieser Kunst ganz gewidmet hätte; jetzt lasse sich das Fehlende nicht mehr nachholen. Sechs Tage später schrieb er, er gedenke Einiges zur Geschichte der ausgearteten Kultur, zur Simplificirung der Jurisprudenz und der Staatswirthschaftslehre, über Künstlerverdienst u. s. w. zu schreiben; aber er habe die Sprache noch nicht genug in der Gewalt.

Wir sehen, Körner war eine von Schiller verschiedene Natur. In ihm trat unserm Dichter nicht, wie später in Goethe, ein congenialer, in künstlerischer Begabung ebenbürtiger Geist, aber ein edles, empfängliches Gemüth, ein an Vielseitigkeit des Wissens überlegener Kopf, und, was für Schiller besonders wichtig war, ein an sittlichem Ernst und sittlicher Reinheit und Reife überlegener Charakter entgegen. Schiller war auf dem Standpunkt, den er jetzt erreicht hatte, einer sittlichen Läuterung dringender bedürftig, als einer ästhetischen und wissenschaftlichen Selbstverständigung. Erst nachdem jene sicher angebahnt war, konnte er diese mit Erfolg unternehmen. Ihm hat das Glück die seltene Gunst beschieden, daß er auf den verschiedenen Stufen seiner Entwickelung einen oder mehrere Freunde fand, welche gerade für die jedesmalige Stufe paßten, und ohne die er wenigstens nicht so schnell hätte werden können, was er geworden ist. Wer sich an der Größe Schiller's erfreut, möge nicht vergessen, zugleich den Männern, die ihn zu solcher Höhe mit emporgeholfen, den Tribut der Anerkennung und des Danks zu zollen, und zu diesen gehört Körner in erster Reihe. Voll ernsten Pflichtgefühls und werkthätiger Menschenliebe, frühe schon ein Meister in der Selbstbeherrschung, strenge gegen sich selbst und milde in der Beurtheilung Anderer, unversehrter aus den Stürmen der ersten Jugend hervorgegangen, als Schiller, war er der rechte Mann, um dessen Inneres von den Schlacken, die dem Gold seines Gemüths noch anhafteten, reinigen zu helfen. Daß es an solchen Schlacken nicht fehlte, weiß der Leser aus dem bisher Erzählten; aber auch noch weiterhin wird sich zeigen, wie schwer es unserm Dichter wurde, von jenen sittlichen Makeln sich völlig zu reinigen. Nicht immer blieb er des Verdienstes, das sich in dieser Beziehung Körner um ihn erworben hatte, klar genug bewußt. „Ich kenne", schrieb ihm Körner einmal, „die aussetzenden Pulse deiner Freundschaft, aber sie entfernen mich nicht von dir." Er hielt sich überzeugt, daß Schiller's Herz nie dauernd von ihm ablassen werde, und täuschte sich in diesem Glauben nicht. „Ich habe Körner's Herz", schrieb Schiller mehr als drei Jahre später an die Schwestern Lengefeld, „noch niemals auf einem falschen Klange überrascht; sein Verstand

ist richtig, uneingenommen und kühn; 'in seinem ganzen Wesen ist eine schöne Mischung von Feuer und Kälte"; und bald nachher: „Es ist mir gar lieb zu hören, daß mein guter Körner Ihre Eroberung gemacht hat . . . Sie haben sehr Recht, wenn Sie sagen, daß nichts über das Vergnügen gehe, Jemand in der Welt zu wissen, auf den man sich ganz verlassen kann. Und das ist Körner für mich. Es ist selten, daß sich eine gewisse Freiheit in der Beurtheilung fremder Handlungen oder Menschen mit dem zartesten moralischen Gefühl und einer instinktartigen Herzensgüte verbindet, wie bei ihm. Er hat ein freies, kühnes und philosophisch aufgeklärtes Gewissen für die Tugenden Anderer, und ein ängstliches für sich selbst, — gerade das Gegentheil dessen, was man alle Tage sieht, wo sich die Menschen Alles, und den Nebenmenschen nichts vergeben."

Das erste persönliche Zusammentreffen Schiller's mit Körner fand am 1. Juli 1785 statt. Unser Dichter gab ihm in Begleitung der Schwestern Stock, Huber's, Göschen's und anderer Freunde ein Stelldichein auf dem Gute Kahnsdorf, welches einer mit Körner verwandten Familie Ernesti gehörte. Der mächtige Eindruck, den diese Begegnung auf Schiller machte, spiegelt sich in einem enthusiastischen Briefe aus Gohlis vom 3. Juli ab. „Bester Freund", schrieb er, „der zweite Julius*) wird mir unvergeßlich bleiben, so lange ich lebe. Gäbe es Geister, die uns dienstbar sind und unsere Gefühle und Stimmungen durch eine sympathische Magie übertragen, du hättest die Stunde zwischen halb acht und halb neun Vormittags in der süßesten Ahnung empfinden müssen. Ich weiß nicht mehr, wie wir eigentlich darauf kamen, von Entwürfen für die Zukunft zu reden. Mein Herz wurde warm. Es war nicht Schwärmerei, — philosophisch feste Gewißheit war's, was ich in der herrlichen Perspektive der Zeit vor mir liegen sah. Mit weicher Beschäm ung, die nicht niederdrückt, sondern männlich emporrafft, sah ich rückwärts in die Vergangenheit, die ich durch die unglücklichste Verschwendung mißbrauchte. Ich fühlte die kühne Anlage meiner Kräfte, das mißlungene (vielleicht große) Vorhaben der Natur. Eine Hälfte wurde durch die wahnsinnige Methode meiner Erziehung und die Mißlaunen meines Schicksals, die zweite und größere aber durch mich selbst zernichtet. Tief, bester Freund, habe ich das empfunden, und in der allgemeinen feurigen Gährung meiner Gefühle haben sich Kopf und Herz zu dem herkulischen Gelübde ver-

*) Der Tag der Rückreise von Kahnsdorf nach Gohlis, Körner's Geburtstag.

einigt — die Vergangenheit nachzuholen und den edlen Wettlauf zum höchsten Ziele von vorn anzufangen. Mein Gefühl war beredt und theilte sich den Andern elektrisch mit. O wie schön und wie göttlich ist die Berührung zweier Seelen, die sich auf ihrem Wege zur Gottheit begegnen! Du warst bis jetzt noch mit keiner Sylbe genannt worden, und doch las ich in Huber's Augen deinen Namen — und unwillkürlich trat er auf meinen Mund. Unsere Augen begegneten sich, und unser heiliger Vorsatz zerschmolz in unsere heilige Freundschaft. Es war ein stummer Handschlag, getreu zu bleiben dem Entschluß dieses Augenblicks — sich wechselsweise fortzureißen zum Ziele, sich zu mahnen und aufzuraffen, einer den andern, und nicht stille zu halten bis an die Grenze, wo die menschlichen Größen enden . . . Unsere Unterredung hatte diese Wendung genommen, als wir ausstiegen, um unterwegs ein Frühstück einzunehmen. Wir fanden Wein in der Schenke. Deine Gesundheit wurde getrunken. Stillschweigend sahen wir uns an, unsere Stimmung war feierliche Andacht — ich dachte mir die Einsetzung des Abendmahls: dieses thut, so oft ihr's trinket, zu meinem Gedächtniß. Ich hörte die Orgel gehen und stand vor dem Altar. Jetzt erst fiel's uns auf die Seele, daß heute dein Geburtstag war. Ohne es zu wissen, haben wir ihn heilig gefeiert."

Es ist peinlich, hinzufügen zu müssen, daß der dithyrambische Flug dieses Briefes, worin die Begeisterung des Hymnus An die Freude weht, sich gegen den Schluß hin zu einer leidigen prosaischen Sphäre herabsenkt. Schiller war wieder in Geldbedrängniß. Er kleidete seine Bitte um einen Vorschuß in die Anfrage ein, ob Körner, der an Göschen's Verlagsgeschäft participirte, etwa in dessen Handlung selbständig ein Buch vorlegen könne; für diesen Fall bot er ihm eine neue, korrektere Ausgabe Fiesko's und der Räuber an, letztere mit einem einaktigen Nachtrage „Räuber Moor's letztes Schicksal", und sprach dabei den Wunsch aus, daß Körner ihm jetzt gleich einen Theil des Honorars „avanciren" möge. Körner antwortete: „Ueber die Geldangelegenheit müssen wir uns einmal ganz verständigen. Du hast noch eine gewisse Bedenklichkeit, mir deine Bedürfnisse zu entdecken. Warum sagtest du mir nicht ein Wort in Kahnsdorf davon? Warum schriebst du mir nicht gleich, wie viel du brauchst? Kommt es bloß darauf an, einige kurrente Ausgaben zu bestreiten, so ist vielleicht das hinreichend, was ich hier beilege, bis ich in vierzehn Tagen in Leipzig bin. Ich würde dir gleich mehr schicken, wenn ich nicht hier noch allerlei Handwerksleute zu bezahlen und erst in Leipzig wieder Geld zu empfangen hätte. Aber sobald du im mindesten in Verlegenheit bist, so schreibe mit der ersten

Post und bestimme die Summe. Rath kann ich allemal schaffen. Wenn ich noch so reich wäre, und du ganz überzeugt sein könntest, welch ein geringes Objekt es für mich wäre, dich aller Nahrungssorgen auf dein ganzes Leben zu überheben: so würde ich es doch nicht wagen, dir eine solche Anerbietung zu machen. Ich weiß, daß du im Stande bist, sobald du nach Brod arbeiten willst, dir alle deine Bedürfnisse zu verschaffen. Aber ein Jahr wenigstens laß mir die Freude, dich aus der Nothwendigkeit des Brodverdienens zu setzen."

So edel und zartsinnig benahm sich Körner nicht bloß jetzt, in dem ersten Feuer des frischgeschlossenen Freundschaftsbundes, sondern auch später in Wiederholungsfällen, nachdem er die Erfahrung gemacht, daß Schiller minder eifrig und eilig in der Rückerstattung von Darlehen, als reich an Entwürfen und Zuversicht bei der Negotiirung derselben war. Um aber unsers Dichters Freude über Körner's Anerbieten, und die Wärme seines Dankgefühls ganz nachzuempfinden, muß man sich die Noth vergegenwärtigen, womit er nun schon Jahre lang gekämpft hatte. „Deine Freundschaft und Güte," schrieb er, „bereitet mir ein Elysium. Durch dich, theurer Körner, kann ich vielleicht noch werden, was ich zu werden verzagte. Zerreiße diesen Brief nicht. Du wirst ihn vielleicht in zehn Jahren mit einer seltenen Empfindung lesen, und auch im Grabe wirst du sanft darauf schlafen."

Mit befreitem und gehobenem Gemüthe konnte er so des edlen Freundes Vermählungstag, den 7. August, mitfeiern. Er spendete dazu ein Hochzeitlied, dessen wir unten weiter gedenken werden, und noch eine zweite poetische Gabe, wenn gleich in prosaischer Form, eine Paramythie, worin Zeus einen Rangstreit seiner drei Töchter Liebe, Tugend und Freundschaft entscheidet. Gegen die Mitte August reiste Körner mit seiner Gattin nach Dresden. Schiller gab hoch zu Roß dem glücklichen Paar das Geleit bis Hubertsburg, stürzte auf dem Heimritt kurz vor Stötteritz und quetschte sich die Hand so stark, daß er ein paar Wochen lang des Schreibens unfähig war und den für das Theater veränderten Fiesko, der im September in Leipzig aufgeführt werden sollte, einem Sekretär diktiren mußte. Erst am 6. September konnte er mit zitternder Hand an Körner über den Unfall berichten: „Mir war ein bischen bange für die Folgen; doch nun hoffe ich das Beste. Ein kleines Ueberbleibsel an der Hand soll mir herzlich lieb sein, weil es mich mein Leben lang an deinen glücklichen Einzug in Dresden erinnern wird."

Schiller sollte nach der Verabredung des Freundebundes in Gohlis bleiben, bis Huber ihn nach Dresden begleiten könne; aber das Wider-

streben von Huber's Eltern verzögerte dessen Uebersiedelung. Dies verstimmte unsern Dichter um so mehr, als nach der Abreise des Körner'schen Ehepaars auch das Wetter unfreundlich ward und ihm den Aufenthalt in Gohlis verbitterte. „Was soll ich denn auch hier?" schrieb er am 6. September an Körner. „Ich gehe an den vorigen Tummelplätzen meiner Freude, wie der Reisende an den Ruinen Griechenlands, schwermüthig und still vorüber; nur das Vergangene macht sie mir theuer. Huber's Angelegenheit verzögert sich allzusehr für meine Wünsche, ich kann es unmöglich mehr abwarten. Ich muß zu euch — und auch meine Geschäfte fordern Ruhe, Muße und Laune. In eurem Zirkel allein kann ich sie finden. Schreibe mir, bester Körner, mit dem ersten Posttag, nur in zwei Zeilen, ob ich kommen kann und darf." — Am 10. September erhielt er in dem Augenblick, wo Körner's Antwort anlangte, einen Besuch von Dr. Albrecht, dem Gatten seiner Freundin Sophie Albrecht, die jetzt zu Reineke's Theatergesellschaft gehörte. Albrecht erbot sich, ihn am nächsten Morgen früh vier Uhr per Extrapost nach Dresden mitzunehmen. Dieser Vorschlag war ihm doppelt willkommen, da er „durch die Geschwindigkeit der Abreise der gepreßten Situation des Abschiednehmens von einigen guten Menschen entging."

Die Fahrt nach Dresden schildert er in einem Briefe an Huber vom 13. September: „Unsere Hieherreise war wirklich sehr angenehm; Schade nur, daß die Nacht uns beim Eintritt in die schöne Landschaft überfiel. Mit dem andächtigen Schauer eines Wallfahrers grüßte ich die merkwürdigen Plätzchen wieder, die sich meinem Herzen auf der neulichen Reise vorzüglich ausgezeichnet hatten, z. B. die Abschiedsstelle zwischen Staupitz und Hubertsburg. Als auf einmal, und mir zum erstenmal, die Elbe zwischen zwei Bergen heraustrat, schrie ich laut auf. O, mein liebster Freund, wie interessant war mir Alles! Die Elbe bildet eine romantische Natur um sich her, und eine schwesterliche Aehnlichkeit dieser Gegend mit dem Tummelplatz meiner frühen dichterischen Kindheit macht sie mir dreifach theuer. Meißen, Dresden und seine Gegenden gleichen ganz in die Familie meiner vaterländischen Fluren. Zwölf Uhr in der Nacht war es, als wir über die Brücke fuhren. Ich sah hinter mir in der Neustadt, in der Gegend, wo ich Körner's Haus vermuthete, einige Häuser beleuchtet; mein Herz wollte mich bereden, daß Körner's darunter war. Im goldenen Engel stiegen wir ab, und den andern Morgen schickte ich in die Neustadt, mich nach Körner's Aufenthalt zu erkundigen, weil ich vermuthete, daß er im Weinberge wäre, und unsere Bedienten kommen zu lassen. Der Be-

diente brachte mir Grüße von den Weibern; Körner war noch bis eins im Kollegium. Ich ließ mich in einer Portechaise hintragen, weil es ganz entsetzlich regnete; die Freude unsers Wiedersehens — und eines solchen Wiedersehens — war himmlisch."

Zweites Kapitel.

Dichterische Productionen aus der Zeit des Aufenthalts zu Leipzig und Gohlis. Prosa-Bearbeitung des Don Karlos. Zwei Lieder zu Körner's Geburts- und Hochzeitstage. Verse in Körner's Exemplar der Anthologie. Hymnus an die Freude.

Vom Don Karlos existirt eine Bearbeitung für's Theater in Prosa, von welcher eine Abschrift mit eigenhändigen Aenderungen Schiller's durch seinen Sohn C. F. von Schiller, Oberförster in Lorch, aufbewahrt und neuerdings in Goedeke's historisch-kritischer Ausgabe veröffentlicht worden ist. Gedruckt erschien sie zuerst 1808 zu Hamburg und Altona, herausgegeben von Dr. Albrecht. Sie weicht vielfach von der Bearbeitung in Jamben ab. Statt des Domingo erscheint z. B. ein Minister Don Perez; das Stück schließt damit, daß Don Karlos, nachdem er die Unschuld seiner Mutter betheuert hat, sich ersticht, und der König voll Entsetzen mit dem Ruf „Mein Sohn! o mein Sohn!" niedersinkt. Boas, der diese Bearbeitung nach einem dem Theaterarchiv zu Dresden gehörigen Manuskript seinen Nachträgen zu Schiller's Werken einverleibte, setzt sie in's Jahr 1785 und erzählt über ihre Entstehung, ihre Aufführung und die Besetzung der Rollen Folgendes:

„In Gohlis arbeitete Schiller fleißig an seinem Don Karlos, ohne jedoch an eine Aufführung desselben zu denken. Oft las er Morgens Huber, Jünger, Albrecht die Stellen vor, die er in der Nacht gedichtet hatte, und niemals erwähnte er dabei der Bühne. Das Leipziger Theater bestand in jener Zeit aus vielen trefflichen, berühmt gewordenen Mitgliedern, zu denen Schiller in freundschaftlichen Verhältnissen stand. Da war Reineke, des Dichters Intimus, Hempel, Schubert und

Bösenberg; da war Sophie Albrecht, die liebliche Schauspielerin und Dichterin, und Madame Zucker, Bösenberg's Tochter, eine früh gestorbene holde Künstlerin. Schiller besuchte häufig ihren Zirkel, und nach dem Schauspiel wurde vertraulich und ernstlich gesprochen über das tiefinnere Wesen des Dramas, über Auffassung und Darstellung tragischer Charaktere. Die Freunde und Freundinnen drangen in Schiller, ihnen Don Karlos für die Bühne zu geben; sie hatten die Rollen schon unter sich vertheilt und ließen nicht ab mit Bitten. Als aber die Meinungen aller Kunstverständigen, die er befragte, völlig übereinstimmten, der Karlos werde von der Scene aus tief in das Leben des deutschen Volkes eindringen, da gab er nach und ging an die Umarbeitung und Vollendung des Stücks. Es war viel zu weitläufig angelegt, und bedeutende Kürzungen zeigten sich nothwendig. Jamben widerstrebten damals den Schauspielern noch, und der Dichter zog ihnen für das Theater die Prosa vor. Die letzten Akte waren noch gar nicht niedergeschrieben; er mußte sie also hinzudichten, wobei namentlich der Schluß ganz anders ausfiel, als in der Lesart, welche die sämmtlichen Werke bringen. Das gab denn Arbeit in Hülle und Fülle; aber Schiller machte sich mit unermüdlichem Eifer an's Werk und vollendete es bald. Die Rollen wurden vertheilt, die Schauspieler beeilten sich, und so konnte denn der Karlos in kurzer Zeit gegeben werden. Die Rollen waren in folgender Art besetzt: Madame Koch, eine reizende Frauengestalt, spielte die Elisabeth; Reineke, der hohe, denkende Künstler, hatte den Posa übernommen; Sophie Albrecht wurde als Eboli bewundert; Schauwärt, der ausgezeichnete Intriguant, trat als Alba auf. Die Darstellung war eine höchst gelungene, und der Erfolg so glänzend, daß die größten Bühnen Deutschlands, z. B. die Berliner und Dresdener, sich jenes Manuskript des Karlos verschafften und das Stück darnach aufführen ließen."

Boas gibt die Quelle dieser Mittheilungen nicht an. Woher sie aber auch geschöpft sein mögen, jedenfalls ist die Angabe irrig, daß Schiller schon in Gohlis die Prosa-Bearbeitung ernstlich angegriffen und „bald vollendet" habe, sowie die, daß das Stück kurz nachher gegeben worden sei. Schiller würde eine so umfangreiche Arbeit in seinem damaligen Briefwechsel mit Körner sicher nicht unerwähnt gelassen haben. Vielmehr steht es fest, daß diese prosaische Umarbeitung erst zwei Jahre später zum Abschluß gedieh.

Sicher fallen aber einige aus dem Verhältniß zu Körner entsprungene lyrische Productionen in die Zeit des Aufenthaltes zu Gohlis, und zwar zunächst ein Gedicht zum Geburtstage Körners:

Unserm theuren Körner. Am 2. des Julius 1785.

Sei willkommen an des Morgens goldnen Thoren,
Sei willkommen unserm Freudegruß,
Dieses Tages holder Genius,
Der den Vielgeliebten uns geboren!
In erhabener Pracht
Schimmernd, tritt er aus der Nacht,
Wie der Erdensöhne keiner;
Groß und trefflich, wie der Sieben einer,
Die am Throne dienen, schwebt er her. —
„Streut mir Blumen! Seht, da bin ich wieder",
Ruft er lächelnd von dem Himmel nieder;
„Streut mir Blumen! Ich bin's wieder,
„Der den Theuren euch gebar;
„Ich bin mehr, als meine andern Brüder;
„Ihren Liebling nennt mich weit und breit
„Meine Mutter Ewigkeit;" —
Stolz und Würde sprach aus der Geberde —
„Einen Edlen gab ich dieser Erde!
„Fühlt die Menschheit, wen ich ihr geboren?
„Kennt die Erde meinen Liebling schon?
„Oder schallen leiser in der Menschen Ohren
„Seine Thaten, als vor Gottes Thron?
„Las die Welt in seiner schönen Seele?
„Beugte sich vor seiner großen Seele
„Ehrerbietig sein Jahrhundert schon?
„Wuchsen zur Vollendung auf die Keime,
„Die ich damals in sein Herz gesät?
„Ist die Welt so schön, wie seine Träume?
„Fand er diesen, der ihn ganz versteht?
„O dann laßt mich stolzer durch den Himmel schweben —
„Ich hab' ihn gegeben!"

„Jetzt vollend' ich meinen Sonnenlauf;
„Aber hinter meinem Rücken leuchtet
„Schon ein neuer, schön'rer Morgen auf.
„Einen Engel tragen seine goldnen Flügel,
„In des Engels silberklarem Spiegel
„Liegt ein Himmel — und die Ewigkeit.
„Schamroth stürz' ich in das Meer der Zeit.
„Nur das Leben
„Konnt' ich meinem theuren Liebling geben;
„Dieser Engel — wie erbleicht mein Ruhm! —
„Wandelt's in Elysium."

Der Seraph sprach's — du liegst in unsern Armen —
Wir fühlen, daß du unser bist.

Bei den auf einen „neuen, schönern Morgen" vorausdeutenden dreizehn letzten Versen dachte Schiller an Körner's Hochzeittag, den 7. August 1785. Auch ihn feierte er, wie bereits erzählt ist, durch ein Gedicht. Ich habe es schon in der ersten Ausgabe meines Kommentars zu Schiller's Gedichten, abweichend von Greiner's Edition, die es in's Jahr 1789 setzt, und von Boas, der 1801 als ungefähre Entstehungszeit bezeichnete, für ein Produkt früherer Jahre erklärt, und in der dritten Ausgabe meines Kommentars kein Bedenken getragen, es auf Körner's Vermählung zu beziehen. Diese Annahme hat sich seitdem als richtig erwiesen. In dem Gedichte spiegelt sich, wie in dem ungefähr gleichzeitigen Hymnus an die Freude, die gehobene Stimmung ab, die der Dichter dem neuen Freundschaftsbunde mit dem Körnerschen Kreise verdankte. Größere Mäßigung und fortgeschrittener Geschmack unterscheiden es sehr deutlich von der Lyrik der ersten Periode. Eine gewisse Ueberfülle und Breite der Darstellung sind auf Rechnung theils der überquellenden Empfindung, theils des Umstandes zu setzen, daß es das rasch hingeworfene Werk einr hochaufgeregten Stunde war, und der Dichter, wie uns eine Anmerkung in der Greiner'schen Ausgabe belehrt, umgeben von mehrern Freunden, aus der Fülle seiner schönen Seele es niederschrieb, und, ohne es wieder durchzusehen, zum Druck hingab. Von den zweiundzwanzig achtzeiligen Strophen des Gedichtes mögen die fünf ersten als Probe folgen:

Heil dir, edler deutscher Mann,
Heil zum ew'gen Bunde!
Heute fängt dein Himmel an,
Sie ist da, die Stunde!
Sprich der blassen Mißgunst Hohn
Und dem Kampf der Jahre; *)
Großer Tugend großer Lohn
Winkt dir zum Altare.

Nichts, was enge Herzen füllt,
Was die Meinung weihet,
Was des Thoren Wünsche stillt,
Was der Geck oft freiet,
Reichthum nicht und Ahnenruhm,
Nicht verbotne Triebe —
Nein, in dieses Heiligthum
Führte dich nur Liebe.

*) Körner schrieb am 3. März an Schiller: „Ich liebte Minna vier Jahre lang, ohne es ihr selbst und mir zu gestehen. Jetzt ist es drei Jahre, daß ich mich ihr entdeckte. Wir kämpften seit dieser Zeit mit Schwierigkeiten, die fast unüberwindlich schienen, hatten des Kummers viel u. s. w."

Nach der Menge Lobgesang
Hast du nie getrachtet,
Der Gewohnheit Kettenklang
Hast du nie geachtet.
Ehrsucht mag um Ehre frein,
Gold sich Gold vermählen,
Liebe will geliebet sein,
Seelen suchen Seelen.

Deinem großen Schwur getreu,
Trotzest du Verächtern;
Männlich stolz gingst du vorbei
An der Mode Töchtern.
Flitterputz und Tändelein
Mag der Stutzer lieber;
Doch du wolltest glücklich sein,
Und du gingst vorüber.

Weiberherzen sind so gern
Kästchen zum Vexiren; *)
Manchen lockt der goldne Stern,
Perlen, die nur zieren;
Hundert werden aufgethan,
Neunundneunzig trügen;
Aber nur in Einem kann
Die Juwele liegen ....

Schiller brachte dieses Lied dem Brautpaar im Namen des gesammten Freundeskreises, in seinem eigenen Namen aber folgende Paramythie dar, die er seinem Hochzeitsgeschenk, einem Paar Urnen, beifügte:

„Heute vor fünftausend Jahren hatte Zeus die unsterblichen Götter auf dem Olympus bewirthet. Als man sich niedersetzte, entstand ein Rangstreit unter drei Töchtern Jupiter's. Die Tugend wollte der Liebe vorangehen, die Liebe der Tugend nicht weichen, und die Freundschaft behauptete ihren Rang vor Beiden. Der ganze Himmel kam in Bewegung, und die streitenden Göttinnen zogen sich vor den Thron des Saturnius. Es gilt nur Ein Adel auf dem Olympus, rief Kronos' Sohn, und nur Ein Gesetz, wonach man die Götter richtet. Der ist der Erste, der die glücklichsten Menschen macht. — Ich habe gewonnen! rief triumphirend die Liebe. Selbst meine Schwester, die Tugend, kann ihren Lieblingen keine größere Belohnung bieten, als mich; und ob ich Wonne verbreite, das beantworte Jupiter, und alle anwesenden

*) Anspielung auf eine Stelle in Shakespeare's Kaufmann von Venedig.

unsterblichen Götter! — Und wie lange bestehen deine Entzückungen? unterbrach sie ernsthaft die Tugend. Wen ich mit der unverwundbaren Aegide beschütze, verlacht selbst das furchtbare Fatum, dem auch sogar die Unsterblichen huldigen. Wenn du mit dem Beispiel der Götter prahlst, so kann ich es auch: der Sohn des Saturnius ist sterblich, sobald er nicht tugendhaft ist. — Die Freundschaft stand von ferne, und schwieg. — Und du kein Wort? rief Jupiter. Was wirst du deinen Lieblingen Großes bieten? — Nichts von dem allem, antwortete die Göttin, und wischte verstohlen eine Thräne von der erröthenden Wange. Mich lassen sie stehen, wenn sie glücklich sind, aber suchen mich auf, wenn sie leiden. — Versöhnt euch, meine Kinder, sprach jetzt der Göttervater. Euer Streit ist der schönste, den Zeus je geschlichtet hat; aber keine hat ihn verloren. Meine männliche Tochter, die Tugend, wird ihre Schwester Liebe Standhaftigkeit lehren, und die Liebe keinen Günstling beglücken, den nicht die Tugend ihr zugeführt hat. Aber zwischen euch beide trete die Freundschaft und hafte mir für die Ewigkeit dieses Bundes."

Ungefähr derselben Zeit, wie die zum 2. Juli und 7. August gedichteten Lieder, mögen die nachfolgenden Verse angehören, die Schiller 1785 in Körner's Exemplar der Anthologie schrieb:

Ihr waret nur für Wenige gesungen,
Und Wenige verstanden euch.
Heil euch! Ihr habt das schönste Band geschlungen,
Mein schönster Lorbeer ist durch euch errungen —
Die Ewigkeit vergesse euch!

Waren es doch die Lieder der Anthologie, die neben seinen Jugenddramen zuerst die Blicke des Körner'schen Kreises auf ihn gelenkt, die Uebersiedelung nach Sachsen veranlaßt und seinem Schicksal eine glücklichere Wendung gegeben hatten.

Die bedeutendste Production der Leipziger Zeit ist aber der enthusiastische Rundgesang An die Freude:

Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten feuertrunken,
Himmlische, dein Heiligthum u. s. w.

Wie konnte Julian Schmidt sagen, es herrsche darin mehr Trunkenheit als Freude; der Dichter habe sich durch Aufbieten der seltsamsten Dinge künstlich zu exaltiren gesucht, die Ode stamme nicht aus seinem Herzen? Sie ist ohne Zweifel ein wahrer Ausfluß des Glückgefühls, welches Schiller dem neuen Freundschaftsbunde verdankte, ein Erguß derselben Begeisterung, die den obenangeführten Brief vom 3. Juli an Körner durchweht. Wahrscheinlich gehörte die erste Konception unsers Hymnus

gerade der nämlichen Zeit an, wie dieser Brief, wenn gleich der Dichter erst im Spätsommer die letzte Hand daran gelegt haben mag. Für die metrische Form, worin das Gedicht mit dem später entstandenen Gesellschaftsliede „das Siegesfest" übereinstimmt, hat vielleicht die Ode „An die Freude" von Uz als Vorbild gedient, deren erste Strophe lautet:

> Freude, Königin der Weisen,
> Die, mit Blumen um ihr Haupt,
> Dich auf güldner Leier preisen,
> Ruhig, wann die Thorheit schnaubt,
> Höre mich von deinem Throne,
> Kind der Weisheit, deren Hand
> Immer selbst in deine Krone
> Ihre schönsten Rosen band.

An eine so gebaute Strophe schließt sich nun jedesmal, wie gleichfalls im „Siegesfest", eine vierzeilige Chorstrophe an. Das Ganze hat demnach die Form eines Gesellschaftsliedes, und diente auch früher als solches unzähligen Kreisen in ernstgehobener Feststimmung. Mit Unrecht hat man von den Chorgesängen behauptet, daß sie mit den bezüglichen achtzeiligen Strophen in zu loser Verbindung stehen. Der Chor hat hier eine ähnliche Funktion, wie in der antiken Tragödie. Vor Allem erhebt er nach jeder Strophe die Gefühle der Festfeiernden zum höchsten Wesen empor, das bald als liebender Vater, bald als Unbekannter (vgl. die Künstler V. 214 und die Apostelgeschichte 17, 23), bald als Schöpfer, als allherrschender Gott, als guter Geist, als Sternenrichter, als milder Todtenrichter gedacht wird. Daneben spricht er Muth und Trost ein, faßt einzelne Ideen der vorhergehenden Strophen mit gesteigerter Empfindung auf und universalisirt sie.

Hoffmeister macht auf die praktische Tendenz und den daraus fließenden rhetorischen Charakter des Stücks aufmerksam. Schiller will, wie in frühern Dichtungen und im Don Karlos, so auch hier über die Ideen, von denen er durchglüht ist, nicht allein belehren; er will sie auch nicht allein darstellen; er will sie befolgt wissen. Daher nennt Hoffmeister mit Rücksichtnahme auf das dramatische Element des Chors diese Ode „ein dramatisch-rhetorisches Gemälde", im Gegensatz zu Jean Paul, der sie als ein bloßes Lehrgedicht bezeichnete. Auch der Ausdruck „Gemälde" ist treffend, da uns das Gedicht den Kreis hochbegeisterter Freunde, wie sie in allumfassender Liebe sich umarmen, wie sie Nahen und Fernen, Guten und Bösen, Lebenden und Todten, ja selbst dem höchsten Wesen einen Becher der Liebe und Freude weihen, auf's lebhafteste vergegenwärtigt.

Seinem Ideeninhalte nach erinnert unser Hymnus an frühere Schiller'sche Lieder (die Phantasie an Laura, Freundschaft, Triumph der Liebe). Wie er dort Sympathie, Freundschaft, Liebe als die Haupttriebfeder im Geisterreich und in der Körperwelt verherrlichte, so feiert er hier als solche die Freude, den Drang des Menschen nach Glück, der allerdings mit der Sympathie insofern innig verwandt ist, als beide ein Streben nach Erweiterung und Bereicherung seines Wesens sind. Doch gestehe ich, daß es mir gezwungener vorkommt, wenn man die Freude, als wenn man die Liebe, die in der Affinität, Gravitation, Cohäsion, Adhäsion der Körperwelt Analoga findet, zum Haupträderwerk des Universums macht.

Vergleicht man das Gedicht mit den lyrischen Productionen der ersten Periode überhaupt, so treten Schiller's Fortschritte in geschmackvoller Darstellung unverkennbar hervor. Freilich erinnern noch manche maßlose Ideen und Figuren und besonders das Häufen nicht kongruirender Bilder, das Hinüberspringen von einer Metapher zu einer ganz heterogenen, an seine früheste Jugendpoesie; und dies mag den Dichter bestimmt haben, das Stück eine Zeitlang von der Gedichtsammlung auszuschließen und erst nach einigen Veränderungen und Kürzungen ihm die Aufnahme zu gewähren. Das Publikum aber begeisterte sich sofort für das Gedicht, und ehe es in der Thalia (1786) erschien, ging es schon in zahlreichen Abschriften von Hand zu Hand. Ein Zeichen, wie mächtig damals der Eindruck desselben gewesen sein muß, ist auch folgende höchst wahrscheinlich sagenhafte Erzählung über seinen Ursprung; denn der sagenbildende Trieb des Volkes bethätigt sich in der Regel nur an Bedeutendem und Wirkungsreichem. Auf einem Morgenspaziergang durch das Rosenthal, so wird erzählt, sah Schiller einen halbentkleideten Jüngling in betender Stellung am Flußufer stehen, eben im Begriff sich zu ertränken. Schiller redete ihn an und vernahm, daß es ein armer Studiosus der Theologie war, der lange mit dem schrecklichsten Mangel gekämpft und jetzt seiner Noth ein Ende machen wollte. Der Dichter schenkte ihm seinen geringen Geldvorrath und ließ sich von ihm das Versprechen geben, wenigstens acht Tage lang die Ausführung des frevelhaften Entschlusses zu verschieben. In der Zwischenzeit wohnte Schiller einer Hochzeitsfeier in einer wohlhabenden Leipziger Familie bei. Mitten im Geräusch der Festfreude stand er auf, erbat sich auf einen Augenblick Gehör, erzählte, was ihm auf dem Spaziergange begegnet sei, forderte mit herzlichen Worten die Anwesenden zu Beiträgen für den Unglücklichen auf, und sammelte diese, an der Tafel umhergehend, in einen Teller. Sie fielen so reichlich aus, daß der

arme Studirende damit sein Leben bis zu einer Anstellung fristen konnte. Im frischen Bewußtsein dieser That nun, heißt es, sang Schiller seinen Hymnus an die Freude.

Drittes Kapitel.

Empfang Schiller's in Loschwitz. Anfängliches Wohlgefühl im Körner'schen Kreise. Hindernisse seiner dichterischen Productivität. Dreifache innere Krisis. Freundeskreis in Dresden. Zweites Heft der Thalia. Lektüre im Frühjahr 1786. Wachsende Neigung zur Philosophie und Geschichte. Schwan und Margarethe zu Besuch. Verstimmung. Gustel von Blasewitz. Unterhandlungen mit Schröder. Liebesverhältniß zu Fräulein von Arnim. Frühlingsaufenthalt zu Tharandt 1787. Aufbruch nach Weimar.

Körner, der sich zu Dresden eine Wohnung in der Neustadt gemiethet hatte, besaß bei dem benachbarten Dorfe Loschwitz einen Weinberg mit einem zweistöckigen Hause, wo man einer herrlichen Aussicht über die Gegend bis zu den Höhen der sächsischen Schweiz genoß. Hier pflegte er sich mit den Seinigen an schönen Tagen aufzuhalten. Für Schiller und Huber hatte er eine Wohnung gleichfalls in der Neustadt, unfern der seinigen und des japanischen Gartens, beim Hofgärtner Fleischmann ausgesucht. Die erste Begrüßung des angekommenen Dichters am 12. September fand aber im Loschwitzer Landsitze statt, wo Schiller auch die nächsten Tage verlebte. Wie glücklich er sich hier fühlte, sagt uns der schon erwähnte Brief vom 13. September an Huber: „Was bisher meine heißesten Wünsche erzielten," schrieb er, „das hab' ich nun endlich erreicht. Ich bin hier im Schooß unserer Lieben aufgehoben, wie im Himmel. Ich würde es wagen, dich in das Innere meiner Seele hineinzuführen, und dir die Geschichte meines Herzens von gestern zu beschreiben, wenn ich dich so lange könnte vergessen machen, daß ich Dichter bin. Laß dir's also mit trockenen Worten sagen: Mir ist wohl, und in der jetzigen Fassung meines Gemüths

kenne ich keine andere Besorgniß mehr, als die Furcht vor dem allgemeinen Loos der zerstörenden Zeit. Wie mir jetzt ist, wird dir in einigen Wochen auch sein. Betrachte mich als den

— — sel'gen Spiegel deiner Seligkeit.

Ich schreibe dir auf meinem Zimmerchen im Weinberg; über mir höre ich unsere lieben Weiberchen herumkramen in häuslichen Geschäften und mitunter auf dem Klavier klimpern. Wie viel Stimmung gibt mir das zu einer Unterhaltung mit dir!"

Man sollte denken, dieses behagliche, trauliche Stillleben nach so langer Zeit voll schwerer Bedrängnisse hätte ihm auch die Stimmung zu lebhafter poetischer, insbesondere lyrischer Production geben müssen. Für ein Jahr lang hatte sich Körner anheischig gemacht, ihm die Unterhaltssorgen vom Haupte fern zu halten, und der liebenswürdigste und anregendste häusliche Kreis hatte ihn wie einen längst Angehörigen in sich aufgenommen. Dennoch trug ihm der fast zweijährige Aufenthalt in diesem Kreise an lyrischen Produktionen nur ein paar flüchtig hingeworfene Gelegenheitsgedichte ein, die er der Aufnahme in seine Gedichtsammlung nicht würdigte, und eine metrische Uebertragung eines prosaischen französischen Originals „Die unüberwindliche Flotte". *) An Dramatischem gewann er außer der Fortsetzung des Don Karlos nur das Fragment „Der Menschenfeind", und in der Gattung der Novelle und des Romans die Erzählung „Verbrecher aus verlorener Ehre" und den Anfang des „Geistersehers". Mehrere Ursachen wirkten damals zur Beeinträchtigung seiner dichterischen Produktivität zusammen. Verworrene, unruhige Uebergangsperioden, wie die, worin sich Schiller jetzt befand, sind der poetischen Thätigkeit nicht günstig; nur dem beruhigten Gemüth entblüht das wahrhaft Schöne. In Schiller war durch das nähere Bekanntwerden mit Körner eine dreifache Geistes- und Gemüthskrisis, wenn nicht hervorgerufen, doch verstärkt worden, eine sittliche, eine philosophische und eine ästhetische. Nach allen drei Richtungen hin dauerte während der Dresdener Zeit die Gährung seines Innern fort; frühere Triebe, Grundsätze, Anschauungen kämpften mit neuen, Rückfälle in alte Fehler und Verirrungen blieben nicht aus, lähmten mitunter seinen Muth und verstimmten ihn. Erst nach dem Aufenthalt in Dresden halfen ernstere philosophische und geschichtliche Studien, genauere Bekanntschaft mit der griechischen Dichtkunst und ein

---

*) Der „Kampf" und die „Resignation" gehören, wie im ersten Theil nachgewiesen worden, der Mannheimer Zeit an.

edles Liebesverhältniß seinen Geist erhellen, seinen Geschmack verfeinern, sein Herz veredeln, sein ganzes Inneres klären und beruhigen.

Was insbesondere seine sittliche Selbstläuterung betrifft, so war diese natürlich mit jenem „herkulischen Gelübde" vom 2. Juli, „die durch die unglücklichste Verschwendung mißbrauchte Vergangenheit nachzuholen", keineswegs abgethan. Schiller besaß eine tiefe Empfänglichkeit für das sittlich Edle und Reine, und eine heroische Willenskraft, aber zugleich eine brennende Phantasie und eine gewaltige Sinnlichkeit, die ihn manchmal fortrissen. Der innige Geistes- und Herzensverkehr mit dem sittlich gereiften, sich selbst so klaren Körner, und der Anblick seines häuslichen Glücks wirkten tief auf Schiller ein, brachten aber zunächst ihm den großen Abstand seines Gemüthslebens zu klarem Bewußtsein und erregten in ihm den verstimmenden Zweifel, ob er je eines gleichen Glücks fähig sein werde. Noch zwei Jahre später schrieb er an Körner: „Es ist sonderbar, ich verehre, ich liebe die herzliche, empfindende Natur, und eine Kokette, jede Kokette kann mich fesseln. Jede hat eine unfehlbare Macht auf mich durch meine Eitelkeit und Sinnlichkeit. Entzünden (er meinte wohl: zu dauernder, wahrer Liebe entflammen) kann mich keine, aber beunruhigen genug." Körner bezeichnete in seiner Antwort sehr richtig als die Ursache hiervon den geringen Widerstand, den jede aufsteigende Leidenschaft bei ihm finde. „Eine vorübergehende Grille", fügte er hinzu, „wird durch deine lebhafte Phantasie leicht zur Leidenschaft. Kampf dawider scheint dir oft kleinliche Aengstlichkeit. Du bist dir bewußt, Kraft dazu zu haben, willst sie aber auf die Zeit aufsparen, da du ihrer bedarfst."

In der philosophischen Literatur hatte sich Körner viel weiter umgethan, als Schiller, so wie er überhaupt in Kenntnissen, die sich durch Lektüre erwerben lassen, ihm überlegen war. Bei dem großen Hange unsers Dichters zur Speculation und seiner Mittheilsamkeit mußte es im Zusammenleben mit Körner viel häufiger zu philosophischen Debatten kommen, als gerade der dichterischen Thätigkeit förderlich war; doch ließ er sich einstweilen noch nicht auf eine Vertiefung in das ihm empfohlene Kant'sche System ein. Zu selbständigem Denken geneigt, suchte er sich zunächst mit dem Freunde über seine eigene längstgebildete Theosophie des Julius zu verständigen und schrieb die „philosophischen Briefe", auf die wir zurückkommen werden. Daß er aber über diese lebenswarme Produktion einer zugleich dichtenden und philosophirenden Vernunft bald zu einem mehr nüchtern Speculiren hinausging, wird uns das später zu betrachtende „philosophische

Gespräch" des Prinzen im Geisterseher zeigen, von dem Frau von Wolzogen in ihrem Leben Schiller's ausdrücklich bemerkt, daß die Philosophie des Prinzen nahezu auch die des Dichters gewesen sei.

Die Nachrichten über Schiller's Aufenthalt in Dresden sind auch nach dem Erscheinen seiner Korrespondenz mit Körner noch immer dürftig genug. Anlaß zu Briefen zwischen beiden gab es ja nur, wenn sie eine Zeit lang von einander getrennt waren; dieser Fall trat während der Dresdener Periode nur dreimal ein: im April und am Jahresschluß 1786, wo Körner mit den Seinigen auf Reisen war, und im Frühling 1787, wo Schiller eine Villeggiatur in Tharandt abhielt. In den sieben ersten Monaten (bis zur Mitte April 1786) stockte der Briefwechsel. Daß Schiller, als Freund der schönen Natur, in dieser Zeit, so oft es das Wetter gestattete, die anmuthige Umgegend von Dresden, die ihm stellenweise seine Heimath zurückrief, fleißig genossen hat, dürfen wir annehmen, ohne darum halbpoetischen Schilderungen, die man uns darüber gegeben, Glauben beimessen zu müssen. So wird erzählt, es sei damals eine seiner liebsten Erholungen vom poetischen Schaffen gewesen, in einer Gondel die Elbe hinabzufahren, besonders bei Gewittern, wenn der Sturm tobte und die Natur in Aufruhr war; dann habe er wohl einmal einen Blitz und schmetternden Donnerschall mit einem Bravo! begrüßt.

Als der Winter 1785—1786 ihn aus dem Gartenhause zu Loschwitz in die Stadtwohnung trieb, ward sein Hausgenosse Huber, der endlich von seinen Eltern die Zustimmung erhalten hatte, sich in Dresden zur Stelle eines Legationssekretairs vorzubereiten. Es läßt sich denken, wie oft und wie gern die beiden Freunde die langen Winterabende im Körner'schen Zirkel zubrachten. Hoffmeister nahm an, daß das Leben in der schönen, durch Kunstsammlungen und wissenschaftliche Anstalten interessanten Stadt, der Umgang mit Gelehrten, Künstlern, höhern Staatsdienern, mit zahlreichen Kreisen vielseitig gebildeter Männer und Frauen unserm Dichter Genuß, Anregung, neue Ansichten, Weltkenntniß verschafft habe. Nach dem, was uns anderseits über die damaligen Dresdener Zustände berichtet wird, war dies nicht der Fall. Standes- und Reichthumsdünkel ließ ein freies und anregendes Gesellschaftsleben nicht aufkommen, und in der Künstler- und Gelehrtenwelt herrschten, nach Körner's Urtheil, erbärmliche Gesinnung, anmaßende Kritik bei eigener Mittelmäßigkeit. Um so willkommener war unserm Dichter der engere Kreis, der sich manchmal um das musikliebende Körner'sche Ehepaar und die kunstfertige Dora Stock versammelte. Zu den Hausfreunden gehörten der Komponist Naumann, der Potraitmaler Graff,

der Historiker Archenholz, der Professor an der Ritter-Akademie Wilh. Gottl. Becker u. A.

Schiller's poetisches Hauptwerk dieser Periode, sein Don Karlos, rückte unterdeß nur wenig vor; dies zeigt das 1786 im ersten Jahresviertel bei Göschen erschienene zweite Heft der Thalia, welches nur die vier ersten Scenen des zweiten Aufzugs brachte. An lyrischen Gedichten enthielt es aus der Leipziger Zeit das Lied „An die Freude" und aus der Mannheimer die „Freigeisterei der Leidenschaft" und die „Resignation". Einen großen Raum nahmen Prosabeiträge ein und zwar der „Verbrecher aus Infamie (aus verlorener Ehre)" und die Uebersetzung von Mercier's Précis historique zu seinem Portrait de Philippe II, roi d'Espagne.

Anfangs der zweiten Aprilwoche 1786 reiste das Körner'sche Ehepaar mit Huber und Dora auf einige Zeit nach Leipzig, wo dann wieder Briefe von Schiller uns einen nähern Einblick in sein Leben gestatten. Am 15. April finden wir ihn mit Abbt's Schrift vom Verdienst eifrig beschäftigt, die ihm „trotz eines gewissen Chaos des Ausdrucks ächtes Gold des Genies" zu enthalten schien. „Ich glaube", schrieb er an Körner, „wer in die Ideen des Verfassers hineinginge und gewisse hingeworfene Gedanken verarbeiten wollte, würde eine große Provinz in der spekulativen praktischen Psychologie aufklären. Vorzüglich deine und meine Lieblingsmaterien von den Quellen der Handlungen, von der Menschenschätzung und Prüfung der moralischen Erscheinungen, vorzüglich diese haben mich nachdenkend gemacht. Ich wünschte, daß wir beide das Buch miteinander läsen. Es hat auch noch das Verdienst für unsere gemeinschaftliche Lektüre, daß der Stoff die Form überwiegt, daß es roher Demant ist, an dem wir uns die angenehme Mühe des Schleifens geben könnten. Wenn ich mich selbst kenne, so wäre unter allen Köpfen, die mir in der weitläufigen schriftstellerischen Welt bekannt geworden sind, Abbt just derjenige, zu dem ich einige Verwandtschaft fühle. Eine solche Mischung ungefähr von Spekulation und Feuer, Phantasie und Ingenium, Kälte und Wärme meine ich zuweilen an mir zu beobachten. Uebrigens auch diese Dunkelheit, diese Anarchie der Ideen — welche, wie ich fast glaube, durch eine Zusammengerinnung der Ideen und des Gefühls, durch eine Ueberstürzung der Gedanken erzeugt wird, und die du selbst schon bei mir gefunden hast, — auch diese finde ich bei Abbt, nur daß er sich mehr dem scharfsinnigen Philosophen, ich mehr dem Dichter, dem sinnlichen Schwärmer mich nähere. Unendlich viel Anziehendes hat diese Gattung von Philosophie."

Wir sehen, in Schiller beginnt jetzt der Denker dem Dichter den

Platz stark zu verengen, und zwar ist es vor Allem der Menschengeist, dem sein Forschen sich zuwendet, wie diesem denn auch in Zukunft sein Denken vorzugsweise gewidmet blieb. Zugleich aber fühlte er lebhaft das Bedürfniß, den Kreis seiner Erfahrung und seines Wissens auszudehnen, und hierbei ging sein Streben nicht etwa auf Erweiterung der Kenntniß der Natur, sondern wieder der Menschenwelt. Suchte er als Philosoph den menschlichen Geist besonders von seiner sittlich-ästhetischen Seite zu ergründen, so war er als Historiker bemüht, denselben in seinen geschichtlichen Entwickelungen zu verfolgen. „Ich muß ganz andere Anstalten treffen mit dem Lesen", heißt es in dem erwähnten Briefe an Körner. „Ich fühle es schmerzlich, daß ich noch erstaunlich viel lernen muß, säen muß, um zu ernten. Im besten Erdreich wird der Dornenstrauch keine Pfirsiche tragen, aber ebensowenig der Pfirsichbaum in einer leeren Erde gedeihen. Unsere Seelen sind nur Destillationsgefäße; Elemente müssen ihnen Stoff zutragen, um in vollen, saftigen Blättern ihn auszuschwellen. Täglich wird mir die Geschichte theurer. Ich habe diese Woche eine Geschichte des dreißigjährigen Kriegs gelesen, und mein Kopf ist mir noch ganz warm davon! Daß doch die Epoche des höchsten Nationalelends auch zugleich die glänzendste Epoche menschlicher Kraft ist! Wie viele große Männer gingen aus dieser Nacht hervor! Ich wollte, daß ich zehn Jahre hintereinander nichts als Geschichte studirt hätte; ich glaube, ich würde ein ganz anderer Kerl sein. Meinst du, daß ich es noch werde nachholen können?"

Kein Wunder, wenn er in einer Fortsetzung des Briefs „Ostersonntag früh" klagt: „Nun sind schon acht Tage seit unserer Trennung verflossen, und ich habe kaum eine Seite von Don Karlos gearbeitet. War mir schlechterdings unmöglich, Wärme und Laune für ihn bei mir hervorzubringen." Daran war jedoch zum Theil auch die Entbehrung des ihm zur süßen Gewohnheit gewordenen tagtäglichen Umgangs mit dem Körner'schen Familienzirkel schuld. „O liebe Kinder", heißt es in dem „An die Weiberchen" gerichteten Briefschluß, „wie sehne ich mich nach euch! Wie sehr verstimmt mich diese freudenlose Einsamkeit! In einer Wüste wollte ich mir's eher gefallen lassen; dort hätte ich wenigstens mehr Raum, euch in Gedanken um mich zu versammeln."

In einem Briefe an die Reisenden vom 20. April ertönt dieselbe Klage: „Gearbeitet habe ich noch nichts; aber", fügt er hinzu, „sobald ihr wieder hier seid, geht das rasch und warm weg." Dieser Brief hat etwas eigenthümlich Interessantes, indem er uns Schiller in einer

humoristisch gefärbten elegischen Stimmung zeigt, der wir selten bei ihm begegnen. „Wahrlich, ich fange an zu glauben", schreibt er, „daß ihr Narren seid; denn so viel Glück, als euch auf eurer Reise begleitet, würde keinem gescheidten Menschen zu Theil werden. Mitten im April entschließt sich der Himmel, seine Natur zu verleugnen; die Elemente werden ihren Grundsätzen ungetreu, und die ganze Natur gibt sich ein öffentliches Dömahnti. Und warum? Um den jüngsten Ober-Consistorialrath Körner aus Dresden mit seiner hoffnungsvollen Frau und seiner hoffnungslosen Schwägerin angenehm reisen zu lassen. Und was habe ich armer Versifex von der ganzen Schönheit des Wetters? . . . Alles lebt und webt hier und freut sich und fliegt aus und liebt und paart sich, und ich — mein Zustand ist trostlos,

Und ich Armer muß allein
Trauern und verlassen sein,
Blicken nach den Sphären!
Will mich keine Charitin,
Muse, Nymphe, Schäferin,
Will mich keine hören?

Im Ernst, ich bin's nachgerade überdrüssig, in meiner eigenen Gesellschaft zu sein. Man kann mir ohnehin nicht nachsagen, daß ich ein Spaßmacher oder, wie unsere Weiberchen es heißen, ein angenehmer Gesellschafter sei unter fremden Personen. Vollends aber mir Spaß vorzumachen! — wahrhaftig, da wäre Auditorium und Erzähler gleich schlecht!"

Am 25. April reiste er den Heimkehrenden bis Meißen entgegen und fand dort wohl Gelegenheit, Stadt und Umgebung sich näher anzuschauen, so daß er nicht lange nachher daselbst bei einer unerwarteten Veranlassung den Cicerone spielen konnte. Es kündigte ihm nämlich bald nach der Wiederkunft der Freunde der Buchhändler Schwan, welcher mit Margaretha und deren jüngerer Schwester Luise nach Leipzig gereist war, brieflich seinen Besuch an. Schiller holte auch sie in Meißen ab. Luise, nachmals Staatsräthin Pistorius, erzählt in einem Briefe an ihre Tochter: „Als wir in Meißen am Posthause vorfuhren, wer stand unter dem Thorweg? Schiller in einem mausfarbenen Rock mit Stahlknöpfen." Von seinem Benehmen sagt sie: „Es war so herzlich und gerade, wie eines Sohns und Bruders, nachdem das nähere Verhältniß zu meiner Schwester schon längst (d. h. etwa seit einem Jahr) aufgehört hatte." Wie in Meißen, so machte er auch in Dresden den gefälligen Führer, begleitete die Damen, während Schwan sich von Graff malen ließ, zu einem Spaziergange auf der Brühl'schen Terrasse,

besuchte mit ihnen ein Koncert bei Neumann, führte sie zu Stock und in Graff's Atelier, wo sie ein Portrait Schiller's angefangen und eines seiner Freundin Sophie Albrecht vollendet fanden. Ein näheres Verhältniß zu Margaretha knüpfte sich nicht wieder an. Der oben erwähnte Friedr. Götz, Sohn von Schwan's Compagnon, sagt in seinen Aufzeichnungen, Schwan habe vermuthlich bei diesem Besuch die Gründe, die ihn zur Ablehnung von Schiller's Bewerbung bestimmten, diesem mündlich eröffnet, und es wird von anderer Seite berichtet, der Hauptgrund sei der gewesen, daß Margarethe eine Liebschaft mit einem Officier gehabt habe, der sie verließ, als es seine Pflicht gewesen wäre, sie zu heirathen. Das wäre dann allerdings für Schiller ein sehr triftiger Grund gewesen, seine Bewerbung fallen zu lassen. Später, als er schon verheirathet war und mit seiner Gattin eine Reise nach der Heimath machte, traf er noch einmal mit der frühern Geliebten zusammen. Seine Frau fand diese, wie erzählt wird, sehr liebenswürdig, und das Wiedersehen bewegte den Dichter lebhaft. Margaretha heirathete einen Advokaten Namens Treffz, mit dem sie in nicht glücklicher Ehe lebte, und starb in ihrem sechsunddreißigsten Lebensjahre an den Folgen einer Niederkunft.

Bald nach Schwan's Abreise beschäftigte sich Schiller eine Zeit lang mit einer ihn wenig ansprechenden Arbeit. Am 17. Mai schrieb er an Huber, der noch in Leipzig verweilte: „Kannst du dir vorstellen, daß ich gestern zwei Arien und ein Terzett zu einer Operette gemacht habe, und daß der Text schon in den Händen des Musikus ist? Ich hoffe, — und das ist meine selige Zuversicht, ich hoffe, daß die Musik noch immer um ein Gran schlechter, als meine Arien, ausfallen wird, und diese sind gewiß schlecht. Indeß es wird eine Oper unter dem Frisiren, und ich thue es mit Absicht, — um schmieren zu lernen.“ Darüber kam aber sein Karlos zu kurz; die Thalia brachte auch im dritten Heft nur den Schluß des zweiten Akts. Mit jenen Arien sind wahrscheinlich zwei uns erhaltene Lieder (s. Kapitel 5) gemeint, die für zweifelhaft gelten.

Ueber den Sommer 1786, für welchen die biographischen Quellen äußerst spärlich fließen, gehen wir flüchtig hinweg. Schiller freute sich während desselben dauernd des Umgangs mit dem Körner'schen Kreise; doch blieb auch dieses schöne Zusammenleben nicht ganz wolkenlos, und zwar lag die Ursache hiervon hauptsächlich in Schiller. Eine oft wiederkehrende Melancholie ließ ihn zeitweise seine gegenwärtige glückliche Lage nicht vollkommen empfinden und schätzen. Noch beim Jahresschluß klagt er in einem Briefe an das Körner'sche Ehepaar: „Wird mein Bild

nicht früher bei euch erlöschen, als das eurige bei mir? Ich fürchte es beinahe; denn bis auf diese Stunde war unsere Theilung sehr ungleich. Ich habe euch ganz genießen, euch ganz durchschauen und fassen können; aber meine Seele war für euch von trüben Stimmungen umwölkt. Ihr wart mir so viel, und ich euch noch wenig, — nicht einmal das, was ich fähig sein könnte euch zu sein." Warum ihn oft solche Stimmungen anwandelten, läßt sich wohl erklären, ohne daß man zu Kant, der die Melancholie eine Zugabe tieferer Naturen nennt, seine Zuflucht nimmt. Schon daß er sich in einer Uebergangsperiode befand, in einem Streit geistiger Interessen befangen war, daß er sich zwischen Poesie, Philosophie und Geschichte himundhergezogen fühlte, daß es mit seiner dichterischen Thätigkeit, die er doch als seinen eigensten Beruf empfand, nicht recht vorwärts wollte, schon das mußte sein Glücksgefühl trüben. Ueberdies neigte sich die Zeit zu Ende, für welche er Körner's Fürsorge angenommen hatte, und noch ließ sich nicht absehen, in welcher Weise er sich eine feste äußere Existenz gründen und dazu gelangen sollte, auf eigenen Füßen zu stehen. Wie tief er das empfand, blickt aus einem Brief an Wieland vom 24. Mai hervor. Ferner begann gegen Ende des Sommers Körner's Gattin in Folge einer Niederkunft bedenklich zu kränkeln und setzte auf längere Zeit den Kreis ihrer Freunde, und nicht am wenigstens Schiller, in tiefe Bekümmerniß. Dazu kam noch im Winter, wie wir bald hören werden, daß er trotz seines „herkulischen Gelübdes" abermals einer heftigen Leidenschaft zur Beute ward, die seinen Freunden, wie ihm wohl bekannt war, zu Verdruß und Besorgniß gereichte.

Am meisten scheint dazwischen seine von Haus aus gute Laune bei Ausflügen nach Loschwitz zum Durchbruch gekommen zu sein. Loschwitz gegenüber im Dorf Blasewitz besaß ein Herr Segadin einen Landsitz, wo Schiller häufig aus- und einging und mit der Tochter des Hauses Auguste, einem heitern und gescheidten und zugleich ausnehmend schönen Mädchen, auf einem munter neckischen Fuße stand. Die „Gustel von Blasewitz" in Wallensteins Lager verdankt ihren Ursprung der Erinnerung an Loschwitz. Auguste starb in hohem Alter (24. Februar 1856) als Wittwe des Senators Renner in Dresden.

Im Herbst 1786 hatte es eine Zeit lang den Anschein, als sollte unserm Dichter nochmals die Bühne eine festere Lebensstellung bieten. Der berühmte Schauspieler Friedr. Ludw. Schröder, der 1786 zum zweiten Mal an die Spitze des Hamburger Theaters getreten und dort das redende Schauspiel der Oper gegenüber wieder zu vollen Ehren zu bringen bemüht war, hatte sich auf einer Reise in Mannheim, wie

Schiller durch Beck erfuhr, rühmend über die Richtung geäußert, welche unser Dichter, nach den Proben in der Thalia zu urtheilen, gegenwärtig verfolgte. Hierauf Bezug nehmend, schrieb ihm Schiller, er kenne jetzt und achte die Schranken, welche die Bühne dem Dichter setzen, wünsche sich jedoch freigesprochen von den engern Grenzen, in welche sich der kleine Geist und der dürftige Künstler einschließe. Durch eine Verbindung mit Schröder hoffe er ein Ideal zu realisiren, dessen Verwirklichung nur im Verein mit dem Genie eines großen Schauspielers möglich sei. Zugleich bot er ihm alle seine künftigen Stücke an. Schröder antwortete am 18. Oktober: „Meine schnelle Antwort sei Ihnen ein Beweis, wie angenehm mir Ihr Brief war. Ich erstaunte über den Flug der Ideen in den Räubern, bewunderte den größern Theil des Fiesko; aber ich zweifelte, daß ein so kühnes Genie sich zur Simplicität würde bequemen können, die einem Theatergemälde einzig allgemeinen und dauernden Beifall schaffen kann. Ihr Karlos überzeugt mich vom Gegentheil; und nun wünsche ich nichts so sehr, als mich mit Ihnen zu verbinden — mit Ihnen, der allein meine Ideen realisiren kann. Ich fühle mich zu schwach dazu; aber ein langer und vertrauter Umgang mit dem Handwerksmäßigen des Theaters kann Ihnen vielleicht von Nutzen sein. Jedoch ein dramatischer Schriftsteller muß durchaus an dem Orte sein, wo die Bühne sich aufhält, für die er schreibt. Sind Sie frei? Können Sie Dresden gegen Hamburg vertauschen? Und unter welchen Bedingungen? Beck hat mir einen Theil der Behandlung erzählt, die Sie in Mannheim erfuhren; glauben Sie nicht, daß die hiesige Einrichtung im mindesten mit der dortigen sympathisire; mehr kann ich Ihnen darüber nicht schreiben."

Schiller lehnte, so freundlich ihm auch Schröder entgegenkam, das Anerbieten zu dessen größtem Bedauern ab. Warum? Darüber lassen sich nur Vermuthungen aufstellen. In seinem Antwortschreiben vom 18. December gibt Schiller selbst den wenig stichhaltigen Grund an, daß er ohne Zustimmung des Herzogs von Weimar kein dauerndes Engagement eingehen könne. Der Wahrheit getreuer wäre er wohl geblieben, wenn er gesagt hätte, daß er sich augenblicklich nicht von dem durch Minna's Krankheit gebeugten Körner zu trennen vermöge, für die Zukunft aber sich zu den Kreisen der Weimar'schen Geistesheroen hingezogen fühle; oder wenn er gestanden hätte, wie wenig er bei seiner wachsenden Hinneigung zur Philosophie und Geschichte für die nächsten Jahre auf eine ausgiebige dichterische Productivität rechnen durfte. Palleske bringt Schiller's Absagebrief in Verbindung mit seiner leidenschaftlichen Zuneigung zu Charlotte von Kalb. Ein Briefwechsel zwischen beiden

hatte allerdings fortbestanden; wenigstens erhielten Charlotte und Beck die Hefte der Thalia gleich nach ihrem Erscheinen zugesandt. Aber darauf läßt sich nicht die Annahme einer in Schiller noch fortglühenden Leidenschaft gründen. Dankbarkeit und mitleidige Theilnahme bewahrte er gewiß der Freundin; doch, nachdem er sich anderthalb Jahre lang an dem Anblick des Glücks geweidet hatte, das eine so harmlos heitere Frau, wie Minna Körner, ihrem Gatten bereitete, konnte er sich unmöglich noch zu Charlotte hingezogen fühlen, deren leidenschaftliches, excentrisches Wesen ihn von Mannheim weggetrieben hatte. Im April 1786, wo Charlotte nach Dresden zu kommen gedachte, meldete er dies, ohne irgendwie Freude darüber kund zu geben, an Körner mit den Worten: „Beck hat mir geschrieben; durch ihn erfahre ich die Bestätigung von Charlottens beschlossener Abreise. Er meint, daß sie uns überraschen werde.“ Im Oktober hielt sie sich einige Wochen in Weimar auf und brachte dann den Winter in Kalbsrieth, dem Gut ihres Schwiegervaters, zu. Schiller erbot sich gegen Ende des Jahrs, sie in ihrer dortigen traurigen Einsamkeit zu besuchen, war aber nicht unglücklich, als sie ihn auf ihren nächstjährigen Sommeraufenthalt in Weimar verwies.

Eher könnte man die Ursache der Ablehnung von Schröder's Antrage in einem andern an Dresden ihn fesselnden Herzensverhältnisse, und zwar einem sehr leidenschaftlichen, suchen, wenn es nicht wahrscheinlich wäre, daß sich dieses erst zu Anfange 1787 angeknüpft habe. Den Anknüpfungspunkt boten Schiller's fortdauernde freundschaftliche Beziehungen zur Schauspielerin Sophie Albrecht.

Sophie Albrecht, jetzt eine der ersten Zierden der Dresdener Bühne, machte ein ziemlich großes Haus und empfing zahlreiche Besuche von der eleganten Welt beiderlei Geschlechts, auch von Herren, die am Spieltisch einer Leidenschaft fröhnten, von welcher Schiller sich nicht ganz frei hielt. „Vorgestern Abend“, schrieb er am 20. December an Körner, „waren wir bei Albrechts, wo Whist gespielt wurde; diesmal aber gewann ich.“ Nach H. Döring's Erzählung lernte dort unser Dichter zuerst eine glänzende Schönheit, Henriette Elisabeth von Arnim, Tochter einer pensionirten sächsischen Officierswittwe, kennen, die plötzlich einen tiefen Eindruck auf ihn machte. „Er stand vor ihr“, sagt Döring, „mit einer wortlosen Andacht des Gefühls und wehrte nicht der Flamme, die verzehrend in seiner Brust aufloderte.“ Aber ein uns erhaltenes Stammbuchblatt, das ihr Schiller gewidmet hat (vgl. unten Kapitel 5), datirt den Beginn dieser Leidenschaft von einem Maskenball her, der nach einer Andeutung von Charlotte Kalb im Februar 1787 stattfand,

worauf dann wiederholte Begegnungen im Albrecht'schen Hause gefolgt sein mögen. Der Mutter des Mädchens, die in ungünstigen Vermögensverhältnissen lebte, schien die Eroberung eines schon damals berühmten Dichters zu schmeicheln und die Gewalt der Reize ihrer Tochter zu verbürgen. Sie gestattete ihm daher den Eintritt in ihr Haus, gab ihm jedoch die Weisung, wenn er Licht in gewissen Zimmern bemerkte, sich nicht einzufinden, weil dann ihre Tochter in Familiengesellschaft sei. Aber Schiller's Freunde behaupteten, die Mutter empfange dann mehr begünstigte Anbeter ihrer Tochter; die intriguante Frau mißbrauche die Leidenschaft des arglosen unerfahrenen jungen Mannes zur Befriedigung ihrer Eitelkeit und zur Erreichung ihrer eigennützigen Absichten. Nur deßhalb ziehe sie ihn an, halte ihn fest, und mache ihm stets Hoffnung, ohne ihm je sichere Aussichten zu bieten. Schiller's Bethörung muß in der That einen hohen Grad erreicht haben, da er sich nicht bloß werthvolle Geschenke, sondern selbst Baarsummen, den schwererworbenen Ertrag seiner schriftstellerischen Arbeiten, entlocken ließ. In einem Briefe der Tochter einer Dame, welche damals mit Schiller in demselben Hause wohnte, fand Hoffmeister die Notiz: „Meine Mutter erinnert sich recht gut der Geschichte des blauen Bandes, das Schiller in seiner Verliebtheit dem Fräulein von Arnim entwendete und seitdem beständig Nachts um seine Zipfelmütze geschlungen trug. Er sah damit zum Fenster hinaus, wobei meine Mutter öfters Gelegenheit gehabt hat, es von oben herunter zu bewundern."

Wie es unter solchen Umständen mit des Dichters Arbeitseifer stand, läßt sich denken. Am 18. December hatte er in dem Briefe an Schröder den Don Karlos in sechs Wochen zu senden versprochen; aber aus den sechs Wochen wurden sechs Monate. Gegen den Jahresschluß, während Körner mit den Seinigen von der Mitte Decembers bis etwa zum 8. Januar zur Wiederherstellung Minnas sich in Leipzig aufhielt, gingen seine Arbeiten — so berichtete er diesem — noch „erträglich", wenn auch nicht, wie er wünschte. „Ich habe", fügte er hinzu, „nicht frohe Laune genug, mit Wärme meinem Vorhaben getreu zu sein. Doch geht es vorwärts, und du kannst immerhin ein Stück Arbeit gethan finden, wenn du zurückkommst." Am 30. December war er im Don Karlos bis mitten in die letzte Scene des Marquis mit der Königin gekommen; aber dann scheint ihn bald im neuen Jahr die Begegnung auf der Redoute in das Zaubernetz verstrickt zu haben, das sofort seine poetische Produktion ins Stocken brachte, ohne welches er jedoch schwerlich im Geisterseher das Bild der schönen Griechin so lebenswarm hätte darstellen und die Liebesgluth des Prinzen so hinreißend schildern können.

Denn das hat der Künstler vor andern Sterblichen voraus, daß er auch aus seinen Verirrungen Gewinn ziehen, und die Leiden, die er als Mensch getragen, als Künstler zu Freuden verklären kann.

„Schiller's Freunde", erzählt Karoline von Wolzogen, „boten alle Macht klarer Einsicht und herzlicher Sorge auf, ihn seinen Fesseln zu entziehen." Kaum kann uns etwas eine größere Vorstellung von dem Edelsinne Körner's, Minna's und Dora's geben, als die langmuthvolle Liebe, die sie ihm auch in dieser Epoche bewahrten. Als Frau von Arnim mit ihrer Tochter im Frühjahr 1787 verreist war, flüchtete sich der Liebeskranke am 17. April in die ländliche Einsamkeit nach Tharandt hinaus. Vielleicht war die Villeggiatur von seinen Freunden veranstaltet worden, um ihn dem Dresdener Zauberkreise etwas länger fern zu halten und ihm Zeit zur Einkehr in sich selbst zu verschaffen; denn die Arnims wurden bald zurückerwartet. Drei Tage später schrieb er an Körner: „Eine reizende Landpartie, weiß Gott! Da sitz' ich drei Tage hier und kann nicht vor's Haus. Schnee und Hagel wirft mir beinahe Thüren und Fenster ein. In diesem erbärmlichen Zustand soll ich mich — nicht nach Dresden zurücksehnen! Doch will ich mir einbilden, daß ich für vergangene Sünden büße." Da er Arnims bereits zurück vermuthete, legte er einen Brief für dieselben bei. „Meinem beleidigten Dorchen", schrieb er, „schicke ich diesen Einschluß zur schleunigsten, gewissenhaftesten und pünktlichst-gütigsten Besorgung. Sie möchte so gütig sein und anfragen lassen, wann man die Antwort könnte abholen lassen, oder ob sie geschickt werden würde. Wenn Arnims noch nicht wieder in Dresden wären, so soll die Minna, oder wer meinen Brief hinträgt, ihn wieder mitnehmen. Aber ich lasse Dorchen recht sehr bitten, die Botenfrau ja nicht weggehen zu lassen, ohne mir von dorther Antwort mitzunehmen, wenn man in der Stadt ist."

Die Freunde versorgten den „armen Robinson" zu Tharandt mit englischem Bier und schickten ihm die Liaisons dangereuses und den Werther zu unterhaltender (wohl auch zu beherzigenswerther) Lektüre. Jene fand er „allerliebst geschrieben, voll treffender, wahrer Bemerkungen über den Menschen und Sentiment"; vom Werther erklärte er, noch keinen Gebrauch machen zu können. Am 2. Mai, wo er noch in Tharandt war, scheint seine Leidenschaft schon abgekühlt gewesen zu sein; denn das obenerwähnte, von diesem Tage datirte Stammbuchblatt an Henriette von Arnim ist in sehr gemäßigtem Tone gehalten. Als er bald darauf in die Stadt zurückgekehrt war und nun in Körner's Hause wohnte, wird es ohne Zweifel diesem und dem Schwesternpaar gelungen sein, ihn bald zu voller Besinnung zurückzuführen. Am 1. Juli schrieb er

an Koch, später Schauspieldirektor in Frankfurt: „Als wir uns hier voneinander trennten, ist mir von einem Mädchen, das Sie hier gesehen haben, der Kopf so warm gemacht worden, daß ich Ihre Adresse darüber vergessen habe", — und am 13. Juli an Schröder: „Die Umstände, welche diesmal den Don Karlos verzögert haben, kommen zum Glück nicht so gar oft wieder. Eine Abhaltung, und die stärkste, könnte ich Ihnen nennen, weil sie sehr — menschlich ist; aber ich brauche jetzt mein Papier zu nothwendigern Dingen." Jetzt, wo sein Gemüth wieder freier war, machte sich die Anziehungskraft, die Weimar auf ihn übte, mit verdoppelter Stärke geltend, und schon am 20. Juli trat er die Reise dorthin an.

Ob Henriette von Arnim mit der Rolle, welche die Mutter ihr aufgetragen hatte, einverstanden war, läßt sich nicht leicht entscheiden. Schiller's Aeußere mochte freilich für eine so elegante Weltdame wenig Anziehendes haben. „Seine gewöhnliche Kleidung", so schildert ihn Sophie Albrecht, „bestand in einem dürftigen grauen Rock, und die Zubehör entsprach in Stoff und Anordnung keineswegs auch nur den bescheidensten Anforderungen des Schönheitssinnes. Neben diesen Mängeln der Toilette machte seine reizlose Gestalt und der häufige Gebrauch des Spaniols einen ungünstigen Eindruck, den das tief gebeugte, immer sinnende Haupt noch vermehrte." Aber wie auf seine andern Freunde und Freundinnen, kann auch auf Fräulein von Arnim sein Gemüths- und Geistesreichthum und sein eminentes Gesprächstalent, vor Allem aber das Feuer der ihr entgegengebrachten Neigung einen tiefen Eindruck gemacht haben. Wenigstens scheinen die Thränen, die ihr der Abschied von Schiller kostete, und sein Bildniß, das sie zeitlebens in ihrem Schlafzimmer hängen hatte, für eine wirkliche und dauernde Zuneigung ihrerseits zu sprechen. Auch löste sich das Verhältniß nicht auf eine brüsque Weise. Bei Schiller's Abreise nach Weimar gab ihm Frau von Arnim etwas für ihre jüngste, zu Erfurt in einem Kloster untergebrachte Tochter mit; und, wie erzählt wird, führte Henriette noch später einen Briefwechsel mit Schiller fort. Sie heirathete einen Grafen von Kuhnheim, und nach dessen Tode einen gleichnamigen Onkel desselben, einen alten Mann, mit welchem sie auf dem Gut Kloschenen bei Friedland in Preußen in einer nicht erfreulichen Ehe lebte. Nachdem das Gut durch Krieg und verschwenderisches Leben heruntergekommen war, kehrte sie nach Dresden zurück und starb dort 1847 in beschränkten Verhältnissen.

Viertes Kapitel.

Don Karlos. *)

Das Hauptwerk Schiller's, welches in Dresden zur Vollendung gedieh, war sein Don Karlos. Wir wissen aus früher Erzähltem, daß unser Dichter, zuerst durch Dalberg auf das Sujet hingewiesen, den Stoff vorherrschend aus Saint Real's historischer Novelle entnahm und ursprünglich daraus ein in den höchsten Gesellschaftskreisen spielendes Familienstück zu bilden gedachte, welches zugleich die polemische Tendenz seiner drei ersten Dramen weiter verfolgen, und diese in das religiöse Gebiet hinüberführen sollte. Es lag hiernach schon anfänglich in der Aufgabe etwas Zwiespältiges, die Darstellung eines Familienkonflikts und eine Polemik gegen kirchliche Mißstände, wozu dann noch später ein drittes, die beiden ersten allmälig überwucherndes Element, ein kosmopolitisches, hinzukam.

Auf die bedeutende Rolle, welche Familienkonflikte, besonders in Schiller's frühern Dramen, aber auch theilweise in seinen nachherigen spielen, hat zuerst Hermann Marggraff nachdrücklich aufmerksam gemacht. In den Räubern steht Franz Moor seinem Bruder und zugleich dem Vater feindlich gegenüber; in Kabale und Liebe erscheint Ferdinand in Zerwürfniß mit seinem Vater, im Don Karlos der Infant mit dem König, in der Braut von Messina der Bruder mit dem Bruder; in der Jungfrau von Orleans flucht der Vater seiner Tochter. Mildere Gegensätze sprechen sich im Wallenstein in der Stellung Max Piccolomini's zu Ottavio, und im Tell in dem Verhältniß der beiden Attinghausen zueinander aus. Damit machte der Dichter nicht etwa einem zufälligen, durch die bürgerlichen Dramen genährten Zeitgeschmack eine Koncession; vielmehr entsprang die Neigung zur Darstellung solcher Konflikte mit Nothwendigkeit aus dem damals allgemeinen, in Schiller besonders stark entwickelten Geist der Zeit, der gegen jeden die Freiheit des Individuums einengenden Zwang, und so auch gegen die Familienfesseln, insoweit sie diese Freiheit beschränkten, sich auflehnte. Bei unserm Dichter aber gewannen die Gemälde solcher Familienkonflikte einen weitern Hintergrund und eine höhere Bedeutsamkeit, als in den meisten

---

*) Vgl. Theil I, Kapitel 16 (gegen den Schluß), Kap. 20 (Anfang) und Theil II, Kap. 2.

bürgerlichen Dramen jener Zeit, indem er in den Gegensatz der entzweiten Familienglieder den Streit zweier Weltanschauungen zu verweben pflegte, und damit die Schranken des bürgerlichen Schauspiels durchbrach. So sollte denn auch schon in der ersten Anlage unserer Tragödie Philipp dem Karlos nicht bloß als alter eifersüchtiger Vater dem blühenden Sohn, dem ehemaligen Verlobten seiner Stiefmutter, sondern zugleich als ein Sklave der Inquisition dem Feind und Verächter hierarchischer Herrschsucht gegenüber stehen.

Diese Doppelaufgabe wäre zu lösen gewesen, ohne die Einheit der Idee wesentlich zu beeinträchtigen. Aber der Dichter wurde über der Ausführung des Werks ein anderer. Die polemische, negirende, revolutionäre Stimmung, der Unmuth über das, was ist, welchem seine drei ersten Dramen entflossen waren, verwandelte sich nach und nach in Begeisterung für das sich ihm aufhellende Ideal, für die Vorstellung dessen, was sein sollte und vielleicht dereinst sein werde. Aus dem Hange zur strafenden Satyre, zur vernichtenden poetischen Kritik entwickelte sich in ihm die Lust zur verklärenden Enthüllung und dichterischen Vorausverkündigung des Ideals, und diese Neigung wurde in dem Dichter zur herrschenden, nachdem er den Freundschaftsbund mit Körner geschlossen, als dessen Zweck und Ziel er selbst das Erstreben und Erreichen alles Guten, Edlen und Schönen bezeichnete. Indem Schiller auch noch diesen neuen Gehalt dem bereits halb ausgeführten Drama ein- und anfügte, mußte dasselbe nothwendig an einheitlichem Charakter eben so viel einbüßen, als es an Mannigfaltigkeit des Gehalts gewann. Das Stück begleitete in seiner Entstehung eine Entwickelungsphase seines Urhebers, in welcher sein Empfindungsstrom in ein neues Bett einlenkte; wie hätte, bei dem durchaus subjektiven Charakter der Schiller'schen Poesie, ein solcher Wechsel ohne Einfluß auf das Werk bleiben können?

Hierüber hatte der Dichter selbst, wenigstens nach der Vollendung des Stücks, ein sehr klares Bewußtsein. In den Briefen über Don Karlos, die er etwas später schrieb, heißt es: „Während der Zeit, daß ich daran arbeitete, welche mancher Unterbrechungen wegen eine ziemlich lange Zeit war, hat sich in mir selbst Vieles verändert. An den verschiedenen Schicksalen, die während dieser Art über meine Art zu denken und zu empfinden ergangen sind, mußte nothwendig auch dieses Werk Theil nehmen. Was mich zu Anfang vorzüglich in demselben gefesselt hatte, that diese Wirkung in der Folge schon schwächer und am Ende nur kaum noch. Neue Ideen, die indeß bei mir aufkamen, verdrängten die frühern. Karlos selbst war in meiner Gunst gefallen, vielleicht aus

keinem andern Grunde, als weil ich ihm in Jahren zu weit vorausgesprungen war, und aus der entgegengesetzten Ursache hatte Marquis Posa seinen Platz eingenommen. So kam es denn, daß ich zu dem vierten und fünften Akt ein ganz anderes Herz mitbrachte. Aber die drei ersten Akte waren in den Händen des Publikums, die Anlage des Ganzen war nicht mehr umzustoßen; ich hätte also das Stück entweder ganz unterdrücken müssen (und das hätte mir wohl der kleinste Theil meiner Leser gedankt), oder ich mußte die zweite Hälfte der ersten so gut anpassen, als ich konnte. Wenn dies nicht überall auf die glücklichste Art geschehen ist, so dient mir zu einiger Beruhigung, daß es einer geschicktern Hand nicht viel besser würde gelungen sein. Der Hauptfehler war: ich hatte mich zu lange mit dem Stücke getragen; ein dramatisches Werk aber kann und soll nur die Blüthe eines einzigen Sommers sein."

Schon darin zeigt sich der Mangel an Einheit in unserm Drama, daß man darüber streitet, wer der Hauptheld sei, Karlos oder Posa. Palleske nennt diese Frage eine müßige und einen solchen „Heldenbegriff" einen „sehr trivialen"; habe doch auch Shakespeare's Julius Cäsar mehr Helden als einen; Don Karlos sei der Charakter, um den sich die Handlung bis zuletzt drehe, und so habe der Dichter Recht gehabt, nach ihm das Stück zu benennen. Ein Mißgriff in der Benennung eines dramatischen Produkts ist verhältnißmäßig gering anzuschlagen; die Hauptsache ist, daß sein einheitlicher Charakter gewahrt bleibe. In dem Titel des Julius Cäsar hat sich Shakespeare (oder vielleicht ein Anderer, als der Dichter) vergriffen; aber das Stück selbst ist, wie ich im Shakespeare-Jahrbuch nachgewiesen zu haben glaube, ein Muster eines einheitlich und folgerecht durchgeführten Dramas. Brutus ist der Träger der Idee, das Haupttriebrad der Handlung, der Mittelpunkt des ganzen Kreises von Charakteren, der Gegenstand, auf den sich des Lesers oder Zuschauers Interesse koncentrirt. Nicht so Schiller's Don Karlos. In der ersten Hälfte des Dramas ist er mit seiner Leidenschaft allerdings der Angelpunkt der Handlung; aber schon hier beginnt Posa mit seinem Plan, „den glücklichsten Zustand hervorzubringen, welcher der menschlichen Gesellschaft erreichbar ist", ihm unser Interesse streitig zu machen, und zugleich unsern Blick auf einen höhern Gegenstand, als den Konflikt im Königshause, hinzulenken. Posa findet in Karlos nicht mehr den „löwenkühnen Jüngling", von dem er in Alcala Abschied nahm,

> Der sich vermaß in süßer Trunkenheit,
> Der Schöpfer eines neuen goldnen Alters
> In Spanien zu werden.

Und Posa zeigt auch sogleich seine Ueberlegenheit über ihn, indem er den Liebeskranken wie ein seine Mittel klug verbergender Arzt in Behandlung nimmt, und die Krankheit selbst für seine kosmopolitischen Entwürfe zu verwerthen sucht. Er veranstaltet eine Zusammenkunft des Freundes mit der Königin, die dem Jüngling zuruft:

Elisabeth
War Ihre erste Liebe; Ihre zweite
Sei Spanien! Wie gerne, guter Karlos,
Will ich der besseren Geliebten weichen!

Karlos entschließt sich, Flandern zu retten, — weil sie es will. In der großen Scene, worin er den König beschwört, ihm Flandern zu vertrauen, scheint sein heroischer und kosmopolitischer Sinn noch einmal hoch aufzuflammen. Aber der mißverstandene Brief der Prinzessin Eboli wirft ihn tief in den Strudel seiner egoistischen Leidenschaft zurück. In der Schlußscene des dritten Akts tritt dann Posa in einer Weise hervor, die ihn entschieden zum Mittelpunkt der Handlung, zum Gegenstand unsers vorwaltenden Interesses und zum Repräsentanten derjenigen Idee macht, welche Schiller nachher der Dichtung zu Grunde legte. Von hier an tritt die ursprüngliche Aufgabe und Tendenz des Stücks, der Familienkonflikt in einem Königshause und der revolutionäre Angriff auf die kirchlichen Zustände, weit zurück hinter die neue, umfassendere Idee, welche Hoffmeister als „den Konflikt eines mit Vorliebe geschilderten neuen Alters der Menschheit mit einer des Untergangs würdigen Zeit und den temporellen Sieg des Schlechtern über das Bessere" bezeichnet. Erst von hier an gilt für das Drama, was Hoffmeister von dem Ganzen sagt: Don Karlos verhält sich zu den drei ersten Dramen, wie das Ziel zum Wege. Eine ethische Gedankenbildung ist in den frühern Stücken eingeleitet und fortgeführt, in Don Karlos aber vollendet und abgeschlossen. In jenen nämlich wird niedergerissen und weggeräumt, in diesem soll das neue Gebäude des menschlichen Daseins gegründet und aufgeführt werden. Dort ist ein Kampf gegen bestehende Verhältnisse, hier ein Kampf für bestimmte Ideen. Was er nicht will, hat der Dichter zuerst mit blutendem Herzen in mehrern Weisen dargelegt; was er will, hat er mit befreiter, begeisterter Seele in Ein großes Gemälde zusammengefaßt.

Hiernach kann es nicht zweifelhaft sein, daß weder in der Grundidee unsers Stücks, noch in dem Haupthelden die erste und unerläßlichste Anforderung an jedes Drama, die Einheit, vollkommen erfüllt ist. Posa verdrängt unmittelbar vor seinem Tode den Titelhelden in allen Beziehungen so sehr aus dem Mittelpunkt des Ganzen, daß sich auf ihn

sogar die Liebe der Königin überträgt, und — eine gleich tiefe Gegenliebe findet; — eine Wendung, die aus den letzten Worten, welche sie miteinander tauschen, zwar nur flüchtig, wie ein Paar Blitzstrahlen, aber dem aufmerksamen Blick unverkennbar hervorleuchtet. Man könnte auf den Gedanken kommen, es lasse sich dem gerügten Mangel an Einheit durch dasselbe Mittel, wie bei Shakespeare's Julius Cäsar, abhelfen, den man nur in Brutus umzutaufen braucht, um ihn sofort als ein vollkommen einheitliches dramatisches Kunstgebilde erscheinen zu lassen. Aber bei unserm Stück wäre mit einer Aenderung des Titels in „Marquis Posa" wenig gewonnen; die Dichtung ist innerlich durchaus zwiespältig, und Don Karlos spielt in den ersten Akten, und auch wieder am Schlusse eine zu hervorragende Rolle, als daß sich eine solche Umtauschung rechtfertigen ließe.

Jedoch hat Schiller durch Aufbietung einer bewundernswürdigen Kunst die heterogenen Bestandtheile des Dramas, wenn auch nicht vollkommen zu verschmelzen, doch in einem solchen Grade zu verbinden gewußt, wie es nur einer so eminenten poetischen Kraft gelingen konnte. Zu Hülfe kam ihm hierbei der Umstand, daß dem ursprünglich intentionirten Familienstreit und dem später aufgefaßten Zusammenstoß kosmopolitischer Begeisterung mit despotischer Gewalt ein ähnlicher und verwandter Gegensatz zu Grunde lag: dort der Kampf der freien Herzensneigung gegen die Konvenienz der Politik und Sitte, hier der Widerstreit des freiheitsliebenden Weltbürgerthums gegen egoistische Herrschsucht. Ohne diesen Umstand hätte der Dichter wohl ganz auf die weitere Ausführung des angefangenen Stücks verzichtet. Gelang es ihm aber, mit dem bereits Fertigen das neu zu Dichtende nur annähernd genügend zu amalgamiren, so glaubte er des reichen, dem Stück einverleibten ethischen Gehalts wegen auf eine große Wirkung desselben rechnen zu dürfen; und darin täuschte er sich nicht. Der gewaltige sittliche Zorn, der aus den ältern, polemischen Partien sprüht, das Pathos der Leidenschaft in Don Karlos, das an Gluth und Kraft dem Pathos seiner Erstlingsdramen nicht nachsteht, neben dem enthusiastischen, auf die höchsten und edelsten Zwecke gegründeten Freundschaftsbunde, neben Posa's begeisterten, mit hinreißender Rhetorik ausgeführten Ideen, die uns in ein künftiges Paradies der Bruderliebe blicken lassen, dazu eine Fülle und Mannigfaltigkeit spannender, effektvoller, durch Kontrast in ihrer Wirksamkeit gesteigerter Situationen, der Glanz und die Höhe der Gesellschaftssphäre, worin die Handlung spielt, der Zauber einer volltönenden, durch den Rhythmus gehobenen und veredelten Sprache — alles dies wird immer sittlich empfängliche, besonders jugendlich erreg-

bare Gemüther mächtig ergreifen, wenn gleich die Kunstform des Ganzen nicht befriedigt und auch die Ausführung des Einzelnen von ästhetischen Mängeln nicht frei ist. Von den zwei sittlichen Lebensgrundtrieben in Schiller bethätigte sich in seinen drei ersten Dramen weitaus vorherrschend der Eine Trieb, die Freiheitsliebe; im Don Karlos treten beide zu Tage, des Dichters hoher Freiheitssinn und seines Herzens schöne Menschlichkeit, und fesseln den Leser und Hörer mit doppelten Banden.

Die Zeichnung der Charaktere beurtheilt Hoffmeister wohl zu ungünstig, wenn er in „Posa, Karlos und der Königin nur symbolische Figuren für Schiller'sche Tugenden" findet, und eben so von den Charakteren des entgegengesetzten Gebietes behauptet, daß sie lediglich als Kontrastbilder seiner Ideale gedacht und dargestellt seien. Ich meine vielmehr, daß im Vergleich mit den Charakteren von Schiller's Erstlingsdramen manche Figuren unsers Stücks einen sehr bedeutenden Fortschritt in der Charakterzeichnung, eine starke Annäherung an eine konkrete, individuelle, objektive Gestaltung erkennen lassen. Dies gilt besonders von den beiden weiblichen Hauptcharakteren. Von der Königin gesteht Hoffmeister selbst: „Sie ist gewandt und klug, entschlossen, ohne unweiblich, hochsinnig, ohne sentimental zu sein." Welche Frauenfigur der bisherigen Schiller'schen Dramen ließe sich auch nur entfernt mit ihr vergleichen! Ob, wie es in Schiller's Leben der Frau von Wolzogen heißt, bei diesem Charakter ihm Charlotte von Kalb als Musterbild vorgeschwebt habe, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls erkennt man an der Zeichnung der Königin, und eben so der Prinzessin Eboli, daß seit der Entstehung von Kabale und Liebe Schiller das Bekanntwerden mit edeln und feingebildeten Frauen für seine dichterischen Zwecke wohl zu benutzen verstanden hat. Die Prinzessin ist freilich verstandesmäßig zur Königin in einen Kontrast gestellt, den Posa (Akt II, Scene 15) trefflich schildert. Auf Karlos' Behauptung, daß sie tugendhaft sei, entgegnet er: „Sie ist's aus Eigennutz der Liebe", und später

Mir kam vor,
Daß sie geschickt des Lasters Blößen mied,
Daß sie sehr gut um ihre Tugend wußte.
Dann sah ich auch die Königin. O Karl,
Wie anders Alles, was ich hier bemerkte!
In angeborner stiller Glorie,
Mit sorgenlosem Leichtsinn, mit des Anstands
Schulmäßiger Berechnung unbekannt,
Gleich ferne von Verwegenheit und Furcht,
Mit festem Heldenschritte wandelt sie
Die schmale Mittelbahn des Schicklichen,

Unwissend, daß sie Anbetung erzwungen,
Wo sie von eignem Beifall nie geträumt.
Erkennt mein Karl auch hier, in diesem Spiegel,
Auch jetzt noch seine Eboli?

Aber bei dieser psychologischen Kontrastirung läßt es ja der Dichter nicht bewenden. In ihrem Erscheinen, Reden und Handeln tritt uns die Prinzessin als eine individuelle, lebenswarme Gestalt entgegen. Welch ein Abstand in Feinheit der Kontouren und geschmackvoller Mäßigung des Kolorits zwischen ihrem Bilde und dem der Julia Imperiali im Fiesko!

So sind auch die untergeordneten männlichen Charaktere nicht durchaus „allgemeine Figuren", wie Hoffmeister sie nennt. Dem Bilde des tapfern, gefürchteten Alba gereicht es freilich nicht zum Vortheil, daß er hier die Rolle eines intriguanten Höflings, eines Genossen des Domingo spielen muß; aber an individualisirenden Zügen fehlt es auch dieser Gestalt nicht. In der fünften Scene des zweiten Akts steht er im stolzen Bewußtsein seines Verdienstes dem Königssohn imponirend gegenüber. Domingo und der Großinquisitor sind nicht bloß, wie Hoffmeister nennt, die Träger des Abscheus, den Schiller gegen das System hierarchischer Gewissenlosigkeit, Tücke und Grausamkeit empfand; sie sind zugleich scharf gezeichnete, charakteristische Repräsentanten dieses Systems. Lerma vollends ist eine trefflich gelungene Figur, mit wenigen, aber energischen Strichen dargestellt.

Es bleibt noch übrig, der drei männlichen Hauptcharaktere zu gedenken. Ueber den König hörten wir schon früher (Schlußkapit. Theil I) den Dichter selbst sagen, er habe, „um die widrige Härte des Stoffes zu weicher Delikatesse zu mildern", es für nöthig gehalten, Philipp ja nicht als ein despotisches Ungeheuer darzustellen. So ergießt denn der mächtigste Monarch der Erde, in welchem nach der Lehre des Großinquisitors jedes menschliche Gefühl schweigen soll, sich in Klagen darüber, daß er keinen Menschen habe, der ihn liebe. Wohl ist er ein Henkersknecht der Inquisition, aber den Wellenschlag der kommenden Zeit empfindet auch er an seiner bebenden Brust. Solche Züge seinem Charakter einzuverweben, war schon deßhalb nöthig, damit Posa im Herzen des Königs eine Stelle fände, wo er seinen Hebel ansetzen könnte. Aber Hoffmeister tadelt es mit Recht, daß Philipp nicht durch Motive aus seinem Gebiet vermenschlicht und veredelt sei. Um ihn uns näher zu bringen, reißt ihn der Dichter in seine eigene Ideenbewegung herein und macht ihn zum sentimentalen Tyrannen. — Der subjektivste Charakter der ganzen Dichtung, der Herold der Gedanken-

freiheit und des Weltbürgerthums, das Gefäß, in welches Schiller in vollem Strom seine Begeisterung für Menschenglück und Menschenwürde ergoß, Posa, ist durchaus ein Idealist, weniger geeignet zur Verwirklichung seiner großen Entwürfe, als beredt in der Verkündigung derselben; scharfsichtig genug, um Charaktere und politische Verhältnisse zu durchschauen, und doch unfähig zu erkennen, daß sein Zukunftsideal sich nicht mit Einem Schlage ins Leben rufen läßt; schwärmend für Freiheit und Selbständigkeit der Individuen, und doch seinem Karlos zumuthend, daß er ihm blind am Gängelband folge; begeistert für Wahrheit, Geradheit, Freimuth, und doch nicht frei von starkem Hange zu künstlicher und versteckter Intrigue. — Indem ihn der Dichter nachträglich zum Hauptorgan seiner Begeisterung und zur Haupttriebfeder der Handlung machte, konnte er nicht umhin, die ursprünglich erste Figur, Don Karlos, in Schatten treten zu lassen. Doch trugen auch andere Umstände hierzu bei. Durch die Kürzung, die Schiller an den in der Thalia veröffentlichten Scenen vornehmen mußte, durch die Milderung und Mäßigung des Ausdrucks, welche sein verfeinerter Geschmack ihm gebot, wurde der spanische Prinz zwar manierlicher, aber auch unbedeutender. Anfangs war er excentrischer und leidenschaftlicher, aber dafür entschiedener und stolzer. In der Thalia (Akt I, Scene 1) sagt er zu Domingo:

Ich kenne dich.
Du bist der Dominikanermönch,
Der in der fürchterlichen Ordenskutte
Den Menschenmäkler machte. Bin ich irre?
Bist du es nicht, der die Geheimnisse
Der Ohrenbeicht' um baares Geld verkaufte?
Bist du es nicht, der unter Gottes Larve
Die freche Brunst in fremdem Ehbett löschte,
Den heißen Durst nach fremdem Golde kühlte,
Die Armen fraß und an dem Reichen saugte?
Bist du es nicht, der ohne Menschlichkeit,
Ein Schlächterhund des heiligen Gerichtes,
Die fetten Kälber in das Messer hetzte?
Bist du der Henker nicht, der übermorgen
Zum Schimpf des Christenthums das Flammenfest
Des Glaubens feiert und zu Gottes Ehre
Der Hölle die verfluchte Gastung gibt?

Mehrere Stellen dieser Art, worin der Dichter jenes Versprechen, „in Darstellung der Inquisition die Schandflecken der Menschheit an den Pranger zu stellen“, in Ausführung brachte, fielen bei der Umarbeitung dem kritischen Messer zum Opfer, und mit jeder verlor Karlos einen

Theil seiner Bedeutsamkeit. Im spätern Verlauf der Handlung zeigt er sich für die Rolle, die ihm Posa in dem kosmopolitischen Freundschaftsbunde zugedacht, ganz unfähig. Von seiner unglückseligen Leidenschaft umstrickt, ermannt er sich nur auf Augenblicke zu einem Thatentschluß; und, wenn er sich ermannt, muß er jedesmal die Kraft dazu aus den heroischen Gemüthern der Königin und Posa's schöpfen. Der Dichter hat selbst diesen Mißstand gefühlt, und daher den Prinzen später, aber viel zu spät (in der Schlußscene) als einen völlig Umgewandelten uns vorgeführt. „Vollenden Sie nicht", ruft er der Königin zu, die jetzt ihre Liebe zu ihm offen bekennt und ihr Herz der Welt nicht mehr verbergen will,

Ich habe
In einem langen, schweren Traum gelegen:
Ich liebte — jetzt bin ich erwacht! . . .
. . Ein reiner Feuer hat mein Wesen
Geläutert. Meine Leidenschaft wohnt in den Gräbern
Der Todten . . . Endlich seh' ich ein,
Es gibt ein höher, wünschenswerther Gut,
Als dich besitzen — eine kurze Nacht
Hat meiner Jahre trägen Lauf beflügelt,
Frühzeitig mich zum Mann gereift u. s. w.

Entsprangen die Fehler in der Zeichnung dieses Charakters, zum Theil wenigstens, daraus, daß auf die Tragödie Karlos eine neue, die Tragödie Posa, gepflanzt wurde: so flossen aus derselben Quelle großentheils die Mängel, die wir an der Führung der Handlung wahrnehmen. Wie das ganze Werk, so ist auch die Handlung nicht aus Einem Guſſe. Die Recensenten zogen daher auch alsbald nach dem Erscheinen des Stückes die kunstgerechte Komposition desselben in Zweifel, so daß der Verfasser sich veranlaßt fand, zur Aufklärung und Vertheidigung seines Werks eine Reihe geistreicher und trefflich geschriebener Briefe herauszugeben, die aber keineswegs alle Bedenken lösten. Man hatte es beispielsweise der innern Wahrheit widerstreitend gefunden, daß König Philipp einen Mann, wie Posa, so plötzlich zu seinem nächsten Vertrauten machte. Die ungenügende Motivirung dieses Verfahrens räumte Schiller selbst ein. „Der Plan", heißt es in den Briefen, „war für die Grenzen und Regeln eines dramatischen Werks zu weitläufig angelegt. Dieser Plan z. B. forderte, daß Marquis Posa das uneingeschränkteste Vertrauen Philipp's davon trug; aber zu dieser außerordentlichen Wirkung erlaubte mir die Oekonomie des Stücks nur eine einzige Scene. Bei meinen Freunden wird mich das vielleicht rechtfertigen, aber nicht bei der Kunst." Viel Mühe gab sich der Dichter, das

auffallende, unnatürlich scheinende Geheimthun zu erklären, womit Posa, nachdem er Vertrauter und Günstling des Königs geworden, seinem Freunde Karlos gegenüber verfährt. Schiller behauptet, die Anhänglichkeit des Marquis an den Prinzen habe von Anbeginn nicht auf einer persönlichen Uebereinstimmung, nicht auf ächter Freundschaft beruht; Posa's überlegener Geist habe seine Ideen, Gefühle und Plane für Menschenveredlung und Völkerfreiheit in den empfänglichen Karlos niedergelegt; er habe in dem Königssohn nur das Gefäß dessen, was ihm das Theuerste war, geliebt. Nachdem er sein Ideal von Flanderns Glück unmittelbar an die Person des Königs geknüpft hatte, sei der Erbe des Throns für ihn in den Hintergrund getreten. Posa, der Weltbürger, habe so handeln dürfen; an Posa, dem Busenfreunde Karls, würde es eben so verdammlich, als unbegreiflich sein. Aber Schiller legte mit dieser Rechtfertigung nachträglich etwas Unrichtiges in das Stück hinein. Um die Dichtung von einem poetischen Fehler zu reinigen, beurtheilte er die Freundschaft des Marquis anders, als er sie dargestellt hatte. Posa erscheint in dem Schauspiel als ein warmer und ächter Freund des Prinzen, und so bleibt sein Verfahren gegen den Freund, wie manches Andere in seinem Verhalten, räthselhaft und seltsam. Der Dichter scheint unbewußt seinem Lieblingshelden einen Hang zur Geheimthuerei beigelegt zu haben, so wie er selbst eine Vorliebe für künstliche und spitzfindige Intriguen in der Führung der dramatischen Handlung besaß. Zugleich aber liebte Schiller das Gewaltsame, Ueberraschende, drastisch Wirkende, und war, wenn es die Herbeiführung desselben galt, nicht gerade besonders ängstlich in der Wahl der Motive. So scheint auch die Gefangennahme des Prinzen nicht genügend in's Klare gestellt, und eben so wenig die Eile, womit sich Posa in den Tod stürzt, ohne sich erst darüber zu vergewissern, was denn eigentlich Karlos der Fürstin Eboli gestanden habe, ohne den Eindruck seiner Selbstopferung auf den Freund in gebührende Erwägung zu ziehen. Auf ein geradezu unmögliches Motiv ist die so folgenschwere Verirrung des Infanten zur Fürstin Eboli gebaut. Ihrer schriftlichen Einladung folgt Karlos nur, weil er die Handschrift der Königin nicht kennt („Noch nichts hab' ich von ihrer Hand gelesen" Akt II, Sc. 5); und doch stand er nach Akt IV, Sc. 5, als er zu Alcala war, mit Elisabeth in Briefwechsel und trug einen ihrer Briefe stets auf dem Herzen? — Die Katastrophe endlich ist eben so wenig einheitlich, wie die ganze Dichtung. „Sie ruht", wie Hillenbrand mit Recht bemerkt, „nicht auf Einer Hauptperson; sie betrifft den Posa und seine Sache so gut, wie bald darauf den Don Karlos mit der seinigen. Es ist eine Katastrophe

einerseits der philanthropischen Freiheitsideen, anderseits der Leidenschaft."

Aber, was auch sonst noch eine strenge Kritik an der Organisation und Oekonomie dieses Werks auszusetzen finden mag, immerhin bleibt es ein herrliches Dokument der poetischen Schöpferkraft unsers Dichters, wie seines Reichthums an großen Gedanken und Gefühlen, ein begeisterter, seiner Zeit weit vorgreifender „dramatischer Hymnus auf die freie Menschheit im freien Staat", und für Jeden, der an Schiller's Entwickelungsgang regen Antheil nimmt, ein unschätzbares poetisches Denkmal jener Uebergangsperiode, worin in ihm der Mensch sich sittlich zu läutern, der Poet sich zu veredeln, der Denker und Kulturhistoriker dem Dichter den Vorrang streitig zu machen strebte.

Fünftes Kapitel.

Sonstiger schriftstellerischer Ertrag der Dresdener Zeit. Promemoria eines niedergeschlagenen Trauerspieldichters. Körner's Vormittag. Zwei Lieder. Die unüberwindliche Flotte. Zwei Stammbuchblätter. Der Menschenfeind. Verbrecher aus verlorener Ehre. Philipp II., nach Mercier. Verschwörung Bedemars. Die philosophischen Briefe.

Aus dem Verhältniß unsers Dichters zu Körner, welches bereits in Leipzig ein Paar Gelegenheitslieder und den Hymnus an die Freude hervorgerufen hatte, entsprangen während der Dresdener Zeit ein humoristisches Gedicht und ein dramatischer Scherz, beide durchaus occasioneller Natur und daher vom Verfasser aus der Gedichtsammlung ausgeschlossen. Das erstere gehört seiner Entstehung nach dem Jahre 1785 an. Ueber seine Veranlassung wird in der Neuen Berlinischen Monatschrift vom Jahr 1804 (Augustheft S. 93 f.) berichtet, es sei Schiller im Herbst 1785 während eines mehrwöchentlichen Aufenthalts in Körner's Weinberg zu Loschwitz, weil am Wohnhause gebaut werden mußte, in das Häuschen des Winzers gezogen, worin sich zugleich als Eingang zu Schiller's Zimmer die Waschküche befand. Einst wurde große Wäsche gehalten. Die Waschweiber, die nicht wußten, daß irgend Jemand,

geschweige daß ein Dichter in dem Stübchen wohne, hantirten und schwatzten ganz unbekümmert und hatten sogar die Thür mit ihren Geräthschaften versperrt. In solcher Situation schrieb Schiller sein

Unterthänigstes Promemoria an die Consistorialrath Körner'sche weibliche Waschdeputation in Loschwitz, eingereicht von einem niedergeschlagenen Trauerspieldichter.

Dumm ist mein Kopf und schwer wie Blei,
Die Tabaksdose ledig,
Mein Magen leer — der Himmel sei
Dem Trauerspiele gnädig!

Ich kratze mit dem Federkiel
Auf den gewalkten Lumpen;
Wer kann Empfindung und Gefühl
Aus hohlem Herzen pumpen?

Feur soll ich gießen auf's Papier
Mit angefrornem Finger? —
O Phöbus, hassest du Geschmier,
So wärm' auch deinen Jünger!

Die Wäsche klatscht vor meiner Thür,
Es plärrt die Küchenzose —
Und mich — mich ruft das Flügelthier
Nach König Philipp's Hofe.

Ich steige muthig auf das Roß;
In wenigen Sekunden
Seh' ich Madrid — am Königsschloß
Hab' ich es angebunden.

Ich eile durch die Galerie
Und — siehe da! — belausche
Die junge Fürstin Eboli
In süßem Liebesrausche.

Jetzt sinkt sie an des Prinzen Brust
Mit wonnevollem Schauer,
In ihren Augen Götterlust,
Doch in den seinen Trauer.

Schon ruft das schöne Weib Triumph!
Schon hör' ich — Tod und Hölle!
Was hör' ich? — einen nassen Strumpf
Geworfen in die Welle.

Und weg ist Traum und Feerei!
Prinzessin, Gott befohlen!
Der Teufel soll die Dichterei
Beim Hemderwaschen holen!

Gegeben
in unserm jammervollen
Lager ohnweit dem Keller.

F. Schiller,
Haus- und Wirthschaftsdichter.

Seitdem unserm Dichter in dem Körner'schen Familienkreise ein neues Leben aufgegangen war, wich sein Ernst oft einer jovialen Stimmung und einem muthwilligen Humor, die sich uns auch schon in einem oben mitgetheilten Brieffragment aus dieser Zeit kund gaben. Selbst noch gegen das Ende seines Aufenthalts in Dresden, wo doch schon Manches herabstimmend auf ihn gewirkt hatte, kehrte bisweilen dieser Humor zurück. Dies zeigt ein vielleicht zu Körner's Geburtstag, den 2. Juli 1787, gedichtetes einaktiges Lustspiel, „Körner's Vormittag", dessen Original sich in Karl Künzel's Besitz befindet. Daß es nicht vor der letzten Hälfte des Juni 1787 entstanden sein kann, geht aus mehreren Andeutungen in demselben hervor. So wird darin als eine Neuigkeit berichtet, „daß die La Motte echappirt sei." Es brachte aber der Hamburgische unparteiische Korrespondent in seiner Nummer vom 16. Juni 1787 die Nachricht aus Paris: „Die bekannte Madame La Motte, die wegen der berühmten Halsbandgeschichte im Hospital saß, ist aus selbigem am fünften glücklich entwischt." Das Stück schildert, wie Körner die freien Vormittagstunden vor einer Sitzung des Konsistoriums zur Beendigung eines Briefes „Raphael an Julius" benutzen will, aber durch eine ununterbrochene Reihe von Besuchen abgehalten wird, bis es zuletzt sogar zu spät ist, in's Konsistorium zu gehen. Indem es Körner in seiner von den Hausfreunden oft mißbrauchten Gutmüthigkeit persiflirt, nimmt es zugleich im Vorbeigehen die störenden Besucher mit. Der Professor Wilh. Gottlieb Becker renommirt mit einem Kupferstich, von dem er und die russische Kaiserin allein in Europa einen Abdruck habe, er aber den besten. Der Herausgeber des Leipziger Musenalmanachs Friedr. Traug. Hase wird mit seiner breiten mundartlichen Aussprache aufgeführt. Der Dialog ist nicht eben fein und deutet darauf hin, daß im Körner'schen Kreise ein ziemlich freier Gesprächston herrschte. Huber, der absolut seine Uebersetzung des Rienzi vorlesen will, wird von Minna mit einer Ohrfeige und den Worten: „Pack' Er sich mit seinem Wisch, Esel!" hinausgewiesen; und einem Kandidaten der Theologie, der dem Herrn Ober-Konsistorialrath seine Dissertation de Transsubstantiatione zu überreichen kommt, fertigt

Körner mit Götz von Berlichingens derbstem Kraftausdruck ab, läßt ihn dann aber sogleich zurückrufen und zu Mittag bitten.

Zu den zwei im dritten Kapitel erwähnten Arien, die Schiller am 16. Mai 1786 zu einer Operette dichtete, scheint folgendes zuerst im Taschenbuch für Damen auf das J. 1809 als „Lied von Schiller" veröffentlichte Gedicht zu gehören:

Es ist so angenehm, so süß,
Um einen lieben Mann zu spielen,
Entzückend wie ein Paradies,
Des Mannes Feuerkuß zu fühlen.

Jetzt weiß ich, was mein Taubenpaar
Mit seinem sanften Girren sagte,
Und was der Nachtigallen Schaar
So zärtlich sich in Liedern klagte.

Jetzt weiß ich, was mein volles Herz
In ewiglangen Nächten engte;
Jetzt weiß ich, welcher süße Schmerz
Oft seufzend meinen Busen drängte;

Warum kein Blümchen mir gefiel,
Warum der Mai mir nimmer lachte,
Warum der Vögel Liederspiel
Mich nimmermehr zur Freude fachte.

Mir trauerte die ganze Welt,
Ich kannte nicht die schönsten Triebe.
Nun hab' ich, was mir längst gefehlt:
Beneide mich, Natur — ich liebe!

In der Greiner'schen Ausgabe von Schiller's Gedichten, woraus ich das Gedicht in die Nachlese meines Kommentars aufnahm, ist ihm die Anmerkung beigefügt: „Aus dem Stegreif für ein Singspiel gedichtet." Es läßt freilich die eigenthümliche Kraft der Schiller'schen Poesie wenig erkennen; aber der Dichter bezeichnete ja auch jene Arien als „gewiß schlecht" und gestand, er schreibe dergleichen, „um — schmieren zu lernen."

Die zweite der erwähnten Arien*) möchte folgendes mit Methfessel's Komposition in Leipzig erschienene und als ein Lied Schiller's bezeichnete Gedicht sein:

---

*) oder vielleicht das in Schiller's Brief an Huber erwähnte Terzett; denn das Lied ist für Sopran, Tenor und Baß gesetzt.

Es tönen die Hörner von ferne herüber,
Die Düfte des Abends umwehen mich mild.
Der Himmel verschleiert sich trüber und trüber,
Bald decket nun Dämmrung das ganze Gefild.

Des Tages Verwirrungen, Wünschen und Sorgen,
Sie lösen sich leise im wechselnden Raum;
Doch bleibet, was tief in der Seele verborgen,
Die Liebe geheiligt im seligsten Traum.

Verhallen auch jenseits die Töne der Freude,
Uns bleibet der Liebe beglückender Ton;
Sie sei es, woran meine Seele sich weide,
Bis einst mit dem Leben die Liebe entflohn.

Das bekannte Gedicht „die unüberwindliche Flotte“ erschien zuerst im zweiten Heft der Thalia 1786 als Note zu einer Stelle in Schiller's Uebertragung des Précis historique zum Portrait de Philippe II. von Mercier, mit der Vorbemerkung: „Diese merkwürdige Begebenheit (die Zerstörung der Armada im J. 1588) hat ein Dichter jener Zeit in folgender Ode besungen.“ Goedeke hat nachgewiesen, daß das Gedicht seinem ganzen Inhalt nach einer Stelle aus Mercier nachgebildet ist, die ich, um eine Lücke in meinem Kommentar zu Schiller's Gedichten auszufüllen, hier folgen lasse: Voici de quelle manière un poète *) a peint cet évènement: „Une flotte formidable fait mugir les flots. C'est plutôt une armée de châteaux flottants; on l'apelle *l'invincible*, et la terreur qu'elle inspire, consacre ce nom. L'océan, qui tremble sous son poids, parait obéir à sa marche lente et majestueuse. Elle avance, cette flotte terrible, comme un orage qui grossit; elle est prête à fondre sur l'île généreuse que le ciel regarde d'un oeil d'amour, sur l'île fortunée dont les nobles habitants ont le droit d'être libres, et l'emportent en dignité sur tous les habitants de la terre, parcequ'ils ont su faire des lois qui enchaînent depuis le roi jusqu'au citoyen. Ils ont voulu être libres, ils le sont devenus; le génie et le courage maintiennent leurs augustes priviléges. Jamais cette île si chère aux grands coeurs, aux ennemis de la tyrannie, ne parut si près de sa ruine. Les hommes généreux qui d'un pole à l'autre s'intéressent à cette majestueuse république, croyaient sa délivrance impossible; mais le Tout-Puissant voulut conserver ce

*) Nach Goedeke's Vermuthung ist un poète, woraus Schiller einen Dichter jener Zeit gemacht hat, kein anderer, als Mercier selbst.

noble rempart de la liberté, cet asyle inviolable de la dignité humaine. Il souffla, et cette flotte invincible fut brisée et dispersée; ses débris épars furent suspendus aux pointes des rochers, ou couvrirent les bancs de sable, écueils vengeurs où s'anéantirent l'arrogance et la témérité." — Ces mots du poète *le Tout-Puissant souffla* sont allusion à la médaille que la reine Elisabeth fit frapper en mémoire de ce grand évènement. On voyait au revers une flotte fracassée par la tempête, avec cette légende: *Afflavit Deus et dissipati sunt.*

Das im dritten Kapitel erwähnte Stammbuchblatt vom 2. Ma 1787, welches durch Schiller's Verhältniß zum Fräulein von Arnim hervorgerufen wurde, lautet:

Ein treffend Bild von diesem Leben,
Ein Maskenball, hat dich zur Freundin mir gegeben;
Mein erster Anblick war — Betrug.
Doch unsern Bund, geschlossen unter Scherzen,
Bestätigte die Sympathie der Herzen.
Ein Blick war uns genug,
Und durch die Larve, die ich trug,
Las dieser Blick in meinem Herzen,
Das warm in meinem Busen schlug.
Der Anfang unsrer Freundschaft war nur Schein —
Die Fortsetzung soll Wahrheit sein.

In dieses Lebens buntem Lottospiele
Sind es so oft nur Nieten, die wir ziehn.
Der Freundschaft stolzes Siegel tragen Viele,
Die in der Prüfungsstunde treulos fliehn.
Oft sehen wir das Bild, das unsre Träume malen,
Aus Menschenaugen uns entgegenstrahlen;
Der, rufen wir, der muß es sein!
Wir hoffen es, und es ist Stein.
Den edeln Trieb, der weichgeschaffne Seelen
Magnetisch aneinander hängt,
Der uns bei fremden Leiden uns zu quälen,
Bei fremdem Glück zu jauchzen drängt,
Der uns des Lebens schwere Lasten tragen,
Des Todes Schrecken selbst besiegen lehrt,
Durch den wir uns der Gottheit näher wagen,
Und leicht man selbst das Paradies entbehrt —
Den edlen Trieb, du hast ihn ganz empfunden;
Der Freundschaft seltnes, schönes Loos ist dein.
Den höchsten Schatz, der Tausenden verschwunden,
Hast du gesucht, hast du gefunden:
Die Freundin eines Freunds zu sein.

Auch mir bewahre diesen stolzen Namen;
Ein Platz in deinem Herzen bleibe mein.
Spät führte das Verhängniß uns zusammen,
Doch ewig soll das Bündniß sein.
Ich kann dir nichts als treue Freundschaft geben,
Mein Herz allein ist mein Verdienst.
Dich zu verdienen, will ich streben —
Dein Herz bleibt mir, wenn du das meine kennst.

Nachfolgende Verse „H. v. T. in's Stammbuch", von einem in Karl Künzel's Besitz befindlichen Original abgedruckt, mit der Chiffre S. unterzeichnet, reiht Goedeke auch den Produkten der Dresdener Zeit ein:

Hier, wo deine Freundschaft guten Menschen
Ihre bessern Schätze aufgehäuft,
Wenn der Geiz mit nimmersatten Wünschen
Durst'gen Blickes todtes Gold durchschweift,
Hier willst du ein Bürgerrecht mir geben —
Haben wir uns denn gekannt?
Knüpft ein flüchtiges Vorüberschweben
Der Empfindung ewig festes Band?
Schnell verfliegt der Morgentraum des Lebens,
Ach! und eines Menschen Herz ist klein;
Und wir sammeln für den Traum des Lebens
Geizig, wie für ein Jahrtausend, ein.
Diese Habsucht, würdig großer Seelen,
Nie auf dieser Welt wird sie gestillt;
So viel Schätze können wir nicht zählen;
Einen nur hieß uns der Himmel wählen:
Unser Ebenbild.

In die Dresdener Zeit fällt auch, größtentheils wenigstens, die Entstehung des dramatischen Fragments „der Menschenfeind", wenn es gleich erst im November 1790 (im eilften Heft der Thalia) veröffentlicht wurde. Goedeke vermuthet, daß unserm Dichter die Idee dieses Schauspiels schon 1784 vorgeschwebt habe, wo er in der Rede „Was kann eine gute stehende Schaubühne wirken?" Shakespeare's Timon als dasjenige Stück des großen Briten pries, das am lautesten und beredtesten zum Herzen spreche. Am 12. September 1786 schrieb er an Schröder, dem er seinen Don Karlos anbot: „Ein anderes Stück, das ich schon Jahre lang im Kopf getragen, wird zu Anfang des nächsten Jahrs fertig sein. Es heißt der Menschenfeind, hat aber mit dem Shakespeare'schen Timon keinen andern Berührungspunkt, als den Namen. Wenn Sie wünschen sollten, eine Idee von diesem Stück zu haben, so werde ich Ihnen den ersten Akt davon schicken können, welcher

in Ordnung gebracht ist." Dies läßt vermuthen, daß das Fragment, wie es uns vorliegt, ungefähr den ersten Akt des Stücks habe bilden sollen. Zur Ausführung des Fehlenden gelangte Schiller nicht, obwohl er im Jahr 1788 den Plan wieder aufnahm und ihn weiter aus- und umarbeitete.*) „Eher schreibe ich keine Zeile an der Ausführung", berichtete er an Körner, „bis ich mit dem Plan ganz und auf's genaueste in Ordnung bin." Aber auch das Arbeiten am Plan gerieth in's Stocken, und erst im Februar 1790 meldete er dem Freunde, er habe das Schauspiel wieder hervorgesucht, eine der fertigen Scenen mit vielem Glück retouchirt, und gedenke das Fragment in der Thalia zu veröffentlichen. Als dies trotz Körner's Gegenvorstellungen geschehen war, schrieb er diesem am 26. November 1790: „Das eilfte Stück der Thalia wird nun wohl in deinen Händen sein, und die Bogen von dem Menschenfeind. Hätte ich irgend noch den Gedanken gehabt, ihn auszuarbeiten, so wäre er nie in die Thalia eingerückt worden; aber diesen Gedanken habe ich nach der reiflichsten kritischen Ueberlegung und nach wiederholten verunglückten Versuchen aufgeben müssen. Für die tragische Behandlung ist dieser Stoff viel zu allgemein und philosophisch." Bei der Veröffentlichung des Fragments sagte er in einer Schlußanmerkung: „Vielleicht dürfte die Geschichte dieses Menschenfeindes und dies ganze Charaktergemälde dem Publikum einmal in einer andern Form (er dachte wohl an die Romanform) vorgelegt werden."

Schade, daß die Skizze des beabsichtigten weitern Verlaufs der Handlung sich in Schiller's schriftlichem Nachlaß nicht gefunden hat. Jedoch deutet die Ueberschrift in der Thalia „der versöhnte Menschenfeind" auf die Art des Ausgangs hin. Auch erinnerte sich Körner aus Unterredungen mit dem Dichter, daß der uns hier vorgeführte Misanthrop Hutten nach hartnäckigem Widerstreben zuletzt von Rosenberg besiegt werden, und die Einführung einiger Menschenfeinde anderer Art zur Förderung dieses Erfolgs beitragen sollte. Was die Hauptfigur des Stücks betrifft, so stellt sich auch an ihr eine Seite unsers Dichters dar. Hutten umschließt, wie Schiller, mit der zartesten, innigsten Liebe die Natur und erblickt in ihrem ungetrübten Spiegel das Bild des göttlichen Geistes; er haßt nicht den Menschen überhaupt, sondern die Menschen, die seinem liebenden, von allem Guten und Schönen überquellenden Herzen tiefe Wunden geschlagen. Schiller durfte nur

---

*) Vgl. die Briefe an Körner vom 12. Juni, 5. Juli, 27. Juli, 20. August 1788.

manche in Stuttgart, auf der Flucht und in Mannheim erlebte Stimmungen zurückrufen, um diesen Charakter wahr und lebensfrisch zu zeichnen. Wäre die Dichtung vollendet worden, so hätte sich auch wohl gegen den Schluß hin in dem Haupthelden die freiere und freudigere Stimmung abgespiegelt, die der Verkehr mit dem Körner'schen Kreise in dem Dichter geweckt hatte.

Als Vorübungen zu den bald nachher folgenden Geschichtsdarstellungen, oder als Zwischenarbeiten, welche Schiller's bisherige poetische Werke mit den nachherigen historischen vermittelten, können „der Verbrecher aus verlorener Ehre“ und „der Geisterseher“ angesehen werden. Die nähere Betrachtung des letzteren hebe ich, da er in Dresden noch nicht zum Abschluß gelangte, einem spätern Kapitel auf. Jene Erzählung, die 1786 im zweiten Heft der Thalia unter dem Titel „Verbrecher aus Infamie, eine wahre Geschichte“ erschien, ist ihres psychologischen Pragmatismus, wie ihrer gedrungenen und kräftigen, und zugleich klaren und natürlichen Darstellung wegen sehr bemerkenswerth. Die Grundzüge zur Geschichte des Sonnenwirthes Wolf sind nach des Kirchenraths Dittenberger Selbstbiographie in den Schicksalen eines Anfangs des achtzehnten Jahrhunderts in Württemberg sehr gefürchteten Räuberanführers zu finden. Wie es heißt, verdankte Schiller den Stoff seinem Lehrer Abel, dessen Vater der Richter des Verbrechers gewesen war. Abel soll bei dem Besuche Schiller's in Mannheim diesem die Geschichte erzählt haben, mit deren auf Aktenstücke gegründeter Bearbeitung er sich gerade damals beschäftigte.*) Hermann Kurz, der später in den Besitz der Prozeßakten gelangte, fand, daß Schiller's Erzählung keine „wahre Geschichte“ im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist, vielmehr in den Hauptmotiven, wie im Verlauf der Begebenheiten, von dem wirklichen Hergang der Sache bedeutend abweicht. Seiner Vermuthung nach hätte Schiller die in Schwaben weit verbreitete Sage vom Sonnenwirth schon als Knabe aus dem Volksmunde, nicht erst durch Abel, kennen gelernt und später aus verbleichter Erinnerung dargestellt. Das Anziehende der Begebenheit lag für ihn darin, daß ihm „in der ganzen Geschichte des Menschen kein Kapitel unterrichtender für Herz und Geist erschien, als die Annalen seiner Verirrungen.“ Da aber im vorliegenden Falle die Verirrung mehr aus dem Gesellschaftszustande, als aus der Gemüthsverfassung

---

*) Sie erschien 1787 in Abel's „Sammlung und Erklärung merkwürdiger Erscheinungen aus dem menschlichen Leben, Theil II, S. 1 ff., wo der Räuber unter seinem wahren Namen Friedrich Schwan auftritt.

des Unglücklichen fließt, so wiederholt sich in der tragischen Laufbahn des Räubers Wolf, freilich viel weniger großartig, das Schicksal des Räubers Moor.

Als eine andere Art von Vorübungen zu Schiller's Geschichtswerken können wir zwei der Dresdener Zeit angehörige Uebersetzungen oder Nachbildungen französischer historischer Arbeiten betrachten. Die erste ist der schon oben erwähnte Aufsatz „Philipp der Zweite, König von Spanien, nach Mercier", der 1786 im zweiten Heft der Thalia erschien. Die Uebertragung ist frisch und kräftig, stellenweise sehr frei und vielfach abkürzend. Als Anhang ist ein „Abriß von Philipp dem Zweiten" nach dem Abregé chronologique de l'Histoire d'Espagne et de Portugal (Paris 1765) beigefügt, zu welchem Schiller nicht das Original, sondern eine Uebersetzung in Rob. Watson's Geschichte der Regierung Philipp's II. (Lübeck 1778) benutzte.

Die zweite dieser Uebersetzungen „Verschwörung des Marquis von Bedemar gegen die Republik Venedig im Jahr 1618" ging aus dem Plan hervor, im Verein mit Huber, Reinwald u. A. eine Geschichte der merkwürdigsten Verschwörungen und Rebellionen aus der mittlern und neuern Zeit herauszugeben. Die Entstehung dieser Uebersetzung fällt in die Dresdener Zeit; doch erschien der erste (und einzige) Band der Sammlung, worin er sich findet, erst 1788. In einem Vorbericht heißt es: „Die Verschwörung gegen Venedig ist beinahe wörtlich aus St. Real übersetzt, weil der Leser bei jeder andern Behandlung dieses Gegenstandes zu viel verloren haben würde." Hoffmeister urtheilt mit Recht, es sei, wenn gleich solche Arbeiten für den angehenden Historiker als nützliche Vorübungen gedient haben mögen, doch keine günstige Fügung gewesen, daß er auf eine Schrift gerieth, die als Zwittergeschöpf von Roman und Geschichte nicht geeignet war, den Sinn für gründliche historische Forschung zu schärfen. Interessant aber ist die Wahl des Gegenstandes. Wir finden, daß Schiller als Historiker mit dem Thema beginnt, das ihn als Dramatiker beschäftigt hatte, und werden ihn auch noch weiterhin ein ähnliches Thema geschichtlich behandeln sehen.

Die Krone von allen Prosawerken, die er in Dresden vollendete, sind die Philosophischen Briefe. Er zieht darin das Facit seiner bisherigen philosophischen Speculation, aber mit dem klaren Bewußtsein, daß er sich mit diesem Resultat nicht begnügen kann und sich zu einer mehr geläuterten und fester begründeten Lebensansicht emporzuarbeiten hat. Die nächste Stufe der Erkenntniß, die er etwas später, aber noch vor dem nähern Bekanntwerden mit Kant ersteigt, werden

wir bei der Betrachtung des philosophischen Gesprächs im Geisterseher kennen lernen. Hier, in den philosophischen Briefen', sucht er, bevor er sich zu weiterer Forschung anschickt, eine Epoche seines Denkens darzulegen, die er als eine überwundene ansieht. „Wir müssen den Irrthum", sagt er in der Vorerinnerung, „und oft den Unsinn zuvor erschöpfen, ehe wir uns zu dem schönen Ziel der ruhigen Weisheit hinaufarbeiten... Diese Zweifel, diese Irrthümer vorzutragen, war nöthig; die Kenntniß der Krankheit muß der Heilung vorangehen. Die Wahrheit verliert nichts, wenn ein heftiger Jüngling sie verfehlt, eben so wenig als die Tugend und die Religion, wenn ein Lasterhafter sie verläugnet."

Ueber ihre Entstehung enthalten die Briefe selbst genügende Fingerzeige. Der Hauptinhalt derselben, die Theosophie des Julius, jenes kühne, weltumspannende, nach dem jugendlichen Schiller selbst gebildete System, ist ältern Ursprungs und reicht bis in seine akademische Zeit zurück. Wir sind ihm ja oft genug in den Festreden und den Dissertationen jener Zeit, und eben so in den Gedichten der Anthologie begegnet. Sogar der Plan, diese pantheistisch gefärbten Ideen und Phantasien in Briefform darzustellen, gehört spätestens der Stuttgarter Zeit an; darauf deutet in der Anthologie der Zusatz zur Ueberschrift der Ode „Freundschaft" hin: „Aus den Briefen des Julius an Raphael, einem noch ungedruckten Roman." Somit dürfen wir den Worten des Julius: „Diesen Morgen durchstöre ich meine Papiere und finde einen verlorenen Aufsatz wieder, entworfen in jenen glücklichen Stunden meiner stolzen Begeisterung" im Wesentlichen Glauben beimessen, wenn gleich Schiller diesen Aufsatz behufs der Einverleibung in die Briefe zu Dresden einer starken Ueberarbeitung unterworfen haben mag. Als Raphael hatte er sich ursprünglich Scharffenstein oder vielleicht Lempp gedacht; jetzt hatte er einen Raphael in Körner gefunden, der auch, nach einer Andeutung im Lustspiel „Körner's Vormittag" den ersten Brief Raphael's an Julius („Ein Glück, wie das unsrige", u. s. w.) wirklich geschrieben zu haben scheint. Die Unterstellung in diesem Briefe aber, daß Raphael-Körner es sei, der zuerst die philosophische Krisis in Julius-Schiller herbeigeführt habe, ist eben nur eine Unterstellung, welche Schiller wählte, um die Darlegung der Theosophie des Julius zu motiviren und einzuleiten. Nicht erst durch Körner war das philosophische Jünglingsgebäude erschüttert worden; Schiller's medicinische Studien hatten schon daran gerüttelt, und in den Gemüthskämpfen zu Bauerbach und Mannheim war es noch wankender geworden.

Im dritten Heft der Thalia 1786, welches diese Produktion brachte, schließt sie mit dem Briefe, worin Julius sein System entwickelt. Hoffmeister beklagt es, daß das Werk unvollendet geblieben sei. Aber die Aufgabe, die der Verfasser sich gestellt hatte, eine Epoche seiner Spekulation darzustellen, ist gelöst, und zwar auf glänzende Weise gelöst, in einem Styl, an dessen Gestaltung Denkkraft, Gefühl und Phantasie gleichmäßig betheiligt sind. Erst später, durch Hinzufügung eines zweiten Briefes von Raphael an Julius, den Körner am 4. April 1788 an Schiller für die Thalia schickte, verlor das Ganze seine Abrundung. Alle dem System des Julius ähnlichen Versuche, so lehrt hier Raphael, seien nicht im Stande, eine strenge Prüfung auszuhalten; denn die menschliche Vernunft sei zu keinem derselben berechtigt. Das Maß der Größe, wozu der Mensch bestimmt sei, könne er nur erreichen, wenn er sich innerhalb der ihm von der Natur gezogenen Grenzen halte, wogegen er im Streben nach einem unerreichbaren Ziel seine Kraft verschwende. Damit meinte Körner: Die anthropologisch-kritische Philosophie, die, von geistigen Thatsachen des unmittelbaren Bewußtseins ausgehend, vom Bekannten zum Unbekannten stufenweise fortschreitet, und sich der Schranken menschlicher Erkenntniß deutlich bewußt bleibt, also die Kantische Philosophie ist die wahre, die einzige dem Menschen zukommende Weisheit. Schiller ließ den Brief als Fortsetzung der philosophischen Briefe drucken, ohne mit dem Inhalt einverstanden zu sein. Er sah darin „eine entfernte Drohung" — mit dem Kant. „Was gilt's?" schrieb er, „den bringst du nach! Ich kenne den Wolf am Heulen. In der That glaube ich, daß du Recht hast; aber mit mir will es noch nicht so recht fort, in dieses Fach hineinzugehen." Hiernach war Hoffmeister im Irrthum, wenn er glaubte, daß Schiller sich schon im April 1788 zur Philosophie des Königsberger Weisen bekannte. Allerdings las er schon im August 1787 Kant's kleine Aufsätze in der Berliner Monatsschrift; aber ein ernstes Studium des Kant'schen Systems gehört, wie wir sehen werden, erst einer spätern Zeit an.

Sechstes Kapitel.

Die vier ersten Monate von Schiller's Aufenthalt in Weimar. Ankunft daselbst. Verhältniß zu Charlotte von Kalb. Besuche bei Wieland, Herder, der Herzogin Amalia. Gotter's Kritik über Don Karlos. Erkaltung des Verhältnisses zu Wieland. Kreis sonstiger Bekannten. Ausflug nach Jena. Günstige Nachwirkung desselben. Wiedererwachen der Arbeitslust. Aussöhnung mit Wieland. Schiller's Plan, sich mit ihm zum Merkur zu associiren. Heirathsgedanken.

Wir folgen unserm Dichter zu einer neuen wichtigen Station seines Wanderlebens, die lange das Ziel seiner Wünsche gewesen war. Auf der ersten in Stuttgart hatte er durch die gewagte Flucht die Brücke zur Heimath hinter sich abgebrochen; auf den verborgenen Ruhestationen in Oggersheim und Bauerbach hatten ihm schwere Sorgen, bittere Enttäuschungen, leidenschaftliche Gemüthsbewegungen Gelegenheit geboten, seinen Muth zu stählen; in Mannheim war er reicher an Kenntniß der Welt und der Bretter, die die Welt bedeuten, an Einsicht in das Spiel sich kreuzender Interessen, an Kenntniß des weiblichen Herzens unter schwerer Einbuße von Gemüthsfrieden geworden; in Leipzig und Dresden hatte Körner's Freundschaft seiner Seele einen neuen Schwung gegeben und ihn zur sittlichen Auferbauung und wissenschaftlichen Selbstaufhellung vorbereitet, — aber auch nur vorbereitet. Denn an der Durchführung beider fehlte, wie sich uns zeigen wird, noch viel. Sollte er sich innerlich ganz läutern, klären und festigen, so mußte er wenigstens eine Zeit lang aus dem Körner'schen Hause heraus und auf sich selbst gestellt werden; das hatte er selbst ohne Zweifel, und auch wohl Körner gefühlt. Er wollte einmal in persönlichem Verkehr an den Weimar'schen Celebritäten seine geistige Kraft messen, und zugleich für die Zukunft das dortige Terrain sondiren. Anfangs war es nur auf eine kurze Trennung zwischen ihm und den Dresdener Freunden, etwa bis zum Spätherbst 1787, abgesehen; aber das günstige Schicksal, das über ihm waltete, entschied anders.

Schiller traf am 21. Juli 1787 Abends in Weimar ein und stieg im Gasthof zum Erbprinzen ab, den er aber bald mit einer Wohnung in einem Privathause vertauschte. Weimar war nicht mehr jene ge-

räusch- und glanzvolle Stätte kraftgenialischen Treibens, die es in der letzten Hälfte der siebenziger Jahre gewesen war. Der tollen Verschwendung von Geist- und Körperkraft, der sprühenden Lebenslust, den blendenden Feuerwerken von Witz und Humor war Abspannung als unausbleibliche Reaction gefolgt. „Sie schlafen alle", hatte gegen Ende 1785 die Herzogin Amalia geklagt, und der Herzog Karl August in einem Briefe an Knebel die Weimarer Gesellschaft als „die allerennuyanteste vom ganzen Erdboden" bezeichnet. In Goethe, dem Mittelpunkt und der Seele jener genialen Wirthschaft, war der Rückschlag eingetreten, und dadurch Alles in's Stocken gerathen. Als Schiller in Weimar anlangte, befand sich Goethe schon zehn Monate lang jenseits der Alpen im Uebergang zu einer neuen Entwickelungsperiode begriffen. Auch der Herzog Karl August war abwesend. Wie in Goethe die dichterischen, so hatten in ihm fürstliche Neigungen die Oberhand gewonnen. Er begab sich im Juli 1787 nach Potsdam, um in den preußischen Kriegsdienst zu treten; Schiller, der gerade zu derselben Zeit nach Weimar reiste, verfehlte ihn zu seinem großen Verdruß im Posthause zu Naumburg nur um eine Stunde. Doch war es so wohl besser, da Schiller nun sich ungebundener in den neuen Wohnort einleben konnte. Und wäre Goethe nicht fern gewesen, so hätte vielleicht dessen imponirende Nähe unsern Dichter mit minder unbefangenem Sinne die anwesenden Weimar'schen „Götter und Götzendiener", wie er sie nannte, betrachten lassen.

Gleich nach seiner Ankunft Abends besuchte er Charlotte von Kalb, die ihn sehnlich erwartete. „Unser erstes Wiedersehen", berichtete er zwei Tage später an Körner, „hatte so viel Gepreßtes, Betäubendes, daß mir's unmöglich fällt, es euch zu beschreiben. Charlotte ist sich ganz gleich geblieben, bis auf wenige Spuren von Kränklichkeit, die der Paroxysmus der Erwartung und des Wiedersehens für diesen Abend aber verlöschte, und die ich erst heute bemerke. Sonderbar war es, daß ich mich schon in der ersten Stunde unsers Beisammenseins nicht anders fühlte, als hätte ich sie erst gestern verlassen; so heimisch war mir Alles an ihr, so schnell knüpfte sich jeder zerrissene Faden unsers Umgangs wieder an . . . Charlotte ist eine große, sonderbare weibliche Seele, ein wirkliches Studium für mich, die einem größern Geist, als der meinige ist, zu schaffen geben kann. Mit jedem Fortschritt unsers Umgangs entdecke ich neue Erscheinungen in ihr, die mich, wie schöne Partien in einer weiten Landschaft, überraschen und entzücken. Mehr als jemals bin ich begierig zu sehen, wie dieser Geist auf den eurigen wirken wird." Man sieht, daß Schiller in Gefahr war, durch die eben

so leidenschaftliche, als geistreiche Frau von neuem in ein aufregendes, verwirrendes, ungesundes Verhältniß hineingerissen zu werden. Solche Gefahr lag um so näher, als Charlotte trostbedürftig und Schiller theilnehmenden Gemüthes war. Sie hatte Grund zu befürchten, daß ihr von jeher schwaches Augenlicht gänzlich verlöschen werde, und war deßhalb nach Weimar gekommen, um sich den Sommer über von Hufeland behandeln zu lassen. Schiller's Umgang ließ sie des über ihr schwebenden Unheils vergessen. Für die erste Zeit mußte noch ein anderer Umstand ihn an Charlotte fesseln. Sie, die bei Hofe und in andern Gesellschaftszirkeln Weimars wohl bewandert und sehr geschätzt war, konnte ihm Rathgeberin und Führerin bei seinem ersten Eintritt in jene Kreise sein, und that es gerne. Dies war für ihn um so werthvoller, als er leicht von neuen Verhältnissen verwirrt und betäubt ward. Es wirft ein helles Streiflicht auf Charlottens Charakter, daß sie, wie im Don Karlos die Königin (im letzten Auftritt), sich entschloß, der Welt gegenüber „dem Schein zu trotzen, vor Menschen länger nicht zu zittern." Sie kam mit Schiller überein, kein Geheimniß aus ihrem Verhältniß zu machen. „Einigemal hat man schon die Diskretion gehabt, uns nicht zu stören, wenn man vermuthete, daß wir fremde Gesellschaft los sein wollten;" berichtete Schiller schon in den ersten Tagen an Körner, und am 28. Juli: „Mein Verhältniß mit Charlotte fängt an hier ziemlich laut zu werden, und wird mit sehr viel Achtung für uns beide behandelt. Selbst die Herzogin (Amalie) hat die Galanterie, uns heute zusammen zu bitten; und daß es darum geschah, habe ich von Wieland erfahren." Bis jetzt stand der Entschluß fest, daß Charlotte im Herbst mit ihm nach Dresden übersiedeln und dort in seiner und des Körner'schen Kreises Nähe leben sollte. Glücklicher Weise begann Schiller vor dem Spätherbst über sich und sein Verhältniß zu ihr mehr Klarheit zu gewinnen, und ein anderes weibliches Gemüth fing an, eine stärkere und heilsamere Anziehung auf ihn auszuüben.

Von den Heroen des Weimar'schen Musenhofs empfing seinen ersten Besuch derjenige, der bisher am meisten Notiz von seinen Arbeiten genommen hatte, Wieland. Er mußte sich den Weg zu ihm „durch ein Gedränge kleiner und immer kleinerer Kreaturen von lieben Kinderchen" bahnen. Sein Bericht an Körner darüber lautet: „Unser erstes Zusammentreffen war wie eine vorausgesetzte Bekanntschaft. Ein Augenblick machte Alles. Wir wollen langsam anfangen, sagte Wieland, wir wollen uns Zeit nehmen, einander etwas zu werden. Er zeichnete mir gleich bei dieser ersten Zusammenkunft den Gang unsers künftigen Verhältnisses vor, und was mich freute, war, daß er es als

keine vorübergehende Bekanntschaft behandelte, sondern als ein Verhältniß, das fortdauern und reifen sollte. Er fand es glücklich, daß wir uns jetzt erst gefunden hätten. Wir wollen dahin kommen, sagte er mir, daß einer zu dem andern wahr und vertraulich rede, wie zu seinem Genius. Unsere Unterhaltung verbreitete sich über sehr mancherlei Dinge, wobei er viel Geist zeigte, und mir dazu Gelegenheit gab. Auch über politische Philosophie wurde viel gesprochen, etwas über Literatur, Goethe, die Berliner und Wien. Von Klinger sprach er sehr witzig; Stolberg ist seine Renonce, wie die unsrige. Er ist jetzt ganz in den Lucian versunken, den er wie den Horaz übersetzen und kommentiren will. Sein Aeußeres hat mich überrascht. Was er ist, hätte ich nicht in diesem Gesichte gesucht; doch gewinnt es sehr durch den augenblicklichen Ausdruck seiner Seele, wenn er mit Wärme spricht. Er war sehr bald aufgeweckt, lebhaft, warm. Ich fühlte, daß er sich bei mir gefiel, und wußte, daß ich ihm nicht mißfallen hatte, ehe ich's nachher erfuhr."

Ein paar Tage nachher machte Schiller auf Einladung der Herzogin Amalie mit Wieland eine Fahrt nach Tieffurt, und hatte unterwegs Gelegenheit, „Verschiedenes von ihm herauszubringen, was ihm am Herzen lag." Der Ton, schrieb er nach Dresden, „auf den er sich schnell mit mir gestimmt hat, verräth mir Zutrauen, Liebe und Achtung. So viel sehe ich offenbar, daß er mich vor den meisten schriftstellerischen Menschen unsers Deutschlands auszeichnet, und hohe Erwartungen von mir hegt." Von Don Karlos kannte Wieland nur das in der Thalia Erschienene; das fertige Drama hatte er noch nicht gelesen. Er erklärte sich offenherzig mit Schiller's bisherigen Geistesprodukten wenig zufrieden, indeß überzeugt, daß er sich zu einem großen Schriftsteller ausbilden könne und werde. Er gab zu, daß Schiller schon „eine starke Zeichnung, große und weitläufige Komposition, lebhaftes Kolorit" in der Gewalt habe, vermißte in seinen Produktionen aber noch „Korrektheit, Reinheit, Geschmack, Delikatesse und Feinheit." Auf sein Urtheil über den vollendeten Karlos war Schiller äußerst begierig; wir werden bald hören, warum ihn Wieland mit seiner wandelbaren Laune lange darauf warten ließ.

Auch bei Herder stattete Schiller gleich in den ersten Tagen einen Besuch ab. „Er hat mir sehr gefallen", schrieb er darüber nach Dresden; „seine Unterhaltung ist voll Geist, voll Stärke und Feuer; aber seine Empfindungen bestehen in Haß oder Liebe. Goethe liebt er mit Leidenschaft, mit einer Art von Vergötterung. Wir haben erstaunlich viel über diesen gesprochen, was ich euch ein andermal erzählen werde,

auch über politische und philosophische Materien Einiges, über Weimar und seine Menschen, über Schubart und den Herzog von Württemberg, über meine Geschichte mit diesem — er haßt ihn mit Tyrannenhaß. Ich muß ihm erstaunlich fremd sein; denn er fragte mich, ob ich verheirathet wäre. Ueberhaupt ging er mit mir um, wie mit einem Menschen, von dem er weiter nichts weiß, als daß er für etwas gehalten wird. Ich glaube, er hat selbst noch nichts von mir gelesen. Herder ist erstaunlich höflich; man hat sich wohl in seiner Gegenwart. Ich glaube, ich habe ihm gefallen; denn er äußerte mehrmals, daß ich ihn öfters wiedersehen möchte. Er lebt äußerst eingezogen, auch seine Frau, die ich noch nicht gesehen habe. Goethe, gesteht er, habe viel auf seine Bildung gewirkt. Wieland's Freund scheint er nicht sehr zu sein. Musäus hat er mir gerühmt. Er haßt Kant, wie du wissen wirst."

Das Urtheil, das Herder bei diesem Besuch über Goethe fällte, erfahren wir aus einem spätern Briefe Schiller's an Körner. Er rühmte an ihm einen klaren, „universalischen" Verstand, das wahrste und innigste Gefühl, die größte Herzensreinheit. Alles, was er sei, das sei er ganz, und er könne, wie Julius Cäsar, vieles zugleich sein. Frei von allem Intriguengeist, habe er wissentlich noch keines Andern Glück untergraben. In Allem liebe er Helle und Klarheit, selbst im Kleinen seiner poetischen Geschäfte, und sei ein eifriger Gegner aller Mystik, Geschraubtheit und Verworrenheit. Als Geschäftsmann sei er fast noch bewundernswürdiger, denn als Dichter. Schiller war aber weit entfernt, diese Charakteristik unbedingt gläubig hinzunehmen; er behielt sich sein Urtheil bis zum persönlichen Bekanntwerden mit dem Gepriesenen vor. Einstweilen verdroß es ihn etwas, daß Goethe von Vielen mit einer „Art von Anbetung" genannt wurde, und Alles so willfährig in seine Denkweise einging. „Goethe's Geist", schrieb er an Körner, „hat alle Menschen, die sich zu seinem Zirkel zählen, gemodelt. Eine stolze Verachtung aller Spekulation mit einem bis zur Affektation getriebenen Attachement an die Natur und einer Resignation in seine fünf Sinne, kurz, eine gewisse kindliche Einfalt der Vernunft bezeichnet ihn und seine ganze hiesige Sekte. Da sucht man lieber Kräuter und treibt Mineralogie, als daß man sich in leeren Demonstrationen verfinge. Die Idee kann ganz gesund sein, aber man kann auch viel übertreiben."

Daß Schiller nach Weimar keineswegs mit dem Hange, dort Alles bedeutend zu finden, gekommen war, zeigte sich auch am 27. Juli bei dem ersten Besuch der Herzogin Amalie zu Tieffurt. Obwohl ihn die

Fürstin freundlich und ohne Ceremoniell empfing, ihre witzige Hofdame Fräulein von Göchhausen so galant war, ihn „mit einer Rose zu regaliren", und Wieland ihm betheuerte, er habe die Herzogin erobert: schrieb er an Körner: „Sie selbst hat mich nicht erobert. Ihre Physiognomie will mir nicht gefallen. Ihr Geist ist äußerst bornirt; nichts interessirt sie, als was mit Sinnlichkeit zusammenhängt; diese gibt ihr den Geschmack, den sie für Musik, Malerei u. dgl. hat oder haben will." Das war ein Urtheil, für welches Schiller gewiß später, wenn er sich dessen noch erinnerte, im Stillen mit reuigem Gemüthe der edeln Fürstin Abbitte gethan hat. Nicht ohne Verwunderung glaubte er bei dieser Gelegenheit bemerkt zu haben, daß er mit seinen ungeschulten Manieren sich sogar auf dem Hofparquet zu bewegen verstand. „Bis jetzt", schrieb er, „habe ich, wo ich mich zeigte, nirgends verloren. Charlottens Idee von mir hat mir Zuversicht gegeben, und die nähere Bekanntschaft mit diesen Weimar'schen Riesen, ich gestehe dir's, hat meine Meinung von mir selbst — verbessert." Indeß über seinen Takt in Hofmanieren stimmte sich schon am nächsten Tage seine Zuversicht zu sich selbst herab. Mit Charlotte von der Herzogin zu einem Koncert und Souper geladen, gab er auf einige Fragen, welche die Fürstin an ihn richtete, nicht dieser, sondern der dabeistehenden Charlotte die Antwort. Die Freundin zog ihn deßhalb beiseite und gab ihm einen belehrenden Wink, der ihn zwar etwas stutzig machte, aber doch nicht abhielt, bei der Nachhausekunft mit dem Kammerherrn von Einsiedel, dem Grafen Solms und dem eben von Gotha eingetroffenen Dichter Gotter eine lustige „Punschpartie zu formiren."

Nach dem Besuch bei der Herzogin-Mutter freute er sich auf die bevorstehende Wiederkehr der abwesenden regierenden Herzogin, über die ihm allerwärts Rühmliches gesagt wurde. „Bei der alten", ließ er sich gegen Körner aus, „hatte ich zu überwinden, weil sie meine Schriften nicht liebt, und ich ihr fremd war; die junge ist meine Patronin und meinen Arbeiten ganz vorzüglich gut. Charlotte hat mit ihr mehrmals von mir gesprochen und sagt mir, daß ich bei ihr sein dürfte, was ich bin, und daß ich sie für alles Schöne und Edle empfänglich finden würde." Aber bevor sie zurückkehrte, war unserm Dichter die Hofluft verleidet worden, und zwar durch ein Begebniß, worin Gotter die Hauptrolle spielte. Ich finde darin nicht, wie Andere, eine von Gotter absichtlich eingefädelte Intrigue gegen den Dichter des Don Karlos, wenn gleich Schiller selbst damals die Sache so ansah.

Friedr. Wilh. Gotter, dreizehn Jahre älter als Schiller, unter Einflüssen französischer Literatur und Kunst herangereift, Mitbegründer

des ersten deutschen Musenalmanachs, bekleidete damals eine Stelle bei der geheimen Kanzlei in Gotha, wo er auch auf das Hoftheater einen bedeutenden Einfluß gehabt hatte. Als Bühnenkenner, gewandter Uebersetzer und Bearbeiter französischer Dramen, geschätzter Dichter, und zugleich als eleganter Weltmann, galt er auch in den Weimar'schen Kreisen viel. Seiner ganzen Geistesrichtung nach war er ein Vertreter des französischen Geschmacks in der Tragödie und ein Gegner der Starkgeisterei, die er in einer Sensation erregenden Epistel angriff. Schiller hatte ihm, wie im ersten Theil angedeutet worden (I, S. 258), den ursprünglichen Plan des Don Karlos mitgetheilt, und Gotter hatte diesen „groß" gefunden. Daß ihn die Ausführung nicht befriedigte, begreift sich leicht, und Gotter hatte es unserm Dichter schon bei der oben erwähnten Punschpartie offen ausgesprochen, unter Anderm die Scene Philipps mit Posa als eine unmögliche getadelt. Das verdroß Schiller, der auf den Don Karlos so große Hoffnungen baute. „Gotter", schrieb er an Körner, „ist ein zerrissener Charakter, dem ich mich nie hingeben könnte. Er hat viele, aber französische Bildung, viel Geist und Witz, aber dabei eine Nüchternheit, die mich abschreckt." In den ersten Tagen des August machte Schiller einen Ausflug nach Erfurt, um im dortigen Frauenkloster, wo Fräulein von Arnim, die jüngste Schwester seiner Dresdener Geliebten, Pensionärin, und ihre Tante Superiorin war, das von Dresden für sie Mitgebrachte persönlich zu überbringen. Unterdeß trug Gotter, ein trefflicher Vorleser, den Don Karlos in Tieffurt bei der Herzogin Amalie in einer Gesellschaft vor, bei welcher auch Wieland zugegen war. Das Stück that, wie Schiller den Tag nachher von Gotter erfuhr, in seiner ersten Hälfte Wirkung, in der zweiten aber keine oder gar eine widrige. Posa's Aufopferung, behauptete Gotter, sei durch Dunkelheit der Exposition, die Scene des Königs mit dem Marquis durch innere Unwahrscheinlichkeit, die ganze Schlußhälfte durch Abschwächung des Interesses an Karlos verloren gegangen. Das war für Schiller eine schmerzliche Enttäuschung. Nun begriff er, warum der leicht umzustimmende Wieland sich ihm fern hielt, warum alle Versuche, ihm ein Urtheil über das Stück zu entlocken, fruchtlos blieben, warum er bald nachher auf einige Zeit nach Eisenach reiste, ohne dem Dichter des Don Karlos ein Abschiedswort zu gönnen. „Ich bin zwar", schrieb Schiller unmuthig an Körner, „in Ansehung Wieland's von Jedermann, der ihn kennt, auf eine erstaunliche Inkonsequenz vorbereitet; aber diese Inkonsequenz könnte es eben sein, was zwischen uns keine Freundschaft aufkommen ließe." Vorherrschend wandte sich aber sein Zorn gegen Gotter. Ohne

zureichenden Grund hielt er sich überzeugt, daß dieser ihn seit einigen Jahren persönlich hasse und gerade, um den Don Karlos durch seine Kritik zu diskreditiren, sich zur Vorlesung desselben erboten habe.

Je mehr Schiller's Verhältniß zu Wieland erkaltete, desto mehr begann ihn Herder anzuziehen. Daß dieser auf Schriftsteller wenig und am wenigsten auf dramatische hielt, und von ihm nichts gelesen hatte, stieß ihn nicht zurück; vielmehr hoffte er von ihm noch die billigste Beurtheilung, bat ihn, seinen Karlos zu lesen, und schickte ihm ein Exemplar desselben. Herder kam einer Erkrankung wegen erst spät dazu, sein Urtheil abzugeben. Schiller berichtete darüber nach Dresden nicht unzufrieden: „Er hat mir viel Schönes und Geistvolles über den Don Karlos gesagt, er hat äußerst viel auf ihn gewirkt.“ Aber auch Herder lobte nur die erste Hälfte; er fand „die drei ersten Akte mehr unis und besser ausgearbeitet, als die letzten“ und wich detaillirtern Ausstellungen durch die Erklärung aus, er wolle das Stück nochmals lesen und dann mehr darüber sagen. Eine Predigt Herder's, der Schiller beiwohnte, gefiel diesem zwar besser, als jede andere, die er in seinem Leben gehört; doch gestand er seinen Dresdener Freunden, daß ihm überhaupt keine Predigt gefalle, und die Herder'sche das große Verdienst, — nicht lange zu dauern, gehabt habe. So vollständig war jetzt seine einstige Begeisterung für den Kanzelredner-Beruf in ihm erloschen.

Neben Herder und Charlotte fehlte es unserm Dichter nicht an sonstigen, zum Theil interessanten Bekanntschaften. Von diesen beschrieb er in den Briefen an Körner Goethe's Freundin, die Frau von Stein, als „eine wahrhaftig eigene, interessante Person“, von welcher er wohl begreife, daß Goethe sich so ganz an sie attachirt habe. „Schön“, fügte er hinzu, „kann sie nie gewesen sein; aber ihr Gesicht hat einen sanften Ernst und eine ganz eigene Offenheit. Gesunder Verstand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Wesen.“ Korona Schröter, für welche Körner in frühern Jahren geschwärmt hatte, lernte er zufällig beim Kammerherrn von Einsiedel kennen. „Ihre Figur“, berichtete er dem Freunde, „und die Trümmer ihres Gesichts rechtfertigen deine Verplemperung. Sie muß in der That schön gewesen sein; denn vierzig Jahre haben sie noch nicht ganz verwüsten können. Uebrigens scheint sie mir ein höchst gewöhnliches Geistesprodukt zu sein, und von der Kunst sehr genügsame, nüchterne Begriffe zu haben“, — ein Urtheil, das sich bald sehr stark modificirte, als er Goethe's Iphigenie von ihr hatte vorlesen hören, und sie über den Don Karlos sich günstig geäußert hatte. Er schickte ihr ein Exemplar desselben mit der Zuschrift: „Wenn

Ihnen der Karlos gefällt, von dem Sie gestern die Güte hatten, zu versichern, daß er Ihnen so viel Vergnügen gegeben hat, so können Sie mich nicht schöner dafür belohnen, als wenn Sie ihn zu meinem Andenken behalten." Auf eine Tochter des Geheimen Assistenzraths Schmidt in Weimar, des Bruders von Klopstock's Fanny, war er schon in Dresden aufmerksam gemacht worden. Schiller schrieb, nachdem er gelegentlich in einem Koncert ihre Bekanntschaft gemacht hatte: „Es ist eine kostbare Demoiselle, für die ich nie etwas fühlen könnte. Ihre Schönheit besteht in einem ungemein weißen und feinen Teint und überaus schönen lichtbraunen Haaren. Gegen mich war sie sehr aufmerksam; überhaupt mag sie es wohl leiden, bewundert zu werden. Man hält sie hier für eine gute Partie; aber ihre Gefühle stehen unter dem eisernen Scepter der Vernunft". Auch über sie scheint sich bald seine Ansicht geändert zu haben. Er associirte sich mit ihr, Korona Schröter und Hufeland zu einer wöchentlichen Whistpartie, saß bei Tisch zwischen den beiden Damen, ließ sich von beiden „ungemein schöne" englische Lieder vorsingen und schenkte dem Fräulein Schmidt ein Exemplar seines Karlos mit sehr warmen und galanten Widmungsversen, die wir in einem spätern Kapitel mittheilen werden.

Von den Männern, mit denen er damals in häufigem persönlichem Verkehr stand, nennen wir noch den liebenswürdigen Kammerherrn F. H. von Einsiedel, ferner den renommirten Uebersetzer zahlreicher französischer, spanischer und englischer Schriften J. J. Ch. Bode, welcher unter den Freimaurern und Illuminaten eine Rolle spielte und unsern Dichter zum Maurer machen wollte, den trefflichen Geheimen Hofrath Voigt, an dem Schiller einen vertrauten Freund zu gewinnen hoffte, den industriellen Legationsrath F. J. Bertuch, Mitunternehmer des deutschen Merkurs, und Goethe's vertrauten Freund Knebel, bei welchem er am 28. August in Goethe's Garten des in Italien Weilenden Geburtstag mitbeging und die Gesundheit des Gefeierten in Rheinwein ausbrachte.

Noch ausgedehnter wurde der Kreis von Schiller's Bekannten um den 20. August durch einen Ausflug nach Jena, wo er beinahe eine Woche zubrachte. In den Tagen vorher hatte er in Weimar die jüngst verheirathete Gattin des Jenaer Professors der Philosophie K. Leonh. Reinhold, eine Tochter Wieland's, kennen gelernt. Schiller sah sie häufig, da sie zu den Verehrerinnen Charlottens von Kalb gehörte. Ihrer Einladung, Reinhold zu besuchen und bei ihm zu wohnen, Folge leistend, fuhr er mit ihr und Charlotte nach Jena. Da letztere sogleich nach Weimar zurückkehrte, konnte er sich um so ungetheilter der Beob-

achtung der neuen Bekannten widmen. Von Reinhold in seinem vor dem Thor liegenden geräumigen Hause empfangen, stand er, ehe sie noch zusammen die Treppe erstiegen hatten, mit ihm auf vertrautem Fuß. Er fand in Reinhold einen etwas blaß und kränklich aussehenden Mann mit verständigem Gesicht und sympathiesuchenden Augen, wenig in der Welt orientirt, daher in größerer Gesellschaft etwas verlegen, submiß gegen Höhere, ein wenig ängstlich in der Moral, zu kühnen Tugenden wie Verbrechen eben so wenig im Ideal wie in der Wirklichkeit sich zu erheben fähig, fremd im Reich der Phantasie, begeistert für Kant, von dem er fest glaubte, daß er nach hundert Jahren die Reputation von Christus haben werde, — ein Glaube, der Schiller um so mehr frappirte, als Reinhold früher katholisch und Noviz des Jesuitenordens gewesen war. Seine Frau Sophie, Wieland's älteste Tochter, auf welche die ganze Gesichtsbildung und sehr viel vom Charakter und Temperament ihres Vaters übergegangen war, hatte bei der vollen Blüthe des Gefühls die reinste Grazie der Unschuld bewahrt. Ursprünglich ein äußerst rasches, reizbares Wesen, ein sprudelndes Geschöpf, war sie durch die Zuneigung zu Reinhold ein „recht liebes und sanftmüthiges Weib" geworden.

Schon der erste Anblick der Stadt zeigte unserm Dichter, daß hier die Studenten eine wichtige Rolle spielten. „Sogar wenn man die Augen schlösse", schrieb er an Körner, „könnte man unterscheiden, daß man unter Studenten geht; denn sie wandeln mit Schritten eines Niebesiegten. Abends, wenn es dunkel wird, hört man fast alle vier Minuten die ganze lange Gasse hinunter schallen: Kopf weg! Kopf! Kopf weg! — welches menschenfreundliche Wort den fliehenden Wanderer vor einem balsamischen Regen warnt. Die Anzahl der Studenten ist zwischen sieben- und achthundert, und soll, wie der Ruhm der Universität, im Zunehmen sein."

Von Reinhold's Kollegen besuchte Schiller zuerst den auch in Weimar viel geltenden Mitbegründer und Herausgeber der Jenaer allgemeinen Literaturzeitung Professor Chr. Gottfr. Schütz. In ihm fand er einen zwar dem Aeußern nach nicht liebenswürdigen, aber lebhaften, geistreichen, vielseitig gebildeten und ungemein arbeitslustigen Mann, mit dem er sich doppelt rasch befreundete, weil ihm der Don Karlos gefallen hatte. Unser Dichter ließ sich von ihm in der sogenannten „Literatur", d. h. dem Hause herumführen, worin die Literaturzeitung von Schütz und dem Juristen Gottlieb Hufeland (nicht zu verwechseln mit dem Mediciner), einem nach Schiller's Charakteristik „still denkenden Geist voll Salz und tiefer Forschung", redigirt wurde. In dem Bureau

sah er eine Masse neuerschienener Bücher, die, nach den Namen der Verleger geordnet, des kritischen Richterspruchs harrten. Unserm Dichter kam solch eine aus mehr als hundert Schriftstellern bestehende recensirende Societät eigentlich wie „eine brutale und lächerliche Anstalt" vor. „Ich muß dir gestehen", äußerte er sich gegen Körner, „daß ich zu einem Komplott gegen diese geneigt bin; vorher aber müssen sie mich in ihr Heiligthum einführen." Bei Schütz lernte er auch den Professor Döderlein kennen, „eine feine, schelmische Physiognomie im Kopf eines Geistlichen, mit dem sich aber recht gut sprechen ließ." Den letzten Abend in Jena verbrachte er mit Reinholds und der zum Abholen angekommenen Charlotte von Kalb beim Geheimen Kirchenrath Griesbach „überaus angenehm", und schied am andern Tage mit dem Gelübde, „Jena nicht zum letzten Mal gesehen zu haben." Ein Ruf dorthin als Professor, den ihm Reinhold als leicht zu erlangen dargestellt hatte, däuchte ihm vorläufig noch nicht wünschenswerth, wenn ihm gleich das Leben der dortigen Professoren als sehr unabhängig geschildert worden war. Er hoffte noch immer, eine freiere Existenz auf schriftstellerischen Erwerb gründen zu können, und meinte, das müsse sich binnen Jahresfrist entscheiden.

Von Jena aus machte er unter andern Excursionen in die Umgebung mit Reinholds eine Partie nach dem Dorf Lobeda, wo die Bürgermeisterin Bohl einer weitläufigen Wirthschaft als Hausfrau trefflich vorstand, und in Mußestunden ein schätzenswerthes Dichtertalent übte. Sie sagte ihm das Lied an die Freude und Vieles aus dem Don Karlos auswendig her. Als eine Kuriosität wurde ihm dort die Gartenlaube gezeigt, worin Schütz, Wieland und Bertuch die Idee der Literaturzeitung ausgebrütet hatten.

Die in Jena verlebten sechs Tage blieben nicht ohne vielfache und günstige Nachwirkung auf Schiller. Daß Reinhold dort fertig brachte, was Körner oft umsonst versucht hatte, ihn nämlich zum Lesen eines Aufsatzes von Kant zu bewegen, ist nicht sowohl für seine philosophischen, als für seine historischen Studien in Anschlag zu bringen. Schiller's Bekanntwerden mit der kritischen Philosophie datirt erst von einer spätern Epoche her. Der Aufsatz in der Berliner Monatsschrift, den er zu Jena las, Kant's „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Hinsicht", trug dazu bei, das in ihm jüngst erwachte Interesse für Geschichte und Geschichtschreibung zu beleben. Schon am 18. August hatte er an Körner berichtet: „Angenehm wird es dir sein zu hören, daß ich arbeite — ja, endlich hab' ich's über mich gewonnen — aber nicht den Geisterseher, sondern die niederländische

Rebellion. Ich bin voll von meiner Materie und arbeite mit Lust. Es ist gleichsam ein Debut in der Geschichte, und ich habe Hoffnung, etwas recht Lesbares zu Stande zu bringen." Das Anschauen der regen und wetteifernden Thätigkeit in der großen Geisteswerkstätte zu Jena war ihm ein Sporn zu gleicher Thätigkeit, und so hören wir ihn denn in den nächsten Monaten melden, daß er zehn bis zwölf Stunden täglich studire und schreibe, und in Strada, Grotius, Reid und zehn andern Schriftstellern herumwühle. War es ihm gleich in Jena „so behaglich wie nie an einem fremden Ort" gewesen, so fügte er doch diesem Bekenntniß an Körner hinzu: „Ganz glücklich kann ich nirgends und nie sein, das weißt du, weil ich nirgends die Zukunft über der Gegenwart vergessen kann. Ich war sechs Tage müßig in Jena; schon allein das mußte mir die reine Freude vergiften."

Mit der Wiederkehr der Freude an der Arbeit begann ihm auch das Leben in Weimar, dem er bis dahin wenig Geschmack abgewonnen hatte, in günstigerem Licht zu erscheinen. „Ich fange an", schrieb er am 10. September an Körner, „mich hier ganz leidlich zu befinden, und das Mittel, wodurch ich es bewerkstellige, ist: ich frage nach Niemand. Das hätte ich zwar schon in den ersten Wochen wegkriegen können; denn, wohin ich sehe, thut hier Jeder ein Gleiches. So viel Familien, ebensoviel abgesonderte Schneckenhäuser, aus denen der Eigenthümer kaum herausgeht, um sich zu sonnen. In diesem Stück ist Weimar das Paradies. Jeder kann nach seiner Weise privatisiren, ohne damit aufzufallen. Eine stille, kaum merkbare Regierung läßt einen so friedlich hier leben und das bißchen Luft und Sonne genießen. Anfangs hab' ich mir Alles viel zu wichtig, zu schwer vorgestellt. Ich habe mich selbst für zu klein, und die Menschen umher für zu groß gehalten. Jeden glaubte ich meinen Richter, und Jeder hat zu viel mit sich selbst zu thun, um mich auszulauern. Jetzt gehe ich sehr wenig aus, Tags zweimal zu Charlotten und zweimal spazieren, wozu ich mir den Stern gewählt habe. Hier begegnen mir doch zuweilen Menschen, und will ich, so kann ich auch allein sein. Alle andern Tage besuche ich Bode, Bertuch, Herder, Voigt oder sonst Jemand. Die übrige Zeit bin ich zu Hause und arbeite." Ja, die Zuneigung zu Weimar wuchs allmälig so, daß der Gedanke, im Spätherbst nach Dresden zurückzukehren, aufgegeben ward, und umgekehrt der Wunsch, den Körner'schen Kreis nach Weimar zu ziehen, in ihm erwachte. Am 14. Oktober berichtete er dem Freunde von einer Unterredung mit Wieland: „Von euch sprach ich diesmal viel; ich gab ihm meinen Wunsch zu erkennen, euch in Weimar zu wissen; denn ich bin überzeugt, wir hier zusammen

müßten und könnten den Ton der Geselligkeit in Weimar verändern. Wieland und seine äußerst gute Frau, häßlich wie die Nacht, aber brav wie Gold und bis zur kindlichen Einfalt natürlich und munter; Herder und seine Frau, beide voll Geist und Genie; Bertuch und seine Frau, im Umgange recht genießbar; Bode, Voigt, Hufeland, Riedel; S. (Schmidt?) und seine Tochter, immer so viel werth, als die guten Dresdener Menschen; die Schröter, die Frau von Stein und ihre Schwester, die Imhof; Knebel und noch Andere — lauter Menschen, wie man sie an Einem Ort nie beisammen findet — müßten einen recht schönen Hintergrund zu unserer Freundschaft abgeben. Man ist hier arm, und es läßt sich mit wenig Geld schon angenehm leben. Ich sagte Wieland, daß ich wünschte, du würdest hier Hofrath mit einer leidlichen Besoldung; der Herzog und alle Weimaraner würden gewinnen, und ich, der ich mich von euch nicht trennen würde, könnte dann auch hier existiren. Das leuchtete Wieland ganz erstaunlich ein, und er trieb mich an, gegen den Geheimen Rath Schmidt ein Wort davon fallen zu lassen. Soll ich, oder soll ich es nicht?"

Was ihn aber besonders in Weimar festhielt, war der wieder angeknüpfte Verkehr mit Wieland. Schon in Jena hatte ihm Reinhold über seinen Schwiegervater die Augen geöffnet und die Ueberzeugung beigebracht, daß, was Schiller jüngst erfahren, Jeder in Wieland's Umgebung, wie nahe er ihm stehe, zu erwarten habe. Auch ihn, seinen eigenen Schwiegersohn, habe er heut für einen großen Geist und morgen für einen Esel erklärt. Dieser Wandelbarkeit der Stimmung sei er sich selbst bewußt und könne daher in der folgenden Stunde abbitten und schmelzen, wie ein Kind. Aehnlich äußerte sich Bode, als Schiller sein Auseinanderkommen mit Wieland erzählte. „Das ist ganz in der Ordnung", sagte Bode; „es ist nicht Ihnen allein so mit ihm ergangen. Wieland ist ein Kind; nach einiger Zeit wird er Frau und Kinder zusammenrufen und fragen, wie er denn eigentlich mit Schiller sich entfremdet habe." Alles dies hatte Schiller schon nachsichtig gegen den alten Kunstgenossen gestimmt, als er ihn Anfangs Oktober bei einem Souper, das Voigt gab, und bald darauf in einer neugestifteten Mittwochsgesellschaft, zu der beide gehörten, wiedersah und mit ihm eine freundlich scherzende Unterhaltung, unter Anderm „über den tiefen Geist des Whistspiels" anknüpfte. Dazu kam, daß Wieland im Merkur den Don Karlos in viel freundlicherer Weise, als Schiller nach dem Vorgefallenen erwarten zu dürfen glaubte, angezeigt und besprochen hatte; und so war es nicht zum Verwundern, daß unser leicht zu beschwichtigender Dichter am 14. Oktober an Körner schrieb: „Mit Wieland bin

ich ausgesöhnt. Ich mußte ihm, nach allen Regeln der Höflichkeit und Billigkeit, wegen seiner Anzeige des Don Karlos im Merkur etwas sagen, worauf es sich ohne Erklärung sehr natürlich ergab, daß wir uns doch näher wären. Er sagte mir viel Gedachtes und Schmeichelhaftes über mich selbst; unter Anderm warnte er mich, weniger verschwenderisch in meinen Stücken zu sein, damit ich mich nicht ausgebe. Aus dem Karlos, sagte er, hätte ich drei wichtige Stücke machen können. Er ist jetzt überzeugt, daß das Drama mein Fach ist. Ich bin es noch nicht. Dies ging im Klubb vor. Vor einigen Tagen besuchte ich ihn zum erstenmal wieder (in seinem Hause). Er war krank; wir kamen aber so in's Gespräch, daß ich drei Stunden blieb. Da hab' ich mich ganz vortrefflich unterhalten. Wir waren recht herzlich miteinander, und das Interesse, das wir daran nahmen, gab den frivolsten Dingen einen Werth. Er ließ sich in das Detail der ganzen Haushaltung mit mir ein, wobei er mir viel Spaß machte."

Eine Frucht dieses mit Wieland verlebten Abends war der Plan, daß Schiller sich mit ihm zum deutschen Merkur associiren, und dem Journal im nächsten Jahrgange eine neue Einrichtung und Gestalt gegeben werden sollte. „Das ist so zugegangen", berichtete er an Körner. „Ich sprach mit ihm davon, daß ich, weil ich die Nothwendigkeit einsähe, viel zu lesen, und dieses mit vielem Schreiben nicht wohl vereinigen könne, einen Kanal zu haben wünschte, in den ich gleich die ersten Resultate meiner Lektüre werfen könnte. Die Thalia würde mir diese Dienste thun; aber für's Erste sei sie noch nicht ganz im Gange, und zweitens wäre ich ihr allein nicht gewachsen, da zum Glück eines Journals gehöre, daß es öfters erscheine, wenigstens jeden Monat. Sein Merkur auf der andern Seite sei nicht vielfältig genug, seinem Titel nicht entsprechend, oft zu trocken, und auf ihn selbst nicht zu rechnen. Er nahm mir gleich das Wort vom Munde und gestand mir, daß ich auf einen seiner alten Wünsche getroffen habe. Es würde ihm äußerst angenehm sein, diese Idee zu realisiren: wir wollten den Plan des Merkurs erweitern, in einem Avertissement diese Veränderung ankündigen und darin sagen, daß die Thalia in dem Merkur aufgehört habe."

Das Projekt kam freilich nicht zu völliger Ausführung; doch trug es dazu bei, die beiden Dichter einander anzunähern. Allmälig wurde Schiller's Verbindung mit dem Wieland'schen Hause so vertraulicher Art, daß ihm sogar für einige Zeit der Gedanke an eine Heirath mit Wieland's zweiter Tochter, dem Liebling des Vaters, nahe trat. „Ich glaube", schrieb er am 19. November an Körner, „daß mich ein Ge-

schöpf, wie dieses, glücklich machen könnte, wenn ich so viel Egoismus hätte, glücklich sein zu können, ohne glücklich zu machen, und an dem Letztern zweifle ich sehr. Bei einer ewigen Verbindung, die ich eingehen soll, darf Leidenschaft nicht sein, und darum habe ich mich bei diesem Falle verweilt. Ich kenne weder das Mädchen, noch weniger fühle ich einen Grad von Liebe, weder Sinnlichkeit, noch Platonismus — aber die innigste Gewißheit, daß es ein gutes Wesen ist, daß es tief empfindet und sich innig attachiren kann, mit der Rücksicht zugleich, daß sie zu einer Frau ganz vortrefflich erzogen ist, äußerst wenig Bedürfnisse und unendlich viel Wirthschaftlichkeit hat. Aber ich weiß nicht, ob ich in diesen Kreis gehöre, ob ich ewig darin verharren, mich nie daraus sehnen, ob ich diesen Menschen werth bleiben kann." In solchen Zweifeln und Skrupeln kam ihm, wie uns die nächstfolgenden Kapitel erzählen werden, eine unerwartete Fügung des Schicksals zu Hülfe.

Siebentes Kapitel.

Reise nach Meiningen und Bauerbach. Rückreise über Rudolstadt. Die Schwestern von Lengefeld. Lotte von Lengefeld zu Besuch in Weimar. Stammbuchblatt. Schiller's literarische Thätigkeit im Winter und Frühjahr. Die Götter Griechenlands gedichtet. Der Geisterseher fortgesetzt. Heirathsantrag aus Schweinfurt. Gleim zu Besuch in Weimar.

Schon gegen Ende August 1787, gleich nach dem Aufenthalt in Jena, hatte Schiller die Absicht, seine Schwester Christophine und ihren nunmehrigen Gatten Reinwald zu besuchen. Sein wiedererwachter reger Arbeitseifer hielt ihn damals ab. Seitdem aber hatten Christophine und Frau von Wolzogen, die sich mit ihrer Tochter Lotte und ihrem Sohne Wilhelm in Bauerbach befand, so oft und dringend um seinen Besuch gebeten, daß er sich am 21. November zur Reise entschloß. Frau von Wolzogen hatte noch einen besondern Grund, seine Gegenwart zu wünschen. Es war nämlich auch der Bräutigam ihrer Tochter nach Bauerbach gekommen, nicht jener frühere Bewerber Herr von

Winkelmann, sondern ein Regierungsrath von Lilienstein aus Hildburghausen. Schiller, auf dessen Rath Frau von Wolzogen viel gab, sollte Lilienstern's Bekanntschaft machen. Etwa sechszehn Tage verwandte Schiller auf den Ausflug. Am 8. December berichtete er von Weimar aus an Körner:

„Ich war also wieder in der Gegend, wo ich von 82 bis 83 als ein Einsiedler lebte. Damals war ich noch nicht in der Welt gewesen; ich stand, sozusagen, schwindelnd an ihrer Schwelle, und meine Phantasie hatte ganz erstaunlich viel zu thun. Jetzt nach fünf Jahren kam ich wieder, nicht ohne manche Erfahrungen über Menschen, Verhältnisse und mich. Jene Magie war wie weggeblasen. Ich fühlte nichts. Keiner von allen Plätzen, die ehemals meine Einsamkeit interessant machten, sagte mir jetzt noch etwas. Alles hatte seine Sprache an mich verloren. An dieser Verwandlung sah ich, daß eine große Veränderung in mir selbst vorgegangen war. Und mußte sie es nicht? Wie viele neue Gefühle, Schicksale und Situationen lagen nicht in diesem Zeitraum! Eure Erscheinung, unsere ganze Freundschaft, ganz Mannheim mit seinen Freuden und Leiden, Charlotte, Weimar, eine ganze neue Epoche meines Denkens!"

In der Umgegend von Bauerbach wurde er jetzt von einem edelmännischen Gut zum andern herumgezogen und fand Gelegenheit, einige interessante Familien kennen zu lernen. Da war z. B., erzählt er selbst in dem Briefe an Körner, im Dorfe Hochheim eine adelige Familie (von Bibra), aus zehn Personen, darunter fünf Fräulein, bestehend, welche die Patriarchen- und Ritterzeiten wieder aufleben ließ. Niemand in der Familie trug etwas, was nicht dort gemacht war. Schuhe, Tuch, Möbel, alle Gegenstände des Bedürfnisses, fast alle des Luxus wurden auf dem Gut erzeugt und fabricirt, Vieles von den Händen der Fräulein, wie es bei den Prinzessinnen der Bibel und in den Zeiten der Chevalerie zu geschehen pflegte. Die äußerste Reinlichkeit und Ordnung, nicht ohne Glanz und Schönheit, thaten dem Auge wohl. Die Fräulein waren zum Theil schön, alle einfach und wahr, wie die umgebende Natur. In dem Vater, einem wackern Landjunker und vortrefflichen Jäger, fanden die Gäste zugleich einen gutherzigen Wirth und burschikosen Tabakscompagnon. In schroffem Kontrast hierzu lebte zwei Stunden von da auf hochtrabendem, fürstlichem Fuße mit Frau und neun Kindern der Kammerherr von Stein, der Onkel Charlottens von Kalb, ein imponirender Mann von manchen guten und glänzenden Eigenschaften, Libertin in hohem Grade. Da war ein Schloß statt eines Hauses, Hof statt Gesellschaft, Tafel statt Mittagessen.

Als Schiller nach zwölf unruhig und geräuschvoll verlebten Tagen die Heimkehr zu Roß in Begleitung seines Freundes Wilhelm von Wolzogen antrat, konnte er nicht ahnen, wie tief eingreifend in sein künftiges Lebensschicksal diese Reise werden sollte. Dem Freunde zulieb schlug er den Rückweg über Rudolstadt ein, wo die mit dem Wolzogenschen Hause verwandte Familie von Lengefeld lebte. Die verwittwete Frau von Lengefeld wohnte mit ihren Kindern, zwei Töchtern, ganz nahe der Stadt, aber wie auf dem Lande, in dem fruchtbaren, durch sanfte Flußkrümmungen und waldbekränzte Höhen verschönerten Thal der Saale. Der Vater, der sich als Forstmann ausgezeichnet hatte, war schon vor längerer Zeit, als die ältere Tochter Karoline erst dreizehn Jahre zählte, gestorben; die Mutter, eine gütige, empfängliche Natur, band sich nur etwas zu ängstlich an kirchliche und gesellschaftliche Observanz; in den Töchtern aber war frühe das Bedürfniß einer freiern, edlern Geistesbildung angeregt worden. Der treffliche Vater, für seine Kinder auf bessern Unterricht bedacht, als damals in der fürstlichen Kleinstadt ertheilt und von dem noch wenig gebildeten geselligen Leben gefordert wurde, hatte für eine Verstandesbildung gesorgt, die der phantasiereichen Geistesbeweglichkeit der Mädchen das Gleichgewicht halten sollte, und zugleich ihre körperliche Ausbildung sich angelegen sein lassen. Seine mannhafte, achtunggebietende Persönlichkeit hatte sich ihren Seelen eingeprägt, und Friedrich der Große, dem er hohe Verehrung zollte, war auch der Held seiner Töchter geworden. Dazu hatte sich manchmaliger Verkehr mit bedeutenden Männern und Frauen, wie Goethe, Knebel, Frau von Stein u. a., so wie häufiges Lesen Herz und Geist ansprechender Bücher gesellt, deren Inhalt das Gemüth in der ländlichen Einsamkeit ungestört in sein Eigenthum verwandeln konnte.

Karoline, die schon in ihrem sechszehnten Jahre, dem Wunsch der Mutter folgend, sich mit dem Rudolstädt'schen Legationsrath von Beulwitz verlobt hatte, lebte jetzt in einer, wenn auch nicht gerade unglücklichen, doch ziemlich freudeleeren, kinderlosen Ehe im elterlichen Hause. Die jüngere Tochter, Charlotte (Lotte, Lolo), geboren am 22. November 1766, war zu einer Hofdamenstelle am Weimar'schen Hofe bestimmt. Ihre Schwester hat uns von ihr mit liebender Hand folgendes Bild entworfen: „Sie war von sehr anmuthiger Gestalt und Gesichtsbildung. Der Ausdruck reinster Herzensgüte belebte ihre Züge, und ihr Auge blitzte nur Wahrheit und Unschuld. Sinnig und empfänglich für alles Gute und Schöne im Leben und in der Kunst, hatte ihr ganzes Wesen eine schöne Harmonie. Mäßig, aber treu und an-

haltend in ihren Neigungen, schien sie geschaffen, das reinste Glück zu genießen. Sie hatte Talent zum Landschaftzeichnen, einen feinen und tiefen Sinn für die Natur, und Reinheit und Zartheit in der Darstellung. Unter günstigen Umgebungen hätte sie in dieser Kunst etwas leisten können. Auch sprach sich erhöhtes Gefühl in ihr oft in Gedichten aus, unter denen einige, von der Erinnerung an lebhaftere zärtliche Herzensverhältnisse eingegeben, voll Grazie und sanfter Empfindung sind. *) Dies war das Schwesternpaar, in dessen Wohnung unser Dichter am 6. December 1787 gegen Abend von seinem Freund als Gast eingeführt wurde.

Es war nicht das erste Mal, daß er Mutter und Töchter sah. Um über die frühere Begegnung zu berichten, muß ich einige Jahre zurückgehen. Als Charlotte sich ihrem siebenzehnten Lebensjahr näherte, fand ihre Mutter es an der Zeit, ihr zur Vorbereitung für den künftigen Beruf Gelegenheit zur Aneignung von Weltton und Fertigkeit in der französischen Sprache zu geben, und beschloß daher, mit den Töchtern eine Zeit lang in der französischen Schweiz zuzubringen. Im Frühjahr 1783 trat die Familie die Reise dorthin an und besuchte in Stuttgart die Frau von Wolzogen, wo deren Sohn Wilhelm für Karoline eine tiefe, nicht unerwidert bleibende Neigung faßte, aus welcher in spätern Jahren, nach der Scheidung Karolinens vom Herrn von Beulwitz, eine eheliche Verbindung erwuchs. In der Schweiz brachten die Damen an den reizenden Ufern des Genfer Sees in dem lieblichen Vevey ein sehr glückliches, auch durch Umgang mit lieben Freundinnen und geistvollen Männern verschönertes Jahr zu. Die Heimreise im Juni 1784 ging wieder über Stuttgart. Frau von Wolzogen machte sie mit Schiller's Eltern auf der Solitude bekannt und veranlaßte die Weiterreisenden, da ihr Weg sie über Mannheim führen sollte, des dort weilenden Dichters Bekanntschaft zu machen. Schiller, damals fieberkränkelnd, wie wir wissen, hatte gerade einen Ausgang gemacht. Als er zurückkehrend ihre Besuchkarten fand, begab er sich in ihren Gasthof und traf sie im Begriff abzureisen. „Seine hohe, edle Gestalt", erzählt Karoline, „frappirte uns; aber es fiel kein Wort, das lebhaftern Antheil erregte. Die mannigfachen und großen Gegenstände, von denen wir jüngst geschieden waren, füllten unsere Seele. So sahen wir Schiller zum ersten Male, wie aus einer Wolke wehmüthiger Sehnsucht, die uns nur schwankende Formen erblicken läßt."

*) Eine Auswahl aus ihren Gedichten ist in Hoffmeister's Supplementen zu Schiller's Werken III, 379 ff. zu finden.

Aber auch jetzt, im Spätjahr 1787, wo sie ihn wieder sahen, waren ihre Gemüther nicht unumwölkt. Karoline, in ihrem Zusammenleben mit einem achtungswerthen, aber nicht kongenialen Gatten, empfand es tief, daß sie so viel von dem Reichthum ihres Geistes und Herzens in sich verschließen mußte. In Lotte's Innerm klang noch der Schmerz über die Auflösung eines Liebesverhältnisses zu einem trefflichen Manne nach, der ihre Zuneigung feurig erwidert hatte. Ein englischer Kapitain Henry Heron war es, dem sich ihre Liebe zugewandt hatte. Die Ungunst der Verhältnisse gestattete keine Verbindung, und seine Berufspflicht führte ihn über's Meer nach Indien.*) So lange die schöne Jahreszeit dauerte, hatten mitunter Besuche von Freunden oder Ausflüge in die Nachbarschaft den Schwestern einige Zerstreuung gebracht; jetzt, in der traurigen Winterzeit, aber waren sie wie abgeschnitten von der Welt und kamen sich — so erzählt Karoline — wie verwünschte, auf Erlösung harrende Prinzessinnen vor.

In solcher Stimmung mag sie der Besuch Schiller's und Wolzogen's am 6. December überrascht haben. Zwei Reiter, in ihre Mäntel verhüllt, kamen gegen Abend die Straße herangetrabt. Der eine, obwohl er schalkhaft sein Gesicht hinter dem Mantelkragen zu verbergen suchte, wurde bald von den Schwestern als Vetter Wolzogen erkannt; der Unbekannte, eine lange Figur, die ihre Neugier erregte, wurde vom Vetter als sein Reisegefährte Schiller vorgestellt und freundlichst willkommen geheißen. Schiller fühlte sich sogleich wohl in diesem Kreise. Hier fand er, wornach er sich so innig sehnte, natürliche und zugleich edel gebildete Menschen voll Empfänglichkeit, in deren Umgange sein Herz und sein Genius sich frei und voll aussprechen konnten. Keine Vorurtheile, keine Verschlossenheit, keine Kälte lähmten hier die Zunge; hier fand er Bildung mit Entwickelungsfähigkeit vereinigt, und was zugleich mit Verstand und mit Gemüth von ihm gesprochen wurde, das traf auch wieder den ganzen Menschen. Man unterhielt sich von den Briefen des Julius an Raphael und den darauf bezüglichen Gedichten der Anthologie. Ohne alle schriftstellerische Eitelkeit stellte es sich in seinem Gespräch heraus, daß es ihm am Herzen lag, die Familie mit seinem Don Karlos bekannt zu machen. So sehr hatte man sich einander in wenigen Stunden genähert, daß Schiller schon beim

---

*) Das Verhältniß war so bekannt geworden, daß sich der Herzog Karl August den Scherz erlaubte, ihr einen ausgestopften Reiher (héron) in Kapitainsuniform für ihre „englische Gartenanlage" zuzusenden.

Abschied den Plan aussprach, den nächsten Sommer im Rudolstädter Thale zuzubringen, was mit lebhafter Freude aufgenommen wurde.

Man hat es sehr bezweifelt, daß schon dieses erste Bekanntwerden mit Charlotte von Lengefeld den Wunsch nach ihrem Besitz in Schiller entzündet habe. Ich hoffe, dem Leser im Nachfolgenden Anhaltspunkte genug zur Bildung eines eigenen Urtheils hierüber geben zu können. Es darf uns nicht beirren, wenn Schiller gleich nach der Rückkehr an Körner ziemlich kühl über die Zusammenkunft berichtete. Er konnte sich wohl denken, daß es für die lieben Dresdener Freundinnen eine hochwichtige Frage war, welche Gattin er wählen würde, und daß sie gar zu gern in diese Wahl ihre Händchen mit eingemischt hätten; das war aber durchaus nicht nach seinem Geschmack. Von Körner aber wußte er, daß dieser für die nächste Zeit jede eheliche Verbindung Schiller's mißbilligte. Noch vor Kurzem hatte er geschrieben: „Dein Geist ist nur geschäftig, den Gegenstand deiner Leidenschaft zu veredeln und einen begeisternden Gesichtspunkt daran aufzufinden. Erfahrungen von einigen Jahren werden bei dir mehr Mißtrauen gegen deine Phantasie, mehr Sorgfalt in Abwägung collidirender Vortheile erzeugen. Alsdann ist es möglich, daß ein liebenswürdiges Mädchen dich auf immer fesseln kann, und eher darfst du, glaub' ich, keine Verbindung dieser Art eingehen." Kein Wunder, daß er dem nüchternen Mentor ganz einfach am 8. December berichtete: „In Rudolstadt habe ich mich auch einen Tag aufgehalten und wieder eine recht liebenswürdige Familie kennen gelernt. Eine Frau von Lengefeld lebt da mit einer verheiratheten und einer noch ledigen Tochter. Beide Geschöpfe sind, ohne schön zu sein, anziehend und gefallen mir sehr. Man findet hier viel Bekanntschaft mit der neuen Literatur, Feinheit, Empfindung und Geist. Das Klavier spielen sie gut, was mir einen recht schönen Abend machte. Die Gegend um Rudolstadt ist außerordentlich schön. Ich hatte nie davon gehört, und bin sehr überrascht worden."

Etwas wärmer klingt schon seine Aeußerung über die neue Bekanntschaft in einem Briefe an Frau von Wolzogen vom 20. December: „Wir sind glücklich nach Rudolstadt gekommen, wo ich eine sehr hochachtungswerthe und liebenswürdige Familie fand. Ich kann nicht anders als Wilhelm's guten Geschmack bewundern; denn mir selbst wurde so schwer, mich von diesen Leuten zu trennen, daß nur die dringendste Nothwendigkeit mich nach Weimar ziehen konnte. Wahrscheinlich werde ich aber diese Nachbarschaft nicht unbenutzt lassen und, sobald ich auf einige Tage Lust habe, dort sein."

Seit der Rückkehr nach Weimar vertiefte sich Schiller immer mehr

in seine historische Arbeit, und ließ sich durch die Einwendungen Körner's, dem der Uebertritt von der Poesie zur Geschichtschreibung durchaus mißfiel, in seinem Feuereifer nicht irre machen. Er gab dem Freunde zu, daß in der Geschichte viel Willkürliches, Launenhaftes und Unfruchtbares uns begegne; aber das Willkürliche in ihr, meinte er, könne einen philosophischen Geist reizen, sie seiner Herrschaft zu unterwerfen, das Leere und Unfruchtbare einen schöpferischen Kopf herausfordern, sie zu befruchten, „auf dieses Gerippe Nerven und Muskeln zu tragen"; die philosophische innere Nothwendigkeit komme ihr eben so gut zu, wie der Poesie. Die äußern Vortheile seien aber auf Seite des Geschichtschreibers größer. Für seinen Karlos, das Werk dreijähriger Anstrengungen, sei er mit Verdruß belohnt worden; mit seiner niederländischen Rebellion hoffe er Glück zu machen. Da er von der Schriftstellerei leben müsse, so habe er auf das Einträgliche zu sehen." Und daran schließt sich dann der Ausdruck der entschiedensten Ueberzeugung, daß er heirathen müsse, einer Ueberzeugung, die am 19. November, wie wir wissen, in ihm noch gar nicht fest stand. „Ich muß eine Frau ernähren können", schrieb er am 7. Januar 1788; „denn dabei bleibt es, daß ich heirathe. Könntest du in meiner Seele lesen, wie ich selbst, du würdest darüber keine Minute in Zweifel sein... Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die andern Freuden genieße. Freundschaft, Geschmack, Wahrheit, Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe feiner häuslicher Empfindungen mich für die Freude stimmt und mein erstarrtes Wesen wieder durchwärmt. Ich bin bis jetzt ein isolirter fremder Mensch in der Natur herumgeirrt und habe nichts als Eigenthum besessen. Alle Wesen, an die ich mich fesselte, haben etwas gehabt, das ihnen theurer war, als ich; damit kann sich mein Herz nicht behelfen. Ich sehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz, und das ist das Einzige, was ich noch hoffe."

Er betheuerte dem Freunde, daß nicht die Laune eines Augenblicks ihm solche Gedanken eingebe. Dies dürfen wir ihm glauben; denn ähnliche Betrachtungen waren es, die ihn vor Jahren zur Bewerbung um Lotte von Wolzogen, und einige Zeit nachher um Margarethe Schwan bewogen. Ein richtiges Gefühl hatte ihm schon frühe das wirksamste Mittel zur Beruhigung und Läuterung seines gährenden Innern angedeutet. Daß es ihm jetzt zu noch klarerm Bewußtsein kam und ein Sporn zur angestrengtesten Thätigkeit wurde, darf man wohl großentheils der Begegnung mit Lotte von Lengefeld zuschreiben, wenn gleich seine Korrespondenz mit Körner um diese Zeit über sie noch

schweigsam ist. Seine damaligen Briefe an den Freund machen den Eindruck, als habe er um jeden Preis das Dreinreden eines Andern, und wäre es auch des wohlmeinendsten Freundes, in diese zarte Herzensangelegenheit zu verhüten gesucht. „Hier ist ein Fall", schrieb er an Körner, „wo ich sehr viel anders bin, als andere Menschen; und keiner meiner Freunde würde sich einen Fehlgriff in meine Glückseligkeit vorwerfen wollen. Uebrigens halte mich nicht im Geringsten für gefesselt, aber fest entschlossen, es zu werden." Das Schicksal kam seinem Wunsch gefällig entgegen.

Gegen Ende Januar 1788 fand sich Lotte von Lengefeld mit ihrer Freundin Friederike von Holleben *) in Weimar auf einige Zeit zu Besuch ein. Frau von Lengefeld verband mit diesem Aufenthalt ihrer Tochter in dem Residenzstädtchen die doppelte Absicht, die um den Verlust Heron's noch Trauernde etwas zu erheitern, und die Herzogin von Weimar an die früher versprochene Hofdamenstelle zu erinnern. Lotte wohnte bei der Frau von Imhoff, der Schwester der Frau von Stein, und verkehrte auch viel mit letzterer, so wie mit Charlotte von Kalb und andern Gesellschaftskreisen. Unverhofft stand, wie vor einem Jahre in Dresden das leidenschaftlich geliebte Fräulein von Arnim, so jetzt der Gegenstand einer edlern Neigung vor Schiller auf einer Redoute. Sonst traf er nur selten und immer nur auf kurze Zeit mit ihr zusammen. Nach den Mittheilungen ihrer Schwester Karoline hielt er sich, den Umständen und den Eingebungen seines Zartgefühls gemäß, geflissentlich entfernt. Doch verschaffte er ihr zur Lektüre ein und das andere Buch, und wechselte auch mit ihr einige Billets, die seinerseits eine edle, milde, besonnene Zuneigung deutlich genug durchblicken lassen. Lotte scheint ihrerseits schon damals diese Neigung nicht ganz unerwidert gelassen zu haben. Als Belege mögen ein paar Bruchstücke der undatirten Briefchen aus dieser Zeit dienen, welche das schöne Buch „Schiller und Lotte" in einer nicht überall genau chronologischen Folge mitgetheilt hat. „Ich fürchtete", schreibt Lotte, „daß Sie uns heut wollten die Freude machen, uns zu besuchen. Ich sage fürchtete, weil Frau von Imhoff eben einen starken Gasttag heute hat, und also Ihrer Gesellschaft nicht genießen kann. Es thut mir sehr leid, glauben Sie mir; denn ich sah Sie recht lange nicht. Hat aber

---

*) Friederike wurde stark ein Jahr später die Gattin eines vorzüglich begabten Mannes, des Freiherrn Heinrich von Gleichen, und nachher die Schwiegermutter von Schiller's und Charlotte's jüngster Tochter Emilie.

die Komödie morgen nichts Anziehendes für Sie, und wollen Sie da zu uns kommen, so werden Sie mit vielem Vergnügen erwartet werden." Schiller's Antwort beginnt: „Wahrhaftig, gnädiges Fräulein, Sie handeln sehr grausam an der armen Komödie, daß Sie sie gerade in das Licht stellen, wo sie sich am allerkläglichsten ausnimmt, nämlich in eine Alternative mit Ihnen. Es konnte mich beinahe ärgern, daß sie nicht besser ist, oder daß es nicht irgend sonst eine Freude gibt, um Ihnen zeigen zu können, wie gern ich sie für das größere Vergnügen, um Sie zu sein, versäume." Der Schluß lautet: „Eben zieht mich ein Schlitten an's Fenster, und wie ich hinaussehe, sind Sie's. Ich habe Sie gesehen, und das ist doch etwas für diesen Tag."

Als die Zeit der Rückkehr nach Rudolstadt herannahte, verlangte Lotte von dem Dichter ein Stammbuchblatt. Er übersandte ihr am 3. April 1788 die bekannten Verse, „Einer jungen Freundin in's Stammbuch" überschrieben, deren wir unten noch weiter gedenken werden. Einige Tage später meldete Lotte in einem Abschiedsbillet, daß ihre alsbaldige Heimkehr von Mutter und Schwester gewünscht werde. „Ich reise morgen Mittag also ab", schrieb sie, „aber mit schwerem Herzen, da sich zumal die freundliche Aussicht, meine Charlotte Kalb wieder zu sehen, mir zeigte. Und auch Sie verlasse ich ungern; denn Ihr Umgang (ich mag nicht Freundschaft sagen, weil Sie das Wort nicht gern haben) hat mir manche Freude verschafft. Die Hoffnung, Sie bei uns zu sehen, macht mir den Abschied leichter. Kommen Sie, sobald Sie können. Leben Sie wohl, recht wohl — wenn ich Sie hier nicht mehr sehen soll, und denken Sie meiner. Ich wünschte, daß es recht oft geschähe." Schiller antwortete sogleich: „Sie werden gehen, liebstes Fräulein, und ich fühle, daß Sie mir den besten Theil meiner jetzigen Freuden mit sich hinwegnehmen. Daß Sie nicht bleiben konnten, wußte ich; ich habe mir das schon so oft gesagt, daß es mich nicht mehr überraschen sollte; und doch thut es das. So wenige Augenblicke Ihres Hierseins auch mein waren und mein sein konnten, so war mir Ihr Hiersein doch schon an sich allein ein Vergnügen, und die Möglichkeit, Sie alle Tage zu sehen, ein Gewinn für mich. Ihre Abreise bringt mich um alles dieses. Aber Sie gehen auch ungern — und beinahe hätte mich das gefreut. Sie glauben doch nicht im Ernst, daß ich dem Worte Freundschaft gram sei? Nach dem, was ich Ihnen freilich hie und da vom Mißbrauch dieses Namens mag gesagt haben, klingt es vielleicht stolz, wenn ich bei Ihnen darauf Anspruch mache — aber der Name soll mich nicht stören. Lassen Sie das kleine Samenkorn nur aufgehen; wenn die Frühlingssonne darauf

scheint, so wollen wir schon sehen (und der Leser wird's auch im nächsten Kapitel), welche Blume daraus werden wird."

Während Lotte's Anwesenheit in Weimar hatte Schiller sich nicht einem müßigen Schwelgen in Gefühlen hingegeben; die neue Liebe spornte ihn vielmehr zu erhöhter Thätigkeit, und das war gerade ein Zeichen ihres ernstern und edlern Charakters. In der ersten Februarwoche hatte er sich freilich noch viel auf Redouten und in sonstigen Gesellschaften bewegt, wohl in der Hoffnung auf eine, wenn auch nur flüchtige Begegnung mit Lotte. Am 7. Februar gelobte er Körner, das Versäumte wieder einzubringen; am 12. machte er ihn auf den im Januarstück des Merkur erschienenen Anfang seiner niederländischen Rebellion aufmerksam, und meinte, wenn seine Lust an der Geschichtschreibung in dem Maße, wie seit dem Beginn dieser Art von Geistesthätigkeit, fortwachse, so sei er am Ende „dem Publicisten näher als dem Dichter, dem Montesquieu näher als dem Sophokles"; doch danke er dem Himmel für jede poetische Zeile, die er sich nicht habe verdrießen lassen zu machen; die bisherige dichterische Laufbahn allein, meinte er, habe ihn zu einer geschmackvollen historischen Darstellung vorbereiten können. Damit war aber Körner nicht ganz einverstanden. So viel er im Uebrigen dem Bruchstück, welches der Merkur gebracht hatte, Lob spendete, fand er doch hier und da zu viel Schmuck darin; ein zu blendendes Kolorit, sagte er, schade der Wirkung des Ganzen, und entspreche nicht der *einfachen Würde* des Historikers. Schiller erkannte das Urtheil als begründet an, gab jedoch dem Freunde zu bedenken, wie schwer ihm werden müsse, sich der poetischen Diktion zu entwöhnen; er erwarte Simplicität als das Resultat größerer Reife, und fühle sich dieser schon jetzt näher gerückt. Wie tief übrigens der Poet noch in ihm steckte, sollte er in den nächsten Tagen erfahren.

Wieland hatte von ihm einen Beitrag zum Märzstück des Merkur verlangt. „Ich sitze im Todesschweiß", schrieb er darüber am 6. März an Körner. „Dem verfluchten Geisterseher kann ich bis diese Stunde kein Interesse abgewinnen; welcher Dämon hat ihn mir eingegeben!" Am 17. März berichtete er, in seiner Angst habe er — ein Gedicht gemacht, und das Angstprodukt waren — die *Götter Griechenlands**). Er konnte sich nicht verhehlen, daß selbst dieses durch die Noth ihm abgezwungene Gedicht seinen Beruf zur Poesie glänzend beglaubige. „Bei der Gelegenheit", schrieb er an Körner, „habe ich die

---

*) Das zehnte Kapitel wird dieser Produktion ausführlicher gedenken.

Entdeckung gemacht, daß ungeachtet der bisherigen Vernachlässigung meine Muse noch nicht mit mir grollt; es ist doch das Beste, was ich neuerdings hervorgebracht habe, und die Horazische Korrektheit, welche Wieland ganz betroffen hat, wird dir neu daran sein." Trotz seiner Abneigung gegen den Geisterseher setzte er auch diesen im Laufe des März fort. „Er wird schlecht — schlecht, ich kann nicht helfen", schrieb er an Körner; „es gibt wenige Beschäftigungen, die Correspondenz mit dem Fräulein von A. (Arnim) nicht ausgenommen, wobei ich mir eines sündlichen Zeitaufwandes so bewußt war, als bei dieser Schmiererei. Aber bezahlt wird es nun einmal." Am 31. März konnte er berichten, daß er eine neue Manuscriptsendung zum Geisterseher an Göschen zu expediren im Begriff stehe.

Ueber dieser Correspondenz fragte Körner, der mit dem Instinkt eifersüchtiger Freundesliebe fühlte, daß Schiller ihm eine Partie seines Herzens verdeckt hielt, wiederholt nach seinen Heirathsprojekten. Am 12. Februar hatte Schiller ihm geschrieben: „Eine Frau habe ich noch nicht; aber bittet Gott, daß ich mich nicht ernsthaft verplempere." Körner antwortete darauf am 19. Februar: „Du scheinst uns deine Heirathsideen nach und nach beibringen zu wollen. Es bleibt mir nichts übrig, als dir von Allem, was du thun magst, den besten Erfolg zu wünschen." Schiller fühlte die Mißstimmung des Freundes aus diesen Worten heraus; aber in ihm stand nun einmal der Entschluß fest, den Keim der neuen Herzensneigung im verschlossenen Busen zu hegen, bis es sich gezeigt haben würde, ob er zu glücklicher Entfaltung gedeihe. „Neuerdings", antwortete er am 6. März, „ließ ich zwar ein Wort gegen dich fallen, das dich auf irgend eine Vermuthung führen könnte — aber dieses schläft tief in meiner Seele, und selbst Charlotte (Frau von Kalb), die mich fein durchsieht und bewacht, hat noch gar nichts davon geahnt. Wenn dieses mich weiter führt, so sei gewiß, daß du, wie in allen ernsthaften Angelegenheiten meines Lebens, der Erste sein wirst, gegen den ich mich öffne."

Ganz offenherzig dagegen, weil er die Sache als einen „Spaß" ansah, berichtete er am 25. April über eine andere Angelegenheit, wobei gleichfalls ein Heirathsprojekt im Spiel war. „Vor einigen Wochen", schrieb er, „ist durch die vierte Hand die Anfrage aus der fränkischen Reichsstadt Schweinfurt an mich ergangen, ob ich dort nicht eine Rathsherrnstelle mit leidlichem Gehalt, verbunden mit einer Frau von einigen tausend Thalern, die, setzte man hinzu, an Geistes- und äußerlichen Vorzügen meiner nicht unwerth sei, annehmen wolle. Die Stelle soll mich wöchentlich nur zwei oder drei Stunden kosten u. dgl.

Vortheile mehr. Wie ich mich dabei benommen, magst du dir selbst leicht einbilden; doch möchte ich eigentlich wissen, wie man auf mich gefallen ist. Da die ganze Sache mehr der Gedanke einiger Privatleute ist, und man eigentlich nur sagt, daß, wenn ich mich melden würde, sie mir nicht schwer fallen sollte, so erkläre ich es so, daß das Ganze eine Idee der Person ist, die ich heirathen sollte. Diese hat vielleicht einige Lektüre, die ihr den Menschenzirkel um sie herum verleiden mochte, und da mag sie nun denken, daß sie mit ihrem bißchen Geld und der Lockspeise einer Stelle einen Menschen fischen könnte, der auch andere Forderungen befriedigt. Der Zufall hat ihr von meinen Schriften einige vielleicht in die Hände gespielt, an denen sie Geschmack gefunden hat, und für einen Juristen hält sie mich ohne Zweifel. So muß ich mir das Räthsel erklären, und der Meinung ist auch Wieland."

Unmittelbar vor dem Antritt seiner ersehnten Sommer-Villeggiatur ward Schiller einige Tage hindurch auf Anlaß eines Besuchs von Gleim in Weimar'schen Gesellschaften herumgezogen. „Ich weiß nicht", schrieb er am 17. Mai an Körner, „in welcher Achtung Gleim bei dir steht, als Schriftsteller nämlich. Er ist aber merkwürdig durch eine Thätigkeit und Munterkeit des Geistes, die in seinem Alter, da er gegen Siebenzig anrückt, außerordentlich ist. Höchstens würdest du ihn für einen Fünfziger, und kaum für das halten. Von allen unsern berühmten Männern aus seiner Klasse mag er den wohlwollendsten Charakter haben und der wirksamsten Freundschaft fähig sein — versteht sich, wie man Freundschaft für Viele empfinden kann; denn eines engen, ausschließenden Verhältnisses ist er wohl nie fähig gewesen, kann es auch seiner Laune und seinem Temperament nach nicht wohl sein. Seine Schriften malen ihn ganz. Eben diese genaue Uebereinstimmung des Mannes mit jenen ist es, was mir seine Bekanntschaft so angenehm machte . . . Er und der Geheime Rath Schmidt (Geheimer Rath seit vier Wochen) waren vor dreißig und sechsunddreißig Jahren sehr intime Freunde, und gehörten zu der Kameradschaft, bei welcher Klopstock, Jacobi und die Uebrigen waren. Ich höre nun mit Vergnügen diese alten Kerle von jenen Zeiten sich unterhalten und ihr burschikoses Leben sich mit Wärme zurückrufen. Gestern waren wir bei Bertuch: Herder, Bode, Voigt, Wieland, Schmidt, Knebel, Krause und ich. Dieselbe Gesellschaft ist heute Abend bei Wieland." Aus den Geist- und Witzturnieren dieser literarischen Zirkel flüchtete er sich am nächsten Tage in die ländliche Einsamkeit.

Achtes Kapitel.

Uebersiedelung nach Volkstädt. Das Kantorhaus. Abendzirkel im Lengefeld'schen Hause. Arbeiten und Lektüre. Störendes Unwohlsein. Wiederaufnahme der Arbeiten. Die berühmte Frau. Sommerausflüge. Wilhelm von Wolzogen u. A. zu Besuch. Nachwirkung der Götter Griechenlands. Tod der Frau von Wolzogen. Näheres Bekanntwerden mit der griechischen Poesie. Uebersiedelung nach Rudolstadt. Zusammenkunft mit Goethe. Feier des 10. Novembers. Rückkehr nach Weimar.

Am 18. Mai 1788 siedelte unser Dichter von Weimar nach seinem Tuskulum bei Rudolstadt, seinem „selbstgewählten Pathmos", wie Wieland es nannte, hinüber. Doch nicht er selbst hatte es ausgewählt, sondern Lotte in Begleitung ihrer Freundin Friederike von Holleben. Anfangs dachte sie das Haus des fürstlichen Gärtners in Kumbach, Rudolstadt fast gegenüber, für ihn zu miethen; aber dort konnte er keinen Schritt vor die Thür thun, ohne gesehen zu werden, und das, wußte sie, war ihm unlieb. So suchte sie denn eine Viertelstunde weiter im Eingange des Dorfes Volkstädt für ihn ein Zimmer mit anstoßender Schlafkammer und Bedientenstube in dem freundlichen Hause des Kantors Unbehaun aus und schilderte dem Freunde seinen künftigen Wohnsitz brieflich: „Das Dorf hat eine schöne Lage am Ufer der Saale. Hinter ihm erheben sich Berge, an deren Fuß liebliche Fruchtfelder sich ziehen, die Gipfel mit dunklem Holz bekränzt; gegenüber an der andern Seite der Saale schöne Wiesen und die Aussicht in ein weites, langes Thal. Ich denke, diese Gegend wird Ihnen lieb sein; mir brachte sie gestern einen Eindruck von Ruhe in die Seele, der mir innig wohlthat. Die Stube, die ich für Sie bestimmte, ist nicht sehr groß, aber reinlich; auch die Stühle sind nicht ganz ländlich, denn sie sind beschlagen; eine Kammer daneben, wo das Bett stehen kann, auch eine für den Bedienten nicht weit davon. Für Betten will der Schulmeister sorgen, dem das Haus gehört. Auch wohnt eine Frau darin, die Ihnen Kaffee machen, und Sie auch bedienen könnte. Zur Noth könnte sie auch kochen, wenn das Wetter zu böse wäre, um das Essen aus der Stadt holen zu lassen."

Der Dichter war dort wohl aufgehoben. Die sorglichen Hausleute suchten jede geräuschvolle Arbeit zu vermeiden, wenn sie wußten, daß er schreibend an seinem einfachen Pult stand, dem man zum Andenken an den berühmten Gast seinen Platz gelassen hat. Wurde Schiller erst spät in der Nacht aus der Stadt zurückerwartet, so schickte ihm der Kantor einen Boten mit einer Laterne entgegen, oder holte ihn selbst ab. Seit 1840 schmückt ein bronzener Abguß der Dannecker'schen Schiller-Büste einen benachbarten Hügel, „Schillerhöhe" zu Ehren des Dichters getauft; der hier mit Vorliebe zu verweilen und sich des schönen Blicks auf waldige, hier und da mit Burgruinen gekrönte Bergkuppen, so wie hinab in den Thalgrund und auf die vom fürstlichen Schloß überragte Stadt zu erfreuen pflegte. In weniger als einer halben Stunde konnte er auf einem freundlichen Fußpfad, die Saale entlang an Kornfeldern und Gärten vorbeiwandelnd, die Stadt erreichen.

Schritt er nun Abends nach fleißig vollbrachtem Tagewerk auf diesem Pfad dem Lengefeld'schen Hause zu, so harrte seiner das Schwesternpaar Lotte und Karoline an einer verabredeten Stelle. „Wie wohl war es uns", erzählt Karoline, „wenn wir nach einer langweiligen Kaffeevisite unserm genialen Freunde unter den schönen Bäumen des Saalufers entgegengehen konnten! Ein Waldbach, der sich in die Saale ergießt, und über den eine schmale Brücke führt, war das Ziel, wo wir ihn erwarteten. Wenn wir ihn im Schimmer der Abendröthe auf uns zukommen sahen, dann erschloß sich ein heiteres, ideales Leben unserm innern Sinne. Hoher Ernst und anmuthige, geistreiche Leichtigkeit des offenen, reinen Gemüthes waren in Schiller's Umgang immer lebendig; man wandelte wie zwischen den unwandelbaren Sternen des Himmels und den Blumen der Erde in seinen Gesprächen." An einer Fülle von Gesprächstoff konnte es nicht fehlen. Schiller's bisherige Schriften waren den Schwestern nicht unbekannt geblieben; in dem Studium Plutarch's und Rousseau's, der Jugendlektüre Schiller's, in dem Genuß Goethe'scher und Herder'scher Schriften waren sie aufgewachsen; wie viel Anknüpfungspunkte der Unterhaltung! Auch die Männer des Lengefeld'schen Kreises nahmen lebhaften Antheil an der neuern Literatur. Karolinens Gatte, der Herr von Beulwitz, ein aufrichtiger Bewunderer Schiller's, wurde hinwider von ihm als ein tüchtiger Charakter geschätzt. Der Bräutigam Friederikens von Holleben, Herr von Gleichen, interessirte sich für philosophische Fragen so lebhaft, daß es unserm Dichter wohl einmal zu viel ward, und er das Gespräch auf ein anderes Thema lenkte. Zuweilen brachten ihm auch

Briefe von Körner, Wieland und Andern Erfrischung und Anregung in die Volkstädter Einsamkeit. Der heitere Wieland legte ihm von Zeit zu Zeit seinen Merkur an's Herz, wünschte ihm Behagen in seinem Pathmos und sprach die Hoffnung aus, „daß ihm da auch, wie dem heiligen Johannes, hohe Offenbarungen, — nur nicht ganz in dessen Manier, aufgehen möchten."

Vor Langweile in seinem stillen Asyl war er schon durch die Menge von Arbeiten geschützt, die er dort fortzuführen gedachte. Als solche, mit denen er im Sommer zu Stande kommen möchte, bezeichnete er in einem Briefe an Körner vom 26. Mai den Geisterseher, den zweiten Theil der niederländischen Rebellion, den Rest des ersten Theils, einige Aufsätze für den Merkur und ein Theaterstück. „Es steht noch dahin", fügte er hinzu, „ob dies der Menschenfeind, oder ein anderes *) sein wird, das ich, wie der Schwabe sagt, an der Kunkel habe." Ueberdies hatte er in dem Gefühl, daß in seiner bisherigen Geistesthätigkeit die Produktion zu überwiegend gewesen war, und daß er als Dichter nicht bloß der Tiefe, sondern auch der Breite der Welt sich zu bemächtigen habe, Vieles zum Lesen mitgebracht. „Täglich", heißt es in dem Briefe an Körner, „stoße ich noch auf meinen Mangel an Lektüre, und beinahe fürchte ich, daß ich die letzten zehn Jahre nie werde ersetzen können. Daran hindert mich, wie immer, das leidige Bedürfniß, daß ich viel schreiben muß, und der unglückliche Umstand, daß ich langsam arbeite. Nach der gewissenhaftesten Zeitberechnung bleiben mir des Tags höchstens drei Stunden zur Lektüre — und wie wenig ist das bei einer solchen Anzahl auch nur der unentbehrlichsten Schriften, die ich nachholen muß!"

Einen bösen Strich durch diese Zeitberechnung machte ihm bald nach seiner Ankunft in Volkstädt ein heftiger Katarrh, der in der Umgegend epidemisch grassirte. „Er hat mich schändlich zugerichtet", schrieb er am 3. Juni an Körner, „und mein Kopf will mir fast zerspringen." Da gereichte ihm denn die sorgliche Pflege im Hause des Kantors zu großer Erquickung, und zu noch größerer manch Beileidsbriefchen von Lotte. „Daß wir Sie heute wieder nicht sehen sollen", beginnt eines, „ist nicht gut; aber noch übler, daß Sie krank sind. Der böse Schnupfen! Ich weiß es gar gut aus eigener Erfahrung, daß er einen untüchtig macht. Und zumal bei Ihnen, der dem Publikum so viele liebliche und angenehme Sachen gibt, ist es doppelt übel, wenn

*) Wahrscheinlich meinte er die Malteser.

Sie nur eine trübe Viertelstunde haben. Ich möchte wohl, daß Sie näher bei uns wohnten; unsre Gesellschaft könnte Sie vielleicht ein bißchen erheitern. Aber so glauben Sie nur, daß wir Sie gern sähen, und es uns herzlich leid ist." Da die Schwestern nicht füglich selbst den Patienten besuchen konnten, schickten sie ihm Beulwitz zu. Am nächsten Tage schrieb er: „Herr von Beulwitz hat mich mit seinem Besuch auf's angenehmste überrascht; und dieses Zeugniß Ihrer freundschaftlichen Fürsorge für mich machte mir seine Erscheinung doppelt werth. Glauben Sie, meine Theuersten, daß ich es fühle, und der Antheil, den ich an Ihrer Freundschaft habe, verschönert meine Existenz."

Am 12. Juni konnte er den Dresdener Freunden seine völlige Genesung melden, und nun knüpften sich wieder an fleißige Tage genußreiche Abende im Lengefeld'schen Hause. Je wohler er sich in diesem Kreise fühlte, je wünschenswerther ihm von Tag zu Tage der Besitz eines Wesens, wie Lotte, wurde, desto mehr wuchs sein Streben, eine festere Lebensstellung zu gewinnen. „Ich schmachte nach dem Augenblick", schrieb er an Körner, „wo ich anfangen kann, Schulden zu bezahlen, und dieses will erschrieben sein. Gottlob, ich habe Muth, und das wird mir denn auch Succeß verleihen. Jetzt danke ich dem guten Zufall, der mir den Geisterseher zuführte. Lache mich aus, soviel du willst: ich arbeite ihn in's Weite, und unter dreißig Bogen kommt er nicht weg. Ich wäre ein Narr, wenn ich das Lob der Thoren und Weisen so in den Wind schlüge. Göschen kann mir ihn gut bezahlen. Den Menschenfeind habe ich auch wieder in den Vordergrund gerückt und hoffe ihn auf den Oktober geendigt zu haben. Ich will mich nicht mehr so sehr um Details bekümmern. Endlich kommt doch wohl eine Zeit, wo ich etwas ganz ohne Nebenrücksicht schreiben kann; für die nächsten Jahre genug, wenn ich nur nicht zurückgehe bei dem Publikum. Aber vorwärts muß es ja immer." Zugleich bezeichnete er ihm fünf Recensionen, die er im April und Mai zu der allgemeinen Literaturzeitung beigesteuert hatte, und machte ihn auf sein Gedicht „Die berühmte Frau" in der nächstens herauskommenden Pandora aufmerksam. Am 5. Juli meldete er die nahe bevorstehende Beendigung des ersten Theils seiner niederländischen Geschichte. „Ich fange an", bemerkte er dabei, „dieser Arbeit satt zu werden. Die Pause, die ich zwischen dem ersten und zweiten Theil machen werde, ist mir äußerst nöthig. Ueberhaupt ist es keine Arbeit für die schöne Jahreszeit."

Freilich brachte die schöne Jahreszeit auch gar zu reizende Abhal-

tungen. Zu den abendlichen Zusammenkünften gesellten sich nun mitunter am Tage gemeinschaftliche Ausflüge in die schöne Umgegend. Schiller und die Schwestern waren jetzt schon „einander nöthig geworden;“ keine Freude ward mehr allein genossen. „Es entwischt mir“, gestand er Körner am 27. Juli, „manches schöne Stündchen, das ich eigentlich vor dem Schreibtisch zubringen sollte.“ Der Billetwechsel wurde, wie oft man auch einander sah, dennoch häufiger, und zugleich traulicher. Ein paar Proben lassen dies schon genugsam erkennen. „Ich wünsche“, schreibt Schiller an Lotte, „daß Sie recht heiter erwacht sein mögen, und daß Ihnen der gestrige Abend so angenehm möchte verstrichen sein, als mir. Es fiel mir noch unterwegs ein, einen Spaziergang zu machen; da habe ich mich denn auf meinen Bergen herumgetrieben, und bin durch gerade und krumme Wege an das Dorf gekommen, wohin wir heut eine Partie machen wollten, Schaale, glaub' ich, heißt's. Ich hatte bei dieser Gelegenheit einige glückliche dichterische Augenblicke (wahrscheinlich Ideen zu den „Künstlern“), wofür ich Ihnen danken muß; denn sie waren gewiß nur ein Nachhall des Vergnügens, das mir gestern Ihr Umgang gegeben hat. Ja, ich muß Ihnen gestehen, daß Sie mir gestern überhaupt einen recht schönen Tag gemacht haben. Verlassen Sie sich auch darauf, daß ich diesen Tag Ihnen anschreiben, und mir Mühe geben werde, ihn abzutragen.“ Lotte antwortet: „Haben Sie Dank für Ihre Zeilen. Daß Sie gestern einen frohen Tag hatten, freut mich, und noch mehr, wenn einige Ihrer Freuden auf meine Rechnung kämen. Ginge es meinen Wünschen nach, so wären Sie stets froh.“ In einem andern vielverrathenden Billet sagt Schiller: „Der gestrige Abend verstrich wieder so schnell. Ich möchte Ihnen oft so viel sagen, und wenn ich von Ihnen gehe, habe ich nichts gesagt. Bin ich bei Ihnen, so fühle ich nur, daß mir wohl ist, und ich genieße es mehr still, als daß ich es mittheilen könnte.“ Und auf wie vertrautem Fuße er bereits mit der Familie stand, zeigt die Fortsetzung des Billets: „Was haben Sie für heut beschlossen? Ich denke heute so bald zu kommen, wie gestern; und dann räumen Sie mir Ihr Zimmer ein, daß ich aus Gibbon etwas übersetze, weil bei Ihrer Schwester mehr Unruhe ist.“ Lotte erwiderte: „Mein Stübchen erwartet Sie und mein Schreibtisch. Es ist mir lieb, daß Sie auch in meinem Eigenthum einmal leben; es wird mir eine freundliche Erinnerung geben, wenn wir nicht mehr beisammen sind — es ist ein böser Gedanke, der sich da miteinmischt; ich entferne ihn gern.“ Lotte wurde in der Familie scherzweise die Weisheit, Karoline die Bequemlichkeit genannt. So erlaubte er sich denn auch in einem der nächsten

Brieschen, „der Weisheit und der Bequemlichkeit einen recht schönen guten Morgen zu wünschen", und die Weisheit schickte ihm einen duftenden Blumenstrauß und band einen freundlichen Gruß hinein.

Wir wissen, wie wir es aufzufassen haben, wenn Schiller über dieses bereits so innig gewordene Verhältniß in dem Briefe an Körner vom 27. Juli sich noch kühl und reservirt äußert: „Ich habe mich hier", schrieb er, „noch immer ganz vortrefflich wohl. Die Trennung von diesem Hause wird mir sehr schwer sein, und vielleicht desto schwerer, weil ich durch keine leidenschaftliche Heftigkeit, sondern durch eine ruhige Anhänglichkeit, die sich nach und nach so gemacht hat, daran gehalten werde. Mutter und Töchter sind mir gleich lieb und werth geworden, und ich bin es ihnen auch. Es war recht gut gethan, daß ich mich gleich auf einen vernünftigen Fuß gesetzt habe, und einem ausschließenden Verhältniß so glücklich ausgewichen bin; es hätte mich um den besten Reiz dieser Gesellschaft gebracht. Wundern sollte es mich, wenn euch diese Leute nicht sehr interessirten. Beide Schwestern haben etwas Schwärmerei, was deine Weiber nicht haben; doch ist sie bei beiden dem Verstande subordinirt und durch Geisteskultur gemildert. Die jüngere ist nicht ganz frei von einer gewissen coquetterie d'esprit, die aber durch Bescheidenheit und immer gleiche Lebhaftigkeit mehr Vergnügen gibt, als drückt. Ich rede gern von ernsthaften Dingen, von Geisteswerken, von Empfindungen — hier kann ich es nach Herzenslust, und eben so leicht wieder auf Possen überspringen."

Am wohlsten fühlte sich Schiller im engsten Zirkel der Lengefeldschen Familie. Aber diese stand mit zu vielen angesehenen Personen in verwandtschaftlicher und gesellschaftlicher Beziehung, als daß sie den Sommer lang auf sich beschränkt hätte bleiben können. Im Juli fand sich Wilhelm von Wolzogen zu Besuch ein, um die von ihm schwärmerisch geliebte Karoline und Schiller noch einmal zu sehen, ehe er sich im Auftrag des Herzogs von Württemberg nach Paris begab. Eine stets willkommene Erscheinung war Frau von Stein, die bisweilen zu flüchtigem Besuch von Kochberg herüberkam. An Zacharias Becker aus Gotha, der mehrere Tage in Rudolstadt verweilte, fand Schiller damals Gefallen. Er schilderte ihn dem Dresdener Freunde als einen stillen, denkenden und dabei edlen Mann. Da Schiller, trotz des idealistischen Grundzugs in seinem Wesen, um diese Zeit viel auf „Einträglichkeit" der Schriftstellerei gab, so vernahm er mit lebhaftem Interesse, daß von Becker's Noth- und Hülfsbüchlein in zwei rasch aufeinander folgenden Auflagen bereits achttausend Exemplare vergriffen

waren. Auch die Rudolstädt'schen Prinzen hatte er manchmal Gelegenheit im Lengefeld'schen Hause zu sehen. Der Erbprinz bezeugte ihm seinen lebhaften Antheil am Geisterseher dadurch, daß er eine Scene aus dem Roman „für einen Prinzen ganz gut" zeichnete. Der regierende Fürst bethätigte sein Wohlwollen gegen den Dichter, indem er die Ausfertigung eines Diploms für ihn als Mitglied der dortigen Schützengilde veranlaßte. Als ein wunderliches Original charakterisirt Schiller in einem Brief an Körner den Rudolstädt'schen Minister und eigentlichen Landesregenten Herrn von Kettelhodt, „eine groteske Species von Menschen und eine monströse Komposition von Geschäftsmann, Gelehrten, Landjunker, Galanthomme und Antike." Er besaß eine sehr große, in einem prächtigen Saal aufgestellte Bibliothek mit trefflichen Geschichtswerken. Schiller hätte sie fleißiger besucht, wäre nur dabei der Besitzer zu vermeiden gewesen. „Aber zum Unglück", schrieb er an Körner, „ist er äußerst eitel, besonders auf gelehrte, oder gar berühmte Bekanntschaften, und man wird ihn gar nicht los. Nachdem er in Erfahrung gebracht, daß ich seine Bibliothek gelobt habe, mußte ich ein Souper bei ihm aushalten, und er ließ meinen Burschen von der Gasse aufgreifen, um mich nach Volkstädt mit Wein zu regaliren."

Dergleichen Unterbrechungen des traulichen Zusammenseins mit den Freundinnen waren jedoch im Ganzen nicht häufig und ließen ihn die störungslosen Abende um so mehr schätzen und genießen. Seine Gemüthsstimmung war in diesem Sommer eine so glückliche und still heitere, wie sie ihm schwerlich bis dahin zu Theil geworden war, und einzelne flüchtige Wolken, die durch sein Inneres zogen, vermochten nicht, lange den Glanz dieser sonnigen Stimmung zu trüben. Ein solches Streifwölkchen war die Wirkung, die seine Götter Griechenlands hervorgerufen hatten. Viele sahen in dem Produkt einen frevelhaften Angriff auf den Monotheismus, eine Apologie des griechischen Heidenthums, und Fr. L. Stolberg erließ einen geharnischten Brief gegen das Gedicht im Augustheft 1788 des deutschen Museums. Schiller dachte anfangs darauf zu antworten; aber Lotte und Karoline wußten ihn so schön zu beschwichtigen, daß er den Gedanken aufgab, obwohl Wieland ihm zuredete, „den platten Grafen Leopold für seine selbst eines Dorfpfarrers im Lande Hadeln unwürdigen Querelen ein wenig heimzuschicken." Bei dem aufgeklärten Schwesternpaar hatte er keine unvortheilhafte Nachwirkung jener Angriffe zu besorgen. Lotte lernte, als sie einige Tage zu Kochberg bei der Frau von Stein zubrachte, in den dortigen Wäldern lustwandelnd das „liebliche" Gedicht auswendig, und Schiller, dem sie es meldete, war entzückt, „solche abgerissene Stücke

seines Wesens in das ihrige übergegangen zu wissen." Aber eine bedenklichere Miene machte die chère mère, die frommgläubige Frau von Lengefeld, zu der Freidenkerei des jungen Volks. Um sie freundlicher zu stimmen, schenkte ihr Schiller eine englische Bibel und schrieb folgende „Volkstädt den 2. August 1788" datirte, aus der Elegie auf den Tod eines Jünglings entlehnte Verse hinein:

Nicht in Welten, wie die Weisen träumen,
Auch nicht in des Pöbels Paradies,
Nicht in Himmeln, wie die Dichter reimen,
— Aber wir begegnen uns gewiß.

„Bitten Sie doch die Mama recht schön", heißt es in dem beigefügten Billet an Lotte, „daß sie mir erlaube, durch diese Holy Bible mein Andenken bei ihr zu stiften. Ich weiß, daß sie Lust hat, sie englisch zu lesen; und schon längst hat der tägliche Verfall des wahren Christenthums im Lengefeld'schen Hause wie eine Centnerlast auf meinem christlichen Herzen gelegen! Ich stifte dieses zur Beförderung der wahren Gottseligkeit und — der englischen Sprache."

Kurze Zeit nach Uebersendung dieses Geschenks an die künftige Schwiegermutter wurde Schiller durch den Verlust seiner Bauerbacher Freundin, die ihm schon vor Jahren eine zweite liebevolle Mutter geworden war, sehr schmerzlich betroffen. Henriette von Wolzogen starb, obwohl seit längerer Zeit kränkelnd, doch unerwartet am 5. August und ward in der Kirche zu Bauerbach beigesetzt. Schiller richtete am 10. August an Wilhelm von Wolzogen einen Trostbrief voll Gefühl, Pietät und Dankbarkeit. „Ich darf", so lauten ein paar Stellen, „die vielen Augenblicke der Vergangenheit, wo ich die schöne, liebevolle Seele der Hingeschiedenen habe kennen lernen, nicht lebendig in mir werden lassen, wenn ich nicht die ruhige Fassung verlieren soll, in der ich gern schreiben möchte. Aber ihr Andenken wird ewig und unvergeßlich in meiner Seele leben . . . Alle Liebe, die mein Herz ihr gewidmet hatte, will ich ihr in ihrem Sohne aufbewahren, und es als eine Schuld ansehen, die ich ihr noch im Grabe abzutragen habe. Wir wollen einander wie Brüder angehören. Ach! sie war mir Alles, was nur eine Mutter mir hätte sein können."

An dem Stocken seiner Produktivität in diesen Tagen war nicht bloß die Trauer um die Freundin und der gesteigerte Verkehr mit den Lengefeld'schen Schwestern, sondern noch mehr die Anziehungskraft schuld, welche Homer und die griechische Poesie überhaupt auf ihn zu üben begann. An der Hand der Geliebten — denn er las den Homer

mit den Schwestern zusammen — trat er in die Welt des Hellenenthums ein, eine Welt, die ihn eben so anmuthig und erquickend, ebenso mild und harmonisch ansprach, als das geistige Leben, welches den Liebenden von Herz zu Herzen floß. Bis vor Kurzem hatte er von Griechen wenig Kenntniß genommen. Seine Jugendbildung hatte ihn nicht in ihre Werke eingeführt; sein späterer wechsel- und unruhvoller Lebenslauf hatte ihm keine Muße gegönnt und keinen Anreiz gegeben, das Versäumte nachzuholen. Der Glückliche wird nur von dem Glücklichen verstanden. Wie hätte Schiller mit seinem Herzen in die Hellenenwelt eindringen können? Wenn auch ein Strahl ihres Lichtes in sein Inneres fiel, so beleuchtete er nur die Zerrissenheit seines Gemüths. Auch konnte sich der Riesengang seines von philosophischen und ethischen Ideen fortgerissenen Genius unmöglich in die maßvollen und reinen Schöpfungen der Griechen finden. Sein Weg mußte durch die französischen Dichter gehen, ehe er bei den griechischen anlangte. Das Gute hat die Affektation einer Tugend wenigstens zuweilen, daß sie auf die Tugend selbst aufmerksam macht. Wieland erwarb sich unstreitig ein großes Verdienst um Schiller's Bildung dadurch, daß er ihn nachdrücklich auf die Griechen hinwies, und Voß war unserm Dichter zur Aneignung Homers behülflich, indem er ihm eine Uebersetzung zuführte, die den Geist des Originals treuer, als irgend eine, wiedergab.

„Ich lese jetzt fast nichts, als den Homer", schrieb er den 20. August an Körner. „Ich habe mir Voß' Uebersetzung der Odyssee kommen lassen, die in der That ganz vortrefflich ist — die Hexameter weggerechnet, die ich gar nicht mehr leiden mag; aber es weht ein so herzlicher Geist in dieser Sprache, in dieser ganzen Bearbeitung, daß ich den Ausdruck des Uebersetzers für kein Original, wär' es noch so schön, missen möchte. Die Iliade lese ich in einer prosaischen Uebersetzung. In den nächsten zwei Jahren, habe ich mir vorgenommen, lese ich keine modernen Schriftsteller mehr. Vieles, was du mir ehemals geschrieben, hat mich ziemlich überzeugt. Keiner thut mir wohl, jeder führt mich von mir selbst ab; nur die Alten geben mir jetzt wahre Genüsse. Zugleich bedarf ich ihrer im höchsten Grade, um meinen eigenen Geschmack zu reinigen, der sich durch Spitzfindigkeit, Künstlichkeit und Witzelei sehr von der wahren Simplicität zu entfernen anfing. Du wirst finden, daß mir ein vertrauter Umgang mit den Alten äußerst wohlthun, — vielleicht Klassicität geben wird. Ich werde sie in guten Uebersetzungen studiren, und dann, wenn ich sie fast auswendig weiß, die Originale

lesen. Auf diese Art getraue ich mir spielend das Griechische zu erlernen", — eine Hoffnung, die freilich nicht in Erfüllung ging.

Aus dem Gesagten erklärt sich, warum jetzt sein Menschenfeind wieder in den Hintergrund trat, und jenes andere, weit einfachere dramatische Sujet, das er seit einem halben Jahr „an der Kunkel hatte" (wahrscheinlich die Malteser), einen größeren Reiz für ihn gewann. „An dieses mache ich mich jetzt", schrieb er am 20. August; „versteht sich, daß ich es einige Monate erst bei mir kochen lasse. Es ist einer griechischen Manier fähig, und ich werde es auch in keiner andern ausarbeiten."

Unterdeß war Schiller, weil der Sommer manche Regentage gebracht und die nächtlichen Heimgänge ihm wiederholt Erkältungen zugezogen hatten, aus dem Kantorhause in eine Wohnung zu Rudolstadt übergesiedelt. Auch jetzt noch flatterten, wenn er oder Lotte durch Unwohlsein an's Zimmer gefesselt war, Flugbriefchen als Liebesboten von Haus zu Haus, und zwar, so lange der Eindruck der Homerlektüre noch frisch war, mit Reminiscenzen daraus gewürzt. „Guten Morgen, lieber Freund", schreibt Lottchen. „Wie geht es Ihnen heut? Ich hoffe, Sie haben, als die dämmernde Frühe mit Rosenfingern erwachte, noch ruhig geschlummert, und das Uebel hat sich gelegt. Ich hätte Ihnen gern eine Nacht Schlaf aufgeopfert, dachte ich heute früh, und hätte mich gefreut, wenn mich der Morgen schlaflos gefunden hätte, daß Sie dafür ruhten." Schiller fragt ein ander Mal an: „Wie haben Sie heute Nacht in Ihrem zierlichen Bette geschlafen? Und hat der süße Schlaf Ihre lieben, holden Augenlider besucht? Sagen Sie mir's in ein paar geflügelten Worten — aber ich bitte, daß Sie mir Wahrheit verkündigen. Und was macht Ihre Schwester? Klappert der Pantoffel schon um Ihre zierlichen Füße? Oder liegt sie noch im weichen, schöngeglätteten Bette? Lassen Sie doch den Garten aufschließen. Ich habe eine Versuchung, ein bißchen darin herumzuwandeln." Lotte antwortet: „Recht schönen Dank für die geflügelten Worte. Mein Kopf ist leichter. Der Garten ist auf. Kommen Sie also. Ich glaube, es wird mir nichts schaden, daß ich auch ein bißchen hineingehe. Ist mir's nicht gut, so wird mich mein Arzt zurückschicken; nicht wahr?"

Während unser Dichter so in den Werken des Altmeisters griechischer Poesie lebte und webte, sah er mit Spannung einer bevorstehenden Zusammenkunft mit Goethe entgegen; und noch ungeduldiger, als er, harrten die Lengefeld'schen Schwestern dieser Begegnung, an die sie so große Hoffnungen für Schiller knüpften. Aber die lebhaft ge=

wünschte Geistesannäherung fand nicht statt; noch lag ein zu weiter Abstand zwischen den beiden Dichtern. Für Freiheit war der eine zwar, wie der andere, in die Schranken getreten, aber jeder nach seiner Sinnesweise. Goethe, sagt Wachsmuth in „Weimar's Musenhof", hatte Freiheit, Kraft und Trotz der Natur in rein poetischem Gegensatz gegen schwächlichen Pedantismus, süßliche Empfindsamkeit und aufgesteifte Anmaßlichkeit in unserer Literatur geltend gemacht; Schiller's Ruf ging an den Genius der in Staat und Leben unterdrückten und mißhandelten Menschheit; seine Muse war voll edlen Zorns über Unbilden der Machthaber, über Zerstörung menschlichen Glücks durch ihre Tücken und Frevel. Goethe war heiter lächelnd, ja selbst muthwillig mit natürlicher Ungebundenheit hervorgetreten, hatte fast spielend seine Waffen gegen die Künstelei der Konvenienz und geschmackloses Bürgerthum gewandt; Schiller vergegenwärtigte mit bitterm Ernst Kränkungen des ewigen Rechts in den höchsten Interessen der Menschheit. Goethe hätte zu Frivolität anregen, Schiller zu einer Revolution führen können. Goethe's Erstlinge gingen aus dem Wohlgefühl der Freiheit von beschränkenden äußern Lebensbedingungen, Schiller's Jugendschöpfungen aus der Erfahrung schweren Drucks und dem Unmuth, ihn tragen zu müssen, hervor. Jetzt, einander im Angesicht, stand Goethe da in sich abgeschlossen, durch die italienische Reise zu innerer Ruhe gelangt, im Selbstbewußtsein des Geleisteten, im Gefühl noch reger Kraft und gewonnener poetischen Läuterung, äußerlich mit dem Ausdruck vollendeter Befriedigung, mit einer Haltung, die nicht mehr das Streben, dem Leben noch etwas abzugewinnen, aussprach; Schiller, ihm gegenüber, voll beunruhigenden poetischen Dranges, voll des Gefühls, wie viel er noch zu erringen und erkämpfen habe, einer erst begonnenen Selbstläuterung sich bewußt, noch ohne feste, gegen Verkümmerung seines Geistenslebens schützende äußere Stellung, aber darum nicht minder stolz. Zu beseitigen, was sie noch auseinander hielt, war nur der hohen Genialität, die dem Einen, wie dem Andern inwohnte, möglich; dazu bedurfte es aber Zeit. Sechs Jahre vergingen noch, ehe der große Geisterbund geschlossen wurde; Schiller's Neigung, dem Ueberlegenen die Hand zu bieten, ward schon im Aufkeimen durch Goethe's Gemessenheit erstickt.

Der Bericht, den unser Dichter selbst über die Zusammenkunft an Körner den 12. September erstattete, lautet: „Endlich kann ich dir von Goethe erzählen, worauf du, wie ich weiß, sehr begierig wartest. Ich habe vergangenen Sonntag beinahe ganz in seiner Gesellschaft zugebracht, wo er uns mit der Herder, Frau von Stein und der Frau v. S.

(Schardt), die du im Bade gesehen hast, besuchte. Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll und lebhaft; man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Er ist brünett und schien mir älter auszusehen, als er meiner Berechnung nach sein kann. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt. Man hört ihn mit überaus vielem Vergnügen; und wenn er bei gutem Humor ist, was diesmal so ziemlich der Fall war, spricht er gern und mit Interesse. Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang. Freilich war die Gesellschaft zu groß und Alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte sein, oder etwas Anderes als allgemeine Dinge mit ihm sprechen können. Er spricht gern und mit leidenschaftlichen Erinnerungen von Italien; aber was er mir davon erzählte, gab mir die treffendste und gegenwärtigste Vorstellung von diesem Lande und diesen Menschen ... Im Ganzen genommen, ist meine in der That große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt. Er ist mir, an Jahren weniger, als an Lebenserfahrungen und Selbstentwickelung, so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden. Auch ist sein ganzes Wesen schon von Anfang her anders angelegt, als das meinige; seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich's aus Einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren." Zum Glück für uns, wie für die beiden Dichter, hat sie gelehrt, daß Schiller damals zu wenig von der Zukunft sich versprach.

Der Sommer 1788 neigte sich dem Ende zu; die Tage wurden schon oft unfreundlich, brachten unserm Dichter rheumatische Leiden und fesselten ihn dadurch an's Zimmer. Das Gefühl, in den letzten Monaten weniger gearbeitet zu haben, als sein Vorhaben war, begann sich stärker zu regen; Wieland empfahl ihm dringender, seines in Todesnöthen schwebenden Merkurs zu gedenken. Dennoch fand Schiller es allzuschwer, der holden Nähe seiner Freundinnen und der süßen Gewohnheit des Zusammenlebens mit ihnen zu entsagen, und verschob die Rückkehr nach Weimar von Woche zu Woche. Frau v. Lengefeld mochte, wie sehr sie ihn auch schätzte und an seinem Umgang Gefallen

fand, doch ein längeres Weilen aus Rücksicht auf Lotte nicht gern sehen. Das Publikum trug sich schon mit Verlobungsgerüchten; „man glaubt hier", hatte Wieland schon vor einiger Zeit an Schiller geschrieben, „Sie amusirten sich gut in Ihrer Retraite, und legt einen Theil des Verdienstes, Ihnen diesen secessum angenehm zu machen, auf eine schöne Rudolstädterin." Schiller mied, wie schwer dies ihm wurde, jeden bestimmten Antrag. Er konnte sich über die Unsicherheit seiner äußern Lage nicht täuschen, und war bei aller Sehnsucht nach einer Verbindung mit Lotte doch zu besonnen, als daß er dem Gedanken Raum gegeben hätte, ohne eine feste bürgerliche Existenz sich ein Familienleben gründen zu wollen. Er sprach gegen die Schwestern den Plan aus, sich als Professor der Geschichte eine Stellung zu verschaffen. Der Gedanke wurde freudig aufgegriffen, und nun wagte man schon, die Hoffnung auf eine künftige nähere Vereinigung, wenn auch nur verhüllt, anzudeuten. Die jungen Herzen verstanden einander auch ohne bestimmte Erklärung. Aber die chère mère wiegte sich viel weniger zuversichtlich in so schönen Hoffnungen, und nahm es auch mit den Standesverhältnissen strenger, als ihre der Zeit vorangeschrittenen Töchter. Auf ihre Veranlassung geschah es denn auch wohl, daß Lotte in den Herbsttagen wiederholt nach Kochberg reiste; doch konnte die sorgliche Mutter nicht verhindern, daß die wackere Briefbotenfrau einen regen Austausch von Gedanken und Gefühlen zwischen den Getrennten vermittelte. Am 15. Oktober berichtete Lotte von Kochberg aus über einen Ausflug bei schönem Wetter in die Umgegend und erkundigte sich nach des Freundes Beschäftigung: „Ich wollte, Sie wären mit uns gewesen; denn die Gegend ist so schön! Ich sah nach den schönen Bergen von Rudolstadt hin und grüßte Sie im Geist gar herzlich. Sie sind wohl jetzt mit dem Geisterseher beschäftigt?" Schiller antwortete*): „Weil Sie doch so gar lieb sind und fleißig an uns denken, so wollen wir Ihnen das schöne, freundliche Wetter in Kochberg auch gönnen. Sonst hätte ich im Geist Schnee und Hagel hergewünscht, Sie recht bald wieder zu uns zurückzutreiben. Frau von Stein soll mir's nicht übel nehmen — sie weiß sich den Aufenthalt auf dem Lande sehr angenehm zu machen, indem sie uns ausplündert. Aber, wie gesagt, es soll Ihnen beiden recht wohl sein bei einander . . . Ich habe jetzt eine gar angenehme Beschäftigung bei meinem Euripides (die Uebersetzung der Iphigenie in Aulis ist gemeint), die mir lieber ist, als alle Geisterseher."

*) Der Brief 78 in „Schiller und Lotte" ist nach 81 einzureihen.

Lotte kam gegen den 18. Oktober von Kochberg heim, und das schöne Leben im Lengefeld'schen Zirkel spann sich noch ein paar Wochen hindurch fort. Um doch endlich für die bittere Trennung einen festen Termin zu bestimmen, beschloß Schiller, seinen Geburtstag noch in Rudolstadt zuzubringen, dann aber sogleich nach Weimar zurückzukehren. Durch welcherlei Betrachtungen er inzwischen sich und den Freundinnen das Scheiden zu erleichtern suchte, zeigt folgendes Billet aus diesen Tagen: „Nein gewiß! wir wollen uns diesen Sommer und Frühling nicht reuen lassen, ob er gleich vergangen ist; er hat unsere Herzen mit schönen, seligen Empfindungen bereichert, unsere Existenz verschönert und das Eigenthum unserer Seele vermehrt. Mich machte er glücklicher, als die meisten, die ihm vorangegangen sind. Er wird mir noch wohl thun in der Erinnerung, und die liebe, holde Nothwendigkeit, denke ich, soll ihn noch oft und immer schöner für mich wiederbringen. Dank Ihnen für so viele Freuden, die Ihr Geist und Herz und Ihre liebevolle Theilnahme an meinem Wesen mich hat genießen lassen! Lassen wir der schönen Hoffnung uns freuen, daß wir etwas für die Ewigkeit angelegt haben." Und an Körner schrieb er, was diesen Sommer betreffe, so könne er sich zwar nicht großer Arbeitsamkeit rühmen, aber er fühle, daß in seinem Wesen eine heilsame Veränderung und eine Reinigung von kleinen Leidenschaften vorgegangen sei; mit Heiterkeit gehe er dem Winter entgegen und nehme einen männlichen Vorsatz nach Weimar mit.

Wohl durfte er mit Recht sagen, daß der Aufenthalt in Volkstädt und Rudolstadt heilsam auf ihn eingewirkt habe. Sein Gemüths- und Gefühlsleben und sein ästhetischer Sinn, deren mangelhafte Ausbildung bis dahin auf Form und Inhalt seiner Poesie einen nachtheiligen Einfluß übte, hatten in dem Lengefeld'schen Hause ihren Blüthenschmuck zu entfalten begonnen. Zwar bemerkten wir schon früh in Schiller's Seele neben einer energischen und erhabenen Gemüthsstimmung für die Freiheit und andere hohe Güter des Lebens eine sanfte und schöne Herzensneigung für Liebe und Freundschaft und Alles, was das Leben schmückt, veredelt und bereichert. Aber bisher hatte er im Kampf mit widrigen Verhältnissen vorherrschend jenen heroischen Charakterzug in sich ausgebildet und in seinen Schriften dargestellt; der humane Zug dagegen hatte sich nicht ebenmäßig entwickeln können. Im Don Karlos ist schon der Beginn seiner Entfaltung zu erkennen; aber der Fluch des Ungemachs schwebte trotz Körner's aufopferungsfähiger Freundschaft noch immer über dem Haupt des Dichters, und der Unfriede wohnte in seinem Herzen. Erst in der Lengefeld'schen Familie begrüßte ihn der

versöhnende Genius, und es ging an ihm in Erfüllung, was er ahnungsvoll an seine Freundinnen geschrieben hatte: „Rudolstadt und diese Gegend überhaupt soll, wie ich hoffe, der Hain der Diana für mich werden; denn seit geraumer Zeit geht mir's, wie dem Orest in Goethe's Iphigenie, den die Eumeniden umhertrieben, den Muttermord freilich abgerechnet, und statt der Eumeniden etwas Anderes gesetzt, was am Ende nicht viel besser ist. Sie werden die Stelle der wohlthätigen Göttinnen an mir vertreten und mich vor den bösen Unterirdischen beschützen." Zugleich aber hatte Schiller in dem Sommer zu Rudolstadt durch das nähere Bekanntwerden mit der griechischen Poesie eine höhere Stufe ästhetischer Bildung erstiegen; und wie sehr schon sein Geschmack sich gereinigt und verfeinert, wie hoch bereits der Dichter über den Dunstkreis der Polemik, worin noch die Götter Griechenlands weben, sich in den friedlich heitern Aether liebevoller Begeisterung für Kunst und Menschenbildung erhoben hatte, das sollte sich bald in dem zu Rudolstadt koncipirten Gedicht „die Künstler" offenbaren.

Am Vorabend seines Geburtstages las Schiller den Freundinnen noch ein neues Gedicht vor — ohne Zweifel das eben genannte in einer vorläufigen Abfassung — und schrieb ihnen am nächsten Morgen: „Dank Ihnen beiden, daß Sie freundlichen Antheil an meinem Geburtstag nehmen! Mir wird er immer vor vielen andern merkwürdig sein, weil Ihre Freundschaft in diesem Jahre für mich aufblühte. Ich denke mit Verwunderung nach, was in Einem Jahre doch alles geschehen kann. Heut vor einem Jahr waren Sie für mich so gut als gar nicht in der Welt — und jetzt sollte es mir schwer werden, die Welt ohne Sie zu denken. Daß ich mich in meiner Vermuthung nicht betrogen habe, das gestrige Gedicht werde Sie interessiren, freut mich ungemein; es beweist mir, daß Ihre Seele Empfindungen und Vorstellungsarten zugänglich und offen ist, die aus dem Innersten meines Wesens gegriffen sind. Dies ist eine starke Gewährleistung unserer wechselseitigen Harmonie, und jede Erfahrung, die ich über diesen Punkt mache, ist mir heilig und werth." An Lotte insbesondere, die ihn durch eine Zeichnung erfreut hatte, schrieb er: „Wüßte ich etwas, womit ich Sie eben so schön an mich erinnern könnte, als Ihre schöne Zeichnung Ihr Bild bei mir lebendig erhalten wird! Dies bedarf zwar keiner äußern Hülfe, aber alles Gute und Schöne hat ja, wie die Sakramente, eine unsichtbare Wirkung und ein sichtbares Zeichen." Der Termin seiner Abreise war also gekommen, und noch machte er keine Anstalten, sich von dem Orte, der ihm ein süßes Daheim geworden war, loszureißen. Da geschah es denn wohl auf Veranstaltung der

chère mère, daß eine Reise des Schwesternpaars nach Erfurt auf den 12. November anberaumt wurde. Schiller nahm am 11. brieflich Abschied, und Lotte antwortete ihm noch in später Nacht: „So sind wir denn wirklich getrennt! Kaum ist's mir denkbar, daß der lang gefürchtete Moment vorbei ist. Noch sehen wir einerlei Gegenstände; die nämlichen Berge, die Sie umschließen, umgeben auch uns; und morgen soll dies alles nicht mehr so sein? Mögen immer gute und frohe Geister Sie umschweben, möge die Welt in einem schönen Glanze Sie umhüllen, lieber Freund!" Am andern Morgen sah Schiller den Wagen vorfahren, der die Weisheit und die Bequemlichkeit mit ihrem sie begleitenden Onkel aufnehmen sollte, warf eiligst noch ein paar nachträgliche Abschiedszeilen auf's Papier, und trat dann im Geleit von Lotte's Bild, einem von ihr geschenkten Blumenstock und manchem andern lieben Andenken seine Fahrt nach Weimar an.

So schloß sich für Schiller und die beiden Schwestern eine der schönsten Epochen ihres Lebens, deren Darstellung Karoline mit den Worten schließt: „Wie ein Blumen- und Fruchtgewinde war das Leben dieses ganzen Sommers mit seinen genußreichen und bildenden Tagen für uns alle. Schiller wurde ruhiger, klarer, seine Erscheinung, wie sein Wesen, anmuthiger, sein Geist den phantastischen Lebensansichten, die er bis dahin nicht ganz verbannen konnte, abgeneigter. Meiner Schwester ging neue Lebenshoffnung und Freude im Herzen auf, und ich selbst wendete mich wieder zum wahren Genuß des Daseins im Glück einer neubeseelenden Freundschaft. Alles, was uns umgab, genoß und theilte diesen freundlichen Zauber."

Neuntes Kapitel.

Rückkehr nach Weimar. Einsiedlerleben. Briefverkehr mit Lotte, Karoline und Körner. Poetische Thätigkeit. Vielfache literarische Unternehmungen und Plane. Ruf nach Jena. Verhältniß zu Goethe. Berührungen mit Moritz, Bürger und Andern. Uebersiedelung nach Jena.

Am 12. November 1788 gegen Abend traf Schiller in Weimar wieder ein. Aber wie verwandelt, wie reizlos erschien ihm jetzt dieser

Ort! Welche Lücke in seinem Leben empfand er hier! Gleich am nächsten Tage klagte er den Freundinnen: „Gestern hab' ich doch noch Ihr Haus gesehen und eine Luft mit Ihnen geathmet. Ich kann mir nicht einbilden, daß alle die schönen, seelenvollen Abende, die ich bei Ihnen zugebracht, dahin sein sollen, daß ich nicht mehr, wie diesen Sommer, meine Papiere weglege, Feierabend mache, und nun hingehe, mit Ihnen mein Leben zu genießen. Nein, ich kann und darf es mir nicht denken, daß Meilen zwischen uns sind. Alles ist mir hier fremd geworden. Um ein Interesse an den Dingen zu schöpfen, muß man ein Herz dazu mitbringen, und mein Herz lebt unter Ihnen." Fünf Tage später schrieb er: „Ich lebe die ganze Zeit über mit mir selbst und mit der schönen Erinnerung an diesen Sommer. Wie nahe waren Sie mir in dieser Zeit! Und wie viel geben Sie mir auch abwesend! Die Freuden des Vergangenen in der Erinnerung und die Freuden der Zukunft in der Hoffnung! Hier wird über mich geklagt, daß ich meiner Gesundheit durch vieles Arbeiten und Zuhausesitzen schade. Aber so sind die Leute! Sie können es einem nicht vergeben, daß man sie entbehren kann. Wenn die völligste Indifferenz gegen Klubbs und Zirkel und Kaffeegesellschaften den Menschenfeind ausmacht, so bin ich's wirklich in Rudolstadt geworden." Besuche machte er nur selten, beinahe nur die nothwendigsten, lustwandelte aber oft träumend nach Belvedere hin, auf dem Wege, der ihn dem Rudolstädter Schwesternpaar wenigstens etwas näher führte. An Körner schrieb er, ohne freilich diesem zu gestehen, was ihm die Zurückgezogenheit so lieb machte: „Ich werde diesen Winter gar einsam hier leben, weil ich alle meine Kraft und Zeit zusammennehmen will. Es ist viel stilles Vergnügen in dieser Existenz. Besonders die Abende sind mir lieb, die ich sündlich in Gesellschaften verloren habe. Jetzt sitze ich beim Thee (womit ihn Lotte regelmäßig versorgte) und einer Pfeife, und da denkt und arbeitet sich's herrlich."

Warum er so entschlossen „Kraft und Zeit zusammennahm", ist in seiner damaligen Korrespondenz, wenn er es auch nicht ausdrücklich sagte, deutlich genug zwischen den Zeilen zu lesen. Lottens Hand, von welcher er sich das Glück der Zukunft versprach, schwebte ihm als der herrliche Preis seiner Anstrengungen vor. Ehe er daran denken konnte, um sie anzuhalten, mußte er sich der Schulden, die noch immer schwer auf ihm lasteten, entledigen und sich genügende Subsistenzquellen für eine Familie eröffnen. Anfangs hielt er es noch für möglich, dieses Ziel zu erreichen, ohne seine freie Stellung als Literat zu opfern, ohne sich in „das Joch des gemeinen Besten" zu spannen. Ein paar Jahre

konnte es seiner Berechnung nach freilich noch dauern, daß er, statt dem Drange seines Genius zu folgen, ertragreichern schriftstellerischen Arbeiten obliegen mußte; aber die hellere Zeit, die ihm hinter dieser Periode des Ringens, Entbehrens und Sehnens entgegenleuchtete, hielt seinen Muth aufrecht, und durch einen auf den nächsten Sommer verabredeten abermaligen Aufenthalt in Volkstädt dachte er ihn neu zu beleben. Einstweilen aber bildete allwöchentlich der Donnerstag, wo die Botenfrau mit Briefen von Rudolstadt kam, einen Glanzpunkt in seiner Existenz. „Der Donnerstag", schrieb er am 11. December an Lotte, „setzt mich immer in gute Laune, weil mir ein gewisses Vergnügen aufbewahrt ist. Ueberhaupt sollte man sich immer einen Tag oder mehrere in der Woche mit einer periodisch zurückkehrenden Freude bezeichnen. Das Leben verfließt dann so angenehm; es macht einen künstlichen Pulsschlag in unserm Dasein, und wie von einer schönen Stufe zur andern schreitet Leben und Hoffnung darauf weg."

Lotte, die ihrerseits nicht minder sehnsüchtig der Freitags von Weimar kommenden Botenfrau entgegenharrte, fühlte sich gleichfalls am glücklichsten, wenn sie einsam auf ihrem kleinen Stübchen sich Erinnerungen, Zukunftsträumen und einer geist- und herzbildenden Lektüre hingab. Bei der Auswahl der letztern legte sie es offenbar darauf an, sich zur würdigen Lebensgefährtin des großen Freundes vorzubilden. Aus ihrem Briefwechsel sieht man, wie ernster Art die Bücher waren, die sie las. Abwechselnd vertiefte sie sich in Plutarch, Gibbon, Müller's Geschichte der Schweiz, Volney's Reisen im Morgenlande, Hemsterhuis, Diderot's Oeuvres morales, Homer und die griechischen Tragiker, Pope, Ossian, und verfolgte daneben natürlich mit dem größten Interesse Schiller's fortlaufende Produktionen. Als sie das philosophische Gespräch im Geisterseher gelesen hatte, fand sie gegen die Ansichten des Prinzen nicht viel einzuwenden, weil ihr selbst ähnliche Ideen schon oft gekommen seien; des Prinzen Unglaube erschien ihr natürlich; in wem nach einer Periode allzustrenger Frömmigkeit der Verstand die Oberhand gewinne, der müsse in die Lage des Prinzen gerathen. So frei und tolerant urtheilte die Tochter der strenggläubigen Frau von Lengefeld. Sie erfreute den Geliebten besonders durch selbstversuchte Uebersetzungen aus dem Ossian, die sie ihm zusandte. Ueberhaupt sagten ihr besonders englische Sprache und Literatur zu. So las sie auch Shaftesbury mit großer Freude, übersetzte, um sich in der Sprache zu üben, Tasso's Leben in's Englische, und versuchte selbst, weil es ihr gar zu interessant schien, den Don Karlos einmal in englischem Gewande zu sehen, die Scene mit dem Prior zu übertragen. Ueber

Winkelried's That, wie sie Müller erzählt, gerieth sie mit Schiller in ein kleines Federgefecht. Er, in dem augenblicklich das heroische Element von dem humanen stark überwuchert war, theilte keineswegs ihre Bewunderung jener That und nannte sie sogar eine férocité. „Ich danke dem Himmel", schrieb er, „daß ich unter Menschen lebe, die einer so großen Handlung, wie die That Winkelried's, nicht fähig sind." Bescheiden, wie sie war, und fest zugleich, antwortete Lotte: „Ich möchte Ihnen den Krieg ankündigen, lieber Freund, daß Sie meinen Schweizerhelden nicht so groß finden, wie er uns vorkommt. Es war kein Anfall von Wuth, worin er sich aufopferte, sondern eine ganz reiflich überwogene That; er sah nur dies Mittel, seine Nation zu retten, die feindlichen Speere abzuwenden und seinen Kameraden Luft zu machen. Daß er es nicht unüberlegter Weise that, sieht man daraus, daß er in dem letzten Moment ihnen noch zurief: Sorget für mein Weib und meine Kinder u. s. w. Nennen Sie es nicht férocité — bitte! Ich möchte rechte Beredtsamkeit haben und die Dinge so schön darstellen können, wie Sie, um Sie zu überzeugen."

Während so der Austausch von Gedanken und Gefühlen mit Lotte, und nicht minder mit ihrer Schwester, ohne Unterbrechung sich weiter fortspann, unterhielt Schiller gleichzeitig mit Körner einen lebhaften Briefwechsel. Es lag ihm am Herzen, die neugewonnenen Freundinnen mit dem alten Freunde bekannt zu machen, und theilte ihnen daher Briefe desselben mit. Gar zu gern hätte er die Geliebten seines Herzens wechselseitig, wenn auch vorläufig nur geistig, einander genähert; aber zu völliger Offenheit gegen Körner über sein Verhältniß zu Lotte konnte er sich noch immer nicht entschließen. Dem treuen Freunde war diese Seite von Schiller's Innern noch im Mai des nächsten Jahres so gänzlich verborgen, daß er ihn nochmals auf Karoline Schmidt als eine plausible Partie aufmerksam machte. „Du sollst sehr gut bei ihr stehen", schrieb er: die S. ist reich, hübsch und hat eine große Kultur. Wäre es nicht der Mühe werth, zu untersuchen, was dich von ihr *entfernt*, wenn sie dich gleich nicht unwiderstehlich *anzieht*?"

Um so offener aber deckte ihm Schiller in seinen Briefen den heftigen Streit auf, der während dieses Halbjahrs stärker, als je, seine Brust bewegte, den Kampf zwischen seinem Hange zu dichterischer Thätigkeit und der Sehnsucht nach einer mehr gesicherten äußern Lebensstellung. Der Entschluß, sich eine solche zu erringen, stand fest; aber die einstweilige Verabschiedung der Musen wurde von Woche zu Woche, von Monat zu Monat verschoben. Die Nachdichtung Euripideischer

Stücke beschäftigte ihn anhaltend; der Agamemnon des Aeschylus wurde zu ähnlicher, aber sorgfältigerer Behandlung in Aussicht genommen; das Gedicht „die Künstler“ an Karolinens Geburtstage, den 3. Februar, so beendigt, daß er gestand, „damit zufrieden zu sein und sich selbst loben zu müssen“, und dennoch bald darauf umgearbeitet, und wieder umgearbeitet; der Vorschlag Körner's, sich einmal im edlen Lustspiel zu versuchen, zwar nicht weiter discutirt, dagegen der vom Freunde in ihm angeregte Plan einer Fridericiade lebhaft aufgefaßt und brieflich besprochen; mit Bürger wurde ein poetischer Wettstreit verabredet, demzufolge jeder dasselbe Stück aus Virgil's Aeneide in beliebigem Metrum übertragen sollte, wozu er seinerseits die ottave rime zu wählen gedachte. Am meisten verdroß es ihn, daß er auf dem Felde der Tragödie keine Originalschöpfung unternehmen konnte. „Ich habe noch nie“, schrieb er den 26. Januar an die Rudolstädter Freundinnen, „eine so große Versuchung gefühlt, ein neues Schauspiel anzufangen, als diesen Winter — gerade weil die Umstände es verbieten.“ Mitunter quälte ihn auch die Besorgniß, es möge die lange Pause, die er in den nächsten Jahren im poetischen Schaffen machen müsse, seine poetische Ader vertrocknen lassen. „Der Abschied von den schönen, freundlichen Musen“, schrieb er an Karoline, „ist immer hart und schwer, und die Musen — ob sie schon Frauenzimmer sind — haben ein rachsüchtiges Gemüth. Sie wollen verlassen, aber nicht verlassen werden; und wenn man ihnen den Rücken gekehrt hat, so kommen sie nachher auf kein Rufen mehr zurück. Wenn dies aber auch nicht wäre, so rächen sie sich schon durch ihre Abwesenheit genug.“

Aber trotz dieser sehnsüchtigen Anhänglichkeit an die Poesie verfolgte Schiller entschlossen, ja stürmisch seine finanziellen Plane, die — so hoffte er — ihm nach einigen Jahren häusliches Glück mit sorgenloser Hingabe an die Musen ermöglichen sollten. „Ich habe auf dieser Welt“, schrieb er an Körner, „keine wichtigere Angelegenheit, als die Beruhigung meines Geistes, aus der alle meine edlern Freuden fließen. Kann ich zu sehr eilen, dieses höchste Interesse zu befördern?“ und an Lotte: „Um glücklich zu sein, muß ich in einem gewissen sorgenfreien Wohlstand leben, und dieser muß nicht von den Produkten meines Geistes abhängig sein.“ Richtiger hätte er sich wohl ausgedrückt, wenn es hieße: „und dieser muß nicht von meinen freien künstlerischen Produktionen abhangen“; denn auf den Ertrag geistiger Thätigkeit blieb er seinen Planen nach doch immer angewiesen, es sei denn, daß er ein einträgliches Amt erhielt. Damit aber das äußere Glück ihm nicht gleich beim Reißen Eines Strickes wieder entwiche, suchte er möglichst

viele zu flechten. Es war, als käme plötzlich in ihm der unternehmungslustige, praktische Geist seines Vaters zum Durchbruch, so wie auch in Goethe der Ordnung und Regel liebende Sinn seines Vaters in einer gewissen Lebensepoche unerwartet stark sich geltend zu machen begann. Ein flüchtiger Ueberblick möge zeigen, nach wie vielen Seiten hin Schiller, um das ersehnte Glück zu fangen, seine Netze auswarf.

Schon gleich am Tage nach der Rückkunft von Rudolstadt hatte er eine lange Conferenz mit Wieland über die bereits im vorigen Jahre projektirte Reorganisation des deutschen Merkur, und es wurde beschlossen, mit 1790 die Zeitschrift in der neuen Gestalt erscheinen zu lassen. Wieland versprach ihm, wenn er sich dem Unternehmen widme, für zwei Dutzend Bogen guter Beiträge hundert Louisd'or jährlich. Nach Rudolstadt schrieb er darüber: „Heute Vormittag war ich bei Wieland und habe da viele Dinge vorgefunden, die meine Gegenwart verlangten, den Merkur betreffend, und die mit dem Plan, wovon im Sommer unter uns die Rede war, in sehr genauem Zusammenhange stehen, — auf jeden Fall Dinge, die mir es möglich machen, Ihnen nahe zu bleiben und Ihnen zu gehören, was das Schönste dabei ist." Daneben hielt er seine Thalia im Auge, und dachte um so weniger daran, sie eingehen zu lassen, da Göschen diesem Unternehmen jetzt erhöhten Eifer widmete. „Ich werde ordentlich überraschen", schrieb er an Körner den 17. Januar, „mit meinen drei Heften Thalia, die Göschen zugleich ausbringen soll." Sehr ausführlich verhandelte er mit Körner über den Plan, eine Sammlung von Memoires nach Art eines damals in Frankreich erscheinenden periodischen Werkes herauszugeben, wobei ihm der Freund durch Uebertragung und Ueberarbeitung englischer Memoires behülflich sein sollte. „Die Sache ist", schrieb er am 14. November 1788, „bloß ein langsameres Lesen, das einem bezahlt wird; einen Verleger will ich schon schaffen." Die Sammlung sollte ein fortlaufendes Ganze bilden und zugleich durch Mannigfaltigkeit des Inhalts erfreuen. In der Uebertragung sollte Alles, was in der Geschichte nichts aufkläre, herausgeworfen, und die wörtliche Treue der Gefälligkeit des Styls hintangesetzt werden. Es gelang ihm in der That, durch Vermittelung des industriellen Bertuch in dem Jenaer Buchhändler Mauke einen zahlungsfähigen Verleger für das Sammelwerk zu finden. Ueberdies betheiligte er sich an einem neuen Unternehmen Göschen's, einer „Kritischen Uebersicht der neuesten schönen Literatur der Deutschen", indem er zum zweiten Stück des

zweiten Bandes eine Recension der Goethe'schen Iphigenie *) beisteuerte, die leider ein Bruchstück blieb, weil die Zeitschrift aus Mangel an Absatz einging. Das Fragment enthält nach einem einleitenden allgemeinen Urtheil über das Goethe'sche Werk zunächst eine Inhaltsangabe der Euripideischen Iphigenia unter den Tauriern und sodann der Goethe'schen. Die speciellere Beurtheilung der letztern sollte folgen.

In all diese Arbeiten und Entwürfe hinein fiel kurz vor dem 15. December 1788 unversehens ein Ereigniß, das ihn auf längere Zeit sich einem ernstern Geschichtsstudium hinzugeben zwang. „Du wirst", schrieb er den 15. December an Körner, „in zwei oder drei Monaten aller Wahrscheinlichkeit nach die Nachricht erhalten, daß ich Professor der Geschichte in Jena geworden bin; es ist fast so gut als richtig. Vor einer Stunde schickt mir Goethe das Reskript aus der Regierung, worin mir vorläufige Weisung gegeben wird, mich darauf einzurichten. Meine Idee war es fast immer; aber ich wollte wenigstens ein oder einige Jahre zu besserer Vorbereitung verstreichen lassen. Eichhorn's Abgang **) aber macht es gewissermaßen dringend, und auch für meinen Vortheil dringend. Voigt sondirte mich. An demselben Abend ging ein Brief an den Herzog von Weimar ab, der just in Gotha war mit Goethe. Dort wurde es gleich von ihnen eingeleitet, und bei ihrer Zurückkunft kam's als eine öffentliche Sache an die Regierung. Goethe beförderte es mit Lebhaftigkeit und machte mir selbst Muth dazu. In dem Reskript, das an ihn gerichtet ist, wird gesagt, daß von den übrigen vier Höfen schwerlich Schwierigkeiten gemacht würden, und die Sache also entschieden sei. So stehen die Sachen. Ich bin in dem schrecklichsten Drang, wie ich neben den vielen, vielen Arbeiten, die mir den Winter bevorstehen und des Geldes wegen höchst nothwendig sind, nur eine flüchtige Vorbereitung machen kann. Rathe mir! Hilf mir! Ich wollte mich prügeln lassen, wenn ich dich nur auf vierundzwanzig Stunden hier haben könnte. Goethe sagt mir: docendo discitur; aber die Herren wissen alle nicht, wie wenig Gelehrsamkeit bei mir vorauszusetzen ist. Dazu kommt, daß mich der Antritt der Professur in allerlei neue Unkosten setzen wird, Lehrsaal u. dgl. nicht einmal gerechnet. Magister philosophiae muß ich auch werden, was nicht ohne Geld ab-

---

*) Mitgetheilt in Goedeke's historisch-krit. Ausg. von Schiller's Schriften VI, 239 ff.

**) Eichhorn war nach Göttingen berufen worden.

geht, und dieses Jahr kann ich nun wegen der Zeit, die mir auf's Studiren drauf geht, am wenigsten verdienen."

Dem Schwesternpaar in Rudolstadt gab er erst am 28. December Nachricht. „Also die schönen paar Jahre von Unabhängigkeit", klagte er, „sind dahin! Mein schöner künftiger Sommer in Rudolstadt ist auch fort — und dies alles soll mir ein heilloser Katheder ersetzen! Das Beste an der Sache ist doch immer die Nachbarschaft mit Ihnen. Ich rechne darauf, daß Sie mir diesen Sommer eine himmlische Erscheinung in Jena sein werden, weil ich das erste Jahr zu viel zu thun und zu lesen habe, um noch etwas Zeit für die Wünsche meines Herzens übrig zu behalten. Dafür verspreche ich Ihnen, in den folgenden Jahren diesen Liebesdienst Ihnen wett zu machen. Ist für mich erst ein Jahr überstanden, so liest sich's alsdann im Schlaf, und ich habe meine Seele wieder frei. Aber werden Sie mir nun auch noch gut bleiben, wenn ich ein so pedantischer Mensch werde, und am Joch des gemeinen Besten ziehe? Ich lobe mir doch die goldene Freiheit. In dieser neuen Lage werde ich mir selbst lächerlich vorkommen. Mancher Student weiß vielleicht schon mehr Geschichte, als der Herr Professor. Indessen denke ich hier, wie Sancho Pansa über seine Statthalterschaft: wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand; und habe ich nur erst die Insel, so will ich sie regieren, wie ein Daus!"

Die Freundinnen wurden keineswegs unangenehm von der Nachricht überrascht. War gleich die Aussicht auf eine Wiederholung des schönen Lebens im vorigen Sommer dahin, so drohte doch auch nicht mehr eine Rückkehr Schiller's nach Dresden, oder gar eine Anstellung am Hamburger Theater. Karoline antwortete: „Es gibt wohl Momente, wo ich den Verlust des künftigen Sommers mit Ihnen sehr empfinde; aber ich borge dann die Weisheit bei der Weisheit (Lotte), und lerne von ihr, daß man das Dauerhaftere gern um das Vergänglichere eintauschen müsse. Wie oft können wir uns so immer sehen, und nie anders, als mit der Hoffnung uns bald wiederzusehen, einander verlassen!" Und wie anmuthig wußte die Weisheit ihren Freund zu trösten! „Sie bleiben doch nun in unsrer Nähe", schrieb sie, „wie schön ist das! Aber auch ohne eigennützig zu sein, glaube ich gewiß, daß noch viel Angenehmes für Sie selbst daraus entstehen wird. Wie viel Gutes können Sie in dem Wirkungskreis doch auch hervorbringen! Und wie viel wird das Studium der Geschichte gewinnen! Denn nun müssen, müssen Sie sich damit abgeben, und es wird bald eine lieblichere Gestalt durch Sie annehmen. Die Gegend von Jena ist auch so schön, und der Weg zu uns so lachend — ich komme doch immer

wieder auf uns zurück." Es ergötzte Schiller sehr, daß sie sogar die schönen Pfirsiche und Weinbeeren Jena's geltend machte, und auf den Umstand hinwies, wie sie nun wenigstens die Saale miteinander gemein haben würden. Er versprach ihr, beim Anblick des Flüßchens immer daran zu denken, daß es von Rudolstadt komme.

Auf der Solitude war große Freude über den Flüchtling, dem nun endlich nach so langem Wanderleben sich eine bleibendere Wohnstätte darbot. Auch Körner fand, so lang er nicht wußte, daß mit der Professur kein Gehalt verbunden war, den Ruf annehmbar, rieth dem Freunde, sogleich sich eine Uebersicht über das ganze Feld der Geschichte zu verschaffen, empfahl ihm zu diesem Zweck außer Schmidt, Hume, Robertson die Guthrie- und Gray'sche Weltgeschichte, Gillies Geschichte von Griechenland, Ferguson's Geschichte der Römer, Pütter's deutsche Staatsverfassung u. s. w., machte aber ein verdrießliches Gesicht, als Schiller ihm nachträglich meldete, daß ihm kein Fixum ausgeworfen sei. „Was du von der Professur schreibst", erwiderte er, „hat mich nicht erbaut. Es ist jetzt zu spät, über die Sache zu reden; aber so viel muß ich dir doch sagen, daß Jena an dir, und du nicht an dem Professortitel eine Acquisition machst. An deiner Stelle würde ich wenigstens merken lassen, daß ich das fühlte." Namentlich rieth er ihm, Goethe darüber aufzuklären, wie theuer ihm die fürstliche Gnade zu stehen komme, wie der Ruf ihm Einbuße statt Vortheil bringe.

Aber eine Verständigung mit Goethe hatte ihre Schwierigkeit; denn dieser hielt sich fortwährend fern, und Schiller war zu stolz, sich ihm aufzudrängen. Allerdings war die Berufung durch Goethe lebhaft betrieben worden. Er richtete damals von Gotha aus, wo er sich mit dem Herzog befand, ein Promemoria an das Geheime Conseil in Weimar, worin es heißt: „Er (Schiller) wird von Personen, die ihn kennen, auch von Seiten des Charakters und der Lebensart vortheilhaft geschildert; sein Betragen ist ernsthaft und gefällig, und man kann glauben, daß er auf junge Leute guten Einfluß haben werde. In diesen Rücksichten hat man ihn sondirt, und er hat seine Erklärung dahin abgegeben, daß er eine außerordentliche Professur auf der Jena'schen Akademie anzunehmen sich wohl entschließen könnte, wenn auch selbige vorerst ihm ohne Gehalt conferirt werden sollte. Endesunterzeichneter hat hierauf, da es in Gotha Gelegenheit gab, von akademischen Sachen zu sprechen, sowohl Serenissimo nostro et Gothano, als auch Herrn Geh. Rath von Frankenberg die Eröffnung gethan, und der Gedanke ist durchgängig gebilligt worden, besonders da diese Acquisition ohne Aufwand zu machen ist." Dabei ließ der hochgestellte, vielvermögende

Kunstgenoß es bewenden. Dem jüngern Dichter die rauhe Lebensbahn durch Erwirkung einer, wenn auch nur mäßigen Besoldung etwas zu ebnen, scheint er wenig Lust und Trieb gehabt zu haben. Dies mag dem Leser auf den ersten Blick um so auffallender dünken, da bekanntlich Goethe so manches weit geringere Talent seiner freundlichen Förderung gewürdigt hat. Wir lassen ihn selbst bekennen, woher seine damalige Abneigung gegen Schiller entsprang.

„Nach meiner Rückkunft aus Italien", erzählt er in den Annalen, „wo ich mich zu größerer Bestimmtheit und Reinheit in allen Kunstfächern auszubilden gesucht hatte, unbekümmert, was während der Zeit in Deutschland vorgegangen, fand ich neuere und ältere Dichterwerke in großem Ansehen, von ausgebreiteter Wirkung, leider solche, die mich äußerst anwiderten; ich nenne nur Heinse's Ardinghello und Schiller's Räuber. Jener war mir verhaßt, weil er Sinnlichkeit und abstruse Denkweisen durch bildende Kunst zu veredeln und aufzustutzen unternahm; dieser, weil ein kraftvolles, aber unreifes Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen ich mich zu reinigen gestrebt, recht in vollem, hinreißendem Strome über das Vaterland ausgegossen hatte. Das Rumoren, das dadurch erregt, der Beifall, der jenen wunderlichen Ausgeburten allgemein, so von wilden Studenten als von der gebildeten Hofdame gezollt ward, erschreckte mich; denn ich glaubte, all mein Bemühen verloren zu sehen. Die Gegenstände, zu welchen, die Art und Weise, wie ich mich gebildet hatte, schien mir beseitigt und gelähmt. Und was mich am meisten schmerzte, alle mit mir verbundenen Freunde, Heinrich Meyer, Moritz, Tischbein, Bury schienen mich gleichfalls gefährdet; ich war sehr betroffen. Die Betrachtung der bildenden Kunst, die Ausübung der Dichtkunst hätte ich gern völlig aufgegeben, wenn es möglich gewesen wäre; denn wo war eine Aussicht, jene Produktionen von genialem Werth und wilder Form zu überbieten? Man denke sich meinen Zustand! Die reinsten Anschauungen suchte ich zu nähren und mitzutheilen, und nun fand ich mich zwischen Ardinghello und Franz Moor eingeklemmt. Moritz, der aus Italien gleichfalls zurückkam und eine Zeit lang bei mir verweilte, bestärkte sich mit mir leidenschaftlich in diesen Gesinnungen. Ich vermied Schiller, der, sich in Weimar aufhaltend, in meiner Nachbarschaft wohnte. Die Erscheinung des Don Karlos war nicht geeignet, mich ihm näher zu führen. Alle Versuche von Personen, die ihm und mir gleich nahe standen, lehnte ich ab, und so lebten wir eine Zeit lang nebeneinander fort. An keine Vereinigung war zu denken. Selbst das

milde Zureden eines Dalberg, der Schiller nach Würden zu ehren verstand, blieb fruchtlos."

Goethe, damals noch durch vieles Andere gedrückt, pflegte nach der Weise seiner Mutter allem Verstimmenden möglichst auszuweichen. So mied er auch jetzt, so viel er konnte, sogar jeden Gedanken an Schiller, wenn er gleich darum keinen Haß gegen ihn persönlich hegte; und so mochte es ihm willkommen sein, denselben auf ein anderes, minder benachbartes Feld der Thätigkeit versetzt zu sehen. Ganz anderer Art war die Stimmung Schiller's gegen ihn. Sie war eine Mischung von Zorn und Zuneigung, von Unmuth über den Unnahbaren und von heimlicher Sehnsucht nach ihm, ein Wechsel von Bewunderung und stolzem Selbstgefühl. Dies gibt sich so recht in seinen naiven Herzensergießungen gegen Körner kund.

„Oefters um Goethe zu sein", schrieb er am 2. Februar 1789, „würde mich unglücklich machen. Er hat auch gegen seine nächsten Freunde keinen Moment der Ergießung, er ist an nichts zu fassen; ich glaube in der That, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu erhalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben. Dies scheint mir eine konsequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den Genuß der höchsten Eigenliebe kalkulirt ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke. Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus und Kassius gegen Cäsar gehabt haben müssen. Ich könnte seinen Geist umbringen, und ihn wieder von Herzen lieben. Goethe hat auch viel Einfluß darauf, daß ich mein Gedicht (die Künstler) gern recht vollendet wünsche. An seinem Urtheil liegt mir überaus viel. Die Götter Griechenlands hat er sehr günstig beurtheilt; nur zu lang hat er sie gefunden, worin er nicht Unrecht haben mag. Sein Kopf ist reif, und sein Urtheil über mich wenigstens eher gegen, als für mich parteiisch. Weil mir nun überhaupt nur daran liegt, Wahres von mir zu hören, so ist dies gerade der Mensch unter allen, die ich kenne, der mir diesen Dienst thun kann. Ich will ihn auch mit Lauschern umgeben; denn ich selbst werde ihn nie über mich befragen."

Drei Wochen später gestand er dem Dresdener Freunde, daß er

sich mit Goethe, wenn dieser seine ganze Kraft aufbiete, nicht zu messen wage. „Er hat weit mehr Genie, als ich", sagte er, „und dabei weit mehr Reichthum an Kenntnissen, an sicherer Sinnlichkeit, und zu allem diesem einen durch Kunstkenntniß aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn, was mir in einem Grade, der bis zur Unwissenheit geht, mangelt. Hätte ich nicht einige andere Talente, und nicht so viel Feinheit gehabt, diese Talente und Fertigkeiten in das Gebiet des Dramas herüberzuziehen, so würde ich in diesem Fache gar nicht neben ihm sichtbar geworden sein." Aber viel zu kraftbewußt, um selbst durch das Anschaun eines Geisteshero s, wie Goethe, sich dauernd zur Kleinmuth herabbeugen zu lassen, schrieb er am 9. März an Körner: „Ich muß lachen, wenn ich nachdenke, was ich dir von und über Goethe geschrieben haben mag. Du wirst mich wohl recht in meiner Schwäche gesehen und im Herzen über mich gelacht haben; aber mag es immer! Ich will mich gern von dir kennen lassen, wie ich bin. Dieser Mensch, dieser Goethe ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward *sein* Genie von seinem Schicksal getragen, und wie muß *ich* bis auf diese Minute noch kämpfen! Einholen läßt sich alles Verlorene für mich nun nicht mehr — nach dem dreißigsten bildet man sich nicht mehr um — und ich könnte ja selbst diese Umbildung vor den nächsten drei oder vier Jahren nicht mit mir anfangen, weil ich vier Jahre wenigstens meinem Schicksal noch opfern muß (so wenig war Schiller sich selbst klar darüber, daß er sich schon mitten im Umbildungsprozeß befand). Aber ich habe noch guten Muth und glaube an eine glückliche Revolution für die Zukunft." Und noch kräftiger und stolzer lautet es in einem Briefe an Karoline von Beulwitz: „Wenn ich auf einer wüsten Insel oder einem Schiff mit Goethe allein wäre, so würde ich allerdings weder Zeit noch Mühe scheuen, den verworrenen Knäuel seines Charakters aufzulösen. Aber da ich nicht an dieses einzige Wesen gebunden bin, da Jeder in der Welt, wie Hamlet sagt, seine Geschäfte hat, so habe ich auch die *meinigen*. Ist er wirklich ein so ganz liebenswürdiges Wesen, so werde ich das einmal in jener Welt erfahren, wo wir alle Engel sind. Im Ernst, ich habe zu viel Trägheit und zu viel Stolz, um bei einem Menschen abzuwarten, bis er sich mir entwickelt hat. Es gibt eine Sprache, die alle Menschen verstehen; diese ist: gebrauche deine Kräfte! Wenn Jeder mit seiner ganzen Kraft wirkt, so kann er dem Andern nicht verborgen bleiben. Dies ist *mein* Plan."

Indem er so von Goethe sich zurückhielt und in angestrengter einsiedlerischer Thätigkeit für die „Eröffnung seiner Bude in Jena" sich vor

verreiste, konnte er doch zuweilige Berührungen mit ungenannten Männern nicht ganz vermeiden. Wäre Herder nicht damals jenseits der Alpen gewesen, so hätte sich wahrscheinlich der Verkehr mit ihm fortgesetzt und vielleicht verstärkt. Am 9. März berichtete er über seinen Umgang an Körner: „Bertuch, Hofrath Voigt und einige Andere besuchen mich zuweilen, und ich sie. Zu Wieland komme ich oft in vier Wochen nicht, und lasse mir zuweilen in einem Billetwechsel, wenn wir Geschäfte zusammen haben, diese Bekanntschaft fortzuführen, die sich jede Minute, wie ich will, verstärken und wieder schwächen läßt." Häufiges Ausgehen verbot ihm, bei seiner Neigung zu Erkältungen, schon der strenge kalte Winter von 1788 auf 89. „Mir macht dieses winterliche Wetter", schrieb er den 12. December an Lotte, „mein Zimmer und meinen stillen Fleiß desto lieber und leichter und läßt mich die Entbehrungen, die ich mir auflegen muß, weniger empfinden." Zugleich meldete er ihr, daß er kurz vorher einen Besuch von seinem Landsmann und Freunde von der Akademie her, dem Sohne Schubart's, bekommen habe. „Er ist von Berlin hier durchgereist", schrieb er, „um nach Mainz zu gehen, wo er bei der preußischen Gesandtschaft angestellt ist. Er ist auch ein Dichter, aber kein geborener. Frühe Lektüre von Poeten, frühe Versuche poetischer Arbeiten, wozu ihn das Beispiel und die Aufmunterung seines Vaters verführten, haben ihm eine gewisse Fertigkeit, einen Bildervorrath und Styl verschafft, die, wenn sie von einer gründlichen Ausbildung seiner übrigen Kräfte unterstützt werden, ihm wohl noch eine Stelle unter unsern lesbaren Schriftstellern verschaffen können. Er hat den Tag vor seiner Abreise den Karlos in Berlin aufführen sehen, der auf den Befehl des Königs mit vielem Pomp schlecht gegeben worden ist. Die Scene des Marquis mit dem König soll gut gespielt worden und Seiner Majestät sehr ans Herz gegangen sein. Ich erwarte nun", fügte er scherzend hinzu, „alle Tage eine Vocation nach Berlin, um Herzberg's Stelle zu übernehmen und den preußischen Staat zu regieren."

Sehr interessant war ihm ein wiederholtes Zusammentreffen mit K. Ph. Moritz, den er schon von Gohlis her persönlich kannte. „Moritz ist eben hier auf seiner Rückreise aus Italien", schrieb er den 12. December an Körner; „er wohnt bei Goethe. Letzterer hat ihm seinen Stempel mächtig aufgedrückt; sie kamen einander in Rom sehr nahe, und Moritz ist über Goethe's Humanität panegyrisch entzückt. Sein Wesen hat viel Tiefe, seine Seele wirkt schwer; aber er bearbeitet seine Ideen zu möglichster Klarheit." Wie an Körner, so berichtete Schiller auch an die Rudolstädter Schwestern: „Ueber ein Lieblingsthema von

mir, davon auch im Julius Spuren enthalten sind, über das Leben in der Gattung, das Auflösen seiner selbst im großen Ganzen, und die daraus unmittelbar folgenden Resultate über Schmerz und Freude, über Tugend und Liebe, über den Tod hat er außerordentlich klare und erwärmende Begriffe." Moritz verweilte noch bis Anfang Februar in Weimar. Seine Unterhaltung mit Schiller hatte ohne Zweifel Einfluß auf das philosophische Gespräch im Geisterseher.

Gegen das Ende von Schiller's Aufenthalt in Weimar machte er noch Bürger's persönliche Bekanntschaft. „Bürger war vor einigen Tagen hier", meldete er am 30. April nach Rudolstadt, „und ich habe die wenige Zeit seiner Anwesenheit in seiner Gesellschaft zugebracht. Er hat gar nichts Auszeichnendes in seinem Aeußern und in seinem Umgang — aber ein gerader, guter Mensch scheint er zu sein. Der Charakter von Popularität, der in seinen Gedichten herrscht, verläugnet sich auch nicht in seinem persönlichen Umgange, und hier, wie dort, verliert er sich zuweilen in das Platte. Das Feuer der Begeisterung scheint in ihm zu einer ruhigen Arbeitslampe herabgekommen zu sein. Der Frühling seines Geistes ist vorüber, und es ist leider bekannt genug, daß Dichter am frühesten verblühen. — Noch ein Fremder ist hier", fügte er hinzu, „aber ein unerträglicher, über den vielleicht Knebel schon geklagt hat, der Kapellmeister Reichardt aus Berlin. Er komponirt Goethe's Klaudine von Villabella, und wohnt auch bei ihm. Einen impertinentern Menschen findet man schwerlich. Der Himmel hat mich ihm auch in den Weg geführt, und ich habe seine Bekanntschaft ausstehen müssen."

Unterdeß hatte Schiller nicht gesäumt, für den Einzug in Jena das Nöthige vorzubereiten. Um die Mitte März begab er sich dahin, eine Wohnung zu miethen, wobei ihm Reinhold und andere Freunde gefällig zur Hand gingen, erkundigte sich nach den dortigen gesellschaftlichen Verhältnissen und den Ansprüchen, die sein künftiges Amt an ihn stellen würde, und machte von da aus einen Abstecher nach Rudolstadt, wo er jedoch nur kurze Zeit verweilen konnte. Die chère mère sah er diesmal nicht, weil sie einige Tage vorher auf dem Schloß eine Stelle als Erzieherin zweier jungen Prinzessinnen übernommen hatte. Um so ungestörter konnte er sich dem Schwesternpaar widmen. „Ich hoffe", schrieb ihm Lotte am 17. März, „Sie sind glücklich nach Jena und Weimar gekommen, und der Himmel hat Sie durch milde Luft und die wohlthätigen Strahlen der Sonne belohnt für die Freude, die Sie uns durch Ihren lieben Besuch machten. Haben Sie herzlichen Dank dafür, mein Freund! Schade, daß die Zeit Ihres Hierseins so

Stücke beschäftigte ihn anhaltend; der Agamemnon des Aeschylus wurde zu ähnlicher, aber sorgfältigerer Behandlung in Aussicht genommen; das Gedicht „die Künstler“ an Karolinens Geburtstage, den 3. Februar, so beendigt, daß er gestand, „damit zufrieden zu sein und sich selbst loben zu müssen“, und dennoch bald darauf umgearbeitet, und wieder umgearbeitet; der Vorschlag Körner's, sich einmal im edlen Lustspiel zu versuchen, zwar nicht weiter discutirt, dagegen der vom Freunde in ihm angeregte Plan einer Friedericiade lebhaft aufgefaßt und brieflich besprochen; mit Bürger wurde ein poetischer Wettstreit verabredet, demzufolge jeder dasselbe Stück aus Virgil's Aeneide in beliebigem Metrum übertragen sollte, wozu er seinerseits die ottave rime zu wählen gedachte. Am meisten verdroß es ihn, daß er auf dem Felde der Tragödie keine Originalschöpfung unternehmen konnte. „Ich habe noch nie“, schrieb er den 26. Januar an die Rudolstädter Freundinnen, „eine so große Versuchung gefühlt, ein neues Schauspiel anzufangen, als diesen Winter — gerade weil die Umstände es verbieten.“ Mitunter quälte ihn auch die Besorgniß, es möge die lange Pause, die er in den nächsten Jahren im poetischen Schaffen machen müsse, seine poetische Ader vertrocknen lassen. „Der Abschied von den schönen, freundlichen Musen“, schrieb er an Karoline, „ist immer hart und schwer, und die Musen — ob sie schon Frauenzimmer sind — haben ein rachsüchtiges Gemüth. Sie wollen verlassen, aber nicht verlassen werden; und wenn man ihnen den Rücken gekehrt hat, so kommen sie nachher auf kein Rufen mehr zurück. Wenn dies aber auch nicht wäre, so rächen sie sich schon durch ihre Abwesenheit genug.“

Aber trotz dieser sehnsüchtigen Anhänglichkeit an die Poesie verfolgte Schiller entschlossen, ja stürmisch seine finanziellen Plane, die — so hoffte er — ihm nach einigen Jahren häusliches Glück mit sorgenloser Hingabe an die Musen ermöglichen sollten. „Ich habe auf dieser Welt“, schrieb er an Körner, „keine wichtigere Angelegenheit, als die Beruhigung meines Geistes, aus der alle meine edlern Freuden fließen. Kann ich zu sehr eilen, dieses höchste Interesse zu befördern?“ und an Lotte: „Um glücklich zu sein, muß ich in einem gewissen sorgenfreien Wohlstand leben, und dieser muß nicht von den Produkten meines Geistes abhängig sein.“ Richtiger hätte er sich wohl ausgedrückt, wenn es hieße: „und dieser muß nicht von meinen freien künstlerischen Produktionen abhangen“; denn auf den Ertrag geistiger Thätigkeit blieb er seinen Planen nach doch immer angewiesen, es sei denn, daß er ein einträgliches Amt erhielt. Damit aber das äußere Glück ihm nicht gleich beim Reißen Eines Strickes wieder entwiche, suchte er möglichst

viele zu flechten. Es war, als käme plötzlich in ihm der unternehmungslustige, praktische Geist seines Vaters zum Durchbruch, so wie auch in Goethe der Ordnung und Regel liebende Sinn seines Vaters in einer gewissen Lebensepoche unerwartet stark sich geltend zu machen begann. Ein flüchtiger Ueberblick möge zeigen, nach wie vielen Seiten hin Schiller, um das ersehnte Glück zu fangen, seine Netze auswarf.

Schon gleich am Tage nach der Rückkunft von Rudolstadt hatte er eine lange Conferenz mit Wieland über die bereits im vorigen Jahre projektirte Reorganisation des deutschen Merkur, und es wurde beschlossen, mit 1790 die Zeitschrift in der neuen Gestalt erscheinen zu lassen. Wieland versprach ihm, wenn er sich dem Unternehmen widme, für zwei Dutzend Bogen guter Beiträge hundert Louisd'or jährlich. Nach Rudolstadt schrieb er darüber: „Heute Vormittag war ich bei Wieland und habe da viele Dinge vorgefunden, die meine Gegenwart verlangten, den Merkur betreffend, und die mit dem Plan, wovon im Sommer unter uns die Rede war, in sehr genauem Zusammenhange stehen, — auf jeden Fall Dinge, die mir es möglich machen, *Ihnen nahe zu bleiben und Ihnen zu gehören*, was das Schönste dabei ist." Daneben hielt er seine Thalia im Auge, und dachte um so weniger daran, sie eingehen zu lassen, da Göschen diesem Unternehmen jetzt erhöhten Eifer widmete. „Ich werde ordentlich überraschen", schrieb er an Körner den 17. Januar, „mit meinen drei Heften Thalia, die Göschen zugleich ausbringen soll." Sehr ausführlich verhandelte er mit Körner über den Plan, eine *Sammlung von Memoires* nach Art eines damals in Frankreich erscheinenden periodischen Werkes herauszugeben, wobei ihm der Freund durch Uebertragung und Ueberarbeitung englischer Memoires behülflich sein sollte. „Die Sache ist", schrieb er am 14. November 1788, „bloß ein langsameres Lesen, das einem *bezahlt* wird; einen Verleger will ich schon schaffen." Die Sammlung sollte ein fortlaufendes Ganze bilden und zugleich durch Mannigfaltigkeit des Inhalts erfreuen. In der Uebertragung sollte Alles, was in der Geschichte nichts aufkläre, herausgeworfen, und die wörtliche Treue der Gefälligkeit des Styls hintangesetzt werden. Es gelang ihm in der That, durch Vermittelung des industriellen Bertuch in dem Jenaer Buchhändler Mauke einen zahlungsfähigen Verleger für das Sammelwerk zu finden. Ueberdies betheiligte er sich an einem neuen Unternehmen Göschen's, einer „Kritischen Uebersicht der neuesten schönen Literatur der Deutschen", indem er zum zweiten Stück des

zweiten Bandes eine Recension der Goethe'schen Iphigenie*) beisteuerte, die leider ein Bruchstück blieb, weil die Zeitschrift aus Mangel an Absatz einging. Das Fragment enthält nach einem einleitenden allgemeinen Urtheil über das Goethe'sche Werk zunächst eine Inhaltsangabe der Euripideischen Iphigenia unter den Tauriern und sodann der Goethe'schen. Die speciellere Beurtheilung der letztern sollte folgen.

In all diese Arbeiten und Entwürfe hinein fiel kurz vor dem 15. December 1788 unversehens ein Ereigniß, das ihn auf längere Zeit sich einem ernstern Geschichtsstudium hinzugeben zwang. „Du wirst", schrieb er den 15. December an Körner, „in zwei oder drei Monaten aller Wahrscheinlichkeit nach die Nachricht erhalten, daß ich Professor der Geschichte in Jena geworden bin; es ist fast so gut als richtig. Vor einer Stunde schickt mir Goethe das Reskript aus der Regierung, worin mir vorläufige Weisung gegeben wird, mich darauf einzurichten. Meine Idee war es fast immer; aber ich wollte wenigstens ein oder einige Jahre zu besserer Vorbereitung verstreichen lassen. Eichhorn's Abgang**) aber macht es gewissermaßen dringend, und auch für meinen Vortheil dringend. Voigt sondirte mich. An demselben Abend ging ein Brief an den Herzog von Weimar ab, der just in Gotha war mit Goethe. Dort wurde es gleich von ihnen eingeleitet, und bei ihrer Zurückkunft kam's als eine öffentliche Sache an die Regierung. Goethe beförderte es mit Lebhaftigkeit und machte mir selbst Muth dazu. In dem Reskript, das an ihn gerichtet ist, wird gesagt, daß von den übrigen vier Höfen schwerlich Schwierigkeiten gemacht würden, und die Sache also entschieden sei. So stehen die Sachen. Ich bin in dem schrecklichsten Drang, wie ich neben den vielen, vielen Arbeiten, die mir den Winter bevorstehen und des Geldes wegen höchst nothwendig sind, nur eine flüchtige Vorbereitung machen kann. Rathe mir! Hilf mir! Ich wollte mich prügeln lassen, wenn ich dich nur auf vierundzwanzig Stunden hier haben könnte. Goethe sagt mir: docendo discitur; aber die Herren wissen alle nicht, wie wenig Gelehrsamkeit bei mir vorauszusetzen ist. Dazu kommt, daß mich der Antritt der Professur in allerlei neue Unkosten setzen wird, Lehrsaal u. dgl. nicht einmal gerechnet. Magister philosophiae muß ich auch werden, was nicht ohne Geld ab-

*) Mitgetheilt in Goedeke's historisch-krit. Ausg. von Schiller's Schriften VI, 239 ff.

**) Eichhorn war nach Göttingen berufen worden.

geht, und dieses Jahr kann ich nun wegen der Zeit, die mir auf's Studiren drauf geht, am wenigsten verdienen."

Dem Schwesternpaar in Rudolstadt gab er erst am 28. December Nachricht. „Also die schönen paar Jahre von Unabhängigkeit", klagte er, „sind dahin! Mein schöner künftiger Sommer in Rudolstadt ist auch fort — und dies alles soll mir ein heilloser Katheder ersetzen! Das Beste an der Sache ist doch immer die Nachbarschaft mit Ihnen. Ich rechne darauf, daß Sie mir diesen Sommer eine himmlische Erscheinung in Jena sein werden, weil ich das erste Jahr zu viel zu thun und zu lesen habe, um noch etwas Zeit für die Wünsche meines Herzens übrig zu behalten. Dafür verspreche ich Ihnen, in den folgenden Jahren diesen Liebesdienst Ihnen wett zu machen. Ist für mich erst ein Jahr überstanden, so liest sich's alsdann im Schlaf, und ich habe meine Seele wieder frei. Aber werden Sie mir nun auch noch gut bleiben, wenn ich ein so pedantischer Mensch werde, und am Joch des gemeinen Besten ziehe? Ich lobe mir doch die goldene Freiheit. In dieser neuen Lage werde ich mir selbst lächerlich vorkommen. Mancher Student weiß vielleicht schon mehr Geschichte, als der Herr Professor. Indessen denke ich hier, wie Sancho Pansa über seine Statthalterschaft: wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand; und habe ich nur erst die Insel, so will ich sie regieren, wie ein Daus!"

Die Freundinnen wurden keineswegs unangenehm von der Nachricht überrascht. War gleich die Aussicht auf eine Wiederholung des schönen Lebens im vorigen Sommer dahin, so drohte doch auch nicht mehr eine Rückkehr Schiller's nach Dresden, oder gar eine Anstellung am Hamburger Theater. Karoline antwortete: „Es gibt wohl Momente, wo ich den Verlust des künftigen Sommers mit Ihnen sehr empfinde; aber ich borge dann die Weisheit bei der Weisheit (Lotte), und lerne von ihr, daß man das Dauerhaftere gern um das Vergänglichere eintauschen müsse. Wie oft können wir uns so immer sehen, und nie anders, als mit der Hoffnung uns bald wiederzusehen, einander verlassen!" Und wie anmuthig wußte die Weisheit ihren Freund zu trösten! „Sie bleiben doch nun in unsrer Nähe", schrieb sie, „wie schön ist das! Aber auch ohne eigennützig zu sein, glaube ich gewiß, daß noch viel Angenehmes für Sie selbst daraus entstehen wird. Wie viel Gutes können Sie in dem Wirkungskreis doch auch hervorbringen! Und wie viel wird das Studium der Geschichte gewinnen! Denn nun müssen, müssen Sie sich damit abgeben, und es wird bald eine lieblichere Gestalt durch Sie annehmen. Die Gegend von Jena ist auch so schön, und der Weg zu uns so lachend — ich komme doch immer

wieder auf uns zurück.“ Es ergötzte Schiller sehr, daß sie sogar die schönen Pfirsiche und Weinbeeren Jena's geltend machte, und auf den Umstand hinwies, wie sie nun wenigstens die Saale miteinander gemein haben würden. Er versprach ihr, beim Anblick des Flüßchens immer daran zu denken, daß es von Rudolstadt komme.

Auf der Solitude war große Freude über den Flüchtling, dem nun endlich nach so langem Wanderleben sich eine bleibendere Wohnstätte darbot. Auch Körner fand, so lang er nicht wußte, daß mit der Professur kein Gehalt verbunden war, den Ruf annehmbar, rieth dem Freunde, sogleich sich eine Uebersicht über das ganze Feld der Geschichte zu verschaffen, empfahl ihm zu diesem Zweck außer Schmidt, Hume, Robertson die Guthrie- und Gray'sche Weltgeschichte, Gillies Geschichte von Griechenland, Ferguson's Geschichte der Römer, Pütter's deutsche Staatsverfassung u. s. w., machte aber ein verdrießliches Gesicht, als Schiller ihm nachträglich meldete, daß ihm kein Fixum ausgeworfen sei. „Was du von der Professur schreibst“, erwiderte er, „hat mich nicht erbaut. Es ist jetzt zu spät, über die Sache zu reden; aber so viel muß ich dir doch sagen, daß Jena an dir, und du nicht an dem Professortitel eine Acquisition machst. An deiner Stelle würde ich wenigstens merken lassen, daß ich das fühlte.“ Namentlich rieth er ihm, Goethe darüber aufzuklären, wie theuer ihm die fürstliche Gnade zu stehen komme, wie der Ruf ihm Einbuße statt Vortheil bringe.

Aber eine Verständigung mit Goethe hatte ihre Schwierigkeit; denn dieser hielt sich fortwährend fern, und Schiller war zu stolz, sich ihm aufzudrängen. Allerdings war die Berufung durch Goethe lebhaft betrieben worden. Er richtete damals von Gotha aus, wo er sich mit dem Herzog befand, ein Promemoria an das Geheime Conseil in Weimar, worin es heißt: „Er (Schiller) wird von Personen, die ihn kennen, auch von Seiten des Charakters und der Lebensart vortheilhaft geschildert; sein Betragen ist ernsthaft und gefällig, und man kann glauben, daß er auf junge Leute guten Einfluß haben werde. In diesen Rücksichten hat man ihn sondirt, und er hat seine Erklärung dahin abgegeben, daß er eine außerordentliche Professur auf der Jena'schen Akademie anzunehmen sich wohl entschließen könnte, wenn auch selbige vorerst ihm ohne Gehalt conferirt werden sollte. Endesunterzeichneter hat hierauf, da es in Gotha Gelegenheit gab, von akademischen Sachen zu sprechen, sowohl Serenissimo nostro et Gothano, als auch Herrn Geh. Rath von Frankenberg die Eröffnung gethan, und der Gedanke ist durchgängig gebilligt worden, besonders da diese Acquisition ohne Aufwand zu machen ist.“ Dabei ließ der hochgestellte, vielvermögende

Kunstgenoß es bewenden. Dem jüngern Dichter die rauhe Lebensbahn durch Erwirkung einer, wenn auch nur mäßigen Besoldung etwas zu ebnen, scheint er wenig Lust und Trieb gehabt zu haben. Dies mag dem Leser auf den ersten Blick um so auffallender dünken, da bekanntlich Goethe so manches weit geringere Talent seiner freundlichen Förderung gewürdigt hat. Wir lassen ihn selbst bekennen, woher seine damalige Abneigung gegen Schiller entsprang.

„Nach meiner Rückkunft aus Italien", erzählt er in den Annalen, „wo ich mich zu größerer Bestimmtheit und Reinheit in allen Kunstfächern auszubilden gesucht hatte, unbekümmert, was während der Zeit in Deutschland vorgegangen, fand ich neuere und ältere Dichterwerke in großem Ansehen, von ausgebreiteter Wirkung, leider solche, die mich äußerst anwiderten; ich nenne nur Heinse's Ardinghello und Schiller's Räuber. Jener war mir verhaßt, weil er Sinnlichkeit und abstruse Denkweisen durch bildende Kunst zu veredeln und aufzustutzen unternahm; dieser, weil ein kraftvolles, aber unreifes Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen ich mich zu reinigen gestrebt, recht in vollem, hinreißendem Strome über das Vaterland ausgegossen hatte. Das Rumoren, das dadurch erregt, der Beifall, der jenen wunderlichen Ausgeburten allgemein, so von wilden Studenten als von der gebildeten Hofdame gezollt ward, erschreckte mich; denn ich glaubte, all mein Bemühen verloren zu sehen. Die Gegenstände, zu welchen, die Art und Weise, wie ich mich gebildet hatte, schien mir beseitigt und gelähmt. Und was mich am meisten schmerzte, alle mit mir verbundenen Freunde, Heinrich Meyer, Moritz, Tischbein, Bury schienen mich gleichfalls gefährdet; ich war sehr betroffen. Die Betrachtung der bildenden Kunst, die Ausübung der Dichtkunst hätte ich gern völlig aufgegeben, wenn es möglich gewesen wäre; denn wo war eine Aussicht, jene Produktionen von genialem Werth und wilder Form zu überbieten? Man denke sich meinen Zustand! Die reinsten Anschauungen suchte ich zu nähren und mitzutheilen, und nun fand ich mich zwischen Ardinghello und Franz Moor eingeklemmt. Moritz, der aus Italien gleichfalls zurückkam und eine Zeit lang bei mir verweilte, bestärkte sich mit mir leidenschaftlich in diesen Gesinnungen. Ich vermied Schiller, der, sich in Weimar aufhaltend, in meiner Nachbarschaft wohnte. Die Erscheinung des Don Karlos war nicht geeignet, mich ihm näher zu führen. Alle Versuche von Personen, die ihm und mir gleich nahe standen, lehnte ich ab, und so lebten wir eine Zeit lang nebeneinander fort. An keine Vereinigung war zu denken. Selbst das

milde Zureden eines Dalberg, der Schiller nach Würden zu ehren verstand, blieb fruchtlos."

Goethe, damals noch durch vieles Andere gedrückt, pflegte nach der Weise seiner Mutter allem Verstimmenden möglichst auszuweichen. So mied er auch jetzt, so viel er konnte, sogar jeden Gedanken an Schiller, wenn er gleich darum keinen Haß gegen ihn persönlich hegte; und so mochte es ihm willkommen sein, denselben auf ein anderes, minder benachbartes Feld der Thätigkeit versetzt zu sehen. Ganz anderer Art war die Stimmung Schiller's gegen ihn. Sie war eine Mischung von Zorn und Zuneigung, von Unmuth über den Unnahbaren und von heimlicher Sehnsucht nach ihm, ein Wechsel von Bewunderung und stolzem Selbstgefühl. Dies gibt sich so recht in seinen naiven Herzensergießungen gegen Körner kund.

„Oefters um Goethe zu sein", schrieb er am 2. Februar 1789, „würde mich unglücklich machen. Er hat auch gegen seine nächsten Freunde keinen Moment der Ergießung, er ist an nichts zu fassen; ich glaube in der That, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu erhalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben. Dies scheint mir eine konsequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den Genuß der höchsten Eigenliebe kalkulirt ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke. Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus und Kassius gegen Cäsar gehabt haben müssen. Ich könnte seinen Geist umbringen, und ihn wieder von Herzen lieben. Goethe hat auch viel Einfluß darauf, daß ich mein Gedicht (die Künstler) gern recht vollendet wünsche. An seinem Urtheil liegt mir überaus viel. Die Götter Griechenlands hat er sehr günstig beurtheilt; nur zu lang hat er sie gefunden, worin er nicht Unrecht haben mag. Sein Kopf ist reif, und sein Urtheil über mich wenigstens eher *gegen*, als *für* mich parteiisch. Weil mir nun überhaupt nur daran liegt, Wahres von mir zu hören, so ist dies gerade der Mensch unter allen, die ich kenne, der mir diesen Dienst thun kann. Ich will ihn auch mit Lauschern umgeben; denn ich selbst werde ihn nie über mich befragen."

Drei Wochen später gestand er dem Dresdener Freunde, daß er

sich mit Goethe, wenn dieser seine ganze Kraft aufbiete, nicht zu messen wage. „Er hat weit mehr Genie, als ich", sagte er, „und dabei weit mehr Reichthum an Kenntnissen, an sicherer Sinnlichkeit, und zu allem diesem einen durch Kunstkenntniß aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn, was mir in einem Grade, der bis zur Unwissenheit geht, mangelt. Hätte ich nicht einige andere Talente, und nicht so viel Feinheit gehabt, diese Talente und Fertigkeiten in das Gebiet des Dramas herüberzuziehen, so würde ich in diesem Fache gar nicht neben ihm sichtbar geworden sein." Aber viel zu kraftbewußt, um selbst durch das Anschaun eines Geisteshero, wie Goethe, sich dauernd zur Kleinmuth herabbeugen zu lassen, schrieb er am 9. März an Körner: „Ich muß lachen, wenn ich nachdenke, was ich dir von und über Goethe geschrieben haben mag. Du wirst mich wohl recht in meiner Schwäche gesehen und im Herzen über mich gelacht haben; aber mag es immer! Ich will mich gern von dir kennen lassen, wie ich bin. Dieser Mensch, dieser Goethe ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward *sein* Genie von seinem Schicksal getragen, und wie muß *ich* bis auf diese Minute noch kämpfen! Einholen läßt sich alles Verlorene für mich nun nicht mehr — nach dem dreißigsten bildet man sich nicht mehr um — und ich könnte ja selbst diese Umbildung vor den nächsten drei oder vier Jahren nicht mit mir anfangen, weil ich vier Jahre wenigstens meinem Schicksal noch opfern muß (so wenig war Schiller sich selbst klar darüber, daß er sich schon mitten im Umbildungsprozeß befand). Aber ich habe noch guten Muth und glaube an eine glückliche Revolution für die Zukunft." Und noch kräftiger und stolzer lautet es in einem Briefe an Karoline von Beulwitz: „Wenn ich auf einer wüsten Insel oder einem Schiff mit Goethe allein wäre, so würde ich allerdings weder Zeit noch Mühe scheuen, den verworrenen Knäuel seines Charakters aufzulösen. Aber da ich nicht an dieses einzige Wesen gebunden bin, da Jeder in der Welt, wie Hamlet sagt, seine Geschäfte hat, so habe ich auch die *meinigen*. Ist er wirklich ein so ganz liebenswürdiges Wesen, so werde ich das einmal in jener Welt erfahren, wo wir alle Engel sind. Im Ernst, ich habe zu viel Trägheit und zu viel Stolz, um bei einem Menschen abzuwarten, bis er sich mir entwickelt hat. Es gibt eine Sprache, die alle Menschen verstehen; diese ist: gebrauche deine Kräfte! Wenn Jeder mit seiner ganzen Kraft wirkt, so kann er dem Andern nicht verborgen bleiben. Dies ist *mein* Plan."

Indem er so von Goethe sich zurückhielt und in angestrengter einsiedlerischer Thätigkeit für die „Eröffnung seiner Bude in Jena" sich vor

bereitete, konnte er doch zuweilige Berührungen mit interessanten Männern nicht ganz vermeiden. Wäre Herder nicht damals jenseits der Alpen gewesen, so hätte sich wahrscheinlich der Verkehr mit ihm fortgesetzt und vielleicht verstärkt. Am 9. März berichtete er über seinen Umgang an Körner: „Bertuch, Hofrath Voigt und einige Andere besuchen mich manchmal, und ich sie. Zu Wieland komme ich oft in vier Wochen nicht, und lasse nur zuweilen in einem Billetwechsel, wenn wir Geschäfte zusammen haben, diese Bekanntschaft fortvegetiren, die sich jede Minute, wie ich will, verstärken und wieder dämpfen läßt." Häufiges Ausgehen verbot ihm, bei seiner Neigung zu Erkältungen, schon der grimmig kalte Winter von 1788 auf 89. „Mir macht dieses winterliche Wetter", schrieb er den 11. December an Lotte, „mein Zimmer und meinen stillen Fleiß desto lieber und leichter und läßt mich die Entbehrungen, die ich mir auflegen muß, weniger empfinden." Zugleich meldete er ihr, daß er kurz vorher einen Besuch von seinem Landsmann und Freunde von der Akademie her, dem Sohne Schubart's, bekommen habe. „Er ist von Berlin hier durchgereist", schrieb er, „um nach Mainz zu gehen, wo er bei der preußischen Gesandtschaft angestellt ist. Er ist auch ein Dichter, aber kein geborener. Frühe Lektüre von Poeten, frühe Versuche poetischer Arbeiten, wozu ihn das Beispiel und die Aufmunterung seines Vaters verführten, haben ihm eine gewisse Fertigkeit, einen Bildervorrath und Styl verschafft, die, wenn sie von einer gründlichen Ausbildung seiner übrigen Kräfte unterstützt werden, ihm wohl noch eine Stelle unter unsern lesbaren Schriftstellern verschaffen können. Er hat den Tag vor seiner Abreise den Karlos in Berlin aufführen sehen, der auf den Befehl des Königs mit vielem Pomp schlecht gegeben worden ist. Die Scene des Marquis mit dem König soll gut gespielt worden und Seiner Majestät sehr ans Herz gegangen sein. Ich erwarte nun", fügte er scherzend hinzu, „alle Tage eine Vocation nach Berlin, um Herzberg's Stelle zu übernehmen und den preußischen Staat zu regieren."

Sehr interessant war ihm ein wiederholtes Zusammentreffen mit K. Ph. Moritz, den er schon von Gohlis her persönlich kannte. „Moritz ist eben hier auf seiner Rückreise aus Italien", schrieb er den 12. December an Körner; „er wohnt bei Goethe. Letzterer hat ihm seinen Stempel mächtig aufgedrückt; sie kamen einander in Rom sehr nahe, und Moritz ist über Goethe's Humanität panegyrisch entzückt. Sein Wesen hat viel Tiefe, seine Seele wirkt schwer; aber er bearbeitet seine Ideen zu möglichster Klarheit." Wie an Körner, so berichtete Schiller auch an die Rudolstädter Schwestern: „Ueber ein Lieblingsthema von

mir, davon auch im Julius Spuren enthalten sind, über das Leben in der Gattung, das Auflösen seiner selbst im großen Ganzen, und die daraus unmittelbar folgenden Resultate über Schmerz und Freude, über Tugend und Liebe, über den Tod hat er außerordentlich klare und erwärmende Begriffe." Moritz verweilte noch bis Anfang Februar in Weimar. Seine Unterhaltung mit Schiller hatte ohne Zweifel Einfluß auf das philosophische Gespräch im Geisterseher.

Gegen das Ende von Schiller's Aufenthalt in Weimar machte er noch Bürger's persönliche Bekanntschaft. „Bürger war vor einigen Tagen hier", meldete er am 30. April nach Rudolstadt, „und ich habe die wenige Zeit seiner Anwesenheit in seiner Gesellschaft zugebracht. Er hat gar nichts Auszeichnendes in seinem Aeußern und in seinem Umgang — aber ein gerader, guter Mensch scheint er zu sein. Der Charakter von Popularität, der in seinen Gedichten herrscht, verläugnet sich auch nicht in seinem persönlichen Umgange, und hier, wie dort, verliert er sich zuweilen in das Platte. Das Feuer der Begeisterung scheint in ihm zu einer ruhigen Arbeitslampe herabgekommen zu sein. Der Frühling seines Geistes ist vorüber, und es ist leider bekannt genug, daß Dichter am frühesten verblühen. — Noch ein Fremder ist hier", fügte er hinzu, „aber ein unerträglicher, über den vielleicht Knebel schon geklagt hat, der Kapellmeister Reichardt aus Berlin. Er komponirt Goethe's Klaudine von Villabella, und wohnt auch bei ihm. Einen impertinentern Menschen findet man schwerlich. Der Himmel hat mich ihm auch in den Weg geführt, und ich habe seine Bekanntschaft ausstehen müssen."

Unterdeß hatte Schiller nicht gesäumt, für den Einzug in Jena das Nöthige vorzubereiten. Um die Mitte März begab er sich dahin, eine Wohnung zu miethen, wobei ihm Reinhold und andere Freunde gefällig zur Hand gingen, erkundigte sich nach den dortigen gesellschaftlichen Verhältnissen und den Ansprüchen, die sein künftiges Amt an ihn stellen würde, und machte von da aus einen Abstecher nach Rudolstadt, wo er jedoch nur kurze Zeit verweilen konnte. Die chère mère sah er diesmal nicht, weil sie einige Tage vorher auf dem Schloß eine Stelle als Erzieherin zweier jungen Prinzessinnen übernommen hatte. Um so ungestörter konnte er sich dem Schwesternpaar widmen. „Ich hoffe", schrieb ihm Lotte am 17. März, „Sie sind glücklich nach Jena und Weimar gekommen, und der Himmel hat Sie durch milde Luft und die wohlthätigen Strahlen der Sonne belohnt für die Freude, die Sie uns durch Ihren lieben Besuch machten. Haben Sie herzlichen Dank dafür, mein Freund! Schade, daß die Zeit Ihres Hierseins so

kurz war! Wie Vieles wollte ich Ihnen sagen und von Ihnen hören! Aber die Freude, Sie wieder zu sehen, und der Gedanke, daß Sie wieder so bald von uns gingen, ließ mich nicht so, wie ich gewollt, Ihres Umgangs genießen ... Es war mir in manchen Momenten, als wären Sie gar nicht von uns gewesen; der ganze lange traurige Winter war aus meinem Gedächtniß verlöscht."

Leider verursachte dem neuernannten Professor der bevorstehende Amtsantritt eine Ausgabe von mehr als sechszig Thalern an Expeditionsgebühren für die fünf Kanzleien der fürstlichen Universitäts-Nutritoren und an Kosten des Magisterdiploms, so daß er einmal im Unmuth darüber an Körner schrieb: „Die Professur soll der Teufel holen! Sie zieht mir einen Louisd'or nach dem andern aus der Tasche." — Der 11. Mai 1789 war der Tag seiner Uebersiedelung nach Jena.

Zehntes Kapitel.

Dichterische Productionen und Entwürfe der Weimar-Volkstädt'schen Zeit. An Karoline Schmidt. Ein Prolog. Die Priesterinnen der Sonne. Die Götter Griechenlands. Einer jungen Freundin ins Stammbuch. Die berühmte Frau. Zwei zweifelhafte Gedichte. Die Künstler. Plan einer Fridericiade. Plan einer Operette. Uebersetzungen griechischer Dramen.

Wie die ganze Periode von 1785 bis 1791, welche der vorliegende zweite Theil behandelt, als eine Uebergangszeit zu betrachten ist, so gilt dies in besonders hohem Grade von dem fast zweijährigen Zeitraum, den Schiller in Weimar, Volkstädt und Rudolstadt zubrachte. Der Kulturhistoriker und Denker kämpfte in ihm mit dem Dichter; aber dieser machte jenen noch heftig den Platz streitig. So begegnen wir denn auch bei einer Ueberschau der in dieses Biennium fallenden Productionen noch mancher poetischen. Erst von der Uebersiedelung nach Jena an muß die Dichtkunst auf einige Jahre der Geschichtschreibung und der Philosophie ganz das Feld räumen.

An lyrischen Gedichten sind drei von der Sammlung ausgeschlossene und vier der Aufnahme würdig befundene zu erwähnen. Das erste jener drei schrieb unser Dichter im Spätsommer 1787 in ein Exemplar des Don Karlos, das er seiner Whistpartnerin Karoline Schmidt (vgl. Kap. 6) zum Geschenk machte. Die Verse, die ein wärmeres Gefühl auszusprechen scheinen, als man ihm nach seinen damaligen Urtheilen über Karoline (in den Briefen an Körner) zutrauen sollte, lauten:

> Kein Lebender und keine Lebende
> Saß diesem Bild, der süßen Sympathie
> Und Freundschaft aufgestellt. Aus nicht vorhandnen Welten
> Entlehnte es — ich kannte dich noch nicht —
> Ein volles Herz und eine warme Phantasie.
> Wenn das, was ich für Schatten hier empfunden,
> In deinem Herzen mächtig wiederklingt,
> Aus deinem Auge schöne Thränen zwingt,
> Wenn es in stillen, schwärmerischen Stunden
> In sanfter Rührung dich erweicht:
> So weißt du, was der Dichter dann empfunden,
> Hätt' er ein lebend Bild gefunden,
> Das deinem, Karoline, gleicht.

Zur Wiedereröffnung des Weimar'schen Theaters am 8. November 1787 schrieb Schiller einen Prolog. Wenigstens heißt es in dem gedruckten Repertoire der Bellomo'schen Schauspielergesellschaft, „daß Herr Rath Schiller ihn schreiben werde." Gesprochen wurde er von der damals noch nicht volle neun Jahre alten Christiane Neumann, der wunderlieblichen Schauspielerin, die Goethe ausbildete und in seinem Gedicht „Euphrosyne" verewigte. Der erste Abschnitt lautet:

> Der Frühling kam. Wir flohen in die Ferne;
> Der großen Freudegeberin Natur
> Verließen wir den schönen Schauplatz gerne. —
> Sie flieht, und schmucklos liegt die Flur,
> Ein düstrer Flor sinkt auf die Erde nieder;
> Sie flieht — und wir erscheinen wieder.
> An ihre Freuden wagen wir
> Die unsrigen bescheiden anzuschließen,
> Das bange Lebewohl von ihr
> Vielleicht durch unsre Spiele zu versüßen,
> Durch frohen Scherz und ein gefühltes Lied
> Des Winters traur'ge Nächte zu betrügen
> Und edle Menschen edel zu vergnügen;
> Was Mode, Zwang und Schicksal schied,
> Durch süße Angst und wonnevolles Weinen
> In Banden schöner Gleichheit zu vereinen.

Auf wen'ge Augenblicke nur
Der Menschheit schönes Jubelfest zu feiern,
Den süßen Stand noch einmal zu erneuern,
Den ersten Stand der heiligen Natur.

Im zweiten Abschnitt (V. 21 bis 50) spricht die Wortführerin der Bühnenkünstler sich muth- und vertrauensvoll aus, weil sie nicht einen Pöbel von Afterkennern, von kleinen Geistern, sondern gereifte Kunstkenner vor sich habe, die mit freundlichem Gruß das zagende Talent ermuthigen, durch großmüthigen Beifall die junge Kunst emportragen und die Blume, die sie selbst herangepflegt, schonend behandeln werden. Die folgenden reimlosen Verse sind vielleicht erst hinzugedichtet worden, nachdem sich entschieden hatte, daß Christiane den Prolog sprechen werde:

Die Muse, noch zu furchtsam, sich zu zeigen,
Schickt mich voran — ein Sinnbild ihrer Schwäche
Und ihrer Schüchternheit — ein Kind.
Was Männer nicht erbitten dürfen, darf
Ein Kind vielleicht erflehen. Seine Unschuld
Besticht, entwaffnet den gerührten Richter.
Die fürchterliche Wage sinkt
Aus seinen Händen. Er vergißt, daß er
Gerecht sein wollte, und verzeiht.

Trat mit diesem Prolog unser Dichter als Stellvertreter für den abwesenden Goethe ein, der früher dergleichen Theaterreden geliefert hatte, so geschah dies gleichfalls bei dem Gedicht „Die Priesterinnen der Sonne. Zum 30. Januar 1788 von einer Gesellschaft Priesterinnen überreicht." Der 30. Januar war der Geburtstag der regierenden Herzogin und gleichsam der Gipfelpunkt der Weimar'schen Wintervergnügungen. Zu den hierbei üblichen Maskenbällen hatte Goethe's Muse regelmäßig ihren Tribut gespendet (die Redoutengedichte Aufzug des Winters, Aufzug der vier Weltalter, Zug Lappländer, Die weiblichen Tugenden, Amor, Planetentanz u. s. w.). Jetzt, wo er in Italien sich aufhielt, war es natürlich, daß man an den eben in Weimar weilenden jüngern Dichter dachte. Korona Schröter, Karoline Schmidt, Charlotte von Kalb mochten es ihm nahe gelegt haben, bei dieser Gelegenheit dem Hof eine Artigkeit zu erweisen. Doch kam das Gedicht, wie es scheint, nicht zum Vortrag; denn nach den Weimar'schen Fourierbüchern waren Mittwoch den 30. Januar „Durchl. Herzogin alleine" und die Musik-Gratulationen zum Geburtstage verbeten. Als ich es aus der Greiner'schen Ausgabe von Schiller's Werken

meinem Kommentar einverleibte, galt die Aechtheit des Gedichtes noch für sehr zweifelhaft. Ich erklärte es aus innern und äußern Gründen für ein Schiller'sches Produkt, und die Richtigkeit dieser Annahme wurde seitdem durch Joachim Meyer nachgewiesen, so wie auch meine Konjekturen zu den Schlußversen der zwei ersten Strophen („Golde" statt „Glanze" und „gemildet" statt „gemildert") Bestätigung fanden. Unter den zwei Fürstentöchtern, deren die vorletzte Strophe erwähnt, haben wir die regierende Herzogin und die Herzogin Amalia zu denken. Das Gedicht verdient, auch dem weitern Kreise von Schiller's Freunden nicht vorenthalten zu bleiben:

Der Tag kam, der der Sonne Dienst
  Auf ewig enden sollte;*)
Wir sangen ihr das letzte Lied,
Und Quito's schöner Tempel glüht'
  In ihrem letzten Golde.*)

Da trat vor unsern starren Blick,
  Wie Himmlische gebildet,
Umflossen von äther'schem Licht,
Ein Weib mit ernstem Angesicht,
  Durch sanften Gram gemildet.

„Der Sonne Dienst ist aus!" rief sie,
  Und ihre Thränen fließen.
„Löscht", ruft sie, „eure Fackeln aus!
Von nun an wird kein irdisch Haus,
  Kein Tempel mich verschließen.

„Altar und Tempel stürzen ein;
  Ich will mir beßre wählen.
Zerstreuet euch durch Land und Meer!
In keinen Mauern sucht mich mehr,
  Sucht mich in schönen Seelen!

„Wo künftig meine Gottheit wohnt,
  Soll euch dies Zeichen sagen;
Seht ihr in einer Fürstin Brust
Für fremde Leiden, fremde Lust
  Ein Herz empfindend schlagen;

„Seht ihr der Seele Wiederschein
  In schönen Blicken leuchten,

---

*) Angeblich änderte Schiller später die Verse 2 und 5 in: „Vertilgen sollt' auf immer" und „In ihrem letzten Schimmer."

Und Thränen süßer Sympathie,
Entlockt durch süße Harmonie,
Ihr sprechend Auge feuchten;

„Darf sich zu ihrem weichen Ohr
Die kühne Wahrheit wagen,
Und ist sie stolzer, Mensch zu sein,
Mit Menschen menschlich sich zu freun,
Als über sie zu ragen;

„Noch groß, wenn statt des Purpurkleids
Ein Hirtenkleid sie deckte,
Noch liebenswerth durch sie allein,
Wenn ihrer Hoheit Zauberschein
Auch Schmeichler nie erweckte;

„Durchbebt in ihrer Gegenwart
Euch nie gefühlte Wonne —
Da, Priesterinnen, betet an!
Da zündet eure Fackeln an!
Da findet ihr die Sonne!“ —

Die Göttin spricht's und schwindet hin,
Der Altar stürzt zusammen;
Schnell löscht das heil'ge Feuer aus,
In Trümmern liegt das Sonnenhaus,
Und Quito liegt in Flammen.

Fern, fern von unserm Vaterland
Durchirrten wir die Meere,
Durchzogen Hügel, Thal und Fluß,
Und endlich setzten wir den Fuß
Auf diese Hemisphäre.

Da sahen wir mit Grazien
Die Musen sich vereinen.
Wir folgten diesem Götterzug;
Sie senkten ihren sanften Flug
Herab zu diesen Hainen.

„Zwei Fürstentöchter wollen wir“ —
Sie riefen's mit Entzücken —
„Zwei Fürstentöchter, sanft und gut,
In ihren Busen Götterglut,
Mit diesem Kranze schmücken!“

Fühlt ihr die nahe Gottheit nicht,
Die wir im Tempel feiern?
Das Zeichen, Schwestern, ist erfüllt!
Hier, vor der Sonne schönem Bild,
Laßt uns den Dienst erneuern!

Unter den in die Gedichtsammlung übergegangenen Produktionen der Weimar-Volkstädt'schen Zeit sind „Die Götter Griechenlands" die älteste. Im siebenten Kapitel ist bereits erzählt worden, wie in der ersten Hälfte des März 1788 die Nothwendigkeit, einen Beitrag zum Märzstück von Wieland's Merkur zu liefern, dem Dichter dieses Produkt entpreßte. Daß es ihm durch die Noth abgerungen ward, sieht man ihm wahrlich nicht an; vielmehr macht es den Eindruck eines freien, vollströmenden Ergusses langgenährter Begeisterung für eine hingeschwundene poesiereichere Weltanschauung, und zeigt im Formellen einen außerordentlichen Fortschritt. Das Gedicht gehört zur Gattung der Elegie; doch fehlt ihm noch der sanft elegische Charakter, der manchen Elegien der dritten Periode eigen ist. Es setzt, besonders in seiner ursprünglichen Form, noch die Polemik der bisherigen Dichtungen Schiller's fort, bildet aber zugleich den Abschluß jener strafend-satyrischen Angriffe gegen die socialen, bürgerlichen und religiösen Mißstände seiner Zeit; denn in den bald nachher folgenden Künstlern weht schon ein friedlicher und heiterer Geist. Es ist schon erwähnt worden, daß das Gedicht heftige Entgegnungen in Versen und Prosa hervorrief, und selbst Körner nahm an Manchem Anstoß. „Dein Gedicht habe ich endlich gelesen", schrieb er am 25. April. „Ich wünschte mir dein Talent, um ein Gegenstück zu machen. An Stoff sollte mir's nicht fehlen. Einige Ausfälle wünschte ich weg, die nur die plumpe Dogmatik, nicht das verfeinerte Christenthum treffen. Sie tragen zum Werth des Gedichtes nicht bei, und geben ihm ein Ansehen von Bravour, dessen du nicht bedarfst, um deine Arbeiten zu würzen."

Am verletzendsten wirkte natürlich die Herabsetzung des nüchternen modernen Monotheismus unter den phantasievollen hellenischen Polytheismus. Schiller sagte zwar in einem spätern Briefe an Körner: „Der Gott, den ich in den Göttern Griechenlands in Schatten stelle, ist nicht der Gott der Philosophen, oder auch nur das wohlthätige Traumbild des großen Haufens, sondern eine aus vielen gebrechlichen, schiefen Vorstellungsarten zusammengeflossene Mißgeburt, so wie die Götter Griechenlands, die ich in's Licht stelle, nur die lieblichen Eigenschaften der griechischen Mythologie, in Eine Vorstellungsart zusammengefaßt, sind." Aber die Mehrzahl der Leser sah in diesem aus rein künstlerischem Interesse fließenden Herabsetzen auf der einen und Idealisiren auf der andern Seite eine Ungerechtigkeit, wohl gar eine tendenziöse Entstellung des geschichtlich Wahren, fühlte sich dadurch zur Opposition aufgefordert und ward somit für die rechte Würdigung des Gedichtes untauglich. Einen reinen Eindruck desselben kann nur der

empfangen, der dem Dichter das ihm gebührende Recht zuerkennt, seine Sehnsucht nach einer heitern, rein menschlichen, ästhetischen Natur- und Weltauffassung an einem ihm dazu passend erscheinenden Gegenstande darzulegen, und den Gegenstand diesem Zweck gemäß künstlerisch zu gestalten. Von solchem Recht machte Schiller Gebrauch; jedoch zeigte er später durch Unterdrückung und Umformung mancher anstößigen Stellen, wie ungern er dem Glauben und den herrschenden Vorstellungen seiner Zeit zu nahe trat, nachdem er einmal den Kreis der Polemik gegen das, was ihm verkehrt und verderblich schien, durchlaufen und den dringendsten Forderungen seines Innern genügt hatte.

Nicht lange nach den Göttern Griechenlands, am 3. April 1788 entstand das Gedicht Einer jungen Freundin in's Stammbuch. Schiller schrieb diese Verse auf Lotte von Lengefeld's Bitte vor ihrer Rückreise aus Weimar nach Rudolstadt. Es scheint ihm ein mißbehagliches Gefühl erregt zu haben, die Freundin, die er in dem idyllischen Kreise zu Rudolstadt kennen gelernt hatte, jetzt in die Hof- und Assembleeluft versetzt zu sehen. Das Hofleben und Alles, was damit zusammenhängt, widerstritt seiner Vorliebe für die einfache Natur, seinem Freiheitssinn und dem Stolz seiner Armuth. Wie abstoßend war für ihn der Gedanke, daß Lotte künftig als Hofdame einer solchen Umgebung angehören sollte, und wie groß im Stillen seine Besorgniß, daß sie diesen Kreisen auf die Dauer Geschmack abgewinnen möchte! Er benutzte daher jede Gelegenheit, die etwaigen nachtheiligen Einflüsse jener Umgebung auf das Herz der Stillgeliebten abzuschwächen, indem er auf das Glück eines von der großen Welt zurückgezogenen, der schönen Natur und freier Selbstbeschäftigung gewidmeten Lebens hinwies. So schrieb er ihr auch kurz vor Uebersendung des Stammbuchblattes: „Sie können sich nicht herzlicher nach Ihren Bäumen und schönen Bergen sehnen, mein gnädiges Fräulein, als ich — und vollends nach denen in Rudolstadt, wohin ich mich jetzt in meinen glücklichsten Augenblicken im Traum versetze. Man kann den Menschen recht gut sein, und doch wenig von ihnen empfangen. Dieses, glaube ich, ist auch Ihr Fall. Jenes beweist ein wohlwollendes Herz, aber das Letztere einen Charakter. Edle Menschen sind schon dem Glück sehr nahe, wenn nur ihre Seele ein freies Spiel hat; dieses wird oft von der Gesellschaft (selbst oft von guter Gesellschaft) eingeschränkt; aber die Einsamkeit gibt es uns wieder, und eine schöne Natur wirkt auf uns wie eine schöne Melodie. Ich habe nie glauben können, daß Sie in der Hof- und —-Luft sich

gefallen; ich hätte eine ganz andere Meinung von Ihnen haben müssen, wenn ich das geglaubt. Verzeihen Sie mir, so eigenliebig bin ich, daß ich Personen, die mir theuer sind, gern meine eigene Denkungsart unterschiebe."

In der jetzigen Form besteht das Gedicht aus zwei ziemlich symmetrischen Strophen, die nur in der Verslänge stellenweise etwas verschieden sind. In der ursprünglichen Fassung entbehrte es dieser Symmetrie: es fehlte Vers 2 der Schlußstrophe, und die erste war um vier Verse länger und lautete:

Ein blühend Kind, von Grazien und Scherzen
Umhüpft, so, Lotte, spielt um dich die Welt.
Doch so, wie sie sich malt in deinem Herzen,
In deiner Seele schönen Spiegel fällt,
So ist sie doch nicht! — Die Eroberungen,
Die jeder deiner Blicke siegreich zählt,
Die deine sanfte Seele dir erzwungen,
Die Statuen, die — dein Gefühl beseelt,
Die Herzen, die dein eignes dir errungen,
Die Wunder, die du selbst gethan,
Die Reize, die dein Dasein ihm gegeben, —
Die rechnest du für Schätze diesem Leben,
Für Tugenden uns Erdenbürgern an.
Dem holden Zauber nie entweihter Jugend,
Der Engelgüte mächt'gem Talisman,
Der Majestät der Unschuld und der Tugend,
Den will ich sehn — der diesen trotzen kann!

Ungefähr um dieselbe Zeit, wie diese Stammbuchverse, entstand das Gedicht Die berühmte Frau, und zwar vermuthlich noch vor dem Antritt der Volkstädter Villeggiatur. In der Form einer poetischen Epistel abgefaßt, für welche Göcking's Episteln zum Vorbild gedient haben mögen, frappirt diese Produktion durch einen bei Schiller nicht gerade häufigen humoristischen Anstrich. Der Inhalt aber kann uns nicht befremden. Wir wissen aus früher Erzähltem, wie stark er sich um diese Zeit mit Heirathsgedanken trug, und wie viel er für seine innere Beruhigung und sittliche Klärung von der Verbindung mit einem einfachen, schlichten, nicht über seine Sphäre hinausstrebenden weiblichen Gemüth erwartete. Da konnte ihm leicht in dem Anschaun der schönen Geistes- und Herzenseigenschaften Lottens der Gedanke zur vorliegenden Epistel durch die Vorstellung eines kontrastirenden Bildes eingegeben werden. Auch später noch blieb sein Urtheil über die gelehrten Frauen dasselbe; dies zeigt folgende Briefstelle: „Es ist ein eigen, seltsam Ding um die gelehrten

Frauen! Wenn sie einmal den ihnen angewiesenen Kreis verlassen, so durchfliegen sie mit schnellem ahnenden Blick unbegreiflich rasch die höhere Räume. Aber dann fehlt ihnen die starke anhaltende Kraft des Mannes, der eiserne Muth, jedem Hinderniß ein ernstes Ueberwinden entgegenzusetzen, um fest und unaufhaltsam in diesen Regionen fortzuschreiten. Das schwächere Weib hat seinen ersten schönen Standpunkt verloren — sie kann nicht mehr zurück, und wird entweder eine Thörin oder unglücklich. Und selbst die himmlische Kunst, was kann sie dem zarten Weibe bieten, das diese nicht, sich unbewußt, in stiller Thätigkeit, in stiller Umgebung, in Ausübung ihres hohen, heiligen Berufes fände? Selig der Mann, der ein solches Kleinod zu schätzen weiß und die Freundin seines Herzens bei häuslichen Arbeiten und Beschäftigungen sucht, um sich an ihren anspruchlosen Talenten von seinem mühevollen Streben zu erheitern!"

Während des Aufenthalts zu Rudolstadt besuchte Schiller, wie Döring in seinem Leben des Dichters erzählt, auch das Stammhaus der Grafen zu Schwarzburg, so wie die Ruinen des Klosters von Paulin Zelle, und trug in das Buch, das den Fremden in dem Gasthof unweit der Schwarzburg zum Einschreiben ihrer Namen präsentirt wurde, den seinigen mit folgenden Versen ein:

Auf diesen Höhen sah auch ich
Dich, freundliche Natur — ja dich!

Wenn die Verse wirklich von Schiller sind, woran ich, obwohl von vielen Seiten her ihre Aechtheit in Schutz genommen worden, noch stark zweifle: so beweisen sie, daß auch der Feder eines solchen Mannes einmal etwas höchst Gewöhnliches entfließen konnte. Da wußte sich Goethe, wenn man ihn zu unproduktiver Stunde um ein Gedicht anging, geschickter aus der Sache zu ziehen, und schrieb etwa:

Der Dichtung Faden läßt sich heut nicht fassen;
Ich bitte, mir die Blätter weiß zu lassen.

Boas, der sich nicht in den Gedanken zu finden wußte, daß Schiller je etwas Unbedeutendes geschrieben, half sich damit, daß er die Verse als eine heitere Persiflage des gespreizten Dilettantismus ansah, der mit Naturbegeisterung prunke. Aber auch als Persiflage betrachtet, bleiben die Verse matt und farblos.

Noch zweifelhafter ist die Aechtheit eines unserm Dichter zugeschriebenen Hymnus an die Natur „Im Oktober 1788", der zuerst von Joachim Meyer in einem 1858 an mich gerichteten Sendschreiben

veröffentlicht und seit 1860 in Schiller's Werke aufgenommen worden ist. *) Gleich anfangs des Freundes Begeisterung für dieses Gedicht nicht theilend, welches antikes Metrum mit dem modernen Gleichklang unschön verbindet und sich in Einer Periode durch vierundzwanzig Verse hindurchschlingt, glaubte ich doch Meyer's Ansichten über die Aechtheit desselben beitreten zu müssen. Seitdem hat aber Goedeke es sehr wahrscheinlich gemacht, daß nicht Schiller, sondern Gustav Schilling der Verfasser dieser Verse sei. Den von ihm geltend gemachten Gründen wider Schiller's Autorschaft möchte ich noch folgende hinzufügen. Schiller hegte nachweislich kurz vor und nach der Zeit, wo das Gedicht entstand, eine starke Abneigung gegen die Hexameter, ja gegen die nichtjambischen Metra überhaupt. „Alle andern", schrieb er am 10. März an Körner, „das jambische ausgenommen, sind mir in den Tod zuwider." Dann ist auch nicht wohl anzunehmen, daß in eben der Epoche, wo er beschäftigt war, in den Künstlern ein Denkmal seines in jüngster Zeit rasch und herrlich herangereiften Geistes und Geschmacks aufzustellen, dieses wenig bedeutende und formell mangelhafte Produkt entstanden sei.

Bei weitem das glänzendste Erzeugniß seiner lyrischen Muse während der Weimar-Volkstädt'schen Periode und überhaupt die Krone aller seiner bisherigen Leistungen im Gebiet der Lyrik waren die eben erwähnten Künstler. Die drei Hauptgedichte der Uebergangsperiode, das Lied an die Freude, die Götter Griechenlands und die Künstler, bezeichnen eben so viele Klärungs- und Erhebungsstufen. So hoch das zweite über dem ersten steht, so weit überragen die Künstler die Götter Griechenlands. Wie hoch aber auch die Stufe ist, die sie voneinander scheidet, so stehen sie doch genetisch miteinander in inniger Verbindung. Das Resultat der Götter Griechenlands führte der Dichter in den Künstlern, über alle Polemik erhaben, in freier, freudiger Begeisterung weiter aus. Jenes Gedicht, eine polemische Ideenbewegung abschließend, schaute noch rückwärts; die Künstler blicken vorwärts und enthalten schon die Keime beinahe aller Grundansichten über das Schöne und die Kunst, die Schiller während der nächsten Jahre in einer Reihe ästhetischer Abhandlungen auseinandersetzte. Trotzdem sind sie nicht ein Lehrgedicht, wie Jean Paul meinte, sondern ein ächt lyrisches Produkt, ein Ausfluß seiner nunmehr auf den gewonnenen höhern ästhetischen Gesichtspunkten er-

*) Mitgetheilt in meinem Kommentar zu Schiller's Gedichten, Aufl. 4, Band I, S. 178.

wachten Begeisterung für den Beruf des Künstlers. Wir wissen aus den drei vorhergehenden Kapiteln, was alles in Weimar und Rudolstadt dazu mitgewirkt, seine Empfindungen zu veredeln, seine Phantasie zu zügeln, seinen Geschmack zu reinigen, seinen Gedankenreichthum zu vergrößern. Männer, wie Herder, Wieland, Goethe's Freund Moritz u. a. brachten ihm eine Fülle anregender Ideen entgegen; an der Sonne einer beglückenden Liebe schlossen sich die sanften Seiten seines Gemüthes auf; diese Liebe gab seinen Empfindungen zugleich Flügel und schönes Maß; und mit Freundschaft und Liebe ging die Geschmacksbildung durch die Griechen Hand in Hand. Daß die Schrift von Moritz „Ueber die bildende Nachahmung des Schönen", in welcher Goethe seine eigensten Kunstansichten niedergelegt fand, nicht ohne Einwirkung auf Schiller's Künstler geblieben ist, gestand er selbst. Die Hauptgedanken des Buchs wurden mit Moritz und Wieland lebhaft besprochen: aber Schiller eignete sich nur das an, was seinen selbstgebildeten Ueberzeugungen entgegenkam, und führte auch das Angeeignete in origineller, selbständiger Weise aus.

Gestattete der Raum es, Schiller's briefliche Verhandlungen mit Körner über unser Gedicht den Winter und Frühling 1788—89 hindurch zu verfolgen, so würde dem Leser an einem besonders geeigneten Beispiel der hohe Ernst, der unermüdliche Fleiß und das helle Bewußtsein, womit Schiller zu dichten pflegte, sich veranschaulichen, und zugleich hervortreten, wie er, ganz im Gegensatz zu dem verschwiegen und abgeschlossen schaffenden Goethe, seinen Gegenstand mit Freunden zu besprechen liebte, ohne durch ihre Einwendungen die Begeisterung für denselben einzubüßen. Man sieht aus jener Korrespondenz, wie er über der Arbeit, trotz aller Regsamkeit der Empfindung und Einbildungskraft, immer prüft und erwägt und nicht leicht sich genugthun kann. Er verbessert und feilt das Einzelne, füllt kleinere Lücken aus, macht die Uebergänge leichter und gefälliger, ordnet dann wieder die Reihenfolge anders und dichtet ganze Partien hinzu. Entschlossen wirft er umfassende Stellen, schöngebaute Verse weg, wenn sie ihm die Harmonie des Ganzen, die Einheitlichkeit des Grundgedankens zu stören scheinen. Willig geht er auf Körner's Bemerkungen ein, wenn er sie für begründet hält, und bleibt fest bei dem, was er als gut erkannt hat. Wir können hier nur Einiges aus der betreffenden Korrespondenz mittheilen.

Am 12. Januar 1789 sandte Schiller an Körner das Gedicht mit der jetzigen Anfangsstrophe der Macht des Gesanges („Ein

Regenstrom aus Felsenrissen") als Einleitung. Körner, über das Ganze hocherfreut, unterzog Einzelnes einer eingehenden Kritik, die Schiller nicht unbenützt ließ. Noch einflußreicher aber waren mündliche Verhandlungen mit Wieland, in Folge deren der Dichter sein Werk neu redigirte. „Ich bin doch gar sehr begierig", schrieb er den 9. Februar an Körner, „was du nun zu den Künstlern sagen wirst. Der ganz veränderte Anfang gibt dem Gedicht gegen seine vorige Gestalt ein ganz neues Aussehen, doch sehr zu seinem Vortheil. Ich habe nun die Hauptidee des Ganzen, die Verhüllung der Wahrheit und Sittlichkeit in die Schönheit, zur herrschenden Idee, zur Einheit gemacht. Es ist Eine Allegorie, die ganz hindurchgeht, nur mit veränderter Ansicht, die ich dem Leser von allen Seiten in's Gesicht spielen lasse. Ich eröffne das Gedicht mit einer zwölf Verse langen Vorstellung des Menschen in seiner jetzigen Vollkommenheit. Von da mache ich den Uebergang zur Kunst, und der Hauptgedanke des Gedichtes wird flüchtig anticipirt und hingeworfen. Die Einführung der zweiten historischen Epoche, die Wiederauflebung der Künste, behauptet ihren vorigen Platz, und gewiß mit Recht. Ich habe aber diese Stelle besser angefangen, erweitert und durchaus verbessert. Nun folgt aber ein ganz neues Glied, wozu mir eine Unterredung mit Wieland Anlaß gegeben, und welches dem Ganzen eine schöne Rundung gibt. Wieland empfand es nämlich sehr unhold, daß die Kunst nach dieser bisherigen Vorstellung nur die Dienerin einer höhern Kultur, daß der Herbst immer weiter gerückt sei, als der Lenz — er ist sehr weit von dieser Demuth entfernt. Alles, was wissenschaftliche Kultur in sich begreift, stellt er tief unter die Kunst, und behauptet vielmehr, daß jene dieser diene. Wenn ein wissenschaftliches Ganze über ein Ganzes der Kunst sich erhebe, so sei es nur in dem Falle, daß es selbst ein Kunstwerk werde. Es ist sehr Vieles an dieser Vorstellung wahr, und für mein Gedicht vollends wahr genug. Zugleich schien diese Idee in dem Gedicht unentwickelt zu liegen. Die Entwickelung ist nun geschehen. Nachdem der Gedanke philosophisch und historisch durchgeführt ist, daß die Kunst die wissenschaftliche und sittliche Kultur vorbereitet habe, so wird nun gesagt, daß diese letztere noch nicht das Ziel selbst sei, sondern nur eine zweite Stufe zu demselben; dann erst sei die Vollendung des Menschen da, wenn sich wissenschaftliche und sittliche Kultur wieder in die Schönheit auflöse . . . Das Ende von Der Menschheit Würde u. s. w. an ist ganz geblieben, wie es war."

Aber auch damit begnügte sich der Dichter noch nicht. In Folge eines abermaligen Gesprächs mit Wieland sah er das Gedicht noch einmal sorgfältig durch und entdeckte darin, wie er selbst sagt, „einige Schiefheiten und Halbwahrheiten, die dem Gesichtspunkt, woraus das Ganze betrachtet sein will, erstaunlichen Abbruch thaten.“ Er warf es nochmals fast ganz durcheinander und schrieb an Körner: „Du wirst dich über das jüngste Gericht wundern, das darüber gehalten worden ist. Eine ganze Kette von Strophen (in einem Briefe an die Rudolstädter Freundinnen spricht er von vierzehn neuen Strophen d. h. Abschnitten), die zum Inhalt haben, das zu beweisen, was in der vorigen Edition ganz beweislos hingeworfen worden war, ist nunmehr eingeschaltet. Ich habe über den Ursprung und Fortgang der Kunst selbst einige Ideen hasardirt, und habe alsdann die Art, wie sich aus der Kunst die übrige wissenschaftliche und sittliche Bildung entwickelt hat, mit einigen Pinselstrichen angegeben. Das Ganze hält nun auch mehr zusammen, und dadurch, daß dasjenige, womit angefangen wird, im Lauf des Gedichtes erwiesen, und am Schluß darauf als auf das Resultat zurückgewiesen wird, ist das Ganze nun ein geschlossener Kreis.“ Indem diese authentischen Andeutungen uns von der Art, wie Schiller zu dichten pflegte, einige Anschauungen gewähren, dürften sie zugleich zur Orientirung des Lesers über den Grundgedanken und den Plan unsers Gedichtes genügen.

Jetzt erst fühlte er sich von seinem Werk so befriedigt, daß er seinen Freunden gestand, er glaube noch nichts so Vollendetes geschaffen zu haben. In spätern Jahren freilich stimmte sich sein, wie Körner's Wohlgefallen an dieser Produktion bedeutend herab. Aber das darf uns in der Werthschätzung derselben nicht irre machen. Wollte sie auch nicht mehr zu dem ästhetischen Maßstabe passen, den der unablässig fortschreitende Dichter später an sie legte, so überbot sie doch sicher an Schönheit und Würde der Form, wie an Bedeutsamkeit des Gehalts, Alles, was er bis dahin an lyrischen und didaktischen Poesien geliefert hatte. Wahrlich, es mußte ihm nicht leicht werden, jetzt, wo er sich auf einer solchen Stufe dichterischer Fähigkeit angelangt fühlte, anderweitiger Zwecke wegen mehr als ein Lustrum hindurch der lyrischen Muse zu entsagen.

Wie sehr sich in ihm noch der Dichter sträubte, dem Historiker zu weichen, zeigte sich auch im Oktober 1788, als Körner ihm brieflich den Gedanken hinwarf, ob nicht eine Friberic iade für ihn eine Arbeit wäre. Anfangs meinte Schiller, die Idee zu einem epi-

schen Gedicht „Friedrich der Große" komme sechs bis acht Jahre für ihn zu früh; aber der Gedanke ließ ihm keine Ruhe und begann, wie er am 10. März 1789 an Körner schrieb, „sich bei ihm zu verklären und manche heitere Stunde auszufüllen." Ein tiefes Studium der neuern Zeit, hoffte er, verbunden mit einem eben so tiefen Studium Homer's, werde ihn zur Ausführung befähigen. Ein Epos des achtzehnten Jahrhunderts müsse ein ganz anderes Ding sein, als eines aus der Kindheit der Welt; und das gerade mache ihm die Idee so anziehend. Unsere Sitten, der feinste Duft unserer Philosophie, unsere Verfassungen, Häuslichkeit, Künste, — kurz Alles müsse darin niedergelegt werden, und in schöner, harmonischer Einheit leben, wie in der Ilias alle Zweige und Seiten der griechischen Kultur. Ueber eine dem modernen Geist zusagende Maschinerie habe er schon nachgedacht; doch seien seine Ideen hierüber noch nicht zur Klarheit ausgebildet. Als Metrum werde er die ottave rime wählen, und freue sich darauf, den Ernst und das Erhabene in so schönen Fesseln spielen zu lassen. Singen müsse man das Gedicht können, wie die griechischen Bauern die Ilias, wie die Gondolieri in Venedig die Stanzen aus dem befreiten Jerusalem. Die Haupthandlung müsse einfach, das Ganze bei aller Reichhaltigkeit der Episoden leicht übersehlich sein. Er werde nur eine Epoche aus Friedrichs Leben, am liebsten eine unglückliche wählen, die des Helden Geist unendlich poetischer entwickeln lasse, immerhin aber sein ganzes Leben und sein Jahrhundert darin zur Anschauung bringen. — Der Gedanke, der später sich dahin änderte, daß Gustav Adolph der Held des Epos werden sollte, blieb leider unausgeführt.

Eben so wenig, als auf dem epischen, brachte Schiller auf dem dramatischen Felde in der Weimar-Volkstädt'schen Zeit etwas Eigenes und Originelles zu Stande. Der Bemühungen, den Plan zum „Menschenfeind" weiter auszubilden, ist schon oben (Kap. 5) gedacht worden. Ob das einfachere, einer griechischen Behandlungsart fähige dramatische Sujet, das er in Volkstädt „an der Kunkel hatte", die später ausführlicher zu besprechende Malteser-Tragödie war, steht noch dahin. Im December 1787 ließ sich Wieland von Schiller das Versprechen geben, aus dem Oberon eine Operette zu machen. Einige Zeilen zu einer Arie Scherasmin's haben sich erhalten; davon lauten ein paar Strophen:

Tataren, Sarazenen
Und allen Weibersöhnen
Will ich entgegengehn;
Nur bitt' ich, mit Dämonen
Mich gütigst zu verschonen,
Die keinen Spaß verstehn.

Im Hui ist man verwandelt,
Gebissen und tarandelt,
(Läßt man mit diesem Volk sich ein.)
Was hilft mir Schwert und Lanze
Beim wilden Hexentanze?
Die haben weder Fleisch noch Bein.

Körner mißbilligte den Plan, der denn auch bald, wie es scheint, wieder aufgegeben wurde.

Aber wohl gelang es unserm Dichter, ein Paar Uebersetzungen oder Nachdichtungen Euripideischer Dramen auszuführen, zu denen im Sommer 1788 ihn die lebhaft erwachte Begeisterung für die griechische Poesie anregte. An den schönen Abenden in Rudolstadt las er mit den Freundinnen neben Homer auch Euripides in der französischen Uebersetzung des P. Brumoy. Die Schwestern baten Schiller um eine deutsche Uebertragung von seiner Hand; in seiner edlen und klaren Sprache meinten sie den griechischen Dichter erst recht genießen zu können. Wie hätte Schiller den Geliebten das verweigern können, wozu ihn schon das eigene Herz drängte? Hatte er doch schwerlich damals mit irgend einem Dichter des Alterthums eine so innige Verwandtschaft, als mit diesem sententiösen und empfindungsvollen Tragiker, den er im Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung auf die Grenzlinie zwischen die antiken und modernen Dichter stellt. Daß gerade zunächst die Iphigenie in Aulis zur Uebertragung gewählt wurde, mochte durch Goethe's unlängst erschienene Iphigenie veranlaßt worden sein; das große Interesse, das die Lesewelt an dem deutschen Schauspiel nahm, schien einer Nachdichtung des griechischen Stückes eine erhöhte Theilnahme zu versprechen. Am 20. Oktober 1788 berichtete Schiller an Körner, er sei mit der Uebersetzung beschäftigt. „Die Arbeit“, schrieb er, „übt meine dramatische Feder, führt mich in den Geist der Griechen hinein, gibt mir, wie ich hoffe, unvermerkt ihre Manier, und zugleich liefert sie mir interessante Ingredientien zum Merkur und zur Thalia, welche letztere ohne diesen Beitrag umsonst ihren Namen führen würde.“ Da er des Griechischen nicht kundig genug war, um deren Tragiker in der Ursprache zu lesen, so nahm er außer den französi-

schen Uebersetzungen von Brumoy und Prevot noch die lateinische von Josua Barnes (Leipz. 1778) zu Hülfe. Kein Wunder daher, daß seine Uebertragung nicht ein ganz treues Abbild des antiken Dramas geworden ist. Aber auch ohnedies würde er den Stempel seines Geistes der Uebersetzung aufgedrückt haben. Er war nicht dazu angethan, völlig in das Wesen eines andern Dichters, sich selbst vergessend, einzugehen. Der antike Geist blickt, nach Humboldt's Ausdruck, nur wie ein Schatten durch das ihm geliehene Gewand; dennoch finden sich an vielen Stellen charakteristische Züge des Originals bedeutsam hervorgehoben und rein nachgebildet. Die drei ersten Akte erschienen im Februar 1789 im sechsten Heft der Thalia, das Weitere mit den Anmerkungen im siebenten Heft zu Ostern 1789.

Dazwischen entstanden die im achten Thalia-Heft veröffentlichten Scenen aus Euripides' Phönicierinnen. Schon im August 1788 schrieb er an Lotte von Lengefeld, die sich damals in Rochberg aufhielt: „Gestern lasen wir in der Odyssee, und eine Scene aus den Phönicierinnen des Euripides hätte uns beinahe Thränen gekostet.“ Am 27. November meldete er ihr von Weimar aus: „Jetzt übersetze ich die Phönicierinnen des Euripides; die schöne Stelle, worin Jokaste sich die Uebel der Verbannung von Polynices erzählen läßt (Schiller kannte sie nur zu gut aus eigener Erfahrung), ist es, was mich vorzüglich dazu bestochen hat. Ich bedauere nur, daß ich bei diesen Arbeiten zu sehr pressirt bin, um mich genug mit dem Geist des Originals familiarisiren zu können, ehe ich die Feder ansetze.“ Dieser Eilfertigkeit ungeachtet zeigt sich in dem Bruchstück ein Fortschritt in der Uebersetzungskunst. Ohne dem Inhalt Abbruch zu thun und im Ganzen seine Methode aufzugeben, übertrug er hier wortgetreuer und gedrängter. Nach Beendigung der Iphigenie und der Phönicierinnen gedachte er Aeschylus' Agamemnon, der „seiner als ein rechter Leckerbissen warte“, mit erhöhtem Fleiß und mehr Sorgfalt zu bearbeiten; aber die Phönicierinnen blieben ein Fragment, und der Agamemnon ein frommer Wunsch.

Eilftes Kapitel.

Prosa-Schriften der Weimar-Volkstädt'schen Zeit. Recension von Goethe's Egmont. Briefe über Don Karlos. Spiel des Schicksals. Der Geisterseher. Philosophisches Gespräch in demselben. Schiller's damalige Philosophie. Jesuitenregierung in Paraguay. Katharina von Schwarzburg. Abfall der Niederlande mit zwei Beilagen.

Schiller suchte in der für das vorliegende und die fünf vorhergehenden Kapitel abgegränzten Zeit, wo er sich eine selbstschöpferische Thätigkeit auf dem Felde des Dramas versagen mußte, nicht bloß als Uebersetzer griechischer Tragödien, sondern auch als Kritiker und Kunstphilosoph sich mit diesem seinem Lieblingszweige der Poesie in Verbindung zu erhalten. Einer begonnenen, aber Bruchstück gebliebenen Recension der Goethe'schen Iphigenie ist schon oben S. 106 gedacht worden. Es sind hier noch eine Recension von Goethe's Egmont und die Briefe über Don Karlos zu besprechen. *) Die Recension von Goethe's Egmont erschien zuerst in der Allgemeinen Literatur-Zeitung vom 20. September 1788. Schiller geht darin von der Unterscheidung aus, daß der tragische Dichter es bei seiner Darstellung vorzugsweise entweder auf außerordentliche Handlungen und Situationen, oder auf Leidenschaften, oder auf Charaktere abgesehen habe, und stellt mit Recht den Egmont unter die dritte Gattung. Goethe zeichnet hier nicht verschlungene, hervorstechende Begebenheiten, auch nicht Eine vorwaltende Leidenschaft, sondern er malt Menschen, Stände, eine Zeit, ein Volk in ihrer ganzen Individualität mit meisterhafter Bestimmtheit. „Ein Beiwort, ein Komma“, sagt er, „zeichnet einen Charakter.“ Aber zweierlei mißbilligt er: die opermäßige Erscheinung der personificirten Freiheit und Klärchens in Einer Gestalt.— und hierin wird eine vorurtheils-

*) Eine Anzahl kleinerer, wenig bedeutender Recensionen, die Schiller 1788 zur Allgemeinen Literatur-Zeitung beisteuerte, übergehend, begnüge ich mich, auf Goedeke's Ausgabe von Schiller's sämmtlichen Schriften VI, 11 ff., wo sie mitgetheilt sind, zu verweisen.

freie Kritik ihm beipflichten —, und dann, was viel schwerer in's Gewicht fällt, Goethe's ganze Auffassung des Egmont. In dem letztern Tadel, der mit Schiller's tiefstem Wesen zusammenhängt, hat er von seinem Standpunkt aus, aber auch nur von diesem aus Recht. Er vermißt im Goethe'schen Egmont Größe des Charakters, und kann es nicht loben, daß aus einem Gatten und Vater von neun Kindern ein unverheiratheter Liebhaber gewöhnlichen Schlages geworden, zumal da durch die zärtliche Sorge für seine Familie Egmont's Zuversicht allein motivirt werde; ohne diesen starken menschlichen Beweggrund erscheine sein Selbstvertrauen als blinder, thörichter Leichtsinn. Man kann dies zugeben, und doch Goethe's Stück in seiner Art vortrefflich finden. Nach Schiller's Idee wäre ein ganz anderes, und bei gleich musterhafter Ausführung ein Drama höhern Styls entstanden. Allein wer darf es Goethe verargen, wenn er sich die Aufgabe niedriger stellte, aber um so herrlicher löste? Daß Schiller sich nicht mit dem Goethe'schen Egmont, wenigstens noch nicht im Jahr 1788, befreunden konnte, begreift sich leicht. Sein dem Erhabenen zugewandter Sinn verlangte von dem Helden einer Tragödie die Würde und den Ernst, welche im Streben nach hohen Zielen leben, und er gestattete dem Dichter nur dann von der geschichtlichen Wahrheit abzuweichen, wenn er idealisirte. Eine so geartete Seele mußte sich durch alle einzelnen, untergeordneten Schönheiten dieses Dramas nur um so schmerzlicher an das erinnert finden, was sie an dem Ganzen zu vermissen sich für berechtigt hielt. Aber Schiller und die Gleichgesinnten haben nur für sich Recht. Sein Tadel floß aus eigenen, mitgebrachten Ideen und paßt nicht auf das lebensreiche, edel menschliche dramatische Gemälde, das ein Gesetz nicht anzuerkennen braucht, unter dem es nicht geboren ist.

Die Briefe über Don Karlos, deren wir schon früher bei der Charakteristik des Dramas mehrfach gedacht haben, brachte Wieland's Merkur 1788 im Juli-Stück (Brief 1 bis 4) und im December-Stück (Br. 5 bis 12). Sie entstanden großentheils in Volkstädt, und man sieht es ihnen recht an, wie sie aus einem schön und friedlich gestimmten, durch Liebe verklärten Gemüth hervorgewachsen sind; so harmonisch und edel ist Alles an ihnen. Ihr Hauptzweck, als Schutzschrift für das vielfach angegriffene Drama zu dienen, konnten sie zwar, wie bereits früher angedeutet wurde, keineswegs vollständig erreichen; aber die rein theoretischen Partien sind vortrefflich ausgeführt, und auch in dem Irrthümlichen tritt der Meister des Stils nicht minder glänzend, ja vielleicht am allerglänzendsten hervor, so

daß der leicht zu gewinnende Wieland nicht ohne Reue über seine frühere Beurtheilung des Don Karlos an den Dichter schrieb: „Ich habe dieses Stück (die vier ersten Briefe), welches man eine kritische Geschichte Ihres Don Karlos nennen könnte, mit unbeschreiblichem Vergnügen und neuer Bewunderung Ihres Geistes gelesen. Sie ist zugleich ein Muster einer Apologie und Kritik, jene ohne irgend eine geheime Parteilichkeit gegen sich selbst, diese so scharfsinnig und tiefgedacht, daß wenige Kenner des Don Karlos sie lesen werden, ohne sich zugleich belehrt und beschämt zu finden." Erweist sich nun bei schärferer Prüfung Manches von dem, was hier zur Vertheidigung des Dramas gesagt ist, trotz der bestechenden Darstellung nicht als probehaltig, so ist doch nicht anzunehmen, es habe Schiller gewisse Theile seines Dramas, besonders die Freundschaft Posa's, absichtlich unter einen falschen Gesichtspunkt gerückt. Vielmehr hat Hoffmeister es sehr wahrscheinlich gemacht, daß des Dichters Gemüthszustand zu der Zeit, wo er diese Apologie schrieb, ihn verleitete, seine Freundschaft anders aufzufassen, und daß sein Scharfsinn den vom Herzen angegebenen Ton nur weiter ausführte. Sein Herz war damals in Volkstädt so einzig voll von Liebe, daß ihm auch die ihr verwandte Freundschaft ganz in Liebe aufging. Indem er nun von diesem Standpunkt aus die Freundschaft des Marquis beurtheilte, lag es ihm nahe, dieselbe, weil sie sich einem andern Zweck unterordnete, für gar keine ächte Freundschaft zu halten; denn die Liebe weiß allerdings von nichts Höherem, als dem Gegenstand der Liebe. Er legte an die Freundschaft der beiden Helden des Dramas den Maßstab einer Alles ausschließenden, ganz in dem Gegenstande lebenden Neigung, in welcher sich damals seine Seele wiegte; daher konnte ihn jene Freundschaft unmöglich befriedigen, und so verführte die Sentimentalität des Herzens seinen Kopf unbewußt zur Sophistik.

Sah Schiller sich gezwungen, wie wir im vorigen Kapitel sahen, den Plan eines epischen Gedichtes fallen zu lassen, so gelang es ihm doch, in der Weimar-Volkstädt'schen Periode zwei pseudoepische Produktionen aus der Gattung der Novelle und des Romans, wenn auch die letztere nur vorläufig zum Abschluß zu bringen. Die kleinste und mindest bedeutende derselben ist die Erzählung „Spiel des Schicksals, ein Bruchstück aus einer wahren Geschichte." Unter dem Namen des Aloysius von G*** werden uns hier die Lebensschicksale des württembergischen Obersten Phil. Friedr. von Rieger erzählt, desselben, dem Schiller (wie auch Schubart 1782) eine Todten-

klage widmete. *) Der Held der Erzählung ist eigentlich nicht ein Spiel des Schicksals, sondern der Fürstenlaune. Hofgunst, Ungnade, Einkerkerung, endliche Erlösung, Beides ohne Prozeß und Richterspruch, dann Emporsteigen in ausländischem Kriegsdienst, schließlich eine scheinbare, kalte Aussöhnung mit dem Fürsten, das sind die Fäden, woraus das schlichte und einfache Ganze gewoben ist. Die Erzählung erschien zuerst im Januarstück des Merkur 1789, stammt aber vielleicht als ein Ausfluß von Schiller's Mißstimmung gegen Despotenwillkür ihrer Konception nach aus frühern Jahren, und gedieh wohl nur, weil Wieland auf Beiträge drang, zur Ausführung.

Bei weitem bedeutender, umfassender, kunstvoller angelegt und frischer durchgeführt ist der Geisterseher, dem vielleicht auch, wie dem Spiel des Schicksals, Motive aus der württembergischen Geschichte zu Grunde liegen. Nach Einigen soll Schiller bei dem Haupthelden, dem Prinzen, an den zum Katholicismus übergetretenen Herzog Karl Alexander von Württemberg, den Vater Karl Eugen's, gedacht haben. Nach Andern schwebte ihm der Prinz Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg vor. Nach Körner's Angabe boten Cagliostro's Abenteuer einzelne Motive. Wie dem auch sein mag, der Roman ist jedenfalls ein Spiegelbild seiner Zeit, worin neben der um sich greifenden Aufklärung und Denkfreiheit der tollste Wunder- und Gespensterglaube und der Hang zu Mysterien und Geheimbünden in voller Blüthe stand, deren sich der Obskurantismus zur Erreichung seiner herrschsüchtigen Zwecke mit nur allzugroßem Erfolg bediente. Zugleich aber setzte sich in dem Roman die durch die ältern Partien des Don Karlos hindurchklingende Polemik gegen die Mißstände auf dem kirchlichen Gebiete fort; und vielleicht fällt die erste Konception des Plans in jene Zeit, wo er den Gedanken an ein Drama Joseph Imhof aufgab. Er verlangte im März 1783 von Reinwald Bücher „über Jesuiten, Religionswechsel, Bigotismus, seltene Verderbnisse des Charakters, Inquisition, unglückliche Opfer des Spiels", weil er seinen Imhof ernstlich angreifen wolle. Als er ihn bald nachher fallen ließ und sich entschieden dem Don Karlos zuwandte, mochte er das Gesammelte und Vorgearbeitete für eine erzählende Darstellung zurücklegen. Der Beginn der Ausführung des

---

*) Vgl. I, S. 159 f. Das Ausführlichere über Rieger's Schicksal ist in Spittler's Geschichte des württemberg. Geheimraths-Collegiums XIII, 434 ff., und in Pfaff's Geschichte des Fürstenhauses und Landes Württemberg zu finden.

Geistersehers gehört der Dresdener Zeit an. Der Anfang erschien 1787 im vierten Heft der Thalia; das fünfte Heft 1788 und die beiden folgenden 1789 brachten Fortsetzungen. Als selbständiges Werk erschien der Roman, so weit er ausgeführt worden, 1789 bei Göschen. Wir haben früher gehört, wie sehr ihm mitunter diese Arbeit zuwider wurde, und wie nur die Höhe des dafür gezahlten Honorars ihn zur Fortführung zu bestimmen vermochte. Diese Abneigung läßt sich erklären, ohne mit dem Dichter selbst, wie er in mißmuthigen Stunden that, in dem Werk eine „Farce", eine „Schmiererei" zu sehen. In dem Maße, wie der polemische Geist in ihm erlosch und die Neigung zu begeisterungsvoller Darstellung des Ideals zunahm, mußte dieser Stoff an Anziehungskraft für ihn verlieren. Trotzdem ist das Werk ein geniales Geistesprodukt, und Tieck war vollberechtigt, es als einen vortrefflichen Torso zu bezeichnen.

Der Roman führt uns einen Prinzen vor, der, bigott und knechtisch erzogen, die Fundamente seines Kinderglaubens nur mit Zagen einer Prüfung unterwirft. In dem Zeitpunkt, wo er aus der Periode der blinden Geistesunterwürfigkeit in die der Geistesmündigkeit übertreten soll, fehlen ihm beinahe alle Bedingungen, diese innere Befreiung durch sich selbst zu Stande zu bringen. Eine im Geheimen wirkende Gesellschaft sucht ihn durch die künstlichsten und die ausgesuchtesten Berückungen an seinem lutherischen Glaubenssystem irre zu machen, und ihn zugleich aus seiner bisherigen einfachen und zurückgezogenen Lebensweise heraus in Sinnentaumel und die größten Verwirrungen zu ziehen, indem sie voraussieht, daß er nicht die Kraft haben werde, sich ein Gebäude sittlich-religiöser Ueberzeugungen auf selbstgelegtem Grunde wieder aufzubauen. So reicht diese Gesellschaft endlich dem mit allen seinen Verhältnissen zerfallenen, mit seinen Verwandten entzweiten, von Gewissensbissen beunruhigten Manne, der die innere Sicherheit eingebüßt hat und keinen neuen Halt zu finden weiß, mit heuchlerischem Mitleid die Retterhand, und den Verlorenen nimmt — die alleinseligmachende Kirche in ihre weiten Arme auf. Bis dahin gebracht, konnte er sich endlich als ein fanatisches Werkzeug seines neuen Glaubens auch „bethören lassen, durch ein Verbrechen den Thron zu besteigen", was aber in der unvollendet gebliebenen Geschichte nicht weiter ausgeführt ist. Vortrefflich hat der Dichter die innern Zustände des Prinzen geschildert, durch welche er der Reihe nach hindurchgehen mußte, bis er zu jenem Aeußersten gelangte. Der letzte Gemüthszustand, das endliche Aufgeben seiner selbst, und die daraus erwachsende innere Zerrüttung sollte in einem

besondern, zweiten Theile dargestellt werden, ist aber im letzten Briefe nur durch einige Nachrichten und Züge angedeutet worden. An dieser Stelle des Romans mußte sich der Verfasser von sich selbst verlassen fühlen; denn hier sollte ein Zustand geschildert werden, wie er ihn nicht erlebt und empfunden hatte, während er die übrigen Phasen alle mehr oder weniger selbst in sich durchgemacht hatte. Deßwegen würde der zweite Theil gewiß an innerm Gehalt ärmer, als der erste, geworden sein, und der blendendste äußere Schmuck einer sinnreichen Erfindung hätte schwerlich diesen innern Mangel zu ersetzen vermocht. Hierin liegt ohne Zweifel auch einer der Gründe, warum Schiller den Roman nicht vollendet hat; und es erklärt sich seine Aeußerung aus spätern Jahren, daß er, um den Geisterseher fortzusetzen, unter sich selbst hinabsinken müßte. Die Geschichte hätte einen deprimirenden Ausgang genommen; sie wäre ein Dokument der Hinfälligkeit des menschlichen Geistes geworden. Aber die Erbärmlichkeit des Menschen zu verkünden, dazu war am wenigsten Schiller geboren.

Der Dichter hatte sich aber nicht bloß die Aufgabe gestellt, in dem Prinzen eine Reihenfolge psychischer Zustände, die verschiedenen Phasen der Geistesunmündigkeit, der Befreiung von der Autorität, der Zweifelsucht, des sittlich-religiösen Unglaubens bis zum endlichen Aufgeben seiner selbst vorzuführen; er hatte es nicht minder auf die Darstellung der listigen Intrigue abgesehen, womit die geheime Gesellschaft den Prinzen umgarnt, um durch ihn einen Thron für die Kirche zu erwerben. Eine innere, psychologische Geschichte und eine mehr äußerliche spinnen sich nebeneinander fort und schlingen sich kunstreich zu Einem Faden ineinander. Die Gesellschaft weiß sich des Prinzen auf eine bewunderswürdige Weise ganz zu bemächtigen. Alles wird auf die Beschaffenheit seines Temperaments, seiner Denkart, seiner Neigung berechnet, keine Seite seines Charakters außer Acht gelassen, allen möglichen Zufällen vorgebeugt. Schon bald nach dem Erscheinen des Romans wurde dieses Ineinandergreifen der Intrigue und der Verirrungen des Prinzen in der Allgemeinen Literaturzeitung (1790) rühmend hervorgehoben. „Der Prinz", heißt es dort, „wird, ohne es zu ahnen, von allen Seiten bestrickt, wird mehr und mehr gefesselt, je mehr er sich frei und selbständig wähnt; keine Kraft der Seele ist mehr sein, er selbst ist kaum mehr sein, und muß doch glauben, nie mehr sein gewesen zu sein. Zauberei, trostlose Philosophie, Liebe und Ehrgeiz sind die vier Hauptmittel, auf den Prinzen zu wirken, und es liegt gleich viel Kunst in der Auf-

einanderfolge derselben, als in der innern Anlage. Mit wie unübertrefflicher Feinheit Schiller aber die Maschinerie der Zauberei spielen läßt, verdient vorzüglich bemerkt zu werden. Der Prinz durchdringt ein ganzes Gewebe täuschender Gaukeleien der Magie, nur um nach diesem glänzenden Siege über in der That nicht alltägliche Täuschungen seine Vernunft dann desto sicherer durch unübertreffliche Meisterstücke magischer Blendwerke überwältigen zu lassen."

So fein berechnet und kunstreich die Anlage der Geschichte ist, so leicht und scheinbar kunstlos ist das Gewand, in welches der Dichter sie gehüllt hat. In keinem seiner bisherigen Werke ist das Poetische so selbständig behandelt, in keinem alles Schwerfällige der Reflexion und Rhetorik so sehr vermieden. Die Diktion ist bei allem Adel klar, einfach, rein. Mit dem Ausschweifenden und dunkel Geheimnißvollen des Inhalts bildet die maßvolle, durchsichtige Sprache einen trefflichen Kontrast. Die Gespenster sind gleichsam an den hellen Tag citirt, und dem Wunderbaren ist der Stempel der Wahrheit aufgedrückt durch die naive Art, wie es erzählt wird. Auch darin liegt ein Fortschritt, daß sich in diesem Roman mehr Welt zeigt, als in Schiller's frühern Schriften. Man sieht es deutlich, sein mehr ausgebreiteter Verkehr mit interessanten Männern und Frauen in Leipzig, Dresden und Weimar hat Früchte getragen. Von manchen überspannten Ansichten geheilt, betrachtet er die menschlichen Zustände, die gesellschaftlichen Verhältnisse freier und ruhiger, und weiß sie sicherer zu behandeln. Beobachtung, Erfahrung, Lektüre haben seine Kenntnisse der Welt erweitert und seine Urtheile berichtigt.

In der Thalia enthält der Geisterseher ein philosophisches Gespräch, das der Dichter bei der Aufnahme des Romans in seine Werke bis auf einen ganz kleinen Theil unterdrückt hat. Ohne Zweifel that er dies aus dem doppelten Grunde, weil das in der Form streng philosophisch gehaltene Gespräch der Klarheit und Leichtigkeit der Diktion im übrigen Roman zu widerstreiten schien, und zugleich nicht gut zur Persönlichkeit des Prinzen paßte, der nicht wohl auf einmal zu einer solchen philosophischen Bildung gelangt sein konnte. Für den Biographen Schiller's aber ist es ein höchst interessantes Dokument, indem es den Höhepunkt seines vorkantischen philosophischen Spekulirens, wenn auch nicht direkt und klar von allen Seiten darlegt, doch in Verbindung mit Anderm, besonders brieflichen Aeußerungen, annähernd erkennen und erschließen läßt.

Der Dichter verwahrte sich bei seinen Rudolstädter Freundinnen, wie bei Körner, gegen die Annahme, daß die Philosophie des Prinzen

in allen Stücken die seinige sei. „Mein Geisterseher", schrieb er an jene (den 26. Januar 1789), „hat mich dieser Tage etlichemal sehr angenehm beschäftigt; er hätte aber fast mein Christenthum wankend gemacht, das, wie Sie wissen, alle Kräfte der Hölle nicht haben bewegen können. Der Zufall gab mir Gelegenheit, ein philosophisches Gespräch herbeizuführen, welches ich ohnehin nöthig hatte, um die freigeisterische Epoche, die ich den Prinzen durchwandern lasse, dem Leser vor Augen zu stellen. Hierbei habe ich nun selbst einige Ideen in mir entwickelt, die Sie wohl errathen werden (denn Gott bewahre mich, daß ich ganz so denken sollte, wie der Prinz in der Verfinsterung seines Gemüthes); auch, glaube ich, wird Ihnen die Klarheit der Darstellung gefallen." Schiller mochte nicht gern den Schwestern in so stark freigeisterischem Licht erscheinen; aber sie kannten ihn vom Sommer 1788 her besser, als er dachte. Lotte schrieb ihm, als sie das philosophische Gespräch gelesen hatte: „Die Unterhaltung des Prinzen hat mir viele unsrer Gespräche vom vorigen Sommer zurückgerufen. Sein Unglaube, wie es die eifrigen Christen nennen könnten, kommt mir ganz natürlich vor. Er mag gewiß manches Wahre über das Leben und unsere Bestimmung denken" . . und Karoline versichert in ihrer Biographie des Dichters, daß damals seine und des Prinzen Philosophie fast dieselbe gewesen sei.

Schiller erblickte selbst in dem vom Prinzen, wenn auch nicht durchgeführten, doch seinen Grundgedanken nach angedeuteten System einen Fortschritt im Philosophiren. „Halte diese Philosophie", schrieb er an Körner, „(versteht sich, diejenige abgerechnet, die ich dem Prinzen als einer poetischen Person leihen mußte) gegen die Philosophie des Julius, du wirst sie gewiß reifer und gründlicher finden." Daher wunderte es ihn, daß auf Körner „das Durchgeführte und Geschlossene in einigen neuen Vorstellungsarten", namentlich der Nachweis, wie Moralität nur in dem Mehr oder Weniger der geistigen Thätigkeit beruhe, nur eine geringe Wirkung gethan zu haben schien. „Es mag daher kommen", schrieb er, „daß er dir nicht neu war; ich selbst aber, der nichts von der Art liest oder gelesen hatte, habe Alles aus mir selbst spinnen müssen. Ich habe überhaupt bei dieser Arbeit gelernt — und das ist mehr, als zehn Thaler für den Bogen."

Indeß scheint, wenn auch nicht Lektüre, doch mündliche Unterhaltung, die er vor und während der Abfassung des Gesprächs mit Moritz pflog, auf dasselbe eingewirkt zu haben. Was ihm Moritz so interessant machte, war, daß „dessen ganze Existenz auf seinen Schönheitsgefühlen ruhte, daß seine Aesthetik und Moral ganz aus Einem

Faden gesponnen waren“ (Briefe an Körner II, S. 20). Eben dahin ging Schiller's Neigung. Ueberdies kam Moritz ihm, wie wir schon wissen, mit verwandten Ideen entgegen über „sein Lieblingsthema, davon auch im Julius Spuren enthalten sind, über das Leben in der Gattung, das Auflösen seiner selbst im großen Ganzen, und die daraus unmittelbar folgenden Resultate über Freude und Schmerz, Tugend und Liebe, über den Tod“ (Schiller und Lotte S. 177). Ganz ohne Einfluß blieb auch nicht Kant's Philosophie auf Schiller's damalige Spekulation, wenn er gleich dessen System noch nicht kannte. Durch persönliche Berührung mit Kantianern waren ihm ohne Zweifel einige hervorstechende Züge desselben schon zugeflossen. Dahin gehört die vom Prinzen ausgesprochene Abneigung gegen alle sogenannte Teleologie. Es ist ein thörichter Wahn, sagt er, die Welt- oder Menschengeschichte nach göttlichen, oder nach Naturzwecken erklären zu wollen; dadurch zieht man die Gottheit oder die Natur in den Bezirk der kleinen vermittelten menschlichen Thätigkeit und macht sie zu unsers Gleichen, indem man sie wirken läßt, wie nur wir in unsrer Beschränkung wirken können. „Man gebe dem Krystall das Vermögen der Vorstellung, und sein Weltplan wird Krystallisation, seine Gottheit die schönste Krystallform sein. So möchte auch der selbstsüchtige Mensch den Schöpfer gern ganz in seine Familie haben.“ Jedoch sind das nur vereinzelte Anklänge an Kant's Philosophie; im Ganzen baut hier Schiller auf selbstgelegtem Fundament weiter. Wünscht man eine Darlegung seines damaligen Systems der Ethik und Aesthetik, wie er es rudimentär im Kopfe trug, so läßt der Raum, über den ich hier gebiete, nur eine Skizzirung der Grundideen zu. Ueber sein Moralsystem gibt das philosophische Gespräch bestimmtere Andeutungen; sein ästhetisches, welches sich, wie das von Moritz, „aus demselben Faden spann“, läßt sich aus jenen Grundideen mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit herleiten.

Aus der Theosophie des Julius wird der Satz festgehalten, daß Liebe, Freundschaft, Sympathie, das Band der Geisterwelt, gegründet auf einen augenblicklichen Tausch der Persönlichkeit, zugleich die Quelle unsers Glücks, wie unserer Vollkommenheit und Tugend, daß Egoismus die höchste Armuth, Menschenhaß ein verlängerter Selbstmord sei. Allein dieser Gedanke tritt hier in tieferer Begründung auf, und es werden daraus die Konsequenzen für die Erklärung von Gutem und Bösem, Tugend und Laster, Edlem und Gemeinem, Glückgefühl und Schmerz gezogen. Wie jedem lebenden Wesen, ist auch dem Menschen die Liebe zum Dasein als Haupt- und Grundtrieb eingeboren. Jedes

Wesen kann aber das Dasein nur insoweit lieben, als es dessen inne wird. Es wird dasselbe um so mehr lieben, eines je reichern, intensivern und harmonischern Daseins es inne wird. So weit stimmt die Grundanlage des Menschen mit der jedes empfindungsfähigen Wesens überein. Aber der Mensch ist das einzige Geschöpf, das von der Natur darauf angelegt ist, in der Gattung aufzugehen, das als Individuum um so vollkommener und zugleich um so glücklicher, um so mehr seines Daseins froh wird, je mehr es sich nach dieser ihm eingebornen eigenthümlichen Richtung hin entwickelt, d. h. je mehr es sich in seinem Denken, Empfinden und Wollen mit der Menschheit identificirt, je mehr der Einzelne sein Glück in dem der Gesammtheit sucht und findet, je unmöglicher es ihm wird, sich auf Kosten der Mitmenschen glücklich zu fühlen.

Kein Geschöpf ist in gleichem Grade, wie der Mensch, zur Aufnahme eines fremden Geisteslebens und zur Mittheilung des seinigen an andere Individuen seiner Gattung physisch und psychisch angelegt und organisirt, keines in dem Maße, wie er, zur Aneignung fremder Gedanken, zur Nachbildung fremder Gefühle in dem eigenen Empfindungsvermögen, zur Nachbildung fremden Strebens und Wollens in dem eigenen Willensvermögen geeignet. Durch diese Naturanlage tritt der Mensch aus der Reihe der übrigen empfindenden Geschöpfe heraus und wächst über sie empor. Auf ihr beruht die Perfectibilität des einzelnen Menschen, wie der gesammten Menschheit. Das Individuum wächst durch Aufnahme des geistigen Lebens anderer Individuen, durch Aneignung des bereits errungenen geistigen Gemeinguts der Gesammtheit; diese wächst durch den wachsenden Geistesreichthum der Einzelnen.

So viel von den Grundgedanken. Wie aus diesen sich die ganze Ethik und Aesthetik ableitet, kann nur flüchtig angedeutet werden. Mit dem Thiere theilt der Mensch von Haus aus den egoistischen Grundtrieb, der ausschließlich auf das Wohl und Wehe des Individuums gerichtet ist; aber das unterscheidet ihn vom Thiere, daß seinem egoistischen Triebe ein humaner, ein Streben, an dem Gesammtleben der Menschheit Theil zu nehmen, zugesellt ist, und daß bei fortschreitender Entwickelung des Menschen sich der egoistische Trieb dem humanen mehr und mehr unterordnet. Gut ist der Mensch, insoweit in ihm der humane Trieb, die Selbstverläugnung, die Oberhand gewinnt; böse, wenn der Egoismus in ihm siegt, wenn er auf Kosten seiner Mitmenschen glücklich zu werden strebt; edel ist er, wenn er die Güter, die er mit der Gattung gemein hat, diejenigen, welche den Menschen

als solchen beglücken, höher schätzt, als die Genüsse, die er mit dem Thiere theilt; gemein ist er im umgekehrten Falle. Glücklich ist der Mensch in dem Maße, wie er sich eines reichen, intensiven und harmonischen Daseinsgefühls erfreut; daraus ergibt sich, weil die Theilnahme an dem Leben der Gesammtheit die reichste Quelle zur Erhöhung, Belebung und Erweiterung des Daseinsgefühls ist, daß man nicht glücklich werden kann, ohne gut zu sein. Schmerz ist das Innewerden einer Schmälerung und Hemmung des Daseinsgefühls; daraus folgt, daß der Böse, dem jene Quelle verschlossen ist, vom Schmerz nicht verschont bleiben kann. Menschliche Glückseligkeit bemißt sich nach der Summe der Gedanken, Empfindungen und Strebungen, die des Menschen Seele bewegen, aber nur nach der Summe derer, die ihn harmonisch bewegen; denn die streitenden, disharmonischen heben sich einander auf, verringern das Gesammtfacit, schmälern das Daseinsgefühl, verursachen Schmerz. Der Werth eines Menschen, lehrt der Prinz im Geisterseher, beruhe darauf, daß er so viel als möglich seine Kräfte zum Wirken bringe; die Menge der Wirkungen, behauptet er, entscheidet den Grad seines Werthes, und mit diesem Werth oder seiner Moralität falle seine Glückseligkeit ganz zusammen; wie die Rose dadurch schön sei, daß sie blühe, so sei der Mensch dadurch glücklich, daß er moralisch handelt. Weniger mißverständlich hätte sich wohl der Prinz ausgedrückt, wenn er statt der Summe der Wirkungen die Summe der auf das Wohl der Gattung gerichteten Entschlüsse, Strebungen und Gesinnungen als Maßstab der Moralität bezeichnet hätte. Letztere, und nicht die äußern Folgen derselben, meint er in der That; denn er sagt ausdrücklich, die Moralität ruhe auf ihrer eigenen Achse und bestehe bloß in den innern Handlungen und Thätigkeiten des denkenden Wesens; dem Menschen gehöre nichts, als seine Seele, innerhalb welcher das Gebiet seiner Wirksamkeit liege. Und damit trifft Schiller — ob wissentlich oder nicht, bleibe dahingestellt — wieder mit Kant zusammen. Auch dieser sagt: der gute Wille ist nicht durch das, was er bewirkt, sondern allein durch das Wollen d. h. an sich gut; seinem Werthe kann Nützlichkeit oder Fruchtlosigkeit des Wollens weder etwas zusetzen noch abnehmen.

Auf derselben Grundlage hätte Schiller die Aesthetik auf- und ausbauen können, und wer weiß, ob es nicht alsbald geschehen wäre, hätte ihn nicht in der nächsten Zeit schon seines Amtes wegen das Geschichtsstudium ganz in Anspruch genommen, und darauf die kritische Philosophie ihn mächtig erfaßt und in ihre gewaltige Strömung hineingezogen. Seinen Ausgang würde dieses System der Aesthetik wieder

von dem Satze genommen haben: Der Mensch ist um so beglückter, einer je lebendigern, vollern und reichern Thätigkeit seines ganzen Wesens er inne wird, und je harmonischer, je streit- und hemmungsloser, je entsprechender seinen Naturanlagen diese Thätigkeit ist. Ein Gegenstand, dessen Anschauung das Innewerden einer solchen Thätigkeit in ihm weckt, ist schön, wenn er eben nur Gegenstand der Anschauung, nicht zugleich Gegenstand des Erforschens oder des Begehrens ist. Dem Streben zu erkennen und dem Wunsch zu besitzen haftet noch das Gefühl des Unbefriedigtseins an; nur im reinen Anschauen eines unser Inneres in reiche und harmonische Thätigkeit versetzenden Gegenstandes fühlen wir uns vollauf beglückt. Schiller würde daher den Prinzen, wenn er dessen Gespräch auch auf das Feld der Aesthetik ausgedehnt hätte, ungefähr mit Hemsterhuis haben sagen lassen: Schön ist ein Gegenstand, dessen Anschauung größte Ideenzahl in kleinster Zeit gewährt, oder: Je größer im Verhältniß zur Zeit die Menge der innern Thätigkeiten oder Wirkungen ist, die ein sinnlich wahrgenommener Gegenstand in uns hervorruft, je einstimmiger miteinander und mit der physischen und geistigen Organisation des Anschauenden die Eindrücke sind, die das Objekt der Anschauung auf die verschiedenen Seiten seines Wesens macht, in desto höherem Grade gewinnt er den Eindruck des Schönen. Doch ich darf den Gegenstand um so weniger verfolgen, als wir hier auf das Feld bloßer Vermuthung treten. So viel däucht mir aber gewiß, daß Schiller, auch wenn sich ihm das Studium Kant's nicht aufgedrängt hätte, dennoch nicht lange gesäumt haben würde, ein ihn selbst befriedigendes System der Aesthetik aufzubauen, das dann vielleicht, die Schlacken der Schulsprache vermeidend, sich um eben so viel lichtvoller und schöner, als origineller gestaltet hätte. Für mich persönlich war es doppelt anziehend, den Grundgedanken von Schiller's damaliger Philosophie nachzuspüren, weil ich in früher Jugend, lange bevor ich das Gespräch im Geisterseher kennen gelernt, genau auf derselben Basis zu meinem Privat- und Hausgebrauch ein System der Ethik und Aesthetik konstruirt und bis in's Einzelne ausgeführt hatte.

Die bisher besprochenen Schriften der Weimar-Volkstädt'schen Zeit führten uns sämmtlich Schiller als Dichter und Denker vor; es bleibt noch übrig, ihn in seiner Thätigkeit auf dem Feld der Geschichte, die ihn nun bald vorherrschend in Anspruch nehmen sollte, zu betrachten. Zunächst erwähnen wir ein Paar kleiner Aufsätze von geringerem Belange: „Jesuitenregierung in Paraguay" *) und „Herzog

*) Veröffentlicht in Goedeke's historisch-krit. Ausg. von Schiller's Schriften VI, 92 ff.

von Alba bei einem Frühstück auf dem Schlosse zu Rudolstadt im Jahre 1547." Der erstgenannte Aufsatz, auf den zuerst Trömel (Schillerbibliothek S. 34) als auf ein Eigenthum unsers Dichters wieder hinwies, erzählt, wie man in einer Aktion, welche 1759 der Schlacht zwischen der spanisch-portugiesischen und der jesuitischen Armee voranging, unter den indianischen Gefangenen auch zwei Europäer einbrachte, die nach einer Tortur bekannten, daß sie Jesuiten seien. In ihren Taschen fand man ein Büchlein, das die Hauptpunkte der Religion enthielt, welche der Orden seinen indianischen Unterthanen eingepflanzt hatte. Sämmtliche Dogmen zielten auf Gründung einer Art von Theokratie, die dem Orden unbeschränkte Macht gab, auf Erregung von Haß gegen die Weißen, um das Gebiet gegen die Spanier und Portugiesen zu sichern, und auf möglichst weite Ausdehnung des Herrschbezirks des Ordens. Von christlichen Grundlehren war kaum eine Spur darin zu finden. Die Erzählung erschien 1788 im Oktoberheft des deutschen Merkur.

Die andere, den Herzog Alba betreffende Anekdote erschien gleichzeitig mit der vorhergehenden und wurde von Körner in Schiller's Werke aufgenommen. Sie erzählt, wie die verwitwete Gräfin Katharina von Schwarzburg, „die Heldenmüthige" genannt, dem unerschrockenen Alba das Fürchten gelehrt. Vermuthlich stöberte Schiller die Geschichte in der stattlichen Bibliothek des Rudolstadter Ministers auf, und die Freundlichkeit, womit ihn der Hof zu Rudolstadt behandelte, veranlaßte ihn wohl zur Darstellung des Vorfalls, weßhalb denn auch gleich im Anfange der Erzählung an den Heldenmuth dieses Hauses, das 1349 in Günther von Schwarzburg dem deutschen Reich einen Kaiser gab, erinnert wird.

Dem historischen Hauptwerk der Weimar-Volkstädtischen Zeit, womit Schiller als Geschichtschreiber sich die Sporen verdiente, der Geschichte des Abfalls der Niederlande, müssen wir eine eingehendere Betrachtung widmen. Der Plan zu dieser Arbeit reicht, wie bereits angedeutet worden, ziemlich weit zurück. Schon bei den Studien zum Don Karlos war Schiller mit Watson's Geschichte Philipps des Zweiten in der Lübecker Uebersetzung bekannt geworden, und der Gedanke in ihm entstanden, die Geschichte „der niederländischen Rebellion" zu schreiben; doch meldete er erst im Sommer 1787 an Körner, daß er die Ausführung begonnen habe. Körner, der ihn lieber auf dem Gebiet der Poesie thätig gesehen hätte, war von der Nachricht nicht sehr erbaut und äußerte sich auch in Briefen an Charlotte von Kalb dahin, daß er die Geschichtschreibung nicht für Schiller's eigentlichen Beruf

halte. Dieser ließ sich durch des Freundes Bedenken nicht irre machen. Das Bewußtsein, daß ihm überhaupt für seine Geistesbildung und insbesondere für seinen Beruf als dramatischer Dichter eine gründlichere Orientirung in der Geschichte noth that, war zu lebendig in ihm geworden, und zugleich hoffte er durch schriftstellerische Thätigkeit im Geschichtsfache sich reichlichere Subsistenzquellen zu eröffnen.

Die Einleitung des Werks bis zum Schluß des Abschnittes „Die Niederlande unter Karl V.", welcher später den zweiten Untertheil des ersten Buches bildete, erschien 1788 im Januar- und Februarstück des Merkur. Was weiter von der Arbeit fertig geworden ist, entstand größtentheils während der Sommer-Villeggiatur zu Rudolstadt in der Nähe seiner Freundinnen, denen — so erzählt Karoline — die einzelnen Abschnitte frisch, wie sie vollendet waren, Abends vorgelesen wurden. Schon hieraus erklärt sich die Innigkeit und Wärme, die uns aus manchen Partien anhaucht. Man braucht nur unmittelbar nach ihnen einige Abschnitte des kühler gehaltenen dreißigjährigen Krieges zu lesen, um sogleich inne zu werden, welch ein reicher Gemüthsstrom sich in die Darstellung der niederländischen Revolution ergossen. Doch seine Hauptnahrung zog das Werk nicht aus jenen zartern, durch eine beglückende Liebe hervorgerufenen Stimmungen, sondern aus der tief ihm eingeborenen Begeisterung für Freiheit. Den hochgeschwollenen Strom seiner kosmopolitischen Ideen leitete er nun aus dem Drama in die Geschichte, aus der Tragödie der Bühne in die Tragödie der Wirklichkeit. Dem Riesenkampfe des Menschengeistes, einem Kampfe, den er bisher dichtend größtentheils aus seiner eigenen Seele gesponnen hatte, spürte er jetzt in der Geschichte nach; die hohe Gestalt der Freiheit ist es, die überall im Hintergrunde dieses historischen Gemäldes steht.

Schiller bezeichnet selbst in der Einleitung den Gesichtspunkt, aus dem er seinen Gegenstand bearbeitet hat, und ihn betrachtet wissen will. „Groß und beruhigend ist der Gedanke", heißt es dort, „daß gegen die trotzigen Anmaßungen der Fürstengewalt endlich noch eine Hülfe vorhanden ist, daß ihre berechnetsten Plane an der menschlichen Freiheit zu Schanden werden, daß ein herzhafter Widerstand auch den gestreckten Arm des Despoten beugen, heldenmüthige Beharrung seine schrecklichen Hülfsquellen endlich erschöpfen kann. Nirgends durchdrang mich diese Wahrheit so lebhaft, als bei der Geschichte jenes denkwürdigen Aufruhrs, und darum achtete ich es des Versuches werth, dieses schöne Denkmal bürgerlicher Stärke vor der Welt aufzustellen, in der Brust meines Lesers ein fröhliches Gefühl seiner selbst zu erwecken, und ein neues unverwerfliches Beispiel zu geben, was Menschen wagen dürfen

für die gute Sache und ausrichten mögen durch Vereinigung." In der That ist auch das ganze Gemälde unter den Gesichtspunkt der Freiheit im Kampf mit der Tyrannei gestellt. Die Charakterschilderungen, die Erzählung der Begebenheiten, die Auswahl und die Behandlung des Stoffes, die eingestreuten Reflexionen — Alles blickt nach diesem Einen Ziele hin. Ueberall kommt der Geschichtschreiber auf diese Grundidee seines Werks zurück, und holt auch die Erklärung der Thatsachen so viel als möglich aus demselben Prinzip her. An unzähligen Stellen macht er Opposition gegen Priesterherrschaft, Inquisitionsgräuel, Mönchswesen, gegen politischen Despotismus, gegen jegliche Willkür, und nimmt überall in Schutz die Heiligkeit der Gesetze, die unantastbaren Rechte des Menschen, die frommen Gefühle der Natur, die freie Beweglichkeit der Individuen im Gegensatz zur abstrakten Einförmigkeit des Staatsmechanismus.

Aber die beabsichtigte Wirkung wurde nicht erreicht, weil diese Revolutionsgeschichte ein Fragment geblieben ist. Sie endigt mit der Abdankung Wilhelm's von Oranien, dem Verfall des Geusenbundes und der Gründung von Alba's blutiger Herrschaft, also gerade mit dem scheinbaren Untergange der Sache, für die uns der Schriftsteller erwärmen wollte. Das Beil des Henkers über dem Haupt eines Menschen, der einige Augenblicke von bürgerlicher und religiöser Freiheit zu träumen gewagt — das ist das Bild der niederländischen Nation, mit dem uns der Geschichtschreiber entläßt. Dazu kommt, daß wir nicht einmal für die Sache des niederländischen Volkes ein rechtes Herz fassen können, wenn wir die Wuth, den Wankelsinn und die Kleinmuth desselben, wenn wir das planlose, uneinige Verfahren des Geusenbundes, dieser „Vortänzer" der Freiheit, mit dem nüchternen Blicke betrachten, womit Schiller diese Dinge aufgefaßt und dargestellt hat. Denn er war weit entfernt, durch Begeisterung für eine Sache sich zum parteiischen Urtheil über ihre Anhänger verleiten zu lassen.

Die Art, wie Schiller seinen Stoff behandelt hat, ist Gegenstand vieler Angriffe gewesen. Die Aufgabe des Biographen ist, einer gerechten Kritik dadurch vorzuarbeiten, daß er nachweist, wie der Schriftsteller dazu gekommen ist, seinen Stoff so und nicht anders zu behandeln. Wir hörten Schiller selbst bekennen, daß er die Begeisterung, von welcher er für seinen Gegenstand durchglüht war, auch im Leser zu entzünden wünschte. Wenn also andere Geschichtschreiber möglichst objektiv zu sein sich bemühen, so strebte er seine Darstellung mit seiner ganzen Seele zu erfüllen. Er pflanzte das Geschichtliche in die Sphäre einer eigenen Weltanschauung, und ließ es hier ein neues Leben ge-

winnen. Die Begebenheiten werden hierdurch im Ganzen nicht verfälscht, aber sie erscheinen eigen beleuchtet, anders gestellt, blicken uns mit andern Augen an. Zwar kann uns eigentlich jede Geschichtsdarstellung nur ihres Verfassers Auffassung des Geschehenen vorführen, nicht die Sache selbst, sondern nur das Spiegelbild der Sache in seiner Seele, das von der Beschaffenheit der aufnehmenden Seele tausendfach abhängig ist. Aber unser Geschichtschreiber geht weiter. Er will die erhebenden Empfindungen, in die sein Stoff ihn versetzt, weiter verbreiten, Andere an denselben Theil nehmen lassen. Jetzt hat der Geschichtschreiber nicht mehr allein die Sache, sondern fortwährend auch den Leser, und zwar diesen hauptsächlich im Auge. Die Sache dient ihm als Mittel für eine zu erzielende Wirkung; die Thatsachen verlieren von ihrem heiligen Ansehen, werden freier, willkürlicher behandelt. Die zweckdienlichsten werden in den Vordergrund gestellt, die andern müssen sich fügen; wenn sie zu spröde dazu sind, werden sie nur kurz erwähnt, oder ganz verschwiegen.

Unausbleiblich muß ein solches Streben, für gewisse Ideen zu begeistern, der Darstellung ein rhetorisches Gepräge aufdrücken, das besonders in der Einleitung und im ersten Drittel des Werks stark hervortritt; und mit dieser rednerischen Kraft und Wärme verbindet sich poetische und künstlerische Gestaltung des Stoffes. Konnte er nicht umhin, das sittlich-politische Interesse, von dem er bewegt war, einfließen zu lassen, wie hätte er die Ansprüche, die der Schönheitssinn an jede seiner Arbeiten machte, zurückweisen können? Er selbst setzte, wie das Ende der Vorrede zeigt, den eigenthümlichen Vorzug seines Werks in dessen geschmackvolle Form. Zudem betheiligte sich als dritter Factor an der historischen Darstellung sein scharfer Verstand durch eine weit eingreifende pragmatische Behandlung des Stoffes. Nicht leicht möchte ein anderer Historiker überall so sehr darauf ausgehen, dem ursachlichen Faden, welcher durch das Herz der Dinge geht und sie aneinander bindet, auf die Spur zu kommen; und so ergossen sich denn alle Lebenselemente Schiller's, seine sittlichen, poetischen und intellectuellen Anlagen, beinahe ebenmäßig in dieses Werk. Zu läugnen ist aber nicht, daß die Fülle des Gehalts, welche er durch alle Kanäle seines Geistes in dasselbe leitete, das Thatsächliche oft überwuchert und beinahe erdrückt, daß die Einbildungskraft mit den Gegenständen ein zu freies Spiel treibt und sie aus eignem Fond zu sehr bereichert, und daß endlich viele Erklärungsgründe nicht sowohl aus den speciellen Begebenheiten, als aus allgemeinen Ansichten des Verfassers hergenommen sind.

Aus dem Gesagten leuchtet wohl ein, warum Schiller sein erstes historisches Werk nicht anders schreiben konnte, als er es wirklich schrieb. Wie er, durch eine Naturkraft getrieben, in seinen ersten Dramen übersprudelte, so drängte es ihn auch, in sein erstes Geschichtswerk eine Ueberfülle des Gehalts aus sich selbst zu legen. Die Rechte der Geschichte konnten noch nicht überall geschont werden, weil er sich getrieben fühlte, vor Allem die bisweilen jenen widerstrebenden Rechte seiner eigenen Natur geltend zu machen. Wie aber die Dramen der ersten Periode alle späteren an Feuer übertreffen, so kommen auch seine folgenden historischen Schriften dieser ersten an Lebendigkeit nicht gleich.

Die vielfachen, zum Theil schlecht begründeten Ausstellungen, die man an diesem Werke gemacht, können hier nur angedeutet werden. Man hat ihm ein Prunken mit Citaten, eine mangelhafte und leichtfertige Benutzung seiner Quellen vorgeworfen, unter denen er de Thou, Strada, Grotius, Reid, Meteren, Burgundus, die als „Compilation" bezeichnete, aber mit Anerkennung hervorgehobene Geschichte der Niederlande von Wagenaar u. a. anführt. Diesen Vorwurf haben Tomaschek und Janssen entkräftet; doch räumt letzterer ein, daß Schiller dem Burgundus zu kritiklos gefolgt sei. Die Historiker Juste, Prescott, Motley, Altmeyer sprechen sich anerkennend über Schiller's Arbeit aus. Niebuhr hat bekanntlich ein höchst wegwerfendes Urtheil über Schiller als Historiker gefällt. Schlosser dagegen fand, daß Schiller glücklicher, als in seinen philosophischen Bestrebungen, in dem Versuche war, das Interesse des Volks für die Geschichte mittelst der Poesie zu wecken, mit andern Worten, eine für die große Lesewelt passende Gattung dichterischer Geschichte beliebt zu machen. Der Versuch sei mißlich gewesen, aber Schiller habe seinen edlen und großen Zweck erreicht. Er habe sich der Geschichte bedient, um die verflachten Ansichten des bürgerlichen Lebens zu veredeln, Opferfähigkeit für die größten Lebensgüter, für Freiheit und Religion, zu wecken, und eine poetische Betrachtung realer Verhältnisse der starren juristischen Reichshistorie gegenüberzustellen. Er zuerst habe die Geschichte aus dem Dunkel ans Licht gebracht. Betrachte man alle historischen Werke seiner Zeit, selbst Spittler's und Schloezer's Werke, ja sogar Joh. Müller's Schweizergeschichte nicht ausgeschlossen, so finde man, daß alles Ausgezeichnete in diesem Fach nur den Gelehrten zugänglich, das Andere aber eben so wenig durch Darstellung als Inhalt anregend gewesen sei. Es müsse daher als eine Wohlthat für die Literatur betrachtet werden, daß ein großer Dichtergeist die Geschichte des höchst prosaischen deutschen Lebens mit Poesie durchwoben habe.

Von den zwei Beilagen, welche der Geschichte des Abfalls der Niederlande in Schiller's Werken angehängt sind, gehört zwar eine wenigstens einer spätern Zeit, als der Weimar-Volkstädt'schen Periode an; doch mögen beide des zusammenhangenden Stoffs wegen schon hier kurz besprochen werden. Die erste erschien 1789 im achten Heft der Thalia unter dem Titel „Des Grafen Lamoral von Egmont Leben und Tod." Vielleicht war sie bereits 1788 als Nebenstudie zur Geschichte des Abfalls der Niederlande entstanden. Der Abschnitt, der über Egmont's Leben handelt, wurde später, um theilweise Wiederholung zu vermeiden, weggelassen, und demzufolge die Ueberschrift verändert in: „Prozeß und Hinrichtung der Grafen von Egmont und von Hoorn." Diese Verstümmelung einer abgerundeten selbständigen Darstellung zu einem bruchstücklichen Anhängsel ist zu bedauern. Der Aufsatz in der Thalia ist ein wohlgelungenes und anziehendes biographisches Gemälde, eben so leicht, anspruchlos und natürlich gehalten, wie der Verbrecher aus verlorener Ehre.

Die andere Beilage, „Die Belagerung von Antwerpen durch den Prinzen von Parma in den Jahren 1584 und 1585" ist aus dem vierten Stück der Horen des Jahrs 1795 in Schiller's Werke herübergenommen worden. Was die Entstehungszeit betrifft, so behauptet Goedeke, daß „sie ganz unzweifelhaft aus derselben Zeit stammen, welcher die Geschichte des Abfalls der Niederlande gehört." Das Material mag Schiller sich schon 1788 zurechtgelegt haben; aber die Abfassung der Arbeit fällt sicher erst ins Frühjahr 1795. Am 19. März 1795 schrieb Schiller an Goethe: „Ich bin seit einiger Zeit meinen philosophischen Arbeiten untreu geworden, um in der Geschwindigkeit etwas für das vierte Stück der Horen zu schaffen. Das Loos traf die bewußte Belagerung von Antwerpen, welche auch schon ganz erträglich vorwärts gerückt ist. Die Stadt soll übergegangen sein, wenn Sie kommen. Erst an dieser Arbeit sehe ich, wie anstrengend meine vorige gewesen; denn ohne mich gerade zu vernachlässigen, kommt sie mir wie ein Spiel vor, und nur die Menge elenden Zeugs, die ich durchlesen muß, und die mein Gedächtniß anstrengt, erinnert mich, daß ich arbeite. Freilich gibt sie mir auch nur einen magern Genuß; ich hoffe aber, es geht mir wie den Köchen, die selbst wenig Appetit haben, aber ihn bei andern erregen." Auch diese kleine abgerundete und spannende Schilderung ist unter einen allgemeinen Gesichtspunkt gestellt, aber nicht mehr unter einen kosmopolitischen; denn seine Weltbetrachtung hatte sich inzwischen geändert. Die Grundidee ist aus dem speciellen Ereigniß selbst geschöpft. Die Darstellung zeigt (in der Person

des Prinzen von Parma), wie der menschliche Erfindungsgeist durch Klugheit, Entschlossenheit und standhaften Willen über ein mächtiges Element obsiegt, und wie im Gegentheil der Mangel dieser Eigenschaften (bei den Belagerten) alle Anstrengung des Genies (eines Gianibelli) vereitelt, alle Gunst des Zufalls fruchtlos macht, und einen schon errungenen Erfolg vernichtet.

Zwölftes Kapitel.

Schiller's Einzug in Jena. Debut auf dem Katheder. Akademische Wirksamkeit im ersten Semester. Das Athen an der Saale. Durchreise der Lengefeld'schen Schwestern. Verlobung in Lauchstädt. Erkaltung des Verhältnisses zu Körner. Ferienaufenthalt in Volkstädt. Verhältniß zu Karoline von Beulwitz.

Montag den 11. Mai 1789 in Jena angelangt, fand Schiller durch die Fürsorge seiner dortigen Freunde Alles zu seinem Empfange wohl vorbereitet. Ein gefälliges, verhältnißmäßig reich möblirtes, aus drei ineinanderlaufenden Piegen bestehendes Logis nahm ihn auf. Die Hausherrinnen, zwei sehr dienstfertige, freilich auch sehr redselige alte Jungfern, lieferten ihm das Mittagsessen zu zwei Groschen, doppelt so wohlfeil, als er es in Weimar gehabt hatte. Wäsche, Bedienung Friseur u. s. w. kosteten ihm vierteljährlich jedes kaum zwei Thaler, so daß er seiner Berechnung nach schwerlich vierhundertfünfzig Thaler jährlich gebrauchte. Die ersten zwei Wochen gingen mit der Aufwartung beim Prorektor, der Einführung in's Kollegium, dem Herumfahren bei den Professoren, denen er seine Karte abgeben ließ, und dem Verkehr mit den nächsten Bekannten hin. Am 26. Mai bestand er, wie er an Körner berichtete, „tapfer und rühmlich das Abenteuer auf dem Katheder", und wiederholte es gleich am nächsten Tage; denn um für seine Studien und Arbeiten eine möglichst kontinuirliche freie Zeit zu gewinnen, hielt er im ersten Semester seine zwei wöchentlichen Vor-

lesungen an zwei Tagen (Dienstags und Mittwochs Abends sechs Uhr) hintereinander.

Reinhold und Griesbach hatten ihm beide ihre Auditorien zur Mitbenutzung angeboten. Bescheiden wählte er Reinhold's Hörsaal, als den kleinern, mit etwa achtzig Sitzplätzen für Zuhörer. Aber schon eine halbe Stunde vor dem Beginn seiner Erstlingsvorlesung war der Saal ganz besetzt, und noch immer sah er, an Reinhold's Fenster stehend, die Studenten Trupp nach Trupp die Straße heraufkommen, bis Vorsaal, Flur und Treppe gefüllt waren, und ganze Schaaren wieder umkehrten. Da ließ er ihnen das Anerbieten machen, in Griesbach's Auditorium, das zwischen drei- und vierhundert Menschen faßte, zu lesen. Der Vorschlag wurde mit Freuden aufgenommen, und nun gab es ein gar lustiges Schauspiel. Alles stürzte hinaus und in hellen Haufen die Johannisstraße hinunter, die, eine der längsten von Jena, mit Studenten ganz besät war. Weil sie liefen, was sie konnten, um in Griesbach's Auditorium einen guten Platz zu bekommen, so gerieth die Straße in Allarm und am Schlosse sogar die Wache in Bewegung, in der Meinung, es sei ein Feuerlärm. Als Schiller über eine Weile, von Reinhold begleitet, nachfolgte, war es ihm, als ob er durch die Stadt, die er fast in ihrer ganzen Länge zu durchwandern hatte, Spießruthen laufen müßte.

In das Auditorium zog er durch eine schmale Allee von Zuschauern ein, welche dichtgedrängt Vorsaal und Flur bis in die Hausthür besetzt hatten; im überfüllten Hörsaale standen Viele auf den Subsellien. Mit Mühe erreichte er den Katheder, bestieg ihn unter lautem Stampfen und Pochen, das in Jena als Beifallszeichen galt, und sah sich von einem menschenreichen Amphitheater umgeben. Der Saal war schwül, doch in der Nähe des Katheders, wo die Fenster offen standen, die Luft erträglich. Anfangs nicht frei von Befangenheit, war er nach den ersten zehn Worten im vollen Besitz seiner Fassung, und las mit sicherer und starker, den ganzen Raum ausfüllender Stimme die treffliche Antrittsrede, die wir in seinen Werken unter der Ueberschrift finden: „Was heißt, und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?" Wie groß der Eindruck derselben auf die Zuhörer war, gab sich in einer Nachtmusik zu erkennen, welche ihm die Studenten mit dreimaligem Hochruf brachten, eine Ovation, die bei einem neuen Professor bis dahin ohne Beispiel war.

Schiller las im ersten Semester über alte Geschichte bis zu Alexander dem Großen. Von seinen Vorlesungen überhaupt wird uns in den Dichtercharakteren von Franz Horn (S. 15 f.) berichtet, sie seien

ausgezeichnet durch Kraft, Feuer und lichtvolle Ideen, aber zu pathetisch und rhetorisch gewesen, wodurch der Redner seine noch lückenhaften Kenntnisse nicht habe verhüllen können. Alles sei noch zu frisch erschienen, und überall habe die Sicherheit, die ein gründliches und reiches Wissen gibt, gemangelt. Allein nicht selten unterrichtet am anregendsten gerade der Lehrer, dem die Sache selbst noch neu und frisch ist; sein Ringen mit dem Gegenstande entzündet ein ähnliches Ringen in den Zuhörern. Besonders aber in Betracht zu ziehen ist die damalige Richtung der Geister, zumal unter der Jugend. Durch die große Aufregung, welche die kritische Philosophie, und bald auch die ungeheuren Zeitereignisse bewirkten, war jene Richtung überwiegend reflektirend, leidenschaftlich spekulirend geworden. Die nackte historische Wahrheit galt damals wenig in dem Gedankensystem der Menschen. Wie mußten bei einem solchen Zeitgeschmack Schiller's historische Vorlesungen zünden! Mochten immerhin Ungewohnheit im öffentlichen Reden, eine etwas unangenehme Stimme und Ueberbleibsel schwäbischer Aussprache einige Hindernisse in den Weg legen, so waren doch ohne Zweifel seine belebten, ideenreichen Vorträge für die Mehrzahl der Zuhörer in hohem Grade anziehend, und vielleicht in ihrer Gattung etwas Neues. Im Ganzen jedoch hat er die Gabe des Kathedervortrags nie in dem Grade erlangt, als er das Talent des freien wissenschaftlichen Gesprächs mit Freunden besaß.

Ueberhaupt wäre Schiller's akademische Wirksamkeit größer und nachhaltiger geworden, wenn er selbst mehr Herz für diesen Beruf mitgebracht, und nicht von vornherein sich wenig Einfluß auf die Jugend versprochen hätte. Gleich nach der zweiten Vorlesung schrieb er an Körner: „Wenn ich aufrichtig sein soll, so kann ich den Vorlesungen noch keinen rechten Geschmack abgewinnen. Wäre man der Empfänglichkeit und einer gewissen vorbereitenden Fähigkeit bei den Studirenden versichert, so könnte ich überaus viel Interesse und Zweckmäßigkeit in dieser Art zu wirken finden. So aber bemächtigt sich meiner lebhaft die Idee, daß zwischen dem Katheder und den Zuhörern eine Art von Schranke ist, die sich kaum übersteigen läßt. Man wirft Worte und Gedanken hin, ohne zu wissen, und fast ohne zu hoffen, daß sie irgendwo fangen, ja fast mit der Ueberzeugung, daß sie von vierhundert Ohren vierhundertmal, und oft abenteuerlich mißverstanden werden. Keine Möglichkeit, sich, wie im Gespräch, an die Fassungskraft des Andern anzuschmiegen. Bei mir ist dies der Fall noch mehr, da es mir schwer und ungewohnt ist, zur platten Deutlichkeit herabzusteigen.

Die Zeit verbessert dies vielleicht — aber groß sind meine Hoffnungen nicht."

In Schiller war das Bewußtsein, daß seine eigentliche Bestimmung auf einem andern Felde, als dem eines Universitätsdocenten, liege, bereits allzuklar; sonst hätte er sich wohl mit dem Beruf, der sich ihm unerwartet rasch aufdrängte, allmälig befreundet, und überhaupt sich in der geistigen Atmosphäre, in die er jetzt eingetreten war, wohler gefühlt. Schon früher zu den berühmtesten deutschen Universitäten gehörig, war Jena nicht lange vor Schiller's Ankunft eine besonders anlockende Stätte für alle nach Wissenschaft dürstenden Geister geworden. Seitdem hier Reinhold als Prophet des neuen philosophischen Evangeliums seinen Sitz aufgeschlagen hatte, durfte es mit jedem Jahre kühner gegen Göttingen in die Schranken treten; die andern deutschen Universitäten wichen in den Hintergrund zurück. Die Anzahl tüchtiger, strebsamer, meist jüngerer Professoren mehrte sich fortwährend; der Geist zog den Geist an. In dem geselligen Leben zeigte sich eine große Mannigfaltigkeit von Sitten und Charakteren. Man konnte kaum irgendwo mehr Verschiedenheit in Manieren, Kleidung, wissenschaftlicher und sittlicher Kultur antreffen, als in Jena. Die grellsten Kontraste bestanden nebeneinander, und es war einem Jeden freigestellt, zu erscheinen und zu handeln, wie er es für gut fand, so lange er nur nicht die Gesetze der Gesellschaft muthwillig mit Füßen trat. Von der akademischen Jugend erzählt Wachsmuth *), sie sei froh gewesen bis zur Ausgelassenheit, voll Humor und Laune, worin Poesie lag. Hinter ihnen seien die akademischen Lehrer in der Unbekümmertheit um äußere Eleganz wenig zurückgeblieben; ohne alle Normalformen der Konvenienz habe man den geistigen Interessen gelebt. Eine gleiche Unbefangenheit habe hier, wie zu Weimar, in kirchlichen Dingen geherrscht; im Gegensatz zu dem preußischen Obskurantismus der Wöllner'schen Zeit sei man froh gewesen, im Licht der Gedankenfreiheit zu verkehren.

Die kleinliche Eifersucht freilich, die unter akademischen Docenten zu herrschen pflegt, fehlte auch in Jena nicht. „Es ist hier", schrieb Schiller den 28. Mai an Körner, „ein solcher Geist des Neides, daß jenes kleine Geräusch, welches mein erster Auftritt machte, die Zahl meiner Freunde schwerlich vermehrt hat." Uebrigens mußte er gestehen, vorläufig von seiner Existenz in Jena nur Gutes melden zu können. „Es war mir," sagte er, „kaum irgendwo so wohl als hier, weil ich

*) Weimar's Musenhof, S. 95 f.

Sie recht viel zu sehen, vereitelt worden ist. Es war ein fataler Zufall, und den unheimlichen Abend werde ich so leicht nicht vergessen.“ Am 17. wiederholte sie von Lauchstädt aus, indem sie die Hoffnung, ihn dort zu sehen, aussprach, in noch stärkern Ausdrücken ihre Klage: „Sie können mir kaum glauben, wie mir den Abend in Jena war. Wenn ich Ihnen je Unrecht gethan und mich an Ihnen versündigt hätte, so wäre dieser Abend eine Vergeltung des strafenden Himmels gewesen, und ich hätte gewiß für alle Sünden gebüßt.“ Am 28. Juli lud sie ihn nochmals und dringender zu einem Besuch in Lauchstädt ein.

Schiller's Gemüth war nach dem Jenaer Wiedersehen in der leidenschaftlichsten Bewegung. Die Stadt, die Menschen um ihn her, Alles war ihm widerwärtig, unerträglich geworden; seine Gedanken weilten nur bei den entfernten Freundinnen. „Je lebendiger“, schrieb er, „Sie vor meiner Phantasie dastehen, desto mehr erschöpft sich meine Toleranz gegen die mich hier umgebenden Geschöpfe. In der That, ich mache täglich eine traurige Entdeckung nach der andern, daß ich Mühe haben werde, mit diesem Volk hier zu leben . . . Hier haben mich alle Götter und Göttinnen der Schönheit verlassen; denn die grimmigen Gesichter der Gelehrten verscheuchen Alles, was Freiheit und Freude athmet. Kommen Sie ja bald zurück! Kommen Sie, mich wieder zum Menschen zu machen; zum — Dichter, das ist vorbei!“ Mit Ingrimm erfüllte ihn der Gedanke, daß die Rücksicht auf eine Umgebung, die er größtentheils verachtete, an jenem Abend wie eine unübersteigliche Schranke zwischen ihm und der Geliebten seines Herzens gestanden, und nicht ohne ein bitteres Gefühl scheint er wahrgenommen zu haben, wie ängstlich die Schwestern den Umständen Rechnung trugen. Hätte er selbst in gesellschaftlichem Range höher, als sie, gestanden, war er der Adelige, sie die Bürgerlichen gewesen, so würde er sich die Freude des Wiedersehens nicht durch eine solche, in Vorurtheilen befangene Umgebung haben verkümmern lassen. In diesem Sinne schrieb er an Karoline: „Warum hat der Himmel die Rollen so sonderbar unter uns vertheilt? Warum spannte er gerade das muthigste Roß hinter den Wagen? Ich weiß nicht, ob ich hier etwas schreibe, was verständlich ist; aber ich verstehe mich recht gut. Könnte ich gewisse Verhältnisse umkehren, so wäre der heroische Muth, den ich habe, an seiner rechten Stelle. So aber habe ich ihn zu meiner eigenen Peinigung und kann ihn niemand Anderm mittheilen.“ Diesen Zornausbruch, der zugleich einen leisen Vorwurf verhüllte, sofort bereuend, fügte er hinzu: „Habe ich etwas Verwirrtes geschrieben, so zerreißen

und ignoriren Sie diesen Brief. Ich war in einer sonderbaren Stimmung, und diese möge mich bei Ihnen entschuldigen." Gleich darauf schrieb er, offenbar schon milder gestimmt, an Lotte: „Wie sehr danke ich es Ihnen, meine liebste Freundin, daß Sie meiner gedacht, und mir Beweise davon gegeben haben! In Gedanken uns nahe sein zu dürfen, ist ja beinahe Alles, was das Schicksal uns zu gönnen scheint. Ihr letzter Aufenthalt in Jena war für mich nur ein Traum, und kein ganz fröhlicher Traum; denn nie hatte ich Ihnen so viel sagen wollen, als damals, und nie habe ich Ihnen weniger gesagt. Was ich bei mir behalten mußte, drückte mich nieder; ich wurde Ihres Anblicks nicht froh. So oft ist mir dieses schon begegnet, und nicht immer konnte ich äußerliche Hindernisse anklagen. Kaum sollte man es denken, daß oft auch die übereinstimmendsten Menschen, die einander so schnell nnd leicht auffassen und so lebendig ineinander leben, wieder einen so weiten Weg zu einander haben. So nah und doch so fern!"

In den ersten Tagen des August folgte er der Einladung nach Lauchstädt, und hier wälzte sich endlich die schwere Last von seinem Busen. Am 3. August Morgens war es, wo er seine Liebe zu Lotte und den Wunsch sie zu besitzen gestand. Karoline erzählt darüber: „Die Erklärung erfolgte in einem Moment des befreiten Herzens, den herbeizuführen ein guter Genius wirksam sein muß. Meine Schwester bekannte ihm ihre Liebe und versprach ihm ihre Hand. Die Zufriedenheit der guten Mutter, die uns heilig war, hofften wir, obwohl die äußere Lage wohl noch Bedenken bei ihr erregen konnte. Um ihr unnöthige Sorge zu ersparen, sollte noch Alles für sie geheim bleiben, bis Schiller eines kleinen fixen Gehalts gewiß würde, das seine Existenz in Jena sicherte; ein solches konnten wir von dem Herzog von Weimar erwarten. Meine Schwester fühlte die Unmöglichkeit, ohne Schiller zu leben. Einem andern Verhältniß, das sich ankündigte, war sie durchaus abgeneigt. Schiller's ganzes Herz, alle seine Hoffnungen für das Leben hingen an dieser Aussicht. Bei unsern einfachen Gewohnheiten, entfernt von Ansprüchen an äußern Glanz, sah ich eine sorgenlose Zukunft für meine Schwester, und freute mich lebhaft der Hoffnung auf ein öfteres Zusammenleben mit meinem Freunde in einem so nahen Verhältnisse."

Als Karoline dieses schrieb, erinnerte sie sich des Herganges nicht ganz genau. Unser Dichter muß sein Geständniß und die Bitte um die Hand der Geliebten in deren Abwesenheit gegen Karoline allein ausgesprochen, und auch nur aus Karolinens Munde die Versicherung von Lottens Gegenliebe und Einstimmung in seine Wünsche erhalten

haben. Dies zeigt folgender Brief, den er an die Schwestern noch spät Abends den 3. August aus Leipzig richtete, wohin er sofort überglücklich zu einer Begegnung mit Körner abgereist war. „Liebste, theuerste Freundinnen“, schrieb er, „ich verlasse eben meinen Körner — meinen und gewiß auch den Ihrigen — und in der ersten Freude des Wiedersehens war es mir unmöglich, ihm etwas zu verschweigen, was ganz meine Seele beschäftigte. Ich habe ihm gesagt, daß ich hoffe — bis zur Gewißheit hoffe, von Ihnen unzertrennlich zu bleiben. In seiner Seele habe ich meine Freude gelesen, ich habe ihn mit mir glücklich gemacht. O ich weiß nicht, wie mir ist! Es ist das erste Mal, daß ich diese so lang' zurückgehaltenen Empfindungen gegen einen Freund ausgießen konnte. Dieser heutige Morgen bei Ihnen, dieser Abend bei meinem theuersten Freunde, dem ich alles geblieben bin, was ich ihm war, der mir alles geblieben ist, was ich ihm je gewesen — so viel Freude gewährte mir noch kein einziger Tag meines Lebens! . . . Aber bestätigen Sie mir beide, daß meine Hoffnung mich nicht zu weit geführt hat; sagen Sie mir's, daß ich Sie ganz verstanden habe, daß Lotte mein sein will, daß ich sie glücklich machen kann. Noch mißtraue ich einer Hoffnung, einer Freude, von der ich noch gar keine Erfahrung habe; lassen Sie meine Freude bald auch von dieser Furcht ganz reif sein.“ Und an Lotte insbesondere schrieb er: „Ist es wahr, theuerste Lotte? Darf ich hoffen, daß Karoline in Ihrer Seele gelesen, und aus Ihrem Herzen mir beantwortet hat, was ich mir nicht getraute zu gestehen? O wie schwer ist mir dieses Geheimniß geworden, das ich, so lange wir uns kennen, zu bewahren gehabt habe! Oft, als wir noch beisammen lebten, nahm ich meinen ganzen Muth zusammen, und kam zu Ihnen mit dem Vorsatz, es Ihnen zu entdecken; aber dieser Muth verließ mich immer. Ich glaubte Eigennutz in meinem Wunsch zu entdecken; ich fürchtete, daß ich nur meine Glückseligkeit dabei vor Augen hätte, und dieser Gedanke scheuchte mich zurück . . . Bestätigen Sie, was Karoline mich hoffen ließ. Sagen Sie mir, daß Sie mein sein wollen, und daß meine Glückseligkeit Ihnen kein Opfer kostet.“ Ihre Antwort lautete: „Karoline hat in meiner Seele gelesen und aus meinem Herzen geantwortet. Der Gedanke, zu Ihrem Glück beitragen zu können, steht hell und glänzend vor meiner Seele.“

Auf Schiller's dringende Bitte kamen die Schwestern Freitags den 7. August *), wahrscheinlich in Begleitung Karolinens von Dacheröden,

*) Lottens Brief 163 in „Schiller und Lotte“: „Freitag sehen wir uns. Wie freue ich mich, unsern Körner zu sehen!“

zu einem flüchtigen Besuch nach Leipzig herüber. Unsers Dichters Hoffnung, seine Herzensfreunde hier rasch und innig einander anzunähern, wurde ihm gründlich, und nicht ganz ohne seine Schuld, vereitelt. Körner, Minna und Dora konnten es nicht verschmerzen, daß ihnen das Keimen und Wachsen dieses Verhältnisses so ganz und gar verheimlicht worden war, und als gerade, der Verstellung unfähige Naturen waren sie nicht im Stande, die Verstimmung darüber ganz zu verbergen. Schon dies mußte auf die Lengefeld'schen Schwestern erkältend einwirken, so daß in den wenigen Stunden des Zusammenseins ihre Liebenswürdigkeit nicht zur Entfaltung kam. Ueberdies nahm Schiller in diesen Stunden die Braut fast ganz für sich in Anspruch *); und so entwickelte sich statt der ersehnten Befreundung eine Entfremdung, die erst im Januar des nächsten Jahrs durch offene gegenseitige Erklärung verschwand. Körner mit den Seinigen begleitete zwar Schiller am 10. August nach Jena und in den folgenden Tagen nach Weimar, jedoch ohne in der alten Traulichkeit und Herzlichkeit mit dem Freunde zu verkehren. Aus einem Briefe Schiller's vom 18. August an seine Schwester Christophine ergibt sich, daß die Dresdener Freunde stark acht Tage verweilten, in Jena bei ihm wohnten und am 18. abreisten. „Dies raubte mir", fügte er hinzu, „alle Zeit zu Geschäften, so daß ich seit vierzehn Tagen nicht einmal ein Kollegium las." An den heimgekehrten Freund schrieb er den 25. August: „Was wir in stillem Umgange miteinander hätten abthun können, war bei diesem geräuschvollen und eiligen Zusammensein freilich nicht möglich zu erledigen. Wir schieden fast wie im Traum voneinander."

Diese einstweilige Entfremdung des theuren Freundes war allerdings eine Wolke an Schiller's Glückshimmel; aber sie konnte ihn nur auf Augenblicke trüben; die Sonne der Liebe verklärte jetzt zu mächtig sein Dasein. „Herzlichen guten Morgen!" schrieb ihm die heimgekehrte Geliebte am 22. August in der Tagesfrühe. „Der erste Federzug in meiner kleinen Zelle sei für dich! Daß ich dir etwas sein könnte, fühlte ich sonst wohl in manchen Momenten, und es war mir ein süßes Gefühl. Aber doch öfter schwankte mein Herz zwischen Zweifel und Gewißheit, und ich fand mich unruhig, ungewiß mit mir selbst. Aber nun denke ich deiner mit einer Empfindung voll warmer und inniger

---

*) Körner an Schiller den 19. Januar 1790: „Was habe ich von dem, das dich gefesselt hat, in einem halben Tage sehen sollen, während du mit deiner Geliebten allein sprachst?"

Liebe, und doch mit Ruhe verknüpft; und ich fühle mich glücklich in der Idee, dir zu gehören, zu der Freude deines Lebens beitragen zu können." So traut und herzlich klingen von nun an Lottens Briefe. Die Schiller-schen sind von der gehobensten Stimmung durchweht und zugleich oft mit einem wunderherrlichen Geistesreichthum ausgestattet. „O meine theure Karoline! meine theure Lotte!" heißt es in einem, „wie so anders ist jetzt Alles um mich her, seitdem mir auf jedem Schritt meines Lebens euer Bild begegnet. Wie eine Glorie schwebt eure Liebe um mich, wie ein schöner Duft hat sie mir die ganze Natur überkleidet. Ich komme von einem Spaziergange zurück. In dem großen freien Raum der Natur, wie in meinem einsamen Zimmer — es ist immer derselbe Aether, in dem ich mich bewege, und die schönste Landschaft ist nur ein schönerer Spiegel der immer bleibenden Gestalt. Nie habe ich es noch so sehr empfunden, wie frei unsere Seele mit der ganzen Schöpfung schaltet — wie wenig sie doch für sich selbst zu geben im Stande ist, und Alles, Alles von der Seele empfängt. Nur durch das, was wir ihr leihen, reizt und entzückt die Natur. Die Anmuth, in die sie sich kleidet, ist nur der Widerschein der innern Anmuth des Beschauers, und großmüthig küssen wir den Spiegel, der uns mit unserm eigenen Bilde überrascht. Wer würde auch sonst das ewige Einerlei ihrer Erscheinung ertragen, die ewige Nachahmung ihrer selbst? Nur durch den Menschen wird sie mannigfaltig, nur darum, weil wir uns verneuen, wird sie neu. Wie oft ging mir die Sonne unter, und wie oft hat meine Phantasie ihre Sprache und Seele geliehen! Aber nie, nie als jetzt, habe ich in ihr meine Liebe gelesen!"

Mit heißer Sehnsucht harrte er den Herbstferien entgegen, in denen er wieder das Kantorhaus in Volkstädt zu beziehen gedachte. Bis dahin waren die allwöchentlichen Briefe der Geliebten sein schönstes Labsal. „An diesen periodischen Freuden", schrieb er ihr am 25. August, „werde ich künftig alle meine Zeit abzählen, bis uns endlich dieser dürftige Behelf nicht mehr nöthig ist. Aber wie ungenügsam ist doch der Mensch! Wie viel hätte ich noch vor einem Monat um die bloße Hoffnung dessen gegeben, was jetzt schon in Erfüllung gegangen ist! Um einen einzigen Blick in deine Seele! Und jetzt, da ich Alles darin lese, was mein Herz sich so lange gewünscht, eilt mein Verlangen der Zukunft vor, und ich erschrecke über den langen Zeitraum, der uns noch trennen soll. Wie kurz ist der Frühling des Lebens, die Blüthezeit des Geistes, und von diesem kurzen Frühling soll ich — Jahre vielleicht noch verlieren, ehe ich das besitze, was mein ist. Unerschöpflich ist die Liebe — und wenig sind der Tage des Lenzes!"

Am 1. September meldete er: „Ich eile jetzt ganz gewaltig, und meine Studenten freuen sich ordentlich, wie schnell es geht. Ganze Jahrhunderte fliegen hinter uns zurück. Morgen bin ich schon mit dem Alcibiades fertig, und es geht mit raschen Schritten dem Alexander zu, mit dem ich aufhöre.“ Eine Woche später: „Ich komme mir jetzt selbst närrisch vor; denn während ich an diesem Briefe schreibe, schreibe ich auch an einer Vorlesung für morgen, und es geht darum nicht schlechter, weil die Illusion, daß Ihr um mich seid, mich bei heiterer Stimmung erhält. Die Mahomedaner kehren, wenn sie beten, ihr Gesicht nach Mekka; ich werde mir einen Katheder hier anschaffen, wo ich das meinige gegen Rudolstadt wenden kann; denn das ist meine Religion und mein Prophet.“ Am 15. September schloß er seine Vorlesungen und kündigte am nächsten Tage den Freundinnen seine Ankunft in Rudolstadt auf Freitag den 18. an.

Er bezog in Volkstädt wieder dasselbe Zimmer, wie im vorigen Sommer, und genoß nun die ganze Fülle des Glücks, das ihm nur während der ersten Woche durch einen heftigen Zahnschmerz verkümmert wurde. Da es für nöthig befunden wurde, Frau von Lengefeld zur Erhaltung ihrer Ruhe mit dem Verhältniß noch unbekannt zu lassen, so wurde das Glück noch durch den Reiz des Geheimnisses gewürzt. Gehört ja doch, wie man aus den Gedichten „Die Erwartung“ und „Das Geheimniß“ weiß, zum Ideal des Liebesglücks, daß es vor der Welt verborgen sei. Schiller brachte manchmal schon die Vormittagsstunden, fast regelmäßig aber den Nachmittag bei den Freundinnen zu; die späten Abendstunden widmeten die Schwestern der auf dem Schlosse wohnenden chère mère.

War unser Dichter allein auf seinem ländlich einfachen Zimmer im Kantorhause, so beschäftigte er sich mit literarischen Arbeiten, auf deren Geldertrag er leider noch immer ausschließlich angewiesen war, oder bereitete sich für die Vorlesungen des Wintersemesters vor, oder las zur Erholung, die Reisen des Anacharsis, Livius und Anderes. An schönen Tagen schweifte er bisweilen, das Bild der Geliebten vor der Seele, in der anmuthigen Gegend umher; manchmal auch begleiteten ihn auf seinen Wanderungen die Freundinnen. Es wurden dann auch wohl poetische Entwürfe besprochen, die jedoch vor der Hand der Ernst der Pflichtarbeiten nicht zur Ausführung gedeihen ließ. Saßen sie daheim beisammen, so wurden allerlei Luftschlösser gebaut. „Die Liebe“, erzählt Karoline, „und die sichere Aussicht auf ein glückliches häusliches Leben, welches immer der Gegenstand der Sehnsucht Schiller's gewesen war, bildeten einen lichten Grund in seinem Gemüth; aber die

Ungewißheit der Epoche, wo Lottchen mit ihm leben könnte, erzeugte auch oft Sorgen und Unruhe. Es graute ihm vor der Einsamkeit in Jena. Der günstige Moment, seine Bitte dem Herzog von Weimar vorzutragen, lag noch fern, und an ihrer Erfüllung konnte man doch noch zweifeln. Da Alles an der Festigkeit der Existenz hing, welche die Mutter beruhigen konnte, so erging sich unsere Phantasie in tausend Planen, die dazu führen konnten. Städte, Länder, Verhältnisse mit wohlgesinnten Menschen, die nur der Gestaltung bedurften, lagen immer bereit. Die Phantasie durfte, wie Aladdin's Zauberlampe, nur gescheuert werden, und sie schüttete ihre reichsten Schätze vor uns aus."

Es möchte hier wohl der Ort sein, über unsers Dichters Verhältniß zu Karoline von Beulwitz ein Wort zu sagen. Seitdem man seinen Briefwechsel mit beiden Schwestern vollständiger an's Licht gezogen hat, ist in der Schiller-Literatur unnöthiger Weise über diesen Gegenstand viel Staub aufgewirbelt worden, der den Glanz von Schiller's edelster und schönster Liebe zu verdunkeln droht. In Schiller, behauptet man, habe eine Doppelliebe geglüht, er habe für das psychologische Problem geschwärmt, im Reich der Geister das durchzuführen, was die Sage vom Grafen von Gleichen erzählt; seine Herzensneigung habe er zwischen beide Schwestern getheilt, und zwar anfänglich so, daß die Theilung eine ungleiche, zu Lottchens Nachtheil, gewesen sei. Ihr sanfteres, ruhigeres Wesen habe in dem Dichter nur freundschaftliche Gefühle erregt; durch Karolinens genialische, der seinigen verwandtere Natur sei er zur Liebe entflammt worden. Und so habe auch umgekehrt Karoline für Schiller ein leidenschaftlicheres Gefühl, als das der Freundschaft, gehegt. Ich bin der Meinung, daß diese Behauptungen auf einer Verkennung von Schiller's Ansichten über eheliches Glück und auf einer Mißdeutung des ihm eigenen Ausdrucks von Empfindungen beruhen, und halte mich im Gegentheil fest überzeugt, daß Schiller's Neigung bei seinem Bekanntwerden mit den Schwestern sich sogleich und ganz entschieden der jüngern zuwandte, und daß er, auch wenn Karoline vollkommen frei und weder durch die Ehe an einen von ihm geschätzten Mann, noch durch eine stille und tiefe Zuneigung an seinen Freund Wilhelm von Wolzogen gebunden gewesen wäre, dennoch nicht sie, sondern Lotte gewählt und diese Wahl in keinem Augenblick bereut haben würde.

Um den in seinen Briefen an Karoline herrschenden Ton richtig zu würdigen, hat man Vielerlei zu berücksichtigen. Jener ganzen Zeit war noch als Nachklang aus der Klopstock-Gleim'schen Periode für freundschaftliche Empfindungen ein überschwänglicher Ausdruck eigen,

der uns späte Epigonen wie die Sprache glühender Liebe anmuthet. Bei Schiller hatte sich diese Ausdrucksweise besonders stark ausgebildet. Wie die Gluth seiner Empfindung und das Feuer seiner Phantasie ihn als Dichter in seinen frühern Produktionen bis noch in den Karlos hinein oft alles Maß vergessen ließen, so überschritt er damals dieses Maß auch im mündlichen und brieflichen Ausdruck seiner Gefühle befreundeten Frauen wie Männern gegenüber. Der Leser erinnert sich vielleicht der im ersten Bändchen (S. 63) erwähnten, durch ein Zerwürfniß mit Scharffenstein veranlaßten überspannten Korrespondenz. „Nie“, sagt Scharffenstein, „ist eine totale Brouillerie zwischen Geliebten so affektvoll geschrieben worden.“ Dieselbe Gluth der Empfindung spricht sich, wenn auch geschmackvoller, in den frühesten Briefen an Körner aus. In seiner Korrespondenz mit Frauen aber kleidete sich vollends die Freundschaft oft ganz in das Gewand der Liebe. Die Briefe an die mütterliche Freundin zu Bauerbach sind an vielen Stellen ganz so warm gehalten, als hätte er für sie dieselben Gefühle, wie für ihre Tochter Lotte, gehegt. In dem Verhältniß zur Frau von Beulwitz kam aber erst recht Vieles zusammen, was seinem Freundschaftsgefühl einen enthusiastischen Schwung gab und dem Ausdruck desselben ein erotisches Gepräge aufdrückte.

In Karoline trat ihm eine Frau von vielseitiger Begabung, regem Interesse für Gutes, Wahres und Schönes, gediegener Bildung, feinem Gefühl und Takt, warmem, aber seiner selbst mächtigem Herzen entgegen, die noch obendrein in ihrer Weltanschauung eine große Verwandtschaft mit dem Julius seiner philosophischen Briefe hatte. „Ich kenne nur Ein Gefühl“, schrieb sie einmal an Wilhelm von Wolzogen, „das mich zu allen Menschen, zu einem mehr oder weniger, je nachdem ich Eigenschaften des Geistes und Herzens bei ihm finde, hinzieht; es heißt mir auch Liebe. O ich konnte nie den fatalen eingeschränkten Sinn leiden, den die meisten Menschen diesem Wort geben. Ein heiliges, reines Empfinden, das Allem, was da liebenswürdig, Allem, was schön ist, begegnet, dachte ich mir immer in dieses Wort, seit ich dachte und empfand. Liebe ist ein Funken der Gottheit im Menschen; er läutert, kräftigt, erhöht unser ganzes Wesen. Liebe und Freundschaft ist mir, mir nach meiner individuellen Empfindung, Eins.“ Wie hätte Schiller zu einem so verwandten Gemüth sich nicht hingezogen fühlen sollen, ohne darum gerade Liebe im „eingeschränkten Sinn“ zu empfinden? Hierzu gesellten sich noch in ihm Regungen mitleidiger Theilnahme, da er ein so zartes und edeles Wesen durch eine Convenienzheirath an einen Mann gefesselt sah, der bei aller Achtungs-

würdigkeit seines Charakters zu diesem weiblichen Gemüth nicht paßte und die schönsten Seiten desselben nicht nach Gebühr zu schätzen wußte. Schiller, von Beiden hochgeachtet, that nach beiden Seiten hin stets das Seinige, um dieses unerquickliche Verhältniß wenigstens erträglich zu erhalten; nie stand das Ehepaar besser zu einander, als wenn er in dessen Nähe verweilte, was allein schon genügt, um uns erkennen zu lassen, wie wenig Schiller daran dachte, Karoline für sich selbst zu gewinnen. In noch höherem Grade fesselte ihn das Gefühl der Dankbarkeit an Karoline, die mit Klugheit und Zartheit eine schöne Vermittlerrolle zwischen ihm und Lotte spielte, und den schüchternen, mitunter aneinander irre gewordenen Liebenden die Zunge löste. Und weil er wußte, wie unendlich viel die beiden Schwestern einander waren, so peinigte ihn der Gedanke, daß durch ihn, zur Erhöhung seines Glücks, das engverbundene Paar getrennt, Karoline in eine trostlose Isolirtheit versetzt werden sollte, und sein heißester Wunsch ging dahin, nach der Vereinigung mit Lotte auch Karoline in der Nähe zu behalten. Was kümmerte ihn das Urtheil der Welt hierüber! War er sich doch selbst der Reinheit seiner Empfindungen bewußt. „Daß Allerlei", schrieb er Anfangs September an Lotte, „über unser Verhältniß würde gesprochen werden, war zu erwarten. Hätte man uns erst in unserm engern Kreise beobachtet, wo wir drei ohne Zeugen waren — wer hätte dieses zarte Verhältniß begriffen? Jeder beurtheilt fremde Handlungsarten nach der seinigen — eine freie schöne Seele gehört dazu, unsere verschiedene Stellung gegeneinander zu fassen. Die ganze Geschichte unserer keimenden und aufblühenden Verbindung müßte man übersehen haben, und feinen Sinn genug haben, diese Erscheinungen in uns auszulegen. Die Menschen suchen immer gleich Worte zu Allem, und durch Worte hintergehen sie sich dann. Jede Empfindung ist nur einmal in der Welt vorhanden, in dem einzigen Menschen, der sie hat; Worte aber muß man von Tausenden gebrauchen, und darum passen sie auf Keinen." Palleske weist darauf hin, daß erst nach der Verlobung Schiller's mit Lotte „jene wunderbare geistige Doppelbrautschaft" recht hervorgetreten sei. Dies Phänomen zeigt gerade, aus welcher Quelle die Liebesbetheuerungen flossen, die er der Freundin in gleichem Maße wie der Braut zukommen ließ. Von Dank erfüllt, daß Karoline die Schranken zwischen ihm und der Geliebten weggeräumt hatte, suchte er in ihr, indem er sie in seine wärmsten und zärtlichsten Liebesergüsse einschloß, das Vorgefühl des künftigen Verlustes zu übertäuben.

Daß aber trotz der Anziehung, die Karoline durch nahverwandte

Denk- und Empfindungsweise auf ihn übte, trotz „der größern Gleichheit in der Form ihrer Gefühle und Gedanken", wie er sich selbst ausdrückt, dennoch die jüngere Schwester gleich Anfangs der Gegenstand seiner Wünsche war und unverändert blieb, kann dem Leser nicht zweifelhaft sein, der Schiller's Ansichten über eheliches Glück, wie sie uns wiederholt schon in der Darstellung früherer Jahre entgegentraten, aufmerksam verfolgt hat. Man braucht sich nur des im ersten Bande (S. 257) erwähnten Briefs vom 5. Mai an Reinwald und des Freierbriefs vom 7. Juni 1784 an Frau von Wolzogen zu erinnern, um zu erkennen, wie frühe schon unser Dichter sich darüber klar war, von welcherlei weiblichen Gemüthern allein er sich dauerndes häusliches Glück versprach. Mitten in dem Rausch, in welchen ihn damals so geistreiche, vielseitig begabte, hochaufgeregte Frauen, wie Sophie Albrecht und Charlotte von Kalb, versetzten, ging die Sehnsucht seines Herzens auf ein einfacheres, ruhigeres, stiller, aber inniger und warmer Theilnahme fähiges Mädchen hin. Dasselbe Gefühl lebte noch in ihm, als er im Januar 1788 an Körner schrieb: „Ich muß ein Geschöpf um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann und muß, an dessen Dasein mein eigenes sich erfrischt." Ein sich ihm innig anschmiegendes, bildungsuchendes und bildungsfähiges, durch ihn und für ihn wachsendes und reifendes weibliches Wesen war das Ziel seiner Sehnsucht. Ein solches begegnete ihm in Lotte, und von dem Augenblick an, wo er sie als solches erkannt hatte, war seine Wahl entschieden. Und so fühlte sich auch Lotte gleich Anfangs zu ihm hingezogen; nur wandelte sie zuweilen der Gedanke an, ob sie auf die Dauer ihm genügen, nicht Karoline ihm mehr sein könnte. Als sie dieses Bedenken einmal brieflich andeutete, schrieb Schiller: „Du kannst fürchten, liebe Lotte, daß du mir aufhören könntest zu sein, was du mir bist? So müßtest du aufhören mich zu lieben! Deine Liebe ist Alles, was du brauchst, und diese will ich dir leicht machen durch die meinige . . . Karoline ist mir näher im Alter und darum auch gleicher in der Form unserer Gefühle und Gedanken. Sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht, als du, meine Lotte — aber ich wünschte nicht um Alles, daß dies anders wäre, daß du anders wärest, als du bist. Was Karoline vor dir voraus hat, mußt du von mir empfangen. Deine Seele muß sich in meiner Liebe entfalten, und mein Geschöpf mußt du sein; deine Blüthe muß in den Frühling meiner Liebe fallen. Hätten wir uns später gefunden, so hättest du mir diese schöne Freude weggenommen, dich für mich aufblühen zu sehen."

Man findet vielleicht, daß ich dem Gegenstande der Worte zu viel gewidmet habe. Ich bereue sie nicht, wenn sie etwas dazu beitragen können, die widerwärtige Hallucination einer Schiller'schen Doppelliebe zu verscheuchen.

Dreizehntes Kapitel.

Vorlesungen im zweiten Semester. Konflikt mit Professor Heinrich. Historische Abhandlung. Widerwillen gegen Jena. Beziehungen zum Koadjutor Dalberg. Winteraufenthalt der Schwestern Lengefeld in Weimar. Schiller daselbst zu Weihnachten. Zustimmung der Frau von Lengefeld zur Heirath. Karl August bewilligt ein Gehalt. Hofraths-Diplom. Bekanntwerden mit Wilh. v. Humboldt. Aussöhnung mit Körner. Heirath. Eheglück. Uebermäßiger Fleiß. Projekt eines deutschen Plutarchs. Recension von Bürger's Gedichten. Auflösung des Verhältnisses zu Charlotte von Kalb. Schiller's Stellung zu den Zeitereignissen.

Als Schiller nach den schönen Ferien am 22. Oktober 1789 zu seiner Amtsthätigkeit zurückkehrte, konnte er in der ersten Zeit sich noch gar nicht darein finden, daß ihm ganze Tage ohne den Anblick der Geliebten vorübergingen. „Wo sind die lieben Augenblicke alle hin", klagte er den Freundinnen, „wo wir so glücklich durch einander waren! Wo ist dieser schöne Traum hingeeilt? Ihr fehlt mir, wohin ich sehe — bei jedem Gedanken. Es ist so unendlich anders, sich sehen, sich umfassen — und nur aneinander denken. Selbst der süße Genuß, euch oft und viel zu schreiben, wird mir schwer gemacht durch meine Geschäfte. Ich muß die Augenblicke dazu stehlen."

Am 26. Oktober begann er wieder seine Vorlesungen. Er hatte sich als Docent für den Winter ein weit stärkeres Arbeits-Pensum, als für das vorige Semester, aufgebürdet. Privatim las er wöchentlich fünf Stunden Universalgeschichte von der fränkischen Monarchie bis zu

Friedrich II., publice Eine Stunde Geschichte der Römer. Da er seinem Gedächtniß nicht recht traute und im freien Vortrage noch nicht hinreichend geübt war, sah er sich genöthigt, jeden Tag eine ganze Vorlesung auszuarbeiten und wörtlich niederzuschreiben, wozu dann noch Lektüre der Quellen und Excerpiren hinzukam. Erst nach Neujahr gab er das schriftliche Ausarbeiten seiner Kollegien auf und sprach aus dem Stegreif. Zu seinem Privatkolleg meldete sich eine über Erwarten kleine Zahl von Zuhörern an. Er hatte dies zum Theil selbst dadurch verschuldet, daß sein von Rudolstadt hergeschickter Anschlagszettel, weil etwas darin nicht in der Ordnung war, erst nach seiner Rückkehr angeheftet wurde, als die Vorlesungen schon begonnen und die Studenten über ihre Dukaten für das Semester bereits disponirt hatten. Von dreißig Zuhörern, die er hatte, bezahlte nicht die Hälfte, so daß er an Honorar nur etwa sechszig Thaler bezog. Sein Publikum war dagegen ziemlich stark besucht. An seinem Geburtstage nahm er von einem Bernburger Studenten sein erstes Kollegiengeld ein, wobei es dem Idealisten wunderlich zu Muthe war. „Zum Glück", schrieb er an Lotte, „war der Mensch noch neu, und noch verlegener, als ich; er retirirte sich auch gleich wieder."

Zu diesen schlechten finanziellen Aspekten gesellte sich ein widerwärtiger Vorfall, wodurch er beinahe mit dem akademischen Senat in Händel gerathen wäre. Auf dem Titel der nunmehr herausgegebenen retouchirten Antrittsrede aus dem vorigen Semester hatte er sich in aller Unschuld Professor der Geschichte genannt und es ganz übersehen, daß er eigentlich als außerordentlicher Professor der Philosophie angestellt worden war. Der Titularprofessor der Geschichte Heinrich sah darin einen Ueber- und Eingriff in sein Recht. Der Akademiediener, welcher die Schrift im Buchladen verlangte, aber nicht erhielt, weil sämmtliche Exemplare versandt waren, erlaubte sich sogar den angeklebten Titel von der Thür abzureißen. Schiller ärgerte sich sehr über diese Erbärmlichkeit, verwandelte aber, um der Sache abzuhelfen, in dem Titel der nöthig gewordenen neuen Auflage den Professor der Geschichte in einen der Philosophie.

Fand er sich in seiner Rechnung, was die Geldeinnahme von seinem Privatkolleg betraf, arg getäuscht, so hielt er um so mehr die Hoffnung auf den pekuniären Ertrag der Memoires fest, von denen der erste Band jetzt eben im Druck war und der zweite nicht lange nachher unter die Presse kommen sollte. Die Uebersicht zu jenem beendigte er erst, während derselbe gedruckt wurde; sie gereichte ihm selbst zu hoher Befriedigung, so daß er darüber ein paar Tage lang das Mißliche seiner

Lage vergaß. In den Memoires führt sie den voluminösen Titel: „Universalhistorische Uebersicht der vornehmsten an den Kreuzzügen theilnehmenden Nationen, ihrer Staatsverfassung, Religionsbegriffe, Sitten, Beschäftigungen, Meinungen und Gebräuche." Nur ein Theil derselben ist unter der Ueberschrift Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter in Schiller's Werke übergegangen. An Karoline schrieb er über diese Arbeit am 3. November 1789: „Ich habe zwei oder drei glückliche Tage erlebt. Eine Arbeit, die mir anfangs nichts versprach, hat sich plötzlich unter meiner Feder in einer glücklichen Stimmung meines Geistes veredelt und eine Vortrefflichkeit gewonnen, die mich selbst überrascht. Ich habe noch nichts von diesem Werth gemacht, wenn mich anders die noch zu große Wärme meines Kopfs, die leicht auf mein Urtheil übergehen könnte, nicht irret. Nie habe ich so viel Gehalt in einer so glücklichen Form vereinigt, nie dem Verstande so schön durch die Einbildungskraft geholfen. Du wirst mich über mein Selbstlob auslachen; aber ich spreche wie ein fremder Mensch von mir, denn wirklich bin ich in dieser Arbeit mir selbst eine neue und fremde Erscheinung." Es wunderte ihn sehr, daß Körner in seinen Briefen sich über dieses Werk so kurz und kühl äußerte. „Worüber ich dich", schrieb er ihm den 1. Februar 1790, „ausführlicher und auch etwas wärmer gewünscht hätte, wäre die Abhandlung im ersten Bande der Memoires gewesen. Dieses Produkt, glaubte ich, müßte dich überraschen, könnte dich nicht kalt lassen, sowohl wegen der Neuheit der Gedanken, als auch wegen der Darstellung"; und noch am 16. Mai: „Herder ist ein ganz anderer Bewunderer meiner universalhistorischen Uebersicht in den Memoires, als du. Du willst mich im Philosophiren über Geschichte noch gar nicht gelten lassen. Meine Uebersicht macht bei Vielen Sensation, und ich denke von ihr noch eben so wie vorhin. Belehre dich also ja!"

Doch nur auf Augenblicke vermochten so glücklich gelungene Arbeiten seine Stimmung zu erheitern; von Tag zu Tage empfand er die Unsicherheit seiner Lage, die Widerwärtigkeit seiner Amtsverhältnisse und die Sehnsucht nach dem Zusammenleben mit der Geliebten stärker und schmerzlicher. „Welcher böse Genius", klagte er den Schwestern, „gab mir ein, hier in Jena mich zu binden! Ich habe nichts, gar nichts gewonnen, aber unendlich viel verloren!" Körner bestärkte ihn im Widerwillen gegen sein Amt. Allerlei Plane wurden geschmiedet, und jagten einander in seinem Kopfe. Bald will er „im Preußischen etwas anzuspinnen suchen"; bald denkt er an Mainz, Heidelberg, Mannheim, Wien. Anfangs November benachrichtigte er Karoline, daß

er an den Koadjutor Dalberg schreiben und ihm geradezu den Wunsch aussprechen wolle, in eine bessere Sphäre, wo sein Geist von elenden Rücksichten auf Gelderwerb frei wirken könne, versetzt zu werden. Er führte den Vorsatz aus, und wirklich schien in dem Koadjutor abermals ein Reichsfreiherr von Dalberg in unsers Dichters Lebensschicksal eingreifen zu sollen. Seit 1772 Statthalter zu Erfurt, seit 1778 Koadjutor von Kurmainz, hatte er bei dem hohen Alter des damaligen Kurfürsten die Aussicht, in nicht ferner Zukunft Kurfürst von Mainz und Kurerzkanzler zu werden. Daß er, als dieser Fall im Jahr 1800 eintrat, durch die Franzosen seiner linksrheinischen Staaten beraubt, gezwungen sein werde, in Regensburg zu residiren und sich in seinen Ausgaben sehr zu beschränken, war damals noch nicht vorauszusehen. Er antwortete dem Dichter artig und verbindlich unter Hindeutung auf künftige günstigere Eventualitäten, und äußerte sich gegen Bekannte vertraulich näher dahin, daß er die Absicht habe, dem von ihm hochgeschätzten Dichter ein Gehalt von viertausend Thalern und völlig freie Verfügung über seine Zeit zu gewähren.

War dies für Schiller ein lichter Punkt in der Zukunft, so sorgten die Verlobte und ihre Schwester auch für eine Erquickung in der Gegenwart. Auf die Einladung der Frau von Imhof, einen Theil der Wintersaison in Weimar zuzubringen, erwirkten sie von der chère mère hierzu die Einwilligung, reisten am 2. December über Jena hin und wußten es geschickt so einzurichten, daß sie die Stunden ihrer Anwesenheit in Jena größtentheils dem Freunde widmen konnten. Schiller gab ihnen Abends nach Beendigung seiner Vorlesung zu Pferde auf dem Wege nach Weimar eine Strecke weit das Geleit. Am 12. December begab er sich nach Weimar und ritt am 13. früh Morgens nach Jena zurück. Bei dieser Zusammenkunft legte er den Schwestern einen Plan vor, nach Ablauf des Semesters Jena zu verlassen und, mit Lottchen getraut, in Rudolstadt zu leben. Zugleich wurde beschlossen, daß zunächst beide Schwestern, und sodann auch er brieflich der Mutter sein Verhältniß zu Lotte eröffnen sollten.

Nach Weimar zurückgekehrt, setzte er sich sofort hin, um dem Dresdener Freunde seinen Plan detaillirt und motivirt zu berichten. Ich theile ihn mit, um zu zeigen, wie der Idealist reale Dinge praktisch und umsichtig zu behandeln wußte. Ein ferneres Bleiben in Jena, schrieb er, bringe ihm nur ökonomische Nachtheile; ob der Herzog etwas für ihn thun könne, sei noch zweifelhaft; wenn er aber auch aus seiner Schatulle ihm jährlich zweihundert Thaler zahle, so hebe das nicht jene Nachtheile auf, da er nach dem mäßigsten Anschlage die auf die Vor-

lesungen zu verwendende Mühe und Zeit in schriftstellerischer Thätigkeit doppelt so hoch verwerthen könne. Zudem möge er Lotte nicht gerne in die mißlichen geselligen Verhältnisse zu Jena bringen, wo man ihren Adel nicht vergessen könne; er würde dort sie und sich selbst den größten Platituden aussetzen. Auch befänden sie sich da zu nahe dem Weimarschen Adel, mit dem Lotte sehr verflochten sei; ein gänzliches Aufgeben dieser Verbindungen sei nicht wohl möglich, und die Fortdauer würde einen unangenehmen Kontrast mit ihrer schlichten Existenz in Jena erzeugen. Wichtiger aber sei noch, daß Frau von Lengefeld, die bisher für Lottchen auf eine Partie in Rudolstadt rechnen gekonnt habe, die Heirath derselben mit ihm doppelt ungern sehen würde, wenn diese die Tochter von ihr entferne. „Dazu kommt noch“, heißt es weiter, „daß die Entfernung der einen Tochter bald auch die der andern zur Folge haben würde; denn die Beulwitz stimmt sehr übel mit ihrem Manne zusammen, und nur die Gesellschaft ihrer Schwester machte ihr dieses Verhältniß bis jetzt leidlich. Allein lebt sie nicht mit ihm; ihre Mutter ahnt dieses schon längst, und ist sehr unruhig darüber. Er ist ein recht schätzbarer Mann von Verstand und Kenntnissen; dabei denkt er edel und gut — aber es fehlt ihm an Delikatesse, und seine Frau weiß er nicht zu behandeln. Sie hat viel mehr Geist, als er, und eine ganz eigene Feinheit der Seele, für die er gar nicht gemacht ist. Diesem übeln Verhältniß wird abgeholfen, wenn wir, die Lengefeld und ich, mit Beulwitz und seiner Frau zusammenleben. Er und ich stehen gut miteinander, und wenn die Beulwitz nicht auf die Gesellschaft ihres Mannes eingeschränkt ist, so geht auch mit ihr Alles besser. Im Hause haben wir Platz; es sind zwei Häuser aneinander, die Kommunikation haben, und seitdem die Mutter nach Hofe gezogen ist, ist Raum für uns geworden. Ich brauche bloß dreihundert Thaler in die Oekonomie zu geben, zweihundert Thaler zieht Lottchen von ihrer Mutter, ungefähr eben so viel brauche ich für mich. Fünfhundert Thaler sind mir nothwendig, aber auch hinreichend, und diese denke ich ganz allein von der Thalia zu beziehen. Die Einnahme von den Memoires bleibt mir apart. Unser Plan war also dieser. Ich verlange auf Ostern ein fixes Gehalt, das man mir ganz gewiß verweigert, und dann lege ich meine Professur nieder. Kann ich es zu einem Urlaub auf ein Jahr bringen, um meine niederländische Geschichte zu beendigen, so kann ich jeden gewaltsamen Schritt vermeiden; im Verweigerungsfalle gibt diese niederländische Geschichte einen anständigen Vorwand meines Austritts ab, auch für das Publikum.“

Was dem pietätvollen Sohne bei diesem Plan noch einige Sorge

machte, war, daß sein Vater, der an die Stelle in Jena große Hoffnungen geknüpft hatte, mit dem Aufgeben derselben unzufrieden sein mußte. Um ihn zu beruhigen, wollte er sich den kleinen Betrug erlauben, Lottchens Vermögen etwas größer anzugeben und durch den ältesten Prinzen zu Rudolstadt, der auf der Schweizerreise den Hauptmann auf der Solitude besucht hatte, ihm brieflich die Sache ins günstigste Licht stellen lassen, auch sich noch einen Titel, worauf der alte Schiller etwas gab, zu verschaffen suchen. Nach diesen Präliminarien sollte die Trauung und Uebersiedelung nach Jena folgen, wo er vier bis fünf Jahre zu bleiben, die Geschichte durchzustudiren und einige Theile derselben eingehend darzustellen gedachte.

Am 15. December schrieben die Schwestern Lengefeld an ihre Mutter, Karoline ausführlich, jenen ganzen Plan entwickelnd, Lotte kürzer, indem sie der Mutter bekannte, wie ihr ganzes Glück nur an dem Gedanken hange, für Schiller zu leben. Schiller's Brief an Frau von Lengefeld ging am 19. December ab, und am 22. las er schon, tief gerührt, ihre zustimmende Antwort. „Ja", schrieb sie, „ich will Ihnen das Beste und Liebste, was ich noch zu geben habe, ich will Ihnen mein Lottchen geben";— aber die Uebersiedelung nach Rudolstadt lehnte sie ab, und wünschte überhaupt größere Beruhigung über Schiller's künftige äußere Stellung. Der Gedanke an das Wegziehen von Jena und die Auflösung des amtlichen Verhältnisses mußte also aufgegeben werden, und rasch entschlossen, wie Schiller war, richtete er schon am 23. December an den Herzog eine schriftliche Bitte um ein kleines Jahrgehalt. Am nächsten Tage ging er nach Weimar, um dort das Christfest zuzubringen, „ganz in der Stille", wie er an Körner berichtete. Der Herzog erfuhr es jedoch, ließ ihn zu sich bescheiden und sagte ihm, er möchte gern etwas für ihn thun, ihm seine Achtung zu bezeugen; aber zweihundert Thaler — fügte er mit gedämpfter Stimme und verlegenem Gesicht hinzu — sei Alles, was er für ihn thun könne. Als Schiller ihm erklärte, dies sei Alles, was er von ihm wünsche, erkundigte er sich theilnehmend nach seiner Heirath und benahm sich fortwährend, seit er um das Verhältniß wußte, überaus artig gegen die Verlobten. Nicht lange nachher lief von Meiningen ein Hofraths-Diplom für unsern Dichter ein. „Du wirst künftig", schrieb er den 13. Januar dem Dresdener Freunde, „an Hofrath S. schreiben; ich bin seit einigen Tagen um eine Sylbe gewachsen; wegen meiner vorzüglichen — Gelehrsamkeit und meines schriftstellerischen Ruhms beehrte mich der Meininger Hof mit einem Diplom."

Während des Weihnachtaufenthalts in Weimar machte Schiller eine Bekanntschaft, die einige Jahre nachher zu einer lebenslänglichen Freundschaft der edelsten Art erblühen sollte, — die Bekanntschaft mit Wilhelm von Humboldt ist gemeint. „Schon damals“, erzählt Karoline von Beulwitz, „kündigte sich die geistige Kraft dieses Mannes an, die bei einer Vereinigung der vielseitigsten Kenntnisse immer neue Blüthen im Felde der Philosophie und Aesthetik trieb, so wie auch sein Charakter sich bereits offenbarte, der später in die großen Weltbegebenheiten so kräftig als edel eingriff.“ Unter der klugen und eifrigen Vermittlung Karolinens, die überaus viel Lust und Geschick zum Heirathstiften besaß, war kurz vorher (am 17. December), bei Gelegenheit eines Besuchs der Schwestern Lengefeld in Erfurt, die Verlobung Humboldt's mit ihrer Freundin Karoline von Dacheröden zu Stande gekommen, und zugleich, mit Rücksicht auf Schiller's an Mainz geknüpfte Hoffnungen, der Plan geschmiedet worden, daß Humboldt auf eine dortige Gesandtschaftsstelle hinarbeiten solle. Welch beglückende Aussicht, an den herrlichen Ufern des Rheins dereinst einen erlesenen, edeln Kreis engbefreundeter, ganz miteinander harmonirender Menschen zu bilden, die das Beste von Seele zu Seele tauschen und selbst das Besondere und Geringfügige zum Allgemeinen und Idealen steigern würden! Die schöne Hoffnung sollte sich zum Theil wenigstens verwirklichen, freilich nicht in Mainz, — dies verhinderte der bald folgende gewaltsame Umsturz der vaterländischen Verhältnisse; aber wohl in Jena, wohin Humboldt mit seiner Gattin im Frühjahr 1794 seinen Wohnsitz verlegte, eigens in der Absicht, ganz in Schiller's Nähe zu leben.

Während so ein Band künftiger Freundschaft sich anknüpfte, gewann gleichzeitig Schiller's Geistes- und Herzensbündniß mit Körner seine alte Vertraulichkeit und Herzlichkeit wieder, nachdem sie einmal unumwunden und kräftig sich gegeneinander ausgesprochen hatten. Ich halte es nicht für Raumverschwendung, wenn ich hier durch einen Auszug aus ihrer damaligen Korrespondenz zeige, wie Freunde von edelm und tüchtigem Charakter einen Tropfen gegenseitiger Mißstimmung aus ihrem Gemüth auszustoßen wissen. Am 24. December hatte Schiller berichtet, daß er nunmehr, um den Wünschen seiner künftigen Schwiegermutter zu entsprechen, noch einige Jahre in Jena ausdauern werde, und wie er dort als Ehemann es mit seinem häuslichen Leben zu halten gedenke. „Ich behalte“, schrieb er, „meine gegenwärtige Wohnung und miethe auch die übrigen Zimmer auf derselben Etage. Meine Hausjungfern wollen sich dazu verstehen, den Tisch zu besorgen, und ich komme wohlfeiler weg, als bei eigener Menage. So brauche ich zu

unserer Bedienung Niemand, als eine Jungfer für Lottchen; ich behelfe mich mit meinen bisherigen Leuten. Da ich alle Meubel im Hause haben kann, so brauche ich mich nicht einzurichten. Das Schwerste also, der Anfang, wird mir ziemlich leicht." Körner antwortete darauf mit einem Briefe, woraus der Verdruß, daß der Freund so wichtige Schritte hinter seinem Rücken gethan, und zugleich die Besorgniß hervorblickte, ob nicht der Poet bei der Wahl seiner Geliebten zu hoch in den Wolken gestanden habe, um diese genau zu sehen." Schiller erwiderte: „Die kluge Miene, die du in deinem Briefe annimmst, hat mich belustigt. Traue mir zu, daß die zwei Jahre, die ich gehabt habe, meine künftige Frau in Rücksicht auf mich kennen zu lernen, und in eben dieser Rücksicht gegen andere zu stellen, nicht verloren gewesen sind. Wem sollte ich es weniger zu sagen brauchen, als dir, daß in Fällen dieser Art allgemeine Urtheile nichts heißen, daß die Individualität allein dabei Richterin sein kann? Ich weiß wohl, daß unter zehn, die heirathen, vielleicht neun sind, die ihre Frauen um Anderer willen nehmen; ich wählte die meinige für mich. Mir scheint, es begegnete dir diesmal mit mir, was schon einigemal geschah: du hast dich über mich geirrt, weil du zu wenig Gutes von mir hofftest. Ich bin bei diesem ganzen langen Vorfall mit meinem Kopf und meinem Herzen sehr zufrieden; aber mir kommt vor, du könntest den Maßstab nicht sogleich wiederfinden, mit dem ich zu messen bin — und Jeder kann doch nur mit dem Maßstabe gemessen werden, den man von ihm selbst genommen hat. Wenn ich vielleicht als Liebhaber, wie du sagst, zu hoch in den Wolken stand, um meinen Gegenstand gut zu sehen, so stelltest du dich vielleicht diesmal etwas zu tief auf den Boden. Es wird gar nicht an Gelegenheiten fehlen, die dich bekehren werden — und vielleicht gestehst du dann dir selbst, ein schönes Herz und eine feingestimmte Seele darum nicht gefunden zu haben, weil du diese Eigenschaften bei deinen Forderungen übersahst. Indessen, wozu diese Worte? Die Zeit wird es ja wohl lehren. Aber es ist mir zu vergeben, daß ich gerade dich am wenigsten unter allen Menschen über ein Wesen im Irrthum lassen will, von dem ich einen so wichtigen Theil meiner Glückseligkeit erwarte."

Ueberrascht und unangenehm berührt von der mächtig gewachsenen Selbständigkeit eines Freundes, der früher so hingebungsvoll seinen Rath bei Allem und Jedem in Anspruch genommen hatte, schrieb Körner: „Meine Klugheit konnte dir als Bräutigam nicht erbaulich sein; aber du hast mich doch falsch verstanden. Ich sage bloß, daß ich kein kompetenter Richter über den Werth deiner Gattin bin, daß ich sie

zu wenig gesehen habe, und daß ich mich jetzt bloß freue, weil du dich freust, nicht aus eigener Ueberzeugung. Ich mochte dir nichts heucheln, was ich nicht empfand, und konnte nicht ganz schweigen, ohne kalt zu scheinen." Acht Tage später, am 26. Januar 1790, schrieb er, sichtbar schon versöhnlicher gestimmt: „Ich freue mich deiner jetzigen Freude; aber ich glaube auch Grund zu haben, von dieser Verbindung viel für dein künftiges Leben zu hoffen. Du hast nach deinen individuellen Bedürfnissen ohne ärmliche Rücksichten eine Gattin gewählt, und auf keinem andern Wege war es dir möglich, den Schatz häuslicher Glückseligkeit zu finden, dessen du bedarfst. Du bist nicht fähig, als ein isolirtes Wesen bloß für selbstsüchtigen Genuß zu leben. Irgend eine lebhafte Idee, durch die ein berauschendes Gefühl deiner Ueberlegenheit bei dir entsteht, verdrängt zwar zuweilen eine Zeit lang alle persönliche Anhänglichkeit; aber das Bedürfniß zu lieben und geliebt zu werden kehrt bald bei dir zurück. Ich kenne die aussetzenden Pulse deiner Freundschaft; aber ich begreife sie, und sie entfernen mich nicht von dir. Sie sind in deinem Charakter nothwendig und mit andern Dingen verbunden, die ich nicht anders wünschte. Mit deiner Liebe wird es nicht anders sein, und deiner Gattin, wenn ich vertraut genug mit ihr wäre, um eine solche Aeußerung wagen zu dürfen, würde ich nichts Besseres an ihrem Vermählungstage wünschen können, als das Talent, dich in solchen Momenten nicht zu verkennen."

Schiller antwortete den 1. Februar: „Dein Brief hat mich sehr erfreut. Ich erkenne dich darin wieder; ich kann mir mit Zuversicht sagen, daß du mir unverändert derselbe bist. Du gibst mir und denen, die deinen Brief zu sehen bekommen, einen Aufschluß über mich, der mir um seiner Wahrheit und um deiner Billigkeit willen sehr willkommen war. Hast du aber die Erfahrung von unterbrochenen Freundschaftsgefühlen aus unserm Verhältniß genommen, so thust du mir doch vielleicht Unrecht ... Meine Freundschaft hat nie gegen dich ausgesetzt. Das Wandelbare in meinem Wesen kann und wird nicht meine Freundschaft zu dir treffen, sie, die selbst davon unabhängig ist, wie du auch immer gegen mich handeln möchtest. Ich könnte mich überreden, daß ich dir aufgehört hätte, etwas zu sein; aber du hättest es in der Gewalt, in jedem Augenblick mein Vertrauen zu dir und die ganze Harmonie unter uns herzustellen. Unterbrechungen, welche meine innere Thätigkeit in unserer Freundschaft zu erzeugen schien, oder ferner scheinen möchte, können bloß die Aeußerungen derselben treffen — und solche Unterbrechungen schaden ihr nichts; vielmehr bringen sie mich mit einem größern Reichthum und einem geübtern Gefühl zu unserer Freundschaft

zurück. Laß es immer als eine feste Wahrheit bei dir gelten, was du dir selbst in deinem letzten Briefe sagtest, daß der Dichter keinen Abbruch dem Freunde thut, und sei versichert, daß an der genialischen Flamme, an welcher ein Ideal reifen kann, die Freundschaft niemals verdorret." *)

Ein so wahrer Herzenserguß dieser herrliche, hier nur im Auszug mitgetheilte Brief ist, so deckt er doch — ob dem Schreibenden bewußt oder unbewußt, bleibe dahingestellt — nicht ganz und klar die Ursache auf, die eine Stockung in dem Verhältniß zu Körner hervorgerufen hatte. Der mächtige Trieb, der von jeher neben dem stärksten Freundschaftsbedürfniß in Schiller sich behauptete, der Trieb, in seinem innern und äußern Leben möglichst auf eigenen Füßen zu stehen, war in Dresden um so stärker gewachsen, mit je engern und festern Banden ihn dort die Freundschaft umschlang, und hatte ihn schließlich zur Flucht nach Weimar bewogen. Als es nicht lange nachher die Wahl einer Gattin galt, war es gerade dieser Selbständigkeitstrieb, der ihn gegen die Dresdener Freunde verschlossen machte. Wußte er doch, mit welchem Eifer sich dieselben seiner wichtigsten Herzensangelegenheit, von welcher er eine völlige Erneuung und Verjüngung seines innern Wesens erwartete, bemächtigen würden. Das mußte Körner und die Seinigen, die sich einer so reinen und warmen Theilnahme an seinem Geschick bewußt waren, tief und schmerzlich verstimmen. Dennoch stellte sich auf Schiller's herzlichen Brief das volle gegenseitige Vertrauen sogleich wieder her. „Du hast meinen letzten Brief", schrieb Körner am 9. Februar, „so aufgenommen, wie ich erwartete. Wir verstehen uns wieder ganz, und es thut mir wohl, dir mit völliger Unbefangenheit schreiben zu können. Mißverständnisse unter uns können nie von Dauer sein. Das aufzugeben, was wir einander sein können, wird sich keiner von beiden so leicht entschließen. Wäre ich in Jena, so würde ich deine Gattin mit einem herzlichen Händedruck willkommen heißen, und du müßtest mein Dolmetscher sein."

Körner irrte, indem er beim Schreiben dieses Briefes sich unsern Dichter schon als Ehemann dachte. Schiller begab sich erst am 18. Februar nach Erfurt, um dort seine Braut und ihre Schwester abzuholen

---

*) Man hat wohl gesagt, die Form einer Schrift sei um so geschmackwidriger, je mehr Citate sie enthält. Aber wie vermöchte der Biograph dem Leser einen hellern Einblick in das innere Leben seines Helden zu eröffnen, als indem er ihn selbst in bewegten Momenten sich aussprechen läßt?

und den Koadjutor zu besuchen, brachte daselbst drei sehr glückliche Tage zu, die ihm auch durch das überaus freundliche Entgegenkommen Dalberg's verschönert wurden, fuhr Sonntags den 21. mit Lotte und Karoline nach Jena und am nächsten Tage der von Rudolstadt kommenden chère mère entgegen. Auf dem Rückwege ward die Trauung in dem schmucklosen Kirchlein des nahe bei Jena gelegenen Dorfes Wenigenjena durch den Adjunkten Schmidt, einen Theologen, der zu Kant's Anhängern gehörte, vollzogen. Das Dokument darüber in dem Kirchenbuch von Wenigenjena lautet: „Im Jahr Siebenzehnhundert und Neunzig den zweiundzwanzigsten Februar Nachmittags halb 6 Uhr ist Herr Friedrich Schiller, Fürstl. Sachs. Meiningscher Hofrath und öffentlicher Lehrer der Weltweisheit in Jena, Herrn Joh. Kasp. Schillers, Hauptmanns in Herzogl. Würtembergschen Diensten, eheleiblich einziger Herr Sohn, mit Fräulein Luise Charlotte Antoinette von Lengefeld, weiland Herrn Karl Christoph von Lengefeld, Fürstl. Schwarzburg. Rudolst. Jägermeisters und Kammerraths hinterlassener eheleiblicher zweiter Tochter, nachdem sie Tags vorher als am Sonntage Invocavit zu Jena einmal vor allemal proklamirt, auf Concession des Herrn Superintendenten Oemlers allhier in aller Stille getraut worden."

Dem Dresdener Freunde hierüber am 1. März Bericht erstattend, fügte der Neuvermählte hinzu: „Das Geheimniß ist über meine Erwartung geglückt, und alle Anschläge der Studenten und Professoren, mich zu überraschen, wurde dadurch hintertrieben. Meine Schwiegermutter verlebte nun noch mit uns einige angenehme Tage, und da unsere Einrichtung gleich ordentlich gemacht war, so gaben wir schon die ersten Tage ein volles schönes Bild des häuslichen Lebens. Ich fühle mich glücklich, und Alles überzeugt mich, daß meine Frau es durch mich ist und bleiben wird. Meine Schwägerin bleibt bei uns; aber ich mußte ihr ein anderes Logis miethen, weil es mir zwischen jetzt und Michaelis noch an Zimmern fehlt. Unsere Einrichtung ist gut ausgefallen, und ich gefalle mir in dieser neuen Ordnung gar sehr. Was für ein schönes Leben führe ich jetzt! Ich sehe mit fröhlichem Geist um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erholung. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, sondern ruhig und hell gingen mir diese Tage dahin." Und wie glücklich Lotte sich fühlte, sagt ein Brief von ihr an Vetter Wilhelm von Wolzogen, den sie am 9. März schrieb: „Du mußt nun wissen, daß ich seit vierzehn Tagen Schiller's Frau bin. Da uns die herzlichste, innigste Liebe verbindet, kannst du denken, daß wir

glücklich sind und es bleiben werden. Ich ahnte nie so viel Glück in der Welt, als ich nun gefunden. Das Herz findet sich bei der Liebe zu Schiller mit tausend starken Banden an ihn geknüpft; ich hätte in keiner andern Verbindung das gefunden, was mir jetzt geworden; und auch ihm werde ich durch meine Liebe das Leben freundlich erhellen; er ist glücklich, sagt mir mein Herz. Lieber Wilhelm, wer hätte es denken sollen, daß es so werden würde, als du uns meinen Schiller zum ersten Male vorführtest? Dank dir! Dank dem Schicksal, das mir meine Freuden durch dich gab!"

Die Sonne des Glücks leuchtete den Neuvermählten noch bis zum Schluß des Jahres 1790 fort. Diese drei Vierteljahre müßten wir für die schönste Periode in Beider Dasein halten, wenn nicht Stunden des Leidens und Ringens mit dem Schicksal in edlen Gemüthern Quellen eines noch höheren Glücks zu erschließen vermöchten. Die Osterferien brachte das junge Ehepaar sehr vergnüglich in Rudolstadt zu. „Wir leben jetzt hier", schrieb Schiller dort den 15. April an Körner, „gar angenehme Tage: ich in der schönen Reminiscenz der vorigen Zeiten, wenn ich die Plätze besuche, wo ich meine ehemaligen, in mich selbst verschlossenen Empfindungen wiederfinde; und meine Frau im Umgang mit einigen alten Bekannten, die ihr lieb geblieben sind. Meine Schwiegermutter freut sich unsers Glücks, und theilt es mit uns. Meine übrigen Verwandten von hier ersetzen mir die Leerheit ihres Umgangs durch eine herzliche Gutmüthigkeit und durch treffliche Torten und Pasteten." In dem dortigen Phäakenleben zeigte sich, daß Schiller von dem Hange seiner Schwägerin Karoline zum Kuppeln ein wenig angesteckt worden war; denn er berieth sich brieflich mit Körner, ob nicht der Fürst von Lippe-Detmold eine Partie für die jüngste Rudolstädter Prinzessin sei, und schlug den zum Wittwer gewordenen Steinguthändler Kunze (s. oben Kap. 1) als einen angemessenen Gatten für Körner's Schwägerin Dora vor, deren Verhältniß zu Huber sich entscheidungs- und fast aussichtslos hinschleppte.

Am 16. Mai berichtete er an Körner, er sei wieder zu Jena „im Geschirr, doch mehr Göschen's, als dem der Akademie", und lasse sich die schönen Maitage nicht durch Geschäfte verkümmern. „Es lebt sich doch ganz anders", fügte er hinzu, „an der Seite einer lieben Frau, als so verlassen und allein — auch im Sommer. Jetzt erst genieße ich die schöne Natur ganz, und mich in ihr. Es kleidet sich wieder um mich herum in dichterische Gestalten, und oft regt sich's wieder in meiner Brust. Das akademische Karrenführen soll mir doch nie etwas anhaben. Freilich, zu einem musterhaften Professor werde ich mich nie

qualificiren; aber dazu hat mich ja die Vorsehung auch nicht bestimmt." Leider ward er dem Vorsatz, die schöne Jahrszeit zu genießen, bald untreu und stürzte sich in anstrengende Arbeiten, die gewiß zur Untergrabung seiner Gesundheit beitrugen. Er las in dem Sommersemester ein Privatkolleg über Universalgeschichte und ein Publikum über den Theil der Poetik, der die Tragödie behandelt. „Bilde dir ja nicht ein", schrieb er an Körner, „daß ich ein ästhetisches Buch dabei zu Rathe ziehe — ich mache diese Aesthetik selbst, und darum, wie ich denke, um nichts schlechter. Mich vergnügt es gar sehr, zu den mancherlei Erfahrungen, die ich über diese Materie zu machen Gelegenheit hatte, allgemeine philosophische Regeln und vielleicht gar ein scientifisches Princip zu finden. Es legt sich mir Alles bis jetzt bewundernswürdig schön auseinander, und manche lichtvolle Idee stellt sich mir bei dieser Gelegenheit dar. Die alte Lust zum Philosophiren erwacht wieder."

Aber noch weit stärker nahm ihn die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs für Göschen's Kalender in Anspruch. Am 18. Juni meldete er dem Dresdener Freunde, es nehme diese Arbeit den ganzen Tag ein, so daß er darüber kaum zu Athem komme; vierzehn Stunden bringe er täglich lesend oder schreibend am Arbeitstische zu. Erst am 12. September konnte er den Abschluß seines diesjährigen, bis zur Breitenfelder Schlacht reichenden Pensums berichten. Er war sehr über das Lob erfreut, das Körner diesem Produkt zollte, und antwortete: „Ich wünschte, daß dein Urtheil im Ganzen wenigstens auch das des Publikums sein möchte. Du erinnerst dich, wie ich öfters eine Probe mit mir anstellen wollte, was ich in einer gegebenen kurzen Zeit zu leisten vermöge, da ich sonst immer so langsam arbeite. Eine solche Probe ist der dreißigjährige Krieg; und ich wundere mich nun selbst darüber, wie leidlich sie ausgefallen ist. Die Eilfertigkeit war vielleicht sogar vortheilhaft für den historischen Styl, den ich hier wirklich weniger fehlerhaft finde, als in der niederländischen Geschichte."

Nach einer so übermäßigen Anspannung der Kräfte einer Erholung doppelt bedürftig, brachte er in den Herbstferien wieder ein Paar Wochen in Rudolstadt, wie er selbst erzählt, mit Essen, Trinken, Schach- und Blindekuhspielen zu. „Ich wollte", schrieb er an Körner, „ganz feiern, und diese Erholung hat mir wohlgethan, obgleich sie mir gegen das Ende unerträglich wurde. Lange kann ich den Müßiggang nicht ertragen." Am 24. Oktober nach Jena zurückgekehrt, hatte er dort in den nächsten Tagen eine vorübergehende freundliche Berührung mit Goethe, der einige Zeit in Schlesien bei dem preußischen Heerlager zugebracht, auf der Hin-, wie auf der Rückreise Körner gesehen und viel

mit ihm über Kunst und Kantische Philosophie gesprochen hatte. „Goethe hat uns viel von dir erzählt“, berichtete Schiller am 1. November, „und rühmt gar sehr deine persönliche Bekanntschaft. Er fing von selbst davon an, und spricht mit Wärme von seinem angenehmen Aufenthalt bei euch und überhaupt in Dresden. Mir erging es mit ihm, wie dir. Er war gestern bei uns, und das Gespräch kam bald auf Kant. Interessant ist's, wie er Alles in seine eigene Art und Manier kleidet und überraschend zurückgibt, was er las. Aber ich möchte doch nicht gern über Dinge, die mich sehr nahe interessiren, mit ihm streiten. Es fehlt ihm ganz an der herzlichen Art, sich zu irgend etwas zu bekennen. Ihm ist die ganze Philosophie subjektivisch, und da hört dann Ueberzeugung und Streit zugleich auf.*) Seine Philosophie mag ich auch nicht ganz: sie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole. Ueberhaupt ist seine Vorstellungsart zu sinnlich und betastet mir zu viel. Aber sein Geist wirkt und forscht nach allen Direktionen und strebt, sich ein Ganzes zu erbauen — und das macht mir ihn zum großen Mann.“

Der gute Erfolg seines dreißigjährigen Kriegs dämpfte für die nächste Zeit in Schiller die Sehnsucht nach poetischer Thätigkeit und belebte seine Freude an der Geschichtschreibung. „Ich trage mich“, schrieb er den 26. November an Körner, „schon seit anderthalb Jahren mit einem deutschen Plutarch. Es vereinigt sich fast Alles in diesem Werk, was das Glück eines Buches machen kann, und was meinen individuellen Kräften entspricht. Kleine, mir nicht schwer zu übersehende Ganze und Abwechselung, kunstmäßige Darstellung, philosophische und moralische Behandlung. Alle Fähigkeiten, die in mir vorzüglich und durch Uebung ausgebildet sind, werden dabei beschäftigt; die Wirkung auf das Zeitalter ist nicht leicht zu verfehlen.“ Wie vieles Andere, blieb auch dieses literarische Unternehmen, wovon er sich jährlich eine Einnahme von siebenhundert Thalern versprach, ein bloßes Projekt. Hätte ihm das Geschick ein längeres Leben gegönnt, so wäre er wahrscheinlich in spätern Jahren darauf zurückgekommen.

---

*) Wie scharf spürte Schiller hier schon die eigenthümliche Sinnesart Goethe's heraus, die ihm den Vers in dem Gedicht Vermächtniß eingab: „Was fruchtbar ist, allein ist wahr“, und ihn noch 1829 an Zelter schreiben ließ, wahr sei für ihn nur, was sich an sein übriges Denken anschließe und ihn fördere. Das Nämliche könne einem Andern falsch erscheinen, weil es ihn nicht fördere. Wer das gründlich erwäge, werde nie kontrovertiren.

Gegen den Schluß des Jahrs 1790 fällt die Entstehung der Recension von Bürger's Gedichten, die im Januar des nächsten Jahrs in der Allgemeinen Literaturgeschichte erschien und Bürger tief kränkte. Man kann nicht wohl abstreiten, daß Schiller in seinem allzu ideell geschliffenen Spiegel das Bild des schätzenswerthen Kunstgenossen nicht im rechten Licht hat erscheinen lassen. Die Schattenseiten der Bürger'schen Poesie treten sehr deutlich, die Glanzseiten nicht hell genug hervor. Ungefähr acht Jahre später erkannte dies Schiller. „Wirklich hat uns beide", schrieb er damals an W. v. Humboldt, „unser gemeinschaftliches Streben nach Elementarbegriffen in ästhetischen Dingen dahin geführt, daß wir die Metaphysik der Kunst zu unmittelbar auf die Gegenstände anwenden, und sie als ein praktisches Werkzeug, wozu sie doch nicht geschickt genug ist, handhaben. Mir ist dies vis à vis von Bürger und Matthisson, besonders aber in den Horenaufsätzen öfters begegnet."

Zwei Fragen haben sich vielleicht beim Lesen dieses und des vorigen Kapitels wiederholt aufgedrängt: Wie stand Schiller, der Dichter des Don Karlos, der Prophet der Freiheit, der nunmehrige Historiker, der in gleich freiem Sinne, wie der Poet, schrieb, zu den welterschütternden Ereignissen in Frankreich? Und was wurde, fügt vielleicht eine Leserin hinzu, während der Zeit, worin sich das Rudolstädter Liebes-Idyll abspielte, aus des Dichters Verhältniß zu Charlotte von Kalb?

Auf die letztere Frage zunächst antwortend, muß ich an die ersten Monate von Schiller's Aufenthalt in Weimar wieder anknüpfen. Das persönliche Bekanntwerden mit einer Reihe interessanter, zum Theil sehr bedeutender und geistreicher Männer in Weimar und Jena war in jener Zeit für ihn ein wohlthätiges Gegengewicht gegen die Anziehungskraft, die Charlotte auf ihn ausübte. Dazu kam, daß ihm die Hofkreise, mit denen sie verwachsen war, durch Gotter's Vorlesung des Don Karlos gründlich verleidet wurden. Auch trug die in Folge des Besuchs von Jena neuerwachte Arbeitslust dazu bei, den Umgang mit Charlotte zu beschränken. Im Oktober 1787 zeigte die Annäherung an Korona Schröter und Karoline Schmidt, namentlich die lustige Whistpartie, die er mit ihnen arrangirte, daß er sich auch anderswo gut zu unterhalten wußte. Als er dann gleichzeitig nach der Aussöhnung mit Wieland in dessen Hause viel verkehrte, beschäftigte ihn sogar, wie wir wissen, vorübergehend der Gedanke, ob nicht Wieland's zweite Tochter ein Wesen sei, von dem er sich häusliches Glück versprechen könnte. Dann ereignete sich gegen Ende Novembers die Reise nach Bauerbach und zu Anfange Decembers die folgenreiche Rückkehr über Rudolstadt. Was

für einen Eindruck er dorther aus dem Lengefeld'schen Hause mitgebracht, blieb Charlotten, wie scharf sie ihn auch überwachte, eben so gut verborgen, wie seinem Freunde Körner. An diesen schrieb er am 8. December: in Weimar habe er Charlotte mit ihrem Manne wiedergefunden, und fügte über sein Verhältniß zu ihr hinzu: „Ich fühle in mir schon einige Veränderung, die weiter gehen kann. Wieland's besuche ich jetzt am fleißigsten, und ich glaube, es wird so bleiben." Daß er Charlotte das Frühjahr 1788 über, während Lotte von Lengefeld in seiner Nähe weilte, nicht oft und nicht gern besuchte, läßt sich denken; hatte er doch vor der Freundin, die lange die Vertraute seines Herzens gewesen, ein inhaltschweres Geheimniß zu bergen.

Als er im Mai 1788 seine Volkstädter Villeggiatur angetreten hatte, will Charlotte von ihm einen Brief erhalten haben, worin es hieß: „Wir wissen längst von uns, wie von wahrhaftigem Wesen; aber in dieser Region sind wir uns gegenseitig furchtbar, wie Sterne, die sich anziehen und ewig wieder abstoßen. Noch in Jugend, ja in unvergänglicher Jugend des Geistes und des Gemüths, bedürfen Sie nur der Trennung von allem Ertödtendem, daß sich Ihre Seele wieder frei entfalten könne. Darf ich rathen? Soll ich wollen? So kommen Sie in dieses Gebirge, wo auch ich jetzt wohne. Sie finden daselbst Bekannte, die Ihre Freundinnen sein können, und so würde ein schöneres und freieres Leben unter uns walten." Ich gestehe, daß ich in dem Briefe weder von Schiller's Geist, noch von seiner Ausdrucksweise eine Spur finden kann. Und wie sollte er auf den Gedanken gekommen sein, die leidenschaftliche, krankhaft reizbare Frau in den sanften idyllischen Kreis, worin er sich so wohl fühlte, hereinzuziehen? Ihre Antwort, behauptet sie, sei gewesen, er müsse nach Weimar kommen und über alle Bedenken sie hinwegheben; darauf jedoch habe Schiller Wochen, Monate lang geschwiegen und zuletzt, von ihr gemahnt, eine mündliche Besprechung der Sache in Aussicht gestellt. Ein spärlicher Briefwechsel muß allerdings zwischen ihnen während Schiller's Villegiatur stattgefunden haben; denn am 20. Oktober 1788 schrieb er an Körner: „An Frau von Kalb habe ich deinen Einschluß besorgt. Ich hab' ihr diesen Sommer gar wenig geschrieben; es ist eine Verstimmung unter uns, worüber ich dir einmal mündlich mehr sagen werde." Bei dieser Gelegenheit war es denn auch, wo er dem Freunde schrieb, daß ihr Einfluß auf ihn kein wohlthätiger gewesen sei. Jetzt, wo er so zart und harmonisch gestimmte weibliche Gemüther kennen gelernt hatte, mußte sich ihm die Erkenntniß doppelt hell aufdrängen.

Das in Weimar verbreitete Gerücht, eine schöne Rudolstädterin

habe Schiller den Sommer lang fern gehalten, ließ nach seiner Rückkehr eine Erklärung darüber gegen Charlotte nicht umgehen. Ihrer Darstellung zufolge kam es hierbei zu einer heftigen Scene. Nur die bestimmte Versicherung Schiller's, daß sein Verhältniß zu Lotte von Lengefeld noch keineswegs ein erklärtes, konnte die Hocherregte vorläufig beschwichtigen. Indeß besuchte er sie im Winter und Frühjahr 1789 nur selten, und war sicher nicht unglücklich darüber, daß im Mai die Uebersiedelung nach Jena ihn aus Charlottens Nähe führte. Seine Verlobung in Lauchstädt verheimlichte er ihr auch dann noch, als er bereits Körner und die Seinigen darüber aufgeklärt hatte, und dieselben ihr in Weimar zuführte. Wohin es aber allmälig mit Schiller's Zuneigung und Hochachtung für Charlotte gekommen war, zeigt sein herbes Urtheil über sie in einem Schreiben an Karoline von Beulwitz vom 3. November 1789. „Diesen Brief", heißt es dort, „schrieb mir die *. Sie ist doch ein seltsam wechselndes Geschöpf, ohne Talent glücklich zu sein; wie könnte sie also geben, was sie selbst nicht hat? Das Urtheil, das man dir von ihr gefällt hat, finde ich ziemlich richtig. Vor ihrer Neugierde muß man sich hüten, vor ihrer Inkonsequenz, die sie oft verleitet, sogar sich selbst nicht zu schonen, und auch vor ihrer Starkgeisterei, die sie leicht verführen könnte, es mit dem Besten Anderer nicht so genau zu nehmen."

Anfangs December 1789 kamen, wie oben erzählt worden, die Lengefeld'schen Schwestern nach Jena, um von da auf einige Zeit nach Weimar zu reisen. Dort war ihre Begegnung mit Charlotte nicht zu vermeiden, und es wäre in der Ordnung gewesen, wenn Schiller sie zu ihr begleitet und sich als Verlobten der Freundin vorgestellt hätte. Aber er schrieb an das Schwesternpaar: „Ich bin doch nicht ohne Neugierde, wie eure erste Zusammenkunft mit der * ablaufen wird. Bei ihr wird sie studirt sein, wenn sie darauf vorbereitet worden ist; überrascht ihr sie aber, so sollte es mich wundern, wenn ihre Empfindungen so ganz ohne Aeußerung blieben. Sie hält viel auf Repräsentation und den sogenannten Anstand, der sie oft tyrannisirt. Ich vermuthe, sie wird gegen Lottchen abgemessen und überlegt sein; desto natürlicher müßt ihr euch gegen sie betragen. Ich habe es nie leiden können bei der *, daß sie so viel mit dem Kopf hat thun wollen, was man nur mit dem Herzen thun kann. Sie ist durchaus keiner Herzlichkeit fähig. Sonst hat man doch in Verhältnissen, wie meines gegen sie war, Momente der Wärme, die sie auch wirklich hatte; aber ich zweifle, ob sie Wärme geben kann. Ihr lauernder Verstand, ihre prüfende kalte Klugheit, die auch die zartesten Gefühle,

ihre eigenen sowohl als fremde, zerschneidet, fordert einen immer auf, auf seiner Hut zu sein. Ich bin in gar keiner Disposition, sie zu sehen — ich kann nicht gerecht gegen sie sein. Der Gedanke, daß sie es nicht gegen euch ist, daß sie, ein so ganz von euch heterogenes Wesen, über eure und meine Liebe kalt und so befangen richtet — überhaupt ihr Bild neben dem eurigen würde mir gar nicht gut thun. Sie hat mich immer mißverstanden, und würde sich auch jetzt in meine neue Lage zu ihr gar nicht zu finden wissen. Ich beleidige sie, wenn ich nicht zu ihr gehe; aber ich will es durch meine Abwesenheit lieber, als durch meine Gegenwart."

Erst im Februar 1790 gestand Schiller ihr seine Verlobung und die nahe bevorstehende Vermählung. Die Art, wie sie diese Eröffnung aufnahm, stimmte vollends seine frühere Meinung von dem Adel ihres Charakters so tief herab, daß er an die Schwestern Lengefeld schreiben konnte: „Sie war nie wahr gegen mich, als etwa in einer leidenschaftlichen Stunde. Mit Klugheit und List wollte sie mich umstricken. Sie ist jetzt nicht edel und nicht einmal höflich genug, um mir Achtung einzuflößen." Mit einer so grellen Dissonanz riß die Freundschaft ab, die zeitweise in glühende Liebe aufzuflammen gedroht hatte.

In dem Gefühl, daß auch er bei der Peripetie und Katastrophe dieses bürgerlichen Trauerspiels nicht die edelste Rolle gespielt, bot er schon in den nächsten Jahren um so williger die Hand zur Versöhnung. Im Frühling 1793 knüpfte sich wieder zwischen ihnen ein freundlicher Briefwechsel an. Er erlebte es noch, und gewiß mit schmerzlicher Theilnahme, daß sie 1804 ihr ganzes Vermögen verlor, aber nicht mehr, daß sich 1806 ihr Mann erschoß, daß ihr Sohn gleichfalls sich das Leben nahm, daß sie unstät und dürftig bald in Berlin, bald in Würzburg und Frankfurt verweilte, 1820 ganz erblindete und in die bedrängteste Lage gerieth, bis die Güte der Prinzessin Marianne von Preußen ihr Wohnung und Unterhalt im königlichen Schlosse zu Berlin verschaffte, wo sie, noch immer von geistreichen Männern und Frauen besucht, geschätzt und bemitleidet, in sehr hohem Alter am 12. Mai 1843 ihre tragische Laufbahn beschloß.

Auf die Frage nach Schiller's Stellung zu der Staatsumwälzung in Frankreich antworte ich einstweilen mit Wenigem, da ich später darauf werde zurückkommen müssen. Um jene Stellung richtig zu würdigen, hat man vor Allem nicht zu übersehen, in welche Entwickelungs-Epoche seines Innern die französische Revolution fiel. Er stand bei ihrem Ausbruch ihr noch nicht als ein fertiger Mann gegenüber; mit sich selbst hatte er noch viel zu viel zu schaffen, als daß er den Zeit-

ereignissen seine volle Aufmerksamkeit und Theilnahme hätte widmen können. Eben dasselbe, was Goethe's Abwendung von den politischen Begebenheiten erklärt und zugleich entschuldigt, läßt uns auch begreifen, warum aus Schiller's damaliger Korrespondenz mit Körner und Andern so wenig Interesse für die gewaltigen Vorgänge jenseits des Rheines hervorblickt. Je reicher die künstlerische oder wissenschaftliche Begabung eines Mannes ist, je stärker und klarer ihm die Größe des empfangenen Pfundes zum Bewußtsein gekommen, je tiefer er die Bedeutsamkeit seiner besondern Mission fühlt und je deutlicher er die Lücken erkennt, die er zur Vollziehung dieser Mission noch auszufüllen hat: desto natürlicher und gerechtfertigter ist seine einstweilige Abschließung gegen Alles, was ihn in dem Gange seiner Selbsterziehung aufhalten und beirren kann. Uebrigens war Schiller damals nicht ganz ein so theilnahmloser Zuschauer der Weltbegebenheiten, als der Leser vielleicht nach dem bisher Mitgetheilten glauben mag. An die Ereignisse in Frankreich knüpfte er eine Zeit lang, wie viele andere hervorragende Männer in Deutschland, große Hoffnungen; und das dortige politische Leben imponirte ihm durch seine Größe. „Wie klein", schrieb er an Wilhelm von Wolzogen nach Paris, „wie armselig sind unsere bürgerlichen und politischen Verhältnisse dagegen! Aber freilich muß man Augen haben, welche von großen Uebeln, die unvermeidlich einfließen, nicht geärgert werden. Der Mensch, wenn er vereinigt wirkt, ist immer ein großes Wesen, so klein auch die Individuen und die Details ins Auge fallen. Aber eben darauf kommt es an, jedes Detail mit diesem Rückblick auf das große Ganze zu denken, oder mit philosophischem Geiste zu sehen. Wer dieses Auge nun entweder nicht hat, oder es nicht geübt hat, wird sich an kleine Gebrechen stoßen, und das schöne große Ganze wird für ihn verloren sein. Mir für meine kleine stille Person erscheint die große politische Gesellschaft aus der Haselnußschale, woraus ich sie betrachte, ungefähr so, wie einer Raupe der Mensch vorkommen mag, an dem sie hinaufkriecht. Ich habe einen unendlichen Respekt vor diesem großen drängenden Menschenocean; aber es ist mir auch wohl in meiner Haselnußschale. Mein Sinn, wenn ich einen dafür habe, ist nicht geübt, nicht entwickelt." Und wie hätte er auch sich entwickeln sollen in einer Zeit, wo Deutschland dem einzelnen Deutschen kaum noch für ein Vaterland galt, wo es aus einem losen Konglomerat unzähliger größerer und kleinerer Staaten bestand, keine gemeinsame Politik, kein öffentliches staatliches Leben kannte?

Daher war denn auch dasjenige, was Schiller von Theilnahme an den großen politischen Bewegungen besaß, mehr kulturphilosophischer,

als nationaler Art, mehr kosmopolitisch, als patriotisch. Wir hörten schon oben, wie wegwerfend er sich, im Gegensatz zu der Ansicht seiner Lotte, über den Heroismus eines Winkelried äußerte. Nicht minder herb konnte er über den Patriotismus der Alten aburtheilen. Dies lag nicht etwa allein in seiner besondern idealistischen Geistesrichtung, sondern auch in der gesammten Geistesströmung der damaligen deutschen literarischen Welt; und gerade in den Männern, mit denen er in den letzten Jahren am meisten verkehrt hatte, in Herder und Wieland, wurzelte jene weltbürgerliche Sinnesart am tiefsten. Herder hatte schon in einer frühen Jugendarbeit die Frage, ob wir noch ein Vaterland im Sinne der Alten haben, durchaus verneint, und den Wunsch, ein solches zu besitzen, entschieden verurtheilt; und so erklärte er auch später unter allen Stolzen den Nationalstolzen für den größten Narren. Wieland hielt noch 1793 den Patriotismus für eine bloße Modetugend und gestand, nicht begreifen zu können, wie sich diese Tugend mit den Pflichten gegen andere Völker vereinigen lasse. In gleichem Sinne schrieb Schiller am 13. Oktober 1788 an Körner, mit dem er über historische Darstellung korrespondirte: „Wir Neuern haben ein Interesse in unserer Gewalt, das kein Grieche und kein Römer gekannt hat, und dem das vaterländische Interesse bei weitem nicht beikommt. Das letztere ist überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Interesse ist es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menschen vorging, dem Menschen wichtig darzustellen. Es ist ein armseliges, kleines Ideal, für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geist ist diese Schranke durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragment — und was ist die wichtigste Nation anders? — nicht stille stehn?"

Dies vorläufig über den Gegenstand. Späterhin wird sich uns zeigen, daß trotz alledem durch Schiller's bedeutendste Geisteswerke ein hoher politischer und zugleich patriotischer Sinn hindurchgeht, und kein Schriftsteller vielleicht so viel wie er zur Weckung und Belebung vaterländischer Gefühle im deutschen Volke beigetragen hat.

Vierzehntes Kapitel.

Historische Schriften der Jenaer Zeit. Antrittsrede. Etwas über die erste Menschengesellschaft. Sendung Moses. Gesetzgebung des Lykurgus und Solon. Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter. Uebersicht des Zustandes von Europa zur Zeit des ersten Kreuzzuges. Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrichs I. Geschichte der Unruhen in Frankreich. Vorrede zur Geschichte des Malteserordens nach Vertot. Vorrede zum ersten Theil der merkwürdigen Rechtsfälle nach Pitaval. Einleitung zu den Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschalls von Vieilleville. Geschichte des dreißigjährigen Kriegs. — Schiller als Historiker.

Ehe ich den Versuch mache, Schiller überhaupt als Geschichtschreiber zu charakterisiren, liegt mir noch ob, der am Schlusse des eilften Kapitels gegebenen Ueberschau seiner historischen Schriften aus der Weimar-Volkstädt'schen Zeit hier eine kurze Betrachtung der in Jena entstandenen hinzuzufügen, wobei ich der Darstellung seiner äußern Lebensverhältnisse theilweise etwas vorzugreifen genöthigt sein werde.

Die erste hier zu erwähnende Schrift ist die Vorlesung „Was heißt, und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?" womit er am 26. Mai 1789 seine Amtsthätigkeit eröffnete. Sie erschien zuerst im November desselben Jahrs in Wielands Merkur, jedoch nicht ganz in ihrer ursprünglichen Form. „So wie du sie lesen wirst", schrieb Schiller den 13. Oktober an Körner, „habe ich sie freilich nicht gehalten. Ich glaubte dem Publikum etwas mehr Ausgearbeitetes schuldig zu sein, als einem Haufen unreifer Studenten." Die Rede beginnt mit einer Parallelisirung des Brodgelehrten und des philosophischen Kopfs, und verlangt von dem Jünger der Geschichte, daß er im Geist des letztern sich mit dieser Wissenschaft beschäftige. Zur Verdeutlichung des Begriffs Universalgeschichte wird hierauf zunächst der primitive Zustand des Menschengeschlechts in Kontrast zur jetzigen Kultur gestellt; sodann werden aus der ganzen Masse der Begebenheiten in der Menschenwelt die geschichtlichen, und aus diesen wieder die univer-

salhistorischen ausgeschieden. Weiterhin wird der Antheil des philosophischen Verstandes und der zweckdeutenden Vernunft an dem Aufbau der historischen Wissenschaft erörtert, und schließlich der hohe intellektuelle und praktische Werth des Geschichtsstudiums in großen Umrissen skizzirt. Das sind die wenigen leitenden Hauptideen. Aber welch eine herrliche Fülle geistreicher Gedanken schlingt sich um dieses einfache Gerüst! Und wie prachtvoll fluthet der Strom der schönsten Prosa daher, in welcher dieser Gedankenreichthum den würdigsten Leib gefunden hat!

Schiller hatte bei seinem Amtsantritt in einer Ankündigung, „Jena den 21. Mai 1789" datirt, als seine Aufgabe für das erste Semester eine Einleitung in die Universalgeschichte bezeichnet.*) Einige der diesem Zweck gewidmeten Vorlesungen wußte der unbesoldete Professor auch pekuniär zu verwerthen, indem er sie zu Beiträgen für seine Thalia überarbeitete. Dahin gehört die Abhandlung: Etwas über die erste Menschengesellschaft, nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde, zuerst veröffentlicht im 11. Heft der Thalia 1790. Der Mensch, so wird hier gelehrt, folgte ursprünglich bloß seinem Instinkt und vollendete sich so als Pflanze und als Thier. Die erwachende Vernunft entrückte ihn diesem behaglichen Zustande, dem Paradiese, und riß ihn auf eine neue Bahn, auf welcher er noch jetzt seiner Vollkommenheit entgegenschreitet. Dieser Abfall von seinem Instinkt wird von der h. Schrift als der Fall des ersten Menschen dargestellt; gleichwohl ist er der Anfang seines ächt menschlichen Daseins und ein Riesenschritt der Menschheit. Dann sucht der kulturphilosophische Historiker den ersten Samen der Gesittung, die älterliche, eheliche und Geschwisterliebe im häuslichen Leben auf, zeigt weiter, wie beim ersten Feldbauer und Hirten jener lasterhafte, aber dennoch Vernunft und Sittlichkeit fördernde, noch immer unbeendigte Kampf des Menschen mit dem Menschen entstehen konnte, gibt alsdann ein Bild jener sanften patriarchalischen Herrschaft, welche aber bald, nach dem Eintritt einer Ungleichheit an Besitz, Genuß und Recht, der Tyrannei und einem allgemeinen Sittenverderbniß weichen mußte, bis eine furchtbare Naturbegebenheit diese regellosen Anfänge der beginnenden Kultur wieder

*) Es heißt in der Ankündigung: Demandatum mihi in celeberrima hac Academia, Serenissimorum ejus Nutritorum beneficio, Professoris munis proximo Die Martis auspicabor publicis lectionibus, quibus Introductioni in historiam universalem operam dabo.

vertilgte. Zuletzt wird nachgewiesen, wie aus dem tapfern Anführer der Jagden ein Befehlshaber und Richter, und endlich ein König wurde. — Nach einer Anmerkung in der Thalia wurde der Aufsatz durch Kant's Abhandlung „Muthmaßlicher Anfang der Menschengeschichte“ veranlaßt, deren Vergleichung sehr interessant ist. In vielen Ideen, wie in der ganzen rationalistischen Betrachtungsweise, stimmen beide Denker überein; und wenn Schiller andere Gedanken Kant's zur Seite liegen läßt oder nur flüchtig berührt, so gibt er dafür neue, eigenthümliche Ansichten, oder führt das von Kant bloß Angedeutete nach Dichterart lichtvoll und anschaulich aus, und belebt durch seine Darstellung gleichmäßiger die verschiedenen Kräfte unseres Geistes und Herzens.

Eine zweite aus den Vorlesungen entsprungene Abhandlung, die Sendung Moses, zuerst 1790 im 10. Heft der Thalia gedruckt, enthält dort am Schluß die Bemerkung: „Ich muß die Leser dieses Aufsatzes auf eine Schrift von ähnlichem Inhalt Ueber die ältesten hebräischen Mysterien von Br. Decius verweisen, die einen berühmten und verdienstvollen Schriftsteller zum Verfasser hat, und woraus ich verschiedene der hier zum Grund gelegten Ideen und Daten genommen habe.“ Diese 1788 bei Göschen erschienene freimaurerische Schrift ist von Reinhold verfaßt, der hier als Maurer sich Br. Decius nannte. Sie fußt ihrerseits wieder auf dem Buche The divine legation of Moses demonstrated von Warburton. Hat nun auch Schiller's Aufsatz Manches aus der Reinhold'schen Schrift entlehnt, so ist er doch nach Anlage und Ausführung eine selbständige Arbeit. Es wird darin angenommen, daß die Vorsehung Moses zum Erretter seines Volks bestimmt habe, aber nicht jene Vorsehung, wie er hinzufügt, „die sich auf dem gewaltsamen Wege der Wunder in die Oekonomie der Natur einmengt, sondern diejenige, die der Natur selbst eine solche Oekonomie vorgeschrieben hat, außerordentliche Dinge auf dem ruhigsten Wege zu bewirken.“ Der junge Hebräer Moses nun, in Aegypten sorgfältig, als wäre er ein Aegypter, erzogen, wird dort in die Weisheit der Priester eingeweiht, lernt den Monotheismus, die Unsterblichkeitslehre und mancherlei Symbole und Ceremonien kennen, flieht in die Wüste und brütet hier den großen Plan aus, der Befreier seines Volks zu werden. Er offenbart den Hebräern den einzigen, wahren Gott, aber „auf eine fabelhafte Art, um ihn den schwachen Köpfen faßlich zu machen.“ Trotz dieser heidnischen Beimischung hat er den unschätzbaren Gewinn, daß der Grund seiner Gesetzgebung wahr ist, und also ein künftiger Reformator die Grundlage nicht zu zerstören braucht, wenn er die religiösen Begriffe verbessern will. Darnach bestimmt Schiller nun

auch die Bedeutung des hebräischen Volks. Er nennt es ein wichtiges, universalhistorisches Volk, weil sich das Christenthum und der Islam auf die Religion der Hebräer stützen, und ohne dasselbe die „sich selbst überlassene Vernunft“ die Wahrheit von dem einigen Gotte nicht gefunden haben würden. Einen andern Werth, als einen temporären, erkennt er diesem Volke nicht zu.

Können die zwei letztbesprochenen Aufsätze, obwohl auf fremde Schriften gebaut, dennoch als Schiller's Eigenthum gelten, so ist dies nicht der Fall bei der dritten, zuerst im eilften Thalia-Heft erschienenen Abhandlung Die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon, die Jahre lang nicht minder als jene zwei seinen Schriften beigezählt worden ist. Rektor Nagel in Kulm hat in Herrig's Archiv für neuere Sprachen und Literaturen die beinahe wörtliche Uebereinstimmung von Schiller's Lykurg mit einer Rede seines ehemaligen Lehrers Joh. Jak. Heinr. Nast an der Karlsschule zu Stuttgart nachgewiesen, welche derselbe 1792 bei der Niederlegung des Prorektorats hielt und später (1820) in der Sammlung seiner kleinen akademischen Gelegenheitsschriften mit der Bemerkung, daß sie noch ungedruckt sei, herausgab. Sie führt den Titel „Ueber die Vorzüge und Gebrechen der Lykurgischen Gesetzgebung und Staatsverfassung.“ Daß der in griechischen Studien ergraute Professor Nast an einem Aufsatze seines ehemaligen Schülers ein Plagiat verübt habe, läßt sich nicht annehmen. Nachweislich (vgl. „Schiller und Lotte“ S. 483 f., Brief vom 15. Nov. 1789) stand er mit Schiller in Korrespondenz und war sogar Mitarbeiter an der Thalia. Das zwölfte Heft derselben beginnt mit einer „Professor Nast aus S.“ unterzeichneten Probe einer metrischen Uebersetzung der Elektra des Euripides. Wahrscheinlich sandte Nast seine Arbeit über Lykurg an Schiller ein, der sie dann vermuthlich sowohl für seine Vorlesungen, als auch, um den Abschnitt Solon erweitert, für die Thalia verwerthete. In dieser erschien sie anonym, und auch sonst gab sich Schiller nirgendwo für den Verfasser derselben aus. Einräumen muß man jedoch, daß er dem Verleger Göschen, wie Körner gegenüber, die ihn beide für den Verfasser hielten, nichts gethan hat, ihren Irrthum zu verscheuchen. Erst nach Schiller's Tode nahm Körner in gutem Glauben die Abhandlung in des Freundes sämmtliche Werke auf.

Einige andere geschichtliche Abhandlungen Schiller's wurden durch das schon oft erwähnte weitaussehende literarische Unternehmen einer Sammlung von Memoiren hervorgerufen, die er als Herausgeber durch vorangeschickte Zeitgemälde verständlicher und beziehungsreicher zu machen suchte. Zu diesen Zeitbildern gehört zunächst der Aufsatz, wel-

cher unter der Ueberschrift „Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter“ den sämmtlichen Werken einverleibt worden ist. Seines ausführlichen Titels in den Memoires ist zu Anfange des vorigen Kapitels gedacht und zugleich dort erzählt worden, wie viel Werth der Verfasser selbst dieser Arbeit zuschrieb. In der That trägt sie nach Form und Inhalt ganz den Stempel seines Genies, und er durfte mit Recht an Karoline von Beulwitz schreiben, es sei jetzt Niemand in der Welt, der gerade das hätte machen können. Die Hauptideen, die uns hier in glänzender Ausführung entwickelt werden, sind folgende. Wir Neuern haben vor den Alten, die nur Nationalfreiheit kannten, die Menschenfreiheit voraus. Wie gelangten wir zu diesem unschätzbaren Gut? Unsere Vorfahren verloren sich nicht in den eroberten römischen Ländern, wie die Griechen einst unter den Völkern Asiens verschwanden. Sie blieben auf dem neuen Boden die Stärkern und behaupteten, indem sie die alten Formen schonungslos zerschlugen, auch ihre geistige Selbständigkeit. Nun beginnt für den germanischen Geist eine eigenthümliche Entwickelungsperiode auf einem neuen Schauplatz, unter einem neuen Himmel, in neuen Verhältnissen, im Kampf mit dem Nachlasse Roms. Jahrhunderte dauert der Kampf, und die ewige Ordnung der Dinge stärkt die erliegenden Herzen mit dem Glauben der Ergebung und flüchtet die Sitten unter den Schutz des Christenthums. Durch die Kreuzzüge wird die Hierarchie und die Macht des Adels geschwächt, die Herrschaft der Könige gesteigert, das Bürgerthum gegründet. So kommt das mittlere Geschlecht mit ungebrochener Kraft, mit ungeschwächtem Freiheitssinn an der Schwelle der neuern Zeit an, wo die Vernunft ihr Panier entfaltet und die Wahrheit, oder „was man dafür hielt“, den Arm der Tapfern bewaffnet. Hier trafen zum ersten Mal die Energie des Willens mit dem Licht der Einsicht, die Freiheit mit der Kultur zusammen, und man erlebte die Wundererscheinung, daß Vernunftschlüsse des ruhigen Forschers das Feldgeschrei mörderischer Schlachten wurden, und der Mensch endlich sein Theuerstes an das Edelste setzte.

Mit dieser Darstellung stand ursprünglich (in Abtheil. I, Bnd. 1 der Memoiren) in engster Verbindung der Aufsatz, der unter dem Titel „Uebersicht des Zustandes von Europa zur Zeit des ersten Kreuzzuges“ in Schiller's Werke eingereiht worden ist. Er schloß sich in den Memoiren dem Vorhergehenden ohne besondere Ueberschrift durch den Satz an: „Um richtig einsehen zu können, aus welchen Quellen jene Unternehmung (der erste Kreuzzug) entsprang, und wodurch sie so wohlthätig ausschlug, ist es nöthig, den damaligen Zustand

der europäischen Welt in einer kurzen Uebersicht zu durchlaufen, und die Stufe kennen zu lernen, auf welcher der menschliche Geist stand, als er sich diese seltsame Ausschweifung erlaubte." Diese Uebersicht ist ein Bruchstück geblieben und sollte etwa überschrieben sein: Entstehung und früheste Ausbildung des Lehenswesens. In ihr tritt nicht sowohl der anschaulich darstellende, als vielmehr der scharfsinnig philosophirende Historiker hervor. Wenige geschichtliche Thatsachen weiß dieser so geschickt zu gebrauchen, daß wir das Feudalwesen mit einer Art Nothwendigkeit sich bilden sehen. Er konstruirt gleichsam dieses große Ereigniß aus seiner Vernunft und entwickelt dessen Fortgang denkend und begriffsmäßig aus der allgemeinen Menschennatur.

Das letzte der einleitenden Zeitbilder, das Schiller für die erste (auf das Mittelalter bezügliche) Abtheilung der Memoiren entwarf und in den dritten Band einrückte, ist die Universalhistorische Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrichs I. Sie ist gleichfalls Fragment geblieben und daher der Titel wieder unpassend; denn sie erstreckt sich nur von der Thronbesteigung Lothars des Sachsen bis zur Wahl Konrads des Hohenstaufen und dessen Zug nach Jerusalem, bricht also gerade da ab, wo sie der Ueberschrift gemäß beginnen sollte. Wie das erste der bisher aufgezählten kleinen historischen Gemälde sich durch Originalität auszeichnet, das zweite sich durch hellen Verstand empfiehlt, so fesselt uns dieses durch blühenden Styl und prachtvollen Fluß der Rede. Man braucht nur in der nachgebildeten Fortsetzung dieser Uebersicht von Woltmann einige Seiten weiter zu lesen, um durch Kontrast den freien und kühnen Flug der historischen Muse Schiller's doppelt stark zu empfinden. Besonders ausführlich sind die Züge und die Niederlassung der Normannen in Sicilien und Neapel, bei Gelegenheit des zweiten Römerzuges Lothars, nicht eigentlich erzählt, sondern vielmehr charakterisirt. Das Gewaltige, das Heroische in den Unternehmungen und Thaten dieser verwegenen und glücklichen Eroberer hat der Geschichtschreiber schon im Rhythmus der Sprache abzuspiegeln gewußt. Rasch, kräftig, siegend ist ihr Lauf, wie der jener Heldensöhne.

Die bisher genannten Uebersichten sind der ersten Abtheilung der Memoiren, die auf das Mittelalter sich beziehen, entnommen. Dagegen wurde die „Geschichte der Unruhen in Frankreich, welche der Regierung Heinrichs IV. vorangingen, bis zum Tode Karls IX." für die zweite (auf die neuere Zeit bezügliche) Abtheilung geschrieben und diente dort ursprünglich zur Einführung in die

Memoiren des Herzogs von Sully. Im Vorbericht („Jena, Ostermesse 1791" datirt) bezeichnet Schiller als seine „Führer": „Brantome, Castelnau, de Thou u. a. und in der Anordnung des Stoffs besonders den Esprit de la Ligue von L. P. Anquetil. Wenn Tomaschek und Janssen in dieser Geschichte der französischen Unruhen den Gipfelpunkt von Schiller's Historiographie sehen, und Hoffmeister ihr zwar auch viele Vorzüge zuerkennt, aber doch stellenweise zu viel Interesse an Kleines und Jämmerliches verschwendet fand: so ist bei Lob und Tadel zu erwägen, daß ein großer Antheil von Beidem auf Schiller's Hauptführer Anquetil fällt. Was unserm Dichter den Gegenstand besonders anziehend machte, war eben dasjenige, was ihn auch zur Darstellung des Abfalls der Niederlande und des dreißigjährigen Kriegs hinzog. In allen drei Werken ist die den Schriftsteller begeisternde Idee die religiöse Freiheit, für welche hier in Frankreich, dort in den Niederlanden und in Deutschland gekämpft wird. Wie in den Niederlanden Wilhelm der Verschwiegene, in Deutschland Gustav Adolph, so ist in Frankreich der Admiral von Coligny der Held der Handlung und mit besonderer Vorliebe geschildert.

Weiter sind noch ein paar Vorreden zu fremden geschichtlichen Werken zu erwähnen. Konnte man an dem oben erwähnten trefflichen Aufsatz über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter allenfalls vermissen, daß dem Mittelalter darin keine innere, absolute Bedeutsamkeit, sondern nur ein relativer Werth zugeschrieben wird, daß der Schriftsteller es nur als Instrument zum modernen „Glücksstand" der Menschheit auffaßt: so werden wir für diesen Mangel schadlos gehalten durch die Vorrede zu der Geschichte des Malteserordens nach Vertot, von M. N. (Niethammer) aus dem April 1792. Das Lob, welches spätere Schriftsteller dem Mittelalter oft im Uebermaß gespendet haben, wird hier, auf ein richtigeres Maß beschränkt, in wenigen Worten anticipirt. Unsere Zeit, sagt die Vorrrde, hat vor der mittlern den Vorzug der größern Kultur, aber diese vor der unsrigen den der praktischen Tugend, der Begeisterung, des Schwunges der Gesinnung, der Stärke des Gemüths, der Energie des Charakters voraus. Die bloße Verstandesaufklärung ohne sittliche Kraft ist kaum als ein sittlicher Gewinn zu betrachten; dagegen ist schon die sittliche Kraft allein für ein Zeitalter, wie für einen Menschen, von hohem Werth. Huldigte damals auch die Menschheit einem Wahn, so huldigte sie ihm doch mit Aufopferung und Ueberzeugungstreue. Jene Menschen thaten mehr für ihre Thorheit, als wir für unsere Weisheit; ihre Thorheit selbst aber hatte einen idealen Ursprung, also

einen überirdischen Hintergrund. Durch die Großartigkeit der Idee, welcher sie gehorchten, und durch die Selbstlosigkeit und Treue, womit sie ihr dienten, hatte das Mittelalter auch vor dem Alterthum einen entschiedenen Vorzug. Denn der Grieche und Römer lebte und kämpfte nur für seine Existenz, für sein beschränktes Vaterland, für zeitliche Güter, für das Phantom der Ehre und Weltherrschaft.

Von geringerem Belange ist die derselben Zeit angehörige Vorrede zu dem ersten Theile der merkwürdigen Rechtsfälle nach Pitaval. Sie charakterisirt diese Schrift als eine solche, die den herrschenden Hang der Lesewelt zu leidenschaftlichen und spannungsvollen Situationen für einen bessern Zweck benutze, als dies in geistlosen, geschmack- und sittenverderbenden Romanen zu geschehen pflege.

Hoffmeister nahm in seine Nachlese zu Schiller's Werken drei „Bildnisse" von Personen des dreißigjährigen Kriegs aus Göschen's Historischem Kalender für Damen (Jahrgang 1792) auf: Lebensskizzen der Landgräfin Amalia Elisabeth von Hessen-Kassel, des Kurfürsten Maximilian von Baiern und des Kardinals Richelieu. Die beiden letztern sind mittlerweile als Huber's Eigenthum nachgewiesen worden. Zweifelhaft ist noch der Verfasser der Skizze Amalia Elisabeth. Die in Schiller's Werke übergegangenen Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschalls von Vieilleville (aus den Horen 1797 entnommen) sind nicht ein Werk Schiller's, sondern von Wilh. v. Wolzogen übersetzt, sollten also aus den Gesammtausgaben verschwinden. Es erhellt aus Schiller's Briefwechsel, daß er Wolzogen's Arbeiten nur durch Kürzungen und Korrekturen für den Druck einrichtete und mit einer Einleitung ausstattete, auf deren Mittheilung sich daher Goedeke mit Recht in seiner historisch-kritischen Ausgabe beschränkte.

Wie Schiller mit einer großen Produktion, der Geschichte des niederländischen Abfalls, in die Laufbahn des Historikers eingetreten war, so verließ er sie mit einer noch größern, der Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Er schrieb dies umfassendste seiner Geschichtswerke für Göschen „Historischen Kalender für Damen", der 1791 den Anfang bis zum Ende des zweiten Buchs, 1792 nur eine kleine Fortsetzung, 1793 den Rest, beinahe die Hälfte des Ganzen, brachte. Der Gegenstand hatte Schiller schon längst angezogen. Bereits am 18. April 1786 schrieb er an Huber: „Ich erwischte deinen Père Bougeant vom Münsterfrieden, und da habe ich mich nun in den dreißigjährigen Krieg verwickelt." Gegen Ende 1789 scheint er schon mit der Arbeit beschäftigt gewesen zu sein. „Göschen gibt mir", meldete er am 24.

December an Körner, „vierhundert Thaler für einen Aufsatz über den dreißigjährigen Krieg im Historischen Kalender. Die Arbeit ist leicht, da der Stoff so reich, und die Behandlung bloß auf die Liebhaber zu berechnen ist. Die vierhundert Thaler kommen mir gar gut um diese Zeit." Als Quellen benutzte er außer der oben angedeuteten Geschichte des dreißigjährigen Krieges von Bougeant noch Sully's Memoiren, de Thou, Ignaz Schmidt, Khevenhiller's Annales Ferdinandei, ferner, wie Boxberger nachgewiesen, Murr's Beiträge, wahrscheinlich auch Herchenhahn's Geschichte Wallenstein's, Pufendorf's Commentarii de rebus Suecicis und eine Parteischrift le Soldat suédois.

Auf den Ruhm eines in allen Theilen harmonisch und symmetrisch ausgeführten Kunstwerks kann diese geschichtliche Darstellung schon ihres überstürzten Ausgangs wegen nicht Anspruch machen. Sie ist mehr zu Ende gedrängt als geführt. Die drei Jahre, worin Gustav Adolph die Schlachten und Schicksale Deutschlands lenkt, nehmen beinahe ein Drittel des Werks ein. Von dem Tode dieses Königs und der Ermordung Wallenstein's an ist plötzlich des Geschichtschreibers Geduld und Interesse erschöpft; die übrige Zeit wird im Fluge durcheilt. Vielleicht kam als äußerer Grund dieses hastigen Abschlusses der Umstand hinzu, daß der Kalender auf das Jahr 1793, worin das Ganze beendigt werden sollte, keine weitere Ausführung des Gegenstandes gestattete.

Wie in Schiller's historischem Erstlingswerk, wird auch hier die Darstellung durch eine das ganze Feld umspannende Einleitung eröffnet. Ein mit kühner und sicherer Hand entworfenes Gemälde des Zeitalters bildet den Anfang. Dann führt uns der Geschichtschreiber bald erzählend und schildernd, bald betrachtend durch die Regierungsjahre Ferdinands I. und seiner Nachfolger, entwickelt die fernern und nähern Veranlassungen des Religionskrieges und versetzt uns unvermerkt in die erste Scene seines Dramas. Aber kaum hat er den Ausgang des böhmischen Aufruhrs geschildert, so erhebt er sich im zweiten Buch wieder zu einer allgemeinen Charakteristik des damaligen Zustandes der europäischen Staaten und einer Skizzirung des Terrains, worauf der Krieg spielen, und woraus er Brennstoff erhalten sollte. Unaufhaltsam eilt dann die Handlung dahin, so lange noch Männer zweiten Ranges, wie Mansfeld, Christian von Braunschweig, Georg Friedrich von Baden, Christian IV. von Dänemark ihre Träger sind. Erst mit Wallenstein und Gustav Adolph gewinnt die Erzählung einen langsamern Schritt und ein erhöhtes Interesse, und von diesen beiden glänzenden Gestalten beleuchtet, treten nun auch Tilly und Ferdinand II. in hellem Licht hervor. Die acht Jahre von Wallenstein's Erscheinen auf dem Schau-

platz bis zu seinem Tode bilden den gelungensten Theil des Werkes und nehmen darin auch mehr Raum ein, als die ganze übrige Zeit. Schon dieses zeigt, welchen Einfluß des Verfassers Interesse auf die Form seiner Arbeit hatte. Die Geschichte nahm unter seinen Händen die Gestalt seines Geistes an.

Der kosmopolitische Gesichtspunkt, aus dem die geschichtlichen Ereignisse betrachtet und dargestellt sind, ist in diesem Werk und dem Abfall der Niederlande derselbe; nur konnten hier Schiller's Freiheitsideen nicht so treiben und blühen, wie in dem geschichtlichen Erstlingsprodukt. Galt es doch hier nicht sowohl die Befreiung von einem Despoten und die Herstellung einer Republik, als vielmehr einen Kampf für religiöse Wahrheit, oder für das, „was mit Wahrheit verwechselt wurde", — für „Meinungen", wie er anderswo sich ausdrückt. Positive Religionsdogmen waren es nicht, was ihn begeistern konnte; er sagt ausdrücklich, das Augsburgische Religionsbekenntniß habe dem protestantischen Glauben eine positive Gränze gesetzt, ehe noch der erwachte Forschungsgeist sich diese Gränze gefallen ließ, und von den Protestanten sei dadurch ihnen unbewußt ein großer Theil ihres errungenen Gewinns verscherzt worden. Da Schiller die Lehrmeinungen der Protestanten nicht theilte, so würde er sich für seinen Gegenstand sehr wenig erwärmt haben, hätte er ihm nicht dadurch auch ein politisches Interesse abgewonnen, daß er die Unterdrücker des Protestantismus zugleich als Freiheitsfeinde, als Despoten auffaßte. Die Kirchentrennung in Deutschland hatte für ihn eine höhere Wichtigkeit, „weil sie gegen politische Unterdrückung einen starken Damm aufthürmte." Die Prinzen des spanisch-östreichischen Regentenhauses, „diese Säulen des Pabstthums", erschienen ihm zugleich als die erbitterten Gegner staatlicher Freiheit. Doch auch bei dieser Anschauung des Krieges konnte er sich für seinen Gegenstand noch nicht recht begeistern. War denn jene Freiheit, die er so oft betont, identisch mit seinem Ideal bürgerlicher und persönlicher Freiheit? War sie nicht vielmehr die sogenannte Reichsfreiheit, die Eigenmacht der Stände, die in Folge dieses Kriegs allmälig zur völligen Untergrabung der Macht des Staatsoberhauptes und zur Zersplitterung des Reichs führte, so daß bald der Eigenwille der einzelnen Herrscher kein Gegengewicht, keine Schranke mehr hatte?

Hieraus erklärt sich die geringere Temperatur, welche dieses Werk im Vergleich mit der Geschichte des Abfalls der Niederlande hat. Die Fülle des warmen Gefühls und die poetische Rhetorik mußten, als unverträglich mit der Sache, zurücktreten. Es blieb dagegen ein großes

Feld für objektive Schilderung, und das zurückgedrängte Gemüth ließ dem Verstande freieres Spiel. Ein historischer, kausaler Pragmatismus machte sich geltend, und an die Stelle der feurigen poetisch-rhetorischen Darstellung trat eine mehr verstandesmäßige Behandlung des Stoffes nach Kunstgesetzen. Sehen wir von dem bereits erwähnten Mangel an Symmetrie im Bau des Ganzen ab, so gebührt der Form des Werks ein großes Lob. Die edle, klare Rede bewegt sich in ruhiger Gleichmäßigkeit fort und greift nur bisweilen zu kühnern Bildern, oder erhebt sich zu einem vollern Ausdruck des bewegten Gefühls. Nirgends findet sich Hartes, Unebenes, Anstößiges. Besonders hervorzuheben ist, daß die Darstellung, einem Flusse gleich, ein kontinuirliches Ganzes bildet, und jeder Theil sich mit dem folgenden so lückenlos verbindet, wie die Begebenheiten miteinander. In den Charakterschilderungen zeigt sich insofern ein wichtiger Fortschritt, als dieselben hier nicht sogleich im Anfange, ehe wir noch den Helden handeln sehen, gegeben werden, sondern die Charaktere sich im Lauf der Geschichte selbst entfalten.

Es kann nicht geläugnet werden, daß die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs auf einem minder sorgfältigen Quellenstudium, als die des Abfalls der Niederlande beruht, wenn gleich Johannes Müller von ihr sagt, er habe bis auf zwei Stellen selbst die kleinsten Züge mit den von ihm verglichenen besten Quellen im Einklang gefunden. Wundern kann uns der angedeutete Mangel nicht; hörten wir doch im vorigen Kapitel Schiller selbst gestehen, daß er bei diesem Werk eine Probe mit sich habe machen wollen, wie viel er, der langsam Arbeitende, durch Anspannung seiner Kraft in einer gegebenen kurzen Zeit zu bewältigen vermöge. Weiterhin, im nächsten Kapitel, werden sich uns schwere Bedrängnisse zeigen, mit denen er über dem Entstehen des Werks zu kämpfen hatte. Diese werden es uns noch leichter erklärlich machen, warum er in der Durchforschung und Ausbeutung seiner Quellen nicht mit der erforderlichen Ausdauer, Umsicht und kritischen Schärfe verfuhr.

Damit hätten wir Schiller's historische Werke sämmtlich skizzirt und dürfen nun in der Charakteristik des Geschichtschreibers selbst uns kürzer fassen, da manches hierauf Bezügliche bei der Besprechung einzelner Werke schon angedeutet worden ist.

In der Beurtheilung Schiller's als Historiker ist stets festzuhalten, daß er nur eine kurze Zeit seines Lebens, und zwar nur in einem Uebergangsstadium seiner Entwickelung mit der Geschichtschreibung sich beschäftigte, nicht eigentlich um ihrer selbst, sondern um anderer Zwecke

willen, um die mangelnde unmittelbare Lebenserfahrung durch eine mittelbare zu ersetzen, um, was ihm nicht vergönnt war in der Welt anzuschauen, wenigstens in geschichtlichen Abbildern sich zu vergegenwärtigen, um Stoffe und Charaktere für künftige Tragödien und behufs ihrer lebendigern, farbenkräftigern und wahrheitstreuern Ausführung reichere Detailkenntnisse zu gewinnen, und endlich eines anscheinend nebensächlichen und äußerlichen, aber für ihn nur allzu wichtigen und auch innerlich ihn tief berührenden Zweckes wegen, um sich eine festere Lebensstellung anzubahnen, um sich ergiebiger Subsistenzquellen, als ihm die Poesie bot, zu eröffnen, um die Mittel zur Abtragung seiner niederbeugenden Schulden und zur Gründung häuslichen Glücks zu erwerben, von welchem er mit Zuversicht die Beruhigung seines aufgeregten und beinahe zerrütteten Gemüths sich versprach. Wäre ihm, wie Goethe'n, ein langes Leben, ein kräftiges Mannes- und Greisenalter vergönnt gewesen, hätte er sich in spätern Jahren nach vollendeter poetischer Laufbahn zur Geschichte zurückwenden, einen deutschen Plutarch, oder eine Geschichte Roms,*) wie es sein Plan war, ausführen können, mit welchen Leistungen würde er, nach dem zu urtheilen, was er unter so ungünstigen Bedingungen geschaffen hat, unsere historische Literatur bereichert und ausgeschmückt haben! Aber auch dann würde er wahrscheinlich seine Größe als Geschichtschreiber nicht sowohl in einer materiellen Erweiterung des historischen Stoffs, als in der Art der Bearbeitung desselben gesucht und gefunden haben. Die Erörterung dieser Behandlungsweise wird uns den eigenthümlichen Geist und die besondere Kunstform seiner Historiographie erkennen lassen.

Wie uns W. v. Humboldt berichtet,**) pflegte Schiller zu behaupten, der Geschichtschreiber müsse, wenn er das Thatsächliche durch genaues Quellenstudium in sich aufgenommen habe, nunmehr den gesammelten Stoff erst wieder „aus sich heraus zur Geschichte konstruiren"; er verlangte also von dem Historiker statt eines rein kausalen, realen, den Thatsachen selbst abgelauschten Pragmatismus einen mehr idealen, genialen. Worauf gründete sich bei ihm die Ansicht? Eine Wahrheit, bei welcher seine Betrachtung gern verweilte, ist die Einheit des menschlichen Geistes zu allen Zeiten und an allen Orten. „Bei einer unendlichen Mannigfaltigkeit der Menschen", ruft er bewundernd aus***), „immer doch diese Einheit derselben Menschenform!"

---

*) Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt S. 59.
**) Ebendaselbst S. 57.
***) Schiller's Leben von Karoline v. Wolzogen I, 337.

Da nun auch der Geschichtschreiber selbst diese Form, diese unabänderliche Einheit des Menschengeistes in sich trägt, so steht er den historischen Thatsachen, den Ausflüssen des Menschengeistes ganz anders gegenüber, als etwa der Naturforscher den Naturphänomenen; sein philosophisch forschender Genius darf aus sich selbst heraus den geschichtlichen Erscheinungen ihre Ursachen wiedergeben, darf ihren ursprünglichen innern Zusammenhang, den die sinnliche Auffassung zerrissen hat, wiederherstellen, und braucht dabei nicht eine Verfälschung derselben zu befürchten, wenn er die besondern Umstände, unter denen sie entstanden, sorgfältig mit in Betrachtung zieht. Wir sehen, das Verfahren des Historikers ist hier mit dem des Verfassers historischer Dramen ähnlich, der ja auch das gegebene Material aus sich selbst neu konstruiren muß, nur daß letzterm ein freieres Schalten mit dem historischen Stoffe, sogar eine Veränderung und Umformung desselben gestattet ist.

Aber auf eine innere, ursächliche Verknüpfung der historischen Thatsachen wird sich der Geschichtschreiber nicht beschränken; er pflegt dieselben auch unter einen allgemeinen Gesichtspunkt zu stellen. Ein Grundgedanke muß sie tragen und umgränzen, wenn ein historisches Werk eine innere Einheit haben soll. Durch Schiller's Geschichtswerke geht folgender Grundgedanke hindurch. Er schrieb vom allgemein menschlichen Standpunkt aus, frei von allen untergeordneten Meinungen und partikulären Rücksichten. Von keiner Kirche, keiner Schule, keinem Volksglauben, selbst von keinem Nationalgeist wollte er sich umgränzt wissen; nur die allgemeinen Schranken unseres Geschlechts erkannte er als die seinigen an. Er schrieb nur für den Menschen in seinem Leser. Der Geschlechtscharakter im Menschen ist aber, wie Schiller im Aufsatz über das Erhabene lehrt, der freie Wille. Im freien Handeln nach den ewigen Regeln der Vernunft liegt die Würde des Menschen, und er hat ein unveräußerliches Recht auf Achtung seiner Würde. Näher bezeichnet, sind also Menschenfreiheit, Menschenwürde und Menschenrecht die herrschenden Ideen seiner Geschichtsdarstellung; und indem er mit ihnen das eine Grundprincip seines sittlichen Lebens aussprach, gab er zugleich auch dem zweiten dadurch eine Stimme, daß er die freie Entwickelung aller geistig-sinnlichen Kräfte des Menschen zur Humanität forderte. Vorherrschend jedoch stellte er die Geschichte unter den erstern Gesichtspunkt, unter die Idee der Freiheit und Menschenwürde; denn die Humanität erschien ihm als eine unausbleibliche Blüthe jener. „Die ganze Weltgeschichte", sagt er in seinem historischen Erstlingswerk, „ist ein ewig wiederholter

Kampf der Herrschsucht und der Freiheit um diesen streitigen Fleck Landes, wie die Geschichte der Natur nichts anderes ist, als ein Kampf der Elemente und Körper um ihren Raum." Und hier ist wieder eine Stelle, wo der Historiker Schiller und der Dramatiker eins waren. Dasselbe Princip, das ihm bisher Führer im Drama war, leuchtete ihm auch als Leitstern in der Geschichtschreibung. Durch sein sittlich-tragisches Interesse bestimmt, hob er aus der Weltgeschichte solche Partien zur Bearbeitung heraus, wo die mit dem Despotismus ringende bürgerliche oder religiöse Freiheit selbst noch im Unterliegen dem Betrachtenden ein erhabenes Schauspiel gewährt. Alles, was zu jener Idee in keiner Beziehung steht, hatte für ihn keinen oder nur einen untergeordneten Werth, gerade wie Tacitus ausdrücklich seiner Geschichtsdarstellung nur das für würdig erklärte, was mit der Römergröße zusammenhing. Wie die Römerwürde das Princip des nationalen Tacitus, so war die Menschenwürde die Grundidee des ächt humanen Schiller.

Kein Wunder, daß er seine Freiheitsideen, die er zugleich mit der Begeisterung für Humanität in Kopf und Herzen trug, seinen historischen Gemälden theils in Betrachtungen und Reflexionen, theils in Gefühlsergüssen einflößte. Solche Betrachtungen sind uns bei vielen Andern ihrer Breite, ihr Uebermenge und der sich in ihnen kund gebenden Geistesbefangenheit wegen zuwider; Schiller's Urtheile sind in der Regel gedrängt ausgesprochen, maßvoll, besonnen und der Ausfluß einer über alle Partikularitäten erhabenen Weltansicht. Dabei sind sie um so wirkungsvoller, da sie in den Fluß einer wohlklangreichen Prosa eingestreut sind, und mit glänzenden, lebensvollen Schilderungen wechseln, so daß Ohr, Einbildungskraft und Ideenvermögen gleichmäßig befriedigt werden. Die Reflexionen treten aber da zurück, wo die Herzenswärme sich verdrängt. Schiller's Darstellung ist, wie die des Tacitus, von den Affekten seines Gemüths erfüllt. Er verdeckt weder seine Liebe, noch seinen Haß. Aber in beiden spricht sich ein so freier und hochstehender Geist aus, daß sie dem Leser Empfindungen nicht eines Individuums, sondern der Menschheit sind; Lob und Tadel tragen das Gepräge des allgemein Gültigen und Nothwendigen.

Trotz jener warmen Theilnahme an dem Gegenstande ist aber Schiller in seinem Urtheil über Personen nie partheiisch. Unpartheilichkeit nennt er selbst (in der Geschichte des dreißigjährigen Kriegs) die heiligste Pflicht des Geschichtschreibers. Wahrheitsliebe, Besonnenheit und Gerechtigkeitsgefühl erleichterten ihm die Ausübung dieser Pflicht. Bei dem innigsten Interesse, das er einer Sache zuträgt,

bleibt er ein nüchterner Beurtheiler ihrer Anhänger und ein billiger Richter ihrer Gegner. Die Sache, für die er selbst glüht, ist nie ganz die Sache, welche die eine Partei verficht, die andere bekämpft. Den Gegenstand seiner Begeisterung, der im wirklichen Leben durch Zufälligkeiten verkümmert, durch Beimischung unedler Motive verunreinigt erscheint, hielt er vorurtheilsfrei im reinen Aether des Ideals. Er stand über den Kämpfen, die er darstellte. Seine kosmopolitischen Ideen und Gefühle erleuchteten und erwärmten seine historischen Gemälde; aber die aus jenen Ideen entsprungenen Affekte der Zu- und Abneigung waren zu rein und frei, als daß sie seinen Blick hätten trüben, sein Urtheil bestechen können.

Die glänzendste Seite seiner Historiographie war die über die ganze Darstellung ausgebreitete künstlerische Form. Er bezeichnete es sogleich bei seinem ersten Auftreten auf diesem Gebiet als einen seiner Hauptgesichtspunkte, geschmackvoll zu schreiben, ohne der Wahrheit etwas zu vergeben, und erfüllte jetzt in der That glänzend seine eigene Vorschrift, „daß die Gelehrsamkeit einen Bund mit den Musen und Grazien schließen müsse, wenn sie einen Weg zum Herzen finden und den Namen einer Menschenbildnerin verdienen wolle.“ Selbst diejenigen, welche weniger mit Schiller's historischen Schriften zufrieden sind, lesen sie lieber, als die formlosen Ausgeburten der bloßen Gelehrsamkeit; seine Geschichtsdarstellungen triumphiren, wie alles Schöne, sogar über ihre Gegner. Der Wohlklang der Sprache, die Anlage, die Uebergänge, die Abrundung der Perioden, Alles läßt die sorgfältige, geübte Hand des Meisters erkennen. Die Schilderungen, die Charakterbilder, die allgemeinen Gemälde sind zum Theil von unerreichter Schönheit, und auch die Reflexionen sind belebt und anziehend gehalten.

Eine besondere Sorgfalt hat er augenscheinlich den eben erwähnten Charakterbildern zugewandt. Wenn man nicht läugnen kann, daß in den Dramen der ersten Periode nur wenige, sich wiederholende, unbestimmt gezeichnete, subjektive Charaktere vorgeführt werden, so verhält es sich auf einmal ganz anders, sobald Schiller das Feld der Geschichte betreten hat. Hier enthüllt er uns eine große Menge scharf geschiedener, wenigstens begriffsmäßig bestimmter Personen und geistiger Zustände. In der Geschichte fühlte er seine Einbildungskraft in festere Schranken gedrängt, er sah sich aus seiner eigenen Betrachtungs- und Gefühlsweise hinausgewiesen — zum großen Heil für sein poetisches Talent, dem durch die Geschichte die Mannigfaltigkeit der Anschauungen zu Theil ward, die Goethe unmittelbar aus dem Leben schöpfte. Die

Menschen, die uns Schiller's historischer Griffel gezeichnet hat, sind nicht mehr, wie die seiner Jugenddramen, Ausgeburten einer lyrischen Stimmung und eines sittlichen Bedürfnisses; es fehlt ihnen zu leibhaftigen Gestalten nur noch Folgendes. Er nahm nur menschlich bedeutsame Züge in seine Charaktergemälde auf und ließ die zufälligen Eigenheiten fast alle weg; er stellte uns mehr Arten von Menschen, als Individuen dar. Hier war Schiller's Schranke in der historischen Portraitmalerei. Seine Menschenbilder sind mehr Bilder für den Gedanken, als für das Auge. Eine besonders charakteristische Eigenthümlichkeit dieser Genrebilder ist noch diese, daß sie fast immer mit Hinblick aufeinander, also vergleichend oder entgegensetzend dargestellt sind. So begegnet uns auch hier wieder seine Vorliebe für Parallelen und Antithesen, die sich so oft in seinen Gedichten zeigt, und nicht weniger in seinen philosophischen Schriften kund gibt. Wie er zwei Begriffe tausendmal hin- und herwirft und alle ihre Bezüge aufspürt, so macht er sich auch von zwei Charakteren den einen durch den andern deutlich.

Was sein Verhältniß zur teleologischen Auffassung und Behandlung der Geschichte betrifft, so wissen wir schon aus dem philosophischen Gespräch im Geisterseher, daß er die Begriffe Mittel und Zweck in der Behandlung der historischen Thatsachen nicht gebrauchen konnte. Das Zweck- und Planmäßige, was man in der Geschichte zu finden glaubt, erkannte er nur als etwas in unserer Vorstellung Vorhandenes an. Das teleologische Princip, sagt er, biete zwar dem Verstande höhere Befriedigung und unserm Herzen größere Glückseligkeit, werde aber durch eben so viel Fakta widerlegt, als bestätigt. Daher spricht er in seinen Geschichtswerken selten und nur zweifelnd von einer höhern Leitung der Dinge. Im Allgemeinen geht es überall natürlich und begreiflich in seiner historischen Welt zu, gerade wie seine dramatische der ersten Periode dem religiösen Gefühl entzogen ist. Seiner Weltansicht nach ist das Menschenleben auf der kurzen Strecke zwischen Geburt und Grab sich selbst überlassen, und entwickelt sich unter dem Spiel des Zufalls und dem Gesetz der äußern Nothwendigkeit durch die freie Willenskraft des Menschen nach selbstgesetzten Zwecken. Was vom Individuum gilt, das gilt auch von der Gattung. So führte denn Schiller auch das Außerordentliche in der Geschichte durchweg auf das Natürliche zurück, indem er jede wunderbare, unmittelbar göttliche Einwirkung ablehnte. Doch ließ er bisweilen einzelne himmlische Sonnenblicke in das irdische Leben brechen, und enthielt sich augenscheinlich der Anwendung des teleologischen Princips ungern, und nur durch seine

Ueberzeugung gezwungen. Kopf und Herz waren hierbei nicht immer im Einklang, und nicht selten regte sich in ihm den Einwendungen des Verstandes zum Trotz, eine sehnsüchtige Rückerinnerung an den frommen Glauben seiner Kinderzeit. „Ach!“ schrieb er am 30. November 1789 in einem Briefe an die Lengefelder Schwestern, „ach daß das Schicksal der Menschen in den Händen eines Wesens wäre, das dem Menschen gleicht, — vor dem ich mich niederwerfen könnte, und euch, euch von ihm erflehen!“

Fünfzehntes Kapitel.

Schiller's Hausfreunde. Aufenthalt zu Erfurt. Fieberanfall daselbst. Schwerer Rückfall in Jena. Das Studium Kant's und die Uebersetzung der Aeneide begonnen. Wiederholte lebensgefährliche Krankheitsanfälle. Besuch des Karlsbades. Nochmaliger Aufenthalt in Erfurt. Unterstützung durch den Herzog Karl August. Literarische Arbeiten. Die „Zerstörung von Troja“ und „Dido“ beendigt. Baggesen. Todesfeier in Hellebeck. Großmuth des Herzogs von Augustenburg und des Grafen Schimmelmann.

Das Jahr 1790 war unserm Dichter nicht bloß durch das Glück, das ihm aus dem Zusammenleben mit seiner Lotte und der Nähe ihrer Schwester erblühte, sondern auch durch heitere Geselligkeit verschönert worden. Von seinen Amtsgenossen standen Griesbach, Schütz, Hufeland und besonders Paulus, zu dessen Frau sich Lotte hingezogen fand, mit ihm fortwährend in freundlichem Verkehr. Nur zu dem braven und treuen Reinhold wollte sich nicht ein so inniges Verhältniß gestalten, als dieser es sehnlich wünschte und nach dem warmen Anfang ihrer Bekanntschaft hoffen zu dürfen geglaubt hatte. Wie groß die Anziehungskraft, die Schiller auf begabte und strebsame akademische Jünglinge ausübte, und seine Zuneigung zu ihnen war, zeigte sich darin, daß viele derselben seine oft und gern gesehenen Hausfreunde und

später in Krankheitstagen seine treuen und liebevollen Pfleger wurden. Zu ihnen gehörte der treffliche Zögling Goethe's, der liebenswürdige Fritz von Stein; der junge Bartholomäus Fischenich aus Bonn, der in Schiller's Hause wohnte und sein wie seiner Gattin unbedingtes Vertrauen genoß; der Dr. med. Erhard aus Nürnberg, zugleich Mathematiker, Philosoph, Zeichner und Musiker, der eigens, um Schiller und Reinhold kennen zu lernen, nach Jena gekommen war; der Liefländer Karl Graß, „ein herzlich attachirtes Wesen", wie ihn Schiller charakterisirt, von Beruf Theolog, aber der Neigung und den Anlagen nach Poet und Maler; ein anderer Liefländer, ein ungemein zartsinniger und bildungseifriger junger Mann, Gustav von Adlerskron. Auch der treu anhängliche Privatdocent Niethammer, der sich später durch amtliches und literarisches Wirken rühmlich bekannt machte, und ein Baron Herbert aus Klagenfurt schlossen sich diesem Kreise an. Letzterer, ein Fabrikbesitzer, ein Mann in den Vierzigen mit Weib und Kind, besuchte Jena auf vier Monate, um Kantisch-Reinhold'sche Philosophie zu studiren — solche Zugkraft übte dieses neue Evangelium damals auf die Geister.

Am vorletzten Tage des so glücklich verlebten Jahres 1790 reiste Schiller mit seiner Frau und seiner Schwägerin nach Erfurt. Dort wurde er nach einem Koncert im Stadthause beim Abendessen plötzlich von einem Katarrhalfieber befallen und mußte einen ganzen Tag lang das Bett und mehrere hindurch das Zimmer hüten. Es blieb zwar für jetzt bei dem einzigen Anfall; aber dieser war so stark, daß sein Arzt, wie er selbst, ihn zuerst für die Ankündigung eines gefährlichen Fiebers hielten. Dortige Freunde und vor allen der Koadjutor suchten ihm die Reconvalescenztage möglichst erträglich zu machen. Mit Dalberg, schrieb er an Körner, habe ihn der Aufenthalt in Erfurt überaus nahe gebracht und von dessen Seite „die bestimmtesten und glücklichsten Erklärungen herbeigeführt." Auf der Heimreise hielt er sich einen Tag in Weimar auf, traf dort zu seiner Freude den Schauspieler Beck aus Mannheim, stellte sich auch bei Hofe vor, bewunderte bei der Herzogin Amalia die aus Italien mitgebrachten schönen Zeichnungen (Prospekte von Neapel, von Rom und Umgegend, Zeichnungen nach Antiken u. s. w.) und ließ Lotte in Weimar zurück. Am 11. Januar war er wieder in Jena. In seinem Briefe an Körner vom nächsten Tage meldete er sich wohlgemuth als „ganz hergestellt" und sprach seine Freude aus, daß er endlich nach langem Suchen ein begeisterndes Sujet zu einer Tragödie, und zwar ein historisches (Wallenstein) gefunden habe. Aber schon am folgenden Tage kehrte seine Krankheit zurück, und zwar

so heftig und angreifend, daß er am 15. Januar nur mühsam in unsichern Schriftzügen Lotte um ihre Heimkehr bitten konnte. Am dritten Tage spie er Blut und litt an Brustbeklemmungen, die man durch Aderlässe, Blutegel und Vesicatorien zu erleichtern suchte. Da er in den ersten sechs Tagen keine Nahrung zu sich nehmen konnte, so war er bald so abgemattet, daß die kleine Bewegung beim Getragenwerden vom Bett zum Sopha ihm Ohnmachten zuzog. Am siebenten Tage wurde sein Zustand sehr bedenklich. Am neunten und siebenzehnten erfolgten Krisen; die Paroxysmen waren stets von starkem Phantasiren begleitet. „Erst acht Tage nach Aufhören des Fiebers", berichtete er den 22. Februar an Körner, „vermochte ich einige Stunden außer dem Bette zuzubringen, und es stand lange an, ehe ich am Stock herumkriechen konnte. Die Pflege war vortrefflich, und es trug nicht wenig dazu bei, mir das Unangenehme der Krankheit zu erleichtern, wenn ich die Aufmerksamkeit und thätige Theilnahme betrachtete, die von vielen meiner Auditoren und hiesigen Freunden mir bewiesen wurde. Sie stritten sich darüber, wer bei mir wachen dürfe, und einige thaten dies dreimal in der Woche. Nach den ersten zehn oder zwölf Tagen kam meine Schwägerin von Rudolstadt, und ist noch hier, — ein höchst nöthiger Beistand für meine liebe Lotte, die mehr gelitten hat, als ich. Auch meine Schwiegermutter besuchte mich; und diesem innigen Leben mit meiner Familie, dieser liebevollen Sorge für mich, den Bemühungen meiner andern Freunde, mich zu zerstreuen, danke ich größtentheils meine schnellere Genesung. Zu meiner Stärkung schickte mir der Herzog ein halb Dutzend Bouteillen Madeira, die mir neben ungarischem Weine vortrefflich bekommen." Unter den jungen dienstwilligen Hausfreunden machte besonders Adlerskron durch die liebevolle Umsicht, womit er der Wartung Schiller's sich hingab, um ihn und die Familie sich hochverdient. Auch trat damals der kaum achtzehnjährige gefühlvolle Hardenberg (Novalis) in ein nahes Verhältniß zum Schiller'schen Hause.

War nun auch durch den trefflichen Arzt Starke die Lebensgefahr, worin Schiller schwebte, für den Augenblick beseitigt, so hatte doch der furchtbare Anfall seine Gesundheit in ihren Grundvesten erschüttert; sein Körper blieb für den ganzen Lebensrest zerrüttet, wenn gleich sein Geist eine wunderbare Frische behielt, ja zeitweise sich wahrhaft verklärte. Die Natur hatte ihn, wie wir wissen, von Haus aus nicht mit einer starken, widerstandskräftigen Gesundheit ausgestattet, und das Leben in der Karlsschule war ihm leiblich nicht förderlich gewesen. In der folgenden Zeit hatten sodann Unregelmäßigkeit im Lebenswandel,

drückende Sorgen, heftige Gemüthsbewegungen, Ueberanstrengung des Geistes, das langwierige Wechselfieber in Mannheim, Nachtwachen, gekrümmtes Sitzen bei der Arbeit, selbst Abhärtungsversuche, die er zuweilen machte, seinen Körper noch mehr entkräftet; besonders neigte er seines oft anhaltenden Stubenlebens wegen sehr zu Erkältungen. In der letzten Zeit aber hatte, wie dies Wieland (im Vorwort zum Histor. Kalender für Damen 1792) bezeugt, das Experiment im Schnellarbeiten bei der Darstellung des dreißigjährigen Kriegs ihm heftig zugesetzt und den eben beschriebenen Krankheitsanfall vorbereitet, von dem er nie wieder vollständig genesen sollte. Wie sein Leben im Knabenalter ein Kampf mit Geistesdruck, dann weiterhin und noch jetzt mit der Armuth war, so ward es von nun an ein erhaben tragisches Ringen eines starken und muthigen Geistes mit einem siechen und hinfälligen Leibe. Er durchschaute selbst die Gefahr, die ihn fortwährend bedrohte, verbarg sie aber den Seinigen. Nur dem Dresdener Freunde, der ihm in diesen Leidenstagen wieder das treueste Bruderherz bewährte, gestand er sie. Körner versuchte ihm und sich selbst Muth einzureden. „Du hast eine schreckliche Krankheit überstanden", schrieb er am 1. März, „und es ist, als ob du mir von neuem geschenkt wärest. Wohl dir, daß du eine so brave Gattin gefunden hast! Ohne ihre Sorgfalt hättest du schwerlich gerettet werden können."

Kaum fühlte er sich wieder etwas leidensfrei, so kehrte seine heitere Stimmung zurück, und mit ihr seine Arbeitslust. An die Fortsetzung der Geschichte des dreißigjährigen Krieges durfte er sich noch nicht wagen; die öffentlichen Vorlesungen mußten des Zustandes seiner Brust wegen einstweilen unterbleiben; der Herzog dispensirte ihn von denselben willfährig für den Rest des Wintersemesters und den nächsten Sommer. So begann er denn, gleich stark von einem sittlichen, wie von einem kunstphilosophischen Interesse getrieben, jetzt gegen Anfang März 1791 zum ersten Mal ein ernsteres Studium Kant's. Wahrlich es läßt sich kaum ein empfehlenderes Zeugniß für eine Philosophie denken, als daß ein helldenkender Geist, der sich nicht fern dem Rande des Grabes glaubt, zu ihr sich hinwendet, um Beruhigung und Erhebung zu schöpfen. Zugleich erkannte er eine kunstphilosophische Durchbildung als die letzte Aufgabe, die er noch zu lösen hatte, ehe er wieder, wenn das Schicksal es vergönnte, zum Dichter werden konnte. Er nahm daher von Kant's Hauptwerken zunächst die Kritik der Urtheilskraft vor, in die er leichter, als in die Kritik der reinen Vernunft, einzudringen hoffte, weil er selbst über Aesthetik schon viel nachgedacht und auch empirisch mit einem Theil des Kunstgebiets sich bekannt gemacht hatte.

Am 10. April finden wir ihn seit einigen Wochen in Rudolstadt. „Meine Brust“, schrieb er unter diesem Datum an Körner, „ist mir um nichts leichter geworden; vielmehr empfinde ich noch immer bei starkem, tiefem Athemholen einen spannenden Stich auf der Seite, die entzündet gewesen ist, öfters auch Husten und Beklemmungen. Ich mag es hier Niemand sagen, was ich von diesem Umstande denke; aber mir ist, als ob ich diese Beschwerden behalten müßte. Eine Stunde laut zu lesen wäre mir ganz und gar unmöglich ... Ich reite die Woche drei-, viermal spazieren, und erwarte nur die frischen Kräuter, um nach der Verordnung des Arztes Selterwasser abwechselnd mit Milch und frischen Kräutersäften zu gebrauchen ... Mein Gemüth ist übrigens heiter, und es soll mir nicht an Muth fehlen, wenn auch das Schlimmste über mich kommen wird.“ Gleichzeitig meldete er, daß er einen begeisternden Stoff zu einem lyrischen Gedicht (wahrscheinlich zu der später uns wieder begegnenden Hymne an das Licht) gefunden und ein Stück aus dem zweiten Buch der Aeneide in Stanzen gebracht habe. „Es ist aber“, fügte er hinzu, „beinahe Originalarbeit, weil man nicht nur den lateinischen Text neu eintheilen muß, um für jede Stanze ein kleines Ganze zu erhalten, sondern auch, weil es durchaus nothwendig ist, dem Dichter im Deutschen von einer andern Seite wiederzugeben, was von der einen unvermeidlich verloren geht.“

Den für's Schlimmste, was drohen könnte, versprochenen Muth sollte er leider bald zu bewähren haben. In der zweiten Maiwoche kamen unter mehrern periodisch wiederkehrenden Anfällen zwei der furchtbarsten Art. Die Respiration wurde so schwer, daß er über der Anstrengung, Luft zu bekommen, bei jedem Athemzug ein Lungengefäß zu zersprengen fürchtete. Mit dem ersten Anfall verband sich ein starker Fieberfrost: die Extremitäten wurden eisig kalt, der Puls verschwand, in heißem Wasser blieben die Hände unerwärmt und nur die stärksten Friktionen brachten wieder einiges Leben in die Glieder; den zweiten glaubte er nicht zu überstehen; jeden Augenblick meinte er der schrecklichen Mühe des Athemholens zu erliegen. Eines Lautes war seine Stimme schon nicht mehr fähig, und zitternd konnte er nur noch schreiben, was er gerne gesagt hätte. Darunter waren auch einige Worte an Körner, die er nach überstandenem Anfall zurückhielt und als Andenken an den gefahrvollen Augenblick aufbewahrte. Starke wurde Nachts aus Jena herbeigeholt, fand aber bei der Ankunft den Kranken in einem wohlthätigen Schlafe. Sein Geist war mitten in dem schweren Kampfe heiter geblieben; nur der Anblick Lottens, die dem drohenden Schlage zu erliegen schien, hatte ihm Schmerz verursacht. „Ueber-

haupt", schrieb er den 24. Mai an Körner, „hat dieser schreckliche Anfall mir innerlich sehr gut gethan. Ich habe dabei dem Tode mehr als einmal in's Auge gesehen, und mein Muth ist dadurch gestärkt worden." Diese wenigen schlichten Worte — in was für eine heroische Seele lassen sie uns hineinblicken! Mit männlicher Fassung suchte er die Seinigen zu beruhigen. Seine Schwägerin las ihm aus Kant Stellen vor, die auf Unsterblichkeit der Seele hindeuten. „Den Lichtstrahl aus der Seele des ruhigen Weisen", sagt sie, „und den tröstenden Glauben meines Herzens, daß solch ein Wesen in der Blüthe seiner Kraft nicht enden und uns nicht für immer entzogen werden könne, nahm er ruhig auf." Er antwortete: „Dem allwaltenden Geist der Natur müssen wir uns ergeben, und wirken, so lange wir es vermögen."

In jener Zeit begann, als Folge seiner Krankheit, bei ihm die Unordnung im Wachen und Schlafen. Zu gehöriger Stunde sich niederzulegen und aufzustehn, war ihm nie zur Gewohnheit geworden. Jetzt aber mußte er, weil ihn oft die ganze Nacht lang der Schlaf floh, die Ordnung der Natur umkehren und einen guten Theil des Tages zum Schlaf verwenden. Vor zehn, eilf Uhr Vormittags konnte er selten das Bett verlassen. Er fand, daß ihn manchmal eher bei einer leichten Beschäftigung, als wenn er müßig war, die Schlaflust anwandelte, und spielte deßhalb oft Karten.

Gegen Anfang Juli begab er sich, der Verordnung Starke's gemäß, mit Lotte und Karoline nach Karlsbad, und lebte dort sehr zurückgezogen, oft über dem Plan seines Wallenstein brütend. Dieser Tragödie wegen freute er sich, die Bekanntschaft einiger österreichischen Officiere zu machen und einen Blick in die militairische Welt thun zu können, um aus ihr Farben für sein projektirtes dramatisches Gemälde zu entlehnen. Auch versäumte er nicht, in Eger das Rathhaus mit dem Bildnisse Wallenstein's und das Haus, wo er ermordet wurde, zu besuchen. Das Bad wirkte so wohlthuend auf ihn, daß er seinem Verleger Göschen, den er hier traf, die Fortsetzung des dreißigjährigen Kriegs für den nächstjährigen Damen-Kalender zu versprechen wagte. Leider konnte er nur wenig von dem Versprochenen erfüllen; denn mit der Wiederkehr seiner Kräfte ging es keineswegs nach Wunsch.

Als er die vorgeschriebene Kurzeit in Karlsbad abgehalten und noch einige Wochen in Jena und Rudolstadt verweilt hatte, ging er gegen Ende August mit Lotte nach Erfurt, verlebte hier angenehme Tage und brachte die Abende gewöhnlich beim Koadjutor zu, der recht freundschaftlich um den Kränkelnden bekümmert war. Von hier aus

meldete Schiller den 6. September an Körner: „Mit der Besserung geht es leidlich, aber langsam; noch immer bleiben die Krampfanfälle nicht ganz aus, auch hält der kurze Athem noch an.“ In seiner dortigen Zurückgezogenheit nahm er denn auch seine ökonomische Lage für die Zukunft in ernste Erwägung und besprach sie brieflich mit Körner und mündlich mit Dalberg. Das Jahr 1791 kostete ihm vierhundert Thaler, abgesehen von der durch Arbeitsunfähigkeit verursachten Mindereinnahme. Glücklicher Weise war sein schriftstellerisches Einkommen in dem Jahr so bedeutend gewesen, daß er den außerordentlichen Stoß, ohne neue Schulden zu machen, ausgehalten, ja sogar neunzig Thaler an alten Schulden abgetragen, hundertundzwanzig als Bürge für einen Andern gezahlt und einen armen Studenten unterstützt hatte. Aber seine Mittel begannen sich zu erschöpfen. An die Möglichkeit, honorirte Privatvorlesungen zu halten, war nicht zu denken, auf schriftstellerische Einkünfte nicht zu rechnen. Er wandte sich daher auf Dalberg's Rath an den Herzog Karl August mit der Bitte um eine Besoldung, die hinreichend wäre, im äußersten Nothfall ihn vor Bedrängniß zu schützen. Mit der Kasse des Herzogs stand es nicht zum besten, und Körner zweifelte stark an dem Erfolg der Bitte. Der edle Herzog schickte dennoch an Lotte mit der Bemerkung, daß er auf eine feste Erhöhung der Besoldung „alleweile“ nicht einzugehn im Stande sei, eine Summe, die mit Schiller's Pension und dem Jahreszuschuß von seiner Schwiegermutter für das Bedürfniß eines Jahrs genügte. Hätte Schiller auf Körner's Lockungen hören wollen, so wäre die Petition an den Herzog unterblieben. Wiederholt hatte ihn der unvergleichlich opferwillige Freund zu sich nach Dresden eingeladen und ihm schon Ende Mai geschrieben, jetzt dürfe er sich durch keinerlei Rücksichten in der Welt abhalten lassen, für seine Wiederherstellung zu sorgen; bei Göschen, der mit seinen Schriften das meiste Glück gemacht, könne er über tausend Thaler jährlich disponiren; und wolle er sich von diesem nicht vorschießen lassen, so sei er, Körner, noch da und werde Rath schaffen.*) Aber Schiller, bei dem braven Freunde noch in alter Schuld, verschloß sein Ohr für das Anerbieten.

In den letzten Wochen seines Aufenthalts zu Erfurt fing er wieder

---

*) Körner's Offerte war um so edler, als seine Vermögenslage nicht so günstig, wie er früher erwarten durfte, sich gestaltet hatte, und er einer Erweiterung seiner Familie entgegensah. Am 23. September wurde ihm Theodor, der nachmalige Sänger von „Leier und Schwert“, geboren.

an zu arbeiten, und zwar an der Geschichte des dreißigjährigen Kriegs, von welcher er bei täglich vier- bis fünfstündigem Diktiren innerhalb vierzehn Tagen fünf Druckbogen für den Kalender zu Stande brachte. So angenehm Dalberg ihm hier das Leben zu machen wußte, sehnte er sich doch nach der behaglichen Häuslichkeit in Jena und zugleich nach dem Umgange mit den dortigen befreundeten Professoren und talentvollen jungen Leuten. Er kehrte daher gegen Ende September an den heimischen Herd zurück und lud allwöchentlich einige Male zu sich einen kleinen Freundeskreis, „Butterbrodgesellschaften", wie er sie nannte, in denen es einfach, aber fröhlich herging. So war seine Stimmung denn, wenn gleich die Brust noch immer befangen blieb und auch Unterleibskrämpfe zuweilen wiederkehrten, im Ganzen ziemlich heiter. Nur betrübte es ihn, daß sich für seine Lotte, die über seiner Pflege sehr gelitten hatte, kein angemessener Frauenkreis fand. „Es ist ein Glück", schrieb er den 24. Oktober an Körner, „daß sie Liebhabereien (für Zeichnen und Musik) hat, mit denen sie sich beschäftigt, wenn ich zu thun habe. Meine Krankheit hat dadurch, daß sie mich ganz außer Thätigkeit setzte, uns so aneinander gewöhnt, daß ich sie nicht gern allein lasse. Auch mir macht es, wenn ich Geschäfte habe, schon Freude, mir nur zu denken, daß sie um mich ist; ihr liebes Leben und Weben um mich herum, die kindliche Reinheit ihrer Seele und die Innigkeit ihrer Liebe gibt mir selbst eine Ruhe und Harmonie, die bei meinem hypochondrischen Uebel ohne diesen Umstand fast unmöglich wäre. Wären wir beide nur gesund, wir brauchten nichts weiter, um zu leben, wie die Götter." Bekenntnisse, wie dieses, schlagen wohl jeden Zweifel nieder, ob Schiller in der Ehe mit Lotte das gehoffte Glück gefunden habe.

In so erquickender häuslicher Existenz gelang es ihm, mit einer ihn selbst überraschenden und ermuthigenden Leichtigkeit die im Frühling begonnene Uebersetzung von Virgil's zweitem Buch der Aeneide zu beendigen. Zu den zweiunddreißig damals fertig gebrachten Stanzen fügte er jetzt binnen neun Tagen noch hundertunddrei hinzu, ohne mehr als vier Vormittags- und eben so viel Nachmittagsstunden auf die Arbeit zu verwenden. Sie erschienen im ersten Stück der Neuen Thalia unter dem Titel „Die Zerstörung von Troja." Am 19. November meldete er an Körner die Beendigung des vierten Buchs der Aeneide, das mit der Ueberschrift „Dido" dem zweiten und dritten Stück der Neuen Thalia einverleibt wurde. Welchen Werth der Dichter selbst auf diese Uebertragungsübungen legte, zeigt schon die sorgfältige Ueberarbeitung, die er ihnen später angedeihen ließ. In

der That hatten sie einen nicht gering anzuschlagenden Einfluß auf seine dichterische Ausbildung. Sie erhielten während der „analytischen Periode", wie Goethe diese ganze Zeit nannte, den poetischen Sinn in ihm rege und förderten ihn zugleich in der Handhabung der metrischen Form, so daß er, als sein Genius ihn zum zweiten Mal in die dichterische Laufbahn rief, auch als Techniker gerüsteter dastand. In der Behandlung der ottave rime nahm er sich Wieland's Idris und Oberon zu Vorbildern; nur hielt er sich strenger an den jambischen Rhythmus. Im Uebrigen erlaubte er sich dieselben Freiheiten, wie Wieland: Verschiedenheit im Versumfange, willkürliche Reimfolge, bald drei, bald vier Gleichklänge in Einer Strophe. Warum ich diese Abweichungen von der schönen Strophe des Bojardo, Ariost, Tasso u. s. w. nicht billigen kann, habe ich im Archiv für neuere Sprachen und Literaturen (XXV, 241 ff.) zu erörtern versucht. Die ganze Eurythmie und der wunderbare Reiz der achtzeiligen Stanze mit ihrem dreimaligen periodischen Wellenschlag und dem besänftigenden zweizeiligen Abschluß geht bei Wieland und Schiller verloren. Das Versprechen, noch einen Theil des sechsten Buchs der Aeneide zu übertragen, hat Schiller nicht gehalten, so wie auch der Agamemnon des Aeschylus, den er jetzt nochmals angriff, wieder in's Stocken gerieth.

So neigte sich unserm Freunde in wenigstens erträglichem Zustande das leidenreiche Jahr 1791 dem Ende zu. Aber es sollte ihm, ehe es Abschied nahm, noch durch einen ganz ungeahnten, herrlichen Freudenglanz sich verklären.

Zu Schiller's enthusiastischen Verehrern gehörte der Däne Jens Baggesen. Im Jahr 1790 hatte er auf der Rückkehr von einer Schweizerreise in Jena einen Bund mit Reinhold für's Leben geschlossen und auch Schiller's Bekanntschaft gemacht, der ihm damals (am 9. August) folgende Zeilen in's Stammbuch schrieb:

In frischem Duft, in ew'gem Lenze,
 Wenn Zeiten und Geschlechter fliehn,
Sieht man des Ruhms verdiente Kränze
 Im Lied des Sängers unvergänglich blühn.
An Tugenden der Vorgeschlechter
 Entzündet er die Folgezeit;
Er sitzt, ein unbestochner Wächter,
 Im Vorhof der Unsterblichkeit.
Der Kronen schönste reicht der Richter
Der Thaten — durch die Hand der Dichter. *)

---

*) Das scheint die Antwort Schiller's auf eine Aeußerung Baggesen's zu sein, der an dem jetzt von unserm Dichter gewählten Beruf

In Kopenhagen angekommen, flößte Baggesen seine Begeisterung für Schiller's Persönlichkeit und Werke seinen hohen Gönnern und Freunden, dem Herzog Chr. Friedr. von Augustenburg, welcher damals noch gegen Schiller eingenommen war, und dem Minister Grafen Ernst von Schimmelmann ein. Die Frauen der drei Männer theilten ihre Gesinnungen, und Schiller wurde bald der Schutzheilige ihres Bundes. Baggesen las ihnen den Don Karlos und andere Schriften unseres Dichters vor.

Im Juni 1791 wurde ein Ausflug dieses Freundekreises nach Hellebeck verabredet, um an diesem reizend gelegenen Ort, fern der Hauptstadt, im Angesicht des wogenden Meers, die Ode „An die Freude" zu singen. Alles war zu dem ländlichen Fest vorbereitet, und Baggesen mit seiner Gattin stand eben im Begriff, nach Seelust zu fahren, um die Familie Schimmelmann abzuholen, da erhielt er ein Billet von der Gräfin, die Reise müsse unterbleiben — Schiller sei gestorben. Wie vom Blitz getroffen, stürzten die Gatten einander in die Arme; es war ihnen, als sei die Menschheit um einen ihrer größten Erzieher ärmer geworden. Baggesen konnte unmöglich in solcher Stimmung zu Hause bleiben. Er setzte sich mit seiner Frau in den Wagen und fuhr durch Sturm und Regen nach Seelust. Graf Schimmelmann empfing sie mit den Worten: „Wir haben nach Hellebeck gehen wollen, um dort wohlgemuth das Lied „An die Freude" anzustimmen; jetzt wollen wir trotz des Unwetters hinfahren, um es in Wehmuth von Ihnen vorlesen zu hören." Sogleich wurde angespannt und aufgebrochen. Der Minister Schubert im Haag und Gemahlin, welche diesem Kreise nahe standen, machten die Fahrt mit.

Unterwegs klärte der Himmel sich auf, und als sie in Hellebeck, das sechsthalb Meilen von Kopenhagen dem stolz emporragenden schwedischen Felsen Kullen gegenüber liegt, angelangt waren, lachte bald die heiterste Sonne auf sie herab. Baggesen begann zu lesen: „Freude, schöner Götterfunken!" — und aus dem Verborgenen fielen Klarinetten, Hörner und Flöten ein; so hatte Schimmelmann es geheim veranstaltet. Wie durch einen Zauber hingerissen, sangen alle das Lied im Chor mit. Als man es geendigt glaubte, knüpfte Baggesen recitirend die selbstgedichtete Strophe an:

---

eines Historikers besonders das gerühmt hatte, daß er dem hohen Verdienst die gebührende Kränze flechten könne. Schiller's Meinung war, das verstehe der — Dichter besser.

Unser todter Freund soll leben!
Alle, Freunde, stimmet ein!
Und sein Geist soll uns umschweben
Hier in Hellas' Himmelshain!
Jede Hand emporgehoben!
Schwört bei diesem freien Wein,
Seinem Geiste treu zu sein
Bis zum Wiedersehn dort oben!

Chor:

Jede Hand emporgehoben! u. s. w.

Jedes Auge schwamm in Thränen. Nun erschienen vier Knaben und vier Mädchen in Hirtenkostüm mit Blumenkränzen und führten einen Reigentanz auf. In solcher und ähnlicher Feier blieb die Gesellschaft drei Tage beisammen. Man las Lieblingsscenen des Don Karlos, die Götter Griechenlands, die Künstler, Partien aus dem Abfall der Niederlande; der Schmerz löste sich in sanfte Rührung auf, und die durch Rührung geweihte Seele war für die Worte und Gestalten des Beweinten doppelt empfänglich.

Als der todt Geglaubte nach Jena zurückgekehrt war, machte Reinhold es sich zum ersten Geschäft, ihm Baggesen's Brief über die Todesfeier mitzutheilen, — „und ich zweifle", berichtete Reinhold an Baggesen, „ob irgend eine Arznei heilsamer auf ihn gewirkt hat." Den Abend war eine kleine Gesellschaft in Schiller's Hause. Lotte zog Reinhold bei Seite. „Wenn Sie an Baggesen schreiben", schluchzte sie, „so sagen Sie ihm — schreiben Sie ihm" — und ein Thränenstrom erstickte ihre Stimme. „Ich kann Baggesen nichts Rührenderes schreiben", antwortete Reinhold, „als was ich jetzt sehe und höre". Weiter ward kein Wort über den Gegenstand gewechselt.

Baggesen, von „des Unsterblichen und Ungestorbenen Auferstehung", wie er sich ausdrückt, in Kenntniß gesetzt, beruhigte sich nicht, so lange er ihn nicht ganz hergestellt wußte, und erkundigte sich wiederholt nach seinem Befinden bei Reinhold. Dieser antwortete, Schiller könne sich vielleicht erholen, wenn er eine Zeit lang sich der Arbeit enthalte. Das erlaube ihm jedoch seine ökonomische Lage nicht; denn wenn einer von ihnen beiden erkranke, so sei er bei einem Fixum von zweihundert Thalern in Zweifel, ob er diese Summe in die Apotheke, oder in die Küche schicken solle. Damit wußte Baggesen genug. Er las dem Herzog von Augustenburg Reinhold's Brief vor, und nicht lange nachher, am 27. November 1791 erging, einem Briefe an Reinhold beigeschlossen, folgendes Schreiben des Herzogs und Schimmelmann's an Schiller:

„Zwei Freunde, durch Weltbürgersinn miteinander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann! Beide sind Ihnen unbekannt, aber beide verehren und lieben Sie. Beide bewundern den hohen Flug Ihres Genius, der verschiedene Ihrer neueren Werke zu den erhabensten unter allen menschlichen stempeln konnte. Sie finden in diesen Werken die Denkart, den Sinn, den Enthusiasmus, welcher das Band ihrer Freundschaft knüpfte, und gewöhnten sich bei ihrer Lesung an die Idee, den Verfasser derselben als Mitglied ihres freundschaftlichen Bundes anzusehen. Groß war also auch ihre Trauer bei der Nachricht von seinem Tode, und ihre Thränen flossen nicht am sparsamsten unter der großen Zahl von guten Menschen, die ihn kennen und lieben. Dieses lebhafte Interesse, welches Sie uns einflößen, edler und verehrter Mann, vertheidigt uns bei Ihnen gegen den Anschein von unbescheidener Zudringlichkeit. Es entfernt jede Verkennung der Absicht dieses Schreibens; wir faßten es ab mit einer ehrerbietigen Schüchternheit, welche uns die Delikatesse Ihrer Empfindungen einflößt. Wir würden diese sogar fürchten, wenn wir nicht wüßten, daß auch in der Tugend edlen und gebildeten Seelen ein gewisses Maß vorgeschrieben ist, welches sie ohne Mißbilligung der Vernunft nicht überschreiten darf."

„Ihre durch allzuhäufige Anstrengung und Arbeit geschwächte Gesundheit bedarf, so sagt man uns, für einige Zeit eine große Ruhe, wenn sie wieder hergestellt und die Ihrem Leben drohende Gefahr abgewendet werden soll. Allein Ihre Glücksumstände verhindern Sie, sich dieser Ruhe zu überlassen. Wollen Sie uns wohl die Freude gönnen, Ihnen den Genuß derselben zu erleichtern? Wir bieten Ihnen zu dem Ende auf drei Jahre ein Geschenk von tausend Thalern an. Nehmen Sie dieses Anerbieten an, edler Mann! Der Anblick unserer Titel bewege Sie nicht, es abzulehnen; wir wissen diese zu schätzen. Wir kennen keinen Stolz, als nur den, Menschen zu sein, Bürger in der großen Republik, deren Gränzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Gränzen des Weltalls umfassen. Sie haben nur Menschen, Ihre Brüder, vor sich, nicht eitle Große, die durch solchen Gebrauch ihrer Reichthümer nur einer etwas edlern Art von Stolz fröhnen."

„Es wird von Ihnen abhangen, wo Sie diese Ruhe Ihres Geistes genießen wollen. Hier bei uns würde es Ihnen nicht an Befriedigung für die Bedürfnisse Ihres Geistes fehlen, in einer Hauptstadt, die der Sitz einer Regierung, zugleich eine große Handelsstadt ist, und sehr schätzbare Büchersammlungen enthält. Hochachtung und Freundschaft würden von mehrern Seiten wetteifern, Ihnen den Aufenthalt in Dänemark angenehm zu machen; denn wir sind nicht die Einzigen, die Sie kennen und lieben. Und wenn Sie nach wiederhergestellter Gesundheit wünschen sollten, im Dienste des Staates angestellt zu sein, so würde es uns nicht schwer fallen, diesen Wunsch zu befriedigen. Doch wir sind nicht so klein eigennützig, diese Veränderung zu einer Hauptbedingung zu machen. Wir überlassen dieses Ihrer eigenen freien Wahl. Der

Menschheit wünschen wir einen ihrer Lehrer zu erhalten, und diesem Wunsche muß jede andere Betrachtung nachstehen."

Der Leser wird es sich selbst sagen, was für einen Eindruck dieses Schreiben auf Schiller und nicht minder auf Lotte gemacht haben muß. Die Art, wie ihm das Geschenk dargebracht wurde, rührte ihn noch mehr, als das edle Anerbieten selbst. Er mußte die Beantwortung auf einige Tage verschieben; so angegriffen fühlte er sich durch den Drang seiner Empfindungen. Die Danksagung an den Herzog und Schimmelmann ist leider nur ihrem wesentlichen Inhalte nach bekannt; dagegen hat sich Schiller's Brief an Baggesen erhalten, der uns ganz den Freudentaumel aufdeckt, in welchem er seit dem Empfang des Schreibens lebte. Die schon früher erhaltenen Nachrichten über den Vorgang zu Hellebeck nennt er darin „nektarische Blumen, die ein himmlischer Genius dem kaum Erstandenen vorhielt." Des allzugroßen Umfangs wegen kann hier der Brief an Baggesen nicht mitgetheilt werden; möge dafür ein kürzerer folgen, den Schiller am 13. December sogleich im ersten Glücksrausch an Körner richtete:

„Ich muß dir unverzüglich schreiben, ich muß dir meine Freude mittheilen, lieber Körner. Das, wonach ich mich, so lange ich lebe, aufs feurigste gesehnt habe, wird jetzt erfüllt. Ich bin auf lange, vielleicht auf immer, aller Sorgen los; ich habe die längst gewünschte Unabhängigkeit des Geistes. Heute erhalte ich Briefe aus Kopenhagen vom Prinzen von Augustenburg und vom Grafen von Schimmelmann, die mir auf drei Jahre jährlich tausend Thaler zum Geschenk anbieten mit völliger Freiheit zu bleiben, wo ich bin, bloß um mich von meiner Krankheit völlig zu erholen. Ich werde dir die Briefe in acht oder zehn Tagen schicken. Sie wünschen zwar, daß ich in Kopenhagen leben möchte, und der Prinz schreibt, daß, wenn ich dann angestellt sein wolle, man dazu Rath schaffen würde; — aber dies geht so bald nicht, da meine Verbindlichkeit für den Herzog von Weimar noch zu neu ist, und noch vieler andern Ursachen wegen. Aber hinreisen werde ich doch, wenn es auch erst in einem oder zwei Jahren geschieht. Wie mir jetzt zu Muth ist, kannst du denken. Ich habe die nahe Aussicht, mich ganz zu arrangiren, meine Schulden zu tilgen, und unabhängig von Nahrungssorgen ganz den Entwürfen meines Geistes zu leben. Ich habe endlich einmal Muße zu lernen, zu sammeln und für die Ewigkeit zu arbeiten."

Den in der ersten Herzensfreude gefaßten Entschluß, die Kopenhagener Wohlthäter einmal zu sehen, brachte er nicht zur Ausführung.

Er durfte seiner geschwächten Gesundheit nicht eine so weite Reise in ein nördliches Klima und noch weniger einen dauernden Aufenthalt daselbst zutrauen. Indeß unterhielt ein reger Briefwechsel mit der Gräfin Schimmelmann den Geistesverkehr zwischen Kopenhagen und Jena, und Schiller gab seine fortdauernde Dankbarkeit auch dadurch zu erkennen, daß er die Briefe über die ästhetische Erziehung an den Prinzen von Augustenburg richtete. Dem Herzog Karl August glaubte er die Mittheilung von der günstigen Wendung seines Schicksals schuldig zu sein; und dieser, voll innigen Antheils an seinem Glück, erlaubte ihm, nach Wunsch auf beliebige Zeit der Universität und den akademischen Obliegenheiten fern zu bleiben.

Sechszehntes Kapitel.

Tischgesellschaft. Studium Kant's. Neuer Krankheitsanfall. Aufenthalt bei Körner. Beendigung der Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Besuch der Mutter und der jüngsten Schwester. Wiederaufnahme der Vorlesungen. Neue Thalia. Ein Gespräch „Kallias oder über die Schönheit" projektirt. Die ästhetischen Briefe an den Prinzen von Augustenburg. Ueber Anmuth und Würde. Vom Erhabenen. Schiller und die Revolution. Revision seiner Gedichte.

Die neunzehn Monate (Januar 1792 bis Juli 1793), die wir für dieses Kapitel abgegränzt haben, sind durch Schiller's Abschied von der Geschichtschreibung und seinen Uebergang zu einem ernstern Studium der Philosophie bezeichnet. Wir werden ihn trotz fortwährend schwankender Gesundheit „die Last des dreißigjährigen Krieges abwälzen" und sich in Kant's Kritik der Urtheilskraft vertiefen sehn.

Schiller begann das Jahr 1792, wie er an Körner meldete, „mit den besten Hoffnungen. Bin ich auch noch nicht gesund", schrieb er, „so hat mein Kopf doch seine ganze Freiheit, und an meiner Thätigkeit werde ich durch meine Krankheit wenig gehindert." Um seine Wiederherstellung durch tägliches Ausfahren zu fördern, beschloß er,

sich Wagen und Pferde anzuschaffen, ließ es aber der Kosten wegen beim Ankauf eines Reitpferdes. In seine häusliche Existenz suchte er mehr Leben und Abwechselung zu bringen, indem er die Einrichtung traf, daß Mittags und Abends fünf junge Freunde, als Kostgänger seiner Hausjungfern, mit ihm zusammenspeisten. „So habe ich", schrieb er an Körner, „täglich einen gesellschaftlichen Tisch, ohne mit der Besorgung beschwert zu sein; und da es zum Theil Kantianer sind, so versiegt die Materie zur Unterhaltung nie. Nach Tisch wird zuweilen gespielt, ein Behelf, der mir seit meiner Krankheit fast nothwendig geworden ist." Zu dieser Gesellschaft gehörten Niethammer, Fischenich, ein Student Namens von Fichart und dessen Hofmeister Göritz, eine Zeit lang auch Fritz von Stein. Wie Schiller's Jugendfreund Conz erzählt, der einmal als Gast diesem Kreise beiwohnte, betheiligte sich unser Dichter nicht viel an der Unterhaltung, warf aber gelegentlich ein scharfes und treffendes Wort dazwischen. Göritz hat später im Morgenblatt (1837 Nr. 84 ff.) eine Reihe zum Theil pikanter Anekdoten über Schiller's damaliges häusliches und geselliges Leben gebracht, darunter auch die Schilderung einer Abendgesellschaft, worin sämmtliche Tischgenossen, Frau Schiller und ihre Schwester Karoline mit eingeschlossen, Brüderschaft tranken und sich den ganzen Abend mit Du anredeten. Karoline stellte aber in einem Brief an G. Schwab „die Studentenbrüderschaft von Göritz" durchaus in Abrede, und so glaube ich auf Mittheilung der übrigen Anekdoten um so mehr verzichten zu müssen, als auch Anderes noch gegen die Zuverlässigkeit derselben spricht.

Ueber seine Beschäftigung berichtete Schiller am 1. Januar an Körner: „Ich treibe jetzt mit großem Eifer Kant'sche Philosophie und gäbe viel darum, wenn ich jeden Abend mit dir darüber verplaudern könnte. Mein Entschluß ist unwiderruflich gefaßt, sie nicht eher zu verlassen, als bis ich sie ergründet habe, wenn mich dieses auch drei Jahre kosten könnte. — An den dreißigjährigen Krieg gehe ich nächstens wieder. Je früher ich anfange, desto ruhiger kann ich diese Arbeit fortsetzen." Aber sein Körperzustand machte ihm für die nächste Zeit einen bösen Strich durch seine Rechnung. Gegen Ende Januar kam ein neuer heftiger Krankheitsanfall. Zu seiner Erholung beschloß er, mit seiner Frau einige Wochen zu Dresden in Körner's Hause zu verleben. Doch konnte er diesen Plan, weil er sich zu sehr angegriffen fühlte, erst gegen April ausführen. Seine Reisegefährten waren, außer Lotte, noch Fischenich und ein junger Däne, Namens Hornemann, der ein Jahr lang in Jena Kant'sche Philosophie studirt hatte, um das

neue Evangelium in Kopenhagen als Professor zu predigen. Der Aufenthalt Schiller's in Dresden dauerte bis zum 13. Mai. Lotte fühlte sich überaus wohl in dem Körner'schen Kreise und kam den Herzensfreunden ihres Gatten weit näher. Die beiden Männer konnten, weil Schiller oft unpäßlich und Körner manchmal amtlich verhindert war, einander nicht so oft genießen, als sie gewünscht und gehofft hatten. Um sich dafür wenigstens einigermaßen zu entschädigen, verabredeten sie einen regern Briefwechsel über Aesthetik.

Am 25. Mai berichtete Schiller, er habe die Arbeit am dreißigjährigen Krieg wieder aufgenommen, und lese, um sich für die ästhetischen Briefe vorzubereiten, nochmals die Kritik der Urtheilskraft, gestand aber zugleich seine starke Sehnsucht nach dichterischem Schaffen. „Ich bin jetzt voll Ungeduld", schrieb er, „etwas Poetisches vor die Hand zu nehmen; besonders juckt mir die Feder nach Wallenstein. Eigentlich ist es doch nur die Kunst selbst, wo ich meine Kräfte fühle; in der Theorie muß ich mich immer mit Principien plagen, da bin ich bloß ein Dilettant. Aber um der Ausübung willen philosophire ich gern über die Theorie. Die Kritik muß mir jetzt selbst den Schaden ersetzen, den sie mir zugefügt hat — und geschadet hat sie mir in der That. Die Kühnheit, die lebendige Glut, die ich hatte, ehe mir noch eine Regel bekannt war, vermisse ich schon seit mehreren Jahren. Ich sehe mich jetzt erschaffen und bilden; ich beobachte das Spiel der Begeisterung, und meine Einbildungskraft beträgt sich mit minderer Freiheit, seitdem sie sich nicht mehr ohne Zeugen weiß. Bin ich aber erst so weit, daß mir Kunstmäßigkeit zur Natur wird, wie einem wohlgebildeten Manne die Erziehung, so erhält auch die Phantasie ihre vorige Freiheit zurück und setzt sich keine andere als freiwillige Schranken."

Erst am 21. September konnte Schiller seinem Freunde die Beendigung des dreißigjährigen Krieges melden. „Wünsche mir Glück!" schrieb er. „Eben schicke ich den letzten Bogen Manuskript fort. Jetzt bin ich frei und will es für immer bleiben. Keine Arbeit mehr, die mir ein Anderer auflegt, oder die einen andern Ursprung als Liebhaberei und Neigung hat! Ich werde acht oder zehn Tage schlechterdings nichts thun, und sehen, ob die völlige Ruhe des Kopfs, freie Bewegung und Gesellschaftsgewäsch an meiner Gesundheit nichts verbessern." Aber noch eine andere frohe Nachricht konnte er hinzufügen. Seine gute Mutter, die ihm zu Anfang des Monats einen Besuch angekündigt hatte, überraschte ihn mit ihrer jüngsten Tochter Nanette zwei Tage früher, als er sie erwartete. „Die große Reise", schrieb er

an Körner, „schlechte Witterung und Wege haben ihr nichts angehabt. Sie hat sich zwar verändert gegen das, was sie vor zehn Jahren war; aber nach so viel ausgestandenen Schmerzen und Krankheiten sieht sie sehr gesund aus. Es freut mich sehr, daß es sich so gefügt hat, daß ich sie bei mir habe und ihr Freude machen kann. Meine jüngste Schwester, die fünfzehn Jahre alt ist, hat sie begleitet. Diese ist gut, und es scheint, daß etwas aus ihr werden kann. Sie ist noch sehr Kind der Natur, und dies auch das Beste, da sie doch keine vernünftige Bildung hätte erhalten können." Während in Schiller's ältester Schwester Christophine viel von seiner Willenskraft und seiner Charaktertüchtigkeit lag, besaß Nanette künstlerisches Talent und Streben. Sie hegte insgeheim den Wunsch, die Frauengestalten ihres geliebten Bruders auf der Bühne darzustellen; und die Art, wie sie Gedichte vorzutragen verstand, deutete auf entschiedene Anlagen hierzu. Nachdem Schiller und Lotte am 24. September die Mutter und Nanette nach Rudolstadt begleitet und dort mit ihnen zehn Tage zugebracht hatten, kehrten sie am 4. Oktober zusammen nach Jena zurück. Bei ihrem Abschied am 8. Oktober nahm die Mutter Schiller's Versprechen mit, daß er mit Lotte, sobald es die Umstände gestatteten, in der schwäbischen Heimath den Besuch erwidern werde.

Einer schweren Arbeitsbürde entledigt und durch einen lieben Besuch erfrischt, wäre jetzt unser Dichter gar zu gern auf einige Zeit zur Poesie zurückgekehrt; aber die Eröffnung des akademischen Wintersemesters stand bevor, in welchem er seine Kollegien wieder aufzunehmen und über Aesthetik zu lesen beschlossen hatte. „Jetzt stecke ich", schrieb er den 15. Oktober an Körner, „bis an die Ohren in Kant's Urtheilskraft. Ich werde nicht ruhen, bis ich diese Materie durchdrungen habe, und sie unter meinen Händen etwas geworden ist. Auch ist es nöthig, daß ich auf alle Fälle ein Kollegium ganz durchdenke und erschöpfe, damit ich in diesen Sätteln völlig gerecht bin, zugleich auch, um mit Leichtigkeit ohne Kraft- und Zeitaufwand etwas Lesbares für die Thalia zu jeder Zeit schreiben zu können. Bald werde ich dich mit meinen Untersuchungen und Entdeckungen zu unterhalten den Anfang machen und die verabredete Korrespondenz einleiten." Mit der Thalia ist die Neue Thalia gemeint, welche in diesem Jahr (1792) an die Stelle der ältern trat, nachdem dieselbe sich beinahe durch fünf Jahre gezogen und 1790 mit dem zwölften Heft aufgehört hatte. Man könnte die neue Thalia, im Gegensatz zu der vorherrschend poetische Arbeiten enthaltenden ältern, die philosophische nennen. In ihr ist die bereits besprochene Uebersetzung zweier Bücher der Aeneide der einzige

poetische Beitrag Schiller's. Sie sollte jedes Jahr in zwei Bänden sechs Hefte umfassen, schloß aber schon mit dem zweiten Jahrgange. Von dem Kollegium über Aesthetik, das Schiller im Winterhalbjahr 1792—93 las, sind uns Fragmente erhalten in dem Anhange zu einem Buche von Chr. Fr. Michaelis: „Geist aus Fr. Schiller's Werken" (Leipz. 1806) *). Michaelis bemerkt darüber: „Der Anhang enthält einen Theil von Schiller's ästhetischen Vorlesungen, die der Herausgeber in Jena mit anzuhören und dem Wesentlichen nach schriftlich aufzubewahren das Glück hatte. Das Mitgetheilte sind freilich bloß Fragmente d. h. einzelne Sätze, so wie sie aus dem zusammenhangenden Vortrage sich auffassen und niederschreiben ließen, aber doch für den Verehrer und Kenner Schiller'scher Ideen hoffentlich nicht ohne alles Interesse. Die Lehrstücke über das Erhabene und die tragische Kunst sind aus dem Manuskript nicht mit aufgenommen, weil Schiller selbst sie nachher für den Druck bearbeitet und herausgegeben hat."

Anfangs November hatte Schiller sein privatissimum begonnen und war in gewaltiger Thätigkeit. „Da ich", schrieb er an Körner, „mich nicht an den Schlendrian halten kann, so muß ich mich ziemlich zusammennehmen, um zu vier bis fünf Stunden in der Woche hinlänglichen Stoff zu haben. Auch sehe ich an den ersten Vorlesungen, wie viel Einfluß dieses Kollegium auf Berichtigung meines Geschmacks haben wird. Der Stoff häuft sich, je mehr ich fortschreite, und ich bin jetzt schon auf manche lichtvolle Idee gekommen. Mit der Zahl und der Beschaffenheit meiner Zuhörer bin ich sehr zufrieden. Ich habe vierundzwanzig, wovon achtzehn bezahlen, jeder einen Louisd'or. Also schon hundert hiesige Thaler, und dieses Geld verdiene ich bloß dadurch, daß ich mir einen reichen Vorrath von Ideen zu schriftstellerischem Gebrauch zusammentrage, und obendrein vielleicht zu einem Resultat in der Kunst gelange." Unausgesetzt schritt er so, wenn gleich die vielen schlaflosen Nächte ihm gewöhnlich die Vormittage wegnahmen, bis zum Jahresschluß in seinen ästhetischen Untersuchungen fort, und glaubte im December den eifrig gesuchten, bei Kant vermißten objektiven Begriff des Schönen, der sich eo ipso auch zu einem objektiven Grundsatz des Geschmacks eigne, gefunden zu haben. Die Gedanken hierüber wollte er in einem Gespräch, „Kallias, oder über die Schönheit" betitelt, darlegen und zu Ostern 1793 herausgeben. „Für diesen

*) Abgedruckt in Goedeke's histor.-krit. Ausg. von Sch's W. X, S. 41 ff.

Stoff", schrieb er an Körner, „ist eine solche Form überaus passend, und das Kunstmäßige an derselben erhöht mein Interesse an der Behandlung. Da die meisten Meinungen der Aesthetiker vom Schönen darin zur Sprache kommen werden, und ich meine Sätze so viel wie möglich an einzelnen Fällen anschaulich machen will, so wird ein ordentliches Buch von der Größe des Geistersehers daraus werden."

Die vorbereitenden Arbeiten für diese projektirte Schrift interessirten ihn ungemein und erhoben ihn auch nach dem Eintritt ins Jahr 1793 zeitweise über alle körperlichen Bedrückungen. „Oft wünsche ich", schrieb er den 11. Januar an Körner, „daß mir meine Gesundheit nur so lange bleiben möchte, bis dieser Kallias geendigt ist. Du wirst deine Freude daran erleben, denn es wird in mir heller mit jedem Schritt. Noch ist gar nichts Schriftliches geordnet, sonst hätte ich dir schon etwas daraus vorgelegt. Besitzest oder weißt du wichtige Schriften über die Kunst, so theile sie mir doch mit. Burke, Sulzer, Webb, Mengs, Winkelmann, Home, Batteux, Wood, Mendelssohn nebst fünf oder sechs schlechten Kompendien besitze ich schon. Aber über einzelne Künste und besondere Fächer möchte ich gern noch mehrere Schriften nachlesen. Besonders aber wünschte ich eine oder einige Sammlungen der besten Kupfer nach Raphael, Correggio u. A., wenn sie nicht zu hoch kämen. Weißt du mir vielleicht einige zu nennen? Auch über Architektur möchte ich gar zu gern ein Buch. An musikalischen Einsichten verzweifle ich; denn mein Ohr ist schon zu alt. Doch bin ich gar nicht bange, daß meine Theorie der Schönheit an der Tonkunst scheitern werde. Vielleicht gibt es einen Stoff für dich, sie auf die Musik anzuwenden." Auch daraus sieht man, wie sehr ihm das beabsichtigte Buch am Herzen lag, daß er es elegant auszustatten und mit einer Vignette zu schmücken gedachte. Er wandte sich zu dem Ende an den hannöverischen Maler Ramberg mit der Bitte, eine Schrift über die Schönheit, für welche „die Form eines Gesprächs zwischen verschiedenen Künstlern, Dichtern und Philosophen" gewählt sei, durch ein Produkt seines Geistes zu zieren. „Ich kann und will", fuhr er fort, „Ihrem Genius nichts vorschreiben, und möchte mir selbst auch das Vergnügen der Ueberraschung nicht verderben, das Ihre freie Erfindung mir gewähren wird. Sie wissen, daß die Schrift von der Schönheit handelt, und das ist für Ihre reiche Phantasie genug." Ramberg ging auf den Antrag ein, beeilte sich aber nicht mit der Ausführung; und unterdeß änderte Schiller seinen Plan dahin, daß er den für den Dialog gesammelten Stoff in verschiedenen Abhandlungen und ästhetischen Briefen verarbeitete. Es ist das recht zu bedauern, weil uns so eine Schrift ent-

gangen ist, die wahrscheinlich ein wissenschaftliches Kunstwerk ersten Ranges geworden wäre. Schiller's Meisterschaft im untersuchenden Gespräch verräth schon der philosophische Dialog im Geisterseher. Aber wie viel reicher, lebensfrischer, dramatischer würde sich die kunstmäßige Einkleidung des Stoffes im Kallias gestaltet haben, worin ein ganzer Kreis von Denkern, Dichtern und Künstlern sich an der Unterredung betheiligen sollte! Körner hatte Recht, sich auf den Kallias zu freuen. „Du bist", schrieb er den 27. December 1792 an Schiller, „gerade der Mann, der in dem philosophischen Dialog es weiter bringen wird, als man es bis jetzt gebracht hat. Deine dramatischen Talente kommen dir hier zu statten. Die Form ist dir geläufig; die sprechenden Personen werden in deiner Phantasie sich leicht zu bestimmten Gestalten mit charakteristischen Zügen bilden; das trockene Skelet der philosophischen Meinung wird unter deinen Händen sich mit einem schönen Körper überkleiden, Leben und Bewegung erhalten, und die Belehrung sich zur Darstellung erheben. Selbst für den Stoff hast du von dieser Form manchen unerwarteten Zuwachs zu hoffen. Wie oft werden nicht durch das wirkliche Gespräch unsere Ideen erweitert und berichtigt, oder neue Gesichtspunkte veranlaßt! Und eben dies leistet gewiß auch das erdichtete Gespräch."

Mit einem wahrhaft rührenden und für beide Korrespondenten rühmlichen Eifer setzte sich die briefliche philosophische Discussion zwischen Schiller und Körner bis in den Juni 1793 fort, wo unser Dichter den Entschluß faßte, seine Theorie des Schönen in Briefen an den Prinzen von Augustenburg zu behandeln, mit welchem er bereits über den Stoff korrespondirte. Einen Theil des Ertrages seiner Forschungen hatte er, weil seine Mitarbeiter an der Neuen Thalia ihn nur schwach unterstützten, schon im Mai in besondern Aufsätzen „Ueber Anmuth und Würde" und „Vom Erhabenen" ausgearbeitet, die im dritten und vierten Bande jener Zeitschrift (1793) erschienen.

Was bisher im vorliegenden Kapitel von Schiller's friedlichen, auf eine rein ideale Welt gerichteten Bestrebungen erzählt wurde, ließ uns die furchtbaren Umwälzungen und kriegerischen Ereignisse, die sich unterdeß in der wirklichen Welt jenseits des Rheines und schon nahe demselben abspielten, völlig vergessen, oder vermuthen, daß er ihnen nicht die geringste Theilnahme zugewandt habe. Doch unberührt blieb auch er nicht von ihnen. Als Johannes von Müller im November 1792 auf seiner Reise von Mainz nach Wien durch Jena kam und im Professorenklubb, wie Schiller erfuhr, die schlimmen Mainzer Vorgänge schilderte, begann unser Dichter in seiner Hoffnung auf Dalberg's Zu-

sagen sehr wankend zu werden und schrieb an Körner das unpatriotisch klingende Wort: „Die mainzischen Aspekte werden sehr zweifelhaft für mich; aber in Gottes Namen! Wenn die Franzosen mich um meine Hoffnungen bringen, so kann es mir einfallen, mir bei den Franzosen selbst bessere zu verschaffen.“ Das war nicht etwa so gedankenlos hingeworfen. Er las damals den Moniteur und schöpfte aus dieser Lektüre bessere Erwartungen von dem französischen Volk. „Wenn du diese Zeitung nicht liesest“, schrieb er am 27. November an Körner, „so will ich sie dir sehr empfohlen haben. Man hat darin alle Verhandlungen der Nationalkonvention im Detail vor sich und lernt die Franzosen in ihrer Stärke und Schwäche kennen.“ Im Moniteur hatte er denn auch wohl nicht übersehen, daß die Assemblée Nationale am 26. August 1792 einem Beschlusse, wodurch sie einer Reihe von Ausländern (darunter Campe, Pestalozzi, Klopstock) als Freunden der Freiheit und der allgemeinen Verbrüderung das französische Bürgerrecht verlieh, noch folgenden Nachtrag hinzufügte:

Du même jour.

Un membre demande que le sieur Gille, publiciste allemand, soit compris dans la liste de ceux à qui l'Assemblée vient d'accorder le titre de citoyen Français; cette demande est adoptée. *) Da schien sich Scharffenstein's Wort bewähren zu wollen, daß für Schiller nur die Alternative zwischen einem großen Dichter und einem großen Mann im aktiven öffentlichen Leben existirt habe. Trotz seiner Kränklichkeit dachte er wirklich eine Zeitlang an eine Reise nach Paris; dies beweist W. v. Humboldt's Brief an ihn vom 7. December 1792: „Karoline (Schiller's Schwägerin) schreibt uns, daß Sie Lust zu einer Reise nach Paris haben. Wenn es Friede ist, und Sie uns mitnehmen wollen, so sind wir augenblicklich von der Partie.“

In welchem Sinne Schiller, hätte er den Plan ausgeführt, in Paris aufgetreten, und was dort wahrscheinlich sein Loos geworden wäre, mag sich der Leser selbst sagen, wenn er erfährt, daß der Dichter in den Proceß gegen Ludwig XVI. als dessen Schutzredner einzugreifen gedachte. „Weißt du mir Niemand“, schrieb er den 21. December an Körner, „der gut in's Französische übersetzte, wenn ich etwa in den Fall käme, ihn zu gebrauchen? Kaum kann ich der Versuchung widerstehen, mich in die Streitsache wegen des Königs einzumischen, und ein

*) Das betreffende von Danton contrasignirte Diplom mit dem Begleitschreiben des Ministers Roland kam erst nach fünf Jahren durch Campe in Schiller's Hände.

Memoire darüber zu schreiben. Mir scheint diese Unternehmung wichtig genug, um die Feder eines Vernünftigen zu beschäftigen; und ein deutscher Schriftsteller, der sich mit Freiheit und Beredtsamkeit über diese Streitfrage erklärt, dürfte wahrscheinlich auf diese richtungslosen Köpfe einigen Eindruck machen. Wenn ein Einziger aus einer ganzen Nation ein öffentliches Urtheil sagt, so ist man wenigstens auf den ersten Eindruck geneigt, ihn als den Wortführer seiner Klasse, wo nicht seiner Nation, anzusehen; und ich glaube, daß die Franzosen gerade in dieser Sache gegen fremdes Urtheil nicht ganz unempfindlich sind. Außerdem ist gerade dieser Stoff sehr geschickt dazu, eine solche Vertheidigung der guten Sache zuzulassen, die keinem Mißbrauch ausgesetzt ist. Der Schriftsteller, der für die Sache des Königs öffentlich streitet, darf bei dieser Gelegenheit schon einige wichtige Wahrheiten mehr sagen." Er schloß mit den Worten: „Hätte jeder freigesinnte Kopf geschwiegen, so wäre nie ein Schritt zu unserer Verbesserung geschehen. Es gibt Zeiten, wo man öffentlich sprechen muß, weil Empfänglichkeit dafür da ist; und eine solche Zeit scheint mir die jetzige zu sein."

Körner fand das Vorhaben bedenklich; er meinte, im Moment der Krise, wo Alles zwischen zwei entgegengesetzten Leidenschaften, Furcht und Uebermuth, schwanke, werde die Stimme der Vernunft schwerlich Gehör finden. Schiller ließ sich dadurch nicht irre machen; er wandte sich an den im französischen Styl geübten R. Zachar. Becker in Gotha, versprach ihm für die Uebertragung ein angemessenes Honorar von Göschen und gab den Umfang der Schrift auf mehrere Bogen an. Aber der kranke Publicist konnte mit dem Sturmlauf der Revolution nicht Schritt halten. Ehe seine Vertheidigungsschrift fertig war, fiel Ludwig's Haupt (den 21. Januar 1793) unter dem Fallbeil. Schaudernd kehrte sich Schiller von den Zeitgräueln wieder seinen ästhetischen Forschungen zu und schrieb den 8. Februar an Körner: „Ich kann seit vierzehn Tagen keine Zeitung mehr lesen, so ekeln diese elenden Schinderknechte mich an!" Mit welcher Empfindung mochte er jetzt den Eingang seiner Künstler („Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige u. s. w.") lesen! Und kein Wunder, daß er in dem 1793 entstandenen fünften Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen ein mit jenem Eingange so grell kontrastirendes Gemälde seines Zeitalters entwarf.

Das eben genannte Gedicht „Die Künstler" recht aufmerksam wieder durchzusehen, bot sich ihm ein besonderer Anlaß im Mai 1793. Es beschäftigte ihn nämlich zu dieser Zeit eine Revision seiner Gedichte behufs einer neuen Auflage. „Ich fürchte", schrieb er den

5. Mai an Körner, „die Korrektur wird sehr streng und zeitraubend für mich sein; denn schon die Götter Griechenlands, welches Gedicht beinahe die meiste Korrektheit hat, kosten mir unsägliche Arbeit, da ich kaum mit fünfzehn Strophen darin zufrieden bin. Noch weit mehr Arbeit werden mir die Künstler machen, und an die neuen in petto will ich noch gar nicht denken." Zu diesen neuen in petto gehörten zwei leider unausgeführt gebliebene philosophische Gedichte, worüber er schon am 28. Februar an Körner geschrieben hatte: „Ich weiß nicht, ob ich dir schon mitgetheilt habe, daß ich damit umgehe, eine Theodicee zu machen. Wo möglich, geschieht es noch dieses Frühjahr, um sie meinen Gedichten einzuverleiben, wovon ich diesen Sommer eine sehr schöne Edition bei Crusius veranstalte. Auf diese Theodicee freue ich mich sehr; denn die neue Philosophie ist gegen die Leibnitz'sche viel poetischer, und hat einen weit größern Charakter. Außerdem trage ich mich noch mit einem andern Gedicht, gleichfalls philosophischen Inhalts, wovon noch mehr zu erwarten ist. Aber davon kann ich dir jetzt noch nichts schreiben. Erlauben es meine Umstände, so bringe ich es auch noch in meine Sammlung."

Die Vielgeschäftigkeit und geistige Regsamkeit Schiller's, in die uns das vorliegende Kapitel blicken ließ, ist um so bewundernswürdiger, als sein Gesundheitszustand noch fortwährend ein recht niederdrückender war. Besonders regte das Herannahen des Frühlings 1793 alle Uebel wieder bei ihm auf, und am 22. März wurde er mitten in der Vorlesung von einem Krankheitsanfall überrascht. Am 26. März schloß er sein Kollegium und bezog am 7. April eine Gartenwohnung vor der Stadt. „Ich bin nicht wenig froh", schrieb er aus seiner neuen Wohnung nach Dresden, „daß ich Feld und Himmel sehe. Diesen ganzen Winter kam ich kaum fünfmal in's Freie, und nun ist mir zu Muth wie einem Gefangenen, der zum erstenmal wieder an's Tageslicht kommt." Aber auch noch den April und Mai hindurch setzte ihm sein Uebel oft zu. Um so mehr beeilte er sich, das seiner Mutter beim Abschied gegebene Versprechen zu lösen und die Luft der schwäbischen Heimath, wovon er sich Besserung versprach, zu athmen.

Siebenzehntes Kapitel.

Abreise nach der Heimath. Aufenthalt in Heilbronn. Wiedersehen des Vaters. Uebersiedelung nach Ludwigsburg. Lotte's „Campagne". Begegnung mit den Jugendfreunden. Tod des Herzogs Karl Eugen. Trübe Gemüthsstimmung. Bekanntschaft mit Matthisson. Umzug nach Stuttgart. Kreis dortiger Freunde. Ausflug nach Tübingen. Rückkehr nach Jena. Näheres Verhältniß zu W. v. Humboldt. Schiller's Gesprächstalent. Rückblick.

Seit dem Besuch der Mutter und Schwester regte sich in Schiller fortdauernd der lebhafte Wunsch, seine geliebte Heimath und zumal seinen Vater wiederzusehen. „Meine schwäbische Reise", schrieb er den 1. Juli 1793 an Körner, „kann und darf ich nicht aufgeben; die Hoffnung meines Vaters beruht darauf, und ich bin ihm diese Liebe schuldig. Er ist im Oktober siebenzig Jahre alt, und also läßt sich mit ihm nichts aufschieben. Auch fordert es die Gesundheit meiner Frau aufs dringendste, geschicktere und sorgfältigere Aerzte zu gebrauchen. Ich rechne sehr auf Gmelin in Heilbronn, wo ich meinen Wohnsitz aufschlagen werde. Für meine eigenen Umstände erwarte ich viel von der Luft des Vaterlandes, und meine Absicht ist, den Winter dort zu bleiben." Zwei Tage später berichtete er dem Freunde, es habe sich noch ein triftiger Grund ergeben, weßhalb er die Reise bald antreten müsse. Lotte war schon seit drei Monaten von unerklärbaren, bedenklich scheinenden Zufällen heimgesucht worden. „Nunmehr", schrieb er freudig erregt den 3. Juli, „ist es entschieden, daß meine Frau gegen Ausgang September ihre Entbindung zu erwarten hat. Ich muß jetzt schlechterdings in der ersten Woche des August fort, damit meine Frau wenigstens einen ganzen Monat vor ihrer Entbindung in Ruhe bleiben kann; und in der ersten Zeit unsers Aufenthalts in Schwaben ist noch an keine Ruhe zu denken. Uebrigens kann ich dir nicht genug sagen, wie wohl mir jetzt um's Herz ist. Jetzt bin ich die Hälfte meines Leidens los, und aus der andern, die mich selbst betrifft, mache ich mir nun auch viel weniger. Es ist mir, als wenn ich die auslöschende

Fackel meines Lebens in einem andern wieder angezündet sähe, und ich bin ausgesöhnt mit dem Schicksal.“ Auf sein Urlaubsgesuch antwortete der Herzog Karl August, der sich damals mit Goethe im Lager vor Mainz befand, am 23. Juli (dem ersten Tage nach der Kapitulation): „Die Wiederherstellung Ihrer Gesundheit ist eines meiner lebhaftesten Anliegen. Möge Ihre vaterländische Luft Ihrer und meiner Hoffnung entsprechen! Ihrer Gemahlin bitte ich meine besten Empfehlungen abzustatten, und ihr Glück zu ihrer bevorstehenden Campagne zu wünschen.“

In der ersten Augustwoche trat Schiller mit seiner Gattin die Reise in einem eigens zu diesem Zweck gemietheten Wagen an. Der Weg ging über Heidelberg, wo er seine ehemalige Geliebte Margaretha Schwan nicht ohne tiefe Gemüthsbewegung wiedersah. Am 8. August langte er „nach einer (wie er an Körner schrieb) beschwerlichen, aber von allen übeln Zufällen freien Reise“ glücklich in der damaligen freien Reichsstadt Heilbronn an. Doch hatte die Fahrt seinen geschwächten Körper so angegriffen, daß er die ersten Tage im Gasthof zur Sonne, wo er Quartier nahm, das Bett hüten mußte. Am 20. August benachrichtigte er den regierenden Bürgermeister der Stadt von seinem Wunsche, den Aufenthalt in Heilbronn bis über den Winter zu verlängern, und empfahl sich „dem landesherrlichen Schutze eines hochachtbaren Magistrats.“ Bürgermeister und Rathsherren wußten den Besuch eines solchen Gastes zu schätzen. Im Rathsprotokoll vom 20. August lautet der Schiller's Gesuch betreffende Beschluß: „Wird willfahrt, und soll dem Herrn Hofrath durch eine Kanzleiperson vergnügter Aufenthalt gewünscht werden.“ Diesen Auftrag übernahm der Senator Schübler, der sich gern mit Naturwissenschaften, besonders mit Astronomie abgab, und durch seinen Besuch ein freundschaftliches Verhältniß mit dem Dichter anknüpfte.

Die Kostspieligkeit des Gasthoflebens bestimmte Schiller bald, auf „eine eigene Menage“ zu denken und in das Haus des Kaufmanns und Assessors Rueff am Sulmerthor überzusiedeln. Obwohl es mit seinem Körperzustande, wie er den 27. August an Körner berichtete, „immer das Alte war“, bestieg er doch wiederholt den schönen rebenbekränzten Wartberg und freute sich des herrlichen Blicks auf sein Heimathland. Seine Eltern und Schwestern stellten sich von der Solitude ein; seine Schwägerin Karoline, die nach friedlicher Anbahnung ihrer Scheidung von Herrn von Beulwitz jetzt seit einiger Zeit im Württembergischen lebte, kam von Gaisburg herbei. Ueber das Wiedersehen seiner Angehörigen schrieb er an Körner: „Die Meinigen fand ich wohlauf und, wie du denken kannst, sehr vergnügt über unsere Wiedervereinigung.

Mein Vater ist in seinem siebenzigsten Jahr das Bild eines gesunden Alters. Wer sein Alter nicht weiß, wird ihm nicht sechszig Jahre geben. Er ist in ewiger Thätigkeit, und diese ist es, was ihn gesund und jugendlich erhält. Meine Mutter ist von ihren Zufällen frei geblieben und wird wahrscheinlich ein hohes Alter erreichen. Meine jüngste Schwester ist ein hübsches Mädchen geworden und zeigt viel Talent; die zweite Schwester (Luise) versteht die Wirthschaft sehr gut und führt jetzt in Heilbronn meine Oekonomie."

Schiller's Schwägerin erzählt, unser Dichter habe sich von Heilbronn aus im Sinne eines dankbaren ehemaligen Zöglings, den ein widriges Geschick aus der Heimath entfernte, brieflich an den Herzog Karl Eugen gewandt, von dem gichtkranken Fürsten aber keine Antwort und nur durch Freunde die Nachricht von seiner Aeußerung erhalten: „Schiller wird, wenn er in's Württembergische kommt, von mir ignorirt werden." Damit stimmt aber nicht, was Schiller am 27. August noch von Heilbronn aus an Körner berichtete: „Ich war in Ludwigsburg und auf der Solitude, ohne bei dem Schwabenkönig anzufragen. Dieser hat übrigens meinem Vater doch auf sein Ansuchen erlaubt, mich etlichemal in Heilbronn zu besuchen. Stuttgart habe ich noch nicht besucht, und auch noch wenige meiner akademischen Bekannten gesehen."

Trotz der freundlichen Begrüßung durch den Heilbronner Senat und der ansehnlichen Kosten, die ihm die Einrichtung einer eigenen Oekonomie verursacht hatte, ward Schiller dem Vorhaben, den Winter in Heilbronn zu verleben, untreu und beschloß nach Ludwigsburg überzusiedeln. In der Reichsstadt mangelte ihm alle häusliche Bequemlichkeit, und für diese Entbehrung wurde er, den Senator Schübler abgerechnet, durch keinerlei anregende Geselligkeit entschädigt. Schübler widerrieth zwar entschieden den Umzug, da es ja noch immer zweifelhaft sei, ob der Herzog ihn unangefochten lassen werde; aber der Dichter fuhr am 8. September nach genau einmonatlichem Aufenthalt in Heilbronn mit Lotte und seiner Schwester Luise getrost von Besigheim auf über das Neckarplateau an dem Fuß der ominösen Veste Hohenasberg vorüber seinem neuen Wohnorte zu. Von Ludwigsburg schrieb er an Körner: „Hier bin ich trefflich logirt und meiner Familie, meinen Freunden um ein gutes Theil näher. Ludwigsburg ist von Stuttgart und der Solitude drei Stunden. Die Stadt ist überaus schön und lachend, und ob sie gleich eine Residenz ist, so lebt man darin auf dem Lande. Der Herzog, scheint es, will mich ignoriren, und das ist mir gerade recht." Er war noch keine Woche hier, da begann für Lotte

die „Campagne“, wozu ihr der Herzog Karl August Glück gewünscht hatte, und Schiller erprobte an sich selbst die Wahrheit seiner Votivtafel „Der Vater“:

Wirke, so viel du willst, du stehst doch ewig allein da,
Bis an das All die Natur dich, die gewaltige, knüpft.

Sein Schul- und Akademiefreund von Hoven, jetzt Hofmedikus, stand Lotten in der schweren, langdauernden Niederkunft getreulich zur Seite. Schiller's Angst blickte, wie sehr er sie zu verbergen suchte, unverkennbar aus seinem Benehmen hervor. Aber wie groß war auch nach endlich erfolgter glücklicher Entbindung (am 14. September) sein Vaterglück! Es war ein erhebender Anblick, erzählt sein Jugendfreund Conz, den hohen Mann in den einfach wahren Ausdrücken väterlicher Lust und Liebe an seinem Erstgebornen, „seinem Goldsohn, seinem Herzenskarl“, wie er ihn nannte, zu beobachten. Zufällig oder absichtlich wurde Schiller damals mit Quintilian bekannt und studirte dessen Erziehungsgrundsätze. Wie er nun Alles mit großer Lebendigkeit zu ergreifen pflegte, so sprach er auch hierüber begeistert mit Conz und versicherte, er werde seinen Sohn nach Quintilian's Maximen erziehen. Auch dachte er diese zum Gegenstand einer Abhandlung zu machen — ein Plan, der, wie so viele, durch andere verdrängt wurde.

Schiller's Jugendfreunde fanden, daß sich Vieles an ihm zu seinem Vortheil geändert, und sein Wesen eine schöne Vollendung gewonnen habe. Er mußte ihnen um so liebenswürdiger erscheinen, als sich jetzt sein ganzes Herz hervorkehrte, und mit dem früher überwiegenden heroischen Element alles Herbe und Scharfe seiner Natur augenblicklich ganz zurücktrat. Sein jugendliches Feuer, seine früher oft ausgelassene Jovialität war gemildert und gemäßigt; an die Stelle seiner vormaligen Nachlässigkeit im Anzuge war eine anständige Eleganz getreten; seine gleichmäßige Stimmung ließ es kaum glauben, daß dieser Mann derselbe sei, den sie vor zehn Jahren als aufbrausenden, stürmischen Jüngling gekannt. Ein milder Ernst und eine freundliche Würde drückten sich in seinem Benehmen, wie in seinen Worten aus; seine hagere Gestalt und sein blasses, kränkliches Aussehen erhöhten nur das Interessante seiner Erscheinung. Die wunderbare Gabe der Unterhaltung über Gegenstände, die ihm theuer waren, konnten seine Freunde nicht genug anstaunen, aber nur selten ungestört genießen, denn häufig, fast täglich ward er durch Krankheitsanfälle heimgesucht.

Er fand sich aber nicht auch umgekehrt durch das Wiedersehen seiner Jugendgenossen erbaut. „Von meinen alten Bekannten“, schrieb

er den 4. Oktober an Körner, „sehe ich viele, aber nur die wenigsten interessiren mich. Manche, die ich als helle, aufstrebende Köpfe verließ, sind ganz materiell geworden und verbauert. Bei einigen andern fand ich noch manche der Ideen im Gange, die ich selbst ehemals in ihnen niederlegte, — ein Beweis, daß sie bloße Gefäße sind." Zu denen, die am meisten fortgeschritten schienen, zählte er Conz. Seinen familiärsten Schul- und Akademiefreund von Hoven fand er zwar zu einem brauchbaren Arzt, aber nicht zu einem Schriftsteller in dem Maß, wie sein Talent erwarten ließ, entwickelt. Ein Besuch Petersen's von Stuttgart, dessen Symbolum noch immer das Wörtchen aus der Passion „Mich dürstet" war, gab Anlaß zu einem Symposion, das sich zu einem würdigen Nachklang jener lustigen Gelage im Parterrezimmer auf dem kleinen Graben zu Stuttgart gestaltete. Blieb das, was Schiller sich von dem Umgang mit den Jugendfreunden versprochen hatte, unter seiner Erwartung, so freute es ihn um so mehr, daß er seinen Vater oft bei sich sah. „Der Herzog", schrieb er an Körner, „legt mir gar nichts in den Weg. Meinem Vater hat er auf sein Ansuchen den Gebrauch eines Bades erlaubt auf so lange Zeit als er will, und dieses Bad ist nicht weit von hier, so daß er glauben mußte, mein Vater wolle bloß mir näher sein. Alles wurde auf der Stelle bewilligt, so nöthig er auch meinen Vater auf seinem Posten braucht."

Dies zeigt, daß dem Herzog jeder Gedanke an strenge Maßregeln gegen den Fahnenflüchtling und in seinen Augen dankvergessenen Zögling fern lag; ja, wer weiß, ob nicht weitere Beweise versöhnlicher Gesinnung gefolgt wären, hätte nicht der 24. Oktober 1793 dem Leben Karl Eugen's ein Ziel gesetzt. „Der Tod des alten Herodes", ließ sich Schiller am 10. December gegen Körner aus, „hat weder auf mich, noch auf meine Familie Einfluß, außer daß es allen Menschen, die unmittelbar, wie mein Vater, mit dem Herrn zu thun hatten, sehr wohl ist, jetzt einen Menschen vor sich zu haben. Das ist der neue Herzog in jeder guten, und auch in jeder schlimmen Bedeutung des Wortes." Eine unerwartet herbe Aeußerung in dem Munde Schiller's, und nur erklärbar aus der tiefen Verstimmung, in welcher er den Brief vom 10. December schrieb. Nach einer Mittheilung von Hoven's sprach unser Dichter auf einem Spaziergange mit dem Freunde rühmend von dem Hingeschiedenen und betrachtete voll Rührung das fürstliche Grabmal in der Schloßkirche zu Ludwigsburg. Zu einer Glückwunschepistel an den neuen Herzog konnte er sich, ungeachtet des Zuredens seines Vaters, nicht verstehen, vielleicht auch aus dem Grunde, weil er jeden

Schein, als freue er sich über den Tod des Herzogs Karl, vermeiden wollte.

Was aber in ihm die finstere Gemüthsstimmung, die seiner Feder jenes herbe Wort eingab, hervorgerufen, sagt uns der Brief vom 10. December gleich zu Anfange: „Ein so hartnäckiges Uebel, als das meinige, welches bei noch so mannigfaltigen Einflüssen von außen auch nicht die geringste Veränderung erfährt, weder zum Schlimmen noch zum Guten, müßte endlich auch einen stärkern Muth, als der meinige ist, überwältigen. Seit meinem letzten Briefe an dich vereinigte sich so Vieles, meine Standhaftigkeit zu bestürmen: eine Krankheit meines Kleinen, von der er sich aber jetzt wieder vollkommen erholt hat; meine eigene Krankheit, die mir so gar wenig freie Stunden läßt; die Unbestimmtheit meiner Aussichten in die Zukunft, da die Mainzer Aspekten sich ganz verfinstert haben; der Zweifel an meinem eigenen Genius, der durch gar keine wohlthätige Berührung von außen gestärkt und ermuntert wird; der gänzliche Mangel einer geistreichen Konversation, wie sie mir jetzt Bedürfniß ist. Meine Gefühle sind durch meine Nervenleiden reizbarer, für alle Schiefheiten, Härten, Unfeinheiten und Geschmacklosigkeiten empfindlicher geworden. Ich fordere jetzt mehr als sonst von den Menschen und habe das Unglück, mit solchen in Verbindung zu kommen, die in diesem Stücke ganz verwahrlost sind. Wäre ich mir nicht bewußt, daß die Rücksicht auf meine Familie den vornehmsten Antheil an meiner Hieherkunft gehabt hat — ich könnte mich nie mit mir selbst versöhnen. Gebe nur der Himmel, daß meine Geduld nicht reiße, und ein Leben, das so oft von einem wahren Tod unterbrochen wird, noch einigen Werth bei mir behalte!" In der That konnte er nach der Art, wie von Hoven einen jener Krankheitsanfälle schildert, sie mit einem „wahren Tod" vergleichen. Erbebte doch der Arzt selbst beim Anblick des furchtbaren Brustkrampfs, der jeden Augenblick den Leidenden zu ersticken drohte.

Dennoch waren Tage so düsterer Muthlosigkeit, wie sie jener Brief ausspricht, nur seltene Ausnahmen. Er suchte und fand wieder Muth und Geisteskraft in seiner Arbeit. „Es ist mir immer himmlisch wohl", äußerte er am 8. November, „wenn ich beschäftigt bin, und die Arbeit mir gedeiht." In Vossens Homer las er fast jeden Abend; oft brütete er auch über seinem Wallenstein. Kant's Kritik der Urtheilskraft lag, wenn er das Bett hüten mußte und von Arzneigläsern umlagert war, immer nicht weit von jenem „Belagerungsgeschütz", wie er sich scherzend ausdrückte; und lächelnd erzählte er einmal von Hoven bei einem Morgenbesuch, wie sein Bedienter die Nacht über, um sich auf seinem

Posten wach zu erhalten, ein großes Stück der Kant'schen Schrift auf Einen langen Zug heruntergeschlürft habe. An bessern Tagen schrieb er an seinen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen, die uns recht erkennen lassen, wie hell und kräftig sein Geist auch in dem tief kränkelnden Körper sich erhielt. Ja, er fand zwischen solcher Thätigkeit noch Zeit zu Bewährung der Pietät gegen seinen ehemaligen Lehrer Jahn (vgl. Theil I, S. 24), dessen Stab jetzt wieder die Ludwigsburger Prima lenkte. Schiller übernahm bisweilen für ihn eine Lehrstunde. Vierzehnjährige Knaben sahen dann den Universitätsprofessor, den Dichter des Don Karlos, vor und neben sich auf der Bank sitzen, den Kopf auf die Hand gestützt und ein Bein über's andere geschlagen. So lehrte er bald Logik und Rhetorik, bald Geschichte, und bei letzterer richtete der sonst ruhig Vortragende sich oft bewegt und lebendig in die Höhe.

Eine interessante Bekanntschaft, welche Schiller zu Ludwigsburg machte, war die des Dichters Matthisson, und vielleicht wirkte die geistesarme Umgebung, worin er ihn zuerst sah, als Folie, die ihm dessen anziehende Persönlichkeit noch anziehender und bedeutender, als sie war, erscheinen ließ. Man hat die Recension von Matthisson's Gedichten, die Schiller im September 1794 in der Allgemeinen Literaturzeitung veröffentlichte, als übermäßig lobend, und im Vergleich zur Recension von Bürger's Gedichten als ungerecht bezeichnet. Schiller hat an Matthisson's Poesie nur gelobt, was zu loben ist, und eine Unbilligkeit gegen Bürger liegt nur darin, daß er ihn ausschließlich an seinem damaligen ästhetischen Maßstabe, wonach er dem Dichter die Idealisirkunst zur ersten Pflicht machte, gemessen hat. Schiller's eigener tiefer Natursinn und die sittliche Grazie in Matthisson's Werken waren es, was ihm diese so werth machte; und der Dichter Matthisson setzte sich bei ihm durch den Menschen in höhere Achtung.

Mit großer Besorgniß sah Schiller dem ersten Monat des kommenden Jahrs entgegen, weil der Januar ihm schon zweimal (1791 und 1792) einen der gefährlichsten Krankheitsanfälle gebracht hatte. Freudevoll meldete er seinem Körner am 3. Februar 1794: „Ich lebe noch, und der ominöse Januar ist vorüber; also hoffentlich noch auf eine Zeit lang Frist. Auch befinde ich mich seit vierzehn Tagen um vieles leidlicher, als die zwei vorhergehenden Monate, wo die Hartnäckigkeit meines Uebels mich beinahe um meinen Muth gebracht hat. Bliebe ich nur so, wie ich jetzt bin, und das Wetter erlaubte es, so würde ich gleich im März auf meine Heimreise denken." Er gab aber diesen Gedanken auf, und statt in Jena finden wir ihn am 17. März

mit Weib und Kind in Stuttgart. „Ich habe", schrieb er unter diesem Datum an Körner, „meinen Aufenthalt verändert, und zwar in Rücksicht des gesellschaftlichen Umgangs sehr vortheilhaft, weil hier in Stuttgart sich gute Köpfe aller Art und Handtirung zusammenfinden. Ich kann es mir nicht verzeihen, daß ich diesen Entschluß nicht früher gefaßt habe; selbst in Rücksicht der Finanzen habe ich nicht viel dabei verloren. Nun werde ich einige Monate angenehm hier zubringen; denn vor Ende Mai werde ich wohl nicht abreisen."

Unter den Künstlern, mit denen er in Stuttgart umging, war für ihn der interessanteste sein ehemaliger Akademiegenoß Dannecker, „ein wahres Kunstgenie", so charakterisirt er ihn im Brief an Körner, „den ein vierjähriger Aufenthalt in Rom vortrefflich gebildet hat. Sein Umgang thut mir sehr wohl, und ich lerne viel von ihm. Er modellirt jetzt meine Büste, die ganz vortrefflich wird." Sie wurde nachmals von Dannecker kolossal in Marmor ausgeführt und bildet jetzt einen Schmuck der großherzoglichen Bibliothek in Weimar. Als der edle Künstler die letzte Hand daran gelegt hatte, und zu Lotte und ihrer Schwester ins Nebenzimmer trat, sagte er mit Thränen in den Augen: „Ach! es ist doch nicht ganz, was ich gewollt habe." Auch mit den geschickten Bildhauern Hetsch und Scheffauer verkehrte Schiller viel, desgleichen mit seinem treu anhänglichen Jugendfreunde, dem Musiker Zumsteeg. Unter den Gelehrten zog ihn besonders der katholische Kaplan des verstorbenen Herzogs durch sein lebhaftes Interesse für die Kant'sche Philosophie an. Je klarer ihm jetzt in Stuttgart einleuchtete, wie viel dort die Militär-Akademie zur Aufhellung der Köpfe beigetragen hatte, um so mehr bedauerte er die Aufhebung derselben, die zu Anfange des Jahrs erfolgt war.

Sehr einflußreich auf Schiller's künftige äußere Lebensverhältnisse wurde, wie sich im dritten Theile zeigen wird, die Verbindung mit der Cotta'schen Buchhandlung, welche sich in dieser Zeit anknüpfte. Erwähnenswerth ist auch sein damaliges näheres Bekanntwerden mit dem Kunstkenner Rapp *), weil daran sich das Entstehen des Aufsatzes „Ueber den Gartenkalender auf das Jahr 1795" knüpft **), der zuerst in der Allgemeinen Literaturzeitung im Oktober 1794 erschien.

---

*) Heinr. v. Rapp, Dannecker's Schwager, Geh. Hofrath und Bankdirektor, starb den 9. März 1832.

**) Schiller an Dannecker, Jena den 5. Oktober 1794: „Rapp's Aufsätze im Gartenkalender haben mir viel Vergnügen gemacht; in einem öffentlichen Blatt wird er meine Meinung darüber finden."

Schiller stellt hier die architektonische Form der französischen Gartenanlagen und die poetische der englischen nebeneinander, zeigt das Einseitige und Beifallswürdige in beiden, und weist im Einklang mit Rapp's Ansichten auf den Mittelweg hin, der sich zwischen der Steifheit des französischen und der Regellosigkeit des englischen Geschmacks einschlagen lasse. Eigenthümlich und geistreich ist die beigefügte Charakteristik des wahrscheinlich in diesen Tagen von Schiller empfundenen Eindrucks, den die Hohenheimer Anlagen auf den Wanderer machen, welcher in der schönen Jahreszeit auf dem Wege von Stuttgart aus zunächst durch Fruchtfelder, Weinberge und Wirthschaftsgärten, dann durch lange, schroffe Pappelwände, hierauf durch die Prachtgemächer des herzoglichen Schlosses hindurch in den Park gelangt, wo sich sein Gemüth von dem gewaltsamen Eindruck der Pracht erleichtert fühlt, weil er hier die Natur über die Kunst triumphiren sieht, aber nicht jene einfache, schlichte Natur, von welcher er ausging, sondern eine mit Geist beseelte, durch Kunst erhöhte Natur — Ideen, denen wir im Gedicht „Der Spaziergang" wieder begegnen.

Von Stuttgart aus unternahm Schiller auch eine Reise nach Tübingen zu seinem geliebten ehemaligen Lehrer Abel. Dieser fand jetzt in seinem frühern Zöglinge, wie er selbst erzählt, „den gereiften Mann, der dem nahe gekommen war, was er lange gesucht hatte. Bei diesem Besuche", fährt Abel fort, „schilderte er mir die zum Theil großen Männer, mit denen er bisher in Verbindung gekommen war, in einer Art, aus der ich deutlich ersah, wie weit er sich selbst indessen vervollkommnet hatte."

Die Absicht, auch noch den Mai in Stuttgart zu verleben, gab Schiller auf, weil er sich nach einem ruhigen und gleichförmigen Leben zu sehnen begann. Am 23. April kündigte er Körner seine bevorstehende Abreise an. „Mit mir", fügte er hinzu, „ist es dieses Frühjahr besser gegangen, als im vorigen, wozu freilich die ganz beispiellos angenehme Witterung viel beitragen mag. Seit vier Wochen blühen hier schon die Bäume, und ich genieße in meinem Gartenhause, das ich bewohne, den ganzen Einfluß des wiederauflebenden Jahres. Meine Frau und der Kleine sind wohlauf." Erfrischt und gekräftigt trat er am 6. Mai die Reise an, besuchte in Nürnberg seinen Freund Erhard und war am 15. Mai wieder an seinem heimischen Herde.

Jena hatte unterdessen einen neuen großen Reiz für ihn gewonnen. Wilhelm von Humboldt war im Februar mit seiner trefflichen Gattin (Karoline geb. von Dacheröden) und seinem Knaben angekommen und hatte sich, vorzüglich durch den Wunsch bestimmt, mit Schiller an

Einem Orte zu leben, dort häuslich niedergelassen. Ein inniges, auf gemeinsame geistige Interessen und Seelenharmonie gegründetes Verhältniß knüpfte beide Familien für das Leben aneinander, und zwar um so leichter, als die Frauen seit Jahren miteinander befreundet waren und ganz zusammenpaßten. Die beiden Männer sahen sich bald täglich zweimal, vorzüglich des Abends allein, und wissenschaftliche, besonders ästhetische Gespräche, von denen uns Beider Briefwechsel eine Vorstellung gibt, dauerten oft bis tief in die Nacht. Für das wissenschaftliche Gespräch schien Schiller geboren zu sein, und er fand darin weit größere Befriedigung, als im Lehrvortrage. Wie Sokrates überließ er es meist dem Zufall, den Gegenstand der Unterredung herbeizuführen; aber von jedem aus lenkte er das Gespräch zu einem allgemeinern Gesichtspunkt, und bald sah man sich in das Centrum einer geistanregenden Discussion versetzt. Er ließ den Mitredenden nie lange müßig zuhören, und noch weniger unterdrückte er ihn durch die Ueberlegenheit seines Geistes, sondern behandelte jedes Problem als eine gemeinschaftlich zu lösende Aufgabe. Ohne eigentlich schön zu sprechen und nach einem eleganten Ausdruck zu suchen, legte er es einzig auf scharfe und genaue Begriffsstimmung an. Durch alle Abschweifungen wußte er die Unterhaltung immer zu einem fest in's Auge gefaßten Ziel zurückzulenken und ließ es nicht ab, bis er bei diesem angelangt war.

Bald sollte sich der Kreis seiner nahen Bekannten noch durch Hinzutritt anderer hervorragenden Männer und unter diesen des genialsten und geistesebenbürtigsten, Goethe's, erweitern. Doch damit sind wir bei dem Grenzstein angekommen, den wir uns für den vorliegenden Theil dieses Werks gesetzt haben. Schiller's sittliche Läuterung und wissenschaftliche Selbstverständigung kann zu der Zeit, wo er den Geistesbund mit Goethe schloß, im Wesentlichen als vollendet betrachtet werden. Aus dem stürmischen, leidenschaftlich aufgeregten, nach einem festern innern Halt sich sehnenden Jüngling, der aus Mannheim in die Freundesarme Körner's floh, ist ein beruhigter, edel resignirter, seines Ziels, seines Wegs und seiner Kraft bewußter herrlicher Mann geworden, der sich im Besitz innerer Waffen gegen die Schläge des Schicksals, selbst die härtesten, weiß, und entschlossen ist zu wirken, so lange es ihm noch die höhern Mächte vergönnen. Die bange Wahl zwischen den beiden Blumen, die in seinem Gedicht „Resignation" der unsichtbare Genius den Menschenkindern bietet, ist bei ihm entschieden; die Maxime „Wer glauben kann, entbehre" hat schon längst sein Denken, Empfinden und Streben durchdrungen. Er hat dem Tode wiederholt in's Auge

geschaut, und daraus nicht Verzagtheit, sondern erhöhten Lebensmuth davongetragen, festere Entschlüsse, den Rest seiner Tage sorgfältigst zu verwerthen. Ein schönes Liebesverhältniß hat sein Herz geläutert und veredelt, seinen Geist zu frischerer Thätigkeit beschwingt. Indem er diese köstliche Pflanze im verschlossenen Busen hegte und pflegte, bis sie sich zur schönsten Blüthe entfaltete, ward er ein Selbsterzieher im höchsten Sinne des Worts. In regem Geistesverkehr mit einer Reihe ausgezeichneter Männer prüfte und verglich er das Maß der ihm verliehenen Kräfte und schöpfte aus der Vergleichung weder Kleinmuth noch Selbstüberschätzung. Durch das Studium der griechischen Dichter hatte er seinen Geschmack gereinigt und verfeinert, seine ausschweifende Phantasie gezügelt und durch Nachbildung ihrer Schöpfungen seine poetischen Gestalten mit festern Linien umschreiben gelernt. Geistige Reception und Produktion, deren erstere früher von der zweiten überwogen wurde, hatte er durch eine ausgebreitete Lektüre und vermehrten Umgang mit vielseitig gebildeten, kenntnißreichen Männern in ein besseres Gleichgewicht gebracht. Das Studium der Geschichte hatte ihn hellere und weitere Blicke in das Staats- und Völkerleben thun lassen und zugleich ihm reichern Stoff für künftige Dichtungen geboten. Und nachdem es ihm die Breite der Welt aufgedeckt hatte, drang er durch das Studium der Philosophie in ihre Tiefe. Auch in dieser Disciplin hatte er die für ihn wichtigsten Schachten beim Schluß der zweiten Lebensperiode bereits aufgeschlossen und ausgebeutet, obwohl er auch noch in der dritten Periode daraus manches Werthvolle zu Tage förderte. Mit einer kurzen Ueberschau des Ertrags seiner ästhetischen Studien, so weit er der zweiten Lebensperiode angehört, möge das nächstfolgende Kapitel den zweiten Theil unserer Biographie abschließen.

Achtzehntes Kapitel.

Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen. Ueber die tragische Kunst. Kallias. Anmuth und Würde. Vom Erhabenen. Ueber das Pathetische. Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände.

Zunächst sind zwei Aufsätze zu betrachten, die noch vor Schiller's eingehender Beschäftigung mit Kant entstanden sind. Sie entsprangen ohne Zweifel aus seinen während des Sommers 1790 gehaltenen Vorlesungen über die Tragödie; doch fällt die Ausarbeitung für den Druck erst in den December 1791 oder den Anfang 1792, wo er schon das Studium von Kant's Kritik der Urtheilskraft begonnen hatte. Erklären sich hieraus und aus seinem regen persönlichen Verkehr mit Kantianern einzelne Anlehnungen an Kant'sche Ideen, denen wir in beiden Aufsätzen begegnen, so begreift es sich anderseits leicht, warum doch im Ganzen beide noch freier von Kant's Formelsprache geblieben und überhaupt selbständiger gehalten sind.

Der erste derselben, „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen“ erschien 1792 im ersten Heft der Neuen Thalia. Schiller bezeichnet hier als den einzigen Zweck der Kunst das freie Vergnügen, wobei das Wohlgefühl nicht, wie beim sinnlichen Vergnügen, aus blinder Naturnothwendigkeit, sondern aus dem Spiel unserer Vorstellungen, aus den geistigen Kräften Vernunft und Einbildungskraft entspringe. Die allgemeine Quelle des Vergnügens (auch des sinnlichen) findet Schiller in der Zweckmäßigkeit; beim freien Vergnügen wird die Zweckmäßigkeit durch die Vorstellungskräfte erkannt. Die Vorstellungen aber, wodurch wir Zweckmäßigkeit erfahren, erschöpfen sich seiner Ansicht nach in den Klassen: Gut, Wahr, Vollkommen, Schön, Rührend, Erhaben. Das Gute, meint er, beschäftige unsere Vernunft, das Wahre und Vollkommene den Verstand, das Schöne den Verstand mit der Einbildungskraft, das Rührende und Erhabene die Vernunft mit der Einbildungskraft. Besonders verweilt er dann bei dem Rührenden und Erhabenen, welches letztere aus einer Zweckmäßigkeit entspringe, der eine Zweckwidrigkeit zu Grunde liege. Die dem Erhabenen korrespondirende Empfindung, die Rührung, vereinige daher

Vergnügen und Schmerz; sie sei Lust an einem Leiden, welches für unsere vernünftige Natur als zweckmäßig erkannt werde. Keine Zweckmäßigkeit aber erfreue uns in dem Grade, wie eine moralische, besonders wenn sie im Widerstreit mit einer Naturzweckmäßigkeit, oder auch im Kampf mit einer niedern moralischen Zweckmäßigkeit obsiege. Einen solchen Widerstreit und Sieg stelle uns die Tragödie dar. Im Koriolan siegt Vaterlandsliebe über Selbstliebe, im Timoleon republikanische Pflicht über Bruderliebe. Unser tragisches Vergnügen an den Handlungen eines Verbrechers entspringt aus dessen Reue und Selbstverdammung, wodurch er dem sittlichen Gesetz die glänzendste Huldigung darbringt; oder es ergötzt uns schon die Klugheit und konsequente Kraft des Bösewichts an und für sich; oder wir nehmen Antheil an erfinderischer Bosheit, weil sie eine moralische Zweckmäßigkeit, welche dargestellt werden soll, nur um so leuchtender hervortreten läßt. — Dies die leitenden Gedanken des ersten Aufsatzes.

Der zweite, „Ueber die tragische Kunst“, den er dem zweiten Heft der Neuen Thalia einverleibte, geht von der Erfahrung aus, daß das Spiel der Affekte stets etwas Angenehmes hat, wofern wir nur in freier, unbefangener Gemüthsverfassung sind. In diesem Fall ergötzen uns auch schmerzhafte Gemüthsbewegungen, und sogar in hohem Grade. Die Ursache hiervon findet Schiller in der sittlichen Natur des Menschen. In dem Grade nämlich, als er sein sittliches Vermögen ausgebildet habe, sei er fähig, die aus seiner sinnlichen Natur stammenden Affekte zu beherrschen. Daraus erklärt sich ihm das Vergnügen des Mitleids. Gerade durch den Angriff, den das Mitleid auf unsere Sinnlichkeit mache, werde die sittliche Selbstthätigkeit unserer Vernunft aufgeregt und so der für uns zweckmäßigste, folglich befriedigendste und erfreulichste Zustand in uns herbeigeführt. Am unfehlbarsten und stärksten aber werde das Mitleid geweckt, wenn uns anderer Menschen Leiden dargestellt, nicht etwa bloß erzählt werde, wenn die sympathischen Eindrücke wahr, d. h. den allgemeinen und nothwendigen Bedingungen der menschlichen Natur entsprechend seien, und wenn die Darstellung vollständig charakterisirt und durchgeführt sei, und als solche von dem Betrachtenden aufgefaßt werde. Hieraus erbaut sich Schiller (unter Hinzunahme des Begriffs der dichterischen Nachahmung leidender Menschen) die Idee und die Aufgabe der tragischen Kunst. Die Tragödie ist ihm dichterische Nachahmung einer zusammenhangenden Reihe von Begebenheiten (Handlung), die uns Menschen im Zustande des Leidens vorführt und den Zweck hat, unser Mitleid zu erregen. Man sieht, diese Definition stimmt theilweise mit der des Aristoteles zu-

sammen, die Schiller schon aus Lessing's Dramaturgie kennen mußte. Die Aristotelische Katharsis in seine Begriffsbestimmung aufzunehmen, mochte er nach dem, was er über die Wachrufung der sittlichen Kraft durch das Mitleid gesagt hatte, für unnöthig erachten.

Der Leser weiß aus Vorhergehendem, wie eifrig Schiller, nachdem er mit Kant's Kritik der Urtheilskraft bekannt geworden war, sich im ersten Viertel des Jahrs 1793 mit den Vorarbeiten für ein philosophisches Gespräch beschäftigte, das den Titel Kallias oder über die Schönheit führen sollte, aber nicht zur Vollendung gedieh. Die Grundzüge der Theorie des Schönen, die er in diesem Werk entwickeln wollte, sind in dem damaligen Briefwechsel mit Körner enthalten. Sie geben die wichtigsten Aufschlüsse für die spätere Ausbildung der ästhetischen und zugleich der ethischen Ueberzeugungen Schiller's, und verdienen daher die Beachtung eines Jeden, der sich für die Geistesentwickelung unsers Dichters ernstlich interessirt. Ein näheres Eingehen auf dieselben gestattet der unsrer vorliegenden Schrift zugemessene Umfang nicht; sie muß sich auf eine kurze Andeutung des Wesentlichsten beschränken.

Die erste Aufgabe, die sich Schiller hier stellt, ist eine apriorische Ableitung des Begriffs der Schönheit. Es wird von dem Satz ausgegangen, daß die Vernunft, als das Vermögen der Verbindung, dem durch den Sinn ihr dargebotenem Mannigfaltigen ihre Form ertheilt d. h. es nach ihren Gesetzen verknüpft. Die Vernunft verbindet aber entweder als theoretische Vernunft Vorstellung mit Vorstellung zur Erkenntniß, oder als praktische Vernunft Vorstellungen mit dem Willen zur Handlung. Die Vorstellungen, welche die theoretische Vernunft verbindet, sind entweder unmittelbare, durch den Sinn gegebene — Anschauungen, oder mittelbare, durch sie selbst (wenn auch unter Zuthun des Sinnes) gegebene — Begriffe. Ist die Vorstellung ein Begriff, so ist sie schon durch ihre Entstehung, durch sich selbst auf Vernunft bezogene (logische Naturbeurtheilung). Ist die Vorstellung aber eine Anschauung, so muß die theoretische Vernunft, um zwischen ihrer Form und der Vorstellung eine Uebereinstimmung zu entdecken, in den gegebenen Gegenstand einen Zweck hineinlegen, und entscheiden, ob er sich diesem Zweck gemäß verhält (teleologische Naturbeurtheilung). Gleiches zeigt sich bei der praktischen Vernunft. Diese wendet, wie die theoretische, ihre Verbindungskraft entweder auf das, was durch sie selbst ist, auf freie Handlungen (moralische Beurtheilung), oder auf das, was nicht durch sie ist, auf Naturwirkungen an (ästhetische Beurtheilung). Indem sie Letzteres thut, leiht sie dem Gegenstande

Freiheitsähnlichkeit, betrachtet die Naturwirkung als ein Analogon der Vernunft. Darnach unterscheidet Schiller nun 1. Vernunftmäßigkeit, d. h. Uebereinstimmung eines Begriffs mit der Form der Erkenntniß; 2. Vernunftähnlichkeit, d. h. Analogie einer Anschauung mit der Form der Erkenntniß; 3. Sittlichkeit, d. h. Uebereinstimmung einer Handlung mit der Form des reinen Willens; 4. Schönheit, d. h. Analogie einer Erscheinung mit der Form des reinen Willens oder der Freiheit. „Schönheit", definirt also Schiller, „ist Freiheit in der Erscheinung."

Die nähern Erörterungen dieser Gedanken sind vorzugsweise in Schiller's Briefen an Körner vom 8. und 18. Februar 1793 enthalten. In einer dem Briefe vom 23. Februar beigeschlossenen Abhandlung sucht Schiller dann die Uebereinstimmung des gewonnenen Princips mit dem empirischen Urtheil über das Schöne darzuthun und zwar erstlich nachzuweisen, daß dasjenige Objektive an den Dingen, wodurch sie frei erscheinen, eben dasselbe sei, was ihnen Schönheit verleihe, und zweitens zu zeigen, daß Freiheit in der Erscheinung auf das Gefühlsvermögen analog, wie die Vorstellung des Schönen, wirke. Den ersten Theil der Aufgabe hat er in dem beigelegten Aufsatz behandelt; die Ausführung des zweiten Theils ist er schuldig geblieben. Endlich fügte er noch seinem Briefe vom 28. Februar an Körner eine Abhandlung bei,*) worin er sein Princip auch auf das Schöne der Kunst anzuwenden versuchte.

Aus Früherem ist uns bekannt, wie Schiller im Frühling und Sommer 1793 durch andauerndes Kränkeln, eine Revision seiner Gedichte, Plane zu zwei größern philosophischen Gedichten, hierauf durch die Reise nach Schwaben von der Fortsetzung des Kallias abgehalten wurde, darüber den Gedanken, seine Theorie des Schönen in Gesprächsform abzufassen, aufgab und sie in Briefen darzulegen beschloß. Inzwischen war jedoch während der Monate Mai und Juni als „ein Vorläufer" seiner Schönheitstheorie die Abhandlung „Ueber Anmuth und Würde" zu Stande gekommen. Er schickte sie den 20. Juni an Körner und bemerkte brieflich dazu: „Lange habe ich geschwiegen; aber ich denke, diese Beilage soll mich hinlänglich rechtfertigen. Ich habe den Aufsatz in nicht gar sechs Wochen verfertigt. Urtheile daraus, ob ich fleißig bin, und fleißig genug für einen Kranken. Diese Arbeit hat mir viel Freude gemacht, und ich denke, keine ganz ungegründete."

---

*) Im Briefwechsel ist sie irrthümlich dem Briefe vom 20. Juni angehängt.

Körner antwortete: „Es ist Schade, daß deine Theorie des Schönen nicht zugleich mit dieser Arbeit erscheint. Anfang und Schluß des jetzigen Produkts können sehr gut für sich bestehen; aber in der Mitte, bei der eigentlichen Analyse des Begriffs Anmuth, wünscht man zuweilen wohl über einige verwandte Begriffe einen befriedigenden Aufschluß. In der Manier, deinen Stoff zu behandeln, hast du zu Anfang einen sehr gefälligen Weg gewählt. Philosophische Wahrheiten können vielleicht nicht mit mehr Anmuth vorgetragen werden, als unter dem Gewand einer reizenden Dichtung in dem Kommentar einer griechischen Fabel. In der Gegeneinanderstellung der Anmuth und Würde habe ich besonders viel geistvolle und fruchtbare Bemerkungen gefunden. Was du über den Unterschied zwischen Anmuth und Schönheit sagst, hat mich weniger befriedigt, und ich erwarte darüber deine weitere Erklärung in der Analyse des Schönen."

Vermißte nun schon Körner, welchem doch die oben skizzirten Vorverhandlungen zum Kallias über den Begriff des Schönen bekannt waren, an manchen Stellen einen Schlüssel zum vollen Verständniß des Einzelnen: so muß dies bei dem Leser der Abhandlung, der jene brieflichen Verhandlungen nicht kennt, in weit höherm Grade der Fall sein, da Schiller in den spätern philosophischen Schriften von einer veränderten Auffassung des Schönen ausgeht. Schon im Briefe vom 23. Februar an Körner hatte er auf den Inhalt von Anmuth und Würde vorausgedeutet: „Ich widerstehe", heißt es dort, „der Versuchung, dir an der menschlichen Schönheit die Wahrheit meiner Behauptung (daß Freiheit der Erscheinung eins sei mit der Schönheit) noch anschaulicher zu machen; dieser Materie gebührt ein eigener Brief." Statt des Briefes erfolgte die Abhandlung über Anmuth und Würde.

Schiller unterscheidet hier an dem Menschen fixe, architektonische Schönheit (Schönheit des Baus) und bewegliche Schönheit oder Anmuth. Die architektonische ist von der Natur nach dem Gesetz der Nothwendigkeit gebildet. Seinem Princip „Schönheit ist Freiheit in der Erscheinung" gemäß mußte Schiller nun darthun, daß auch die architektonische Schönheit, trotz jenes Ursprungs, sich als Freiheit in der Erscheinung darstelle, daß in der Betrachtung eines schöngebauten Menschenkörpers die praktische Vernunft dem Gegenstande Freiheitsähnlichkeit leihe, die Naturwirkung als ein Analogon der Vernunft auffasse. Allerdings sagt er in der Abhandlung, beim Schönen leihe die Vernunft dem Gegenstande „eine ihrer Ideen"; aber was das für eine Idee sei, daß es die Idee der Freiheit sei, wird nirgends gesagt, und so blieb diese Partie den Lesern dunkel. Erst, wenn man

die Briefe an Körner zu Hülfe zieht, erklärt sich, was Schiller meint, wenn er die architektonische Schönheit den „sinnlichen Ausdruck eines Vernunftbegriffs“ nennt, und wenn er sagt: „Die Schönheit ist als die Bürgerin zweier Welten anzusehen, deren einer sie durch Geburt, der andere durch Adoption angehört; sie empfängt ihre Existenz in der Sinnenwelt und verlangt in der Vernunftwelt das Bürgerrecht.“

Da aber der Mensch nicht bloß Naturkörper, sondern auch ein freies Wesen, eine Person ist, und an ihr als solcher sich Veränderungen im Erscheinen begeben, so hat die Lehre vom Schönen auch die Erscheinung des Menschen als Person zu betrachten. Da definirt nun Schiller die Anmuth als die eigenthümliche Schönheit des Menschen unter dem Einfluß der Freiheit. Die Freiheit äußert sich aber in der Erscheinung des Menschen durch Bewegungen. Jedoch nicht in jeder Bewegung kann sich Anmuth ausdrücken; nur die sympathischen sind dazu geeignet, welche unabsichtlich, aber nothwendig sich mit einer moralischen Empfindung oder einer moralischen Gesinnung (moralisch im weitesten Sinne genommen) verbinden. Welcher Art ist aber der moralische Gemüthszustand, der sich in der Anmuth offenbart? Weder ein solcher, worin die Sinnlichkeit von der Vernunft unterdrückt wird, noch ein solcher, worin die Vernunft von der Sinnlichkeit beherrscht wird, sondern der Zustand ihrer Zusammenstimmung. In diesen Gemüthszustand setzt Schiller den Charakter einer „schönen Seele“ und ihren unabsichtlichen Ausdruck in der Erscheinung nennt er Anmuth oder Grazie. Geräth aber die Gesetzgebung der Natur mit der Gesetzgebung der Vernunft in Widerstreit, so ist es unwandelbare Pflicht für den Willen, die Forderung der Natur dem Ausspruch der Vernunft nachzusetzen, weil Naturgesetze nur bedingungsweise, Vernunftgesetze aber schlechterdings verbinden. Beherrschung der Triebe durch die sittliche Kraft ist Geistesfreiheit, und ihr Ausdruck in der Erscheinung heißt Würde. Anmuth und Würde können, da sie verschiedene Aeußerungsgebiete haben, sich in Einer Person vereinigen. Ist dies der Fall, und wird dabei die Anmuth noch durch architektonische Schönheit, die Würde durch Kraft unterstützt, so entstehen Ideale menschlicher Schönheit, wie sie uns in den vollendetsten Antiken entgegentreten. So viel von den Hauptideen dieser Abhandlung, welche bei ihrem streng systematischen Gange nach allen Richtungen Aussichten auf Verwandtes, das zur Seite liegt, eröffnet, spekulativen Tiefsinn mit freiem Beobachterblick vereinigt und einen abstrakten Stoff in das Gewand einer schönen Darstellung kleidet. Sie erschien zuerst im zweiten Heft der neuen Thalia vom Jahr 1793.

Bald nach dieser Schrift, und zwar noch vor der schwäbischen Reise entstand ein Aufsatz, oder vielmehr eine Gruppe von Aufsätzen, die gleichfalls der Neuen Thalia vom Jahr 1793 in den nächstfolgenden Heften einverleibt wurden. Ihr Hauptgegenstand ist das Erhabene. Der in Schiller's Werken enthaltene Aufsatz „Ueber das Pathetische" ist aus dieser Gruppe entnommen, aber in seiner jetzigen Gestalt nur das Fragment eines Fragments. In der Thalia erschien nämlich eine längere unvollendet gebliebene Abhandlung (am Schluß heißt es: „Die Fortsetzung künftig") mit der Ueberschrift: „Vom Erhabenen, zur weitern Ausführung einiger Kant'schen Ideen." Von dieser wurde in Schiller's Werke nur der letzte Abschnitt, der über das pathetisch Erhabene handelt, aufgenommen. Der unterdrückte Theil, eine Begriffsbestimmung und Klassifikation des Erhabenen, durch welche der Aufsatz über das Pathetische und auch die später geschriebene Abhandlung „Ueber das Erhabene" erst ihre volle Verständlichkeit gewinnen, hätte schon als ein Meisterstück wissenschaftlicher Begriffsentwickelung die Aufnahme in Schiller's Werke verdient. In klarer, strenger Folgerichtigkeit bewegt sich die Untersuchung vom Anfang bis zum Ende. Erhaben, sagt Schiller, ist ein Gegenstand, bei dessen Anschauung wir als Sinnenwesen unserer Schranken, als Vernunftwesen unserer Unbeschränktheit, unserer Freiheit, also eines innern Widerstreits bewußt werden. Sind es die Schranken unserer Vorstellungskraft, die uns hierbei zum Bewußtsein kommen, so entsteht das theoretisch (bei Kant: mathematisch) Erhabene, ein Erhabenes der Erkenntniß; beruht der Widerstreit darauf, daß der angeschaute Gegenstand unserm Erhaltungstriebe widerspricht, so entsteht das praktisch (bei Kant: dynamisch) Erhabene, ein Erhabenes der Gesinnung. Theoretisch erhaben ist ein Gegenstand, wenn er die Vorstellung des Unendlichen mit sich führt, welcher unsre Einbildungskraft nicht gewachsen ist; praktisch erhaben, wenn ihm die Vorstellung einer Gefahr anhaftet, gegen welche wir unsre physische Kraft ohnmächtig fühlen. Ein Beispiel des ersten ist der Ocean in Ruhe, ein Beispiel des zweiten der Ocean im Sturm. Das theoretisch Erhabene einer künftigen Entwickelung vorbehaltend, beschränkt Schiller hier seine Untersuchung auf das praktisch Erhabene. Praktisch erhaben ist die Natur nirgends, als wo sie furchtbar erscheint, wo wir uns von allen unsern physischen Widerstandskräften im Stich gelassen fühlen. Wie kann dann aber sich ein Wohlgefallen mit dem Erhabenen verbinden? wie kann es ein eigenthümliches Wohlgefühl in uns wecken?

Dadurch, antwortet Schiller, daß der praktisch erhabene Gegenstand, indem er in uns das Gefühl physischer Ohnmacht hervorruft, zugleich ein Widerstandsvermögen ganz anderer Art in uns aufdeckt, welches zwar von unserer physischen Existenz die Gefahr nicht abwehrt, aber, was unendlich mehr ist, unsere physische Existenz selbst von unserer Persönlichkeit absondert. Das Bewußtwerden unserer geistigen, moralischen Unabhängigkeit beim Anblick des Furchtbaren ist es, wodurch dieses zum Erhabenen wird. — Nach dieser Begriffsfeststellung theilt Schiller das praktisch Erhabene in das kontemplativ Erhabene, welches mehr beschaulicher, freiwilliger Natur und minder lebhaft ist, und das stärker wirkende pathetisch Erhabene. Das erstere hat entweder einen realen Grund (wie die Zeit, die Nothwendigkeit), oder die Phantasie erschafft sich das Erhabene aus Dingen, die an sich gleichgültig sind (wie beim Einsamen, Geheimen, Unbestimmten u. s. w.). Das pathetisch Erhabene entsteht, wenn uns menschliches Leiden, mit dem wir durch unsere menschliche Natur zu sympathisiren gezwungen sind, vorgeführt und zugleich eine Vorstellung der moralischen Widerstandskraft gegen das Leiden geweckt wird. Für die tragische Kunst fließen daraus die beiden Hauptforderungen: Darstellung der leidenden Natur und Darstellung der moralischen Selbständigkeit und Ueberlegenheit im Leiden.

Damit ist Schiller zu dem seinen Werken einverleibten Theil der Abhandlung, der die Ueberschrift: „Ueber das Pathetische" trägt, angelangt und bewegt sich nun leichter und freier auf heimischem, von ihm selbst angebautem Boden. Die erste Aufgabe der Tragödie, zeigt er, ist lebendige Darstellung der leidenden Natur; denn Pathos muß da sein, damit die Fassung des Gemüths sich als Kraft der Seele kund gebe, und nicht der Zweifel aufkomme, ob jene Fassung aus bloßer Unempfindlichkeit entspringe. Dies wird durch eine vortreffliche Gegenüberstellung der französischen Tragödie mit ihrer kalten, konventionellen Decenz und der griechischen mit ihrer warmen, aufrichtigen, tiefergreifenden Sprache der Natur veranschaulicht. Das zweite Fundamentalgesetz der Tragödie ist Darstellung des moralischen Widerstandes gegen das Leiden. Wie aber läßt sich diese übersinnliche Widerstandskraft zur Anschauung bringen? Dadurch, daß alle bloß der Natur gehorchende, dem Willen entzogene Erscheinungen die Gewalt seines Leidens verrathen, dagegen alle von dem Willen abhängige entweder keine oder nur eine schwache Spur des Leidens zeigen; denn so wird auf eine obsiegende übersinnliche Kraft im Menschen hingewiesen. Dies erläutert Schiller durch Winkelmann's

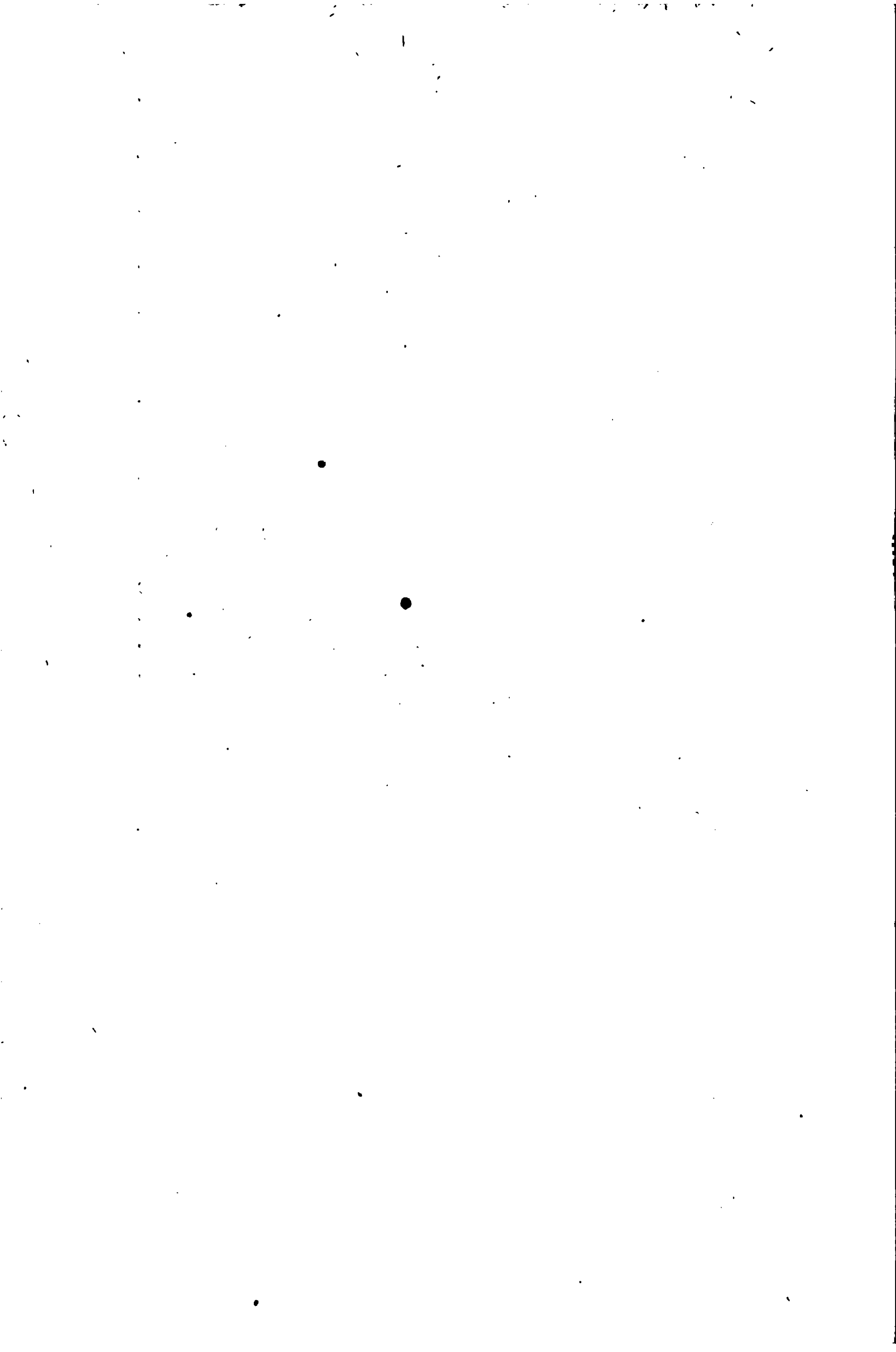
Beschreibung der Bildsäule des Laokoon, und zieht dann das Virgilsche Gemälde von Laokoon's und seiner Kinder Tode herbei, um darzuthun, wie diese Schilderung bis dahin, wo das Meerungeheuer den Laokoon anfällt, ein Beispiel des kontemplativ Erhabenen, von da aber, wo das Mächtige zugleich als furchtbar und Laokoon's Tod als unmittelbare Folge der erfüllten Vaterpflicht erscheine, ein Beispiel des pathetisch Erhabenen sei.

Oben wurde bemerkt, daß Schiller sich die nähere Entwickelung des theoretisch (mathematisch) Erhabenen vorbehalten habe. Diese brachte er im vierten Bande der Neuen Thalia für 1793 unter dem wenig bezeichnenden Titel: „Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände.“ Der Aufsatz besteht keineswegs, wie die Ueberschrift könnte vermuthen lassen, aus aphoristischen Bemerkungen und Erörterungen; seine wissenschaftliche Form ist nicht minder zusammenhangend, als die der meisten andern ästhetischen Abhandlungen. Er beginnt mit einer Vergleichung des Angenehmen, Guten und Schönen, erörtert dann und veranschaulicht durch Beispiele die von der Lust an jenen sehr verschiedene Lust am Erhabenen, und geht hierauf zu seiner Aufgabe, zur Entwickelung des theoretisch Erhabenen über. Hiernach könnte man füglich die Abhandlung „Vom theoretisch Erhabenen“ überschreiben; doch behandelt freilich der Aufsatz in seiner gegenwärtigen Gestalt das Hauptthema zu kurz im Vergleich mit den einleitenden Gedanken; es nimmt nicht mehr Raum, als diese, ein. In der Thalia umfaßt die Ausführung des Themas zwanzig Seiten mehr, die bei der Aufnahme des Aufsatzes in Schiller's Werke unterdrückt wurden.

In dem Abschnitt, welcher das theoretisch Erhabene behandelt, entwickelt Schiller faßlicher und übersichtlicher, als Kant, die vier verschiedenen Arten der Größenschätzung, welche stattfinden 1. wenn ein Gegenstand bloß als ein Quantum groß ist; 2. wenn er eine durch ein Maß bestimmbare, komparative Größe hat; 3. wenn er nach seinem (unbestimmten und subjektiven) Gattungsbegriff groß genannt wird; 4. wenn wir ihm eine absolute (keine relative) Größe beilegen. Letztere Größenschätzung geschieht nicht logisch durch den Verstand, sondern ästhetisch durch die Einbildungskraft, und ein Gegenstand, welcher die Idee des absolut Großen in uns erweckt, ist theoretisch erhaben. Dann folgt in der Thalia jene später unterdrückte Stelle, die in strenger, fast mathematisch evidenter Beweisführung darthut, wie die Einbildungskraft bei Gegenständen, die wir theoretisch erhaben nennen, sich vergeblich bemüht, das einzeln an ihnen Aufgefaßte in

eine Totalauffassung, wie sie die Vernunft verlangt, zu vereinigen, woraus eben das gemischte Gefühl unserer Begränztheit und Unbeschränktheit entsteht, der Begränztheit unserer Einbildungskraft, der Unbeschränktheit unserer Vernunft. — Das Ende der Abhandlung bespricht die äußern und innern Bedingungen, die zur Entstehung des theoretisch Erhabenen nothwendig sind, und schließt daran eine Reihe treffender Unterscheidungen und Erörterungen, wie nur Raumgrößen (nicht Zahlengrößen) erhaben sind, wie räumliche Höhen erhabener erscheinen, als gleich große Längen, und räumliche Tiefen erhabener, als beide — lauter scharfe, feine, geistreiche Bemerkungen.

Wie Schiller in der besprochenen Gruppe von Abhandlungen das Erhabene allseitig entwickelte, so erörterte er demnächst auch in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen eingehend das Wesen und die Bedeutung des Schönen, überall zugleich das Ethische in die Betrachtung hereinziehend. Damit durchmaß er den ganzen Kreis seines Philosophirens, welcher nicht über das Aesthetische und Ethische hinausreichte, so daß er nun nach erfolgter wissenschaftlicher Selbstverständigung wieder Dichter werden konnte. Die genannten Briefe gehören ihrem Plan und Entwurf, der Erforschung ihres Stoffs, und auch einem großen Theile ihrer ersten, vorgängigen Ausführung nach dem Jahre 1793 und der ersten Hälfte des Jahrs 1794, also noch der zweiten Lebensperiode unsers Dichters an. Wir werden aber, weil sie zu Anfang der dritten Periode überarbeitet und vollendet, und erst in den Horen veröffentlicht wurden, ihre Besprechung dem dritten Theil unserer Schrift vorbehalten.



Schiller's

Leben, Geistesentwickelung und Werke,

auf der Grundlage der

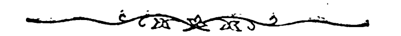
Karl Hoffmeister'schen Schriften

neu bearbeitet

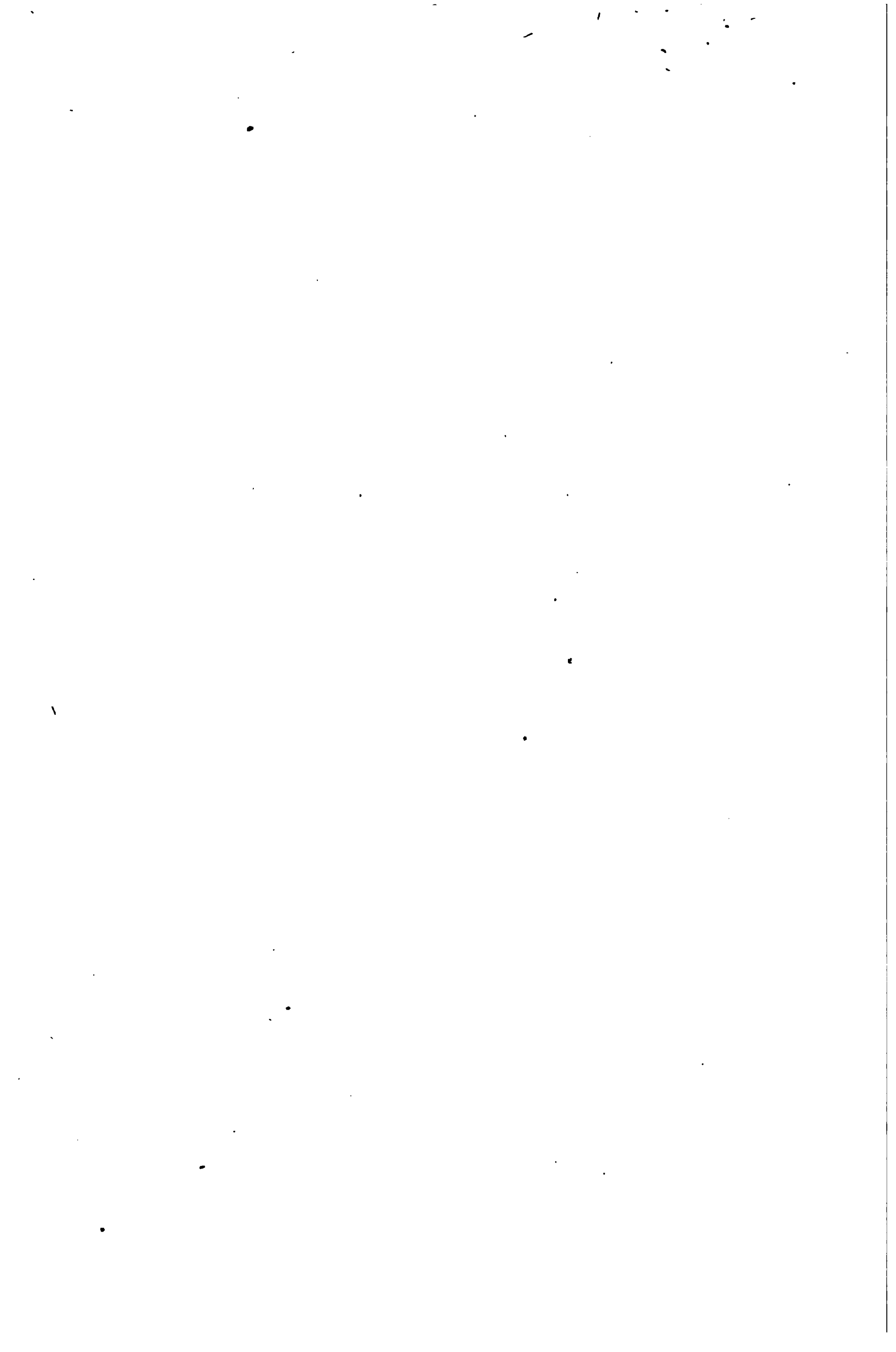
von

Heinrich Viehoff.

Dritter Theil.



Stuttgart.
Verlag von Carl Conradi.
1875.

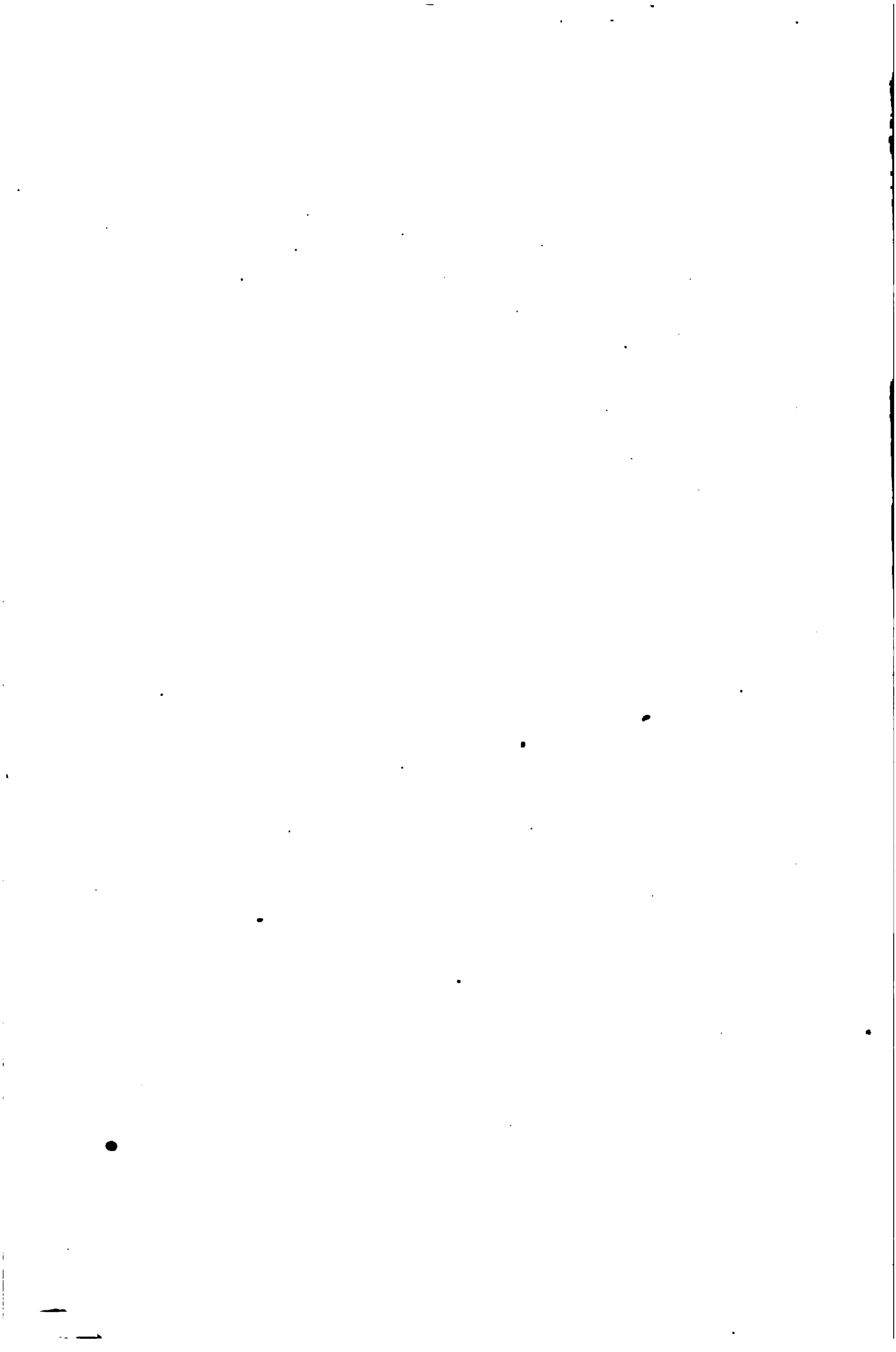


Dritter Theil.

Periode der klassischen Kunstpoesie.

Schiller im Geistesbunde mit Goethe.

1794—1805.



Erstes Kapitel.

Folgenreiches Zusammentreffen mit Goethe. Plan der Horen. Einladung an Schriftsteller zur Mitwirkung. Rendezvous in Weißenfels. Schiller's Beziehungen zu Fichte. Wachsende Annäherung an Goethe. Schiller bei ihm zu Gast in Weimar. Ankündigung der Horen an das Publikum.

Mit dem Eintritt in die dritte Lebensperiode haben Schiller's Meisterjahre begonnen. Dies läßt sich in dem Sinne behaupten, daß von da an seine Schöpfungen fast alle den Stempel des Meisters tragen, daß die Nation ihn als einen solchen anerkennt, daß die hervorragendsten Kunstgenossen auf sein Urtheil hohes Gewicht legen, sich durch seinen Beifall geehrt, durch seine Freundschaft beglückt fühlen; aber nicht etwa in dem Sinne, daß er nun schon den höchsten Gipfel der Kunsteinsicht, der Kunsttechnik und der schöpferischen Kraft erreicht habe und auf gleicher Höhe fortwandele. Vielmehr dauert sein Wachsen und Reifen, sein Forschen, Streben und Ringen nach immer reinern, edlern und höhern Kunstformen die ganze noch vor uns liegende Periode hindurch fort. „Sein Ziel," sagt Humboldt, „war so gesteckt, daß er nie an einen Endpunkt gelangen konnte, und die immer fortschreitende Thätigkeit seines Geistes hätte auch bei längerem Leben keinen Stillstand besorgen lassen." Stationär bleibt von jetzt an nur seine äußere Existenz. Unablässig bemüht, die in der Tiefe seines Innern ruhenden Schätze zu heben, lehnt er verlockende Einladungen aus der Ferne zu bessern, einträglichern Stellungen ab, weil sie in dieser Bemühung ihm hinderlich werden können. Sein Leben geht fortan beinahe ganz in sein rastloses großartiges Schaffen auf. Deßhalb werden wir weiterhin nicht im Stande sein, in dem Maße, wie bisher, die Betrachtung seiner Geisteswerke von der Darstellung seiner äußern Lebensverhältnisse gesondert zu halten. Doch sollen im Interesse jener Leser, denen es zunächst um die Kenntniß der letztern zu thun ist, auch in diesem dritten

Theil den Charakteristiken wenigstens der größern Produktionen besondere Kapitel gewidmet werden.

An dem Eingange dieser Periode steht als ein hochwichtiges, nicht bloß für Schiller's Geistesentfaltung, sondern für den Entwickelungsgang der ganzen deutschen Poesie bedeutsames Ereigniß, die nun endlich erfolgende Annäherung Schiller's und Goethe's, aus welcher alsbald ein werkthätiger Freundschaftsbund so edler und fruchtreicher Art erblühte, wie ihn die Literaturgeschichte keines andern Volkes aufzuweisen hat. Goethe hat uns selbst die glückliche zufällige Begegnung erzählt, welche die Annäherung herbeiführte. Sie fand nicht lange nach Schiller's Rückkehr aus der schwäbischen Heimath statt. Kurz vor seiner Abreise dorthin hatte sich in Jena eine naturforschende Gesellschaft gebildet, an deren Spitze der Professor Batsch stand. Goethe, Schiller und Herder waren zu Ehrenmitgliedern derselben ernannt worden. Ihren periodischen Sitzungen pflegte Goethe beizuwohnen. Einst traf er Schiller daselbst und fand sich beim Herausgehen zufällig mit ihm zusammen. Auf dem Wege knüpfte sich ein Gespräch an, wobei Schiller, der an dem Vorgetragenen lebhaften Antheil zu nehmen schien, die Bemerkung machte, eine so zerstückelte Art, die Natur zu behandeln, sei für den lernbegierigen Laien keineswegs ansprechend. Goethe erwiderte, auch dem Eingeweihten bleibe sie vielleicht unheimlich, und es gebe wohl noch eine andere Weise der Naturbehandlung, nämlich sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile strebend, darzustellen. Schiller äußerte Zweifel und wollte nicht einräumen, daß dieses, wie Goethe behauptete, schon aus der Erfahrung hervorgehe. Unterdeß waren sie vor Schiller's Haus gelangt. Vom Gespräche fortgezogen, trat Goethe mit hinein und trug seine Metamorphose der Pflanzen vor, indem er zugleich mit charakteristischen Federzügen eine symbolische Pflanze vor Schiller's Augen entstehen ließ. Dieser hörte und schaute mit reger Theilnahme und eindringender Fassungskraft, schüttelte aber, als Goethe geendet, den Kopf und sagte: „Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee." Goethe nahm sich, obwohl etwas verdrießlich, zusammen und entgegnete: „Das kann mir lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe." Schiller antwortete, ruhig und rein bei der Sache bleibend: „Wie kann jemals Erfahrung gegeben werden, die einer Idee angemessen sein sollte? Denn darin besteht das Eigenthümliche der letztern, daß ihr niemals eine Erfahrung kongruiren kann." Solche Sätze konnten Goethe unglücklich machen. Dennoch wirkte bei diesem Gespräch die Anziehungskraft des Schiller'schen Geistes auf ihn so lebhaft, daß der Wunsch einer nähern Verbindung rege

ward. Schiller's Gattin, die Goethe von ihrer Kindheit auf liebte und schätzte, trug das Ihrige zur Verwirklichung dieses Wunsches bei, und alle beiderseitigen Freunde waren froh, das langersehnte Band sich knüpfen zu sehen.

Schon bei diesem ersten tiefern Einblick in Schiller's Geist mochte in Goethe die Ahnung aufgehen, was für eine Fülle von Gewinn ihm aus der nähern Verbindung mit demselben erwachsen könne. Seit fast neun Monaten war Goethe wieder, wie nicht selten, in einer Periode „des Zauderns und Stockens", einer Zeit der Unproduktivität befangen. Der wolkenschwere politische Horizont, ein Trauerfall in der Herzoglichen Familie (der Tod des Prinzen Konstantin) gegen Anfang Oktober 1793 und manches Andere ließen keine freie Geistesstimmung in ihm aufkommen; dann hatte bald darauf wieder der düstere nordische Winter auf seinem empfindlichen Gemüth gelastet. Da trat ihm nun Schiller entgegen, der mit seiner eisernen Willenskraft allen Einflüssen auf Geist und Gemüth, selbst denen eines siechen Körpers Trotz bot, dessen Schaffensdrang auf Jeden, der in seine Nähe kam, eine hinreißende Wirkung ausübte, der eben jetzt zu einem neuen gemeinsamen literarischen Unternehmen die vorzüglichsten Köpfe unter seiner Fahne zu sammeln bemüht war. Davon mußte Goethe auch für sich selbst einen Sporn zu frischer Thätigkeit hoffen. „Für mich insbesondere" so schließt er die Erzählung von jener Begegnung, „war der Bund ein neuer Frühling, in welchem Alles froh nebeneinander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorblühte." Und was er umgekehrt für Schiller geworden ist, davon werden gar viele der folgenden Blätter zu berichten haben. Wilhelm von Humboldt sagt: „Der gegenseitige Einfluß dieser beiden großen Männer auf einander war der mächtigste und würdigste. Jeder fühlte sich dadurch angeregt, gestärkt und ermuthigt auf seiner eigenen Bahn; jeder sah klarer und richtiger ein, wie auf verschiedenen Wegen sie dasselbe Ziel vereinte. Keiner zog den andern in seinen Pfad herüber. Wie durch ihre unsterblichen Werke, haben sie durch ihre Freundschaft, in der sich das geistige Zusammenstreben unlösbar mit den Gesinnungen des Charakters und den Gefühlen des Herzens verwebte, ein bis dahin nie gesehenes Vorbild aufgestellt, und auch dadurch den deutschen Namen verherrlicht!

Das eben angedeutete große literarische Unternehmen Schiller's waren die Horen. Am 12. Juni 1794 schrieb er an Körner, seit der Rückkehr aus Schwaben sei er an wirklichen Ausarbeitungen ziemlich unfruchtbar, an Projekten aber desto ergiebiger gewesen. Als das „solidere" unter denselben legte er den Entwurf der Horen bei, mit

dem er sich nun schon ins dritte Jahr trage, und für den er endlich in der Heimath an Cotta einen unternehmungslustigen Buchhändler gewonnen habe. Schiller's Hoffnungen waren trotz aller Enttäuschungen, die er auf der Journalistenlaufbahn bereits erlebt hatte, auch diesmal wieder hochfliegend. „Unser Journal soll ein epochemachendes Werk sein," schrieb er, „und Alles, was Geschmack haben will, muß uns kaufen und lesen." Der Leser wird es vielleicht ebenso befremdlich als bedauerlich finden, daß Schiller, der doch wußte, wie wenig er auf seine Gesundheit und einen großen Rest seiner Tage rechnen durfte, sich immer wieder in solche zeitraubende, stimmungverderbende, Sorge und Aerger aller Art bereitende Unternehmungen stürzte. War ihm doch sattsam aus eigener Erfahrung bekannt, wie viel köstbare Stunden die Korrespondenz mit dem Verleger und den Mitarbeitern, das Durchlesen, Prüfen, Sichten und Ordnen der einlaufenden Beiträge dem Redakteur wegzunehmen pflege, wie er auf die rechtzeitige Beschaffung eines hinreichenden Vorraths von Stoff, auf die Abwehr heimlicher und offener Gegenwirkungen von Konkurrenten, auf die Stimmung des Publikums und die Urtheile der Kritik werde zu achten haben, wie oft ihn die Lässigkeit seiner Mitarbeiter zu gelinder Verzweiflung bringen, die Manuskriptnoth zu hastiger, unerquicklicher Selbstproduktion zwingen werde. Vor und mit der neuen Zeitschrift sollten noch zwei Hefte der Thalia erscheinen, und nach dem Eingehen derselben gedachte er, wie wir später hören werden, auch die deutschen Lyriker alljährlich in einem Musenalmanach um sich zu vereinigen. Wie konnte er da hoffen, zur Ausführung eines Wallenstein und anderer großer dramatischer Pläne, die ihm doch vor allen am Herzen lagen, die nöthige Muße, Gemüthsruhe und Stimmung zu finden? Solcher Erwägungen entschlug sich gewiß unser Dichter nicht. Aber er mußte für sich und seine Familie auf eine bessere Sicherung der Zukunft denken. Die Unterstützung aus Dänemark ging mit dem Jahr 1794 zu Ende; dafür galt es nun einen Ersatz zu schaffen. Sein Professoreinkommen, der Jahreszuschuß von seiner Schwiegermutter und der Ertrag seiner Schriften waren unzureichend zur Bestreitung seiner Haushaltskosten, die durch Erweiterung des Familienkreises und Ausdehnung seiner gesellschaftlichen Beziehungen schon stark herangewachsen waren und voraussichtlich weiter wachsen mußten. Da bot ihm nun das Unternehmen, wozu Cotta sich kühn und weitblickend verstanden hatte, die Aussicht, jene Kosten bestreiten und die ihm übrig bleibende, wenn auch stark geschmälerte Zeit dafür mit um so freierm Gemüth seinen großen poetischen Entwürfen widmen zu können. Cotta war bereit, das in jener Zeit gewiß kaum erhörte Redaktions-

honorar von tausend Thalern zu zahlen und die Beiträge bis zu sechs Louisd'or für den Bogen zu honoriren.

Schiller griff die Ausführung des Plans sogleich mit der ihm eigenen Energie an. Unter seinen Xenien lautet eines auf Reinhardt's Journal „Deutschland“:

Alles beginnt der Deutsche mit Feierlichkeit, und so zieht auch
Diesem deutschen Journal blasend ein Spielmann vorauf.

Reinhardt hätte füglich ihm das beißende Gastgeschenk mit der Ueberschrift „Horen“ oder „Rheinische Thalia“ zurückgeben können; denn in den Ankündigungen beider ließ es unser Dichter nicht an schmetternden Posaunentönen fehlen, nur daß jetzt der Mann mit seiner Person sich zurückhielt, wogegen in der Ankündigung der frühern Zeitschrift der Jüngling das ganze Unternehmen an seine Persönlichkeit geknüpft hatte. Schon in der vom 13. Juni 1794 datirten Privatanzeige, welche brieflich an die zur Mitarbeit Ausersehenen versandt wurde, stellte Schiller der neuen Monatsschrift den glänzendsten Erfolg in Aussicht, da sie ja durch die Vereinigung aller Schriftsteller von Verdienst, deren jeder seinen eigenen Leserkreis habe, die ganze lesende Welt zu ihrem Publikum gewinnen müsse. Den Inhalt betreffend heißt es: „Sie wird sich über Alles verbreiten, was mit Geschmack und philosophischem Geist behandelt werden kann, also philosophischen Untersuchungen sowohl als poetischen und historischen Darstellungen offen stehen. Alles, was entweder bloß den gelehrten Leser interessiren, oder was bloß den nichtgelehrten befriedigen kann, wird davon ausgeschlossen sein. Vorzüglich aber und unbedingt wird sie sich Alles verbieten, was sich auf Staatsreligion und politische Verfassung bezieht. Man widmet sie der schönen Welt zum Unterricht und zur Bildung, und der gelehrten zu einer freien Forschung der Wahrheit und zu einem fruchtbaren Umtausch der Ideen.“

Diese Einladung zur Mitwirkung wurde an alle namhaften Schriftsteller versandt, und zum Beweise, welche Anerkennung und welches Vertrauen Schiller's Talente, Leistungen und Charakter bereits gewonnen hatten, erfolgten zusagende Antworten von Goethe, Herder, Fichte, den beiden Humboldt, A. W. Schlegel, Jacobi in Düsseldorf, Matthisson, Gleim, Pfeffel, Engel, Garve, dem Historiker Archenholz, den Jenenser Professoren Hufeland, Schütz, Woltmann u. A. Der alte Kant sprach brieflich, freilich erst nach geraumer Zeit, seine Freude darüber aus, „Bekanntschaft und literarischen Verkehr mit einem so gelehrten und talentvollen Mann, wie Schiller, anzutreten,“ erbat sich aber für seine Beiträge einen längern Aufschub, „weil man, da Staats- und Religions-

sachen jetzt einer gewissen Handelssperre unterworfen seien, es aber außer diesen gegenwärtig kaum noch andere, die große Lesewelt interessirende Artikel gebe, solchen Wetterwechsel noch eine Weile beobachten müsse, um sich klüglich in die Zeit zu schicken."

Das an Goethe gerichtete Begleitschreiben zur Einladung vom 13. Juni, noch ganz in dem ehrerbietigen Ton eines Fernerstehenden gehalten, schließt mit den Worten: „Je größer und näher der Antheil ist, dessen Sie unsere Unternehmung würdigen, desto mehr wird der Werth derselben bei demjenigen Publikum steigen, dessen Beifall uns der wichtigste ist. Hochachtungsvoll verharre ich Euer Hochwohlgeboren gehorsamster Diener und aufrichtigster Verehrer Fr. Schiller." Goethe antwortete freundlich, obwohl gemessen: „Ew. Wohlgeboren eröffnen mir eine doppelt angenehme Aussicht, sowohl auf die Zeitschrift, als auf die Theilnahme, zu der Sie mich einladen. Ich werde mit Freuden und mit ganzem Herzen von der Gesellschaft sein." Was er Zweckdienliches an Ungedrucktem besitze, erklärte er gern mittheilen zu wollen, und sprach die Hoffnung aus, „eine nähere Verbindung mit so wackern Männern werde Manches, das bei ihm in's Stocken gerathen sei, wieder in lebhaften Gang bringen." Aber nun verschwanden auch alsbald alle Wohlgeboren und Hochwohlgeboren aus ihrer Korrespondenz; denn um den 20. Juli fand abermals eine persönliche Zusammenkunft in Schiller's Hause statt, wo denn zu glücklicher Stunde ihre Geister sich einander so tief aufschlossen und so innig verbanden, daß sie seitdem nicht mehr von einander lassen konnten. Schiller berichtete darüber an Körner den 1. September: „Goethe kommt mir nun endlich mit Vertrauen entgegen. Wir haben vor sechs Wochen über Kunst und Kunsttheorie ein Langes und Breites gesprochen, und uns die Hauptideen mitgetheilt, zu denen wir auf ganz verschiedenen Wegen gekommen waren. Zwischen diesen Ideen fand sich eine unerwartete Uebereinstimmung, die um so interessanter war, weil sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorging. Ein Jeder konnte dem Andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Seit dieser Zeit haben diese ausgestreuten Ideen bei Goethe Wurzel gefaßt, und er fühlt jetzt ein Bedürfniß, sich an mich anzuschließen, und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, in Gemeinschaft mit mir fortzusetzen. Ich freue mich sehr auf einen für mich so fruchtbaren Ideenwechsel." Es beruhte also der Bund von seinem ersten Beginn an auf wechselseitiger Förderung und gemeinsamer Thätigkeit. „Für uns bedurfte es," sagte Goethe in den Gesprächen mit Eckermann, „keiner sogenannten besondern Freundschaft; denn wir hatten das herrlichste Bin=

dungsmittel in unsern gemeinschaftlichen Bestrebungen gefunden." Und ein ander Mal äußerte er gegen Eckermann: „Es waltete bei meiner Bekanntschaft mit Schiller durchaus etwas Dämonisches ob. Wir konnten früher, wir konnten später zusammengeführt werden; aber daß wir es gerade in der Epoche wurden, wo ich die italienische Reise hinter mir hatte, und Schiller der philosophischen Spekulationen müde zu werden anfing, war von Bedeutung und für beide von größtem Erfolg."

Wie beglückt und gehoben auch sich unser Dichter durch das neugeschlossene Bündniß fühlte, so blieb er doch den alten Freunden mit gleicher Anhänglichkeit zugethan. Schon seit der Rückkehr aus Schwaben sehnte er sich bei allem Genuß, den ihm der Umgang mit Humbold bot, fortdauernd nach dem Wiedersehen Körner's. Am 18. Mai 1794 schrieb er ihm: „Humboldt spricht mit wahrer Begeisterung von Deiner Bekanntschaft, und mir geht immer das Herz auf, wenn er von Dir spricht. Er wird mir Deine Briefe mittheilen, und so hast Du es künftig mit uns beiden zu thun. Welches Leben wird das sein, wenn Du hierherkommst und die Dreieinigkeit vollendest! Humboldt ist mir eine unendlich angenehme und zugleich nützliche Bekanntschaft; denn im Gespräch mit ihm entwickeln sich alle meine Ideen glücklicher und schneller. Es ist eine Totalität in seinem Wesen, die man äußerst selten sieht, und die ich außer ihm nur in Dir gefunden habe." Da Schiller seiner Kränklichkeit wegen keine Reise nach Dresden wagen durfte und Körner durch Unpäßlichkeit seiner Frau abgehalten wurde, nach Jena zu kommen, so verabredeten sie brieflich ein Rendezvous in Weißenfels, das gegen Ende August stattfand. Humboldt begleitete Schiller dahin, so daß sich hier für einige Tage die gewünschte „Dreieinigkeit vollendete." Die erquickliche Wirkung dieser Zusammenkunft auf Schiller spiegelt sich in seinem Briefe an Körner vom 1. September ab. „Wir sind glücklich," schrieb er, „und bei ziemlich gut Zeit hier eingetroffen; und ich hoffe, daß auch Dir das schlimme Wetter nicht geschadet haben soll. Nimm noch einmal meinen herzlichen Dank für das Opfer, das Du mir gebracht hast; und der Minna versichere, daß ich ihr die Gefälligkeit sehr hoch anrechne, Dich auf einige Tage mir überlassen zu haben. Es ist doch eine wohlthuende Empfindung, sich, wenn man getrennt lebt, und auch wie wir beide sich im Geiste nahe bleibt, zuweilen wieder in das leibliche Auge zu sehen. Ich wußte es vorher, und zweifelte keinen Augenblick, daß ich Dich ganz als denselben wiederfinden würde; aber es that mir doch herzlich wohl, mich mit meinen Augen davon zu überzeugen, und die Wirklichkeit meiner Erwartung gleichsam mit Händen zu greifen."

Außer Humboldt hatte Schiller noch einen andern bedeutenden Mann, Fichte, in seiner Nähe, mit welchem sich in Ermangelung Körner's ein philosophirendes Trifolium hätte bilden lassen, wären nur nicht Schiller's und Fichte's Naturen von einigen Seiten zu verschieden gewesen. Allerdings war beiden dasselbe Freiheitsprinzip, dieselbe kosmopolitische Gesinnung eigen, und das Sittliche bildete den Mittelpunkt in Beider Weltansicht. Aber während in Schiller sich auch die humane Seite der Menschennatur voll und herrlich entwickelt hatte, herrschte in Fichte ein moralischer Rigorismus, der sich in seinen Schriften zwar erhaben ausnimmt, aber im Leben, in der Art, die menschlichen Dinge zu behandeln, oft sehr herb und abstoßend wirkte. Zudem fand sich in Fichte wenig ästhetische Kultur, die Schiller für die Krone aller Menschenbildung ansah. Indeß imponirte unserm Dichter die Kühnheit und Selbstständigkeit, womit Fichte über Kant's Grundideen hinausging, und die scharfsinnige und folgerechte Durchführung seines Idealismus. Mit einem solchen Denker ersten Ranges bisweilen verkehren zu können, war für Schiller jetzt doppelt werthvoll, weil er in die philosophischen Studien, bei herannahendem Abschied von denselben, noch einmal tief hineingerathen war. „Ich habe jetzt," schrieb er den 4. Juli 1794 an Körner, „auf eine Zeit lang alle Arbeiten liegen lassen, um den Kant zu studiren. Einmal muß ich darüber in's Reine kommen, wenn ich nicht immer mit unsichern Schritten meinen Weg in der Spekulation fortsetzen soll. Humboldt's Umgang erleichtert mir diese Arbeit sehr; die neue Ansicht, welche Fichte dem Kant'schen System gibt, trägt gleichfalls nicht wenig dazu bei, mich tiefer in diese Materie zu führen. Ich finde vielleicht bald Gelegenheit, Dir einige von den Fichte'schen Hauptideen mitzutheilen, die Dich gewiß interessiren werden. Was Du an seinen Beiträgen*) tadelst, ist gewiß schwer oder gar nicht zu vertheidigen; aber bei allem Fehlerhaften trägt dieses Buch doch immer das Gepräge eines schöpferischen Geistes und erweckt große Erwartungen von seinem Urheber, die er jetzt schon zu erfüllen angefangen hat.**)

*) Es sind die 1793 in der Schweiz anonym erschienenen „Beiträge zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Revolution" gemeint. Sie führen den Gedanken aus, daß der Staat, obwohl durch Unterdrückung entstanden, doch seiner Idee nach auf einem Vertragsverhältniß beruhe und dieser Idee fortdauernd angenähert werden müsse.

**) Im Jahre 1794 erschienen von Fichte: „Ueber den Begriff der Wissenschaftslehre" (Weimar), „Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre" (Jena und Leipzig) und Vorlesungen „Ueber die Bestimmung des Gelehrten."

Schiller hatte Fichte's persönliche Bekanntschaft im Frühjahr 1794 zu Tübingen gemacht, als dieser, aus der Schweiz kommend, durchreiste, um die durch Reinhold's Berufung nach Kiel erledigte Professur anzutreten. Die Fortführung dieser Bekanntschaft in Jena blieb nicht ohne Einfluß auf die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen, die Schiller jetzt für die Horen umarbeitete. Er äußerte sich gegen Körner sehr zufrieden mit dieser Arbeit und meinte, sein philosophisches System nähere sich jetzt einer Reife und innern Konsistenz, die ihm Festigkeit und Dauer sichere. Fichte vermißte aber noch Einheit in Schiller's spekulativem Nachdenken und äußerte in einem Gespräch mit Humboldt, diese Einheit sei zwar in Schiller's Gefühl, aber noch nicht in seinem System; erreiche er sie auch darin, so sei für die Philosophie von keinem andern Kopfe so viel, und schlechterdings eine neue Epoche zu erwarten. Natürlich mußte Schiller eine Kraft, wie die Fichte's, auch für seine Horen zu verwerthen suchen. Dieser begann denn auch schon 1794 für die Monatsschrift einen Aufsatz „Ueber Geist und Buchstab in der Philosophie" zu schreiben. Unterdeß aber stimmte sich Schiller's Respekt vor der Fichte'schen Philosophie bedeutend herab. „Nach Fichte's mündlichen Aeußerungen", schrieb er den 28. Oktober an Goethe, „ist das Ich auch durch seine Vorstellungen erschaffend, und alle Realität ist nur in dem Ich. Die Welt ist ihm nur ein Ball, den das Ich geworfen hat und bei der Reflexion wieder auffängt! Sonach hätte er seine Gottheit wirklich deklarirt, wie wir neulich erwarteten." Als Fichte seinen Aufsatz für die Horen vollendet und eingereicht hatte, machte Schiller Ausstellungen daran, die eine starke Abkühlung des Verhältnisses zwischen ihnen zur Folge hatten.

Um so wärmer ward aber mit jedem Tage das Verhältniß unseres Dichters zu Goethe. Freudig berichtete dieser nach allen Seiten hin, an Fritz von Stein, Jacobi, Meyer, Frau von Kalb u. A., wie sehr ihn die Verbindung mit Schiller beglücke. So war es ihm denn gar nicht lieb, daß er in der ersten Hälfte des August durch einen Ausflug nach Dessau genöthigt ward, den Umgang mit dem Jenenser Freund auf einige Zeit zu entbehren. Nach seiner Heimkehr lief ein Brief Schiller's (vom 23. August 1794) bei ihm ein, das angenehmste Geschenk, wie er gestand, das ihm zu seinem herrannahenden Geburtstage hätte werden können; denn was er selbst an diesem Tage zu thun pflegte, das hatte der neue Freund mit liebevoller Theilnahme und bewunderswerthem Scharfblick schon voraus unternommen: er hatte die Summe seiner bisherigen Existenz zu ziehen, seinen bisherigen Geistesgang zu zeichnen versucht. „Die neulichen Unterhaltungen mit Ihnen," schrieb

Schiller, „haben meine ganze Ideemasse in Bewegung gebracht. Ueber so Manches, worüber ich mit mir selbst nicht recht einig werden konnte, hat die Anschauung Ihres Geistes (so muß ich den Totaleindruck Ihrer Ideen auf mich nennen) ein unerwartetes Licht in mir angesteckt. Mir fehlte das Objekt, der Körper zu mehreren spekulativischen Ideen, Sie brachten mich auf die Spur davon. Ihr beobachtender Blick, der so so still und rein auf den Dingen ruht, setzt Sie nie in Gefahr, auf den Abweg zu gerathen, in welchem sowohl die Spekulation als die willkürliche und bloß sich selbst gehorchende Einbildungskraft sich so gern verliert. In ihrer richtigen Intuition liegt Alles und weit vollständiger, was die Analysis mühsam sucht; und nur, weil es als ein Ganzes in Ihnen liegt, ist Ihnen Ihr eigener Reichthum verborgen; denn leider wissen wir nur das, was wir scheiden... Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gange Ihres Geistes zugesehen. Sie suchen das Nothwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Entstehungsarten sucheu Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen... Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem solchen Ziele zureichen werde; aber einen solchen Weg auch nur einzuschlagen, ist mehr werth, als einen andern zu endigen ... So ungefähr beurtheile ich den Gang Ihres Geistes, und ob ich Recht habe, werden Sie selbst am besten wissen. Was Sie aber schwerlich wissen können (weil das Genie sich immer selbst das größte Geheimniß bleibt), ist die schöne Uebereinstimmung Ihres philosophischen Instinktes mit den reinsten Resultaten der spekulirenden Vernunft. Beim ersten Anblick zwar scheint es, als könne es gar keine größere Opposita geben, als den spekulativen Geist, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannigfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der erstere mit keuschem und treuem Sinne die Erfahrung, und sucht der letztere mit selbstthätiger, freier Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht fehlen, daß beide einander auf halbem Wege begegnen."

In Goethe's herzlichem Antwortschreiben heißt es: „Alles, was an und in mir ist, werde ich mit Freuden mittheilen; denn da ich sehr

lebhaft fühle, daß mein Unternehmen das Maß der menschlichen Kräfte und ihre irdische Dauer weit übersteigt, so möchte ich Manches bei Ihnen deponiren, und dadurch nicht allein erhalten, sondern auch beleben. Wie groß der Vortheil Ihrer Theilnehmung für mich sein wird, werden Sie bald selbst sehen, wenn Sie bei näherer Bekanntschaft eine Art Dunkelheit und Zaudern bei mir entdecken, über die ich nicht Herr werden kann, wenn ich mich ihrer gleich deutlich bewußt bin." In der That wurde ihm oft in solchem Zustande der Anblick von Schiller's Geistesenergie und sein ermunternder Zuruf ein Sporn, sich zu rüstiger Thätigkeit aufzuraffen.

Da Goethe den Wunsch ausgesprochen hatte, der Freund möge ihm auch etwas über seine eigene Geistesentwickelung mittheilen, so antwortete Schiller am 31. August: „Mein Bedürfniß und Streben ist, aus wenigem viel zu machen, und wenn Sie meine Armuth an Allem, was man erworbene Kenntniß nennt, einmal näher kennen, so werden Sie vielleicht finden, daß es in manchen Stücken damit mag gelungen sein. Sie bestreben sich, Ihre große Ideenwelt zu simplificiren, ich suche Varietät für meine kleinen Besitzungen. Sie haben ein Königreich zu regieren, ich nur eine etwas zahlreiche Familie von Begriffen, die ich herzlich gern zu einer kleinen Welt erweitern möchte. Ihr Geist wirkt in einem außerordentlichen Grade intuitiv, und alle Ihre denkenden Kräfte scheinen auf die Imagination, als ihre gemeinschaftliche Repräsentantin, gleichsam compromittirt zu haben. Mein Verstand wirkt eigentlich mehr symbolisirend, und so schwebe ich, als eine Zwitterart, zwischen dem Begriff und der Anschauung, zwischen der Regel und der Empfindung, zwischen dem technischen Kopf und dem Genie. Dies ist es, was mir, besonders in frühern Jahren, sowohl auf dem Felde der Spekulation, als dem der Dichtkunst, ein ziemlich linkisches Ansehen gegeben; denn gewöhnlich übereilte mich der Poet, wo ich philosophiren sollte, und der philosophische Geist, wo ich dichten wollte. Noch jetzt begegnet es mir häufig genug, daß die Einbildungskraft meine Abstraktionen, und der kalte Verstand meine Dichtung stört. Kann ich dieser Kräfte in so weit Meister werden, daß ich einer jeden durch meine Freiheit ihre Gränzen bestimmen kann, so erwartet mich noch ein schönes Loos; — leider aber, nachdem ich meine moralischen Kräfte recht zu kennen und zu gebrauchen angefangen habe, droht eine Krankheit meine physischen zu untergraben. Eine große und allgemeine Geistesrevolution werde ich schwerlich Zeit haben, in mir zu vollenden; aber ich werde thun, was ich kann, und wenn endlich das

Gebäude zusammenfällt, habe ich doch vielleicht das Erhaltungswerthe aus dem Brande geflüchtet."

Kein Wunder, daß in Goethe, dem hier eine so edel und groß angelegte Natur, wie schwerlich jemals eine andere, begegnete, der sehnlichste Wunsch rege ward, sich dem neuen Freunde möglichst enge anzuschließen. So schrieb er ihm denn am 4. September: „Ich hätte Ihnen einen Vorschlag zu thun. Nächste Woche geht der Hof nach Eisenach, und ich werde vierzehn Tage so allein und unabhängig sein, als ich sobald nicht wieder vor mir sehe. Wollten Sie mich nicht in dieser Zeit besuchen? bei mir wohnen und bleiben? Sie würden jede Art von Arbeit ruhig vornehmen können. Wir besprächen uns in bequemen Stunden, sähen Freunde, die uns am ähnlichsten gesinnt wären, und würden nicht ohne Nutzen scheiden. Sie sollten ganz nach Ihrer Art und Weise leben und sich möglichst wie zu Hause einrichten. Dadurch würde ich in den Stand gesetzt, Ihnen von meinen Sammlungen das Wichtigste zu zeigen, und mehrere Fäden würden sich zwischen uns anknüpfen. Vom vierzehnten an würden Sie mich zu Ihrer Aufnahme bereit und ledig finden." Es läßt sich denken, mit welchen Empfindungen Schiller die Einladung las; fühlte er doch, wie groß die Zuneigung sein mußte, die der unnahbare Goethe damit aussprach. Die Einladung war ihm jetzt gerade doppelt willkommen, weil er seit Ende August der erquicklichen Nähe seiner Lotte und des Kleinen entbehrte; sie hatte sich, um den Blattern, die in Jena inokulirt wurden, auszuweichen, mit dem im Zahnen begriffenen Kinde auf mehrere Wochen nach Rudolstadt geflüchtet. Schiller's Antwort an Goethe läßt uns einen Blick in seinen traurigen Gesundheitszustand und die dadurch bedingte Lebensweise thun. „Mit Freuden", schrieb er, „nehme ich Ihre gütige Einladung nach Weimar an, doch mit der ernstlichen Bitte, daß Sie in keinem einzigen Stück Ihrer häuslichen Ordnung auf mich rechnen mögen; denn leider nöthigen mich meine Krämpfe gewöhnlich, den ganzen Morgen dem Schlaf zu widmen, weil sie mir des Nachts keine Ruhe lassen. Ueberhaupt wird es mir nie so gut, auch den Tag über auf eine bestimmte Stunde sicher zählen zu dürfen. Sie werden mir also erlauben, mich in Ihrem Hause als einen völlig Fremden zu betrachten, auf den nicht geachtet wird, und dadurch, daß ich mich ganz isolire, der Verlegenheit zu entgehen, jemand anders von meinem Befinden abhängen zu lassen. Die Ordnung, die jedem andern Menschen wohl macht, ist mein gefährlichster Feind; denn ich darf nur in einer bestimmten Zeit etwas Bestimmtes vornehmen müssen, so bin ich sicher, daß es mir nicht möglich sein wird."

Am 14. September traf Schiller, von Humboldt begleitet, in Weimar ein, und verweilte dort, in Goethe's Hause wohnend, bis zum 27. September. Das war nun für beide Dichter eine glückliche und fruchtbringende Zeit! Nicht bloß dichterische Principien und Produktionen wurden besprochen, auch über Naturwissenschaft und bildende Kunst erstreckten sich die Verhandlungen, wobei denn Goethe's schöne und umfassende Sammlungen zu Genuß und Belehrung gereichten. Um eine Quelle von Aufsätzen für die Horen zu erschließen, wurde ein wissenschaftlicher Briefwechsel, „eine Korrespondenz über gemischte Materien", verabredet. Auf diese Art, meinte Goethe, erhalte der Fleiß eine bestimmtere Richtung, und ohne zu merken, daß man arbeite, sammele man eine Fülle von Materialien. Heimgekehrt, schrieb Schiller den 29. September an Goethe: „Ich sehe mich wieder hier, aber mit meinem Sinn bin ich noch immer in Weimar. Es wird mir Zeit kosten, alle die Ideen zu entwirren, die Sie in mir aufgeregt haben; aber keine einzige, hoffe ich, soll verloren sein. Es war meine Absicht, diese vierzehn Tage bloß dazu anzuwenden, so viel von Ihnen zu empfangen, als meine Receptivität erlaubt; die Zeit wird lehren, ob diese Aussaat bei mir aufgehen wird."

Die Gemüthserfrischung, die Schiller von Weimar mitgebracht hatte, konnte er brauchen; denn das nahe bevorstehende Erscheinen der Horen begann ihn stark in Anspruch zu nehmen, und zugleich mancherlei Besorgniß in ihm aufzuregen. Es galt natürlich nicht bloß auf genügenden Stoff für das nächste Heft zu denken, und selbst der Inhalt, den er diesem zuwenden konnte, befriedigte ihn keineswegs. Im Juni hatte er an Körner geschrieben: „Ich bin vor der Hand mit Stoff für die nächsten Jahre herrlich versehen", und jetzt, gegen den Jahresschluß, mußte er als Redakteur den Freund „pressen" und um Einsendung eines Aufsatzes für die Horen „binnen jetzt und drei Wochen" dringend angehen. „Unserer guten Mitarbeiter", schrieb er den 29. December, „sind bei allem Prunk, den wir dem Publikum vormachen, nur wenige; und von diesen guten ist fast die Hälfte für diesen Winter nicht zu rechnen. Ich komme daher in dem ersten Stück in eine gedrängte Lage, weil Goethe und ich fast Alles dafür liefern. und leider Goethe nicht die exquisitesten Sachen (Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten), und ich nicht die allgemein verständlichsten (Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen). Wir müssen also für eine größere Mannigfaltigkeit an guten Sachen, wenn sie auch grade nicht zu den populären gehören, Rath schaffen; und darin erwarte ich Hülfe von dir. Goethe will seine Elegien nicht gleich in den erstern

Stücken eingerückt, Herder will auch einige Stücke erst abwarten, Fichte ist von Vorlesungen überhäuft, Garve krank, Engel faul, die andern lassen nichts von sich hören. Ich rufe also: Herr, hilf mir, oder ich sinke!"

Wie wenig noch das erste Stück seinem Ideal der Zeitschrift entsprach, war ihm wohl recht lebhaft bei Abfassung der vom 10. December datirten Ankündigung der Horen an das gesammte Publikum zum Bewußtsein gekommen. Sie charakterisirt die Monatschrift als ein ächtes Geisteskind unsers Dichters und zeigt, daß er seit seinem Auftreten als Journalist sich treu geblieben war. Schon vor zehn Jahren hatte er in der Ankündigung der Rheinischen Thalia erklärt, sie werde jedem Gegenstand offen stehen, welcher den Menschen im Allgemeinen interessire; so sollten nun auch die Horen ihre Leser, über das Interesse des Tages, über alle politischen Parteikämpfe hinaus, in einer allgemeinern und höhern Theilnahme an dem vereinigen, was rein menschlich und über allen Einfluß der wechselnden Zeitverhältnisse erhaben sei. Ihr Zweck sei, in ästhetischem Spiel, in ernster Untersuchung, oder in geschichtlichen Darstellungen zu dem Ideal veredelter Menschheit einzelne Züge zu sammeln, und an dem stillen Aufbau besserer Begriffe, reinerer Grundsätze, edlerer Sitten sich nach Kräften zu betheiligen. Und wie er vor mehr als zehn Jahren an die Schriftsteller die Forderung gestellt hatte, dahin zu streben, daß sich in ihren Werken „Gelehrsamkeit und Geschmack, Wahrheit und Schönheit als zwei versöhnte Geschwister umarmten", so wollte er auch jetzt in den Horen die Scheidewand zwischen der schönen und der gelehrten Welt weggeräumt wissen. „Man wird streben", sagt er, „die Schönheit zur Vermittlerin der Wahrheit zu machen, und durch die Wahrheit der Schönheit ein dauerndes Fundament und eine höhere Würde zu geben. So weit es thunlich ist, wird man die Resultate der Wissenschaft von ihrer scholastischen Form zu befreien und in einer reizenden, wenigstens einfachen Hülle dem Gemeinsinn verständlich zu machen suchen." Es wäre ein Irrthum, darin, daß Schiller so oft auf frühere Ideen zurückkommt, ein Zeugniß geringer geistiger Fruchtbarkeit zu erblicken. Seine Geistesgröße bestand, wie Hoffmeister treffend bemerkt hat, darin, daß er, wenn auch minder reich an Ideen, als Goethe, die seinigen zu einer Welt von Gedanken auszubilden verstand, indem er sie möglichst weit nach allen Richtungen verfolgte. Jede ächte, originelle Idee umschließt einen unendlichen Gehalt. Aus jedem wahrhaft lebensvollen Gedankenkeim kann sich durch Metamorphose, durch Wechsel und Steigerung der Formen, eine unübersehliche Fülle der mannigfaltigsten Gebilde entwickeln.

Zweites Kapitel.

Inhaltsüberblick. Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. Ueber die nothwendigen Gränzen beim Gebrauch schöner Formen. Ueber den moralischen Werth ästhetischer Sitten. Ueber das Erhabene. Ueber naive und sentimentalische Dichtung. Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst.

Der sehnsüchtige Wunsch, zur Ausübung der Poesie zurückzukehren, ward in Schiller mit jedem Tage in dem Maße stärker, wie er tiefer in Goethe's Geistesleben hineinblickte. So finden wir ihn denn schon im September 1794 mitten unter den Arbeiten für die Horen einen Augenblick entschlossen, den Plan zum Wallenstein auszuarbeiten, aber auch zugleich von starkem Mißtrauen in sein poetisches Talent befallen. „Vor dieser Arbeit", schrieb er den 4. September an Körner, „ist mir ordentlich angst und bange; denn ich glaube mit jedem Tage mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorstellen kann, als einen Dichter, und daß höchstens da, wo ich philosophiren will, der poetische Geist mich überrascht. Was soll ich thun? Ich wage an diese Unternehmung sieben bis acht Monate von meinem Leben, das ich Ursache habe sehr zu Rath zu halten, und setze mich der Gefahr aus, ein verunglücktes Produkt zu erzeugen. Was ich je im Dramatischen zur Welt gebracht, ist nicht sehr geschickt mir Muth zu machen; ein Machwerk wie der Don Karlos ekelte mich nunmehr an, wie gern ich es auch jener Epoche meines Geistes zu verzeihen geneigt bin. Im eigentlichsten Sinne des Wortes betrete ich eine mir ganz unbekannte, wenigstens unversuchte Bahn; denn im Poetischen habe ich seit drei, vier Jahren einen völlig neuen Menschen angezogen."

Körner forschte hin und her nach der Quelle des Mißtrauens, das Schiller in seinen Dichterberuf setzte. Ich glaube, die Hauptursache, warum der Uebergang zur Poesie ihm jetzt noch so schwer wurde, lag darin, daß er von der bisherigen Ausbeute seiner Spekulation sich mehr beunruhigt, als befriedigt fühlte. Die bereits am Schluß des zweiten Theils betrachteten ästhetischen Aufsätze bilden zwar insofern ein Ganzes, als sie eine beinahe vollständige Theorie des Erhabenen enthalten; aber zu lösen blieb unserm Dichter noch, da das Gespräch Kallias

nicht zu Stande gekommen war, die Aufgabe, jener Theorie des Erhabenen eine gleich eingehende Lehre vom Schönen zur Seite zu stellen, und damit zugleich sein Moralsystem vollständig abzuschließen; denn er gründete die Theorie des Erhabenen auf sein Freiheitsprincip, die des Schönen auf sein Humanitätsprincip, und diese zwei Principien beherrschten seine sittliche Welt. Die in „Anmuth und Würde" versprochene Analytik des Schönen gab Schiller nunmehr in den Horen durch seine „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen", die aber zugleich sich mit der Aufgabe beschäftigen, den hohen Werth des Schönen für das menschliche Leben darzuthun. Innerhalb dieser Aufgabe liegt auch noch der Inhalt der Skizze: „Ueber den moralischen Werth ästhetischer Sitten." Waren damit die Rechte und die hohe Bedeutung der ästhetischen Formen ins Licht gestellt, so lag es nahe, auch die Schranken zu bestimmen, innerhalb deren sie sich zu halten haben. Dies geschah in dem Aufsatz „Ueber die nothwendigen Gränzen beim Gebrauch schöner Formen." Bei der Erörterung des Erhabenen hatte Schiller unterlassen, den Werth desselben darzulegen; dies holte er nunmehr in der kleinen Abhandlung „Ueber das Erhabene" nach. Bevor er aber sich völlig der poetischen Darstellung zuwandte, bildete sich noch eine zweite Gruppe ästhetischer Abhandlungen, die aus dem Bedürfniß hervorging, sich über diese poetische Darstellung selbst noch zu orientiren, den Charakter der verschiedenen Dichtungsweisen und seine eigene Stellung zu denselben sich klar zu machen. Hieraus entsprang die wichtige Abhandlung „Ueber naive und sentimentalische Dichtung", welcher später als Ergänzung die Skizze „Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst" beigegeben wurde. So bilden Schiller's ästhetische Arbeiten einen wohlgeordneten, organisch gegliederten, abgerundeten Cyklus und durchmessen in freiem Gange das ganze Feld der Aesthetik.

Indem ich nun auf den Inhalt der einzelnen Abhandlungen etwas näher eingehe, erinnere ich zunächst daran, daß Schiller die ästhetische Korrespondenz mit dem Prinzen von Augustenburg schon vor der Reise nach Schwaben begann, sie dort nach einiger Unterbrechung wieder aufnahm und im letzten Drittel des Jahrs 1794 für die Horen umzuarbeiten anfing. Am 12. Juni berichtete er an Körner: „Alle meine an den Prinzen von Augustenburg abgeschickten Briefe sind in Feuer aufgegangen bei dem großen Brande, der in Kopenhagen das Palais verzehrt hat. Ein Glück für mich, daß ich Kopien davon habe." Am 9. Oktober meldete er, daß ihm die Briefe nach Dänemark erstaunlich

viel Arbeit machten; am 25. Oktober hatte er schon die ersten neun Briefe als Beitrag zum ersten Stück der Horen an Goethe zur Durchsicht abgeschickt. Diese neun Briefe, die eine Einleitung zum Ganzen, aber auch für sich ein Ganzes bilden, gehören zu dem Glänzendsten, was die deutsche Prosa aufzuweisen hat. In freier Form, sagt der Verfasser, wolle er sich an das selbständige Gefühl und Urtheil des Lesers wenden, indem er den Zusammenhang der schönen Empfindungen mit der ganzen menschlichen Kultur nachzuweisen versuche. Aber der Zeitgeist scheine solchen Untersuchungen nicht günstig; der materielle Nutzen beherrsche die Welt, und das Interesse an den großen politischen Fragen lasse kaum ein anderes aufkommen. Doch sei die Materie seiner Abhandlung weit weniger dem Bedürfniß, als dem Geschmack des Zeitalters fremd. Der bisherige Naturstaat könne nicht dem möglichen Vernunftstaat auf einmal Platz machen; es müsse ein Uebergang von der Herrschaft bloßer Kräfte zur Herrschaft der Vernunftgesetze gesucht werden, und dieser Uebergang bestehe darin, die Triebe, Gefühle und demzufolge die Kraft des Charakters in Harmonie zu bringen mit der Vernunft. Eine solche harmonische Kultur habe bei den Griechen geherrscht; bei uns Neuern dagegen sei an die Stelle dieser Totalität ächt menschlicher Bildung ein Antagonismus der geistigen Kräfte getreten. Durch den eigenthümlichen modernen Kulturgang und die künstliche Zersplitterung der Arbeiten seien unsere Anlagen unharmonisch gebildet und in Widerstreit gebracht worden, wobei die Gattung allerdings gewonnen, aber das Individuum verloren habe. Um diesen innern Widerstreit aufzuheben, gebe es nur Einen Weg: man müsse durch das Schöne die lebendigen Triebe veredeln, durch die Kunst das Empfindungsvermögen ausbilden. Die gewaltige oratorische Kraft, womit diese Gedanken ausgeführt sind, die Hoheit der Gesinnung und das herrliche Gleichgewicht der Gemüthskräfte, die sich in der Darstellung abspiegeln, verfehlten ihre Wirkung nicht. „Das mir übersandte Manuscript dieser Briefe“, schrieb Goethe an den Verfasser, „habe ich sogleich mit großem Vergnügen gelesen; ich schlürfte es auf Einen Zug hinunter. Wie uns ein köstlicher, unserer Natur analoger Trank willig hinunterschleicht und auf der Zunge schon durch gute Stimmung des Nervensystems seine heilsame Wirkung zeigt: so waren mir diese Briefe angenehm und wohlthätig. Und wie sollte es anders sein, da ich das, was ich für recht seit langer Zeit erkannte, was ich theils lobte, theils zu loben wünschte, auf eine so zusammenhängende und edle Weise vorgetragen fand?“ Ein so warmer Beifall, wie Goethe ihn nicht leicht zu spenden pflegte, ließ Schiller es leicht ver-

schmerzen, daß Herder in einem Billet an ihn die Briefe als „Kantsche Sünden abhorrirte“ und in den literarischen Kreisen Berlins, wie Humboldt schrieb, „altum silentium darüber herrschte.“

Die zweite Abtheilung der Briefe (Br. 10—16), die im zweiten Stück der Horen 1795 erschien, wurde im November und December 1794 geschrieben oder vielmehr für den Druck umgearbeitet. Sie kann gleichfalls als ein Ganzes für sich betrachtet werden. Hier gab Schiller nun die Entwickelung des Begriffs der Schönheit, die er früher im Kallias zu liefern gedacht hatte. Aber die Definition, wie sie dort lauten sollte, „Schönheit ist Freiheit in der Erscheinung“, genügte ihm jetzt nicht mehr. Er glaubte den Begriff des Schönen reiner fassen und fester begründen zu können, wenn er ihn aus der sinnlich vernünftigen Natur des Menschen ableitete. Als die letzten Begriffe, worauf die Abstraction bei der Erforschung der Menschennatur zurückgehen könne, bezeichnet er hier die Person des Menschen (das in sich Unabhängige, Beharrliche, Absolute, Vernünftige in ihm) und dessen Zustand (das Wechselnde, von außen Empfangene, durch die Empfindung Bedingte, Zufällige). Demgemäß nimmt er zwei Fundamentaltriebe im Menschen an: einen Stofftrieb, der seine Anlagen zur Erscheinung bringen, alles Innere veräußern soll, und einen Formtrieb, der in alle seine Veränderungen Uebereinstimmung bringen, allem Aeußern Form geben, es verinnern soll. Jener geht aus der sinnlichen, dieser aus der vernünftigen Natur des Menschen hervor. So lange der Mensch nur einen dieser Triebe ausschließend, oder nur einen nach dem andern befriedigt, wird er seiner Menschheit nicht vollständig inne. Dazu gelangt er erst durch einen dritten Trieb, den Spieltrieb, worin die beiden andern zusammenwirken. Dieser vereinigt Werden mit absolutem Sein, Veränderung mit Beharren, bringt den Menschen zugleich zur Empfindung seines Daseins und zum Bewußtsein seiner Freiheit; er allein gibt ihm eine vollständige Anschauung seiner Menschheit und damit ein Symbol seiner ausgeführten Bestimmung. Da nun der Gegenstand des Stofftriebes Leben, der des Formtriebes Gestalt ist, so läßt sich der Gegenstand des Spieltriebes als lebende Gestalt bezeichnen — und das ist der Begriff, der als das Wesentliche Allem, was wir schön nennen, zukommt. Demnach besteht die Schönheit im vollkommenen Gleichgewicht von Stoff und Form. Aber dies vollkommene Gleichgewicht existirt nur im Idealschönen. In der Wirklichkeit, bei dem Schönen der Erfahrung, findet sich stets ein Schwanken, so daß bald die Realität, bald die Form überwiegt. Bei vorherrschender Materie wird die Schönheit

zur schmelzenden (auflösenden, abspannenden), bei vorwiegender Form zur energischen (anspannenden).

Die dritte Abtheilung der Briefe (Br. 17—27), welche den Schluß bildet, entstand in der ersten Hälfte des Jahrs 1795 und wurde dem sechsten Stück der Horen einverleibt. Schiller hatte sich im sechszehnten Briefe für die Fortsetzung die Aufgabe gestellt, „die Wirkungen der schmelzenden Schönheit an dem angespannten Menschen, und die Wirkungen der energischen Schönheit am abgespannten zu prüfen"; aber er löste diese Aufgabe nur zur Hälfte und beschränkte sich auf die Untersuchung, wie die schmelzende Schönheit „ein angespanntes Gemüth auflöst." Dann aber, als sei ihm der Spieltrieb, auf den er die Schönheit gebaut hatte, doch nicht als eine völlig feste Grundlage erschienen, geht er nochmals dazu über, „den Ursprung der Schönheit im menschlichen Gemüth" näher zu erforschen. Wie, fragt er, kann jener mittlere Zustand zwischen Materie und Form, zwischen Empfinden und Denken, der die Geburtsstätte des Schönen ist, entstehen, da beider Abstand von einander unendlich ist? Antwort: weil beide Triebe, der Stoff- und der Formtrieb, einander entgegengesetzt sind, hebt sich beider Nöthigung gegenseitig auf, und es entsteht eine freie Stimmung, worin Sinnlichkeit und Vernunft zugleich thätig sind, und diese Stimmung heißt die ästhetische. In der nähern Charakteristik dieser Stimmung finden sich allerdings in vollendet schöner Darstellung, in edelm Schwunge des Gedankens, manche unanfechtbare Kernsätze der Aesthetik ausgesprochen, aber das Ganze, dem sie eingefügt sind, kann nicht befriedigen. Gegen den Schluß handelt er nochmals von der schmelzenden Schönheit, die den Menschen von der sinnlichen Stufe zur logisch-moralischen emporführen soll, und wendet sich damit wieder seiner Hauptaufgabe, dem Nachweis der erziehlichen Kraft des Schönen, zu. Der Keim der Schönheit, lehrt er, entwickele sich zuerst an Putz und Spiel; denn das Wesen der Schönheit sei der Schein. Der erweckte Spieltrieb rege dann sogleich den Bildungstrieb auf, und es entstehe eine Kunst des Scheins. Der ästhetische Schein müsse aufrichtig und selbständig sein; er repräsentire sich am vollständigsten im schönen Umgange und gebe dem Menschen einen gesellschaftlichen Charakter. Es bilde sich ein ästhetischer Staat, der sich aber nur — in wenigen auserlesenen Zirkeln finde. Damit schließt die Untersuchung, und statt, wie uns ihr Anfang hoffen ließ, in den Staat vernünftiger Freiheit geführt zu haben, entläßt sie uns bei einem auf einzelne hochgebildete Kreise beschränkten Staat des schönen Scheins.

Als ein Zweig oder eine Ergänzung der Briefe über die ästhetische

Erziehung ist die Abhandlung „Ueber die nothwendigen Gränzen beim Gebrauch schöner Formen“ zu betrachten. Es mochte sich in Schiller das Bedenken regen, ob nicht seine Verflechtung des Aesthetischen in das praktische Leben zu Mißdeutung und Mißbrauch führen könne, und dem wollte er vorbeugen. Die nothwendigen Gränzen des Aesthetischen sind ihrer Natur nach doppelter Art: entweder Gränzen im Denken und Lehren, oder Gränzen im Handeln. Hiernach zerfiel die Abhandlung ursprünglich in zwei Aufsätze, von denen der erste (im neunten Stück der Horen) „Von den nothwendigen Gränzen des Schönen, besonders beim Vortrage philosophischer Wahrheiten“ überschrieben war. Hier unterscheidet Schiller eine dreifache Art, philosophische Wahrheiten vorzutragen: die wissenschaftliche, die populäre und die schöne Darstelluug. Von der wissenschaftlichen will er die Schönheit ausgeschlossen wissen; und hierbei ist bemerkenswerth für den Pädagogen, daß er für den Jugendunterricht den Gebrauch von Schriften streng wissenschaftlicher Form verlangt. Den populären Vortrag charakterisirt er als einen solchen, der statt bloßer allgemeiner Begriffe die Anschauungen und Fälle, worauf sie sich beziehen, mittheile, und dem Verstande der Leser oder Hörer überlasse, den Begriff aus dem Stegreif daraus zu bilden. Hier werde zwar die Einbildungskraft ins Spiel gezogen, aber nur im Dienst des Verstandes, weßhalb die Diktion noch nicht schön sein könne. Die schöne Darstellung dagegen trage die Wahrheit so vor, daß der Einbildungskraft, trotz der innern Nothwendigkeit der Sache, ihre Freiheit bleibe; sie verstecke das Allgemeine in den individuellen und sinnlichen Ausdruck und biete der Einbildungskraft das lebendige Bild; aber nur die äußere Gestalt dürfe durch den Geschmack, das innere Wesen müsse durch Vernunft und Erfahrung bestimmt werden. Damit charakterisirte Schiller offenbar den Styl, auf den sein eigenes Streben im Vortrage philosophischer Wahrheit gerichtet, und dessen er, wie kein Anderer, Herr war. — Der andere, jetzt mit dem eben besprochenen zu einem Ganzen verbundene Aufsatz führte ursprünglich (im eilften Stück der Horen) die Ueberschrift: „Ueber die Gefahr ästhetischer Sitten.“ Diese treffliche Arbeit ist in Schiller's Heimath entstanden. „Der Aufsatz über ästhetische Sitten“, schrieb er den 21. December 1795 an Körner, „ist schon ein alter, und ganz, wie er da ist, vor mehr als zwei Jahren in Schwaben gemacht.“ Hier führt er in meisterhafter Darstellung den Gedanken aus, daß im Gebiet des eigentlichen Moralischen der Geschmack verderblich wirke, wenn er das erhabene Gefühl unserer persönlichen Würde verdränge, oder auch nur

schwäche. Hier gelte es nicht, schön zu handeln, sondern erhaben zu wollen und die Freiheit des Dämons noch als Mensch zu beweisen.

Ein Gegenstück zum vorhergehenden bildet der kleine Aufsatz „Ueber den moralischen Werth ästhetischer Sitten", der erst im dritten Stück der Horen des Jahrs 1796 erschien. Der Grundgedanke, daß der Geschmack der sittlichen Kultur zu statten komme, ist aus den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen herübergenommen, wird hier aber auf zwei äußere Verhältnisse des Menschen angewandt. Erstens breche der Geschmack, lehrt Schiller, den rohen Affekt der sinnlichen Begierde durch den guten Gesellschaftston, der selbst nichts Anderes als ein ästhetisches Gesetz sei, bringe Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit in unser Betragen, und verschaffe hierdurch dem guten Willen freien Spielraum. Dann leiste er auch dadurch der Sittlichkeit Vorschub, daß er der Legalität unsers Betragens höchst förderlich sei. So könne der Geschmack, der Religion gleich, zu einem Surrogat der wahren Tugend dienen.

Viel später, als die bisher erwähnten Abhandlungen, erst 1801 in der Sammlung von Schiller's kleinern prosaischen Schriften, erschien der Aufsatz „Ueber das Erhabene." Seinem wesentlichen Inhalte nach mag die Entstehung desselben den Jahren 1793—1795 angehören; aber seine schließliche Form erhielt er ohne Zweifel später. Wäre er schon damals vollendet worden, so hätte Schiller ihn, bei seiner ewigen Verlegenheit um Stoff für die Horen, gewiß für diese Zeitschrift verwendet. Auch deutet die Darstellungsweise, die Freiheit von allem Zwange der Schulformeln, auf eine Zeit hin, wo er das mühsame Ringen nach philosophischer Begriffsbestimmung und Begründung hinter sich hatte. Immerhin wird aber dem, welcher den Inhalt jener frühern Aufsätze über das Erhabene gegenwärtig hat, Alles mehr ins Licht treten. In unserm Aufsatze wird ausgeführt, wie, um die ästhetische Erziehung zu vollenden, zum Schönen das Erhabene hinzukommen müsse, da es ja einmal unsere Bestimmung sei, auch innerhalb unserer Schranken nach dem Gesetzbuch reiner Geister zu handeln. Habe das Schöne einen hohen Werth für den Menschen durch Bildung des Geschmacks, der auf die Sitten förderlich einwirke, so mache sich das Erhabene um den reinen Dämon in ihm durch Behauptung seiner Freiheit bei widerstrebender Sinnlichkeit verdient. Das Erhabene selbst wird, wie in den frühern Aufsätzen, erklärt. Eine neue Zugabe ist die geistreiche Bemerkung, daß auch die Verwirrung im Reiche der Natur und die Widersprüche der Menschenwelt eine Quelle des Erhabenen für uns seien.

Es bleibt nun zunächst noch die umfassende und außerordentlich wichtige Abhandlung „Ueber die naive und sentimentalische Dichtung“ zu charakterisiren, deren Entstehung freilich großentheils in die dem nächsten Kapitel vorbehaltene Epoche fällt, wo Schiller sich mitten im Uebergange von der ästhetischen Spekulation zur dichterischen Produktion befand. Die kleine Abweichung von der streng chronologischen Folge, die ich mir im vorliegenden Kapitel durch die vorgreifende Betrachtung dieser, wie auch einiger andern Abhandlungen erlaube, wird der Leser hoffentlich aus doppeltem Grunde gern nachsehen, einmal, weil so in den folgenden Kapiteln die erzählende Darstellung ungestörter fortschreiten kann, und dann, weil die philosophischen Arbeiten sich im Zusammenhange leichter übersehen und auffassen lassen.

Die ganze Abhandlung ist aus drei ursprünglich getrennten Aufsätzen zusammengesetzt. Der erste erschien 1795 im eilften Stück der Horen mit der Ueberschrift „Ueber das Naive“, der zweite im zwölften Stück unter dem Titel „Die sentimentalischen Dichter“, der dritte 1796 im ersten Stück mit der Ueberschrift „Beschluß der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichter, nebst einigen Bemerkungen, einen charakteristischen Unterschied unter den Menschen betreffend.“

Mit den im ersten Aufsatz behandelten Grundgedanken trug sich Schiller schon Anfangs 1793. In der seinem Brief an Körner vom 23. Februar 1793 beigegebenen Abhandlung fragt er: „Warum ist das Naive schön?“ und gibt sich die Antwort: „Weil die Natur darin über Künstelei und Verstellung ihre Rechte behauptet.“ Im Oktober 1793 schrieb er aus Schwaben dem Freunde, er wolle „einen kleinen Traktat“ über das Naive für die Thalia ausarbeiten: keine der bisherigen Erklärungen dieses Phänomens genüge ihm; er hoffe, darüber etwas Befriedigenderes zu sagen. Dann heißt es in einem Briefe an Körner vom 4. September 1794: „Ich schreibe nunmehr an meiner Arbeit über das Naive“, und acht Tage später: „Ich arbeite an einem Aufsatz über Natur und Naivheit, der mich immer mehr fesselt und mir vorzüglich zu gelingen scheint. Er ist gleichsam eine Brücke zu der poetischen Produktion.“ Aber die ästhetischen Briefe drängten die Abhandlung nochmals in den Hintergrund. Erst nach Beendigung der Briefe nahm er sie im September 1795 wieder auf, und nunmehr hatte der Gegenstand durch den inzwischen gewonnenen tiefern Einblick in Goethe's Dichtergeist ein noch weit höheres Interesse für ihn erlangt; er sah sich vor einer wahren Lebensfrage stehen. In Goethe schien sich ihm der naive griechische Geist, die antike Dichtungs-

weise, die er jetzt so hoch schätzte, zu wiederholen. Aber naiv zu dichten, wie die Griechen, wie Goethe, war ihm unmöglich. Er fühlte zwischen dieser und seiner eigenen Dichtung einen unendlichen Abstand. War nun seine Poesie auch wirklich eine ächte, vollberechtigte? Oder gebührte ihr nur eine untergeordnete Stelle? Lohnte es dann aber der Mühe, sich noch länger mit ihr zu befassen? Doch stand es denn fest, daß die alte Dichtungsweise die ausschließlich ächte sei? War es nicht möglich, der seinigen neben jener eine würdige Stelle zu vindiciren? Das waren die Erwägungen, welche ihn den ursprünglich auf einen kleinern Umfang berechneten Aufsatz über das Naive erweitern, vertiefen und zu der für die Aesthetik so fruchtbar gewordenen Darlegung des großen Gegensatzes zwischen antiker und moderner, naiver und sentimentalischer Poesie ausbilden ließen. Er gesteht selbst ausdrücklich in einem Briefe an Humboldt vom 26. Oktober 1795, daß er in der Abhandlung über das Naive sich die Frage zu beantworten gesucht habe: „Inwiefern kann ich, bei meiner Entfernung vom (naiven) Geist der griechischen Poesie noch Dichter sein, und zwar besserer Dichter, als der Grad jener Entfernung zu erlauben scheint?“

Die Natur und ihre Gegenstände — so lehrt der Aufsatz über das Naive — flößen uns, wenn sie in künstlichen Verhältnissen uns entgegentreten, eine Art Wehmuth und rührende Achtung ein, jedoch nur unter den zwei Bedingungen, daß erstens das uns entgegentretende Objekt wirklich Natur sei oder wenigstens als solche erscheine, und zweitens naiv sei, d. h. daß die Natur darin mit der Kunst kontrastire und sie beschäme. Das Wohlgefallen an naiven Objekten erklärt sich Schiller daraus, daß wir in ihnen nicht eigentlich die Gegenstände, sondern die durch sie dargestellte Idee lieben, das still schaffende Leben, das ruhige Wirken aus sich heraus, das Dasein nach eigenen Gesetzen, die ewige Einheit mit sich selbst. „Sie sind“, sagt er, „was wir waren; sie sind, was wir wieder werden sollen. Wir waren Natur, wie sie, und unsere Kultur soll uns, auf dem Wege der Vernunft und der Freiheit, zur Natur zurückführen. Sie sind Darstellung unserer verlorenen Kindheit, daher sie uns mit einer gewissen Wehmuth erfüllen; sie sind zugleich Darstellung unserer höchsten Vollendung im Ideal, daher sie uns in eine erhabene Rührung versetzen.“ Ich übergehe, was weiterhin über das Naive der Ueberraschung, das Naive der Gesinnung, das jedem wahren Genie inwohnende Naive gesagt ist, und hebe zunächst die Frage hervor, die Schiller sich stellt: Warum finden sich bei den Griechen, die doch von einer so schönen Natur umringt waren, so wenig Spuren jenes sentimentalischen

Interesses, wovon wir Neuern uns bei Naturscenen oft so mächtig ergriffen fühlen? Er antwortet: Weil der Grieche die Natur in der Menschheit noch nicht verloren hatte, wurde er von ihr, wenn sie ihm außerhalb der Menschheit entgegentrat, nicht überrascht; wogegen wir Neuern an der unbeseelten Welt deßhalb mit so warmer Empfindung hangen, weil die Natur bei uns aus der Menschheit verschwunden ist. Dies führt ihn auf den Unterschied zwischen naiven und sentimentalischen Dichtern. Die Dichter, lehrt er, sind überall die Bewahrer der Natur. Entweder sind sie Natur, oder suchen die verlorene. Daraus entspringen zwei ganz verschiedene Dichtungsweisen, die das ganze Feld der Poesie einnehmen, die naive und die sentimentalische Dichtung. Ihr verschiedener Charakter wird dann durch die Nebeneinanderstellung zweier ähnlicher Scenen aus Homer und Ariost veranschaulicht.

Auf den zweiten, „Die sentimentalischen Dichter" überschriebenen Aufsatz (in Schiller's Werken mit den Worten beginnend: „Der Dichter, sagte ich, ist entweder Natur, oder wird sie suchen") hatte eine Korrespondenz mit Humboldt großen Einfluß. Mit diesem Theile des Ganzen war Schiller Anfangs November 1795 in voller Arbeit und gegen Ende des Monats fertig. Alle Poesie, wird hier gelehrt, hat die Aufgabe, „der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben." Nun ist entweder dieses vollendete Ganze der Menschheit, dieser Zusammenklang der sinnlichen und geistigen Kräfte durch eine Gunst der Natur schon im Dichter vorhanden, dann wird seine Dichtungsweise die naive, antike, Naturdichtung sein; oder der Dichter sucht jene durch die Kultur in ihm aufgehobene Harmonie auf moralischem Wege wieder herzustellen, dann ist seine Dichtung die sentimentalische, moderne, Idealdichtung. Rührt uns der naive, der antike Dichter durch sinnliche Wahrheit, so entzückt uns der neuere, der sentimentalische durch Ideen. Jener ist mächtig durch die Kunst der Begränzung, dieser durch die Kunst des Unendlichen; jener besitzt eine Ueberlegenheit in den Formen, in dem, was sinnlich darstellbar, was körperlich ist, dieser in dem, was man den Geist eines Werks nennt; jener, der einfachen Natur und der Empfindung folgend, wirkt als ungetheilte Kraft, dieser reflektirt über den Eindruck, den die Gegenstände auf ihn machen, und aus solcher Reflexion fließt die Rührung, in die er selbst versetzt wird und uns versetzt. Der naive Dichter hat zu seinem Gegenstande nur Ein Verhältniß; daher umfaßt die naive Dichtung keine Arten und Unterarten, und ihr Eindruck ist immer fröhlich, rein und ruhig. Der sentimentalische Dichter dagegen

hat es immer mit zwei streitenden Principien, der Wirklichkeit und der Idee, zu thun, von denen bald das eine, bald das andere Princip überwiegt; daher gibt es Arten und Unterarten der sentimentalischen Poesie. Sie wird satyrisch, wenn der Dichter sich mehr mit Abneigung der Wirklichkeit zuwendet; sie wird elegisch, wenn er mehr mit Wohlgefallen beim Ideal verweilt. Die Satyre wird strafend, pathetisch, wenn der Dichter den Widerspruch der Wirklichkeit gegen das Ideal mit Ernst und Affekt ausführt; sie wird scherzhaft, wenn er bei der Darlegung dieses Widerspruchs seine Heiterkeit bewahrt. Die Elegie wird zur Elegie im engern Sinne, wenn die Natur als verloren, das Ideal als unerreicht dargestellt, beide also Gegenstände der Trauer sind; sie wird zur Idylle in weitester Bedeutung, wenn Natur und Ideal Gegenstand der Freude sind.

In dem dritten jener Aufsätze, woraus gegenwärtig die Abhandlung zusammengesetzt ist, bespricht Schiller das Verhältniß der naiven und der sentimentalischen Dichtung zueinander näher, bezeichnet die möglichen Entartungen, die Klippen beider und erörtert beider Verhältniß zum poetischen Ideal. Fehlt dem naiven Dichter der Beistand einer ihn umgebenden formreichen Natur und dichterischen Welt, so ist er in Gefahr, gemeine Natur zu werden, wofern er nicht ins Sentimentalische übergeht. Dagegen ist der sentimentalische Dichter in Gefahr, die menschliche Natur, indem er alle Schranken von ihr zu entfernen sucht, ganz und gar aufzugeben und über die Möglichkeit selbst hinauszugehen, d. h. zu schwärmen. Dort ist Schlaffheit und Platitüde, hier Ueberspannung das Extrem. Es wird aber der Unterschied des naiven und des sentimentalischen Charakters um so unmerklicher, je poetischer beide sind. — Zuletzt handelt dieser dritte Aufsatz noch von einem „sehr merkwürdigen psychologischen Antagonism unter den Menschen in einem sich kultivirenden Zeitalter.“ Es ist der Gegensatz des Realismus und des Idealismus gemeint. Schiller glaubt, man gelange zum wahren Begriff dieses Gegensatzes am besten, wenn man von dem naiven, wie von dem sentimentalischen Charakter Alles absondere, was sie Poetisches haben. Es bleibe dann vom naiven Charakter nichts übrig, als im Theoretischen ein nüchterner Beobachtungsgeist und eine feste Anhänglichkeit an das Zeugniß der Sinne, im Praktischen eine Ergebung in das, was ist und sein muß. Von dem sentimentalischen Charakter aber bleibe als Rest im Theoretischen ein unruhiger Spekulationsgeist, der in allen Erkenntnissen auf das Unbedingte dringt, im Praktischen ein moralischer Rigorismus. Wer

zur ersten Klasse gehört, könne mit Fug ein Realist, wer zur zweiten, ein Idealist genannt werden.

Als eine Zugabe zu der Schrift über die naive und sentimentalische Dichtung kann die Abhandlung betrachtet werden, die erst 1802 unter dem Titel „Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen" in Schiller's kleinern prosaischen Schriften erschien. Gemein nennt er Alles, was nicht zum Geiste spricht, was nur sinnliches Interesse erregt; es ist dem Edeln entgegengesetzt. Das Niedrige zeigt aber auch etwas Positives: es deutet Rohheit des Gefühls, schlechte Sitten und verächtliche Gesinnungen an, steht also dem Edeln und Anständigen zugleich entgegen. Indem Schiller alsdann das Gemeine und Niedrige sowohl des Stoffes als der Behandlung erörtert, knüpft er an die alte Unterscheidung so viel neue Bemerkungen und treffende Belege an, daß auch diese Skizze viel Interessantes gewinnt. Die gemeine und niedrige Behandlung wird für eben so verwerflich erklärt, wie in der Schrift über naive und sentimentalische Dichtung die überspannte Behandlung; statthaft in der Kunst sind nur die gemeinen und niedrigen Stoffe. Sie sind erlaubt, wenn Lachen erregt werden soll; doch ist unzulässig, was Unwillen oder Ekel hervorruft, und was das Wahrheitsgefühl verletzt. Letzteres ist nur in der Farçe zu erlauben, wo der Dichter von der Treue der Darstellung dispensirt und gleichsam ein Privilegium hat, uns zu belügen. Aber auch im Ernsthaften und Tragischen darf das Niedrige gebraucht werden, wenn es ins Furchtbare übergeht, wenn z. B. der Dieb ein Mörder wird. Ferner wird ein Niedriges der Gesinnung und ein Niedriges der Handlung und des Zustandes unterschieden und festgesetzt, daß nur das erstere der Kunst unwürdig sei; doch könne sich der Dichter bisweilen gestatten, was der plastische Künstler sich nicht erlauben dürfe.

Damit hätten wir Schiller's sämmtliche philosophische Schriften in der Kürze, die der Umfang dieser Biographie gebietet, dem Leser vorgeführt. Ein Ueberblick über dieselben gewährt die Ueberzeugung, daß Schiller auch als Philosoph, speciell als Aesthetiker, einen hochachtbaren Platz in unserer Literatur einnimmt, wenn auch mehr als Bahnbrecher, denn als Auf- und Ausbauer eines vollständig durchgeführten und abgeschlossenen Systems. Die Ideen, die er ausgesät hat, gingen in den Werken späterer Forscher, besonders der Romantiker und der Hegel'schen Schule, zu einer reichen Ernte auf, und Wilh. von Humboldt durfte mit Recht (in der Vorerinnerung zu seinem Briefwechsel mit dem Dichter) behaupten, daß überall, wo vom Begriff der Schönheit,

den Grundlagen der Kunst u. s. w. die Rede ist, schwerlich eine Frage vorkommen dürfte, zu deren richtiger Beantwortung nicht Schiller's ästhetische Schriften die Ausgangs- und Anhaltspunkte böten. Von der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung insbesondere urtheilte Goethe, daß sie den ersten Grund zur ganzen neuen Aesthetik gelegt habe; denn hellenisch und romantisch, und was es sonst noch für Synonyma gebe, lassen sich alle dorthin zurückführen, wo zuerst vom Uebergewicht entweder reeller oder ideeller Behandlung die Rede war. Und zu Eckermann sagte er: „Die Schlegel ergriffen die Idee und trieben sie weiter, so daß sie sich jetzt über die ganze Welt ausgedehnt hat, und nun Jedermann von Klassicismus und Romantismus redet, woran vor fünfzig Jahren Niemand dachte."

So gern ich in solche Anerkennung von Schiller's Leistungen auf dem Felde der Aesthetik einstimme, kann ich doch nicht anders als mit sehr gemischten Gefühlen auf seine philosophische Laufbahn hinblicken, und mich des Gedankens nicht erwehren, daß er förderlichere Wege hätte einschlagen können. Man hat wohl Recht zu behaupten, in Schiller sei von jeher der Denker zu mächtig neben dem Dichter gewesen, als daß die Rückkehr zur Poesie ohne vorherigen ernsten Versuch, den Spekulationstrieb zu befriedigen, hätte erfolgen können. Aber war es denn für ihn wirklich ein Bedürfniß, bei dem ästhetischen und ethischen Spekuliren eine so kostbare Zeit an Nachforschungen in transcendentalen Gebieten zu verwenden, statt sich in fruchtbarern Regionen, wo für ihn als Dichter mehr zu finden war, umzusehen? Es war kein glückliches Zusammentreffen, daß zu der Zeit, wo er der Geschichtschreibung entsagte, und die Sehnsucht nach der Poesie sich lebhaft in ihm regte, eine so gewaltige philosophische Strömung durch die ganze gebildete deutsche Welt ging, und Alles in wüthender Jagd auszog, um die Wahrheit aus den verborgensten metaphysischen Höhlen herauszutreiben. Schiller scheint geahnt zu haben, was es ihm kosten würde, wenn er sich dieser Strömung hingab; nicht umsonst sträubte er sich eine geraume Zeit gegen die von Körner ihm so warm empfohlene kritische Philosophie. Dennoch ergriff sie ihn zuletzt, und war er einmal in ihr befangen, so entsprach es ganz seinem Charakter, daß er ihrer mit Aufbietung aller Kraft Herr zu werden suchte. Man darf aber nicht behaupten, daß er vollkommen befriedigt aus „der Gruft der dunkeln Wörter" zurückgekehrt sei, daß „des Systemes Gebälk" ihm zur festen Stütze in Kunst und Leben gereicht habe. Er kam nur resignirter zurück, und das Beste, was er mitbrachte, verdankte er nicht dem System, sondern seinem gesunden Gefühl, das sich gegen das System behaup-

tete. Leichtern Kaufs hätte er Beruhigung gefunden, wenn er die Rudimente seines eigenen Systems der Ethik und Aesthetik, das im zweiten Theil (Kap. 11) angedeutet worden, weiter entwickelt und ausgebildet hätte. Aber auch dann würde er schließlich gefunden haben, daß mit der Herleitung eines Systems der Aesthetik aus einem obersten Princip heraus, mag dieses Princip nun aus metaphysischen Tiefen heraufgeholt, oder ein aus der empirischen Psychologie entnommener Fundamentalsatz sein, weder für den ausübenden Künstler, noch für die Kunstbeurtheilung viel gewonnen ist, wenn nicht zuvor auf demjenigen Wege, den die Naturforschung mit so glänzenden Ergebnissen verfolgt, durch eine Fülle von Specialuntersuchungen, woran sich viele Hunderte betheiligen, das Feld der Aesthetik in lebensvoller Mannigfaltigkeit angebaut worden ist. Schiller erkannte dies klar, aber erst, nachdem er sehr viel Zeit und Kraft an jenes Forschen nach einem obersten Schönheitsprincip verbraucht, ich wage zu sagen — verschwendet hatte. Der Gegenstand däucht mir wichtig genug, um ihn noch etwas näher zu besprechen.

Als W. v. Humboldt an Schiller seine eben vollendete Schrift über Goethe's Hermann und Dorothea geschickt hatte, fühlte sich unser Dichter durch die Vortrefflichkeit der Arbeit höchst überrascht und richtete an den Verfasser ein Dankschreiben, worin er freudig anerkannte, daß noch nie ein Dichterwerk so liberal und so gründlich zugleich beurtheilt worden sei. Den dogmatischen Theil, „philosophisch genommen", erklärte er für vollkommen befriedigend, und fand ebenso den anwendenden Theil für sich durchaus untadelhaft; aber er vermißte einen mittlern Theil, der jene allgemeinen Grundsätze der Metaphysik auf besondere reducire und die Anwendungen des Allgemeinen auf das Individuelle ermögliche. Von der philosophischen Höhe, auf der Humboldt bei seiner Arbeit gestanden, entbehrte Schiller „einen Weg zum Gegenstande hinab." Der Künstler, behauptete er, brauche empirische und specielle Formeln, die der Philosoph als zu eng und unrein ansehe; was sich dem Letztern zu einem allgemeinen Gesetz qualificire, erscheine dem Künstler bei der Ausübung hohl und leer. Ja, er ging so weit zu gestehen, daß er jetzt Alles, was er sammt allen Andern von der Elementarästhetik (d. h. rein theoretischen Aesthetik) wisse, für einen einzigen empirischen Vortheil, für Einen Kunstgriff hinzugeben geneigt sei. Aehnlich äußerte er sich in einem Briefe an Goethe auf Anlaß einer ihm zugegangenen Recension seiner Jungfrau von Orleans. Es sei ihm, schrieb er, bei dieser Kritik recht fühlbar geworden, daß von der transcendentalen Philosophie

zum gegebenen Faktum noch eine Brücke fehle, daß von allgemeinen hohlen Formeln kein Uebergang zum bedingten Falle sei. „Man sieht, daß die Philosophie und die Kunst sich noch nicht ergriffen und wechselseitig drungen haben, und vermißt mehr als jemals **ein Organon, wodurch beide vermittelt werden können.**“

Diesen von Schiller so treffend angedeuteten Mangel, an dem unsere Aesthetik, und am meisten die Poetik auch heut zu Tage noch leidet, hatte ich längst klar empfunden, ehe ich die beiden angeführten Briefstellen kannte, und glaubte auch einzusehen, daß der einzuschlagende Weg, um zu einem solchen die Kunst mit der Philosophie vermittelnden Organon zu gelangen, dem **Wege des Naturforschers** ähnlich sein müsse, der aus der besonnenen Beobachtung, Untersuchung und Vergleichung der Naturphänomene Hypothesen ableitet, die er alsdann an weiter sich Darbietendem auf die Probe nimmt. Wie dieser der in ihren Produkten und Veränderungen sich kundgebenden Natur, so hat der Aesthetiker dem in genialen Werken sich manifestirenden Künstlergeiste die Gesetze des Wirkens abzulauschen. Unsere neuere Naturforschung hat aber ihre reiche Ausbeute nicht durch den Gang, den Schiller für den Aufbau jenes Organons empfahl, „durch Reducirung allgemeiner Grundsätze der Metaphysik auf besondere“, sondern auf dem umgekehrten Wege gewonnen durch eine unendliche Menge von Einzelforschungen, deren Ergebnisse dann unter immer höhere und allgemeinere Gesichtspunkte zusammengefaßt wurden. Aehnlich hat auch die Poetik zu verfahren. Von solchen Ansichten ausgehend, versuchte ich schon vor vierzig Jahren einen ersten Beitrag zu einem Organon, wie Schiller es gewünscht, in einer kleinen Monographie „Wie malt der Dichter Gestalten?“ (Emmerich 1834) zu liefern. Den eingeschlagenen Weg verfolgte ich weiter in zwei Abhandlungen meines Archivs für den deutschen Unterricht (Jahrgang 1843): „Wie malt der Dichter große Räume und optisch erhabene Gegenstände?“ (Heft 1) und: „Wie stellt der Dichter Ruhe und Einsamkeit dar?“ (Heft 4), ferner in einer Programmabhandlung „Ueber die dichterische Darstellung der Charaktere“ (Trier 1854), in einer Abhandlung des Archivs für neuere Sprachen und Literaturen (Bd. XXXV, S. 1 ff.) „Ueber den innern Bau und den Abschluß des lyrischen Gedichtes“, und in der diesjährigen Programmabhandlung der Realschule zu Trier (1874) „Ueber poetische Gestaltenmalerei.“ Alle diese Versuche sind nichts als einzelne Bausteine zu einem künftigen Lehrgebäude der Poetik, und zwar nur zu wenigen Theilen desselben. Ich glaubte aber darauf hinweisen zu sollen, weil sie vielleicht zur Veranschaulichung

dessen, was Schiller an der Aesthetik vermißte, dienen können, und möglichen Falls mußereichern und begabtern Männern den Anstoß geben, in gleichem Sinne das Feld der Poetik weiter anzubauen. Erst, wenn dieses geschehen sein wird, — und dazu gehört die langjährige, einander in die Hände wirkende Thätigkeit vieler, vieler Kräfte — erst dann ist an eine Poetik zu denken, die Strenge des Systems mit einem reichen, geistbefruchtenden Inhalt verbindet, und den philosophischen Forscher wie den ausübenden Künstler in gleichem Maße befriedigt.

Drittes Kapitel.

Vereinzelter Rückgriff zur Geschichtschreibung. Schiller lehnt einen Ruf nach Tübingen ab. Angriffe auf die Horen. Gründung des Musenalmanachs. Ueberdruß an der Philosophie. Rückkehr zur Poesie. Große dichterische Produktivität. Ideendichtung.

Schiller und Goethe, voll froher Ahnung des reichen Ertrags, den ihnen das Jahr 1795 bringen werde, versäumten nicht, zum Antritt desselben einander warm zu beglückwünschen. „Meine besten Wünsche“, schrieb Schiller, „zu dem neuen Jahr, und noch einen herzlichen Dank für das verflossene, das mir durch Ihre Freundschaft vor allen übrigen ausgezeichnet und unvergeßlich ist!“ und Goethe: „Lassen Sie uns dieses Jahr zubringen, wie wir das vorige geendigt haben, mit wechselseitiger Theilnahme an dem, was wir lieben und treiben.“ Für Schiller war das Jahr 1795 durch seine Rückkehr zur Poesie und durch die Gründung eines neuen Organs zu rascherer Veröffentlichung seiner neuen lyrischen Produktionen, durch die Gründung des Musenalmanachs, bezeichnet. Indeß erfolgte der Uebergang von der Philosophie zur Dichtkunst noch nicht sofort; vielmehr bildete die erste Jahreshälfte gerade den Höhepunkt seiner Spekulation, die freilich jetzt auch ganz auf die Dichtkunst gerichtet war; erst in der zweiten Hälfte des Jahrs begann sich eine Flora von Gedichten, aber nun auch in einer herrlichen und staunenswerthen Fülle, zu entfalten. Mitten unter

den philosophischen Arbeiten, im März und April, fand Schiller sich veranlaßt, weil den Horen eine größere Mannigfaltigkeit des Inhalts noth that, auf einige Zeit zur Geschichtschreibung zurückzugreifen und die schon im zweiten Theil (Kap. 11) besprochene Belagerung von Antwerpen zu verfassen. „Mich beschäftigt", schrieb er den 5. April an Körner, „schon seit drei Wochen ein historischer Aufsatz für die Horen, davon die erste Lieferung fertig ist." Zwischen solchen Arbeiten setzte sich nicht bloß eine lebhafte Korrespondenz mit Goethe, sondern auch ein reger persönlicher Verkehr fort, so oft dieser in Jena war und das war jetzt häufig der Fall. So hielt er sich schon im Januar dort ein paar Wochen lang auf; und am 10. April berichtete Schiller an Körner: „Seit vierzehn Tagen ist Goethe hier und erscheint jeden Abend pünktlich, wo denn Allerlei durchgesprochen wird"; am 1. Mai: „Goethe ist noch immer hier und wir bringen viele vergnügte Stunden miteinander zu. Wärst du doch auch in unserm Kreise!"

Zu Anfange des Frühlings erhielt Schiller „eine förmliche Vocation nach Tübingen", wie er im April an Körner meldete, „mit einem zwar mäßigen, aber in der Folge zu verbessernden Gehalte. Ich habe sie aber", fügte er hinzu, „weil ich keine bestimmten Pflichten übernehmen kann, ausgeschlagen." Einen nähern Einblick in seine höchst achtbaren Motive der Ablehnung gewährt sein Brief an Abel vom 3. April. „Ich habe", schrieb er, „mir nun Zeit genommen, liebster Freund, Ihrer letztern Anfrage reiflich nachzudenken, und den Vorschlag, den Sie mir thun, mit meiner ganzen Lage zu vergleichen. Das Resultat meiner Ueberlegungen ist, daß ich besser thue, in meinen jetzigen Verhältnissen zu bleiben; vorzüglich deßwegen, weil es gar keinen Anschein hat, daß ich bei meinen Gesundheitsumständen demjenigen würde entsprechen können, was man von einem akademischen Lehrer mit Recht erwartet, und was ich in einem solchen Fall mir zur Pflicht machen würde. Indem ich einen Ruf annehme, mache ich mich doch stillschweigend anheischig, etwas Bestimmtes dafür zu leisten; und dies ist mehr, als meine körperlichen Umstände mir zu versprechen erlauben. Hier in Jena und Weimar erwartet man nichts dergleichen von mir, und unser Herzog weiß, daß keine akademischen Functionen von mir geleistet werden können. Hier täusche ich also Niemand, und kann daher in völliger Zufriedenheit leben. Auch hat mir der Weimarische Hof so viele Beweise einer uneigennützigen Achtung gegeben, daß ich es mir kaum würde verzeihen können, ihn, wenn es auch meinem Vaterlande wäre, aufzuopfern. Noch ganz neuerlich erklärte mir der Herzog, daß mein Gehalt mir verdoppelt werden

sollte, sobald ich Unterstützung nöthig haben würde. Setzen Sie sich nun in meine Lage; ich bin überzeugt, Sie würden sich entschließen, wie ich. Unter tausend Gulden würde ich in Tübingen nicht wohl haben existiren können, und für dieses Geld hätte ich zu wenig geleistet. Besser also, man wendet die bestimmte Summe an einen rüstigen und verdienstvollen Mann, und ich bleibe in meinen Verhältnissen. Daß ich Ihre und Ihrer Freunde liebevolle Bemühungen für mich mit dem dankbarsten Herzen verehre und ewig verehren werde, darf ich Ihnen nicht erst versichern. Nehmen Sie noch einmal meinen innigen Dank dafür an." — Ich glaube nicht zu irren, wenn ich zu den angegebenen Ablehnungsmotiven noch ein verschwiegenes hinzufüge, daß nämlich Goethe's täglich wachsende Annäherung als festhaltender Magnet auf ihn gewirkt habe. Die öftern Besuche, die er von ihm bekam, die fast täglichen von Humboldt, der Wunsch, Körner mit den Seinigen im Sommer bequemer bei sich aufnehmen zu können, verbunden mit dem Umstand, daß er, wie er an diesen schrieb, „nirgends als in seinem eigenen Hause zu gebrauchen war", bestimmten ihn denn auch, sich nach einem hübschern und geräumigern Logis umzusehen. Er bezog gegen Mitte April ein schönes Quartier bei Griesbach, in einem der besten Häuser der Stadt.

Wäre er eines dauernden Erfolgs seiner Horen sicherer gewesen, so hätte das vielleicht dazu beigetragen, ihn nach seiner Heimath in Cotta's Nähe zu ziehen. Anfangs ließ sich der Absatz nach Cotta's Berichten gut an; er versprach sogar glänzend zu werden. Aber was Schiller ringsher an Urtheilen über die Monatsschrift vernahm, klang durchaus nicht ermuthigend. Ueberall, in Halle, Leipzig, Gotha, Berlin, wurden tadelnde, ja feindselige Stimmen laut; und bei reiflicher Erwägung konnte er sich selbst nicht verhehlen, daß er in der Taxirung der Brauchbarkeit und des Fleißes seiner Mitarbeiter, wie in der Abschätzung des Geschmacks und der Urtheilsreife seines Publikums große Rechnungsfehler gemacht hatte. Es half nichts, daß er schon im Voraus darauf bedacht gewesen war, dem Urtheil der großen Lesewelt eine günstige Richtung zu geben. Er hatte mit dem Herausgeber der Allgemeinen Literaturzeitung Professor Schütz sich vereinbart, daß jedes Monatsstück der Horen durch ein an denselben betheiligtes Mitglied „so vortheilhaft, als es mit einer strengen (oder, wie es später hieß, anständigen) Gerechtigkeit vereinbar sei", recensirt werden solle. Man beschränkte sich jedoch nachher auf Eine Recension vierteljährlich, die von Cotta eigens honorirt wurde; und wie wenig sich das mit einer strengen Unparteilichkeit vertrug, ist leicht

einzusehen. „Wir können also“, schrieb Schiller an Goethe, „so weitläufig sein, als wir wollen, und loben wollen wir uns nicht für die Langeweile, da man dem Publikum doch Alles vormachen muß.“ Gewöhnlich las er die Recensionen schon im Manuskript und freute sich, wenn der Recensent „auf eine geschickte Weise“ den Ruf der Unparteilichkeit zu wahren wußte. Zuweilen betheiligte er sich an der Recension eines Heftes; so übernahm er z. B. die des Archenholz'schen Fragments „Sobiesky“ (Stück XII 1795). „Die Recension dieses Stücks“, schrieb er an Goethe, „wird also eine rechte Harlekins-Jacke werden.“ So geringschätzig dachte jetzt unser Dichter von dem Publikum, das er vor zehn Jahren, in der Ankündigung der Rheinischen Thalia, seinen Oberherrscher, seinen Vertrauten, sein Studium, sein Alles, was er allein fürchte und verehre, genannt hatte; und Goethe mit seiner souverainen Verachtung des großen Haufens, des schriftstellernden wie des lesenden, war der rechte Mann, in solcher Gesinnung ihn zu bestärken.

Was dem innern Werth der Horen auf die Dauer Abbruch thun mußte, war die Unternehmung eines Musenalmanachs, der, wie Goethe in den Tag- und Jahresheften sagt, „als eine poetische Sammlung jener meist prosaischen vortheilhaft zur Seite stehen sollte.“ In dem Maß, wie die Poesie bei Schiller vorwiegend wurde, wandte er Neigung und Fleiß mehr und mehr dieser poetischen Sammlung zu und entzog beide in gleichem Maß den Horen. Den Plan dieses Almanachs hatte er schon im vorigen Jahre gefaßt; Humboldt erwähnt desselben schon in einem Briefe vom 22. September 1794, und an Goethe schrieb Schiller den 20. Oktober 1794: „Mir ist diese Entreprise dem Geschäfte nach eine sehr unbedeutende Vermehrung der Last, aber für meine ökonomischen Verhältnisse desto glücklicher, weil ich sie auch bei einer schwachen Gesundheit fortführen und dadurch meine Unabhängigkeit sichern kann. Wahrscheinlich hatte ihn der Tod Bürger's (8. Juni 1794) auf die Idee gebracht, an die Stelle des Bürger'schen Almanachs (der jedoch durch Freunde des Verstorbenen fortgesetzt wurde) einen neuen, von ihm selbst redigirten zu setzen. Einen Verleger fand er an dem jüdischen Buchhändler Michaelis zu Neu-Strelitz. Als jetzt im Spätsommer 1795 der Druck des Almanachs vorbereitet wurde, gerieth das Unternehmen durch einen unangenehmen Zwischenfall für einige Zeit in's Stocken. Michaelis' Geschäftsführer unterschlug auf der Post eine zu Honorarzahlungen bestimmte Summe von 1000 Thalern und hielt alle Briefe von Jena nach Neu-Strelitz und umgekehrt zurück, so daß Schiller Mißtrauen gegen die Verlagshandlung schöpfte und die Uebersendung des Manuskripts sistirte. Um

die Mitte September erfolgte die Aufklärung der Sache, und der Druck des Almanachs begann nun zu Berlin unter der Obhut W. v. Humboldt's, der schon seit Anfang Juli mit den Seinigen auf dem unfern Berlin gelegenen Gute Tegel durch Familien-Angelegenheiten festgehalten wurde.

Der erste Jahrgang des Almanachs brachte neben Beiträgen von Goethe, Herder, A. W. Schlegel, Haug, Conz, Kosegarten, Hölderlin, Woltmann, Sophie Mereau u. A. eine erstaunliche Menge Schiller'scher Gedichte, alle in der zweiten Hälfte des Jahrs 1795 entstanden; ja, so groß war unsers Dichters Produktivität in dieser Zeit, daß er auch den Horen eine Anzahl seiner damaligen Gedichte zuwenden konnte. Solche Fruchtbarkeit muß doppelt auffallen bei seiner fortdauernden Kränklichkeit, seiner uns bekannten Langsamkeit und Anstrengung im Aus- und Umbilden seiner Productionen, bei seiner langen Entwöhnung vom Dichten und bei der Schwierigkeit, die ihm von jeher der Uebergang von einer Art der Geistesthätigkeit zu einer andern machte. Erklärlich wird sie uns aber durch folgende Umstände. Sein Widerwillen gegen das Spekuliren und sein Verlangen nach poetischer Thätigkeit waren das ganze Jahr 1795 durch im Wachsen. Schon im Januar schrieb er an Goethe, er lechze ordentlich nach einer individuellen Darstellung, und noch im December: „Wie beneide ich Sie um Ihre jetzige philosophische Stimmung! Ich habe mich lange nicht so prosaisch gefühlt, als in diesen Tagen, und es ist hohe Zeit, daß ich für eine Weile die poetische Bude schließe. Das Herz schmachtet nach einem betastlichen Objekt.“ Eben der Verkehr mit Goethe war es, was die Sehnsucht nach der Poesie, der eigentlichen Heimath seines Geistes, unendlich verstärkte. Dagegen minderten sich auf der andern Wagschale, der philosophischen, die Gewichte. Die Rückkehr Humboldt's, mit dem er „das gesellschaftliche Denken“, wie er es liebte, beinahe täglich geübt und genossen hatte, verzögerte sich bis gegen Ende 1796. Der hochachtbare, aber ungeberdige Fichte, welcher die drei Studentenorden in Jena aufzulösen gedachte, erbitterte die Musensöhne gegen sich, und ein Studentenhaufen überzeugte ihn, wie Goethe sich ausdrückt, auf die unangenehmste Weise vom Dasein eines Nicht-Ichs, indem er ihm die Fenster einwarf, so daß der Philosoph es für gut fand, einige Zeit in Osmanstädt, unfern Weimar, in gänzlicher Zurückgezogenheit zu leben. Um so freier konnte Schiller sich der Einwirkung Goethe's hingeben, welcher nur im Juli und Anfang August ihm fern in Karlsbad zubrachte, aber auch von dort aus mit dem Freunde korrespondirte. Er schickte Gedichte für den Musenalmanach und die

Horen und theilte ihm schon seit dem Anfange des Jahres von seinem Wilhelm Meister die eben erschienenen Bücher in einzelnen Bogen, wie sie die Presse verließen, die spätern Bücher aber im Manuskript mit, und bat sich sein Urtheil, seinen Rath und Ermunterung zur Vollendung des Werkes aus. Es ist kaum zu sagen, mit welchem fortwährend steigenden Genuß Schiller die einzelnen Sendungen des Romans las. Er pries sich glücklich, das Erscheinen desselben noch erlebt zu haben, und wob seinen Briefen an Goethe eine Reihe von Beurtheilungen ein, die von seinem Eindringen in diese Produktion und seiner Befähigung zur Kritik höchst glänzende Belegstücke sind. Ein solches Dichterwerk mußte ihm alle Metaphysik vollends verleiden. „Ich kann Ihnen nicht ausdrücken", schrieb er an Goethe, „wie peinlich mir oft das Gefühl ist, von einem Produkt dieser Art in das philosophische Wesen hineinzusehen. Dort ist Alles so heiter, so lebendig, so harmonisch aufgelöst und so menschlich wahr, hier Alles so strenge, so rigid und abstrakt, und so höchst unnatürlich, weil alle Natur nur Synthesis und alle Philosophie Antithesis ist . . . Der Dichter ist der einzig wahre Mensch, und der beste Philosoph nur eine Karrikatur gegen ihn."

Begreift sich aus dieser Abneigung gegen die Philosophie der Eifer und die Hast, womit er sich um die Mitte des Jahrs 1795 auf dichterisches Schaffen und Gestalten warf, so verdankte er es anderseits doch gerade der Philosophie, daß es seinem neuerwachten Produktionstrieb für den Augenblick nicht an Stoff gebrach. Er fuhr einstweilen, wie er an Körner und fast mit denselben Worten an A. W. Schlegel schrieb, „am Ufer der Philosophie umher, ehe er in das freie Meer der Erfindung hinaussegelte." Durch seine Spekulation hatte er sich eine eigene sittlich-ästhetische Welt auferbaut, die gleichsam sein ideal gestalteter Geist selbst war; und in dieser lebte und webte er um so ausschließlicher, je geringfügiger seine schlichte und einfache äußere Existenz ihm vorkam. Zwar fehlte es auch dem einförmigen Dasein unsers kranken und einsiedlerischen Dichters nicht an bedeutsamen und interessanten Vorfällen, die sich zu einer poetischen Gestaltung eigneten; ich erinnere nur an die Todesfeier in Hellebeck. Durch wie viele Gedichte und Anspielungen hätte wahrscheinlich Goethe diese edle, diese einzige Huldigung gefeiert, wenn sie ihm widerfahren wäre! Schiller aber schrieb: „Jener Vorgang war für den Abgeschiedenen bestimmt, und der Lebende wird sich nie mehr erlauben ihn zu berühren." Hier beeinträchtigte der Mensch den Dichter, und nicht bloß seine ideale Natur, sondern auch seine Theorie trug dazu bei, ihm einen großen und reichen Schacht poetischer Stoffe zu verschließen. Gaben auch ausnahmsweise

einmal seine Privatbeziehungen den entferntern Anlaß zu einem Gedicht (wie z. B. sein eheliches Glück zur „Würde der Frauen"), so entblößte er dasselbe von allem Individuellen und hob es meistens dadurch noch mehr in's Allgemeine, daß er es zum Substrat einer Idee machte. Eine solche Idealisirung hatte er schon in den Recensionen von Bürger's und Matthisson's Gedichten als eine an die Poesie zu stellende Forderung bezeichnet. „Der Dichter", behauptete er, „kann nur insofern unsere Empfindungen bestimmen, als er sie der Gattung in uns, nicht unserm specifischen Selbst, abfordert. Um aber sicher zu sein, daß er sich auch wirklich an die reine Gattung in den Individuen wende, muß er selbst zuvor in sich das Individuum ausgelöscht und zur Gattung gesteigert haben. In einem Gedichte darf daher nichts wahre (historische) Natur sein, denn alle Wirklichkeit ist mehr oder weniger Beschränkung der allgemeinen Naturwahrheit. Jeder individuelle Mensch ist gerade um so viel weniger Mensch, als er individuell ist; jede Empfindungsweise ist gerade um so viel weniger nothwendig und rein menschlich, als sie einem bestimmten Subjekt eigenthümlich ist. Nur in der Wegwerfung des Zufälligen und in dem reinen Ausdruck des Nothwendigen liegt der große Styl." In dieser Ansicht, die ursprünglich in seiner idealen Natur wurzelte, hatte er sich durch seine Theorie der sentimentalischen Dichtung noch mehr befestigt, und so konnte es nicht fehlen, daß für die nächste Zeit seine Poesie ihrem Inhalt und zum Theil auch ihrer Form nach auf metaphysischen Boden verrückt wurde, weßhalb man das Jahr 1795 in seinem Leben recht eigentlich als das Jahr der Ideendichtung bezeichnen kann. Es wäre aber ein Irrthum, diese Ideendichtung als rein didaktische Poesie aufzufassen und aus der lyrischen Gattung ganz hinauszuweisen. Es spiegelt sich in ihr Schiller's hohe und edle Persönlichkeit, seine Begeisterung für das Schöne, Wahre und Gute ab, und Hegel durfte mit Recht diese neue, unserm Dichter eigenthümliche Gattung der Poesie dem Liede beiordnen.

Als Schiller sich gegen die Jahresmitte zum neuen Fluge in's poetische Land anschickte, fand er seine Geistesschwingen eine Zeit lang wieder durch Körperleiden gelähmt. Den 12. Juni schrieb er an Goethe, seit vier oder fünf Tagen sei er fieberfrei und mit seinem Befinden zufrieden, doch nicht mit seiner Thätigkeit. Der Uebergang von einem Geschäft zum andern sei ihm stets ein harter Stand gewesen, jetzt aber vollends schwer, wo er von der Metaphysik zur Poesie hinüberspringen solle. „Indeß habe ich mir", heißt es weiter, „so gut es angeht, eine Brücke gebaut, und mache den Anfang mit einer gereimten

Epistel, Poesie des Lebens überschrieben, die also an die Materie, die ich (in der Philosophie) verlassen habe, angrenzt." Man sieht es dieser Produktion an, wie schwer sich des Dichters Genius von den Fesseln der Philosophie losrang. Wie der letztern der Stoff entlehnt ist, so schließt sich das Gedicht als Epistel gewissermaßen auch der Form nach den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen an. Die ganze Behandlungsart des Gegenstandes beruht auf der rhetorischen Figur der Distribution, der Zerlegung eines umfassenden Gedankens in seine Theile, daher Körner das Gedicht „als zur rhetorischen Klasse gehörig" bezeichnet. In V. 1—14 greift ein schroffer Realist die poetische Anschauung des Lebens und der Welt an; darauf entgegnet der Dichter (V. 15—36), eine so kalte und nüchterne Weltansicht streife dem Leben alle Schönheit und Anmuth ab, verscheuche die Liebe, deren Begeisterung nur durch Ideale, nicht durch die nackte Wirklichkeit genährt werde, und sei mit dem Bestehen schöner Kunst unvereinbar, da diese ja nur auf dem ästhetischen Schein beruhe.

Auch noch im Juli und August, als seine poetische Ader wieder in Fluß gekommen war, machten ihm Krämpfe, sein „malum domesticum", viel zu schaffen. „Ich fürchte", schrieb er den 29. August an Goethe, „ich muß die lebhaften Bewegungen büßen, in die mein Poetisiren mich versetzt. Zum Philosophiren ist der halbe Mensch genug, die andere Hälfte kann ausruhen; aber die Musen saugen einen aus;" und in einem spätern Briefe: „Freilich spannt diese Thätigkeit (er meint seine Ideendichtung insbesondere) sehr an; denn wenn der Philosoph seine Einbildungskraft und der Dichter sein Abstraktionsvermögen ruhen lassen darf, so muß ich, bei meiner Art von Productionen, diese beiden Kräfte immer in Spannung erhalten, und nur durch eine ewige Bewegung in mir kann ich die zwei heterogenen Elemente in einer Art von Solution erhalten." Aber sein starker Geist bot dem kranken Körper Trotz, und so gelang es ihm, obwohl fortwährend die Arbeit an den Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung zwischendurchlief, bis Ende 1795 über vierzig kleinere und größere Gedichte zu produciren, von denen mehrere den besten Geschenken seiner lyrischen Muse beizuzählen sind.

vgl. p. 14

Zu den kleinern Stücken, womit er seine neue Dichtungsperiode eröffnete, gehören: „Die Antike an den nordischen Wanderer, Würden, Der Sämann, Die zwei Tugendwege, Das Höchste, Das Unwandelbare, Zeus zu Herkules, An einen Weltverbesserer und der erste der Sprüche des Confucius. Dazwischen aber entstanden vier umfassende Gedichte, denen wir ein

paar Worte widmen müssen. Das erste, die Macht des Gesanges, vermuthlich das nächste, das auf die „Poesie des Lebens“ folgte, zeigt, wie rasch Schiller's Genius seine Kraft wieder gesammelt hatte. Die prächtige erste Strophe, die das geheimnißvolle Entstehen der Poesie durch das Hervorbrechen eines Stroms aus dunkeln Felsenrissen versinnlicht, stammt aus dem Jahr 1788 und war ursprünglich zur Eröffnung der Künstler bestimmt. Als Grundgedanke des Ganzen gibt Schiller selbst in einem Brief an Körner an: „Der Dichter stellt durch eine zauberähnliche und plötzlich wirkende Gewalt die Wahrheit der Natur im Menschen wieder her.“ Einen lebhaften Kontrast zu dem feierlichen Schwunge dieser Ode bildet der heitere, launige Ton, den im ungefähr gleichzeitig entstandenen Pegasus im Joch, oder Pegasus in der Dienstbarkeit, wie die Ueberschrift in den Horen lautet, der Dichter anschlug. Trotz dieser Verschiedenheit des Tons liegt jedoch diese humoristisch gehaltene satyrische Paramythie mit der „Macht des Gesanges“ und der „Poesie des Lebens“ in demselben Gedankenkreise. Die poetische Ansicht des Lebens im Gegensatz zur streng realistischen, die Zauberkraft der Dichtkunst, die den Menschen zur Natur zurückführt, und das oft harte äußere Loos des Dichters mußten Schiller's Nachdenken in der Epoche, wo er in seine neue dichterische Laufbahn eintrat, gewiß manchmal lebhaft beschäftigen.

Hatte er sich in den drei zuletzt genannten Stücken auf dem Felde der Reimpoesie, wo er längst heimisch war, gehalten, so sehen wir zu unserer Ueberraschung ihn, den Gegner des Hexameters, im Gedicht Der Tanz das elegische Versmaß anwenden und sofort mit großem Geschick handhaben. Goethe's Elegien hatten ihn wohl mit dem antiken Metrum ausgesöhnt. Die Wahl des Versmaßes war in diesem Fall eine sehr glückliche; denn hier, wo es die anmuthige, reizvoll wechselnde Bewegung eines Gegenstandes nachahmend zu schildern galt, war ein Vers, dessen Wirkung hauptsächlich auf dem Rhythmus beruht, durchaus an seiner Stelle. Hoffmeister hat darauf hingewiesen, wie in diesem Gedicht der Poet mit dem Denker und dem Menschen so anschaulich vereinigt sind, daß man jedem seinen Antheil bestimmt ausscheiden kann. Als Denker hält Schiller hier in den wechselnden Erscheinungen das stetige, ewig gleiche Gesetz fest, als Dichter trägt er die Weltordnung in das flüchtige Spiel des Augenblicks, als Mensch bezieht er die in ein kleines Bild zusammengezogene Idee des Universums auf unsre Veredlung.

Eine besonders großartige Komposition ist aber das vierte jener Gedichte, „Das Ideal und das Leben“, oder wie die Ueberschrift

in den Horen heißt, „Das Reich der Schatten“ (in der ersten Ausgabe der Gedichtsammlung „Reich der Formen“). Welchen Werth der Dichter selbst auf diese Arbeit legte, zeigt der Anfang seines Begleitschreibens an Humboldt vom 9. August 1795: „Wenn Sie diesen Brief erhalten, liebster Freund, so entfernen Sie Alles, was profan ist, und lesen in geweihter Stille dieses Gedicht . . . Ich gestehe, daß ich nicht wenig mit mir zufrieden bin, und habe ich je die gute Meinung verdient, die Sie von mir hegen, so ist es durch diese Arbeit.“ Und weiterhin heißt es in dem Briefe: „Es ist gewiß, daß die Bestimmtheit der Begriffe dem Geschäft der Einbildungskraft unendlich vortheilhaft ist. Hätte ich nicht den sauren Weg durch meine Aesthetik geendigt, so würde dieses Gedicht nimmermehr zu der Klarheit und Leichtigkeit in einer so difficilen Materie gelangt sein, die es wirklich hat.“ In der That verdankte Schiller dieses Produkt ganz seinem „sauren Wege“ durch die Aesthetik; denn es ist die Blumenkrone seiner Briefe über die ästhetische Erziehung. Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt, im Reich des Ideals, in den stillen Schattenlanden der Schönheit, in den heitern Regionen der reinen Formen — das ist das Thema dieses wunderbaren, in seiner Art einzigen Gedichtes, worin jede Zeile, jedes Beiwort einen metaphysischen Hintergrund hat. Aber daß die „Klarheit und Leichtigkeit“ desselben wirklich so groß sei, läßt sich bestreiten, und Körner urtheilte gewiß mit Recht, das Publikum dieses Gedichtes werde ein kleines bleiben, um so kleiner, als der Genuß desselben die Kenntniß von Schiller's neugeschaffenem System der Aesthetik voraussetze.*) Der Dichter beabsichtigte, an dieses Stück noch ein anderes anzureihen, gewissermaßen ein „angewandtes Reich der Formen“, nicht sowohl ein lehrendes, als vielmehr darstellendes Gedicht, eine Idylle, wie er es nennt, welche Herkules' Vermählung mit Hebe zum Gegenstande haben, also gerade da fortfahren sollte, wo das Ideal und das Leben schließt. Er hoffte damit Alles, was er je geschaffen, zu überbieten und äußerte sich fast dithyrambisch gegen Humboldt über den Plan: „Denken Sie sich den Genuß, lieber Freund, in einer poetischen Darstellung alles Sterbliche ausgelöscht, lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen — keinen Schatten, keine Schranke mehr zu sehen! Mir schwindelt ordentlich, wenn ich an diese Aufgabe, an die Möglichkeit ihrer Lösung denke.“ Die Aufgabe blieb

*) Eine auf das Einzelne eingehende Erklärung habe ich in meinem Commentar zu Schiller's Gedichten (Vierte Ausg. Bd. III. S. 16—38) versucht.

ungelöst, ohne Zweifel nur aus dem Grunde, weil sie bei näherem Eingehen auf die Sache sich ihrer Natur nach als unlösbar herausstellte.

Die erwähnten Gedichte waren sämmtlich schon vor dem 9. August entstanden. Am 21. August konnte Schiller schon eine neue Folge an Humboldt senden, und bis zum 7. September entwickelte sich nochmals ein ganzer Blüthenstrauß. In diesen beiden Gruppen befanden sich die kleinern Stücke: Ilias, Das Kind in der Wiege, Der spielende Knabe, Der philosophische Egoist, Weisheit und Klugheit, Odysseus, Die Johanniter; dazwischen aber auch vier größere: Die Ideale, Das verschleierte Bild zu Sais, Der Genius und Würde der Frauen. Der Raum gestattet nur einige Worte über die vier letztern.

Daß ein Gedicht, wie die Ideale, ein „Naturlaut, eine kunstlose Stimme des Schmerzes", wie Schiller sie selbst charakterisirt, mitten unter den metaphysischen Poesien dieser Epoche hervorblühte, war für die nähern Freunde des Dichters eine ganz unerwartete und überraschende Erscheinung. Goethe hielt unter Schiller's bisherigen Gedichten dieses beinahe für das beste; Humboldt war nicht davon befriedigt. Wie Schiller, war auch Humboldt in der Ansicht befangen, es müsse der ächte Dichter sich vor der Darstellung persönlicher Zustände hüten und alle Erlebnisse, alle Empfindungen zu solcher Allgemeinheit hinausläutern, daß der Antheil des Individuums nicht mehr zu erkennen sei. Darnach konnte er sich mit einem Gedichte, wie die Ideale, das von so individuellen Zuständen ausgeht, obwohl er sich davon gerührt fühlte, nicht ganz befreunden. Schiller nahm sein Produkt in Schutz gegen ihn und behauptete sogar, seiner eigenen Theorie zum Trotz, daß sich etwas darin befinde, was es dichterischer, als alle seine übrigen Poesien, mache. So wenig vermochte seine Spekulation das bessere Gefühl in ihm zu ersticken. — Nicht minder, als die Ideale, frappirte, wenn auch in anderer Weise, Das verschleierte Bild zu Sais seine Freunde. Es gehört zwar auch zur Ideenpoesie, insofern ihm der Gedanke zu Grunde liegt, daß man nach der Wahrheit, wie reizend und lockend sie auch sei, doch stets nur mit sittlicher Scheu und Selbstbescheidung streben, und sie nie voreilig und gewaltsam ertrotzen dürfe. Aber diese allgemeine Idee wird durch die Darstellung eines besondern Falles in der Form einer Parabel in trefflich gebauten reimfreien jambischen Quinaren veranschaulicht. Der zur Versinnlichung dienende Stoff wurde ihm, wie Boxberger nachgewiesen, durch Reinhold's Buch „Die ältesten hebräischen Mysterien" zugeführt, einer

Schrift, deren schon im zweiten Theil bei der „Sendung Moses“ gedacht worden ist. — Ganz und gar ein Ausfluß seiner ästhetischen Studien ist aber das Gedicht Der Genius, oder Natur und Schule, wie es in den Horen überschrieben ist. Schiller war zu der Zeit, wo es entstand, mit dem Aufsatz über das Naive beschäftigt, und hatte darin, wie er an Humboldt schrieb, „viel von dem großen Gegensatz zwischen Kultur und Einfalt der Natur zu sagen“ — demselben Gegensatz, den das Gedicht behandelt, nur mit dem Unterschiede, daß hier auf das Sittliche, dort auf das Aesthetische die Anwendung gemacht wird. — Eine ursprünglich sehr umfassende (später bedeutend abgekürzte), mit glänzender Rhetorik ausgeführte Komposition ist Würde der Frauen. Durch das ganze Stück zieht sich die unserm Dichter so geläufige Figur der Antithese hindurch, welche hier Mann und Frau in einer Reihe einzelner kontrastirender Charakterzüge einander gegenüberstellt. Humboldt, für welchen das Gedicht ein um so größeres Interesse haben mußte, als er unlängst einen Aufsatz verwandten Inhalts („Ueber die männliche und weibliche Form“) für die Horen ausgearbeitet hatte, war des Lobes voll und schrieb: „Mir war es ein unbeschreibliches Gefühl, Dinge, über die ich so oft gedacht habe, in einer so schönen und angemessenen Diktion ausgeprägt zu finden. Was man so denkt und prosaisch hinschreibt, ist doch nur ein Hin- und Herschwatzen, etwas so Todtes und Kraftloses, vorzüglich etwas so Unbestimmtes und Ungeschlossenes. Vollendung, Leben, eigene Organisation erhält es nur im Munde des Dichters.“ Wie einige der oben erwähnten Epigramme (Der spielende Knabe, Das Kind in der Wiege, Der philosophische Egoist) den glücklichen Vater durchblicken lassen, so fühlt der mit Schiller's Leben Bekannte wohl, daß er in Würde der Frauen mit tiefbewegtem und dankbarem Herzen das Glücksgefühl ausströmte, das er als Gatte genoß. Aber wie dort, so ist auch hier jeder individuelle Bezug vollständig gemieden, und den Frauen überhaupt wird die begeisterte Huldigung dargebracht.

Ins Jahr 1795 fallen weiterhin noch an kleinern, meist epigrammatisch gehaltenen Gedichten: Der beste Staat, An die Proselytenmacher (ursprünglich in Reimversen), Theophanie, Die Führer des Lebens (ursprünglich Schön und Erhaben überschrieben), die beiden kultur-historischen Epigramme Der Kaufmann und Karthago, Kolumbus, Deutsche Treue, Unsterblichkeit, Archimedes und der Schüler, Zenith und Nadir, Menschliches Wissen, Einem jungen Freunde, als er sich der Weltweisheit widmete, Der Metaphysiker, Die

idealische Freiheit (ursprünglich Ausgang aus dem Leben) und folgende zwei nicht in die Gedichtsammlung aufgenommene Epigramme:

Der Skrupel.

Was vor züchtigen Ohren dir laut zu sagen erlaubt sei?
 Was ein züchtiges Herz leise zu thun dir erlaubt.

Deutschland und seine Fürsten.

Große Monarchen erzeugetest du und bist ihrer würdig;
 Den Gebietenden macht nur der Gehorchende groß.
Aber versuch' es, o Deutschland, und mach' es deinen Beherrschern
 Schwerer, als Könige groß, leichter, nur Menschen zu sein.

Daneben entstanden aber noch fünf etwas größere Gedichte und ein sechstes, sehr umfang- und gehaltreiches, eine Produktion ersten Ranges. Von der letztern, dem Spaziergang möge zuerst die Rede sein. Dieses Gedicht gehört zu den kulturhistorischen, einer Gattung, deren Gebiet Schiller schon früher durch die Künstler und jüngst durch ein paar Epigramme angebaut hatte, und später durch einige andere vortreffliche Dichtungen noch weiter ausschmücken sollte. Sie gelangen alle wohl aus dem Grunde so vorzüglich, weil in ihnen der Dichter mit dem Philosophen und dem Historiker im innigsten Bunde zusammen wirkten. Die ursprüngliche Ueberschrift unsers Gedichtes in den Horen, Elegie, deutete an, daß es als ein Beispiel zu Schiller's Theorie der Dichtungsarten zu betrachten sei, nach welcher die Natur, als Gegenstand sittlicher Trauer und reinmenschlicher Sehnsucht, die Elegie gibt. Dem Gedankengehalt nach hängt das Gedicht mit der gleichzeitig entstandenen Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung zusammen. Der Gegensatz von Natur und Kultur wird darin, wie uns bekannt ist, erörtert. Dies legte den Gedanken an eine poetische Darstellung nahe, welche die verschiedenen möglichen Beziehungen zwischen beiden in großen und kräftigen Zügen kulturgeschichtlich verfolge. Ein glücklicher Zufall war es, daß der früher erwähnte Bericht *) über den historischen Gartenkalender für das Jahr 1795 unsern Dichter lebhaft an einen Spaziergang durch die Gartenanlagen zu Hohenheim erinnert hatte. Er gewann dadurch eine höchst erwünschte sinnliche Unterlage für sein Gedicht. Wie er dort den Weg von Stuttgart nach Hohenheim gleichsam als eine versinnlichte

*) S. Theil II, Kap. 17 gegen den Schluß.

Geschichte der Gartenkunst dargestellt hatte, so knüpft er hier an einen fingirten Spaziergang von verwandter Bilderreihe die Betrachtung der aufeinander folgenden Kulturstufen, von ländlicher Einfachheit und Stille durch städtische Regsamkeit und höfischen Prunk hindurch, bis nach der Auflösung und dem Zerfall menschlicher Herrlichkeit sich der Wanderer zuletzt an dem Herzen der Natur wiederfindet. Augenscheinlich hat der Dichter bei dieser Produktion seine ganze Kraft aufgeboten. Er fühlte sich selbst davon höchlich befriedigt, sprach die Ueberzeugung aus, daß mit diesem Erzeugniß sein Dichtertalent sich erweitert habe, und freute sich besonders über den allgemein und übereinstimmend guten Eindruck, den es auf die ungleichartigsten Gemüther, auf seine Schwiegermutter, Charlotte von Kalb, Goethe, Herder, Meyer, Körner, Humboldt und dessen Frau gemacht hatte.

Auch die fünf andern Gedichte sprachen seine Freunde lebhaft an. Sehr anmuthig ist Der Abend, nach einem Gemälde, in einer antiken, von Klopstock zuerst (in der Ode „An Sie") angewandten Strophenform behandelt. Es kann befremden, daß Schiller, bei seiner wohlbegründeten Vorliebe für die Reimverse, hier ausnahmsweise sich noch in einem andern griechischen Versmaß als dem elegischen versuchte. Vermuthlich wollte er damit einen Wunsch Humboldt's erfüllen, der ihm Ende August geschrieben hatte: „Fast möchte ich, Sie machten auch einmal einen Versuch in den eigentlich lyrischen Sylbenmaßen der Alten, wie die Klopstockischen oder Horazischen sind. Zwar lieb' ich sie im Deutschen gar nicht, aber nur um Sie in allen Gattungen zu sehen." Mit richtigem Takt wählte Schiller ein malerisches Sujet. Er führte die ungewohnte Form in so leichtem und gefälligem Fluß der Sprache und mit so innigem Anschmiegen an den Gedanken- und Bilderwechsel durch, daß der in antiken Versformen geübteste Meister sie nicht geschickter hätte behandeln können. Und doch gestand er in einem Briefe an Humboldt: „Ich bin der roheste Empiriker im Versbau; denn außer Moritz kleiner Schrift über Prosodie erinnere ich mich auch gar nichts, selbst nicht auf Schulen, darüber gelesen zu haben." — Ein Paar „Schnurren", wie Schiller sie selbst in einem Briefe an Goethe vom 16. Oktober nennt, sind Die Weltweisen (in den Horen Die Thaten der Philosophen betitelt) und Die Theilung der Erde. Von dem erstern sagt er in dem Briefe: „Bei diesem Stück habe ich mich über den Satz des Widerspruchs lustig gemacht. Die Philosophie erscheint immer lächerlich, wenn sie aus eigenen Mitteln, ohne ihre Abhängigkeit von der Erfahrung zu gestehen, das Wissen erweitern und der Welt Gesetze geben will." Goethe fand besonders die

andere Schnurre, „das Theil des Dichters“, wie er sie nannte, „ganz allerliebst, wahr, treffend und tröstlich.“ Der Dichter, das ist der Sinn der anmuthigen Paramythie, versäumt über seinem idealen Trachten den Erwerb irdischer Güter. Manchmal empfindet er die Entbehrung derselben schmerzlich genug; aber dann tröstet ihn das Bewußtsein, daß ihm eine höhere Welt offen stehe, daß dichterische Begeisterung ihn zu Seelengenüssen erhebe und ihm Güter gewähre, gegen welche die Freuden und Besitzthümer anderer Sterblichen tief in Schatten treten. Hierbei konnte sich aber Schiller nicht verhehlen, daß der neuere, vom Schreibtisch aus mit seinem Publikum verkehrende Poet in großem Nachtheil stehe gegen die Dichter des Alterthums, „die mit dem lebenden Wort horchende Völker entzückt.“ Diesen Nachtheil beklagt die kleine Elegie Die Sänger der Vorwelt. — Endlich dichtete er noch zum Abschluß der lyrischen Partie des Musenalmanachs für das Jahr 1796 den Abschied vom Leser in vortrefflich gelungenen ottave rime.

Wahrlich, wenn Schiller 1795 am Sylvesterabend, Goethe’s althergebrachter Gewohnheit folgend, seine poetische und wissenschaftliche Jahresbilanz zog, so konnte er mit freudigem Stolz besonders auf die dichterische Ausbeute der letzten sechs Monate zurückblicken. Auch Goethe freute sich mit liebevollster Theilnahme der Fortschritte, die sein neugewonnener Freund sichtlich von Tag zu Tage machte. Konnte er gleich der Schiller’schen Ideenpoesie noch nicht seinen vollen Beifall schenken, so hütete er sich doch wohl, durch Abmahnung und Rath in den geistigen Läuterungsproceß des unermüdlich weiter strebenden Kunstgenossen einzugreifen; vielmehr rief er ihm mitunter ein Wort der Ermunterung zu. So schrieb er im Oktober an ihn: „Ihren Gedichten habe ich auf meiner Rückreise (von einem Besuch in Jena) hauptsächlich nachgedacht; sie haben besondere Vorzüge, und ich möchte sagen, sie sind nun, wie ich sie vormals von Ihnen hoffte. Diese sonderbare Mischung von Anschauen und Abstraktion, die in Ihrer Natur ist, zeigt sich nun in vollkommenem Gleichgewicht, und alle übrigen poetischen Tugenden treten in schöner Ordnung auf.“ Erst zwei Jahre später (im November 1797) dünkte es ihm an der Zeit, dem Freunde seine Meinung ganz zu sagen. „Es sei“, schrieb er, „wohl zu erlauben, aber nicht zu loben gewesen, daß er sich den Spaß gemacht, die Aussprüche der Vernunft mit dichterischem Munde vorzutragen.“

Viertes Kapitel.

Jahresübersicht. Veranlassung, Plan und Ausführung der Xenien. Tod der jüngsten Schwester und des Vaters. Aufenthalt bei Goethe. Redaction von Goethe's Egmont für die Bühne. Körner mit den Seinen zu Besuch in Jena. Fünf lyrische Gedichte. Redaction und Herausgabe der Epigramme. Charakteristik derselben. Geburt eines zweiten Sohnes. Wilh. v. Wolzogen und Karoline in Jena. Rückkehr Humboldt's.

Das Feld der epigrammatischen Poesie war es, worauf sich Schiller's dichterische Produktivität vorherrschend während des Jahres 1796 bethätigte, weßhalb man dasselbe in seinem Leben füglich als das Epigrammenjahr bezeichnen kann. An anderweitigen Gedichten entstanden nur fünf, die er der Aufnahme in die Sammlung würdig fand. Für dieses augenblickliche Stocken seiner eigentlich lyrischen Ader zeigen sich mehrere Erklärungsgründe. Schon die außergewöhnliche Fruchtbarkeit des Jahrs 1795 an lyrischer Gedankenpoesie ließ für das nächste Jahr einen minder reichen Ertrag erwarten. Schiller hatte dies selbst vorausgesehen. „Ich habe", schrieb er den 7. December 1795 an Humboldt, „meine poetische Fruchtbarkeit in diesem Jahr doch zum Theil der langen Pause zuzuschreiben, die ich in poetischen Arbeiten machte, und die mich Kräfte sammeln ließ. Im nächsten Jahr wird es langsamer mit mir gehen." Dazu kamen außer eigener fortdauernder Kränklichkeit, wie wir später näher erfahren werden, Störungen durch Krankheiten und Todesfälle in seiner Familie, und aus diesen schmerzlichen Verlusten erwuchsen ihm obendrein schwere Sorgen um das Schicksal der Hinterbliebenen. Sehr oft nahmen ihn auch das Jahr hindurch die Vorarbeiten zum Wallenstein in Anspruch. Ferner waren die Geschäftssorgen, welche die Herausgabe der Horen und des Musenalmanachs mit sich brachte, seiner Produktivität hinderlich. Einflußreicher aber, als alles dieses, war sein immer enger und inniger werdendes Verhältniß zu Goethe. In dem Maß, wie er sich in Goethe's Wesen und dichterisches Schaffen vertiefte, genügten ihm seine eigenen

poetischen Leistungen weniger. Vom Anfang Juli an lebte und webte er längere Zeit im Wilhelm Meister. „Ich bin entschlossen“, schrieb er den 3. Juni an Körner, „mir die Beurtheilung desselben zu einem ordentlichen Geschäft zu machen, wenn es mir auch die nächsten drei Monate ganz kosten sollte. Es kann mich weiter führen, als jedes andere und eigene Produkt, das ich in dieser Zeit ausführen könnte; es wird meine Empfänglichkeit mit meiner Selbstthätigkeit wieder in Harmonie bringen, und mich auf eine heilsame Art zu den Objekten zurückführen. Ohnehin wäre mir's unmöglich, nach einem solchen Kunstgenuß etwas Eigenes zu stümpern.“ Ja, er ging so weit, an Körner zu schreiben, gegen Goethe sei und bleibe er ein poetischer Lump. Man sieht, seine bisherige Ideenpoesie begann ihm zuwider zu werden, er sehnte sich nach einem realern Gehalt für seine Dichtungen; und da er sich nicht entschließen konnte, seine besondersten Herzens- und Lebensbezüge auf eine individuelle Weise poetisch zu gestalten, so hielt er sich vorläufig an die Zeitliteratur und seine Stellung als Schriftsteller zu derselben, und entnahm daraus den Stoff zu einer Menge von Epigrammen.

Die Erzeugung so kleiner poetischer Gebilde war ihm, eben ihres geringen Umfanges wegen, auch zwischen den mannigfachsten Störungen möglich. Er vermochte in günstigen Augenblicken mit leichter Mühe eine um so größere Anzahl derselben hinzuwerfen, als Goethe sich an der Produktion betheiligte, welche sich dadurch zu einem heitern Spiel, zu einem lustigen Wettkampf von Witz und Humor gestaltete. Was Schiller insbesondere betrifft, so spricht sich in jenen Epigrammen ganz bestimmt der Charakter einer Uebergangszeit aus. Denn während viele derselben, die wir als allgemeine, philosophische bezeichnen können, noch auf seine Ideenpoesie zurückweisen, deuten andere, die einen persönlichen, polemischen Charakter haben, auf die realere Poesie voraus, welcher er sich zuzuwenden sehnte. Man kann die sämmtlichen Epigramme des Jahrs 1796 in fünf Gruppen zusammenfassen. Vier derselben, die er mit Goethe gemeinschaftlich dichtete: 1. Die Xenien (satyrische Gastgeschenke im Sinne des Martial), 2. die Votivtafeln, 3. die Sammlung „Vielen“ und 4. die Sammlung „Einer“ überschrieben, bilden geordnete und abgeschlossene Gruppen. An diese reiht sich als fünfte eine Anzahl von Epigrammen, die im Musenalmanach für das Jahr 1797 größtentheils zerstreut erschienen.

Den Anlaß zur Entstehung der polemischen Epigramme oder Xenien gab die ungünstige Aufnahme, welche die Horen gefunden hatten. Anfangs November vorigen Jahrs hatte Schiller an Körner

geschrieben: „Die Horen werden jetzt von allen Orten her sehr angegriffen, besonders meine Briefe (über die ästhetische Erziehung), aber von lauter trivialen und eselhaften Gegnern, daß es keine Freude ist, auch nur ein Wort zu repliciren: in den Halle'schen Annalen, in Dyk's Bibliothek und nun auch von Nicolai im zehnten Theil seiner Reisen. Dem letzten und plattesten Gesellen schenke ich's aber doch nicht." Goethe rieth dem Freunde, er möge Alles, was gegen die Horen gesagt worden, sammeln und am Jahresschluß darüber ein Gericht halten. „Wenn man dergleichen Dinge", schrieb er, „in Bündlein bindet, so brennen sie besser." Wer nun von beiden, ob Schiller oder Goethe, zuerst auf den Einfall kam, dieses Strafgericht über Autoren und Recensenten durch einen ausgesandten Bienenschwarm von Xenien ergehen zu lassen, ist nicht genau festzustellen, doch auch nicht von Wichtigkeit. Schiller schrieb, wie schon oben berührt, am 30. November 1795 an Humboldt, er sei in den letzten Tagen über die lateinischen Poeten gerathen, erkundigte sich nach Uebersetzungen von Juvenal, Persius und Plautus, und fügte hinzu: „Mit Martial wird mich schon Ramler bekannt machen." Goethe las erst in der letzten Hälfte des Decembers den Martial. Mittlerweile muß aber zwischen beiden Dichtern der Gedanke, Xenien in Martial's Weise zu dichten, zur Sprache gekommen sein, und es ging dabei wohl, wie später bei der Ausführung der Xenien, in der Weise zu, daß der eine den Gedanken zuerst noch zweifelnd hinwarf und der andere ihn aufgriff und ausbildete, so daß jeder dem andern die Priorität zuschreiben konnte. Dadurch werden folgende Stellen ihrer Korrespondenz erklärlich. Goethe schrieb, den embryonischen Gedanken offenbar schon als besprochen voraussetzend, am 23. December 1795: „Den Einfall, auf alle Zeitschriften Epigramme, jedes in einem Distichon, zu machen (wie die Xenia des Martial, der mir dieser Tage zugekommen ist), müssen wir kultiviren, und eine solche Sammlung in Ihren Musenalmanach des nächsten Jahres bringen. Wir müssen nur viele machen und die besten aussuchen. Hier ein Paar zur Probe." Die Sendung folgte aber erst am 26. December, von den Worten begleitet: „Mit hundert Xenien, wie hier ein Dutzend beiliegen, könnte man sich sowohl dem Publiko, als seinen Kollegen, auf's angenehmste empfehlen." Es waren ihrer vierzehn, von denen zehn (die Nummern 247, 248, 256 bis 263 einschließl.) als Stammdistichen der Xeniensammlung einverleibt worden sind. Schiller antwortete den 29. December: „Der Gedanke mit den Xenien ist prächtig und muß ausgeführt werden. Die Sie mir heute schickten, haben mich sehr ergötzt, besonders die Götter und Göttinnen darunter. Solche Titel be-

günstigen einen guten Einfall gleich besser. Ich denke aber, wenn wir das Hundert voll machen wollen, werden wir auch über einzelne Werke herfallen müssen, und welcher reichliche Stoff findet sich da! Sobald wir uns nur nicht selbst ganz schonen, können wir Heiliges und Profanes angreifen. Welchen Stoff bietet uns nicht die Stolbergische Sippschaft, Racknitz, Ramdohr, die metaphysische Welt mit ihren Ichs und Nicht-Ichs, Freund Nicolai, unser geschworener Feind, die Leipziger Geschmacksherberge, Thümmel, Göschen als sein Stallmeister u. dgl. dar!"

Am 3. Januar 1796 fand sich Goethe wieder in Jena ein, um ein Paar Wochen in der Nähe des Freundes zuzubringen, und diesmal galten die allabendlichen, bis tief in die Nacht währenden Konferenzen der Ausführung des Xenienplans. Schon am 4. Januar spät Abends berichtete Schiller an Humboldt: „Seitdem Goethe hier ist, haben wir angefangen Epigramme von Einem Distichon im Geschmack der Xenien des Martial zu machen. In jedem wird nach einer deutschen Schrift geschossen. Es sind schon seit wenig Tagen über zwanzig fertig; und wenn wir etliche Hundert haben, soll sortirt und etwa ein Hundert für den Almanach beibehalten werden." Das mögen denn lustige, durch Geist und Scherz belebte Abende für das Dichterpaar gewesen sein! Und wie fruchtbar sie waren, beweist, daß Goethe bei seiner Abreise (am 17. Januar) sechsundsechszig Epigramme mitnehmen konnte, deren Zahl Schiller, ehe der Freund Weimar erreichte, auf achtzig zu erhöhen versprach. Hocherregt meldete denn auch Schiller am 18. Januar an Freund Körner: „Für das nächste Jahr sollst du dein blaues Wunder sehen: Goethe und ich arbeiten seit einigen Wochen an einem gemeinschaftlichen Opus für den Almanach, welches eine wahre poetische Teufelei sein wird, die noch kein Beispiel hat"; und als Körner nähere Nachricht über die Ausgeburt ihrer genialen Heirath verlangte, schrieb er am 1. Februar: „Das Kind, welches Goethe und ich miteinander erzeugen, wird etwas ungezogen und ein sehr wilder Bastard sein. Es wäre nicht möglich, etwas, wozu eine strenge Form erfordert wird, auf diesem Wege zu erzeugen. Die Einheit kann bei einem solchen Produkt bloß in einer gewissen Grenzenlosigkeit und alle Messung überschreitenden Fülle gesucht werden; und damit die Heterogeneität der beiden Urheber in dem Einzelnen nicht zu eerknnen sei, muß das Einzelne ein Minimum sein. Kurz, die ganze Sache besteht in einem gewissen Ganzen von Epigrammen, davon jedes ein Monodistichon. Das Meiste ist wilde, gottlose Satyre, besonders auf Schriftsteller und schriftstellerische Produkte, untermischt mit einzelnen poetischen, auch philosophischen Ge-

dankenblitzen. Es werden nicht unter sechshundert solcher Monodistichen werden; aber der Plan ist, auf tausend zu steigen. Ueber zweihundert sind schon jetzt fertig, obgleich der Gedanke kaum über einen Monat alt ist. Sind wir mit einer raisonablen Anzahl fertig, so wird der Vorrath mit Rücksicht auf eine gewisse Einheit sortirt, überarbeitet, um einerlei Ton zu erhalten, und jeder wird dann etwas von seiner Manier aufzuopfern suchen, um sich dem andern mehr anzunähern. Wir haben beschlossen, unsere Eigenthumsrechte an die einzelnen Theile niemals auseinanderzusetzen, und sammeln wir unsere Gedichte, so läßt jeder diese Epigramme ganz abdrucken."

Am 22. Januar sandte Schiller eine Lieferung neuer Xenien an Goethe, eine minder starke jedoch, als er gehofft hatte. „Es geht mit diesen kleinen Späßen", schrieb er, „doch nicht so rasch, wie man glauben sollte, da man keine Suite von Gedanken und Gefühlen dazu benützen kann, wie bei einer längern Arbeit. Sie wollen sich ihr ursprüngliches Recht als glückliche Einfälle nicht nehmen lassen." Goethe war unterdessen zu Weimar in Folge eines Besuchs der Darmstädter Herrschaft in ein sehr buntes und geräuschvolles Fest- und Gesellschaftstreiben gerathen. Trotzdem stockte bei ihm die Epigrammenproduktion nicht ganz; denn er war auf eine neue reiche Quelle aufmerksam. „Wenn wir", schrieb er am 27. Januar, „unsere vorgesetzte Zahl ausfüllen wollen, so werden wir noch einige unserer nächsten Angelegenheiten behandeln müssen; denn wo das Herz voll ist, geht der Mund über." Es schwebte ihm hierbei besonders seine Polemik gegen Newton vor. Indem die aus diesem Gebiet geschöpften Xenien einer wissenschaftlichen Angelegenheit und größtentheils keinem einzelnen Lebenden galten, bildeten sie eine Art von Brücke zu den unpersönlichen, friedlichern Epigrammen, die nicht lange nachher in größerer Anzahl zwischen den satyrischen aufzutauchen begannen. Aber auch bei Schiller hatten sich inzwischen neue Xenienprojekte entwickelt. „Ich denke", schrieb er am 31. Januar, „daß, wenn Sie etwa zu Ende dieser Woche kommen, Sie ein Hundert und darüber finden sollen. Wir müssen die guten Freunde in allen ordentlichen Formen verfolgen, und selbst das poetische Interesse fordert eine solche Varietät innerhalb unseres strengen Gesetzes, bei einem Monodistichon zu bleiben. Ich habe dieser Tage den Homer zur Hand genommen und in dem Gericht, das er über die Freier ergehen läßt, eine prächtige Quelle von Parodien entdeckt, die auch zum Theil schon ausgeführt sind; eben so auch in der Nekromantie,*)

*) Die Todtenerscheinungen finden sich von Xen. 332 bis 413;

um die verstorbenen Autoren und hie und da auch die lebenden zu plagen. Denken Sie auf eine Introduktion Newton's in die Unterwelt — wir müssen auch hier unsere Arbeiten ineinander verschränken. Beim Schlusse, denke ich, geben wir noch eine Komödie in Epigrammen. Was meinen Sie?"

Mit dem regsten Eifer setzte Schiller in der nächsten Zeit die Arbeit an den Xenien fort. Am 5. Februar schrieb er an Goethe: „Sie finden vierzig bis zweiundvierzig neue von mir; gegen achtzig andere, die zusammen gehören und in Kleinigkeiten noch nicht fertig sind, behalte ich einstweilen zurück"; und zwei Tage später: „Hier einige Dutzend Xenien, die heut und gestern in Einem Raptus entstanden." Unter den von Goethe geschickten freute er sich mehrere politische zu finden. Da man sie doch einmal, meinte er, zuverlässig an den unsichern Orten konfisciren werde, so sehe er nicht ein, warum sie es nicht auch von dieser Seite verdienen sollten.

Aber diese frische Thätigkeit wurde bald nicht bloß durch die Wiederkehr seiner Krampfanfälle, sondern auch durch schwere Sorgen unterbrochen. Im Frühjahr 1796 drangen französische Heere unter Jourdan und Moreau in Süddeutschland ein. Von dem allgemeinen Unglück, unter dem das Vaterland seufzte, ward Schiller's Elternhaus besonders hart betroffen. Ein epidemisches Fieber, das im österreichischen Lazareth auf der Solitude wüthete, ergriff Schiller's jüngste Schwester Nanette, den Liebling der ganzen Familie. Voll ängstlicher Spannung und bangen Vorgefühls harrte unser Dichter der Nachrichten über den Krankheitsverlauf. Goethe bemühte sich redlich, den tiefgebeugten Freund aufzurichten, lud ihn nach Weimar ein und versprach es ihm so bequem zu machen, wie er es zu Hause habe. Schiller wagte die Fahrt dorthin am 23. März, obwohl ihm seit dem Herbst sein körperliches Befinden nur zweimal, beim Herannahen des Frühlings, gestattet hatte, das Haus zu verlassen. Gerade am Tage seiner Uebersiedelung nach Weimar ließ sein Vater von der Solitude die Trauerpost abgehen, daß Nanette der furchtbaren Krankheit erlegen sei. „Ihr Loos", schrieb der fromme Greis, „kann nicht anders als glücklich sein; denn ihr Leben war die reine Unschuld." Glücklich, durch schöne Hoffnungen wenigstens erhellt, waren auch ihre letzten Lebensmonate gewesen; hatte doch ihr schwärmerisch geliebter Bruder eingewilligt, daß

---

die Parodien wurden ausgeschlossen, weil sie sich in das Ganze nicht gut einfügen ließen.

sie unter seinen und Goethe's Augen auf der Bühne zu Weimar in die heißersehnte theatralische Laufbahn eintreten sollte.

In das Unabänderliche wußte Schiller sich zu finden. Aber weiteres Unglück war noch zu fürchten. Auch seine Schwester Luise ward von der Seuche befallen, der Vater lag gichtkrank darnieder, die schwergeprüfte Mutter stand allein da. Hätte sein eigener Gesundheitszustand es irgendwie erlaubt, der liebevolle Sohn und Bruder wäre sogleich selbst nach der Solitude zu Hülfe geeilt; aber sein Körper war so geschwächt, daß vorauszusehen war, er werde entweder den Reisestrapazen erliegen, oder in der Heimath schwer erkranken und die Zahl der Hülfsbedürftigen vermehren. So wandte er sich denn an seine Schwester Christophine, die Räthin Reinwald in Meiningen, und versah sie reichlich mit Reisegeld, so wie mit Anweisungen auf Cotta, damit ja nichts zur Wiederherstellung der Kranken versäumt würde. Christophine, augenblicklich selbst leidend, unternahm nach ihrer Wiederherstellung sofort die Reise, unterstützte die Mutter, pflegte die Schwester bis zu deren glücklicher Genesung, blieb, wie dies vorgreifend hier gleich erwähnt werden möge, den ganzen Sommer über auf der Solitude, ward bei einem Ueberfall der Franzosen durch ihre Geistesgegenwart die Schützerin des Elternhauses und kehrte erst im Herbst, nachdem ihr Vater am 7. September der Krankheit erlegen war, zu ihrem Gatten nach Meiningen zurück. Schiller bot seiner Mutter in der liebreichsten Weise die Wahl, entweder bei ihm, oder in Meiningen, oder in Leonberg zu leben, wo sich für Luise die Aussicht zu einer Heirath in der Nachbarschaft bot. Sie entschied sich für Leonberg.

Zum Frühling 1796 zurückkehrend, finden wir unsern Dichter vom 23. März bis zum 20. April zu Weimar in Goethe's Hause wohl aufgehoben. Dieser ließ es nicht an der zartesten Aufmerksamkeit gegen den um die Seinigen bekümmerten Freund fehlen, und wußte ihn so geschickt zu erheitern, daß er sich wieder eines leidlichen Befindens und des lang entbehrten ruhigen Nachtschlafs erfreute. Im Schauspielhause, das keine Logen hatte, ließ Goethe für ihn eine herstellen, wo er ganz ungestört sein konnte und, wenn er nicht wohl war, den Vortheil wenigstens hatte, sich vor Niemand zwingen zu müssen. Geistige Beschäftigung und damit abwechselnd gesellschaftliche Zerstreuung waren die Hauptmittel, wodurch Goethe ihn von trüben Gedanken abzog. Da zu eben der Zeit sich Iffland in Weimar eingefunden hatte, um einige Wochen hindurch Gastrollen zu geben und zuletzt im Egmont aufzutreten, so veranlaßte Goethe unsern Dichter zu einer Redaction des Stücks für die Bühne. Schiller griff die Aufgabe in seiner Weise

energisch an; und obwohl er grausam genug mit der Dichtung verfuhr und zu Goethe's Verdruß die ganze Rolle der Regentin wegschnitt, so ließ dieser ihn doch gewähren und mußte der Arbeit Schiller's eine solche Konsequenz zugestehen, daß er auch später für die Weimar'sche Bühne jene Rolle nicht wieder einzufügen wagte. Daneben war ihm Schiller behülflich, für Iffland einen geselligen Kreis zu eröffnen. In seinen Briefen an Humboldt heißt es darüber: „Goethe wollte nicht gern zu viel Anstalten Iffland's wegen machen, und doch wissen Sie, daß man in Weimar Alles aufbieten muß, um auch nur etwas von Societät zu haben. Nun geht ein Theil des Societäts-Arrangements auf meinen Namen, und indem wir, Goethe und ich, zusammen sind, verwandelt sich die ganze Historie in eine Komödie für uns."

Erfrischt und ermuthigt kehrte Schiller am 20. April nach Jena zurück. Auch Goethe begab sich dorthin, und am 27. April fand sich Körner mit den Seinen zu Besuch ein und machte das Kleeblatt engverbundener Freunde voll; denn auch das Geistesbündniß mit Goethe war nunmehr zugleich ein inniges Herzensbündniß geworden. Schiller, dem Besuche Körner's schon seit Langem freudig entgegensehend, hatte Humboldt's leer stehende Wohnung für des Freundes Familie erbeten und mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet. Und nun bangte ihm doch beinahe vor dem Besuche, weil das Unglück seines Elternhauses wie eine Centnerlast auf seinem Gemüth lag. Aber der Freund und die Seinigen durften darunter nicht leiden, und so entschloß er sich, so lange sie anwesend waren, ihnen jenes Elend verborgen zu halten und den heitern Wirth zu spielen. Wie sehr ihm dies gelang, zeigt Körner's Brief vom 18. Mai, den er auf der Heimreise aus Leipzig an Schiller richtete: „Ein paar schöne Wochen", schrieb er, „sind vorbei, aber der bleibende Nachhall hat auch seinen Werth. Ich bin mit den glänzendsten Hoffnungen von dir abgereist. So wie ich dich gefunden habe, kann ich die Ausführung aller der Pläne, von denen wir gesprochen, mit der größten Wahrscheinlichkeit erwarten. Auch mich fühle ich gestärkt und begeistert zu neuer Thätigkeit. Daß ich auch Goethe näher gekommen bin, weiß ich gewiß zu schätzen, und du kannst ihm Bürge dafür sein. Sage ihm ja recht viel Herzliches von uns allen!" Schiller schrieb ihm den 23. Mai: „Laß dir noch herzlich für das frohe Leben danken, das wir zusammen geführt. Wie ein Traum ist mir's vorüber gegangen, aber die Folgen sind bleibend und glücklich für mich. Ich habe nun Gelegenheit gehabt, uns beide nicht nur, sondern Alles, was zu uns gehört, als Ganzes zusammengestellt zu sehen, und die ruhige Harmonie, die es macht, gibt mir für künftige Pläne

den besten Muth und die fröhlichsten Hoffnungen. Es ist meiner Frau und mir recht innig wohl mit euch gewesen.“ Nun erst gestand er, wie unglücklich er sich seit einiger Zeit über die Zustände in seinem Elternhause gefühlt habe, und wie schwer es ihm geworden sei, dies zu verbergen.

Als die Dresdener Freunde abgereist waren und Goethe nun in den nächsten Tagen viele Excursionen auf das Land machte, mußte in der Einsamkeit Schillers zurückgedrängter Schmerz um den Verlust der geliebten Schwester doppelt stark wieder hervortreten, und besonders die Trauer der Mutter um das hochbegabte Mädchen in seinem Herzen lebhaft mit erklingen. In dieser Zeit, gegen Ende Mai oder Anfang Juni, entstand das wunderschöne Gedicht Klage der Ceres. Möge der Leser, wenn er es auch gewiß kennt, es noch einmal auf die Frage sich ansehen, ob ich im Irrthum war, wenn ich es in meinem Kommentar zu Schiller's Gedichten als „eine in mythisches Gewand gehüllte Darstellung der Trauer poetisch gestimmter Gemüther um hingeschiedene geliebte Angehörige aufgefaßt und Nanette's Tod als Veranlassung bezeichnet habe. Daß es zur Gattung der symbolischen Gedichte zu rechnen sei, darüber sind alle Interpreten einverstanden, wie weit sie auch in der Deutung auseinander gehen. Hoffmeister sagt: „Die Klagen und das Suchen der Göttin nach ihrer Tochter Persephone deuten das ungestillte Verlangen der Seele nach der in Dunkel gehüllten ewigen Wahrheit an.“ Schwerlich wird es viele Leser geben, die das von selbst aus dem Gedicht herausgelesen haben. Tomaschek meint, wie im „Reich der Schatten“, so seien auch hier „Hauptzüge von Schiller's ästhetischer Theorie die Grundlage der Darstellung.“ Aber für die poetische Darstellung rein abstrakter Ideen schwärmte Schiller jetzt nicht mehr; er legte sie nur noch flüchtig in Epigrammen nieder, die er kaum für Poesie ansah; schrieb er doch am 11. Juni an Goethe: „Einstweilen nehmen Sie meine Ceres als erste poetische Gabe in diesem Jahre freundlich auf.“ Dagegen ist es seiner Art und Weise, die individuellen Beziehungen in seinen Gedichten zu verdecken, ganz und gar entsprechend, wenn er hier die Trauer um die geliebte Schwester in eine ganz allgemein gehaltene Klage einer hochgestimmten Seele um eine theuere Hingeschiedene verhüllt und den hierbei benutzten Mythos seinem Zweck gemäß umformt. Wie Schiller den frommgläubigen, von einem tröstenden Unsterblichkeitsglauben erfüllten Gemüthern gegenüber stand, so verhält sich hier Ceres, die sich als Göttin ewig von dem Orkus und der geraubten Tochter geschieden weiß, zu den Müttern aus Pyrrha's Stamme, die dem geliebten Kinde

durch des Grabes Flamme folgen. Die Blumen, womit Ceres das Grab der Geraubten, die Erde, schmückt, sie stellen sinnbildlich Poesien dar, welche der Dichter der Abgeschiedenen widmet, Poesien, die den Blumen gleich aus zwei Welten ihre Nahrung ziehen, die das Irdische an das Himmlische, das Vergängliche und Wechselnde an das Ewige und Bleibende knüpfen. Zugleich deutet das Gedicht den Gedanken an, daß ideal gestimmte Gemüther ihren Schmerz durch eine schöne Schöpfung zu verklären wissen; hierauf zielt die Aeußerung Körner's in einem Briefe vom 11. Oktober 1796 hin: „Als Göttin unterliegt Ceres dem Schmerze nicht; sie kämpft gegen ihn mit holder Weiblichkeit und besiegt ihn durch eine Schöpfung."

Die Klage der Ceres ist allerdings noch kein ächt objektives Gedicht, aber doch auch nicht mehr ein rein metaphysisches, wie das Ideal und das Leben. Sie gehört zu einer Klasse Schiller'scher Gedichte, die den Uebergang von der Ideendichtung zu der objektiven Poesie bilden; und dieser Art sind auch drei andere Stücke, die bald nachher entstanden: Das Mädchen aus der Fremde, Pompeji und Herkulanum und die Dithyrambe, während ein viertes dieser Zeit, die Geschlechter, wieder mehr den Charakter der Reflexionspoesie trägt. Das Mädchen aus der Fremde, spätestens dem Juli angehörend, eine allegorische Darstellung der Poesie oder schönen Kunst überhaupt, gewann sogleich die Gunst der Nation durch die anmuthvolle Goethe'sche Einfachheit und Leichtigkeit der Sprache und durch die liebliche Ausführung des Bildes. Um einen Schritt weiter von der Reflexionspoesie entfernte sich Schiller in Pompeji und Herkulanum, und er war sich dessen bewußt. „Es freut mich", schrieb er an Körner, „daß du das Mädchen aus der Fremde und Herkulanum liebst; in beiden habe ich meine Manier zu verlassen gesucht, und es ist eine gewisse Erweiterung meiner Natur, wenn mir diese neue Art nicht mißlungen ist." Wie er in seinem Tell die nie von ihm angeschaute Schweiz, so hat er hier eine jener wiedererstandenen Städte mit einer Treue und Wärme geschildert, als wäre das Gemälde aus dem ergreifendsten Eindruck unmittelbarer eigener Ansicht hervorgegangen. Bei großer Lebendigkeit und Klarheit der Darstellung ist zugleich eine reiche Bilderfülle auf verhältnißmäßig beschränktem Raum, eine dieses Gedicht auszeichnende Eigenschaft. Eine ganz vortreffliche Produktion ist auch die Dithyrambe oder, wie die Ueberschrift im Musenalmanach lautet, „Der Besuch". Ich möchte sie nicht mit Hoffmeister „eine Weihe, eine Apotheose des Dichters" nennen; sie ist nur die allegorische Darstellung einer begeisterungsvollen Stunde desselben. Bacchus edle Gabe hat ihn zu erhöhter Stimmung

angeregt, und Geist und Gemüth zu feurigem Schwunge beflügelt. Da beginnt in seinem Innern alles Schöne und Himmlische zu erwachen. Diese Gemüthserhebung ist im Sinne der Hellenen, welche im dichterischen Enthusiasmus die Beseelung durch eine herabgestiegene Gottheit sahen, als ein Besuch der Götter dargestellt. Um aber die Stunde der Begeisterung rein zu genießen, muß der Dichter „die Angst des Irdischen von sich werfen", muß „flüchten aus dem jungen, dumpfen Leben in des Ideales Reich"; er kann also nicht die Götter bei sich in der irdischen Halle bewirthen und bittet sie, ihn mit hinaufzunehmen in den Olymp. Dies gewährt ihm Zeus in der Schlußstrophe; und so ist hier im Kleinen dargestellt, was Schiller früher zum Gegenstand einer größern, unausgeführt gebliebenen Komposition zu machen gedachte, einer Idylle, welche Herkules Vermählung mit Hebe darstellen sollte. — Das Gedicht Die Geschlechter endlich behandelt einen Gegenstand, mit dem sich Humboldt angelegentlich beschäftigt hatte, den Gegensatz der Geschlechter, der beiden Blumen, die, ungesondert im ersten Kindesalter, während der folgenden Jahre sich trennen und sogar feindlich einander gegenüber treten, bis die Liebe sie auf's Neue verbindet.

Wir haben einige Monate hindurch, vom 23. März bis in den Juni hinein, während welcher Zeit Schiller und Goethe fast unausgesetzt zusammenlebten, ihr gemeinschaftliches Opus, die Xenien, aus den Augen verloren. Der Plan desselben hatte sich unterdessen, wie schon angedeutet, dahin erweitert, daß man jeden geistreichen Einfall in einem Monodistichon festhalten und neben den satyrischen Ausfällen auch ernste Lebensansichten, ethische Grundsätze und ästhetische Maximen in diese Form fassen wollte. So berichtete denn schon am 6. Juni Schiller dem Dresdener Freunde, es gebe wieder viel neue Xenien, fromme und gottlose. Mochte ihm der Ernst seiner damaligen Stimmung die Produktion solcher „würdigen Distichen", wie sie in der Korrespondenz der Dichter auch heißen, besonders nahe legen: so scheint überhaupt für beide, für ihn wie für Goethe, die Beschäftigung mit den Xenien zu allmäliger Selbstläuterung von Haß und Bitterkeit gereicht zu haben. Ihre weitere Korrespondenz deutet nunmehr noch auf eine dritte Art von Xenien hin, die als „die lieblichen, gefälligen Xenien", als „das Kontingent der Liebe" bezeichnet werden und sich im Musenalmanach in den beiden Gruppen „Vielen" und „Einer" zusammengestellt finden.

Gegen die Mitte Juli war es Zeit, an die schließliche Redaction der über sechshundert angewachsenen Epigramme zu denken; denn der

erste Bogen des Musenalmanachs befand sich schon unter der Presse. Da zeigte sich nun, daß, wenn die Sammlung den Eindruck eines Ganzen machen sollte, noch eine bedeutende Menge neuer Monodistichen und zwar von der philosophischen und der rein poetischen Art erforderlich sei. So kam denn Schiller in einer mündlichen Konferenz mit Goethe (um die Mitte Juli) zum Entschluß, die Xenien nicht als ein Ganzes, sondern zerstückelt dem Almanach einzuverleiben, so jedoch, daß mehrere inhaltlich verwandte Distichen zu kleinern Gruppen vereinigt würden. In Anerkennung der von ihm entwickelten Gründe erklärte sich Goethe damit einverstanden, verhehlte aber in einem Briefe vom 30. Juli nicht, daß es ihm einen Augenblick recht wehe gethan habe, „das schöne Karten- und Luftgebäude mit den Augen des Leibes (Schiller hatte ihm das Manuscript zugesandt) so zerstört, zerrissen, zerstrichen und zerstreut zu sehen.“ Aber Schiller fand sogleich neuen Rath. Am 1. August schrieb er: „Nach langem Hin- und Herüberschwanken kommt jedes Ding doch endlich in seine wagerechte Lage. Die erste Idee der Xenien war eigentlich eine fröhliche Posse, ein Schabernack, auf den Moment berechnet, und war auch so ganz recht. Nachher regte sich ein gewisser Ueberfluß, und der Trieb zersprengte das Gefäß. Nun habe ich aber, nach nochmaligem Beschlafen der Sache, die natürlichste Auskunft von der Welt gefunden, Ihre Wünsche und die Konvenienz des Almanachs zugleich zu befriedigen. Wenn wir die philosophischen und poetischen, kurz die unschuldigen Xenien in dem vordern, gesetzten Theil des Almanachs unter den andern Gedichten bringen, die lustigen hingegen unter dem Namen Xenien als ein eigenes Ganzes dem ersten Theil anschließen, so ist geholfen. Auf einem Haufen beisammen und mit keinen ernsthaften untermischt, verlieren sie Vieles an ihrer Bitterkeit; der allgemein herrschende Humor entschuldigt jedes einzelne, und zugleich stellen sie wirklich ein gewisses Ganzes dar. So wären also die Xenien zu ihrer ersten Natur zurückgekehrt, und wir hätten doch nicht Ursache, die Abweichung zu bereuen, weil sie uns manches Gute und Schöne hat finden lassen.“ Goethe stimmte freudig bei, und so brachte denn der bereits im Oktober erscheinende Musenalmanach für das folgende Jahr vierhundertvierzehn satyrische Epigramme zum Schluß der Poesie unter dem Namen Xenien. Aus den übrigen gemeinsam gedichteten Epigrammen waren drei andere geordnete Sammlungen gebildet: 1. die ernsten Epigramme, auf Kunst, Wissenschaft und Lebensweisheit bezüglich, Votivtafeln überschrieben; 2. die Sammlung „Vielen“ und 3. die Sammlung „Einer“. Eine

„Eisbahn" überschriebene Sammlung ist Goethe's alleiniges Eigenthum.

Die Xenien im engern Sinn, d. h. die satyrischen, bilden als Ganzes durch den bunten und kühnen Wechsel der Formen und Masken, worin diese Kinder eines genialen Humors erscheinen, ein in seiner Art einziges Kunstwerk. Zuerst sind sie geflügelte Passagiere, die im Wagen zur Leipziger Messe ziehen und den Kontrebande witternden Visitator mit dem Bescheid abfertigen:

> Koffers führen wir nicht. Wir dürfen nicht mehr als zwei Taschen
> Tragen, und die, wie bekannt, sind bei Poeten nicht schwer.

Auf der Messe errichten sie eine Glücksbude für Autoren. Die „Kunden", obwohl nicht ohne Bedenken, werden durch Neugier und Hoffnung angelockt, sich ein Loos zu ziehen. Der Prophet Lavater zieht unter andern das beißende Gastgeschenk:

> Schade, daß die Natur nur Einen Menschen aus dir schuf;
> Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff.

Pastor Hermes, Verfasser des Romans „Für Töchter edler Herkunft", zieht das Loos:

> Töchtern edler Geburt ist dieses Werk zu empfehlen,
> Um zu Töchtern der Lust schnell sich befördert zu sehn;

und als zweites:

> Wollt ihr zugleich den Kindern der Welt und den Frommen gefallen,
> Malet die Wollust, nur malet den Teufel dazu.

Fritz Stolberg, als frömmelnder Teleolog, bekommt:

> Welche Verehrung verdient der Weltenschöpfer, der gnädig,
> Als er den Korkbaum erschuf, gleich auch die Stöpsel erfand!

Mit dem neunundzwanzigsten Distichon verwandeln sich die Xenien in ein Feuerwerk. Von den zündenden Kugeln treffen besonders viele den Breslauer Gymnasialdirektor Manso. Mit Nr. 43 werden sie zu Füchsen mit brennenden Schwänzen, um die reife papierene Saat der Philister zu verheeren; und hier werden Kant's Ausleger scharf mitgenommen:

> Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung
> Setzt! Wenn die Könige baun, haben die Kärrner zu thun.

Vom Professor Ludw. Heinr. von Jacob, der die Kantische Philosophie zu popularisiren suchte, heißt es:

> Steil wohl ist er, der Weg zur Wahrheit, und schlüpfrig zu steigen;
> Aber wir legen ihn doch ungern auf Eseln zurück.

Mit Nr. 68 fliegen die Distichen zum Himmelsgewölbe hinauf, wo deutsche Autoren als Bilder des Zodiakus und als benachbarte Sternbilder figuriren: Friedr. Jacobs als Widder, der eben genannte Professor von Jacob als Stier, die Brüder Stolberg als Zwillinge, Ramler, der mit seiner nachbessernden Scheere manch lyrisches Blümchen todt kneipte, als Krebs, der „wackere Eutinische Leu" Voß als Löwe, der zierliche, oft schmollende Wieland, dem man aber seiner Grazie wegen die Launen verzeiht, als Jungfrau, der Musiker Reichardt aus Giebichenstein als Skorpion„ Nicolai als Steinbock, Adelung als Wassermann u. s. w. Weiterhin flattern die Xenien an deutschen Flüssen umher. Rhein, Donau, Main, Saale, Pleiße, Elbe, Weser, Salzach u. a. werden mit scharfgewürzten Gastgeschenken, die Ilm mit einem anmuthigen bedacht. Dann fungirt der Almanach als Bienenkorb, der lieblichen Honig dem Freunde gibt, freilich nur in spärlichen Dosen, dafür aber um so dichter den stechenden Schwarm um die täppischen Philister sausen läßt. Besonders ergeht über die Zeitschriften, wie hier, so auch in andern Partien ein strenges Gericht. Gegen das Ende hin schlüpfen die dünnleibigen, luftigen Xenien gar in den Tartarus hinunter, um zunächst die philosophischen Systeme in ihren dort versammelten Repräsentanten zu verhöhnen. Es sind dies die Xenien 371 bis 389, in Schiller's Gedichten unter dem Titel „Die Philosophen" zusammengestellt. Den Schluß bildet die herrliche Parodie nach Homer, der Dialog zwischen dem Xenienführer und Herakles-Shakespeare, den unser Dichter mit Weglassung der Einzelüberschriften unter dem Gesammttitel „Shakespeare's Schatten" seinen Gedichten einverleibt hat. Wie die letzterwähnten, so rühren überhaupt die schärfsten und schlagendsten Xenien von Schiller her. Goethe bezeugte dies selbst in den Gesprächen mit Eckermann, wobei er seine eigenen als „unschuldige und geringe" bezeichnete. „Den Thierkreis", fügte er hinzu, „welcher von Schiller ist, lese ich stets mit neuer Bewunderung."

Die Votivtafeln, hundert und drei an der Zahl, sind nach den römischen Tabulæ votivæ benannt, welche die einer Gefahr Entronnenen einem Gelübde gemäß (ex voto) zum Dank in dem Tempel der rettenden Gottheit aufhingen. Schiller und Goethe nannten jene ernsten Epigramme so als Resultate ihres Nachdenkens und Beobachtens, wodurch sie sich vor mancher Klippe in Leben und Kunst bewahrt glaubten. Auch von diesen gehören die kräftigsten und gehaltreichsten unserm Dichter an. Sie würden, wenn sie besser, als in der Gedichtsammlung, geordnet, und die darin zerstreuten an der rechten Stelle eingereiht wären, eine Epigrammensammlung bilden, mit der sich keine

andere an Tiefe der Gedanken, an feiner Beobachtung und an Bündigkeit des Ausdrucks messen kann, so daß sich mit Fug und Recht Schiller als unser größter Epigrammatiker bezeichnen läßt. Wir finden da herrliche Sinngedichte, wodurch der Dichter eben so strenge die kalte Scholastik, als die trübe und faule Mystik von sich abwehrt, goldene Worte über verkehrte Methoden der Philosophie und Wissenschaft überhaupt, Epigramme ästhetischen Inhalts, in denen er beinahe sein ganzes poetisches Geschäft behandelt, dann eine Fülle anderer, die in dem Boden des Sittlichen und Menschlichen wurzeln, allgemeinere Gesetze der Weisheit, Regeln, die näher auf das wirkliche Leben Bezug haben, eine Skizze der Lebensalter und Geschlechter, eine Anzahl kulturhistorischer Epigramme — kurz, diese Sammlung berührt im leichten Spiel alles Höchste und Theuerste im Menschenleben. Hat Schiller seine Weltanschauung als Philosoph, Historiker, Dramatiker und Lyriker ausgesprochen, so hat er sie nicht minder epigrammatisch in diesen körnigen, kräftigen Gnomen niedergelegt. Sie enthalten die edelsten Früchte seines Denkens und bilden gewissermaßen die Spitze und den Abschluß seiner Ideenpoesie.

Schwächer, als sein Antheil an den Xenien und Votivtafeln, ist das Kontingent, das er zu den Sammlungen Vielen und Einer, deren jede aus achtzehn Distichen besteht, gestellt hat. Finden sich diese gleich in Goethe's Werken sämmtlich dem Epigrammenkranz „Vier Jahrszeiten" als „Frühling" und „Sommer" eingereiht, so kann man doch nicht umhin, einige dieser Distichen als Schiller's Eigenthum zu betrachten. Beide Sammlungen sind im Musenalmanach, eben sowie die Votivtafeln, mit G. und S. unterzeichnet, und in einem Briefe Schiller's vom 18. Juni, worin von den lieblichen und gefälligen Xenien die Rede ist, heißt es: „Auch mir sind einige von dieser Gattung gelungen." Sie bilden ein freundliches Vorspiel zu den Xenien, in denen die Frauen (Xen. 273 ausgenommen) nicht bedacht worden sind. Das streitfertige Dichterpaar benahm sich im Ganzen gegen die Damen eben so artig und galant, als es derb und bisweilen ungezogen mit den Rittern umsprang.

Wie schon bemerkt, hatten sie zuerst die Absicht, ihr Eigenthumsrecht an den Epigrammengruppen auf sich beruhen zu lassen und sie später in eines Jeden sämmtliche Werke ganz aufzunehmen. Das ist jedoch nicht geschehen. Sie hoben einzelne Epigramme und kleinere Gruppen für ihre Gedichtsammlungen aus, und waren hierbei augenscheinlich über das Mein und Dein nicht im Klaren; denn mehrere Votivtafeln hat sowohl Goethe als Schiller sich zugeeignet, so wie auch

ein Xenion sich in Beider Gedichten findet. Goethe äußerte hierüber gegen Eckermann: „Da quängeln und streiten sie jetzt über verschiedene Distichen, die sich bei Schiller gedruckt finden und auch bei mir, und sie meinen, es wäre von Wichtigkeit, entschieden herauszubringen, welche denn wirklich Schiller'n angehören, und welche mir. Als ob etwas damit gewonnen wäre, und als ob es nicht genügte, daß die Sachen da sind! Freunde, wie Schiller und ich, Jahre lang verbunden, mit gleichen Interessen, in täglicher Berührung und gegenseitigem Austausch lebten sich ineinander so sehr hinein, daß überhaupt bei einzelnen Gedanken gar nicht die Frage sein konnte, ob sie dem Einen gehörten oder dem Andern. Wir haben viele Distichen gemeinschaftlich gemacht. Oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte die Verse; oft war das Umgekehrte der Fall; und oft machte Schiller den einen Vers, und ich den andern. Wie kann nun da von Mein und Dein die Rede sein? Man müßte wirklich selbst noch tief in der Philisterei stecken, wenn man auf die Entscheidung solcher Zweifel nur die mindeste Wichtigkeit legen wollte." Diese Ansicht haben Gervinus und Hoffmeister mit triftigen Gründen bestritten, und so hat es denn auch nicht an vielfachen und zum Theil erfolgreichen Versuchen gefehlt, das Chorizontengeschäft an diesen Epigrammen zu üben.

Ehe wir von den Epigrammen nnd dem nach ihnen benannten Lebensjahre Schiller's Abschied nehmen, sind aus demselben noch ein paar ihn näher berührende Ereignisse zu erwähnen. Wie im Geschick der Menschen Entgegengesetztes oft wundersam ineinander spielt, so ward unserm Dichter mitten in dem Jahr, welches ihm eine Schwester und den Vater raubte, ein zweiter Sohn, Ernst Friedr. Wilh., geboren. Schiller berichtete sogleich am Geburtstage, den 11. Juli, an Goethe: „Vor zwei Stunden erfolgte die Niederkunft der kleinen Frau über Erwarten geschwind und ging unter Starke's Beistand leicht und glücklich vorüber. Meine Wünsche sind in jeder Rücksicht erfüllt; denn es ist ein Junge, dem Anschein nach frisch und stark. Jetzt also kann ich anfangen, meine kleine Familie zu zählen. Es ist eine eigene Empfindung, und der Schritt von Eins zu Zwei größer, als ich dachte." Tags darauf meldete er, Frau Charlotte (von Kalb) werde das Kind aus der Taufe heben. „Es ist ihr eine große Angelegenheit", schrieb er, „und sie verwunderte sich, daß sie es nicht in Ihrer Gesellschaft sollte, besonders da der Junge auch einen Wilhelm unter seinen Namen hat." Um diese Zeit war es auch, wo seine Schwägerin Karoline, die sich unterdeß mit Wilhelm von Wolzogen vermählt hatte, mit ihrem neuen Gatten nach Jena übersiedelte und so unserm Dichter

einen Jugendfreund zuführte. Dieser war in Paris vom Studium der Architektur zur diplomatischen Laufbahn übergetreten und während der Zeit der Hinrichtung des Königs, wo er als Legationsrath das Hotel des abwesenden württembergischen Gesandten bewohnte, durch Muth und Gewandtheit den Revolutionsgräueln glücklich entgangen. Nach der Vermählung hatte er mit Karoline eine Zeitlang in Bauerbach gelebt, hierauf, weil die vordringenden Franzosen auch dort den Aufenthalt unsicher machten, sich nach Rudolstadt begeben und kam nun nach Jena. Da um den 20. Oktober sich auch Wilhelm von Humboldt mit Frau und Kindern wieder einfand, so erfüllten sich, wenn auch nur auf kurze Zeit, jene frühern Ahnungen eines dereinstigen innigen Zusammenlebens, und die Zukunft hätte unsern Dichter auf's freundlichste angelächelt, wäre nur seine Gesundheit eine bessere gewesen.

Fünftes Kapitel.

Xeniensturm. Antixenien. Ankauf einer Gartenwohnung. Abendzirkel im März. Humboldt und Wolzogen verlassen Jena. Uebersiedelung in den Garten. Goethe reist nach Süden. Krankheit Schiller's. Drei Stufen seiner Lyrik. Balladen: Der Taucher, der Handschuh, der Ring des Polykrates, Ritter Toggenburg, die Kraniche des Ibykus, der Gang nach dem Eisenhammer. Gruppe von Epigrammen und Liedern.

Schiller selbst hat 1797 als das „Balladenjahr“ bezeichnet. Ich adoptire den Namen, wenn gleich nicht sämmtliche Schiller'sche Balladen diesem Jahre angehören und die fünf ersten Monate, wie die drei letzten desselben großentheils dem Wallenstein gewidmet waren, auch noch neben den Balladen ein kleiner Nachwuchs von Epigrammen und eine Gruppe von Liedern entstand.

Während des ersten Vierteljahrs brauste durch die deutsche literarische Welt der Sturm fort, den die Xenien erregt hatten. „Ich erinnere mich jener Zeit noch sehr genau“, berichtet Franz Horn (Dichtercharak-

tere S. 57), „und darf der völligen Wahrheit gemäß erzählen, daß vom November 1796 bis etwa Ostern 1797 das Interesse für die Xenien in den gebildeten Ständen auf eine Weise herrschte, die alles andere Literarische überwältigte und verschlang. Es war, als erschölle nicht bloß auf dem deutschen Parnaß, sondern durch das ganze auf Bildung Anspruch machende Deutschland ein furchtbarer Feuerruf, Trommelschlag und Schwertergeklirr." In Gespräch und Briefwechsel summte ringsum der neckische Schwarm, des Verwunderns, des Rathens war kein Ende; überall leiser Groll oder lauter Zorn, geheime oder offene Schadenfreude. Kein Wunder, daß von dem Almanach bald eine neue Auflage nöthig wurde. Herder, obwohl kein Pfeil ihn getroffen hatte, ließ seinen Haß gegen die ganze „verdammte Gattung" aus. „Jeder ehrliche Mann, der seines Weges fortgeht", äußerte er noch ein Jahr nachher, „kann jetzt eine Klette an's Kleid, oder einen Schandfleck in's Gesicht geworfen bekommen, und das nennt man denn eine Xenie." Von ihm kam den Xeniendichtern ein so grämliches Urtheil nicht unerwartet; hatte er doch schon eine Zeit lang her Beider Arbeiten mit unverkennbarer Ab- und Mißgunst aufgenommen, und dagegen „das Alte und Vermoderte" recht absichtlich ihren Produktionen gegenüber herausgestrichen. Eine liberalere Kritik hatten sie wohl der „zierlichen Jungfrau von Weimar", dem gnädig behandelten Wieland, zugetraut; aber auch er schrieb mißlaunig an Göschen, das Dichterpaar habe sich durch eine Farce und einen Muthwillen, der in solchem Alter kaum verzeihlich sei, die pöbelhafte Behandlung, die es jetzt ringsher erdulden müsse, selbst zugezogen und voraussehen sollen, daß man beschmutzt wird, wenn man sich zum Spaß mit Gassenjungen herumschlägt. Voß sogar, obwohl als „wackrer Eutinischer Leu" gepriesen, war verdrießlich über diese „Menschenausstellung." Witz und Laune, äußerte er dem Bericht seiner Gattin zufolge, dürfe nicht angewandt werden, Andern weh zu thun oder gar zu schaden; es sei Unrecht, einen Mann wie Gleim an sein Alter zu erinnern. In Gotha zürnte der Herzog wegen des Ausfalls auf Schlichtegroll, den er hoch hielt. In Leipzig und Berlin war die Aufregung unbeschreiblich. Nikolai nannte den Musenalmanach einen Furien-Almanach; ein Anderer meinte, jetzt sei noch eine Landplage mehr in der Welt, da man jedes Jahr sich vor dem Almanach zu fürchten habe. Auch in Kopenhagen herrschte, wie Schiller durch die Gräfin von Schimmelmann erfuhr, große Entrüstung. Goethe, dem er es mittheilte, schrieb, es sei zu hoffen, daß die Kopenhagener und alle gebildeten Anwohner der Ostsee aus den Xenien ein neues Argument für die Existenz des Teufels schöpfen wür-

den, womit ihnen doch ein sehr wesentlicher Dienst geschehe. Nur wenige Männer, wie die beiden Humboldt, Körner, Friedr. Aug. Wolf, Zelter, erhoben sich zu einer freiern Würdigung dieser Produktionen. Körner schrieb an Schiller über die Xenien im weitern Begriff (die andern Epigrammen-Gruppen eingeschlossen): „Was ich bei diesen Produkten vorzüglich ehre, ist das Spiel in höherm Sinne. Spielend behandelt ihr die fruchtbarsten Resultate des schärfsten Nachdenkens und der geprüftesten Erfahrung, die lieblichsten Bilder der Phantasie, die süßesten Empfindungen und die widerlichsten Albernheiten; und gleichwohl verliert der Gedanke nichts an seinem Gehalt, der Stachel der Satyre nichts an seiner Schärfe."

Getroffene und Nichtgetroffene — die letztern doppelt ingrimmig, weil sie übergangen waren — ließen es nicht bei brieflichen und gesprächlichen Angriffen auf die „mordbrennerischen Füchse" bewenden; bald ergoß sich auch ein Strom öffentlicher Entgegnungen in Versen und in Prosa. Die meisten dieser Antixenien waren der Art, daß Schiller nicht umhin konnte, zu schreiben, wer es nun noch nicht fühle, daß die Xenien ein poetisches Produkt seien, dem sei nicht zu helfen; reinlicher, als in den Entgegnungen, lasse sich unmöglich die Grobheit und die Beleidigung von dem Geist und dem Humor abdestilliren. Manso und der Buchhändler Dyk gaben „Gegengeschenke an die Sudelköche zu Jena und Weimar" heraus; Daniel Jenisch in Berlin veröffentlichte: „Literarische Spießruthen, oder die hochadeligen und hochberüchtigten Xenien mit erläuternden Anmerkungen ad modum Minellii et Ramleri"; ein Anonymus ließ einen „Mückenalmanach für das Jahr 1797" erscheinen; Nicolai ergoß seinen Groll in einen „Anhang zu Schiller's Musenalmanach"; Gleim ließ ein Büchlein drucken, „Kraft und Schnelle des alten Peleus" betitelt, das aber nur bewies, wie sehr ihm beide Eigenschaften abhanden gekommen waren; Claudius schrieb „Urians Nachricht von der neuen Aufklärung"; und so folgte, von den Ausfällen in Journalen abgesehen, noch eine ganze Reihe größtentheils sehr unerquicklicher und pöbelhafter Gegenschriften.

Unser Dichter war über einige dieser Angriffe verstimmt; besonders verdroß es ihn, daß man ihm meistens „die miserabele Rolle des Verführten" zutheilte. Recht aufgebracht wurde er aber erst, als umgekehrt der giftige Reichardt, in der Absicht, die Xeniendichter zu entzweien, mit Goethe glimpflich verfuhr, ihn dagegen als den Verführer und Urheber aller boshaften Ausfälle bezeichnete, und, falls er nicht seine Beschuldigungen beweise, für einen feigen, ehrlosen Lügner erklärte. Schiller verlangte vom Freunde die gemeinsame Wahrung ihrer Soli-

barität und entwarf ein Gegenmanifest. Dergleichen war aber nicht nach Goethe's Geschmack, und so schob er die Sache in die Länge; ja, er fand sogar das Betragen der Gegner ganz nach seinem Wunsche. „Es ist eine nicht genug gekannte und geübte Politik", schrieb er an Schiller, „daß Jeder, der auf einigen Nachruhm Anspruch macht, seine Zeitgenossen zwingen soll, Alles, was sie gegen ihn in petto haben, von sich zu geben. Den Eindruck davon vertilgt er durch Gegenwart, Leben und Wirken jederzeit wieder. Ich hoffe, daß die Xenien auf eine ganze Weile wirken und den bösen Geist gegen uns in Thätigkeit erhalten sollen; wir wollen indessen unsere positiven Arbeiten fortsetzen und ihnen die Qual der Negation überlassen." In eben dem Sinne ermahnte er in einem andern Briefe den Freund zur Ausführung des Wallenstein, da sie „nach dem tollen Wagestück mit den Xenien sich bloß großer und würdiger Kunstwerke befleißigen, und ihre proteische Natur zur Beschämung aller Gegner in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln müßten."

Ueberblicken wir Schiller's Lebensverhältnisse während des Jahrs 1797, so finden wir ihn, seiner Kränklichkeit wegen, in den ersten Monaten fortwährend zwischen seinen vier Wänden, und zwar meistens mit seinem Wallenstein beschäftigt, der noch immer als eine unbewältigte Riesenmasse, als „ein auszutrinkendes Meer" vor ihm lag. Wenn ihm gleich sein ununterbrochenes Gefängnißleben durch das Humboldt'sche und das Wolzogen'sche Ehepaar etwas erleichtert wurde, so begann es ihm doch auf die Dauer unerträglich zu werden. Wir kennen seine alte Anhänglichkeit an die Natur; die Sehnsucht nach ihrem lang entbehrten Genusse regte sich lebhaft in ihm; und weil er schon längst daran gedacht hatte, Jena mit Weimar zu vertauschen, so faßte er den Plan, in der Nähe von Weimar ein Gartenhaus zu beziehen und so beide Wünsche auf einmal zu befriedigen. Die Trennung von Jena wurde ihm um so weniger schwer, als ein baldiges Wegziehen der Humboldt'schen, wie der Wolzogen'schen Familie in Aussicht war. Goethe's Gartenhaus in Weimar stand leer. Schiller fragte brieflich bei ihm an, ob er ihm nicht dasselbe zu einer Sommer- und Winterwohnung vermiethen wolle. Goethe antwortete: „Mein Gartenhaus stünde Ihnen recht sehr zu Diensten, es ist aber nur ein Sommeraufenthalt für wenig Personen. Da ich selbst so lange darin gewohnt habe, und Ihre Lebensweise kenne, so darf ich mit Gewißheit sagen, daß Sie darin nicht hausen können, um so mehr als ich Waschküche und Holzstall habe wegbrechen lassen, die einer etwas größern Haushaltung unentbehrlich sind." Hoffmeister scheint, indem er dies erzählt, in

Goethe's Benehmen bei diesem Anlaß eine etwas befremdende Unfreundlichkeit zu erblicken. Aber der Grund, womit er die Ablehnung motivirte, war gewiß ein triftiger; er kannte ja aus eigener Anschauung die vielfachen Bedürfnisse des kränkelnden Freundes. Und wenn dabei ein kleiner Egoismus halbunbewußt mitspielte, so war es ein verzeihlicher. Goethe war nie froher und hingebender, als wenn er sich aus seinen Weimarischen Verhältnissen nach Jena geflüchtet hatte, dessen Anziehungskraft in den letzten Jahren durch Schiller unendlich für ihn gewachsen war. In Jena konnte er sich dem Freunde weit ungestörter und ungetheilter, als in Weimar, widmen.

Durch den Tod des Professors Schmidt in Jena war das dortige Gartenhaus desselben käuflich geworden. Goethe rieth dem Freunde dringend zur Acquisition desselben und stellte, falls dort noch etwas zu bauen wäre, sein Gutachten zu Diensten. Nach einigen schriftlichen Verhandlungen zwischen dem Pupillen-Collegium, dem Senat und Schiller wurde der Ankauf zu 1150 Thlr. abgeschlossen, wozu allmälig noch über 500 Thlr. Baukosten hinzukamen. Dem Landgut von Horaz sind ganze Schriften gewidmet worden; dem bescheidenen Besitzthum Schiller's gebühren wenigstens einige Worte. Südwestlich von Jena führt ein Fußweg zu einer mäßigen Anhöhe empor, die jenseits jäh zu einer Schlucht abfällt, durch welche sich der Leutrabach schlängelt. Auf der andern Seite des grünen Thalgrundes erheben sich nackte weißgraue Höhen. Jetzt heißt die sehr anmuthige, ruhige und gesunde Stelle wegen des dort errichteten Observatoriums der Garten der Sternwarte. Schiller's Wohnhaus lag in der Mitte des Gartens, welcher sich die Anhöhe sanft hinauf bis zum Rande des Leutrathals zog. Im obern Stock bot es eine weite, schöne Aussicht. Am obern Gartenrand ließ er sich im folgenden Jahre noch ein Häuschen mit einem einzigen hochgelegenen Zimmer bauen, wo er zur Sommerzeit oft bis tief in die Nacht arbeitete. Das war die Warte, von der Goethe in der Strophe spricht:

Da schmückt' er sich die hohe Gartenzinne,
Von wannen er der Sterne Wort vernahm,
Das dem gleich ew'gen und lebend'gen Sinne
Geheimnißvoll und hell entgegenkam;
Dort, sich und uns zu köstlichem Gewinne,
Verwechselt er die Zeiten wundersam,
Begegnet so, im Würdigsten beschäftigt,
Der Dämmerung, der Nacht, die uns entkräftet.

Von hier aus genoß man eines herrlichen Blicks in das Saalthal und konnte Stunden weit den schönen Fluß daherfließen sehn. Seitwärts

steht eine Laube mit einem verwitterten steinernen Tisch und halb zusammengebrochenen Bänken. Im Herbst 1827 erinnerte sich Goethe noch bei einem Besuch des Gartens, wie er, an dem Tische sitzend, mit Schiller „manches gute und große Wort" gewechselt.

Nach dem Abschluß des Kaufes konnte Schiller kaum die gute Jahrszeit erwarten, die ihm den Ueberzug auf eigenen Grund und Boden erlaubte; die Arbeit, die er unter Händen hatte, wollte ihm gar nicht mehr von statten gehn. Freilich gab es bis zur Uebersiedelung auch sonstige Abhaltungen genug. Goethe kam den 22. Februar zu längerm Aufenthalte nach Jena, um wo möglich Hermann und Dorothea zu Ende zu führen. Ein starker Katarrh legte ihm in der ersten Zeit Hausarrest auf; aber kaum war dieser am 5. März gewichen, so verbrachte das Dichterpaar die Abende wieder in heiterer Geselligkeit, woran sich die beiden Humboldte, und wohl auch manchmal Schiller's Schwager Wolzogen und Karoline betheiligten. Am 28. März berichtete Goethe an Knebel, es habe sich in den vier letzten Wochen in Jena Alles so gedrängt, daß die Mannigfaltigkeit der Existenz und die Theilnahme an der Thätigkeit der Freunde und Kunstgenossen ihn fast betäubt habe. „Schiller", schrieb er, „ist fleißig an seinem Wallenstein, der ältere Humboldt arbeitet an der Uebersetzung des Agamemnon des Aeschylus, der ältere Schlegel an einer des Julius Cäsar von Shakespeare. Dabei brachte die Gegenwart des jüngern von Humboldt, die allein hinreichte, eine ganze Lebensepoche interessant auszufüllen, Alles in Bewegung, was nur chemisch, physisch und physiologisch interessant sein konnte." Hierzu kam, daß Fichte eben eine neue Darstellung seiner Wissenschaftslehre im philosophischen Journal zu veröffentlichen begonnen hatte, über die im Schiller'schen Kreise eifrig verhandelt wurde; und da Goethe, über der Arbeit an Hermann einmal gegen seine Gewohnheit offen und mittheilsam, das Fertige vorlas und das Rückständige mit den Freunden besprach, so kam es zwischen ihnen zu den eingehendsten Discussionen über die Natur des Epos und seinen Unterschied vom Drama, was nicht wenig dazu beitrug, unsern Dichter über die ihm eben im Wallenstein vorliegende Aufgabe näher zu orientiren. Das waren aber auch auf längere Zeit für ihn die letzten anregenden größern Abendzirkel; denn nachdem im März Wolzogen und Karoline sich in Weimar etablirt hatten, verließ gegen Ende April auch die Humboldt'sche Familie Jena, um eine zweijährige Tour anzutreten, die, langsam von Station zu Station fortrückend, zwischen einer Reise und einem festen Wohnort die Mitte halten sollte. „Das ist also wieder", klagte der Zurückbleibende in einem Briefe an Goethe, „ein Verhältniß, das

als geschlossen zu betrachten ist und nicht mehr wiederkommen kann; denn zwei Jahre, so ungleich verlebt, werden gar viel an uns, und also auch zwischen uns verändern."

Auch in Goethe regte sich die Wanderlust, die Sehnsucht nach dem schönern Süden. Doch währte es eine geraume Zeit, bis er reisefertig war, und mittlerweile kamen er und Schiller noch ein paarmal zusammen, um sich tiefer in einander zu leben. Mit unverkennbarer Beziehung auf Schiller's Wort über Humboldt schrieb ihm Goethe: „Lassen Sie uns, so lange wir beisammen bleiben, unsere Zweiheit immer mehr in Einklang bringen, damit selbst eine längere Entfernung unserm Verhältniß nichts anhaben kann." Von welchem Werth Goethe's Nähe für Schiller war, fühlte Niemand tiefer, als unseres Dichters Gattin. „Es ist erstaunend", schrieb sie, „welchen Einfluß Goethe's Anwesenheit auf Schiller hat, und wie belebend auf ihn die häufige Communication seiner Ideen mit Goethe wirkt. Er ist ganz anders, wenn er auch nur in Weimar ist." Und wie klar Schiller selbst des Freundes Einwirkung namentlich auf seine dichterische Thätigkeit erkannte, zeigt ein Brief, den er an Goethe kurz vor dem Antritte der Reise schrieb. „Seit Ihrer Entfernung", heißt es darin, „habe ich schon einen Vorschmack der großen Einsamkeit, in die mich Ihre völlige Abreise versetzen wird. Je mehr Verhältnissen ich jetzt abgestorben bin, einen desto größern haben die wenigen auf meinen Zustand, und den entscheidendsten hat Ihre lebendige Gegenwart. Die letzten vier Wochen haben wieder Vieles in mir bauen und gründen helfen. Sie gewöhnen mir immer mehr die Tendenz ab (die in allem Praktischen und besonders Poetischem eine Unart ist), vom Allgemeinen zum Individuellen zu gehen, und leiten mich umgekehrt von einzelnen Fällen zu großen Gesetzen fort. Der Punkt ist immer klein und eng, von dem Sie auszugehen pflegen; aber er führt mich in's Weite, und macht mir dadurch in meiner Natur wohl; anstatt daß ich auf dem andern Wege, dem ich, mir selbst überlassen, so gern folge, immer vom Weiten in's Enge komme, und das unangenehme Gefühl habe, mich am Ende ärmer zu sehen, als am Anfange." Kann man die Verschiedenheit Beider, als Denker wie als Dichter, schärfer und treffender bezeichnen?

Am 2. Mai hielt Schiller den Einzug in seine Gartenwohnung. Ein gefährliches Blatternfieber seines kleinen Ernst hatte den Umzug so lange verschoben. „Ich grüße Sie", schrieb er sogleich an Goethe, „aus meinem Garten heraus, in den ich heute eingezogen bin. Eine schöne Landschaft umgibt mich, die Sonne geht freundlich unter, und die Nachtigallen schlagen. Alles um mich herum erheitert mich, und mein

erster Abend auf dem eigenen Grund und Boden ist von der fröhlichsten Vorbedeutung." In der nächsten Zeit verschlimmerte sich wenigstens seine Gesundheit nicht. Das nahm er für ein gutes Zeichen. Er meinte im Uebelbefinden eine ordentliche Fertigkeit erlangt zu haben. Schlaflose Nächte kamen noch häufig vor. Er erwähnte es einmal als etwas Großes, daß er auf einem langen Umwege zu Fuß nach seinem Garten zurückgekehrt sei, daß er in demselben manche Stunde bei Wind und Wetter spazieren gehe, und sich doch wohl befinde. Im Juli durfte er sich zutrauen, Goethe auf acht Tage in Weimar zu besuchen, und auch dieses Zusammensein trug dazu bei, das Verhältniß zwischen ihnen immer enger und fruchtbarer zu machen. Schiller erfreute sich nicht nur des frischen Genusses der nunmehr vollendeten Dichtung Hermann und Dorothea, sondern auch der gehobenen und erweckenden Stimmung, in der sich der Verfasser befand. Unser Dichter hielt dieses Epos für den Gipfel nicht bloß der Goethe'schen, sondern unserer ganzen modernen Kunst. Er könnte nicht müde werden, es immer wieder zu lesen, und las es stets mit neuer Bewunderung. „Ihr Hermann", schrieb er an Goethe, „führt mich, und zwar bloß durch seine rein poetische Form, in eine göttliche Dichterwelt, da mich Ihr Meister aus einer wirklichen Welt nicht ganz herausläßt."

Am 30. Juli brach Goethe von Weimar nach Frankfurt auf, noch ungewiß, wie weit nach Süden ihn die Reise führen werde. Indeß er wohlgemuth seinen Weg aus der Vaterstadt nach Stuttgart fortsetzte, fühlte Schiller durch die Schwüle des Tages und die nächtlichen Gewitter seine Nerven wieder heftig angegriffen und bekam ein so starkes Fieber, daß er eine schwere Krankheit befürchtete. Das Katarrhalfieber und ein heftiger Husten hinderten ihn am Arbeiten; er hatte sich lange nicht so schlecht befunden. Von den bessern Augenblicken, die ihm blieben, nahmen die meisten der Almanach in Anspruch. „Solch eine Beschäftigung", bemerkte er hierüber, „hat durch ihren ununterbrochenen und unerbittlichen gleichen Rhythmus etwas Wohlthätiges, da sie die Willkür aufhebt und sich streng, wie die Tageszeit, meldet. Man nimmt sich zusammen, weil es sein muß, und bei bestimmten Forderungen, die man sich macht, geschieht die Sache auch nicht schlechter." Noch bis in den September blieb sein Kopf sehr angegriffen. Fühlte er sich in leidensfreien Stunden frischer, so beschäftigten ihn sein Wallenstein und die mit Goethe verabredeten Balladen. Vor dem nähern Eingehen auf diese Produktionen, mit denen Schiller aus seiner bisherigen Dichtweise entschieden auf Goethe's poetisches Gebiet hinübertrat, dürfte es zweckdienlich sein, im Allgemeinen den Weg, den unser Dichter von der

metaphysischen Poesie aus durch eine mittlere oder gemischte Gattung hindurch zur reinen oder objektiven Poesie nahm, etwas näher in's Auge zu fassen.

Schiller, von Natur zur Ideendichtung hingetrieben, hatte, wie wir wissen, sich eine Theorie gebaut, welche diese Dichtungsweise in Schutz nahm. Das ächt Menschliche, das Ideale suchte er in dem Allgemeinen; das Individuelle verwarf er als etwas Zufälliges, Bedeutungsloses, Geringfügiges. Das war sein Hauptirrthum. Als er mit solcher Ansicht, in welcher ihn Humboldt bestärkte, 1795 zur Poesie zurückkehrte, konnte es nicht fehlen, daß diese bei ihm einen universellen, metaphysischen Charakter annahm. Durch die Xeniendichtung riß er sich zuerst von jener Ideenpoesie entschieden los. Mit ihr verließ er den abstrakten Boden des allgemeinen Epigramms und schöpfte aus dem realen Leben solide Bestandtheile. Indeß gelangte er damit noch nicht unmittelbar zu der reinen Gattung der Poesie, die, um mit Goethe's Worten zu reden, das Allgemeine ganz im Besondern schauen läßt. Nach den Begriffen des Allgemeinen und Konkreten hat die Poesie drei Hauptarten. Die Ideendichtung stellt das Allgemeine mittelst des Konkreten dar, die mittlere Dichtung verbindet Allgemeines und Konkretes als verschiedene Bestandtheile miteinander, die reine Poesie ergreift das Allgemeine ganz im Konkreten. Im ersten Falle denkt der Dichter, im dritten schaut er an, im mittlern halten sich Denken und Anschauen im Gleichgewicht. Schiller's Uebergang von der abstrakten Ideendichtung zu der lebensvollern mittlern Gattung war ein großer Fortschritt. Von ihr scheint nur noch eine kurze Strecke zur reinen, objektiven Poesie zu sein. Allein, wie nahe er dieser kam, die wir auch als die unmittelbare, individuelle, naive, plastische bezeichnen können, vollkommen hat er sie doch nie erreicht; und hierin, also gerade im Wesen der Dichtung, hatte Goethe einen entschiedenen Vorzug vor ihm, der allein schon, wenn man beide Männer nur als Dichter vergleicht, Alles, was Schiller sonst voraus hatte, überwog. Schiller's Darstellung erreichte nicht etwa deßhalb so schwer die reine Objektivität, weil es ihm an Lebendigkeit der Phantasie, an Bildungskraft, an Gewalt über die Sprache gemangelt hätte, sondern weil sein Dichtergenie, wie Humboldt sagt, „in allen seinen Höhen und Tiefen auf's engste an das Denken geknüpft war und auf dem Grunde einer Intellektualität hervortrat, die Alles ergründend spalten und Alles verknüpfend zu einem Ganzen zu vereinen strebte."

Dazu gesellte sich aber noch als zweites Hinderniß einer plastischen Darstellung das mächtige in ihm waltende sittliche Princip, welches

aber dafür auch einen Strom von Wärme durch seine poetischen Erzeugnisse ergoß, wie wir ihn nicht leicht bei andern Dichtern wiederfinden. „Er beflügelte", sagt Hoffmeister, „seinen Genius durch den Heroismus und die Humanität seiner Seele." Er dichtete immer zugleich mit dem Herzen, und ersetzte das, was seinen Gedichten an plastischer Anschaulichkeit abging, durch die Gewalt der Gefühle, die er in sie ausströmte. Das oft dünne, durchsichtige Gewebe der objektiven Darstellung wird dicht durch die goldenen Fäden, die der Dichter aus seiner Seele spinnt und in dasselbe einträgt. In der Zeit, womit sich die vorliegende Biographie eben beschäftigt, warf er sich, seiner bisherigen Dichtweise überdrüssig, wie im Wallenstein, so auch in der Lyrik mit Leidenschaft auf die konkrete Form; doch später machte seine gewaltige Natur gegen die Goethe'schen Einflüsse wieder ihre Rechte geltend, und im letzten Lustrum seines Lebens werden wir ihn in den meisten lyrischen Produktionen zur sentimentalen, subjektiven Behandlung zurückkehren sehen.

Am leichtesten wurde es ihm, äußere Stoffe von einem subjektiven Beisatz frei zu halten. Daher begegnen wir besonders in seinen Balladen einer entschieden objektiven Darstellung; nur über einige dieser Gebilde streift ein sentimentaler Duft hin, wie ein leichter, glänzender Nebelflor. Zur nähern Betrachtung dieser Produktionen übergehend, mache ich zuerst auf die strenge Konsequenz in Schiller's Geistesleben aufmerksam, die sich auch hier wieder offenbart. Schon in frühern Jahren hatte er, wie uns bekannt, den Plan gefaßt, ein Epos zu schreiben, und noch unlängst stritt in ihm diese Idee mit dramatischen Projekten. Jetzt vollführte er jenen Lieblingsgedanken neben seiner dramatischen Arbeit; nur daß er statt eines umfangreichen Epos eine Reihe kleiner epischer Stücke im Wettstreit mit dem eben in einer epischen Epoche begriffenen Kunstgenossen schuf. Es schlossen sich jetzt, wie seine große dramatische Produktion Wallenstein, so auch zum großen Theil seine kleinern Gedichte an die geschichtliche Ueberlieferung an. Er war endlich des innern Stoffs überdrüssig, den er bisher so vielgestaltig ausgeprägt hatte; und indem sich der Philosoph vom Dichter zurückzog, stellte sich sogleich der Historiker bei ihm ein und bot ihm seine Schätze zur Bearbeitung dar.

Hoffmeister hielt es für höchst wahrscheinlich, daß Schiller, nicht Goethe, zuerst auf den Gedanken gekommen sei, Balladen zu dichten. Diese Prioritätsfrage ist eben so unwichtig, als jene, wer den ersten Anstoß zur Xeniendichtung gegeben habe. Ich bemerke jedoch, daß Goethe schon 1796 sich mit dem Gedanken an ein Gedicht „Hero und

Leander" trug.*) In beiden Dichtern kam wohl erst bei einer der Zusammenkünfte während des ersten Jahresdrittels 1797 der Entschluß zur Reise, sich beiderseits nach geeigneten Balladenstoffen umzusehen und in der Ausführung, wie früher bei den Xenien, miteinander zu wetteifern. Am 2. Mai erbat sich Schiller von Goethe den Text des Don Juan, aus dem er eine Ballade zu machen gedenke. Goethe fand die Idee glücklich und ermunterte den Freund zur Ausführung des Plans. Schiller brachte aber nur ein Fragment zu Stande, das Goedeke in der historisch-kritischen Ausgabe von Schiller's Werken (IX, 216 ff.) mitgetheilt hat.

In der ersten Hälfte des Juni entstand der Taucher. Am 10. schrieb Goethe in einem Billet an Schiller: „Lassen Sie Ihren Taucher je eher je lieber ersaufen. Es ist nicht übel (setzte er mit Anspielung auf seine gleichzeitigen Balladen Die Braut von Korinth und Der Gott und die Bajadere hinzu), daß, während ich meine Paare in das Feuer und aus dem Feuer bringe, Ihr Held sich das entgegengesetzte Element aussucht." Am 13. beendigte Schiller sein Gedicht. Die Quelle, woraus er den Stoff geschöpft, ist nicht bekannt. Die Sage findet sich bei einer Reihe von Schriftstellern **), jedoch, wie dies bei wandernden Volkssagen durchgängig der Fall ist, mit mehrfachen Variationen.

Schon gleich diesen ersten Wettkampf mit Goethe in der Balladenpoesie bestand unser Dichter glänzend. Körner rief ihm beglückwünschend zu: „Hier ist das Objekt in aller Klarheit, Lebendigkeit und Pracht!" und an einer andern Stelle rühmte er den Taucher als ein herrliches Deklamationsstück. „Ich weiß kein Gedicht", schrieb er, „das mir beim Vorlesen so viel Genuß gäbe." In der That sind die Behandlung des Metrums und des Gleichklangs, die rhythmische und Lautmalerei, der kunst- und wirkungsvolle Satzbau gleich bewundernswerth an diesem Gedicht, und das alles ist im Dienst einer poetischen Gestaltenmalerei, die an Lebendigkeit ihres Gleichen sucht. Schon der Anfang ist ein reiches, klares Gemälde: der König auf der schroffen, weit in die See hinausspringenden Klippe bis an den steilen Abhang vorgetreten, hinter ihm ein glänzender Halbkreis von Rittern, Knappen und Frauen, vor ihm die siedende, donnernde Charybde. Doch ehe wir be-

---

*) Schiller's Briefwechsel mit Körner III, 339, 341. Mein Leben Goethe's III, 288.

**) Alexander ab Alexandro Dies geniales, Thomas Fazelli De rebus Siculis, Athanasius Kircher Mundus subterraneus u. a.

stimmte schildernde Züge vernehmen, prädisponirt der wiederholte Aufruf des Königs, von erwartungsvollem Schweigen unterbrochen, unsere Einbildungskraft zu frischerer Auffassung der folgenden beschreibenden Partien. In der vierten Strophe tritt dann das Bild des Haupthelden in besonderer Klarheit hervor, und hier ist eine ganze Reihe von Kunstmitteln angewandt, die zu den wirksamsten gehören, welche die Dichter, bewußt oder mit genialem Instinkt, zu lebhafter Veranschaulichung menschlicher Gestalten zu benutzen pflegen: das Hervortreten des Jünglings auf einen freien Raum, sein rasches, entschiedenes Handeln, noch mehr sein Entkleiden, ferner die Darstellung der Wirkung, die sein Erscheinen auf den Kreis der Zuschauer übt, endlich (in Strophe 5) sein Vortreten auf die Höhe in die freieste Umgebung, wo wir sein Bild auf dem gestaltenleeren Hintergrunde von Himmel und Meer, und deßhalb um so klarer erblicken. Hierauf die Schilderung der Charybdis, wunderbar naturgetreu, obwohl der Dichter, seinem eigenen Bekenntnisse nach, das Phänomen nur bei einer Mühle studirt hatte. Das rühmlichste Zeugniß für diese Stelle ist wohl, daß Goethe sie auf seiner Schweizerreise bei der Beobachtung des Rheinfalles als Leitfaden benutzte und allen Hauptmomenten der ungeheuren Erscheinung entsprechend fand. Auch Wilh. v. Humboldt sagt: „Wer einmal am Rheinfall steht, wird sich unwillkürlich an die schöne Strophe des Tauchers erinnern, welche das verwirrende Wassergetümmel malt, das den Blick gleichsam fesselnd verschlingt. Und doch lag dieser keine eigene Ansicht zu Grunde. Aber was Schiller durch eigene Erfahrung gewann, das ergriff er mit einem Blicke, der ihm nachher auch das anschaulich machte, was ihm bloß Lektüre (hier Homer's Schilderung der Charybdis Od. XII, 234 ff. und Virgil's Nachbildung Aen. III, 420 ff.) zuführte. Die achte Strophe malt wieder nach der Lessing'schen Regel die Handlung des sich hinabstürzenden Jünglings durch Beschreibung ihres Eindrucks auf die Zuschauer. Damit schließt der erste Akt dieses kleinen zweitheiligen Dramas, und der Dichter läßt nun bis zur zwölften Strophe eine Pause eintreten, die er, nach Art des Chors in der antiken Tragödie, mit einer Reflexion ausfüllt, — ein sehr glücklich gewählter retardirender Kunstgriff, der zugleich die Erwartung und Spannung steigert.

In der dreizehnten Strophe folgt dann wieder ein Meisterstück poetischer Malerei. Eine kunstvolle Gradation zwingt unsere Einbildungskraft zu immer stärkerer Thätigkeit. Anfangs ist es nur ein unbestimmtes Etwas, was sich schwanenweiß aus dem dunkel fluthenden Schlunde hervorringt; dann erkennt man einen Arm, einen

glänzenden Nacken, dann den Jüngling, wie er freudig grüßend den Becher in seiner Linken schwingt. Ich verfolge nicht weiter die immer wechselnde Kunst der Darstellung in diesem Gedichte und mache nur noch auf Eines aufmerksam. Bisher begegneten uns fast nur schauerliche schreckenvolle Bilder, und bald soll der Knappe noch Furchtbareres, die grausigen Geheimnisse der Meeruntiefen, uns enthüllen. Da hielt es der Dichter mit seinem feinen Kunstsinne für rathsam, in Strophe 14 f. eine wohlthuendere Zwischenpartie einzuschieben, damit das Folgende mit erfrischtem Sinne aufgenommen werde, wobei zugleich die Verse „Und der König der lieblichen Tochter winkt u. s. w." auf die Rolle vorausdeuten, welche der Königstochter weiterhin zugedacht ist.

Ueber der Arbeit am Taucher scheint unsern Dichter eine wahre Leidenschaft für poetische Malerei ergriffen zu haben; denn schon am 17. Juni hatte er abermals ein erzählendes Gedicht voll der anschaulichsten Bilder, den Handschuh, fertig. In einem Briefe an Goethe vom 18. Juni bezeichnete er es als „ein kleines Nachstück zum Taucher", wozu er durch eine Anekdote in St. Foix Essai sur Paris angeregt worden sei. Goethe fand, daß die Produktion „wirklich ein artiges Nach- und Gegenstück zum Taucher" sei, und bezeichnete damit das Verhältniß der beiden Gedichte zueinander noch erschöpfender, da sie in einigen Zügen einander ähneln, in andern kontrastiren. Zwei Könige, jeder von seinem Hofstaat, aus Rittern und Frauen bestehend, umgeben, — nur daß im Taucher der König wirksamer in die Handlung eingreift; zwei blinde, gefahrdrohende Naturgewalten, dem menschlichen Muthe gegenüberstehend, dort der Meerstrudel mit seinen verborgenen Schrecknissen, hier der Blutdurst wilder Bestien; zwei Liebesverhältnisse, jenes blitzschnell vor unsern Augen entstehend und durch das Opfer des Lebens besiegelt, dieses schon lange vom Liebenden treu gepflegt, aber nun mit Einem Mal vor uns auf immer zerrissen; zwei liebende Männerherzen, jenes durch Ehre und Liebe, dieses durch das Verlangen, die verletzte Ehre von kränkendem Verdacht zu befreien, in drohende Todesgefahr getrieben; dort eine Geliebte, die den rasch Gewonnenen gern retten möchte, aber eben dadurch, daß sie dies verräth, ihn dem Tode weiht, hier eine, die den treuen Anbeter muthwillig zu lebensgefährlichem Wagnisse reizt, und dadurch für immer sein Herz verliert — so wechseln Analogien und Gegensätze mannigfach miteinander.

Am 23. Juni kündigte Schiller dem Freunde schon wieder eine neue Ballade an. „Es ist jetzt", schrieb er, „eine ergiebige Zeit zur Darstellung von Ideen". Der Ring des Polykrates war es, wozu er den Stoff aus Herodot (III, 39—44) entnommen hatte. Er

übersandte an Goethe das Gedicht den 26. Juni mit der Bemerkung: „Es ist ein Gegenstück zu Ihren Kranichen (den Kranichen des Ibykus, die Goethe damals auch seinerseits auszuführen gedachte)“. In der Gestaltung und Erweiterung des überlieferten Stoffes erscheint hier in glänzendem Lichte die Gewandtheit, die Schiller besonders seinen dramatischen Arbeiten verdankte. Um das in der Quelle Zerstreute nach der Weise des Dramas zeitlich und räumlich zu koncentriren, brachte er den Aegypterkönig Amasis mit Polykrates zusammen, beschränkte die Zeit der Handlung auf zwei Tage, und theilte hiernach das Ganze in zwei Scenen, deren erstere, weitaus umfassendere in Samos auf dem Dache des königlichen Palastes am Meerstrande spielt, worauf mit Strophe 14 der Schauplatz in einen Saal des Palastes verlegt wird. Der Darlegung der Grundidee des Stückes läßt der Dichter eine Veranschaulichung des Herrscherglücks des Polykrates vorangehen. Um dieses recht lebendig und allseitig vor Augen zu führen, ersann er eine Reihe glücklicher Ereignisse, die in den Strophen 13 bis 18 dargestellt sind. Sie folgen, nach dramatischer Weise, rasch aufeinander, und führen uns das Glück des Polykrates nicht, wie bei Herodot, als ein fertiges, vollendetes, sondern als ein werdendes, sich erst vollendendes vor. An das reiche, bewegungsvolle Gemälde, welches uns diese Vollendung vergegenwärtigt, reiht sich dann gerade in der Mitte des Stücks als eine lebhafte kontrastirende Partie die Darlegung der Grundidee durch Amasis und die Schilderung ihres Eindrucks auf Polykrates (Str. 9—13). Nach dem Scenenwechsel eilt die erzählende Darstellung, gleichfalls in der Art des Dramas, in beschleunigtem Lauf dem Ziel entgegen. Das bei Herodot gegebene Motiv, das den Amasis zum Abbruch aller Verbindung mit Polykrates bestimmte („damit nicht, wenn ein arges Mißgeschick über Polykrates komme, solches auch ihm in der Seele weh thue, als um einen Gastfreund“), konnte der Dichter nicht brauchen. Freilich spricht auch das von ihm gewählte Motiv nicht sehr für treuausharrende Freundschaft seitens des Aegypterkönigs; aber es kam dem Dichter vor Allem darauf an, den Grundgedanken und die Grundempfindung des Stücks in recht sinnlicher Kraft hervortreten zu lassen. Den ägyptischen König ergreift ein Grausen, nicht allein des nahenden Verderbens wegen, das auch ihn mit fortzureißen droht, sondern weil der Freund nun offenbar rettungslos dem Götterneide verfallen ist. Ueberall ist es die schauerliche Ahnung einer geheimnißvollen, nahe und furchtbar drohenden höhern Macht, was in der Ballade die Seele des Königs beim Anblick des beispiellosen Glücks mit steigendem Erstaunen, Grauen und Ent-

setzen erfüllt. Wo dies Gefühl seinen Kulminationspunkt erreicht hat und den König zur Flucht treibt, bricht das Stück ab, und mit Recht; hörten wir doch oben den Dichter selbst andeuten, daß es ihm um die Darstellung einer Idee zu thun war.

Gegen Ende Juni trat in der Balladendichtung eine Pause ein, während welcher Schiller das Nadowessische Todtenlied dichtete und sich mit dem Glockenliede beschäftigte, ohne jedoch letzteres zu Ende zu führen. Vom 11. bis zum 18. Juli verweilte er in Weimar bei dem zur Abreise sich rüstenden Freunde, suchte nach der Heimkehr noch einige Lieder für den Almanach fertig zu machen, und griff dann den Ritter Toggenburg an, den er am 31. Juli beendigte. Wie diese Ballade hinsichtlich ihres überwiegend sentimentalen Charakters als ein Anachronismus, und wegen ihres geringen Gehalts an heroischen Elementen überhaupt unter Schiller's Balladen ziemlich isolirt dasteht, so ist sie auch den übrigen in der Behandlung des Stoffs und dem herrschenden Grundton unähnlich. Dieser ist, wie Götzinger ihn richtig bezeichnet, „lyrisch-idyllisch und gegen das Ende ruhig idyllisch." Unmittelbar vorher hatte sich Schiller, da der Almanach auch einige musikalische Kompositionen enthalten sollte, viel mit Liedern, die dazu etwa geeignet sein möchten, zu schaffen gemacht; vielleicht hat dies auf den Ton der Ballade eingewirkt. Kein Wunder, daß Körner *) sich von der Produktion besonders angezogen fand. Bei seinem Hange, an den Gedichten des Freundes seine Komponirlust zu üben, mußte ihm eine Ballade, die wie eigens darauf berechnet schien, höchlich zusagen.

In der ersten Hälfte des August ward unser Dichter, wie bereits erzählt, von einem Krankheitsanfall heimgesucht. Nothdürftig genesen, ging er an die Kraniche des Ibykus. Er und Goethe hatten verabredet, den Gegenstand beide, jeder auf seine Weise, zu behandeln. Am 19. Juli schrieb Goethe: „Ich wünsche, daß die Kraniche mir bald (gegen Süden) nachziehen mögen", worauf Schiller am 28. antwortete: „Vielleicht fliegt aus Ihrem Reiseschiff eine schöne poetische Taube aus, wo nicht gar die Kraniche ihren Flug von Süden nach Norden nehmen. Diese ruhen bei mir noch ganz." Auch Goethe fand auf der Reise keine Muße und Stimmung zur Ausführung des Plans. Erst am 17. August schrieb ihm Schiller: „Endlich erhalten Sie den Ibykus. Möchten Sie damit zufrieden sein! Die letzte Hand habe ich noch nicht daran legen können, da ich erst gestern Abend fertig geworden bin;

---

*) Briefwechsel mit Schiller IV, 99.

und es liegt mir viel daran, daß Sie die Ballade bald lesen, um von Ihren Erinnerungen noch Gebrauch machen zu können." Goethe ließ es an solchen um so weniger fehlen, als er nach dem Lesen des Schiller'schen Gedichtes seinerseits auf das Sujet verzichtete; er fühlte wohl, daß in der Ausführung, namentlich in der Darstellung des Eumenidenchors, sich mit dem Freunde nicht wetteifern ließ. Schiller benutzte seine in's Einzelne eingehenden Rathschläge und erhöhte dadurch noch bedeutend den Werth seiner herrlichen Produktion.

Wahrscheinlich war Schiller durch eine Stelle in Plutarch's Schrift über die Geschwätzigkeit auf den Stoff aufmerksam geworden; doch verschaffte er sich durch den kenntnißreichen und dienstwilligen Archäologen Böttiger noch mancherlei Notizen über Ibykus, das griechische Theater u. dgl. Der in der Ibykus-Sage sich kundgebende Glaube, daß der verborgenste Mord an das Licht der Sonne komme, spricht sich bei den verschiedensten Völkern in Legenden, Sagen und Märchen aus. Bekannt ist das Grimm'sche Märchen Die Sonne bringt es an den Tag, welches von Chamisso so schön bearbeitet worden ist. Hätte Goethe die Kraniche ausgeführt, so würde er wohl den Gegenstand ähnlich, wie Chamisso den seinigen, behandelt haben. Wie dieser die Sonne, so hätte er ohne Zweifel die Kraniche zum Haupthebel der Handlung gemacht, und das Ganze so durchgeführt, daß zwar nirgendwo ein unmittelbares Eingreifen der rächenden Gottheit erschienen, aber doch ein geheimes Walten der Nemesis dem ahnenden Gefühl nahe gelegt worden wäre. Schiller seinerseits dachte zunächst darauf, die fehlende Kontinuität in die Fabel zu bringen, wobei ihm wieder seine dramatische Praxis zu statten kam. Dann suchte er gleichfalls, wie Goethe es gethan haben würde, den Stoff mit einem ahnungsvollen Element zu imprägniren; allein hierbei mochte es ihm bedünken, als ob im bloßen Zufälligen die Wirkung des Ahnungsvollen nicht sicher und stark genug sei. Daher sah er sich anderwärts nach einem tiefern poetischen Motiv um, wodurch er, wie er es selbst ausdrückt, „die Stimmung für den Effekt", das Gefühl des Waltens einer rächenden Vergeltung, sicherer und stärker erzeugen könnte. Hier mußte ihn nun die von Plutarch überlieferte Notiz, daß die Mörder sich im Theater verriethen, leicht auf den Gedanken führen, zu seinem Zweck die antike tragische Dichtkunst mit ihrer durch Mimik, Tanz und Musik gesteigerten Gewalt zu Hülfe zu nehmen. Weil er aber damit ein Motiv wählte, das mit seinen eigenthümlichsten Gedanken und Empfindungen innigst verflochten war, so entwickelte er es mit solcher Vorliebe und Ausführlichkeit, daß sogar Schiller's geistvertrauter Freund Wilh. v. Humboldt die Grundidee des Gedichtes

verkennen und als solche die Gewalt künstlerischer Darstellung über die menschliche Brust bezeichnen konnte.

Goethe, von der im Eumenidenchor erfundenen Wendung lebhaft angesprochen, sah doch ungern das Princip, worauf er die Ballade hatte gründen wollen, so tief in den Hintergrund gedrängt. Aus dem Briefe, womit er die Zusendung des Gedichtes beantwortete, leuchtet ein, daß dieses in der ursprünglichen Gestalt die überlieferte Fabel gegen das eingeflochtene Motiv noch viel stärker zurücktreten ließ. „Der Kraniche“, schrieb Goethe, „sollten als Zugvögel ein ganzer Schwarm sein, die sowohl über den Ibykus, als über das Theater wegfliegen. Sie kommen als Naturphänomen und stellen sich so neben die Sonne und andere regelmäßige Erscheinungen. Auch wird das Wunderbare dadurch weggenommen, daß es nicht eben dieselben zu sein brauchen; es ist vielleicht nur eine Abtheilung des großen wandernden Heeres und das Zufällige macht eigentlich, wie mich dünkt, das Ahnungsvolle und Sonderbare in dieser Geschichte.“ Im nächsten Briefe (vom 23. August) fügte er noch hinzu: „Ich wünschte, da Ihnen die Mitte so sehr gelungen ist, daß Sie auch noch an die Exposition einige Verse wendeten. Meo voto würden die Kraniche schon von dem wandernden Ibykus erblickt; sich als Reisenden verglich er mit den reisenden Vögeln, sich als Gast mit den Gästen, zöge daraus eine gute Vorbedeutung, und riefe alsdann unter den Händen der Mörder die schon bekannten Kraniche, seine Reisegefährten, als Zeugen an. Sie sehen, daß es mir darum zu thun ist, aus diesen Kranichen ein langes und breites Phänomen zu machen, das sich wieder mit dem langen verstrickenden Faden der Eumeniden nach meiner Vorstellung gut verbinden würde.“ Schiller ging mit freudigem Dank auf diese Rathschläge ein, gab den Kranichen, die, wie er einräumte, „doch einmal die Schicksalshelden sind“, eine größere Breite und Wichtigkeit, und schuf so mit des Freundes treulicher Beihülfe das Gedicht in seiner gegenwärtigen Vollendung.

Interessant sind die Verhandlungen, welche diese Dichtung und der Ring des Polykrates zwischen Körner einer-, und Humboldt und Goethe anderseits hervorriefen. Körner behauptete, der eigentliche Stoff einer Ballade müsse „höhere menschliche Natur in Handlung“ sein; in beiden Produktionen vermisse er dies; das Schicksal könne nie der Held eines solchen Gedichtes werden, wohl aber ein Mensch, wie Prometheus, der mit dem Schicksal kämpft. Goethe hielt den Begriff, aus dem der Dresdener Freund die beiden Gedichte beurtheilte, für zu enge; er wollte sie als eine neue, den Kreis der Poesie erweiternde Gattung betrachtet und durchaus nicht mit denjenigen Gedichten, welche abstrakte Ideen

symbolisiren, verwechselt wissen. Mit Humboldt gerieth Körner, wie er meldete, über die Frage in einen förmlichen Federkrieg. Schiller fand des Freundes Tadel nicht ungegründet; er hielt die Gattung für „eine zwar zulässige, aber nicht der höchsten poetischen Wirkung fähige." Wirklich scheinen diese Debatten nicht ohne Einfluß auf seine weiterhin entstandenen Balladen geblieben zu sein; denn in diesen sehen wir überall den Helden stärker hervortreten.

Die letzte dem Jahr 1797 angehörige Ballade Schiller's ist Der Gang nach dem Eisenhammer. Am 22. September schrieb er an Goethe: „Die letzten acht Tage habe ich für den Almanach nicht verloren. Der Zufall führte mir noch ein recht artiges Thema zu einer Ballade zu, die auch größtentheils fertig ist, und den Almanach, wie ich glaube, nicht unwürdig schließt." Nach seinem Kalender wurde sie am 25. September beendigt. Des Dichters Quelle war die Novellensammlung Les Contemporaines (1780) von Rétif de la Bretonne, in deren neunter Novelle die Geschichte als Einschiebsel vorkommt. Schiller folgte hier seiner Quelle so genau, wie kaum in einer andern Ballade. So gestaltete sich schon gleich der Anfang ganz anders, als gewöhnlich in seinen Gedichten dieser Art. Wir werden nicht mitten in die Handlung versetzt, sondern zunächst mit der Hauptperson und ihren Verhältnissen bekannt gemacht, — eine Art des Eingangs, worin nur noch „Hero und Leander" unserem Stücke verwandt ist. Auch weiterhin folgt die Darstellung dem Gange der Ereignisse. Es wird nicht dem dramatischen Balladenstyl unseres Dichters gemäß, das räumlich und zeitlich Zerstreute in Eine oder in ein Paar Scenen zusammengezogen; die Handlung spinnt sich durch zwei Tage hindurch von Ort zu Ort. Um so sorgfältiger ist aber die innere Kontinuität derselben gewahrt. Dieser epische Styl scheint hier ganz an der Stelle, da Fridolin kein streitender dramatischer Held ist, sondern sich leidend verhält; und der schlichte, ruhige, mildwarme volksthümliche Ton, der sich damit verbindet, entspricht vortrefflich der tief aus dem religiösen Volkssinne geschöpften Grundidee: Die fromme Unschuld steht unter Gottes Schutz, und der boshafte Verläumder gräbt sich selbst eine Grube.

Halten wir nun noch eine flüchtige Ueberschau über die anderweitigen kleinern Gedichte Schiller's aus dem Jahre 1797, so begegnet uns zunächst eine kleine Gruppe von Epigrammen, spärliche Nachzügler jenes reichen Schwarms des vorigen Jahres. Im Musenalmanach für 1798 sind unter Schiller's Namen nur vier aufgeführt: Der Obelisk, Der Triumphbogen, Die schöne Brücke, Das Thor. Es findet sich darin aber, mit E. unterzeichnet, das Epi-

gramm Die Peterskirche, welches Schiller durch Aufnahme in die Gedichtsammlung als sein Eigenthum anerkannt hat. Ohne Zweifel gehören unserm Dichter auch noch die folgenden zwei Epigramme an, die gleichfalls die Chiffre E. haben, und zugleich durch ihren Inhalt, wie ihre antithetische Ausdrucksform auf Schiller hinweisen, aus seiner Gedichtsammlung jedoch ausgeschlossen worden sind:

Die Urne und das Skelet.

In das Grab hinein pflanzte der menschliche Grieche das Leben,
Und du, thöricht Geschlecht, stellst in das Leben den Tod.

Das Regiment.

Das Gesetz sei der Mann in des Staats geordnetem Haushalt,
Aber mit weiblicher Huld herrsche die Sitte darin.

Ferner kam unser Dichter im Jahr 1797 auf eine Strophenform, aus sechs jambischen oder jambisch-anapästischen Dimetern bestehend, die er für eine Reihe lyrisch-didaktischer Gedichte, und außerdem noch in dem (diesem Jahre angehörigen) Reiterliede im Wallenstein, und später in dem Gesellschaftsliede kultur-historischen Inhalts, den vier Weltaltern, angewandt hat. Nach diesem Schema dichtete er 1797 Licht und Wärme („Der beßre Mensch tritt in die Welt"), Breite und Tiefe („Es glänzen Viele in der Welt"), Die Worte des Glaubens („Drei Worte nenn' ich euch inhaltschwer"), denen er zwei Jahre später ein Gegenstück, Die Worte des Wahns, hinzufügte, und Hoffnung („Es reden und träumen die Menschen viel"). Nur das erstgenannte ist in der rein jambischen Form gedichtet; in allen andern herrscht der raschere jambisch-anapästische Rhythmus. Es ist merkwürdig, daß ein Metrum von so lebendiger Bewegung eine Lieblingsform des Dichters für die Darstellung ernster ethischer Ueberzeugungen werden konnte. Wie glücklich aber diese Form gewählt ist, in deren bewegungsvollem Rhythmus sich die warme Gemüthstheilnahme des Dichters an den ausgesprochenen Wahrheiten kund gibt, das beweist die außerordentlich beifällige Aufnahme, welche diese didaktischen Lieder sogleich bei der Nation fanden. Sie gehören noch jetzt zu den beliebtesten Erzeugnissen der Schiller'schen Gedankenlyrik.

An anderweitigen Liedern aus dem Jahr 1797 sind zunächst noch ein Kriegerlied und eine Todtenklage zu erwähnen. Das ungemein kräftige Reiterlied in Wallensteins Lager, welches Schiller den 7. April an Körner sandte, wurde von ihm selbst durch Aufnahme in den Almanach für 1798 als ein selbständiges poetisches Gebilde anerkannt,

und sollte daher in der Gedichtsammlung nicht fehlen. In älteren Theaterexemplaren und Kommersbüchern findet sich noch folgende Strophe (am Schluß), die Schiller vielleicht ihrer schlagenden temporellen Beziehung wegen unterdrückt hat:

> Auf des Degens Spitze die Welt jetzt liegt,
> Drum froh, wer den Degen jetzt führet!
> Und bleibt ihr nur wacker zusammengefügt,
> Ihr zwinget das Glück und regieret.
> Es sitzt keine Krone so fest, so hoch,
> Der muthige Springer erreicht sie doch.

Die Nadowessische Todtenklage (später vom Dichter selbst umgetauft in Nadowessiers Todtenlied) entstand um den Anfang Juli. Der Stoff ist aus Carver's Reisen durch die innern Gegenden von Nord-Amerika (Aus dem Englischen, Hamburg 1780, S. 333) entnommen. Goethe schrieb am 5. Juli: „Ihr Todtenlied, das hier zurückkommt, hat seinen ächten realistisch-humoristischen Charakter, der wilden Naturen in solchen Fällen so wohl ansteht. Es ist ein großes Verdienst der Poesie, uns auch in diese Stimmungen zu versetzen, so wie es verdienstlich ist, den Kreis der Poesie immer zu erweitern." Schiller hatte Lust, noch vier oder fünf solcher Lieder nachfolgen zu lassen, „um diese Natur, in die er einmal eingegangen, noch durch mehrere Zustände durchzuführen", — ein Gedanke, der leider unausgeführt geblieben ist; und daran waren wohl Humboldt's abfälliges Urtheil, der an dem Nadowessischen Liede seines Stoffs wegen „ein Grauen fand", und Körner's Bemerkung schuld, „daß Schiller eigentlich doch seine Zeit besser, als zu solchen Liedern, anwenden könne."

Weiter haben wir einer Gruppe lyrischer Situationsgedichte zu gedenken, welche dieser Zeit angehören. Goedeke meint, sie seien dem romantischen Epos zugedacht gewesen, dessen Schiller im Briefe an Humboldt vom 5. Oktober 1795 erwähnte. Mir däucht es viel wahrscheinlicher, daß der Wunsch, auch seinerseits einiges ächt Lyrische zum Musenalmanach beizusteuern, ihn zu diesen Produktionen angeregt habe. Woher sollte er aber, bei der Einförmigkeit seiner Lebensbeziehungen und bei seiner Scheu vor dichterischer Behandlung der ihn am nächsten und innigsten berührenden Verhältnisse, den Stoff zu Liedern dieser Art anders entnehmen, als aus fremden und fingirten Situationen? Wenn er in einigen dieser Lieder die Liebe in höhere Gesellschaftssphären verlegte, so kann das nicht befremden, da ja die nebenherlaufende dramatische Arbeit seine Gedanken in jenen vornehmern Kreisen festhielt. Das hieher gehörige Gedicht An Emma (im Almanach 1798

Elegie an Emma überschrieben), worin ein Liebender seinen Schmerz über die Untreue der Geliebten ergießt, erinnert an jenes frühere Gedicht verwandten Inhalts: „Träum' ich? ist mein Auge trüber?", welches ebenfalls eine fingirte Situation zu behandeln scheint, ist aber zarter und milder gehalten. Im Inhaltsverzeichniß der ältern Ausgaben trägt es die Jahreszahl 1796; wenn diese richtig ist, muß es erst spät im Jahre, nach dem Druck des Almanachs für 1797, entstanden sein, da Schiller bei der Noth, die es ihm machte, den Almanach hinreichend auszustatten, mit dem fertigen Liede nicht würde zurückgehalten haben. Die schönen Stanzen, Die Begegnung überschrieben, erschienen in den Horen 1797 (Stück 10). Hier rührt und gewinnt der arme, bescheidene Sänger das Herz der hochgestellten, herrlichen Jungfrau; es ist der Triumph der Liebe des Genius über das „rohe Glück". Ein Paar ausgezeichneter Pendants zueinander bilden Das Geheimniß und Die Erwartung. Ist gleich das Geheimniß in formaler Beziehung keineswegs nachlässig behandelt so wird es doch von der Erwartung in künstlerischer Vollendung der Form weit übertroffen. Letztere ist wohlklingender, metrisch kunstreicher ausgeführt, schöner gegliedert und besonders schöner abgeschlossen. Auch im innern Gehalt tritt ein bedeutender Unterschied hervor. Das Geheimniß ist mehr von Reflexion durchdrungen und daher ruhigern Charakters; in der Erwartung verschwinden die ideellen und beschreibenden Bestandtheile in dem reichfluthenden Erguß der Empfindungen. Dieser innere Verschiedenheit entsprechend hat der Dichter auch für jedes Stück eine andere Tageszeit und ein anderes Lokal angenommen. Im Geheimniß herrscht der helle Tag, die Zeit des klaren Bewußtseins, in der Erwartung der hereinbrechende Abend, welcher den Geist zu einem träumerischen Umherschaukeln auf dem Strom der Gefühle stimmt; im Geheimniß harrt der Liebende in einem Buchenzelt, das ihn dem Auge der Welt, und die Welt seinem Auge verhüllt, in der Erwartung ist dem Harrenden der Blick in eine Umgebung geöffnet, worin er überall den Wiederschein seiner Gefühle sieht. Die Entstehungszeit der Erwartung steht nicht ganz fest. In den ältern Ausgaben von Schiller's Gedichten ist sie dem Jahr 1796 zugetheilt. Das ist gewiß ein Irrthum; höchstens gehört sie der Konception nach jenem Jahre an. Eine Produktion von solcher Vollendung hätte der Dichter, wenn sie fertig gewesen wäre, für den Almanach früher verwerthet, als im Jahrgange 1800, worin sie zuerst erschien.

Schließlich seien im Vorbeigehen noch zwei Gelegenheitsgedichte erwähnt. Das eine „Zum Geburtstage der Frau Gries-

bach, in Karl Schiller's Namen", stammt wohl nicht, wie Hoffmeister annahm, aus dem Jahr 1796, wo Schiller's ältester Sohn am Geburtstage der Kirchenräthin Griesbach (28. April) erst zwei und ein halbes Jahr alt war, sondern wahrscheinlich aus dem Jahr 1797, womit sich das vorliegende Kapitel beschäftigt hat. Der kindliche Ton ist in diesen leicht hingeworfenen Versen glücklich durchgeführt. Das andere Gelegenheitsgedicht, „An Demoiselle Slevoigt, bei ihrer Verbindung mit Herrn Dr. Sturm, von einer mütterlichen und fünf schwesterlichen Freundinnen", ist ein Seitenstück des Epithalamions, das Schiller als Jüngling in Bauerbach dichtete, kürzer gefaßt und zarter behandelt, als jenes, aber aus gleich ernster Lebensanschauung hervorgegangen.

Sechstes Kapitel.

Rückblicke. Konce[illegible]r und Anfänge des Wallenstein. Das Jahr 1798. Wechselwirkung Goethe's und Schiller's aufeinander. Todesurtheil der Horen. Wiederholte Krankheitsanfälle. Interesse für eine Schrift Humboldt's und für Goethe's Propyläen. Gedichte für den Almanach. Der Kampf mit dem Drachen. Die Bürgschaft. Das Eleusische Fest. Vollendung und Aufführung von Wallenstein's Lager. Beendigung der Piccolomini.

Einer hochwichtigen Epoche in dem Leben unsers Dichters sind das vorliegende und das folgende Kapitel gewidmet. Wir sehen ihn hier die ganze Energie seines Geistes zusammennehmen, um die letzte, sonnigste Höhenstrecke seiner Dichterlaufbahn zu erklimmen, auf welcher er alsdann in stetiger Richtung, das klarerkannte Ziel im Auge, weiter schreitet, nimmer ermüdend oder verzagend, vielmehr mit jedem Fortschritt, wie an Kunsteinsicht und Kunstfertigkeit, so auch an Muth und Schaffenslust wachsend. Die Sonne des Dramas steigt empor, um den Rest seiner Lebensbahn glänzend zu beleuchten. Lyrik und Epik treiben nur noch vereinzelte Sprossen; Philosophie und Geschichte haben sich

ganz in den Dienst seines dramatischen Genies gestellt. Die Tragödie Wallenstein war es, die seine Geistesrichtung für die noch übrigen, leider allzu wenigen Jahre bestimmte.

Wir wissen aus Früherm, daß der Erfolg seines Don Karlos nicht gerade geeignet war, ihn zu neuen Versuchen auf dem dramatischen Gebiet zu ermuntern, und überdies finanzielle Bedrängnisse ihn auf längere Zeit zu lukrativern Arbeiten zwangen. Doch nichts vermochte das Gefühl, daß das Feld der Tragödie ihm die schönsten und höchsten Preise verspreche, ganz in ihm zu ersticken. Ein paarmal versuchte er den Menschenfeind fortzuführen; aber im Sommer 1788 erwuchs diesem Plan ein Nebenbuhler um seine Gunst in den Maltesern, die um so mehr Anziehungskraft für ihn hatten, als er glaubte, sie in der Art und Weise der ihm lieb gewordenen griechischen Tragiker behandeln zu können. Doch auch zur Durchführung dieses Plans fehlte die Zeit. Ein stärkeres Herzensinteresse hielt ihn bei andern Arbeiten fest, mittelst deren er eine mehr gesicherte äußere Lebensstellung, und dadurch Lottens Hand zu erringen hoffte. Mitunter auch quälten ihn Zweifel an seinem Dichterberuf überhaupt, und wenn er sich darüber beruhigter fühlte, so schwankte er zwischen Epos und Drama. Der Leser erinnert sich wohl des Plans einer Friedericiade und der Wandlung, welche dieser erfuhr. In dergleichen Lebensfragen pflegte er sich um Rath an seine Freunde, an Körner, Dalberg, und später an Humboldt zu wenden. Dalberg antwortete im Jahr 1790 auf eine solche Anfrage: „Ich wage es nicht zu bestimmen, was Schiller's allumfassender, allbelebender Geist unternehmen soll", und erst, als der Fragende sich nicht dabei beruhigte, erklärte er sich „schüchtern und ungern" dahin, es sei zu wünschen, daß Schiller in ganzer Fülle dasjenige leiste, was er leisten könne, und dieses vermöge er im Drama — ein Urtheil, welchem sowohl Wieland im Damen-Kalender für 1792 (Vorwort zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges), als Johannes Müller beistimmte, der sich zu derselben Zeit äußerte, Schiller sei berufen, Deutschlands Shakespeare zu werden. Als einige Jahre später (im Oktober 1795) die Frage wieder zwischen dem Dichter und Humboldt zur Verhandlung kam, gab dieser gleichfalls die Erklärung ab: „Den schönsten und Ihrer am meisten würdigen Kranz bietet Ihnen die dramatische Poesie, vorzüglich in der einfachen heroischen Gattung". Folgerecht gab Humboldt den Maltesern, weil sie geeigneter zu einer einfachen Behandlung waren, den Vorzug vor Wallenstein, obgleich er das letztere Sujet an sich für größer hielt.

Die erste Konception des Wallenstein war jüngern Datums, als

die der Malteser, reicht aber doch weit in frühere Jahre zurück. Ohne Zweifel hatte Schiller schon bei den Vorarbeiten zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges sich den Charakter und das tragische Ende des großen Feldherrn darauf angesehen, ob darin der Stoff zu einer Tragödie liege. Einen Entschluß hierüber scheint er erst zu Anfange des Jahrs 1791 während seines Aufenthalts in Erfurt bei Dalberg gefaßt zu haben. „Es ist mir jetzt noch einmal so wohl", schrieb er gleich nach der Heimkehr den 12. Januar an Körner; „denn seit meiner Erfurter Reise bewegt sich wieder der Plan zu einem Trauerspiel in meinem Kopf, und ich habe einen Gegenstand für abgerissene poetische Momente". Das Leidensjahr 1791 war zur Ausführung eines so großartigen und verwickelten Sujets nicht angethan. Nur während des Aufenthalts zu Karlsbad im Juli scheint er sich mit dem Gegenstande etwas eingehender beschäftigt zu haben; auch besuchte er die Stätte, wo Wallenstein's Laufbahn endete, und studirte, behufs der Schilderung seines Heeres, die Physiognomie des östreichischen Militärs in Böhmen. Dann aber legte wieder die Leichtigkeit, womit er als Rekonvalescent einen Theil der Aeneis in Stanzen übertrug, den Gedanken an ein selbstzuschaffendes Epos nahe. Im Frühling des nächsten Jahrs (am 25. Mai) schrieb er an Körner, es „jucke ihm die Feder nach dem Wallenstein". Als er jedoch im Herbstanfange die Bürde des dreißigjährigen Krieges abgeschüttelt hatte, war ihm, wie er dem Freunde meldete, „ordentlich bange" bei der wiedergewonnenen Geistesfreiheit. „Vor einem größern Ganzen", schrieb er, „fürchte ich mich noch; daher zweifle ich, ob der Wallenstein sogleich an die Reihe kommen wird". Während seines Aufenthalts in Schwaben entwarf er in krankheitsfreiern Stunden einige Scenen in Prosa. Nach der Rückkehr drängten die Horen und der Musenalmanach das Drama in den Hintergrund, und zugleich hielt ihn sein innerer Zustand von ernstlichem Eingehen auf dasselbe ab. Damals, wo er im Begriffe stand, von der Philosophie zur Poesie zurückzukehren, hatte sein Geist zur dramatischen Dichtkunst überhaupt noch gar nicht das rechte Verhältniß. Ein Schauspiel, welcher Art es auch sein mochte, war ein ungeeignetes Organ für die Ideenmasse, die sich in ihm angesammelt hatte. Er mußte erst durch die Ideen- und die Xeniendichtung hindurch, ehe er, seiner philosophischen Bürde entladen, bei einer mehr objektiven Poesie und dem Drama anlangte. Der Idealist mußte viel Realistisches in sich aufgenommen haben, bevor er sich an die Darstellung eines Charakters wie Wallenstein wagen durfte.

In der hierzu erforderlichen Gemüthsverfassung fühlte er sich erst

im Frühjahr 1796. Am 21. März schrieb er an Humboldt: „Ich bin jetzt wirklich und in allem Ernste bei meinem Wallenstein und habe die letzten fünf Tage dazu angewendet, die Ideen zu revidiren, die ich in verschiedenen Perioden darüber niederschrieb. Groß war freilich dieser Fund nicht, aber auch nicht ganz unwichtig . . . Vordem legte ich das ganze Gewicht in die Mehrheit des Einzelnen; jetzt wird Alles auf die Totalität berechnet, und ich werde mich bemühen, denselben Reichthum im Einzelnen mit eben so vielem Aufwand von Kunst zu verstecken, als ich sonst angewandt ihn zu zeigen. Wenn ich es auch anders wollte, so erlaubte es mir die Natur der Sache nicht; denn Wallenstein ist ein Charakter, der, als ächt realistisch, nur im Ganzen, aber nie im Einzelnen interessiren kann. Was ich in meinem letzten Aufsatz über den Realismus gesagt, ist von Wallenstein im höchsten Grade wahr. Er hat nichts Edles, er erscheint in keinem einzelnen Lebensakt groß, er hat wenig Würde u. dgl.; ich hoffe aber nichtsdestoweniger auf rein realistischem Wege einen dramatisch großen Charakter in ihm aufzustellen, der ein ächtes Lebensprincip in sich hat. Vordem habe ich, wie im Posa und Karlos, die fehlende Wahrheit durch schöne Idealität zu ersetzen gesucht; im Wallenstein will ich es probiren, durch die bloße Wahrheit für die fehlende Idealität (die sentimentalische nämlich) zu entschädigen. Die Aufgabe wird dadurch schwerer, und folglich auch interessanter, daß der eigentliche Realismus den Erfolg nöthig hat, den der idealische Charakter entbehren kann. Unglücklicher Weise hat aber Wallenstein den Erfolg gegen sich, und nun erfordert es Geschicklichkeit, ihn auf der gehörigen Höhe zu erhalten. Seine Unternehmung ist moralisch schlecht und verunglückt physisch. Er ist im Einzelnen nie groß und kommt im Ganzen um seinen Zweck. Er berechnet Alles auf die Wirkung, und diese mißlingt. Er kann sich nicht, wie der Idealist, in sich selbst einhüllen und über die Materie erheben, sondern er will die Materie sich unterwerfen und erreicht es nicht. Sie sehen, was für delikate und verfängliche Aufgaben hier zu lösen sind; aber mir ist nicht bange. Daß Sie mich auf diesem neuen und mir fremden Wege mit einiger Besorgniß werden wandeln sehen, will ich wohl glauben. Aber fürchten Sie nicht zu viel. Es ist erstaunlich, wie viel Realistisches schon die zunehmenden Jahre mit sich bringen, wie viel der anhaltende Umgang mit Goethe und das Studium der Alten, die ich erst nach dem Karlos habe kennen lernen, bei mir nach und nach entwickelt haben.

Dem Leser ist bekannt, wie Vieles im Lauf des Jahres 1796 einer stetigen Fotführung des Wallenstein in den Weg trat. Ende November

berichtete Schiller an Körner, das Werk liege noch immer form- und endlos vor ihm da, der Stoff sei höchst ungeschmeidig und habe als eine Staatsaktion alle Unarten an sich, die eine politische Handlung nur haben könne: ein unsichtbares, abstraktes Objekt, kleine und viele Mittel, zerstreute Handlungen, einen furchtsamen Schritt, eine viel zu kalte und trockene Zweckmäßigkeit, die, weil das Unternehmen schließlich mißlingt, nicht zu einer poetischen Größe erwachse. Zudem vermöge er die Basis, worauf der Held seinen Entwurf gründet, und das, was ihn zum Scheitern bringt, die Stimmung der Armee, den Hof, den Kaiser, nur mit unsäglicher Kunst und Mühe sich vor die Phantasie und im Stück zur Anschauung bringen. Auch seien Wallenstein's Leidenschaften, Rach- und Ehrsucht, von der kältesten Gattung; sein Charakter sei niemals edel, und dürfe es nicht sein; er könne durchaus nur furchtbar, nie eigentlich groß erscheinen; und da, um ihn nicht zu erdrücken, nichts Großes gegenübergestellt werden dürfe, so fühle sich der Dichter niedergehalten. Stoff und Gegenstand seien so sehr außer ihm, daß er ihnen kaum eine Neigung abgewinnen könne. Zwei Figuren (Max und Thekla) ausgenommen, behandle er alle Charaktere, besonders den Hauptcharakter, nur mit der Theilnahme des Künstlers, — und dennoch sei er für die Arbeit begeistert und von der Hoffnung eines trefflichen Erfolges erfüllt. „Gerade so ein Stoff", schrieb er, „mußte es sein, an dem ich mein neues dramatisches Leben eröffnen konnte. Hier, wo ich nur auf der Breite eines Scheermessers gehe, wo jeder Seitenschritt das Ganze zu Grunde richtet, kurz, wo ich nur durch die einzige innere Wahrheit, Nothwendigkeit, Stetigkeit und Bestimmtheit meinen Zweck erreichen kann, muß die entscheidende Krise mit meinem poetischen Charakter erfolgen". Um aber Behufs einer reichern Belebung seiner Figuren und der Handlung seine Phantasie möglichst zu befruchten, vertiefte er sich von Neuem mit Eifer in das Quellenstudium und durchstöberte das Theatrum Europæum, Murr's Beiträge, Chemnitz' schwedischen Krieg, Pelzel's Geschichte von Böhmen, den Weimar'schen Feldzug von Engelsüß u. a. Schriften. Ueber die sprachliche Form der Ausführung waren seine poetischen Gewissensräthe Humboldt und Körner entgegengesetzter Meinung. Letzterer war für Jamben, Humboldt für ungebundene Rede, und Schiller stimmte diesem vorläufig mit Rücksicht auf die theatralische Vorstellung bei. Am Schlusse des Jahrs 1796 gerieth er über dem „Anstaltmachen und Meditiren" ins Ausführen hinein und sprach am 27. December gegen Körner die Hoffnung aus, den ersten Akt in einigen Wochen zu vollenden.

Trotz dieser großen Arbeitslust förderte auch das Balladenjahr 1797 das große Werk noch lange nicht zum Ziel. Krankheitsanfälle, Sorgen für den Almanach, die Schwierigkeiten der Aufgabe, die er sich gesteckt hatte, die Gewissenhaftigkeit, womit er seine dramatischen Pflichten erwog — dies alles ließ die Arbeit um so langsamer fortrücken, als er dazwischen die Poetik des Aristoteles las, Tragödien des Sophokles und Shakespeare studirte und mit Goethe über den Unterschied des Epos und des Dramas conferirte. Als er im Mai sein Gartenhaus bezogen hatte, entwarf er, um sich die Uebersicht seines Dramas zu erleichtern, ein Scenarium desselben. Zur Einführung in das Ganze dichtete er ein Vorspiel in Reimversen, auf deren Wahl, wie es scheint, Goethe's Faust Einfluß hatte, und freute sich herzlich, daß dieser „erste dramatische Austritt nach vollen zehn Jahren" den Beifall des Dresdener Freundes gewann. „Ueberraschend", schrieb Körner den 25. Juni, „war mir besonders das Goethe'sche in der Behandlung. Ich kenne diese Welt nur aus Beschreibungen; aber es gibt Bilder, die man ähnlich finden muß, ohne das Original gesehen zu haben. Eine glückliche Idee war es, den zwei poetischen Menschen, dem Kuirassier und dem Jäger, den prosaischen Wachtmeister mit allen Eigenheiten des Unterofficiers entgegenzustellen. Auch die Tieffenbacher sieht man lebendig vor sich, und sie machen einen starken Kontrast mit den Uebrigen. Die eingewebten komischen Züge, die mich wieder in meinem Glauben an dein Talent zum Lustspiel bestärken, geben dem Gemälde noch mehr Wahrheit". Die Sorge für den Musenalmanach, besonders die Beschäftigung mit der Ballade, machte nun wieder eine starke Diversion, so daß beim Herannahen des Winters das Werk ganz unvollendet mit seinem Verfasser aus dem Garten in die Stadt zurückging.

Im November verwandelte der Dichter die prosaische Sprache des bis dahin Ausgeführten in Jamben und beschloß, auch in dem weiter zu Dichtenden die Prosa zu vermeiden. Bei dieser Metamorphose kam ihm der enge Zusammenhang von Stoff und Form in der Poesie recht zum Bewußtsein. Er befand sich, wie er selbst sagt, bei der metrischen Form unter einer ganz andern Gerichtsbarkeit. Sogar viele Motive, die in der prosaischen Ausführung recht gut am Platz zu sein schienen, konnte er jetzt nicht mehr brauchen. Sie seien, schrieb er an Goethe, nur für den gewöhnlichen Hausverstand gut gewesen; aber der Vers fordere schlechterdings Beziehungen auf die Einbildungskraft. Man solle überhaupt Alles, was sich über das Gemeine zu erheben bestimmt sei, wenigstens anfänglich in Versen entwerfen;

denn das Platte komme, in gebundener Rede ausgesprochen, recht ans Licht. Auch leiste der Rhythmus für das Drama noch dieses Große, daß er, indem er alle Charaktere nach einem Gesetz behandele und in einer Form ausführe, den Dichter und den Leser nöthige, von allem noch so charakteristisch Verschiedenen etwas Allgemeines, rein Menschliches zu verlangen. Er bilde gleichsam die Atmosphäre für die poetische Schöpfung; das Gröbere bleibe zurück, nur das Geistige könne von diesem dünnen Element getragen werden. Indem er sich nun aber an die metrische Bearbeitung machte, ward er durch die Jamben noch mehr ins Breite getrieben, so daß der erste Akt einen größern Umfang bekam, als drei Akte der Iphigenie von Goethe. Dieser, dem er den Mißstand klagte, fand es sehr natürlich, daß der Rhythmus ins Breite locke, da jede poetische Stimmung es sich und Andern gern bequem machen möchte, und warf bei dieser Gelegenheit die Frage hin: „Sollte Sie der Gegenstand nicht am Ende noch gar nöthigen, einen Cyklus von drei Stücken aufzustellen?"

Damit stehen wir wieder vor dem Jahr 1798, bei welchem unsere Biographie mit dem Schlusse des vorigen Kapitels angelangt war. Schiller sprach in seiner Neujahrsgratulation an Goethe für sich selbst den Wunsch aus: „Möchte auch mir in diesem Jahre die Freude bescheert sein, das Beste aus meiner Natur in einem Werke zu sublimiren, wie Sie es mit der Ihrigen (in Hermann und Dorothea) gethan haben". In den nächsten Tagen, als er seine Arbeit von fremder Hand reinlich geschrieben vor sich sah, berichtete er mit großer Befriedigung dem Freunde: „Ich finde augenscheinlich, daß ich darin über mich selbst hinausgegangen bin, was die Frucht unsers Umgangs ist; denn nur der vielmalige kontinuirliche Verkehr mit einer so objektiv mir entgegenstehenden Natur, mein lebhaftes Hinstreben darnach und die vereinigte Bemühung, sie anzuschauen und zu denken, konnte mich fähig machen, meine subjektiven Gränzen so weit auseinanderzurücken." Goethe antwortete: „Wenn ich Ihnen zum Repräsentanten mancher Objekte diente, so haben Sie mich von der allzu strengen Beobachtung der äußern Dinge und ihrer Verhältnisse auf mich selbst zurückgeführt. Sie haben mich die Vielseitigkeit des innern Menschen mit mehr Billigkeit anschauen gelehrt. Sie haben mir eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht, was zu sein ich so gut als aufgehört hatte."

Leider befand sich Goethe, als er dieses schrieb, eben in einer Phase seiner Geistesentwickelung, die seiner dichterischen Produktivität keineswegs günstig war. Diese stockte seit seiner Schweizerreise und

kam längere Zeit hindurch nicht wieder in rechten Fluß. Eine der Ursachen dieser Erscheinung lag, wie er selbst fühlte (Brief an Schiller vom 6. Januar) in der allzu großen geistzersplitternden Fülle und Vielartigkeit des Materials, das ihm die Reise zugeführt hatte; eine zweite in der Einwirkung seines über die Alpen heimgekehrten Freundes Meyer, der ihm, wie er in den Annalen sagt, „das lebendigste Italien zurückbrachte“ und dadurch seinen alten Enthusiasmus für die bildende Kunst wieder aufregte. Aber auch das Verhältniß zu Schiller begann jetzt auf Goethe einen Einfluß zu üben, der seiner dichterischen Thätigkeit nicht förderlich war *). Die beiden Freunde hatten nach und nach Vieles von ihren verschiedenen Naturen gegeneinander ausgetauscht. Durch Schiller's Geistesenergie fortgerissen, wandte sich Goethe jetzt eine Zeit lang der Spekulation zu, und darüber erkaltete nothwendig seine Darstellungslust; denn, wie Schiller in einem Briefe treffend bemerkte, beide Geschäfte, Reflexion und Produktion, die bei ihm selbst nur allzusehr sich ineinander verflochten, hielten sich in Goethe durchaus getrennt, weßhalb denn auch jedes als Geschäft so rein ausgeführt wurde. Es war natürlich, daß jetzt, bei dem Nachlassen der poetischen Stimmung, in Goethe wieder die durch Schiller etwas zurückgedrängte Liebe zur Naturforschung hervortrat. Allein auch diese nahm, und zwar wieder in Folge der Einwirkung des Freundes, einen mehr spekulativen Charakter an. So setzte ihm Schiller eine weitläufige Instruktion auf, wie er die optischen Erscheinungen nach den Kantischen Kategorien ordnen und bestimmen könne, und leistete bisweilen sogar im Einzelnen Beistand. Er war es, wie Goethe selbst erzählt, welcher ihm den lange aufhaltenden Zweifel über die Ursache der Verwechselung der Farben bei gewissen Menschen dahin entschied, daß diesen die Empfänglichkeit für das Blaue fehle. Am Ende seiner Farbenlehre gedenkt Goethe rühmend des fördernden Antheils seines Freundes an den chromatischen Forschungen. „Durch die große Natürlichkeit seines Genies“, sagt er, „ergriff Schiller nicht nur schnell die Hauptpunkte, worauf es ankam, sondern auch, wenn ich manchmal auf meinem beschaulichen Wege zögerte, nöthigte er mich durch seine reflektirende Kraft, vorwärts zu eilen, und riß mich gleichsam an das Ziel, wohin ich strebte.“

Während Schiller im Januar 1798 sich mit wachsendem Eifer dem Wallenstein hingab, und sogar daran dachte, wenn er erst durch einige Stücke das Publikum gewonnen hätte, „einmal etwas recht Böses zu

*) Näheres in meinem Leben Goethe's III, 392 ff.

thun und eine alte Idee mit Julian dem Apostaten auszuführen": wurden ihm seine Horen so zur Last, daß er beschloß, sie eingehen zu lassen. Am 26. Januar schrieb er an Goethe: „Eben habe ich das Todesurtheil der drei Göttinnen Eunomia, Dike und Irene unterschrieben. Weihen Sie diesen edlen Todten eine fromme christliche Thräne, die Kondolenz aber wird verbeten." Cotta hatte im vergangenen Jahre nur eben die Kosten herausgeschlagen, war jedoch zur Fortsetzung der Zeitschrift bereit; allein Schiller hatte von dem Unternehmen bei geringem Geldgewinn unaufhörliche Sorgen und zeitraubende Geschäfte und glaubte durch einen raschen Entschluß sich davon befreien zu müssen. Hätte er nur eben so leicht das schlimmere Kreuz, das er zu tragen hatte, seine Kränklichkeit, abschütteln können! Schon im Januar quälte ihn eine hartnäckige Halsverschleimung, mit Fieber verbunden. Im Februar brachte ihm die nasse Witterung Schnupfen, der ihm den Kopf so einnahm, daß er an sein großes Werk nicht denken durfte. Erst im März wagte er sich einmal wieder in die freie Luft; aber nachdem er vierzehn Tage leidlich wohl gewesen war, ergriff ihn neues Unwohlsein. So rückte der Wallenstein zu seinem Kummer bei Weitem langsamer vorwärts, als er gehofft hatte, und es gereichte ihm zu geringem Troste, daß in diesen Tagen ihn die Ernennung zum Professor ordinàrius honorarius überraschte, zumal da hiermit keine Besoldungserhöhung verbunden war. Auch fehlte es neben dem Kränkeln nicht an andern, jedoch angenehmern Abhaltungen von der Arbeit. Vom 19. März bis zum 6. April verweilte wieder Goethe in Jena, wo denn, wie über den Wallenstein, so auch über zwei von Goethe projektirte epische Dichtungen, den Tell und die Achilleis, eifrig verhandelt wurde. Nach Goethe's Abreise von erneuertem Unwohlsein überfallen. konnte er weder, wie er sich vorgenommen hatte, die in Weimar aufgestellten Kunstschätze seines Freundes Meyer besichtigen, noch den dortigen Gastvorstellungen Iffland's beiwohnen. Er mußte sich von dem hohen Genusse, den diese gewährten, erzählen lassen und sich mit der Freude begnügen, daß wenigstens seine Lotte Iffland's letzter Vorstellung und einer Matinée in Goethe's Hause beiwohnen konnte, wozu dieser eine bunte und heitere Gesellschaft geladen hatte.

Am 7. Mai bezog Schiller wieder seine Gartenwohnung, und am 20. fand sich Goethe in Jena ein, um einen ganzen Monat hindurch nach herkömmlicher Weise die Abende mit unserm Dichter im Garten zuzubringen. Schiller ließ sich damals dort das früher erwähnte Häuschen und die Küche bauen, worüber Goethe den 9. Juni an Meyer schrieb, des Freundes Gartenbaukunst bringe ihn ganz zur Verzweiflung;

die neue Küche liege gerade so, daß der Nordwind, der mitunter an den schönsten Abenden wehe, Rauch und Fettgeruch über den ganzen Garten verbreite und nirgends Rettung zu finden sei. Ein Hauptgegenstand ihrer damaligen Unterhaltung war die Schrift über Hermann und Dorothea von W. v. Humboldt, welche dieser aus Paris im Manuscript an Schiller übersandt hatte. Oben (am Ende des zweiten Kapitels) ist schon angedeutet worden, wie hoch unser Dichter dieses Werk, als philosophische Leistung betrachtet, anschlug, trotzdem aber für den praktischen Künstler wenig Ausbeute darin fand. Ja, er dehnte seinen Unglauben an die Unzulänglichkeit philosophischer Kunsttheorien sogar auf das Beurtheilen von Kunstwerken aus und behauptete, es gebe kein Gefäß, die Werke der Einbildungskraft zu fassen, als eben die Einbildungskraft selbst. So sehr hatte sich jetzt Schiller's Stellung zu kunstphilosophischen Untersuchungen, wie er sie früher selbst mit Eifer betrieben hatte, verändert.

Im Verlauf des Sommers ergab sich für ihn noch ein neuer Gegenstand seines Interesses. Das unerfreuliche Schwanken von einer Thätigkeit zur andern, worin Goethe seit der Schweizerreise befangen war, hatte diesen zu dem Entschluß geführt, mit seinem Freunde Meyer eine periodische Zeitschrift, die Propyläen, bei Cotta herauszugeben, worin beide ihre Ideen und Erfahrungen über Kunst niederlegen wollten. Schiller wurde von Goethe wiederholt zu thätiger Theilnahme eingeladen und nahm sich auch vor, wenn er mit dem Wallenstein fertig wäre, irgend einen Beitrag zu liefern. Er wünschte sich der bildenden Kunst und der Naturwissenschaft, den beiden Auferbauungsmitteln Goethe's, um so mehr zu nähern, als er sich einstweilen von den seinigen, der Geschichte und der Philosophie, losgesagt hatte. Es waren indeß nur gute Vorsätze, die eben so wenig zur Ausführung kamen, als jener früher gefaßte Plan, noch in spätern Jahren Griechisch zu lernen. Für den Augenblick konnte er, vom Wallenstein abgesehen, schon deßhalb unmöglich etwas für die Propyläen thun, weil ihn der Almanach für 1799 in Anspruch nahm, wenn gleich Goethe, Schlegel, Matthisson u. A. bereits so reichliche Spenden dazu dargebracht hatten, daß sein Beitrag nicht so groß, wie in frühern Jahren, zu sein brauchte.

Gleich den Horen war ihm in seinem Eifer für das Drama jetzt auch der Musenalmanach zu einer Sisyphuslast geworden, deren jährliches Hinaufwälzen er immer möglichst lange hinausschob. Am 15. Juni meldete er dem Dresdener Freunde: „Goethe hat schon sehr schöne Sachen zum Almanach parat. Was mir dazu wird eingegeben werden, wissen die Götter.“ Er fühlte sich ganz unglücklich, daß er

seine Arbeit am Wallenstein diesem Unternehmen zulieb aussetzen sollte, und that das Gelübde, es höchstens noch Ein Jahr weiter fortzuführen. „Die Kälte des Publikums gegen lyrische Poesie", klagte er am 18. August, „und die gleichgültige Aufnahme meines Almanachs, die er nicht verdient hat, machen mir eben nicht viel Lust zur Fortsetzung; deßwegen will ich, wenn der Wallenstein mir gelungen ist, beim Drama bleiben." Indeß war, als er dieses schrieb, doch bereits Ein Gedicht für den Almanach, das Glück, zu Stande gekommen, und um den Anfang Septembers entstand Des Mädchens Klage. Wichtiger, als diese beiden Gedichte, waren zwei prangende Blumen, die er dem Balladenstrauße des vorigen Jahres hinzufügte: Der Kampf mit dem Drachen und Die Bürgschaft, sowie ein treffliches kulturhistorisches Gedicht, Das Eleusische Fest. Diesen Produktionen mögen, ehe wir Schiller's Ringen mit dem Wallenstein weiter verfolgen, ein paar Worte gewidmet werden.

Das Glück, am 31. Juli beendigt, ist ein vereinzelter Nachschößling von Schiller's Ideenpoesie, worin ein gewisser hymnischer Schwung herrscht. Als Hauptgedanken treten hervor: Das Glück (vorherrschend als Ausstattung mit genialen Anlagen aufgefaßt) ist eine freie Gabe der Götter; auf den Beglückten sollen wir nicht mit neidischem Zürnen blicken, vielmehr uns freuen, daß in ihm und durch ihn das Göttliche zur Erscheinung kommt. Schließlich wird noch die wunderbare plötzliche Entstehung des Glücklichen, d. h. des Genialen, Schönen hervorgehoben. Mit Grund vermuthet Boxberger, daß dem Dichter, besonders bei den zwei ersten Distichen, Goethe vorgeschwebt habe, wie denn auch diese Verse unter einer Büste Goethe's in der Weimar'schen Bibliothek stehen. — Des Mädchens Klage erinnert hinsichtlich der angenommenen Situation an „Das Mädchen am Ufer" in Herder's Stimmen der Völker, überhaupt an englische Volkslieder, und in Betreff des Versmaßes an „Das trauernde Mädchen" bei Herder. Die beiden ersten Strophen singt Thekla im dritten Akt der Piccolomini zur Guitarre. Vielleicht hatte Schiller sie eigens für das Drama gedichtet und fügte noch ein paar Strophen hinzu, damit das Lied füglicher als selbständiges Gedicht im Almanach auftreten könnte.

Der Kampf mit dem Drachen, die längste der Schiller'schen Balladen, ist zugleich eine der vortrefflichsten. Nach des Dichters eigenhändigen Notizen entstand sie vom 18. bis zum 26. August. Den Stoff führte ihm Niethammer's Uebersetzung der Geschichte des Johanniterordens von Vertot zu, wozu er, wie schon erzählt worden, eine Vorrede geschrieben hatte. Was das Quantum des Stoffes betrifft, so konnte

er sich hier im Ganzen auf das Ueberlieferte beschränken und brauchte nicht, wie in der gleich zu besprechenden Bürgschaft, seine Erfindungskraft stark in Anspruch zu nehmen. Ein wichtiger Zusatz jedoch, der den innersten Kern der Begebenheit trifft, ist die demüthige Selbstbezwingung des Jünglings. Durch ihn gab Schiller dem Gegenstande eine gewisse Aehnlichkeit mit dem verschleierten Bilde zu Sais. Wie dort Unterordnung der Wißbegierde unter ein höheres Gebot gefordert wird, so wird hier der ritterliche Heldenmuth der höhern Tugend der Selbstverläugnung, des Gehorsams untergeordnet. Im Gegensatz zu dem epischen Styl der letzten Ballade des vorigen Jahres (Gang nach dem Eisenhammer) begegnet uns hier wieder der dramatische Balladenstyl und eine Annäherung an scenische Einheit. Bei Eröffnung des Gedichtes ist der Kampf mit dem Unthier schon beendigt und geht nur noch durch die Schilderung im Munde des Hauptheldens an unserm Geistesauge vorüber. Desgleichen ist die in der Quelle durch eine Zwischenzeit gesonderte Bestrafung und Begnadigung des Ritters in Eine Scene zusammengezogen, und das Ganze mit großartigem Sinne zu einem öffentlichen Schauspiel, das Gericht über den Drachenbesieger zu einer Volkssache gemacht.

Gleich nach Beendigung dieser Dichtung, den 28. August, begann Schiller die Bürgschaft und schloß sie am 30. August ab. Bei keiner seiner frühern Balladen, schrieb er an Körner, sei er sich der Kunstthätigkeit so klar bewußt gewesen, als bei dieser und der nächstvorigen. „Auch wirst du finden“, setzte er hinzu, „daß ich sie mit ganzer Besonnenheit gedacht und organisirt habe.“ Um dies an der vorliegenden Ballade nachzuweisen, muß die aus Hygin's Fabelbuch benutzte Stelle kurz angedeutet werden. Als in Syrakus, erzählt Hygin, der grausame Dionysius herrschte, wollte Möros den Tyrannen tödten. Von den Trabanten ergriffen und vor den König geführt, antwortete er im Verhör, er habe ihn tödten wollen. Der König befahl, ihn an's Kreuz zu schlagen. Möros bat um einen Urlaub zur Verheirathung seiner Schwester und stellte seinen Freund Selinuntius als Bürgen für seine Wiederkehr am dritten Tage. Der König, den Urlaub gewährend, erklärte dem Selinuntius, daß er, falls Möros nicht rechtzeitig erscheine, die Strafe zu erleiden habe, Möros dann aber frei sei. Auf der Rückreise am dritten Tage traf Möros einen Strom auf seinem Wege durch Regen und Sturm so angeschwollen, daß er nicht hinüber konnte und weinend sich an's Ufer setzte. Als neun Stunden des dritten Tages verflossen waren und Möros in Syrakus noch immer nicht erschien, befahl der Tyrann, den Selinuntius zum Kreuze zu führen. Auf dem

Wege zur Richtstätte aber ereilte Möros, der endlich glücklich über den Strom gekommen war, den Henker. Die Begebenheit wurde dem Könige gemeldet. Dieser ließ die beiden Freunde vor sich führen, schenkte dem Möros das Leben und bat sie um Aufnahme in ihren Freundschaftsbund.

Wir sehen, das Grundmotiv, Darstellung der Freundestreue, und eine gedrängte Exposition fand der Dichter schon in der Quelle; aber dem Weitern fehlte es zunächst an der erforderlichen Kontinuität. Hygin versetzt den Leser von dem auf dem Stromufer weinenden Möros nach Syrakus zum Selinuntius. Da aber nicht dieser mit seinem Freundesvertrauen, sondern Möros, als der Repräsentant der Freundestreue, der Held des Stückes sein sollte, so mußte ihn die Erzählung fortwährend begleiten und so sich zu einem wandernden und immer wechselnden Bilde gestalten. Gleichwohl blieb es wünschenswerth, die gleichzeitige Vorgänge in Syrakus der Phantasie und dem Gefühl gegenwärtig zu erhalten, ohne jedoch einen Scenenwechsel eintreten zu lassen. Zu diesem Zweck führte der Dichter die zwei Wanderer und den Philostratus ein. Als Mittel zu stärkerer Versinnlichung der Freundestreue ergab sich sogleich der Kampf gegen eintretende Hindernisse. Da wußte Schiller nun aus seiner dramatischen Praxis, daß man, „um einen abgezielten Eindruck auf das menschliche Gemüth vollständig zu erreichen, eine zweckmäßige Verbindung mehrerer Handlungen, wie ein Knäuel von der Spindel, abwinden müsse“, und so ersann er zu dem bei Hygin schon angegebenen Hindernisse noch eine Reihe anderer: den Ueberfall durch die Räuberrotte, die versengende Sonnengluth und die schon erwähnten zwei Wanderer und den Philostratus, die neben dem angedeuteten Zwecke zugleich als Versucher auftreten, um den Möros in seinem Entschluß wankend zu machen. Dann weise ich noch im Vorbeigehen auf eine andere Seite der kunstreichen Organisation dieses Stückes hin, auf die genaue Sonderung und Hervorhebung der verschiedenen Tageszeiten bei der Rückreise des Möros, die hier, wo Alles auf die Zeit ankommt, von großer Wirkung ist. Mit derselben angstvollen Aufmerksamkeit, womit ein zum Tode Verurtheilter, dem nur noch wenige Stunden gewährt sind, dem Zeiger seiner Uhr folgen mag: späht Möros dem Gange der großen Zeitmesserin über seinem Haupte nach und möchte um Alles in der Welt ihren Lauf verzögern können.

Wie das Glück an Schiller's Ideendichtung und die beiden zuletzt besprochenen Gedichte an die vorigjährigen Balladen sich anschließen: so reiht sich das Eleusische Fest an die kulturhistorischen Gedichte.

deren wir schon ein Paar kennen gelernt haben. Es wurde am 7. September beendigt und erschien im Almanach für 1799 unter der Ueberschrift „Bürgerlied". Einer Andeutung von Humboldt zufolge scheinen die Wurzeln dieser Dichtung in frühere Jahre zurückzureichen. „Es war lange", schreibt Humboldt, „ein Lieblingsplan Schiller's, die erste Gesittung Attika's durch fremde Einwanderungen episch darzustellen. Das Eleusische Fest ist an die Stelle dieses unausgeführt gebliebenen Planes getreten." Dem Gegenstande nach ist es dem gleichfalls zur kulturhistorischen Gattung gehörigen Spaziergange verwandt. Dort wie hier wird der Uebergang zu einer festen bürgerlichen Ordnung dargestellt; nur umfaßt der Spaziergang auch noch die Entartung des Gesellschaftlebens, den Zerfall der staatlichen Verbindung und in einer Andeutung wenigstens die Rückkehr zur Natur, wogegen er aber nicht, wie das Eleusische Fest, bis zur Kulturstufe des Jäger- und Nomadenlebens zurückgeht. Dem zu Grunde gelegten Mythus nach schließt sich unser Gedicht an die Klage der Ceres an, jener Göttin des Getreides, die zugleich als Gründerin der bürgerlichen Gesellschaft und der daraus fließenden Gesittung (Δημήτηρ θεσμοφόρος, Ceres legifera) verehrt und in Attika durch die Eleusinien gefeiert wurde. Als ein für dieses Fest bestimmter Hymnus will unser Gedicht gelten. Zwei aus je zwölf trochäischen Strophen bestehende Haupttheile sind durch je Eine daktylische Strophe eingeleitet und abgeschlossen, so daß das Ganze einen durchaus symmetrischen Bau hat. Der erste Theil stellt den Uebergang vom Jäger- und Nomadenleben zu festen Ansiedelungen, die Gründung des Ackerbaus, der zweite die daraus sich entwickelnde Kultur dar. In der ganzen Anlage hat dieser Hymnus eine große Aehnlichkeit mit jenem Jugendprodukt „Triumph der Liebe", wo im ersten Theil die Geburt der Liebesgöttin, im zweiten die Wirkung derselben auf Himmel und Erde geschildert ist. Hier wie dort liegt der Ideen-Schwerpunkt im zweiten Theil; hier wie dort verbinden sich, durch verschiedenartige Strophenform gekennzeichnet, lyrische und episch-beschreibende Elemente miteinander, nur daß im Jugendgedichte die Chorstrophen das Ganze zugleich durchschlingen, hier bloß halbiren und einrahmen.

Nachdem mit der Beendigung dieses Gedichtes für den Almanach gesorgt war, stattete Schiller endlich am 10. September den lange vorgehabten Besuch in Weimar ab, verweilte dort eine Woche und las den Freunden Alles vor, was er vom Wallenstein fertig hatte. In diesen Tagen kam denn der Entschluß zur Reise, Wallenstein's Lager als selbständiges Vorspiel zu bearbeiten und zur Eröffnung der nächsten Wintersaison im renovirten Theatergebäude aufzuführen, aus

der Tragödie Wallenstein aber zwei Bühnenstücke, die Piccolomini und Wallenstein's Tod, zu machen. Schiller berichtete darüber den 30. September an Körner, er habe das Vorspiel, damit es unabhängig vom Uebrigen gegeben werden könne, beträchtlich und gewiß um die Hälfte vermehrt und mit neuen Figuren besetzt, die Tragödie selbst aber, nach vielen Konferenzen mit Goethe, in zwei Stücke getrennt. „Ohne diese Operation", schrieb er, „wäre der Wallenstein ein Monstrum geworden an Breite und Ausdehnung und hätte, um für das Theater zu taugen, gar zu viel Bedeutendes verlieren müssen. Jetzt sind es mit dem Vorspiel drei bedeutende Stücke, davon jedes gewissermaßen ein Ganzes, das letzte aber die eigentliche Tragödie ist. Jedes der zwei letztern hat fünf Akte, und dabei ist der glückliche Umstand, daß zwischen dem Akt die Scene nie verändert wird. Das zweite Stück führt den Namen von den Piccolominis, deren Verhältniß für und gegen Wallenstein es behandelt. Wallenstein erscheint darin nur einmal im zweiten Akt, da die Piccolominis alle vier übrigen als Hauptfiguren besetzen. Das Stück enthält die Exposition der Handlung in ihrer ganzen Breite, und endigt gerade da, wo der Knoten geknüpft ist. Das dritte Stück heißt Wallenstein und ist eine eigentliche vollständige Tragödie; die Piccolomini können nur ein Schauspiel, Wallenstein's Lager ein Lustspiel heißen."

Aus Weimar zurückgekehrt, griff Schiller die Ueberarbeitung und Erweiterung des Vorspiels mit Eifer an, weil die Wiedereröffnung des Theaters schon auf die zweite Oktoberwoche angesetzt war. Da Goethe wußte, wie schwer unser Dichter sich genugthun konnte, begab er sich nach Jena, um die Sache zu beschleunigen. Bei der Heimkehr nahm er eine Abschrift des Lagers mit und ließ sogleich in den ersten Oktobertagen die Schauspieler ihre Rollen einüben. Aber Schiller konnte nicht müde werden zu verändern, zu verbessern, so daß der Freund, der Alles ordnete und die Proben leitete, seine liebe Noth hatte. Botenfrauen, Expresse gingen zwischen Jena und Weimar hin und her; auch das Geringfügige wurde mit diplomatischer Genauigkeit verhandelt. Goethe machte Schiller's Angelegenheit ganz zu der seinigen und ließ sich keine Mühe verdrießen, um das Werk zur möglichsten poetischen und theatralischen Vollendung zu führen. Mittlerweile wurde auch noch der Prolog gedichtet, womit die Bühne wieder eröffnet und die Wallenstein'schen Stücke und das Lager insbesondere beim Publikum eingeführt werden sollten. Den Plan dazu scheinen die beiden Dichter gemeinschaftlich entworfen zu haben mit der Verabredung, daß jeder sein Kontingent liefern sollte. Aber Schiller, damals ungleich produktiver als

Goethe, arbeitete ihn allein aus*), und zu besonderer Zufriedenheit des Freundes. „Ich habe eine große Freude daran", schrieb dieser mit ungewöhnlicher Wärme, „und danke Ihnen tausendmal!" Auch hier hatte Schiller nachträgliche Verbesserungen zu schicken, und der Prolog ward wieder ein Gegenstand ihres literarischen Briefwechsels.

Am 11. Oktober fand die Hauptprobe in Gegenwart Schiller's, seiner Gattin, seiner Schwägerin und eines auserlesenen Kreises, und am 12. die Aufführung statt, die gleich am nächsten Tage zu allgemeiner Freude wiederholt wurde. Die neue eigenthümliche Dichtung und das schön renovirte Lokal wirkten zusammen, der Einbildungskraft der Zuhörer einen höhern Schwung zu geben; man sah und fühlte sich an der Schwelle einer neuen Aera des deutschen Dramas, wie sie der Prolog rühmt und verheißt. Diesen trug Vohs im Kostüm des Max vor; den Kapuziner spielte Genast, den ersten Jäger Leißring, den Wachtmeister Weihrauch. Die Schauspieler sprachen die Reimverse über Erwarten gut.

Lebhaft angeregt und ermuthigt, kehrte Schiller nach seiner stillen Gartenwohnung in Jena zurück und hatte nun keinen heißern Wunsch, als möglichst bald die Piccolomini theatergerecht umgearbeitet und vollendet vor sich zu sehen. Er hoffte, die Umformung leicht und rasch zu Stande zu bringen. Als er sich nun aber in der zweiten Hälfte des Oktober an dies Werk machte, wie sehr fand er sich da in seiner Erwartung getäuscht! „Die Umsetzung meines Textes", schrieb er, „in eine angemessene, deutliche und mundrechte Theatersprache ist eine sehr aufhaltende Arbeit, wobei das Schlimmste noch ist, daß man über der lebhaften und nothwendigen Vorstellung der Wirklichkeit, des Personals und aller übrigen Bedingungen den poetischen Sinn abstumpft." Uebrigens fand er doch, daß dieser deutliche Theaterzweck ihn auch zu einigen wesentlichen Zusätzen und Aenderungen veranlaßte, die dem Ganzen zuträglich waren. Nachdem er endlich die eigentliche dramatische Handlung

---

*) Auch am Vorspiel hat Goethe nichts gedichtet, als die zwei Verse:

> Ein Hauptmann, den ein Andrer erstach,
> Ließ mir ein Paar glückliche Würfel nach.

Er wollte gern motivirt wissen, wie der Bauer zu den Würfeln kam, woran Schiller nach seiner kühnen Art nicht gedacht hatte. Ein Soldatenlied, welches Goethe zum Eingang dichtete und Schiller um ein paar Strophen vermehrte, blieb später im Texte weg. Eine große Einwirkung Goethes, wie auf die ganze Dichtung, so auch auf das Vorspiel, kann indeß nicht in Abrede gestellt werden.

bewältigt zu haben glaubte, nahm er die Liebesepisode nochmals vor und schickte alles Uebrige an Goethe, damit es ihm aus den Augen käme und bei der Retouchirung jener Scenen nicht störe. Als er auch damit fertig war, fühlte er sich noch durch ein eigenes Bedenken aufgehalten und beunruhigt.

Es kam darauf an, Wallenstein's Abfall einzuleiten und in dem Helden einen muthvollen Glauben an den Erfolg seiner Unternehmung zu erwecken. Im ersten Entwurf geschah dies dadurch, daß die Konstellation glücklich befunden wurde; das Speculum astrologicum sollte im astrologischen Zimmer den Zuschauern selbst vorgeführt werden. Dies Mittel fand Schiller aber jetzt ohne dramatisches Interesse, trocken, leer und der technischen Ausdrücke wegen unverständlich. Daher dachte er sich ein anderes Motiv aus, welches mit den Chronodistichen und Teufelsversen in Eine Gattung gehört; das günstige Orakel sollte aus fünf verschlungenen oder im Kreise gestellten Buchstaben gezogen werden. *) Ungewiß, ob „diese neue Fratze" einen tragischen Gehalt habe und nicht bloß als lächerlich auffalle, fragte er Goethe um Rath. Dieser fand die neue Scene geschickt behandelt, glaubte aber auch, daß zwischen dem abgeschmackten Motiv und der Würde der Tragödie ein nicht aufzuhebender Bruch übrig bleibe. Er bat sich Bedenkzeit aus zum Nachdenken, ob das astrologische Zimmer oder der fünffache Buchstabe den Vorzug verdiene. Endlich entschied er sich für das astrologische Motiv. Der astrologische Aberglaube, schrieb er, ruhe auf dem dunkeln Gefühl eines ungeheuern Weltganzen; die Erfahrung spreche dafür, daß die nächsten Gestirne Einfluß auf Witterung, Vegetation und Anderes haben; man brauche nur stufenweise immer aufwärts zu steigen, und es lasse sich nicht sagen, wo diese Wirkung ende. Es liege daher der menschlichen Natur nahe, diesen Einfluß auch auf das Sittliche, auf Glück und Unglück auszudehnen.

Mit den Worten: „Es ist eine rechte Gottesgabe um einen weisen und sorgfältigen Freund" hieß Schiller diese Antwort willkommen. Ein böser Genius, schrieb er, habe über ihm gewaltet, daß er das astrologische Motiv nie recht ernsthaft habe anfassen mögen, da doch eigentlich seine Natur etwas lieber von der ernsten, als leichten Seite nehme. Jetzt wolle er aber noch etwas Bedeutendes für diese Materie thun.

---

*) Es war ein fünffach F, welches so gedeutet wurde: Fidat Fortunæ Friedlandus, Fata Favebunt (Friedland traue dem Glück, die Verhängnisse werden ihm hold sein). S. Hoffmeister's Supplemente zu Schiller III, 226 ff.

So entstand denn die erste Scene von Wallenstein's Tod (nach der jetzigen Eintheilung), und auch noch andere bedeutsame Stellen wurden eingeschoben, wodurch er den Glauben an die Sterne gleichsam in das Ganze der Menschennatur zu verflechten suchte. Schiller und Goethe hatten hier einmal ihre Rollen gewechselt, und dieser antwortete dem dankbaren Freunde sehr treffend: „Es freut mich, daß ich Ihnen etwas habe wiedererstatten können von der Art, in der ich Ihnen so Manches schuldig geworden bin.“

Leider fiel die Vollendung des Werks in die schlimmen Wintertage. Schiller schlief meistens nur eine Nacht über die andere, bekam einen kopfbetäubenden Schnupfen und würde ohne seine eiserne Willenskraft die Arbeit haben bei Seite legen müssen. Mit den Theaterdirektionen zu Hamburg, Frankfurt und Berlin waren Unterhandlungen angeknüpft, und ihnen das Drama für einen bestimmten Preis zugesagt worden. Bei herannahendem Jahresende drängte Iffland in Berlin gewaltig und gab seinen Verlust, wenn er das versprochene Stück nicht zur bestimmten Frist erhalte, auf viertausend Thaler an. Endlich, von einer glücklichen Stimmung nach ausgeschlafener Nacht begünstigt, brachte Schiller mit Hülfe von drei Kopisten am 24. December die Piccolomini ganz zu Papier, so daß er sie noch an demselben Tage an Iffland absenden konnte. Mit erleichtertem Herzen setzte er sich sogleich hin, „dieses neueste Ereigniß in seinem Hause“ dem Weimarer Freunde zu melden. „So ist aber schwerlich“, setzte er hinzu, „ein heiliger Abend auf dreißig Meilen in der Runde vollbracht worden, so gehetzt nämlich und so qualvoll über der Angst, nicht fertig zu werden.“

Nun begann aber Goethe gleichfalls zu drängen und forderte für die festgesetzte Vorstellung die Rollen. Er müsse, schrieb er, endlich auch wie Iffland den Direktor spielen, auf den zuletzt sich alle Schwierigkeiten der Ausführung häuften. Als jetzt Schiller zum ersten Male das Ganze nach der bereits verkürzten Theaterredaktion hinter einander vorlas, sah er mit Schrecken, daß beim Schluß des dritten Aktes auch schon die dritte Stunde zu Ende ging. Rasch entschlossen, setzte er sich hin und warf wieder vierhundert Verse hinaus; und dennoch spielte das Stück vier Stunden lang. Diese neuesten Verkürzungen wurden an Iffland nachgeschickt, langten aber zu spät an, um schon bei der ersten Aufführung in Berlin benutzt werden zu können.

Siebentes Kapitel.

Fünfwöchentlicher Aufenthalt Schiller's in Weimar. Zweimalige Aufführung der Piccolomini. Vollendung von Wallenstein's Tod. Aufführung desselben. Charakteristik der drei Wallenstein'schen Stücke.

Ehe ich der diesem Kapitel zugedachten Hauptaufgabe, einer kurzen Charakteristik der drei Wallenstein'schen Stücke, näher trete, ist noch des Dichters ferneres Ringen mit dem großartigen Werke, das seine neue dramatische Periode inauguriren sollte, bis zu dessen gänzlicher Vollendung, vom Januar bis in den Frühling 1799 hinein zu verfolgen. Gleich mit dem Jahresbeginn wäre Schiller gern nach Weimar geeilt, um bei den Vorbereitungen zur Aufführung der Piccolomini mitzuwirken; aber ein Aderlaß, den er seit Jahren um diese Zeit anwenden zu müssen glaubte, hielt ihn noch ein paar Tage zurück. Am 4. Januar begab er sich mit den Seinigen dorthin. Es war hohe Zeit; denn das Stück verlangte viele Proben und Zurüstungen, und sollte zur Feier des 30. Januars, des Geburtstages der Herzogin, gegeben werden. Er bezog im Schlosse ein früher vom Professor Thouret bewohntes hübsches und bequemes Quartier, das Goethe für ihn vom Herzog erbeten und mit allem Erforderlichen „an den ersten und letzten Bedürfnissen" ausgestattet hatte. Die meiste Zeit widmete Schiller den Januar hindurch dem innigen Geistesverkehr mit Goethe und der Thätigkeit für sein Werk. In freien Stunden beschäftigte er sich mit dem dritten Stück und durfte sich bei dem nunmehr fest bestimmten Gange der Handlung und der Lebhaftigkeit der darin herrschenden Affekte einen raschen Fortschritt der Ausführung versprechen. Bei den Leseproben der Piccolomini in Goethe's Hause, denen Schiller beiwohnte, stellte sich heraus, daß die rhythmische Deklamation den an Prosa gewöhnten Schauspielern über Erwarten schwer wurde. Von der Theilnahme an manchen Vorproben auf der Bühne wurde Schiller durch Unwohlsein abgehalten. Um so emsiger leitete dann aber Goethe dieselben und sorgte zugleich im Verein mit Meyer für die Kostüme und Dekorationen. Aus einer alten Rüstkammer entnahmen sie Vorbilder der Soldatenuniformen. Für „die Perrücke" Questenberg fand Goethe zu seiner Freude das Original auf einem eisernen Ofen im Jenaer Schlosse mit

der Jahreszahl von Wallenstein's Abfall und unvergleichlichen Figuren aus jener Zeit. An der letzten Hauptprobe konnte Schiller sich betheiligen.

Der große Tag, der 30. Januar, war gekommen. Schaulustige aus der ganzen Umgebung, besonders aus Jena und Erfurt, strömten schon frühzeitig in Weimar zusammen; das Theater füllte sich bis auf den letzten Platz. Schiller's sehnlichster Wunsch, daß Schröder aus Hamburg die Rolle des Wallenstein übernehmen möge, ging leider nicht in Erfüllung; dieser hatte sich anfangs selbst dazu angeboten, später aber die Lust verloren. Indeß faßte Graff den Charakter des Wallenstein gut auf. Vohs gefiel als Max, wenn gleich sein Spiel etwas weich war; Karoline Jagemann gab Wallenstein's „starkes Mädchen" vortrefflich; die Rolle der Herzogin hatte das Dichterpaar einer ganz jungen Schauspielerin, Amalie Malcolmi, zugetheilt, die in der Folgezeit als Madame Wolf eine Zierde der Weimarischen und dann der Königlichen Bühne zu Berlin wurde. Einige Schauspieler, z. B. Schall als Octavio, leisteten nur Mittelmäßiges. Schiller war von der Vorstellung nicht ganz befriedigt, ließ das aber die Schauspieler nicht fühlen, weil er sie für weitere Aufführungen der Piccolomini und für das dritte Stück bei guter Laune erhalten mußte. Zu dem Mahl im zweiten Akt*) spendete er noch einige Flaschen Champagner und hätte damit fast Unheil angerichtet; denn Vohs trank sich ein Räuschchen an, fand jedoch, weil der Akt bald schloß, die Zeit, sich wieder zu sammeln. Auf einen Theil des Publikums machte das Stück einen mächtigen Eindruck; die Mehrzahl aber konnte sich in dieses neue großartige Genre nicht recht finden und war der Dichtung weder zu Lob noch zu Tadel gewachsen. Der Herzog nahm sehr warmen Antheil an dem Drama, schrieb gleich am andern Morgen eine Kritik der Hauptschauspieler und beschenkte Graff und Vohs. Charlotte von Kalb sprach ihren Dank brieflich dem Dichter aus, der ihr antwortete: „Sie machen mir viel Freude, daß Sie mich einen so schönen Nachklang meiner gestrigen Darstellung hören lassen. Die Menge hielt sich an das, was geschieht und gehandelt wird; aber die Seele, welche der Dichter in sein Werk zu legen wünscht, und welche tiefer liegt, als die Handlung selbst, ist nur für die, welche eine Seele fassen können . . . Sie haben mich gefunden, das freut mich; denn im Ganzen dieses Stücks habe ich mein Wesen ausgesprochen." In dem unfreundlich gestimmten Jean Paul-Herder-

*) Nach der damaligen Abtheilung der Piccolomini; jetzt bildet das Mahl den vierten Aufzug.

schen Kreise fehlte es nicht an abzünftigen Stimmen. Karoline Herder schrieb an Knebel: „Die Piccolominis sind am 30. Januar mit großem Beifall aufgeführt worden; die superben Kleidungen (Alles in Atlas) der damaligen Zeit haben dem historischen Stück ihren einzigen und seltenen Glanz gegeben.“

Allgemeiner zündete die nächste Vorstellung am 2. Februar. Schiller dankte in einem Billet dem Darsteller Wallenstein's Graff für seine treffliche Deklamation, von der kein Wort zur Erde gefallen sei. „Nicht so leicht“, schrieb er, „soll es einem Andern werden, Ihnen den Wallenstein nachzuspielen; und nach dem Beweis, den Sie gestern von Ihrer Herrschaft über sich selbst gegeben, werden Sie bei künftigen Vorstellungen Ihre Kunst gewiß noch vollständiger entwickeln.“ Der Herzog ließ am 4. Februar unsern Dichter durch Goethe auf sein Zimmer laden, ohne Zweifel, um ihm viel Schmeichelhaftes zu sagen. Kein Wunder, daß Schiller sich in diesen Tagen frischer, als seit langer Zeit, fühlte. So sehr ihn seine Dichtung in Anspruch nahm, fand er doch noch Zeit und Lust zu geselligem Verkehr. Jean Paul schrieb am 27. Januar, er habe neulich mit Schiller bis Mitternacht gestritten, und ein ander Mal mit ihm und Goethe bei der Frau von Kalb. Bei einem Diner, das Goethe zu Ehren Schiller's gab, habe er links und Herder rechts vom Hausherrn gesessen. So konnte unser Dichter, als er gegen den 7. Februar nach Jena zurückkehrte, mit Befriedigung auf den Weimarischen Aufenthalt zurückblicken. „Seit etlichen Tagen“, schrieb er den 10. Februar an Körner, „bin ich von Weimar zurück, wo ich fünf Wochen lang mit meiner Familie gewesen, um durch persönliches Treiben und Bemühen eine erträgliche Darstellung meiner Piccolomini zu bewirken. Dies ist nun glücklich überstanden. Meine Absicht ist erreicht worden, das Stück hat alle Wirkung gethan, die mit Hülfe dieses Theaterpersonals zu erwarten gewesen. Es wurde zweimal hintereinander gespielt, und das Interesse ist bei der zweiten Repräsentation noch gestiegen. Mein Aufenthalt in Weimar hat mir auch in Rücksicht auf meine Gesundheit neue gute Hoffnungen erweckt. Ich bin genöthigt gewesen, alle Tage in Gesellschaft zu sein, und habe es wirklich durchgesetzt, mir etwas zuzumuthen. Selbst an den Hof und auf die Redoute bin ich gegangen, ohne daß meine Krämpfe mich daran gehindert. Und so habe ich in diesen fünf Wochen wieder als ein ordentlicher Mensch gelebt und mehr mitgemacht, als in den letzten fünf Jahren zusammengenommen.“

Für Goethe war das Zusammenleben mit Schiller jetzt fast unentbehrlich geworden; er verweilte wieder den Februar hindurch zu Jena

in regem Gedankenaustausch mit dem unermüdlichen Kunstgenossen, der noch einige Aenderungen an den Piccolomini vornahm und Wallenstein's Tod mit Eifer fortführte. Am 7. März übersandte Schiller an den nach Weimar zurückgekehrten Freund zwei Akte des dritten Stücks, welche dieser, wie auch Meyer, „mit wahrem Antheil und inniger Rührung" las. „Wenn sich der Zuschauer", schrieb Goethe, „bei den Piccolominis aus einem gewissen künstlichen, hie und da willkürlich scheinenden Gewebe nicht gleich herausfinden kann, so gehen diese neuen Akte nun schon gleichsam als naturnothwendig vor sich hin. Die Welt ist gegeben, in der Alles geschieht; die Gesetze sind aufgestellt, nach denen man urtheilt; der Strom des Interesses, der Leidenschaft findet sein Bett schon gegraben, in dem er hinabrollen kann." Von solchem Beifall ermuthigt, arbeitete Schiller mit verdoppelter Kraft weiter und brachte schon am 15. März die Tragödie zu Ende. „Montag erhalten Sie den Wallenstein ganz", schrieb er unter diesem Datum an Goethe; „todt ist er schon und auch parentirt; ich habe nur noch zu bessern und zu feilen" — und bei der Uebersendung am 17. März: „Wenn Sie urtheilen, daß es nun wirklich eine Tragödie ist, daß die Hauptforderungen der Empfindungen erfüllt, die Hauptfragen des Verstandes und der Neugierde befriedigt, die Schicksale aufgelöst und die Einheit der Hauptempfindung erhalten seien, so will ich höchlich zufrieden sein."

Am 10. April begab sich Schiller mit Goethe, der wieder beinahe drei Wochen in Jena zugebracht hatte, nach Weimar, um dort die Aufführung aller drei Stücke vorzubereiten. Am 15. gab man das Lager, am 17. die Piccolomini, am 20. Wallenstein's Tod; das letzte Stück wurde am 22. wiederholt. Ueber den Erfolg schrieb Lotte an ihre Schwägerin Christophine: „Es schluchzte Alles im Theater, selbst die Schauspieler mußten weinen, und bei den Proben, ehe sie sich daran gewöhnten, konnten sie vor Weinen nicht fortsprechen." Schiller selbst berichtete an Körner: „Der Wallenstein hat auf dem Theater in Weimar eine außerordentliche Wirkung gemacht, und auch die Unempfindlichsten mitfortgerissen. Es war darüber nur Eine Stimme, und in den nächsten acht Tagen wurde von nichts Anderm gesprochen." Schiller's Ueberzeugung von seinem Beruf für das Drama stand nun unerschütterlich fest; er kam seinen Freunden und sich selbst „wie ein ganz anderer Mensch" vor.

Ueberschauen wir nun das große Dichterwerk in seiner Gesammtheit, so könnte es auf den ersten Blick scheinen, als habe Schiller es hier auf etwas einer griechischen Trilogie Aehnliches abgesehen gehabt. Der Leser weiß aber schon, daß nur die Masse des sich anhäufenden

Stoffes den Dichter zwang, sein Werk schließlich in drei Stücke zu zerlegen. Von diesen sind die beiden ersten einleitend, exponirend; jedoch kann das Vorspiel eher, als die Piccolomini, für ein eigenes Drama, für ein selbständiges scenisches Gemälde gelten. Es unterscheidet sich von den beiden andern Dramen durchaus in Sprache, Versmaß, Haltung und Ton, und erfreut sich eben deßhalb eines eigenthümlichen innern Lebens. Die Piccolomini und Wallenstein's Tod bilden, den Personen, wie der Handlung nach, nur Ein Drama; die Trennung in zwei Stücke ist nur abgezwungen, und daraus auch die Verschiedenheit ihrer jetzigen Abgränzung von der frühern *) zu erklären. Stellen sich nun gleich die Piccolomini nicht als ein auf sich ruhendes, abgeschlossenes Drama dar, so weht uns doch daraus eine eigenthümliche Stimmung an, die sowohl von der des Schlußstückes, als der im Vorspiel herrschenden verschieden ist. Heiterkeit, Laune, sorgloses Aufgehen in der Gegenwart bilden den Grundton in Wallenstein's Lager; ruhige, besonnene Umsicht, kühner Unternehmungssinn, heimlich beglückte Liebe, obwohl auf düsterm Grunde leuchtend, herrschen in den Piccolomini; Furcht und Schrecken, markdurchbebende Schauer (wenigstens vom ursprünglichen Anfang, dem dritten Akt, an) in Wallenstein's Tod. Das erste Stück hüpft leicht geschürzt dahin, das zweite gleitet ruhig und langsam als ein breiter Strom fort, das dritte hat einen jähen, reißenden Sturz in engem Bette.

Ueber das erste Stück schrieb Schiller den 21. September 1798 an Goethe, sein Verdienst könne nur Lebhaftigkeit sein; aber gerade weil es nur dieses Verdienst haben sollte, ist es ein Meisterstück in seiner Gattung geworden. Es ist an kein höheres Interesse seines Urhebers gebunden; eben darum weht uns aus ihm zu wahrer Erquickung der freie Geist der Poesie an. Ein ander Mal schrieb er an Goethe, Shakespeare habe im Julius Cäsar das gemeine Volk mit ungemeiner Großheit behandelt; der Stoff habe ihn bei der Darstellung des Volkscharakters gezwungen, mehr ein poetisches Abstraktum im Auge zu halten; mit einem kühnen Griff nehme er aus der Menge und Masse ein paar Figuren oder vielmehr ein paar Stimmen heraus und lasse sie für das ganze Volk gelten, und so glücklich habe er gewählt, daß sie wirklich dafür gelten können. Ganz dasselbe läßt sich von den Figuren in Wallenstein's Lager rühmen. Der Kroate, der in seiner Dummheit sich übertölpeln läßt und das „Sprüchel des Pfäffleins" gläubig an=

*) Wallenstein's Tod begann damals mit seinem jetzigen dritten Akt.

hört, repräsentirt den niedrigsten Haufen des Heeres, der wie blödes Vieh zur Schlachtbank geführt wird. Von solchem Volk ist dann Isolani ein würdiger Anführer. Der erste Jäger mit seinem Kameraden („des Friedländers wilde Jagd") vertritt die Masse der Abenteurer und Glücksritter in Wallenstein's Heer, vergegenwärtigt überhaupt das wüste, unstete Kriegshandwerk jener Zeit, und ist daher, als Stimmführer des Allgemeinen, der Hauptsänger im Reiterlied am Ende des Stücks. Der Arkebusier, der dem betrügerischen Bauer das Wort redet, weil er doch „auch ein Mensch sei, so zu sagen", der treu an dem Kaiser hängt, von dem der Jäger sagt: „Das denkt wie ein Seifensieder" — er gehört dem treuen Tiesenbach'schen Regiment an und spielt eine ähnliche Rolle, wie sein schwerfälliger, etwas einfältiger, aber ehrlicher „deutscher Herr". Den Gegensatz zu ihm bildet in seiner unbedingten Hingabe an Wallenstein der Trompeter, die Stimme der Terzky'schen Regimenter („Aber wir halten ihn aufrecht, wir!"). Sein Landsmann, der breitstylige Pedant, der den feinen Griff und rechten Ton „von des Feldherrn Person gelernt hat", der urkundlich dessen Worte herzusagen weiß, der gravitätisch einen Rekruten einweiht, dieses „Befehlsbuch", der unvergleichliche Wachtmeister ist offenbar eine Karrikatur von Wallenstein selbst. Der Dragoner charakterisirt durch einen einzigen Vers („Der Irländer folgt des Glückes Stern") nicht nur sich selbst, sondern auch die Unzuverlässigkeit des Buttler'schen Regiments. Der erste Kuirassier endlich gehört dem von Max befehligten Pappenheimschen Regiment an, und damit ist Alles gesagt. Er stellt die noble Seite des damaligen Kriegslebens dar. Indem so die Figuren des Stücks sich als Stimmführer ihrer Regimenter und Abbilder ihrer Führer darstellen, repräsentiren einige auch ihre Nationen. Der zweite Scharfschütze sagt: „Der Tyroler dient nur dem Landesherrn"; der zweite Arkebusier ist aus der Schweiz, dem Vaterland der Treue; der leichtsinnige erste Scharfschütz ist ein Lothringer, mit der großen Fluth gehend, „wo der leichte Sinn ist und der lustige Muth". Dergleichen Bezüge schimmern durch, sind aber nicht begriffsmäßig ausgeprägt, so daß nirgendwo Absichtlichkeit durchschimmert.

Ungeachtet aller Verschiedenheit in den Charakteren der Soldaten vereinigen sie sich doch in der Anhänglichkeit an ihren Oberfeldherrn und in dem Vorsatz, ihn nicht zu verlassen, einem Vorsatz, der nur an der Treue der ehrlichen Deutschen und dem Stumpfsinn der Kroaten eine Schranke findet. Der förmliche Beschluß, den sie fassen, eine Bittschrift, daß die Regimenter nicht getrennt werden, zum Unterzeichnen in Umlauf zu setzen, kann denn auch als die Handlung des Stückes be-

trachtet werden, welche für die mannigfachen, bunt wechselnden Charaktere, Gespräche, Vorfälle und Scenen das zusammenhaltende Band bildet. Die durchgehende Beziehung auf Wallenstein macht das Lager zu einem einheitlichen Gemälde, gleichsam zu einer isolirten Welt, wie Schiller sie in dem Johanniterorden auf Malta gefunden zu haben glaubte. Doch fehlt es auch nicht an eingestreuten Zügen, welche die Beziehungen dieser abgeschlossenen Welt nach außen hin zum großen Zeitganzen veranschaulichen. Dahin gehören der ruinirte Bauer, der sich nun auf's Betrügen legt, der als Rekrut auftretende Bürgerssohn, den der jammernde Vater vergebens zurückzuhalten sucht, und der predigende Kapuziner. Sie sind Repräsentanten des Bauern-, Bürger- und geistlichen Standes. Den Kapuziner schob der Dichter erst bei der zweiten Bearbeitung ein, „denn gerade dieser Charakterzug der Zeit und des Platzes habe ihm noch gefehlt." Um Schiller zur Predigt zu begeistern, ließ Goethe ihm Abraham a Sancta Clara's Schrift „Reimb dich oder ich Liß dich" zugehen. Unser Dichter schöpfte besonders aus dem darin enthaltenen Traktat: „Auff! auff ihr Christen!" *)

Bemerkenswerth ist noch die schöne, durch das kleine dramatische Gemälde hindurchgehende Steigerung, vom Gemeinen und Geringfügigen bis zur höchsten Auffassung des Kriegerliebens, die sich dramatisch in den Worten des herrlichen Wallonen und lyrisch in dem Reiterlied entfaltet. Aber ungeachtet so das Gedicht in das Ideale ausläuft, ist die Behandlung doch durchweg real. Keine Spur von Sentimentalität; Alles ist kräftig, heiter, leicht, originell. Das Drama schließt sich hinsichtlich seiner objektiven Gestaltung den besten Balladen unsers Dichters an; ja es hat vielleicht am meisten plastische Form von Allem, was Schiller geschrieben hat.

Zur Betrachtung der beiden andern Wallenstein'schen Stücke übergehend, haben wir zunächst festzuhalten, daß die Piccolomini nicht als ein selbständiges Drama aufgefaßt werden können, und daher auch nicht der Maßstab an sie zu legen ist, den wir bei einem kunstmäßig organisirten und abgerundeten Stück anzuwenden berechtigt sind. Wir müssen an ein solches die Forderungen stellen, daß die Handlung, wie einen bestimmten Anfangspunkt, so auch einen entschiedenen Höhe- und Wendepunkt und einen befriedigenden Endpunkt habe, daß ein Hauptcharakter als Träger und Hebel der Handlung hervortrete, um den sich die üb-

---

*) Eine Nachweisung der imitirten Stellen habe ich in meinem Archiv für den deutschen Unterricht (Jahrgang 1844, Heft II, S 62 ff.) gegeben.

rigen Charaktere fördernd oder gegenwirkend gruppiren, daß der Konflikt, in den dieser Charakter geräth, innerhalb der Gränzen des Dramas zur Entscheidung komme, daß der Bau des Ganzen, seine Gliederung in Akte, mit den verschiedenen Stadien der Handlung und den Entwickelungsphasen des Hauptcharakters zusammenstimme, daß der erste Akt, indem er zur Exposition dient, zugleich die Fäden der Handlung anknüpfe, der zweite den Knoten der Verwickelung enger schürze, der dritte den Höhepunkt der Krisis, der vierte den Glücksumschwung, die Peripetie, der fünfte die Katastrophe enthalte. Wie wenig von diesen Forderungen finden wir in den Piccolomini erfüllt! Welcher Charakter ist hier das Centrum, dem sich das Hauptinteresse der Zuschauer zuwenden soll, die Axe, um welche sich die Handlung dreht? Ist es Wallenstein? Aber wie schwach greift er in diesem Stück in das Getriebe der Handlung ein! Seine Vertrauten handeln für ihn auf eigene Hand, auf eigene Gefahr, ohne bestimmt zu wissen, was sein eigentliches Ziel ist. Er wird mehr getrieben, als er treibt. Sind es die Piccolomini, die Titelhelden des Stücks? Wohl sind sie ein Paar besonders hervortretender, durch Kontrast einander hebender Figuren, aber keineswegs Träger einer im Drama zum Abschluß gelangenden Handlung. Octavio verhält sich beobachtend, vorbereitend, verschlossen; Max, von Liebesglück und Liebesleid berauscht, nimmt an dem, was um ihn vorgeht, nur halben Antheil. Vom Vater gewarnt, bringt er es nur bis zum Entschluß, bei Wallenstein selbst sich Aufklärung zu verschaffen, und damit endigt das Stück. Natürlich konnte, wo sich kein kunstgerechter Gang der Handlung findet, auch keine kunstmäßige Gliederung in Akte entstehen. Die Piccolomini sind, als ein besonderes Drama aufgefaßt, ein durchaus unkünstlerisch geformtes Ganzes, wodurch der Dichter es sich ermöglichte, in dem Schlußstück eine um so gedrängtere und ergreifendere Tragödie zu bieten. Dieser zu Gunsten erlaubte er sich, wie wir früher ihn selbst gestehen hörten, in die Piccolomini „die Exposition der Handlung (des Schlußstückes) in ihrer ganzen Breite bis dahin, wo der Knoten geknüpft ist," aufzunehmen.

Wenn er dann aber weiter behauptet, daß das Schlußstück „eine vollständige Tragödie" sei, so kann man das unmöglich gelten lassen, da es ja die Piccolomini als integrirenden Theil voraussetzt. In seiner ersten Gestalt bildete Wallenstein's Tod noch viel weniger als jetzt eine vollständige Tragödie, weil damals dieses Stück erst mit dem jetzigen dritten Akte begann. *) Es war also schon bei der Er-

*) Der Inhalt der gegenwärtigen drei letzten Akte füllte ursprüng-

öffnung des Dramas der Höhepunkt der Krisis erstiegen, ja die Peripetie bereits erreicht, so daß der ganze aufsteigende Theil der Handlung fehlte und die Tragödie in nichts, als dem jähen, furchtbaren Absturz zur Katastrophe hin bestand. Nur um Weniges mehr entspricht sie in ihrer gegenwärtigen Form den Grundgesetzen des Dramas; denn auch jetzt noch liegt nicht bloß die Exposition, die Anknüpfung der Handlung, die Schürzung des Knotens vor dem Stücke, auch der Glücksumschwung hat schon begonnen; Wallenstein sieht sich bereits in seinen heimlich gelegten Schlingen gefangen, sein Unterhändler Sesin' ist aufgegriffen, er kann nicht mehr zurück, er muß vorwärts, dem Verderben entgegen.

Trotz dieser den Regeln des Dramas widersprechenden Gliederung und Organisation überhaupt, stehen die drei Wallenstein'schen Stücke in ihrer Gesammtheit als eines der großartigsten und bewundernswürdigsten Denkmäler deutscher Dichterkraft für alle Zeiten da, und wir haben uns Glück zu wünschen, daß Schiller sich durch die Ueberfülle und Sprödigkeit des einer dramatischen Gestaltung widerstrebenden Stoffes nicht hat abschrecken lassen, so unvergleichlich lebensvolle Bilder aus der vaterländischen Geschichte zu entwerfen, so ergreifende tragödische Akkorde ertönen zu lassen.

Von seinen frühern Dramen ist der Wallenstein durch eine weite Kluft geschieden, nicht etwa bloß durch reinern Adel der Sprache, durch lebendigere, fester umschriebene dramatische Gestalten, durch schöneres Maß der Empfindung, kräftigere Zügelung der Einbildungskraft, größere Fülle und Tiefe des Gehalts, sondern in höherm Grade noch durch Einflechtung eines neuen tragischen Princips. Seine frühern Tragödien gehören sämmtlich dem modernen Genre an, welches den Helden im Kampf mit den hergebrachten Formen der Gesellschaft darstellt, während in der antiken Tragödie ein Kampf mit dem Schicksal, d. h. mit der religiös aufgefaßten Naturnothwendigkeit erscheint. Wie die Schauspiele der ersten Periode, so schloß auch noch Schiller's Historiographie den Begriff des Schicksals aus; sie faßte die Weltgeschichte als das reine Resultat des Kampfs der Naturkräfte mit der Freiheit auf. Eben so ist in seinen philosophischen Abhandlungen vom Schicksal kaum die Rede, so nahe er auch bei der Analyse der Begriffe Freiheit, Erhabenheit, Würde an dieser Vorstellung vorbeistreifte. Nur in Einer Stelle (Ueber die tragische Kunst) spricht er eigens über das

---

lich fünf Akte, so daß diese Partie damals auch ganz anders gegliedert war.

Schicksal, aber zugleich gegen dessen Wiedereinführung in's Drama; eine blinde Unterwürfigkeit unter das Schicksal, sagt er dort, sei immer demüthigend und kränkend für freie, sich selbst bestimmende Wesen. Erst im Balladenjahr 1797 begegnen wir einzelnen Dichtungen, wie der Ring des Polykrates, woraus die antike Schicksalsidee hervorblickt, und eben diese verflocht er in den Wallenstein. Wie kam er dazu? Ganz mit Unrecht hat man behauptet, daß er von jeher zu einer fatalistischen Lebensanschauung hingeneigt habe. Was beweisen Briefstellen, wie folgende vom 27. März und 14. April 1783: „Mißvergnügen über mein Schicksal, fehlgeschlagene Hoffnungen haben den Klang meines Gemüths verfälscht" . . . „Ich hätte vielleicht groß werden können, aber das Schicksal stritt zu früh wider mich?" Wenn Jeder, der sich so oder ähnlich ausdrückt, zu den Fatalisten gerechnet werden soll, wer gehört dann nicht dazu? Nein, erst durch das Studium der griechischen Tragiker wurde ihm die antike Schicksalsidee zugeführt; die Bewunderung der antiken Tragödien gewann ihn für die Grundidee, worauf sie ruhen, und Humboldt trug ganz besonders viel dazu bei, diese Hinneigung zu verstärken.

Es würde hier zu weit führen, die Verflechtung der Schicksalsidee in die Wallenstein'schen Stücke bis in's Einzelne hinein zu verfolgen. In Hoffmeister's größerm Werk ist nachgewiesen, wie diese Idee in alle Theile des großen Kunstwerks hineingewuchert hat. Dennoch darf man den Wallenstein nicht eine ächte Schicksalstragödie nennen; denn bei tieferm Eindringen in das Werk sieht man ein zweites Princip hindurchgehen, und die Schicksalsidee erscheint uns bei genauerem Zusehen für die Anlage des Ganzen überflüssig, ja für dessen klare Auffassung sogar störend. Was Schiller selbst als einen Uebelstand beim Don Karlos erkannte, daß er sich mit dem Gegenstande zu lange getragen, das wiederholte sich in erhöhtem Maße beim Wallenstein. Nothwendig nahm dieser an des Dichters rastlos fortschreitender Bildung Theil; aber die erste Konception mußte, wenn auch nicht bestimmend, doch höchst einflußreich auf die schließliche Gestaltung einwirken. Wäre zu der Zeit (1792), wo Schiller, wie wir oben hörten, die antike Schicksalsidee mit der neuern Tragödie für unverträglich hielt, unser Drama vollendet worden, so hätte es sich unzweifelhaft ganz auf dem Princip aufgebaut, welches damals noch in des Dichters Seele vorherrschte. Aber seit jener Zeit zogen sich seine Freiheitsideen allmälig ganz in's Sittliche zurück und seine politischen Ansichten nahmen eine bedeutende Umbiegung; und da hieß er nun die Schicksalsidee willkommen als ein Mittel, sein neues Drama von der Reihe der frühern zu sondern und

auf ein neues Beet zu verpflanzen. Aber dies Verpflanzen änderte nicht vollständig den Charakter des neuen Dramas; gekeimt und seine Grundgestalt getrieben hatte es doch einmal auf gleichem Boden mit den vier ersten Schauspielen, und dieser ursprüngliche Typus wurde durch die Schicksalsidee nicht mehr vertilgt.

Der geschichtlichen Ueberlieferung gemäß ergab sich als Grundmotiv des Werks die Auflehnung eines durch geistige Kraft und äußere Stellung übermächtig gewordenen Mannes gegen die herkömmliche staatliche Ordnung und sein dadurch herbeigeführter Untergang. So aufgefaßt, wurzelte Wallenstein, wie Don Karlos, ganz im Natürlichen und in realen Verhältnissen, und das Stück konnte sich als moderne Tragödie ganz ohne Einfluß des mythischen Schicksals vollenden. Zwei besondere Motive fand der Dichter im Charakter seines Helden geschichtlich vor: Ehrgeiz und Rachsucht. Bei diesen konnte er nicht stehen bleiben. Nachdem einmal im Karlos die begründend politische Gedankenbewegung eingeschlagen war, konnte er nicht auf den mehr negirenden Standpunkt des Fiesko zurückgehen; die neue Tragödie mußte in ihrer ursprünglichen Anlage den Don Karlos fortsetzen. Wallenstein mußte mit seiner von Rachsucht gestachelten Ehrbegierde kosmopolitische, philanthropische Ideen verbinden; er sollte anfänglich als der unglückliche Vorkämpfer für eine neue Ordnung der Dinge erscheinen. Verfolgt man aus diesem Gesichtspunkte, wie es Hoffmeister gethan, das ganze Werk bis in's Detail hinein, so treten viele Partien desselben in ein helleres Licht. Man erkennt dann klar, daß das Fundament aller Jugenddramen und historischen Schriften Schiller's, der Gegensatz zwischen dem Vernünftigen und dem geschichtlich Gegebenen, auch dem Wallenstein zu Grunde liegt. Der jugendliche, phantastische Marquis Posa hat in dem Helden Wallenstein gleichsam eine männliche historische Gestalt gefunden. Wie sehr es der Dichter darauf angelegt hat, daß die Hand des Schicksals überall im Geheimen thätig scheine, unverkennbar folgt doch der Verlauf der Handlung dem Naturgange; — Menschen, Umstände, Zufall thun Alles.

Was bewog nun Schiller, den ursprünglichen Grundtypus seines Dramas zu ändern? sein Stück in die Form des Fatums umzugießen? Das Vorbild der Alten, die Einwirkung Humboldt's, auf die schon hingewiesen worden, trugen dazu bei, waren aber nicht das Einzige, was ihn zur Aufnahme des antiken Schicksals in seine Dichtung bestimmte. Seine veränderte sittlich-politische Ueberzeugung war es vor Allem, was seinen dramatischen Standpunkt veränderte. Als er nach langer Unterbrechung die Arbeit am Wallenstein wieder aufnahm, stand er auf

einem andern politischen Boden. Durch Mancherlei, besonders durch die Wendung, welche die französische Revolution genommen, war ihm die Theilnahme an den staatlichen Ereignissen gänzlich verleidet worden. Das Sittlich-Schöne war ihm jetzt der Centralpunkt, von dem allein ihm jede bessere Form des politischen, wie des religiösen Lebens auszugehen schien. In einem schönen Familien- und Freundeskreise zu einem ruhigen Genuß der Kräfte seines Geistes und Herzens gelangt, übersah oder ertrug er die mißfälligen Formen des Staats und der Kirche, gegen die er früher angestürmt hatte, und fügte sich, seinem hohen Beruf lebend, mit gefaßter, wenn auch still trauernder Seele in das Unabänderliche. War er früher ein Prophet der Freiheit gewesen, so ward er jetzt, immer freilich noch im Interesse der Freiheit, ein veredelnder Bildner der Gefühle und Gesinnungen. Auf diesem neuen Standpunkt gesellte sich ihm zu den Freiheitsideen ein neuer Chor von Tugenden, die in seiner Jugenddichtung sehr im Hintergrund standen. Er legte jetzt einen besondern Accent auf die conservativen Tugenden der Gesetzlichkeit, Ordnung und Pflichttreue. Innerhalb dieser neuen sittichen Weltbetrachtung vollendete er den Wallenstein, ohne jedoch die frühern kosmopolitischen Züge ganz auszulöschen. Hatte er ursprünglich für Wallenstein, wie einst für Posa und Karlos, Partei genommen, so konnte er jetzt in der Ueberzeugung, daß man kein Ideal politischer Glückseligkeit durch ein Unrecht realisiren dürfe, die Unternehmung seines Helden nicht mehr loben, ja er mußte sie verdammen. Da galt es nun, Wallenstein's That so zu motiviren, daß sie nicht verabscheuenswürdig erschien. Diesen Dienst leistete dem Dichter das Schicksal. Dadurch wälzte er, wie es im Prolog heißt, die größere Hälfte der Schuld seines Helden den unglückseligen Gestirnen zu. Unser Drama vereinigt also in sich nicht bloß ein doppeltes Princip, das moderne von Schiller's Jugenddramen und die antike Schicksalsidee, sondern auch eine zwiefache politische Grundansicht. Es gleicht einem Gebäude, dessen Aufführung, Jahre lang unterbrochen, nach einem veränderten Plane fortgesetzt und vollendet wurde, wobei Manches von dem bereits Aufgeführten wieder eingerissen werden mußte, doch auch manche hiebei ausfallenden Bausteine von dem kunstverständigen Meister an andern Stellen wieder benutzt werden konnten.

Neben der Einführung der Schicksalsidee in unsere Tragödie ist besonders die Liebesepisode Max und Thekla Gegenstand vieler Ausstellungen geworden. Manche haben sie als ein hors-d'oeuvre betrachtet, das Schiller nur deßhalb eingefügt habe, um doch wenigstens in Einem Theile der großen Dichtung, die er mit bloß objektiver Theil-

nahme, mit der kühlen „Liebe des Künstlers“ ausführte, sich selbst, den Idealismus seiner eigenen Natur, voll und warm aussprechen zu können. Das ist ein Irrthum. Allerdings bildet diese Episode gewissermaßen für sich ein geschlossenes Ganzes; aber der Dichter bediente sich ihrer nicht etwa bloß als eines Gefäßes, das den tiefen Ideenstrom der Humanität seines eigenen Herzens aufnehmen sollte; er verband damit auch einen künstlerischen Zweck. „Die Einrichtung des Ganzen“, schrieb er an Goethe, „erfordert es, daß die Liebe nicht sowohl durch Handlung, als durch ihr ruhiges Bestehen auf sich und durch ihre Freiheit von allen Zwecken der übrigen Handlung, die ein unruhiges, planvolles Streben nach einem Ziel ist, sich entgegensetzt und dadurch einen gewissen menschlichen Kreis vollendet.“ Das ganze volle Menschenthum, Realismus und Idealismus in wechselseitiger Ergänzung, war Schiller's Ziel im Freundschaftsbunde mit Goethe. Wallenstein, der große Realist, und Max, der edle Idealist, vermochten sich nicht festzuhalten und ihre Naturen auszutauschen, und darin war ihr tragisches Geschick begründet. Schiller hat, wie Carriere richtig bemerkt, in dem Untergange der beiden Einseitigkeiten die Idee des Ganzen ihren Triumph feiern lassen. Hoffmeister, der die Episode ihrem Gehalt nach zu dem Herrlichsten zählte, was je ein in die Seelenschönheit Eingeweihter dargestellt hatte, fällte doch vom dramatischen Standpunkt aus ein ungünstiges Urtheil über sie und tadelte besonders die Zeichnung der beiden Charaktere, die den Mittelpunkt derselben bilden, als zu matt und unbestimmt. Es begreift sich leicht, wie Schiller dazu kam, in derjenigen Partie seiner Dichtung, worin er sich selbst gab, aus der in dem Ganzen angestrebten objektiven Gestaltung der Figuren in seine frühere subjektive Weise der Charakterzeichnung zurückzufallen. Die Episode ist mehr lyrisch als dramatisch gehalten, weßhalb Süvern sie mit dem antiken Chor vergleicht. Wie entzückend der sittliche Adel ist, der aus diesem Gemälde hervorleuchtet, so hat Schiller doch seine Lieblingsansichten hier gleichsam zu theoretisch kundgegeben. Max und Thekla sprechen zu viel von der Herrlichkeit des Herzens und vernichten die schöne naive Unmittelbarkeit der Gefühle, die sie beseelen, durch allzu häufige Berufung auf dieselben, durch das reflectirende Bewußtsein, welches sie von ihnen verrathen.

Max und Thekla haben uns zur Betrachtung der Charaktere des Dramas hinübergeführt. In diesen stellen sich die Fortschritte, die Schiller als dichterischer Gestaltenmaler gemacht hatte, seitdem er das Feld der Tragödie verließ, im glänzendsten Lichte dar. Welch ein lebensvolles, wahrheitstreues Bild ist die Tafelscene in den Piccolomini!

Wie plastisch und anschaulich treten uns selbst die untergeordneten Figuren entgegen, wenn auch nur mit wenigen prägnanten Strichen gezeichnet! Vortrefflich und nach Shakespeare's Weise mit kräftigen Meisterzügen hingestellt sind der deutsche Tiefenbach, der rohe, verschuldete Kroat Isolani, die schlechten, aber kühnen Anhänger und Werkzeuge Wallensteins Illo und Terzky, der astrologische Narr Seni, der Diplomat Questenberg, der Schwede Wrangel, der, sich selbst als eine wackere Persönlichkeit darstellend, zugleich den gesunden, ehrenfesten Charakter des schwedischen Heeres symbolisch repräsentirt. Eine sehr bedeutsame Figur des Stückes ist Oktavio. Er steht als Vertreter der Pflichttreue dem aufruhrsinnenden Wallenstein gegenüber, verletzt aber die Freundespflicht durch die heimlichen Schlangenwege, die er den Freund zu stürzen einschlägt, statt dessen Rettung warnend zu versuchen oder ihn offen zu bekämpfen. Der Dichter ist augenscheinlich bemüht gewesen, das Gehässige der Stellung, die er zu Wallenstein einnimmt, zu mildern und zu verdecken, damit nicht die Tugend der Pflichttreue gerade durch ihren Hauptrepräsentanten verdunkelt werde. Eine feste, kernhafte Gestalt ist Buttler. Auch in seinen Charakter hat der Dichter unnöthiger Weise die Schicksalsidee verwebt. Buttler's Versicherungen, daß ihn das Schicksal zu Wallenstein's Mörder mache, kann der Zuschauer keinen Glauben schenken; muß dieser sich doch der Worte erinnern, in die seine rachsüchtige Wuth (Akt II, 6) gegen Octavio ausbricht. Wer ein so deutliches Bewußtsein von dem Willen des Schicksals hat, wie Buttler, hat diesen hiedurch in seinen eignen Willen, in einen Akt der Freiheit verwandelt. Unter den Frauengestalten ist die Gräfin Terzky am kräftigsten gezeichnet, ein intriguantes, ehrgeiziges, hochsinniges Weib, aber nicht ihrem religiösen Zeitalter angehörig, sondern eine Dame des achtzehnten Jahrhunderts. Sie lacht über Wallenstein's astrologischen Thurm, und als Max ihr erzählen will, daß er in der Kirche gewesen, muß er ihren „Spott" befürchten. In politischen Händeln bewandert, der Rede in hohem Grade mächtig, stachelt sie den unentschlossenen Herzog zur Empörung, zeigt sich muthvoll im Unglück und endigt groß.

Aus dem Kreise dieser dramatischen Gestalten ragt Wallenstein als die bei weitem imposanteste hervor. Wir hörten oben (Kap. 6) den Dichter sagen, Wallenstein's Charakter könne durchaus nur furchtbar, nie eigentlich groß erscheinen. Jene Worte gehören dem Ende November 1796 an. Seitdem erwärmte er sich, vielleicht ohne sich dessen klar bewußt zu werden, für diesen Charakter, den er ohne alle persönliche Zuneigung, bloß mit der Theilnahme des Künstlers auszuführen gedachte, im Fortschritt der Arbeit mehr und mehr, und flocht

ihm so viele veredelnde Züge ein, daß er nach der Vollendung des Werks gewiß nicht jenen Ausspruch hätte wiederholen können. Diese wachsende Zuneigung des Dichters zu seinem Helden erklärt sich daraus, daß Schiller, wie Hoffmeister nachgewiesen hat, sich in der Zeichnung des dramatischen Wallenstein durch die Anschauung der Persönlichkeit Goethe's leiten ließ. Schiller schuf seinen Wallenstein nach dem allgemeinen Charakterbilde des Realisten am Ende seiner Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung. Wie bei der Zeichnung dieses Gattungsbildes, so schwebte ihm auch, und zwar in höherm Grade, bei der Zeichnung Wallensteins Goethe vor.

Daß Wallenstein ein Realist ist, sagt er selbst („Mich schuf aus gröberm Stoffe die Natur u. s. w."). Sein ganzes Streben hat eine reale Tendenz. Daß er aber im würdigen Sinne und in der ganzen Fülle des Begriffs der Realist ist, welcher in der angeführten Abhandlung skizzirt wird, läßt sich stellenweise mit den Ausdrücken derselben nachweisen. Ihr zufolge besitzt der Realist einen nüchternen Beobachtungsgeist — so kennt auch Wallenstein die Menschen gut und weiß sie wohl zu gebrauchen (Piccolom. I, 4; W.'s Tod IV, 8). In seinem Handeln zeigt der Realist eine resignirte Unterwerfung unter die Nothwendigkeit (nicht die blinde Nöthiguhg) der Natur, eine Ergebung also in das, was sein muß; mit Geistesfreiheit umfaßt und befolgt er das Gesetz der Natur, wie der Idealist (in unserm Drama Max) sich durch das Gesetz der Vernunft bestimmen läßt. So sehen wir auch den Herzog sich freiwillig dem Schicksal ergeben und diese Geistesfreiheit überall in Wort und That behaupten. Die Antriebe des Realisten, heißt es in der Abhandlung, sind im strengen Sinne zwar weder frei genug, weil sie nicht aus dem bloßen Willen entspringen, noch moralisch genug, weil sie nicht auf das moralische Gesetz gerichtet sind; aber als Resultate der allgemeinen Naturnothwendigkeit sind sie auch eben so wenig blinde und materialistische Antriebe. So ist auch Wallenstein weder ganz sittlich rein, noch ganz verwerflich. Ferner kann der Realist bei allen Vorzügen doch auf absolute Größe und Würde in einem besondern Falle keinen Anspruch machen; einen Charakter von Hoheit und Würde sucht man in seinen einzelnen Handlungen vergebens, oder, wie es an einer andern Stelle der Abhandlung heißt, er büßt die Mängel seiner Lebensmaximen mit seiner persönlichen Würde, aber er erfährt nichts von diesem Opfer. Nicht anders verhält es sich mit Wallenstein, der kein eigentlich erhabener Charakter ist, noch sein sollte. Des Realisten Moralität liegt in keiner einzelnen That, sondern in der

Summe seines ganzen Lebens, während der Idealist (Schiller und Max) gleich in jede einzelne That den Charakter der Selbstständigkeit und Vollendung legt. Wer sieht hierin nicht wieder unsern Helden, den nur die Summe alles dessen, was er spricht, handelt und duldet, zu dem macht, was er uns ist? Keine große Einzelthat sehen wir ihn vollbringen. Daher schreibt auch jene Abhandlung dem Realisten Ruhe und Gleichförmigkeit zu. Bilden diese nicht gleichfalls einen Hauptcharakterzug unsers Helden? Nie verliert er seine klare, beinahe heitere, stets gleichmäßige Fassung. Weiter heißt es in der Abhandlung, der Realist frage immer, wozu eine Sache gut sei, und wisse nicht viel von dem, was seinen Zweck und Werth in sich habe; „denn was bekümmern ihn Güter, von denen er keine Ahnung, und an die er keinen Glauben hat? Genug für ihn, er ist im Besitze, die Erde ist sein; es ist Licht in seinem Verstande, und Zufriedenheit wohnt in seiner Brust.“ Passen nicht auch diese Züge ganz auf unsern Helden, der seine Wurzeln nur recht tief und weit in die Erde treiben und ausbreiten möchte, nicht aber, wie ein Faust, durch seine schwarzen Künste den Wissensdurst stillen will? Endlich behauptet die Abhandlung, der wahre Realist erweise sich als Menschenfreund, ohne einen sehr hohen Begriff von den Menschen und der Menschheit zu haben; er sei in der Beurtheilung Anderer billiger als der Idealist, da er Jegliches mehr in seiner Begränzung abschätze. So läßt auch Wallenstein die Menschen in seiner Umgebung, wie Goethe es nennt, gewähren („Liebt oder haßt einander, wie ihr wollt u. s. w.“) und beurtheilt sie mit humaner Nachsicht. Dazu gesellt sich bei ihm eine höchst gesunde, klare und sichere Einsicht in alle weltlichen Dinge; und die schlichte Natürlichkeit spiegelt sich auch in der Sprache ab. Wie wunderbar einfach und ungesucht spricht Wallenstein! Wo hätte der Dichter des Don Karlos für diesen Ausdruck bessere Vorbilder finden können, als in Goethe's Gespräch und seinen Werken? Auch Wallenstein's Aeußeres scheint er sich ungefähr so gedacht zu haben, wie Goethe 1797 aussah. Max nennt Wallenstein's Gestalt gastlich und hoheitblickend, seine Züge rein und edel. Thekla sagt, ihr Vater habe nicht gealtert, blühend stehe er jetzt vor ihren Augen. Ueber das braune Scheitelhaar des Fünfzigjährigen ist die Zeit machtlos hingegangen, und er durfte eigentlich nicht in der Ansprache an die Kuirassiere von seinem „greisen Haupte“ reden.

Dieser so reichen, selbständigen, harmonischen Natur seines Realisten, wie sie ihm in Goethe's Persönlichkeit entgegentrat, gab unser Dichter dadurch einen idealistischen Anstrich, daß er in seinen Helden den Hang legte, die Geheimnisse des Schicksals zu ergründen, und einen

idealen Jüngling zu seinem Lieblinge machte. Aber es bewährte sich an Wallenstein auch der Satz der angeführten Abhandlung, daß sich der Realist unausbleiblich in einen verderblichen Irrthum stürze, wenn er sich mit seinem Wissen aus dem Erfahrungsmäßigen in's Unbedingte erheben will. Und was den zweiten, den praktisch idealen Zug, seine Liebe zu Max, betrifft, so dürfte sich darin der Dichter vergriffen haben. Goethe konnte Schiller lieben, weil ihre Freundschaft eine feste Basis an ihrem gemeinschaftlichen Streben hatte. Aber Max nimmt dem Wallenstein gegenüber eine zu unselbständige Stellung ein, ist zu sehr Kind in allen realen Dingen, als daß er Wallenstein's Freund heißen könnte, wie ihn sogar Illo nennt.

Von den Zügen, die Schiller aus der Geschichte, oder vielmehr aus seiner Darstellung des dreißigjährigen Krieges in Wallenstein's Charakterbild aufgenommen hat, wollen einige mit diesem nicht recht zusammenstimmen, z. B. was Max über Wallenstein's Kälte und Herzlosigkeit sagt, womit er „gleichgültig das Glück der Seinen in den Staub trete." Und so gilt auch, was Thekla von seinem „furchtbar ungeheuern Dasein", und die zerknickte Herzogin in Wallenstein's Tod, Akt III, 1 über den Gatten klagt, mehr von dem historischen Wallenstein. Da wir aber von diesen heterogenen Charakterzügen nur sprechen hören, so schaden sie dem Gesammtbilde nicht so sehr, und man darf nicht anstehn, den Wallenstein zu Schiller's gelungensten und am meisten individuell gestalteten dramatischen Figuren zu zählen.

So viel genüge über das großartige Kunstwerk, von dem Goethe späterhin urtheilte: „Es ist mit diesem Stücke, wie mit einem ausgelegenen Weine; je älter sie werden, desto mehr Geschmack gewinnt man an ihnen." Nur auf Eines sei noch flüchtig hingedeutet, wie nämlich, von dieser herrlichen Kunstschöpfung ausströmend, sich nach und nach ein edler patriotischer Geist in die Jugend ergoß, und der Deutsche endlich in dem rein menschlich gehaltenen Bilde des heimathlichen Lebens die längst verschollene Liebe zum Vaterlande wieder ahnen lernte.

Achtes Kapitel.

Schiller schwankt zwischen mehreren dramatischen Stoffen. Entscheidung für Maria Stuart. Theilnahme an Arbeiten Goethe's. Besuch von Reinwald und Christophine. Ehrenbezeugungen und Gewinn, die Wallenstein einbringt. Beiträge zum Musenalmanach. Beschluß, denselben eingehen zu lassen. Aufenthalt in Rudolstadt. Geburt einer Tochter. Schwere Erkrankung Lotte's. Skizze des Malteser-Plans. Uebersiedelung nach Weimar. Gehaltserhöhung. Einwirkung Schiller's auf Goethe.

Der Riesenkampf mit der Wallenstein'schen Masse war glücklich durchgekämpft und hatte in Schiller die Ueberzeugung von seinem Beruf zum Dramatiker endlich fest begründet. Wohl war er sich bewußt geworden, daß er manche Mängel der Komposition vergebens gerungen hatte zu beseitigen, aber zugleich auch, daß keiner von allen deutschen Dichtern, die da lebten, Goethe selbst in seiner jetzigen Geistesverfassung eingeschlossen, im Stande sei, mit so mächtigen Tönen von der Bühne herab die Nation zu erfassen.

Freilich unmittelbar nach Vollendung des Wallenstein war ihm zu Muth, als habe die übermäßige Anstrengung sein Dichtvermögen für immer erschöpft. Abgemattet von der langjährigen Bemühung, einen ungeschmeidigen historischen Stoff zu formen, wollte er für das nächste Stück eine Fabel im freien Felde der Erfindung suchen und schien ganz vergessen zu haben, daß er unlängst sich das Gelübde gethan, nie anderswoher als aus der Geschichte seine dramatischen Stoffe zu entnehmen. „Ich habe mich", schrieb er den 19. März 1799 an Goethe, „schon lange vor dem Augenblick gefürchtet, den ich doch so sehr wünschte, meines Werks los zu sein; und in der That befinde ich mich bei meiner jetzigen Freiheit schlimmer, als bei der bisherigen Sklaverei. Die Masse, die mich bisher anzog und festhielt, ist nun auf einmal weg, und mir dünkt, als wenn ich bestimmungslos im luftleeren Raum hinge. Zugleich ist mir, als wenn es absolut unmöglich wäre, daß ich wieder etwas hervorbringen könnte. Ich werde nicht eher ruhig sein, als bis ich meine Gedanken wieder auf einen bestimmten Stoff mit

Hoffnung und Neigung gerichtet sehe. Ich werde Ihnen, sobald Sie hier sind, einige tragische Stoffe von freier Erfindung vorlegen, um nicht in der ersten Instanz, im Gegenstand, einen Mißgriff zu thun. Neigung und Bedürfniß ziehen mich zu einem frei phantasirten, nicht historischen, und zu einem bloß leidenschaftlichen und menschlichen Stoff; denn Herrscher und Helden habe ich vor jetzt herzlich satt."

Goethe fand sich zwei Tage später (den 21. März) in Jena ein, wo ihm Schiller denn die selbsterdachten Sujets vorlegte, und es auch sofort zu einer Auswahl kam; denn Goethe meldete noch denselben Tag an Meyer, der Stoff, den Schiller zu bearbeiten gedenke, sei „tragisch genug und die Anlage gut." Nach einer Andeutung in Goethe's Annalen waren es die feindlichen Brüder, woraus sich später die Braut von Messina entwickelt hat. Vielleicht gehörten zu den in Auswahl stehenden Sujets auch die Kinder des Hauses, deren Inhalt sich in Schiller's Werken skizzirt findet. In beiden sollte, wie im Wallenstein, das Schicksal eine bedeutsame Rolle spielen. Als aber Schiller am 24. April von der Aufführung der drei Wallenstein-schen Stücke nach Jena heimgekehrt war, griff er dennoch wieder, wahr-scheinlich in Folge weiterer Konferenzen mit Goethe, ein historisches Sujet an, und zwar eines, womit er sich schon in Bauerbach beschäftigt hatte, Maria Stuart. Eine Notiz in seinem Kalender sagt, daß er am 26. April angefangen habe, den Gegenstand zu studiren. Auf Einiges von dem, was er zu diesem Behufe las, deuten die Ausleihe-bücher der Weimar'schen Bibliothek hin. Am 24. April lieh er William Cambden's Annales rerum Anglicarum, am 26. den zweiten Theil von Hume's History of England, am 27. Buchanan und du Chesne. Ein Brief an Goethe vom 26. meldet, er habe sich an eine Regierungs-geschichte der Königin Elisabeth*) gemacht und den Proceß der Maria zu studiren angefangen, und spricht den Wunsch aus, der Freund möge ihm aus der Sammlung des Herzogs einen Aufsatz von Genz über Maria Stuart in Vieweg's Taschenbuch für 1799 verschaffen. Daß er auch Robertson benutzte, zeigen einige aus diesem fast wörtlich entlehnte Reflexionen in der Rolle Maria's. Einer Briefstelle zufolge diente ihm Rapin's Histoire d'Angleterre für die Schilderung des Lokals und der juristischen Formen.

Diese Vorstudien für sein neues Werk setzte er mit erhöhtem Eifer fort, nachdem er am 10. Mai wieder seine Gartenwohnung bezogen

---

*) Vielleicht die von Archenholz im histor. Kalender für Damen 1790, den er wahrscheinlich besaß.

hatte. Den 31. berichtete er an Goethe, sein Pensum liege noch sehr ungestaltet vor ihm; doch vier Tage später schrieb er: „Ich habe mich nicht enthalten können, weil das Schema zu den ersten Akten der Maria in Ordnung, und in den letzten nur noch ein einziger Punkt unausgemacht ist, um die Zeit nicht zu verlieren, gleich zur Ausführung fortzugehen. Und so habe ich denn heute, den vierten Juni, dieses Opus mit Lust und Freude begonnen, und hoffe in diesem Monat schon einen ziemlichen Theil der Exposition zurückzulegen."

Mittlerweile war er aber nicht so ausschließend, als hiernach scheinen könnte, in sein Opus versenkt gewesen. In Erholungsstunden hatte er Mancherlei, was Zufall oder Neigung ihm in die Hand gab, gelesen, z. B. ein Leben des Thomasius und von Corneille's Tragödien Rodogune, Pompée und Polyeucte, deren „enorme Fehlerhaftigkeit" ihn in Erstaunen setzte. Besonders aber hatte ihn der persönliche Verkehr mit Goethe während dessen Anwesenheit in Jena vom 1. bis zum 27. Mai in Anspruch genommen. Diesen beschäftigte damals neben der Achilleis eine interessante Arbeit von novellistisch-epistolarischer Form für die Propyläen, Der Sammler und die Seinigen, eigentlich ein Goethe-Schiller'sches Werk, das die beiden Freunde im November des vorigen Jahres an einigen Abenden durchgesprochen hatten. „Wie viel Antheil", schrieb Goethe an Schiller, „Sie an Inhalt und Gestalt des Sammlers haben, wissen Sie selbst." In der That sind nicht bloß, wie Karoline von Wolzogen bemerkt, Schiller's Ansichten in den Aussprüchen des Philosophen zu erkennen, sondern es läßt sich auch nachweisen, wie eigentlich das Ganze auf Grundideen unsers Dichters beruht, so daß die tiefgreifende Einwirkung des Schiller'schen Geistes auf Goethe auch hier wieder deutlich hervortritt. An den Sammler sollte sich eine verwandte Darstellung über den nützlichen und schädlichen Einfluß des Dilettantismus auf alle Künste anschließen. Das Schema dazu wurde von jedem der beiden Kunstfreunde besonders angefertigt. Goethe's Entwurf ist ausgeführter, reicher an Thatsächlichem und feinen Bemerkungen, wogegen Schiller's zuerst von Hoffmeister (Supplem. IV, 572 ff.) veröffentlichte tabellarische Uebersicht sich durch begriffsmäßige Bestimmtheit auszeichnet. So läßt selbst diese kleine Produktion die Verschiedenheit beider Naturen erkennen. Vielleicht gehört eben dieser Zeit die in Goethe's Annalen (1799) erwähnte mehrmalige Zeichnung einer Temperamentenrose nach Art einer Windrose an, die beide zusammen entwarfen.

Als im Juni Goethe's Besuche nicht mehr unserm Dichter die Abende erheiterten, suchte er einigen Ersatz in der Lektüre Lessing's.

„Ich lese jetzt“, schrieb er am 4. Juni dem Freunde, „in den Stunden, wo wir sonst zusammenkamen, Lessing's Dramaturgie, die in der That eine sehr geistreiche und belebte Unterhaltung gibt. Es ist doch gar keine Frage, daß Lessing unter allen Deutschen seiner Zeit über das, was die Kunst betrifft, am klarsten gewesen, am schärfsten und zugleich am liberalsten darüber gedacht, und das Wesentliche, worauf es ankommt, am unverrücktesten in's Auge gefaßt hat.“ Im Laufe des Juni wurde die Arbeit am Trauerspiel manchmal durch Besuche unterbrochen. „Ich sitze noch immer“, schrieb er den 14., „bei meinen drei ersten Expositionsscenen und suche einen festen Grund für das Künftige zu legen.“ In der letzten Woche des Monats erfreute ihn ein Besuch seiner Schwester Christophine, die ihren Gatten Reinwald mitbrachte. Das Zusammensein mit ihnen wäre ihm noch weit erquicklicher gewesen, hätte ihn nicht, seit ihm der Wallenstein gelungen war, im Vorgefühl einer nur noch kurzen Lebensdauer, ein ungeduldiger Schaffensdrang von Werk zu Werk getrieben. Beinahe wäre er auch von seiner gefühls- und redseligen Freundin aus der Mannheimer Zeit, der Frau von la Roche, heimgesucht worden, welche damals bei ihrem Jugendanbeter Wieland in Osmannstädt war. Zum Glück schickte sie, weil sie die sogenannte Schnecke, eine schlimme Fahrstelle zwischen Weimar und Jena fürchtete, nur ihre beiden Enkelinnen. Schiller war mit ihr in einiger Verbindung geblieben und hatte noch 1797 auf einen Brief, worin sie ihm für die trostreiche Klage der Ceres dankte, warm und zärtlich geantwortet. Lotte und ihre Schwester Karoline gehörten nicht zu ihren Verehrerinnen, und Goethe, der ihr ein Festessen gab, gestand in einem Briefe an Schiller ihrer Unterhaltung zwar „interessante Stellen“ zu, rechnete sie aber zu den „nivellirenden Naturen, die das Gemeine herauf- und das Vorzügliche herunterziehen, und das Ganze alsdann mit ihrer Sauce zu beliebigem Genuß anrichten.“

Am 30. Juni begab sich Schiller auf einige Tage nach Weimar, um einer Aufführung des Wallenstein beizuwohnen, die man dort der zu Besuch erschienenen preußischen Königsfamilie zu Ehren veranstaltete. Diese hatte der Vorstellung des Stücks in Berlin gerade deßhalb nicht beigewohnt, weil sie dasselbe zuerst in Weimar sehen wollte. Um so eifriger bemühte sich Goethe, es würdig in Scene zu setzen, und es gelang ihm dies so gut, daß Schiller einen neuen großen Triumph feierte. Dem Königspaare vorgestellt, wurde er besonders von der Königin höchst anmuthig und verbindlich behandelt. Indem er darüber dem Dresdener Freunde Bericht erstattete, sprach er zugleich seine Verwunderung und Freude aus, daß im Wallenstein gerade „das eigentlich

Poetische, selbst da wo es aus dem Dramatischen in's Lyrische übergehe, allgemein den sichersten und tiefsten Eindruck hervorgebracht habe." Fühlte er sich durch die Ehrenbezeugungen, die ihm seine Dichtung eingebracht hatte, gehoben und ermuthigt, so gereichte ihm nicht lange nachher ein pekuniärer Ertrag derselben zur Freude. Nachdem nämlich im Sommer die Wallenstein'schen Stücke auch in Lauchstädt über die Bühne gegangen waren, überraschte ihn am 27. August Morgens beim Aufstehen ein schweres Paket mit dem Honorar dafür sehr angenehm, und er dankte sogleich Goethe brieflich für den „Geldstrom", den er in seine Besitzungen geleitet habe. „Der Geist des alten Feldherrn", schrieb er, „führt sich nun als ein würdiges Gespenst auf: er hilft Schätze heben." Auch von Seiten der regierenden Herzogin trug ihm sein dramatisches Werk ein prächtiges Geschenk ein, ein silbernes Kaffeeservice. „Die Poeten", bemerkte er bei dieser Gelegenheit, „sollten nur durch Geschenke belohnt, nicht besoldet werden. Es ist eine Verwandtschaft zwischen den glücklichen Gaben und den Gaben des Glücks: beide fallen vom Himmel."

Unterdeß war sein neues Drama zwar der vielfachen Störungen wegen langsam vorgerückt, aber das Fundament fest gebaut. Am 24. Juli hatte er den ersten Akt fertig, am 16. August den zweiten im Brouillon vor sich liegen und am 26. beendigt, obwohl der Gedanke an eine Tragödie Warbeck eine kleine Diversion herbeigeführt hatte. Gleich darauf begann er den dritten Akt, machte aber, nachdem die Ausführung bis in die Zusammenkunft der beiden Königinnen fortgeführt war, in seiner Arbeit eine Pause, um durch einen Ausflug nach Rudolstadt sich in eine lyrische Stimmung zu versetzen, damit der Musenalmanach für 1800, der letzte, den er herauszugeben gedachte, nicht ganz ohne einen Beitrag von ihm in die Welt hinausginge.

Körner sah den Freund, wie sehr ihn dessen erfolgreiche Thätigkeit auf dem dramatischen Gebiet erfreute, doch ungern vom Almanach und damit, wie er besorgte, von der lyrischen Muse scheiden. „Warum willst du", schrieb er, „den Almanach aufgeben? Das Auswählen unter den eingesandten Beiträgen mag wohl kein angenehmes Geschäft sein. Aber mir thut es leid, daß für dich eine äußere Veranlassung zur poetischen Thätigkeit verloren geht.... Du wirst freilich nicht müßig sein, aber dich mehr mit größern Werken beschäftigen, und wir werden manche kleinere Gedichte einbüßen." Schiller blieb fest in seinem Entschluß. „Wenn du wüßtest", erwiderte er, „welchen unendlichen Saccaden mich dieser Berührungspunkt mit zwanzig oder dreißig Versemachern in Deutschland aussetzte, und wie schwer es hält, bei dem un=

geheuren Zuströmen des Mittelmäßigen und Schlechten auch nur ein paar Bogen leidliche Arbeit zu erhalten, du würdest mir Glück wünschen, daß ich diese Bürde abgeworfen. Von jetzt an habe ich Gottlob! mit keinem schlechtern Poeten mehr zu thun, als ich selbst bin; und selbst um das Publikum werde ich mich nicht sonderlich mehr zu kümmern brauchen.“ Er hatte anfangs gehofft, diesmal an einer eigenen Beisteuer zum Almanach vorbeizukommen. Amalia von Imhoff hatte Die Schwestern von Lesbos, ein episches Gedicht in sechs Gesängen, geliefert, welches mit einigen Beiträgen von Matthisson, Kosegarten, Gries u. A. dem Bedürfniß zu genügen schien. Allein Goethe bat ihn am 27. August, den Almanach ja etwas mehr durch eigene Production auszustatten, weil er besorgte, das epische Gedicht werde nicht „in die Breite wirken.“ Schiller theilte diese Besorgniß und befürchtete überdies, daß Cotta, wie damals an Goethe's Propyläen, so auch am Almanach nicht die Kosten herausschlagen werde. Er kam auf den Gedanken, durch eine neue Art von Xenien, und zwar durch freundliche Gastgeschenke für würdige Zeitgenossen, die Zugkraft des Almanachs zu verstärken. „Der Jahrhundertwechsel“, schrieb er an Goethe, „gäbe einen nicht unschicklichen Anlaß, allen denen, mit welchen man gewandelt und sich gebessert gefühlt hat, und auch denen, die man nicht von Person kennt, aber deren Einfluß man auf eine nützliche Art empfunden, ein Denkmal zu setzen. Freilich vestigia terrent. Das Tadeln ist immer ein dankbarerer Stoff als das Loben, das wiedergewonnene Paradies ist nicht so gut gerathen als das verlorene, und Dante's Himmel ist auch langweiliger als seine Hölle. Außerdem ist der Termin gar zu kurz für einen so lobenswürdigen Vorsatz.“ So gab er denn dieses Vorhaben auf und machte sich an die Vollendung des herrlichen Liedes von der Glocke, auf welches das nächste Kapitel näher eingehen wird.

Hauptsächlich diesem Liede, dem er noch das musterhaft schöne Gedicht Die Erwartung und den Spruch des Confucius vom Raum beigab, ist es zu danken, daß der Musenalmanach nicht einen so dürftigen Ausgang nahm, wie die Horen. Von Goethe enthielt er nichts; dieser begann jetzt sich auch wieder dem Drama zuzuwenden. Man kann indeß nicht dem Urtheil beipflichten, welches er in den Gesprächen mit Eckermann über die Herausgabe der Horen und Musenalmanache fällte. Schiller, heißt es dort, habe sowohl, wie er, bei jenen Unternehmungen die Zeit verschleudert und sich vom Publikum mißbrauchen lassen; diese periodischen Schriften seien für sie ganz ohne Folge gewesen. Sehr abweichend und richtiger urtheilte er in den

Briefen an Chr. F. Schulz: „Hätte es nicht an Manuskript zu den Horen und Musenalmanachen gefehlt, ich hätte die Unterhaltungen der Ausgewanderten nicht geschrieben, den Cellini nicht übersetzt, die sämmtlichen Balladen und Lieder, wie sie die Musenalmanache brachten, nicht verfaßt, die Elegien wären, wenigstens damals, nicht gedruckt worden, die Xenien hätten nicht gesummt, und im Allgemeinen wie im Besondern wäre gar Manches anders geblieben." Von Schiller läßt sich Gleiches behaupten. Ihm wurden seine besten ästhetischen Aufsätze, seine schönsten kleinern Gedichte von jenen Zeitschriften abgezwungen. Zudem bildeten die Horen und Almanache ein äußeres Band zwischen ihm und Goethe; sie halfen nicht bloß ihre Bekanntschaft einleiten, sondern blieben auch lange der Grund und Boden, auf dem ihre Freundschaft sich auf- und ausbaute und ihre verschiedenen Naturen sich ineinander lebten.

Dann ist noch Eines, worauf schon früher hingedeutet worden, in Anschlag zu bringen, daß der pekuniäre Ertrag jener Unternehmungen Schiller über bedrängte Zeiten hinweghalf. Dieser finanzielle Sporn fiel jetzt weg; denn Bühnenstücke stellten ihm eine reichere Einnahme in Aussicht. „Die dramatischen Arbeiten", schrieb er an Körner, „sind die lukrativsten für mich, weil ich jedes Stück von mehrern Bühnen bezahlt bekomme, und der Verleger mir auch mehr dafür, als für jede andere Arbeit, geben kann. Außerdem sind mir von einem Londoner Buchhändler Anträge geschehen, mir für jedes Manuskript, das ich noch ungedruckt nach England zum Uebersetzen schicke, sechszig Pfund zu bezahlen — unter der einzigen Bedingung, daß das Englische vierzehn Tage früher erscheint, als das Original in Deutschland."

Am 15. September kehrte Schiller, nachdem er auf der Heimreise von Rudolstadt noch einige Tage in Weimar zugebracht hatte, nach Jena zurück, wohin ihm Goethe den nächsten Tag folgte. Hier legte er an sein Glockenlied die letzte Hand und schickte es den 30. September zum Druck ab. Am 1. Oktober nahm er wieder die Beschäftigung mit dem Drama auf; aber dieser Monat sollte große Störungen, zuerst erfreulicher, dann höchst beunruhigender Art, in seine Arbeit bringen. In der Nacht vom 11. auf den 12. Oktober ward ihm sein drittes Kind, ein Töchterchen, geboren. Die Schwiegermutter kam sofort herüber, und am 15. fand die Taufe der kleinen Karoline Henriette Luise statt. Pathen waren die chère mère, das engbefreundete Ehepaar von Gleichen und Goethe, der jedoch der Tauffeier, weil ihm die Ceremonien zuwider waren, nicht beiwohnte. Die Wöchnerin befand sich in der ersten Zeit befriedigend, und das gesunde, feingebildete Kind

versprach eine artige und ruhige Hausgenossin zu werden. Aber Lotte's Befinden wurde bald besorgnißerregend. Den 23. Oktober schrieb Schiller in seinen Notizenkalender: „An diesem Tage ist Lolo sehr krank geworden.“ Ihr Zustand war in ein heftiges Nervenfieber mit völliger Schlaflosigkeit und starkem Delìriren übergegangen. Schiller fürchtete das Schlimmste, obwohl der treffliche Arzt Starke ihm noch Trost einsprach. Er kam, wie sehr ihm das Phantasiren der Kranken durch's Herz schnitt, den ganzen Tag über kaum von ihrem Bett und wachte auch eine Woche lang eine Nacht um die andere bei ihr. Sie wollte Niemand um sich leiden, als ihn und die Mutter, die während dieser Leidenszeit durch ruhigen und umsichtsvollen Beistand dem bekümmerten Gatten eine unschätzbare Stütze war. Auch die treue Freundin Griesbach erwies sich unermüdlich hülfbereit. Am 30. Oktober erklärte der Arzt die Kranke außer Gefahr; doch stellte sich, zu Schiller's Beunruhigung, noch immer nicht klare Besinnung ein; es zeigte sich eine große Schwäche und oft gänzliche Geistesverwirrung. Erst in Folge kalter Umschläge um den Kopf erkannte sie auf Augenblicke die Ihrigen. Dieser Zustand dauerte längere Zeit an. Der Schlaf stellte sich zwar wieder ein, aber sie sprach Tage lang keine Sylbe und nahm fast nichts zu sich. Eine hartnäckige Gleichgültigkeit und Geistesstumpfheit war es, was Schiller am meisten ängstigte. Als ihre Besinnung allmälig wiedergekehrt und die Lebensgefahr verschwunden schien, begab sich Schiller mit seinem ältesten Söhnchen Karl auf einen halben Tag nach Weimar. Seine Gesundheit hatte sich zwar auffallend gut gehalten; aber durch den immerwährenden quälenden Anblick und das Nachtwachen war er doch einer Ausspannung und Erholung dringend bedürftig geworden. Sein Söhnchen ließ er in Goethe's Hause zurück. Dieser fand sich am 9. November selbst in Jena ein und blieb über des Freundes Geburtstag hinaus noch einige Wochen, um dessen Gedanken durch seine Unterhaltung abzulenken und sein Gemüth aufzurichten. Erst am 21. November konnte Schiller in seinem Notizenbuch vermerken: „Am heutigen Tage ist Lolo um Vieles besser gewesen und hat einen Brief geschrieben.“

In dieser ganzen traurigen Zeit war natürlich für unsern Dichter an eine folgerechte geistige Beschäftigung nicht zu denken; doch hatte er die ersten Tage nach Lotte's Niederkunft dazu verwandt, den Plan seiner Malteser näher durchzudenken. Der Herzog Karl August, der an dem Gegenstande der Maria Stuart keinen besondern Geschmack gefunden zu haben scheint, hatte ihm die Geschichte des Martinuzzi zu dramatischer Bearbeitung vorgeschlagen, und nachdem Goethe sich da-

gegen ausgesprochen, ein Schema der längst projektirten Malteser zu sehen verlangt. Den 22. Oktober schrieb Schiller an Goethe: „Um doch etwas zu thun, habe ich über die Malteser-Tragödie nachgedacht. Es wird mit diesem Stoff recht gut gehen, das punctum saliens ist gefunden, das Ganze ordnet sich gut zu einer einfachen, großen und rührenden Handlung. Am Stoff wird es nicht liegen, wenn keine gute Tragödie daraus wird. Zwar reiche ich nicht aus mit so wenigen Figuren, als Sie wünschen, dies erlaubt der Stoff nicht; aber die Mannigfaltigkeit wird nicht zerstreuen und der Einfachheit des Ganzen keinen Abbruch thun.“ Wahrscheinlich ist der Entwurf des Stückes, der sich in der Sammlung seiner Werke findet, damals zu Papier gebracht worden. Man hat die Ansicht ausgesprochen, daß Schiller wohlgethan habe, dieses Stück unausgeführt zu lassen. Allein wer darf nach einer solchen Skizze bemessen, was sich unter Schiller's Händen daraus hätte gestalten können? Ist es erlaubt, nach der bloßen Skizze zu urtheilen, so läßt sich im Gegentheil bedauern, daß das Unternehmen ein Projekt geblieben ist, und Hoffmeister hatte Recht zu vermuthen, daß Schiller in dem vollendeten Werk uns eine Tragödie von Aeschyleischer Großheit geliefert haben würde. Die Scenen, in denen sich der Großmeister und St. Priest dem Tode weihen und auch die übrigen Ordensglieder mit ihrem Heldensinn erfüllen, St. Priest's Leichnam auf die Bühne gebracht wird, der Vater die hohe Bestimmung seines verklärten Sohnes preist — sie enthalten den erhabensten Heroismus und mußten zur Darstellung dessen drängen, wodurch der Mensch dem Geschick überlegen ist. Das Schicksal wird hier, besser als durch Redensarten, durch die furchtbare Türkenmacht repräsentirt, welche die Insel umgürtet hält und die kleine Schaar der Ritter zu erdrücken droht, eine Macht, die um so schrecklicher erscheint, als wir sie nicht unmittelbar vor uns spielen sehen, sondern von ihren Verwüstungen nur aus dem Munde derer hören, die ebenfalls von ihnen nahe bedroht sind. Das Grandiose der Bestürmung des Forts St. Elmo, die eigentlich der Stoff der Tragödie ist, wird durch die Befürchtungen und Entschlüsse der nicht unmittelbar theilnehmenden Ritter gesteigert. Es ist eine *doppelte Handlung*, eine *auf* und eine zweite *hinter* der Scene, die in Wechselwirkung stehen. Dabei ist der Plan einfach und natürlich, und dem Chor ist eine freiere, selbständigere Stellung angewiesen, als wir später in der Braut von Messina finden; er vertritt den reinen, guten Geist des Ordens.

Gegen Ende Novembers war Lotte von ihrer schweren Krankheit leidlich genesen, und schon wenige Tage nachher trat in ihrem, wie

ihres Gatten Leben, ein bedeutsamer Wechsel ein; denn am 3. December siedelte die Schiller'sche Familie von Jena nach Weimar über. Den Wunsch, seinen Aufenthaltsort nach Weimar zu verlegen, hegte unser Dichter schon seit längerer Zeit, und schon 1795 rieth ihm Humboldt die Uebersiedelung an, weil ihm dadurch mehr Anregung von außen und eine frohere und mannigfaltigere Existenz erwachsen würde. Aber seitdem sollte noch manches Jahr bis zur Verwirklichung des Wunsches dahingehen. Es war nicht sowohl seine amtliche Stellung, was ihn an Jena band, als vielmehr ökonomische Gründe. Weimar war, besonders für Familien, die durch mancherlei Bande mit den höhern Gesellschaftskreisen zusammen hingen, ein theurer Aufenthaltsort. Im Lauf des Jahrs 1799 steigerte sich in Schiller das Verlangen, wenigstens den Winter in Weimar zuzubringen, zumal nachdem der Herzog im Frühjahr ihm den Wunsch geäußert, er möge sich dort häufiger und längere Zeit aufhalten. In dem Maße, wie er mit wachsendem Erfolg auf dem dramatischen Gebiet arbeitete, empfand er immer mehr das Bedürfniß theatralischer Anschauungen. Zudem wurde Goethe während des Sommers 1799 besonders oft und andauernd durch Geschäfte mannigfacher Art von Jena fern gehalten, so daß unsern einsamen Dichter nicht selten eine große Sehnsucht nach mündlichem Gedankenaustausch mit ihm anwandelte. „Es wird meiner Existenz", schrieb er ihm, „einen ganz andern Schwung geben, wenn wir wieder zusammen sind; denn Sie wissen mich immer nach außen zu treiben. Wenn ich allein bin, versinke ich in mich selbst." Die gesellschaftlichen Genüsse, die ihm Jena bot, konnten ihm nicht genügen. Mit Schelling und Niethammer brachte er allerdings wöchentlich einen Abend zu, aber — bei einer Partie l'Hombre; „zur Schande der Philosophie sei es gesagt", fügte er dies meldend hinzu; „denn es ist wahrlich schlimm, daß man nichts Gescheidteres miteinander zu thun hat." Für Lotte, wie für Schiller, mußte ferner das Wolzogen'sche Ehepaar, das in Weimar lebte, diesem Ort eine erhöhte Anziehungskraft geben. Hatten sie doch die sichere Aussicht, dort nicht bloß, was auch schon seinen Werth hat, ein trautes Zusammenrücken zweier Haushaltungen zu willigem Dienst und Gegendienst zu treffen, sondern in Karoline fand Lotte die liebevollste Schwester und Schiller die geistverwandte Freundin, in Wolzogen den treuanhänglichen Akademiefreund wieder, der sich zu einem welterfahrnen und weltgewandten, heiter geselligen Mann entwickelt hatte.

Am 9. August stand Schiller's Entschluß fest, alljährlich den Winter in Weimar zu verleben. Er meldete dies an jenem Tage nach Dresden,

wie an Goethe. An Körner schrieb er: „Weil ich mich für die nächsten sechs Jahre ausschließend an das Dramatische halten werde, so kann ich es nicht umgehen, den Winter in Weimar zuzubringen, um die Anschauung des Theaters zu haben. Dadurch wird meine Arbeit um Vieles erleichtert werden, und die Phantasie eine zweckmäßige Anregung von außen erhalten, da ich in meiner bisherigen isolirten Existenz Alles, was in's Leben und in die sämmtliche Welt treten sollte, nur durch die höchste innere Anstrengung und nicht ohne große faux-frais zu Stande brachte. Ich werde meinem Herzog zu Leibe rücken, daß er mir eine Zulage gibt, um eine doppelte Wohnung und Einrichtung und den theuren Aufenthalt in Weimar mir zu erleichtern." Auf den Brief an Goethe erklärte sich dieser sogleich bereit, das löbliche Vorhaben fördern zu helfen. Einige Schwierigkeiten machte das Auffinden einer passenden Wohnung. Goethe schlug dem Freunde vor, er möge, wenn's nicht anders gehe, getrennt von der Familie ein Quartier im herzoglichen Schlosse beziehen; aber darauf wollte der zärtliche Vater und Gatte nicht eingehen. Endlich traf es sich, daß man das Logis miethen konnte, welches seine eben von Weimar wegziehende Freundin Charlotte von Kalb bis dahin bewohnt hatte. Die Fortdauer ihrer alten Zuneigung zu unserm Dichter bewährte sie auch jetzt, indem sie ihm einiges Mobiliar, das ihm willkommen sein konnte, in dem Quartier zurückließ. Holz für den Winter, einen wesentlichen Haushaltsartikel in einem Landstrich, wo man noch im Juni des Jahrs hatte heizen müssen, erwirkte Goethe ihm schon voraus unentgeltlich.

Der Brief, womit sich Schiller am 1. September um eine Gehaltszulage an den Herzog wandte, beginnt: „Die wenigen Wochen meines Aufenthalts in Weimar und in größerer Nähe Eurer Durchlaucht im letzten Winter und Frühjahr haben einen so belebenden Einfluß auf meine Geistesstimmung geäußert, daß ich die Leere und den Mangel jedes Kunstgenusses und jeder Mittheilung, die hier in Jena mein Loos sind, doppelt lebhaft empfinde. So lange ich mich mit Philosophie beschäftigte, fand ich mich hier vollkommen an meinem Platz; nunmehr aber, da meine Neigung und meine verbesserte Gesundheit mich mit neuem Eifer zur Poesie zurückgeführt haben, finde ich mich hier wie in eine Wüste versetzt." Weiterhin hebt er das Bedürfniß einer häufigern Anschauung des Theaters hervor und fügt hinzu: „Es ist der Wunsch, der mich antreibt, Ihnen selbst, gnädigster Herr, und den Durchlauchtigsten Herzoginnen näher zu sein und mich durch das lebhafte Streben nach Ihrem Beifall in meiner Kunst selbst vollkommener zu machen, ja

vielleicht etwas Weniges zu Ihrer eigenen Erheiterung dadurch beizutragen."

In dem verbindlich entgegenkommenden Bescheide des Herzogs blickte der Wunsch durch, daß Schiller ihm seine dramatischen Projekte vor der Ausführung mittheilen und darüber mit ihm Rath pflegen möge. Das war nun freilich bei der eigenthümlichen poetischen Geschmacksrichtung des Fürsten keine angenehme Perspective für den Dichter. Allein dieser wußte, daß Karl August bei aller Resolutheit des Absprechens über poetische Dinge schließlich doch nicht auf seinen Wünschen bestand, sondern die Musen um ihn her ungestört in ihrem eigenen Rhythmus unter seinem Schutze tanzen ließ. Der Herzog schrieb: „Der von Ihnen gefaßte Vorsatz, diesen Winter und vielleicht auch die folgenden hier zuzubringen, ist mir so angenehm und erwünscht, daß ich gerne beitrage, Ihnen diesen Aufenthalt zu erleichtern. Zweihundert Thaler gebe ich Ihnen von Michaelis dieses Jahres an Zulage. Ihre Gegenwart wird unsern gesellschaftlichen Verhältnissen von Nutzen sein, und Ihre Arbeiten können Ihnen vielleicht erleichtert werden, wenn Sie den hiesigen Theaterliebhabern etwas Zutrauen schenken und sie durch Mittheilung der noch im Werden seienden Stücke beehren wollen. Was auf die Gesellschaft wirken soll, bildet sich gewiß auch besser, indem man mit mehrern Menschen umgeht, als wenn man sich isolirt. Mir besonders ist die Hoffnung sehr schätzbar, Sie oft zu sehen und Ihnen mündlich die Hochachtung und Freundschaft wiederholt ausdrücken zu können, die ich für Sie hege." Nicht minder artig klang der Willkommgruß der edlen, hochsinnigen Herzogin Luise: „Die gewisse Hoffnung, Sie, Herr Hofrath, bald auf immer hier zu sehen, macht mir viel Freude, die durch die angenehme Aussicht eines nähern Umgangs mit Ihnen, wozu Sie mir Hoffnung geben, noch erhöht wird. Es freut den Herzog, daß Sie in Zukunft ihm den Plan zu Ihren Theaterstücken mittheilen wollen, und ich zweifle nicht, daß die Malteser ihm noch gefallen werden, da das Ganze so viel Schönes und Eigenes haben wird. Was mich anbetrifft, so würde ich es ungemein bedauern, wenn Sie das schöne Unternehmen aufgäben. Ich bin über die gütige Art, womit Sie das kleine Geschenk (das oben erwähnte Silberservice), welches Ihre Frau Gemahlin von mir erhalten, aufnahmen, ungemein gerührt, und wünsche, daß es Sie bisweilen an diejenige erinnern möge, die Ihnen beiden mit vieler Freundschaft und Theilnahme zugethan ist."

Unter so guten Auspicien trat Schiller den Aufenthalt in Weimar an, der, wie wir eben die Herzogin Luise voraussetzen hörten, aus einem bloß winterlichen zu einem ständigen wurde. Freilich gestalteten

sich seine ökonomischen Verhältnisse lange nicht so günstig, als Goethe sie später in den Gesprächen mit Eckermann in unklarer Erinnerung schilderte. „Der Herzog", heißt es dort, „bestimmte Schiller'n damals einen Gehalt von jährlich tausend Thalern und erbot sich, ihm das Doppelte zu geben, falls er durch Krankheit verhindert sein sollte, zu arbeiten. Schiller lehnte dieses letzte Anerbieten ab und machte nie davon Gebrauch. „Ich habe das Talent", sagte er, „und muß mir selbst helfen können." Das Richtige erfahren wir aus einem Briefe Schiller's an seine Mutter vom 9. Oktober 1799. „Wir werden", schrieb er, „nach überstandenen Wochen meiner Frau nach Weimar ziehen und den Winter da zubringen. Ich habe Geschäfte dort, und der Herzog will mich dort haben. Er hat mir deßwegen auf eine sehr schmeichelhafte Weise meine Besoldung verdoppelt, so daß ich jetzt vierhundert Thaler jährlich von ihm habe. Es ist freilich nur ein kleiner Theil dessen, was unsere Wirthschaft jährlich braucht; indessen ist es doch eine große Erleichterung, und das Uebrige kann ich durch meinen Fleiß, der mir wohl bezahlt wird, recht gut verdienen. Wir stehen uns jetzt doch mit dem, was uns meine Schwiegermutter jährlich gibt, auf etwas über 1000 Gulden Reichsgeld. Dies nehme ich ein, ohne etwas dafür zu thun, und 1400 Gulden, die ich außerdem brauche, habe ich noch alle Jahre durch meine Bücher verdient. Weil das Holz in Weimar theurer ist, als hier, so sind mir noch vier Meß Holz für diesen Winter unentgeltlich angewiesen worden; und ich habe noch allerlei kleine Vortheile zu hoffen, denn ich stehe sehr gut bei dem Herzog und der Herzogin."

Indem er so mit gutem Muth in seine und der Seinigen Zukunft blickte, ward ihm gleichzeitig die Freude, daß sich in der Heimath eine wünschenswerthe Versorgung für seine zweite Schwester Luise durch die Heirath mit M. Joh. Gottlieb Frankh ergab. „Ein eigener Herd", schrieb er darüber an die Mutter, „und die hausfräuliche Würde werden ihr viel Freude machen, wie ich nicht zweifle; und auch das wird ihr kein geringes Vergnügen sein, daß sie ihre gute, liebe Mutter im eigenen wohlbestellten Hause bewirthen und pflegen kann. Ihnen, liebste Mutter, muß es zu großem Trost gereichen, alle Ihre Kinder jetzt versorgt zu sehen, und in einem jungen Geschlecht wieder aufzuleben."

Die kaum genesene Lotte überstand das unruhvolle Verziehen nach Weimar sehr gut und machte in der Herstellung ihrer Kräfte so rasche Fortschritte, daß man ihr nach Monatsfrist die schwere Krankheit gar nicht mehr ansah. Schiller selbst stattete in den ersten Tagen nach dem Umzug nur dem Herzog einen Besuch ab, mit dem er sich eine Stunde

lang unterhielt, sah nur wenige seiner nächsten Freunde und beschäftigte sich übrigens, wie er an Goethe schrieb, „um die neue Existenz neu beginnen zu können, mit dem Abthun alter Reste von Briefen und andern Expeditionen." Goethe war in Jena zurückgeblieben, so daß sich jetzt in ihrer Correspondenz die Pole der elektrischen Stange umgekehrt hatten. Nachdem er den 9. December wieder nach Weimar gekommen war, brachte Schiller bei ihm oft die Abende zu und verwandte die Tage zur Ergänzung des dritten Aktes seiner Maria. Am 24. las er die drei ersten Akte dem Engländer Mellish *) vor und gedachte bis zum Jahresschluß noch das erste Drittel des vierten Aktes (bis zu Mortimer's Tode) zu vollenden. Den letzten Abend des Jahrs und (weil er und Goethe zur Partei der Neunundneunziger gehörten) des Jahrhunderts verlebte er bei dem Freunde, der sich nicht ganz wohl befand, in trauter Unterhaltung.

Wie tief Goethe diesmal bei dem Jahreswechsel, der ihn immer zur Einkehr in sich selbst trieb, der wohlthätigen Einwirkung Schiller's sich bewußt wurde, läßt ein Brief erkennen, den er zwei Tage später an seinen alten Freund Jakobi richtete. Er bekannte diesem, daß die letzten Jahre manche Veränderung in ihm hervorgebracht. „Sonst machte mich", schrieb er, „mein entschiedener Haß gegen Schwärmerei, Heuchelei und Anmaßung auch gegen das wahre ideale Gute im Menschen, das sich in der Erfahrung nicht wohl ganz rein zeigen kann, oft ungerecht. Auch hierüber, wie über manches Andere, belehrt uns die Zeit, und man lernt, daß wahre Schätzung nicht ohne Schonung sein kann. Seit dieser Zeit ist mir jedes ideale Streben, wo ich es antreffe, werth und lieb."

Aber nicht bloß für diese Veredlung seiner realistischen Natur und Sinnesweise wußte er sich dem Freunde zu Dank verpflichtet, sondern auch für die Wiederanfachung seines schon fast erloschenen Interesses am Theater. Seit 1794 war Goethe der Lyrik und besonders dem Epos zugewandt und hatte, vorübergehende Beschäftigungen mit Faust abgerechnet, im Drama nichts mehr geleistet. Jetzt begann für ihn wieder eine dramatische Periode, die einige Jahre anhielt und 1803 mit dem Abschluß des ersten Theils der natürlichen Tochter endigte. Was ihn zum Drama zurückgeführt habe, gestand er selbst in den Gesprächen mit Eckermann. Es war das Beispiel Schiller's, der Erfolg des Wallenstein, der lebhafte Antheil, den er an dieser und den nächstfol-

*) Joseph Charles Mellish, Goethe's langjähriger Freund, großbritannischer Generalconsul in Niedersachsen und den freien Hansestädten.

genden dramatischen Arbeiten des Freundes nahm. Weil ihm aber jetzt noch, wie schon seit geraumer Zeit, die tiefern Quellen einer originellen Produktivität stockten, so suchte er der wiedererwachten Neigung vorläufig durch Uebersetzung und Bearbeitung ausländischer Stücke zu begnügen, wählte zu dem Ende den Mahomet von Voltaire und las ihn am 17. December Schiller und dem herzoglichen Paare vor.

Die Wahl dieses Stückes hing übrigens mit einem umfassendern Plane zusammen, den, wie Goethe in den Annalen (1799) andeutet, die beiden Dichter in diesem Jahre berathen hatten. Es war das Projekt, „die deutschen dramatischen Stücke, die sich erhalten ließen, theils unverändert im Druck zu sammeln, theils aber verändert und in's Enge gezogen der neuern Zeit und ihrem Geschmack näher zu bringen." Eine ähnliche Operation sollte mit den bessern ausländischen Stücken vorgenommen, und so der Grund zu einem soliden Repertorium für die deutschen Theater gelegt werden. Der Gedanke ging ursprünglich wohl von Schiller aus. Schon 1797, als er die auf den Krieg der zwei Rosen bezüglichen Stücke Shakespeare's gelesen hatte, schrieb er: „Der Mühe wäre es wahrhaftig werth, diese Suite von acht Stücken mit aller Besonnenheit, deren man jetzt fähig ist, für die Bühne zu behandeln. Eine Epoche könnte dadurch eingeleitet werden." Jetzt, im Jahr 1799 machte er dem Buchhändler Unger den Antrag, in Verbindung mit Goethe eine Sammlung deutscher Schauspiele herauszugeben, und zwar zehn Stück jährlich mit einer einleitenden Kritik über jedes. Der Plan kam nicht zur Ausführung, obwohl Unger hundert Karolin jährliches Honorar bot. Indeß war der Gedanke doch folgenreich für Goethe's Thätigkeit, indem daraus später die Bühnenbearbeitung einiger seiner ältern Dramen und die Uebersetzung des Mahomet und des Tancred von Voltaire hervorging, wie nicht minder Schiller's Bearbeitung des Shakespeare'schen Macbeth, der Turandot von Gozzi und zweier französischen Lustspiele, desgleichen die Uebertragung der Phädra von Racine darauf zurückzuführen sind. So sehen wir überall die Entwürfe wie die Arbeiten beider Dichter sich innigst miteinander verweben.

Neuntes Kapitel.

Charakteristik der Maria Stuart. Das Lied von der Glocke. Die kulturhistorischen Gedichte überhaupt. Spruch des Confucius. Die Worte des Wahns. Nänie. Ein Gelegenheitsgedicht.

Bevor wir Schiller's Lebensverhältnisse weiter in das neue Jahrhundert hinein verfolgen, möge das vorliegende Kapitel eine kurze Charakteristik der Tragödie Maria Stuart geben, wenn gleich die völlige Beendigung derselben erst in das Jahr 1800 fällt, und daran sich ein Ueberblick der gleichzeitig entstandenen oder veröffentlichten lyrischen Gedichte reihen.

Maria Stuart ist eine vielgepriesene, aber auch vielangefochtene Production unsers Dichters. Der treffliche Carlyle sieht darin einen Rückschritt gegen Wallenstein. „Die zu Grunde liegende Idee", sagt er, „ist beschränkt, und die Resultate sind nur gewöhnlich. Hier finden wir keine treu geschichtlichen Schilderungen; eben so wenig lernen wir die Sitten und Gebräuche des Landes daraus kennen." Er vermißt also historische und ethnographische Treu und eine umfassendere, gewichtigere Grundidee. Die letztere Ausstellung präcisiren Andere dahin, daß sie die tiefgreifenden weltgeschichtlichen Gegensätze, welche damals Großbritannien aufregten, die dynastischen Streitigkeiten und das Ringen des Katholicismus mit dem Protestantismus, nicht genug in den Vordergrund gestellt finden. Dem Biographen eines Dichters liegt es bei der Charakterisirung eines seiner Produkte vor Allem ob, die Fragen zu beantworten: Was für eine Aufgabe hat sich hier der Dichter gestellt? Wie kam er dazu, sich diese Aufgabe so und nicht anders zu stellen? Und wie weit ist es ihm gelungen, sie in dem Sinne, wie er sie aufgefaßt hatte, zu lösen?

Wir wissen bereits, daß Schiller nach Vollendung des Wallenstein zwischen frei erfundenen und historisch überlieferten Stoffen schwankte. Im Januar 1798 stand trotz der unsäglichen Mühe, die ihm sein Wallenstein machte, doch die Ueberzeugung in ihm fest, daß er nur geschichtliche Stoffe wählen dürfe, und selbstersonnene seine Klippe sein würden; er glaubte sich weit mehr im Stande, „das Realistische zu idealisiren, als das Ideale zu realisiren." Aber im März 1799, als

er die Wallenstein'sche Masse abgeschüttelt hatte, fühlte er sich, wie er selbst gestand, „durch Neigung und Bedürfniß zu einem frei phantasirten, bloß leidenschaftlichen und menschlichen Stoffe hingezogen.“ Gleichwohl gab er sich, wahrscheinlich auf Goethe's Rath, an die Maria Stuart. Man darf daraus nicht schließen, daß seine Neigung plötzlich wieder umgeschlagen sei; denn noch am 26. September 1799, als er sich für das gewählte Sujet bereits erwärmt hatte, schrieb er an Körner: „Vor der Hand bin ich der historischen Sujets überdrüssig, weil sie der Phantasie gar zu sehr die Freiheit nehmen und mit einer fast unausrottbaren prosaischen Trockenheit behaftet sind.“ Es ist klar, nach dem Wallenstein würde er sich nimmermehr zu einem geschichtlichen Stoff verstanden haben, wenn er nicht bei näherer Betrachtung die Möglichkeit erkannt hätte, den Stoff der Marie Stuart von seinem geschichtlichen Ballast zu erleichtern, „den ganzen Gerichtsgang“, wie er an Goethe schrieb, „mit allem Politischen auf die Seite zu bringen, und aus dem Gegenstande eine Tragödie in der Euripideischen Methode zu machen“, d. h. die Darstellung eines von mächtigen Leidenschaften bewegten Gemüthes, wie sie dem Meister der Seelenmalerei Euripides so trefflich gelungen war, zur Hauptaufgabe seines Dramas zu machen.

Es wäre aber ein Irrthum, zu glauben, daß Schiller aus der objektiven Darstellung, zu welcher er im Wallenstein seinem ursprünglichen Hange zuwider übergegangen war, sich nach einer mehr subjektiven Darstellung zurückgesehnt habe, daß es ihm, wie in seinen Jugenddramen, um einen Charakter zu thun gewesen sei, dem er seine Freiheitsideen und seinen ganzen Gemüthreichthum hätte leihen können. Wie wenig dies der Fall war, zeigen schon die Andeutungen, die er im Briefe an Goethe vom 18. Juni 1799 über den seiner Heldin zugedachten Charakter gab. „Meine Maria“, schrieb er, „wird keine weiche Stimmung erreichen; das ist meine Absicht nicht. Ich will sie immer als ein physisches Wesen halten, und das Pathetische muß mehr eine allgemeine und tiefe Rührung, als ein persönliches und individuelles Mitgefühl sein. Sie empfindet und erregt keine Zärtlichkeit; ihr Schicksal ist, nur heftige Passionen zu erfahren und zu entzünden. Bloß die Amme fühlt Zärtlichkeit für sie.“ Man sieht, hier hatte er es auf die Darstellung eines Frauencharakters abgesehen, wie er wahrlich nicht sein Ideal schöner Weiblichkeit war. Sollte er ihm gelingen, so mußte er ihn, gerade wie den Wallenstein, mit „der reinen Liebe des Künstlers“ zeichnen. Man darf also nicht mit Hoffmeister die Wahl dieses Stoffes daraus erklären, daß Schiller's Herz sich nach

einem Gegenstand gesehnt habe, „worin er die zarten Empfindungen der Humanität voll aussprechen könnte." Die Zeit, wo er die Hauptḥelden seiner Dramen zu Organen seines eigenen Wesens, zu Herolden seiner eigenen Ideen machte, war vorüber. Der revolutionäre Sinn, der aus seinen drei ersten Dramen, der kosmopolitische, der aus dem Don Karlos spricht, war seit dem nähern Geistesverkehr mit Goethe dem Streben des ächten Künstlers gewichen, der auch an einer beschränktern Aufgabe Gefallen und in vollkommen kunstgerechter Lösung derselben ein Genüge finden kann.

Allerdings würde Schiller, ohne in die subjektive Manier seiner vier ersten Tragödien zurückzufallen, sein Sujet anders, und zwar weiter und großartiger gestaltet haben, wenn er die weltgeschichtlichen Mächte, die hier in Konflikt gerathen, zwei einander entgegenwirkende Konfessionen, zwei verschiedene Zeitalter, ein erlöschendes und ein aufleuchtendes, zwei streitende Dynastien, zwei feindliche, auf Ein Brett im Ocean zusammen geworfene Völker zum Angelpunkte des Ganzen gemacht hätte. Aber das wollte und konnte unser Dichter nach seiner damaligen Gemüthsverfassung nicht. Herrscher und Helden hatte er ja, wie er selbst gestand, herzlich satt. Wer darf es ihm verdenken, daß er seine Aufgabe enger faßte, wenn er sie dafür um so erschöpfender löste? Zudem hatte er in unser Bühnenwesen, wie in das Theaterpublikum, tief genug hineingeblickt, um sich nicht zur Behandlung großer geschichtlicher Epochen hingezogen zu fühlen. Ihm war nicht verborgen geblieben, daß es für die Darstellung großer weltbewegender Kämpfe unsern Theatern nicht bloß an Raum und Zeit, sondern auch an einem empfänglichen Publikum gebricht. Sagt doch auch Eduard Devrient, dem man auf diesem Gebiet gewiß eine reiche Erfahrung und ein kompetentes Urtheil zuerkennen wird, in seiner Schrift über das Oberammergauer Passionsspiel: Menschendarstellung, Seelengemälde fordert der gebildete Sinn von unsern Bühnen. Alle Versuche, die man bis jetzt gemacht hat, über das Interesse an der Individualität hinauszugehen und große geschichtliche Entwickelungen an deren Stelle zu setzen, sind gescheitert. Das wirkliche Geschichtsdrama, das statt eines individuellen Geschicks Krisen und Katastrophen von Völkern in den Vordergrund rückt, braucht, wenn es überhaupt möglich ist, ein Theater, wie es die Griechen hatten und die Ammergauer haben.

Es beruht auf einer durchaus irrigen Auffassung unseres Stücks, wenn Karl Grün von ihm behauptet, es drücke den tragischen Widerstand und Untergang der katholischen Welt im Kampf gegen die schon übermüthig gewordene protestantische aus. Dieser Konflikt und andere

weltgeschichtliche Gegensätze dienen hier nur als Hintergrund des Seelengemäldes. Maria Stuart ist eine ergreifende Tragödie, die in dem Zuschauer Furcht und Mitleid lebhaft aufregt, aber Furcht und Mitleid für wen? Hält ihn das etwa in athemloser Spannung, ob der Katholicismus oder der Protestantismus, ob diese oder jene Dynastie siegt? Das Schicksal der Maria bildet von Anfang bis zu Ende den Angelpunkt seines Interesses, kurz, das Stück ist, wie Hoffmeister es richtig charakterisirt hat, ein pathetisches Charakter- und Situationsstück auf weitem historischem Hintergrunde, an welches keines von Schiller's frühern Dramen als Maßstab angelegt werden darf. Nach allen Richtungen hin unterscheidet es sich von diesen: es ging nicht, wie die drei ersten, aus seinen Freiheitsideen, seinem Zorn gegen die einengenden starren Gesellschaftsformen hervor; es handelt sich hier nicht, wie im Don Karlos, um die Gründung einer neuen Ordnung der Dinge; es tritt uns hier nicht, wie im Wallenstein, ein dunkel waltendes Fatum entgegen; und dennoch ist unser Drama von mächtiger Wirkung und, aus rein künstlerischem Gesichtspunkt betrachtet, weit vollendeter, einheitlicher angelegt, besser gegliedert, objektiver gehalten in der Zeichnung aller Charaktere, kurz, in jeder Hinsicht einen Fortschritt in der Kunsttechnik bezeichnend. Dieses durch das ganze Werk hindurch im Einzelnen nachzuweisen, gestattet der meiner Arbeit zugemessene Raum nicht; aber auf Eines, und zwar auf die meisterhafte Organisation etwas näher einzugehen, kann ich mir nicht versagen.

Die moderne Poetik stellt an den ersten Akt eines Dramas die Forderung, daß er nicht, wie der Prolog einiger antiken Tragödien, die Vorbedingungen der Handlung und die Situation bei ihrem Beginn in einem nüchternen Referat darlege, sondern sogleich handelnde Personen einführe, die exponirenden Züge in ihr Handeln geschickt verwebe, nicht bloß die Wurzeln der Handlung, sondern auch ihre ersten Keimblätter zeige, zugleich die beabsichtigte Stimmung wecke, den Grundton des Ganzen anschlage, ferner den Hauptcharakter in seinen Grundzügen entweder selbst oder wenigstens im Spiegel seiner Wirkung auf Andere erkennen lasse und mit einer Perspektive in die Zukunft schließe, die den Zuschauer in lebhafte Erwartung versetzt. Wer sich den ersten Akt unserer Tragödie auf diese Forderungen genau ansieht, wird staunen, wie vollauf sie der Dichter sämmtlich zu erfüllen gewußt hat. Mit einem geschmeidigen Stoff hatte er es hier wahrlich nicht zu thun, und es kostete ihn Mühe genug, ihm einen kunstgerechten ersten Akt abzugewinnen. „Die nöthige Exposition des Processes und der Gerichtsform“, schrieb er an Goethe, „hat, außerdem daß solche

Dinge mir nicht geläufig sind, eine Tendenz zur Trockenheit, die ich zwar überwunden zu haben hoffe, aber nicht ohne viel Zeit dabei zu verlieren; und zu umgehen war sie nicht." Wie glücklich ist diese Aufgabe in dem von Geist und Leidenschaft sprühenden Streitgespräch der siebenten Scene zwischen Maria und Burleigh gelöst! Und nicht minder geschickt ist die Darlegung der frühern Lebensereignisse der Maria und ihrer nächsten Vergangenheit in die ersten Fäden der Handlung verflochten. Welch ein Meisterzug, den Anfang der Handlung auf den Jahrestag der Ermordung Darnley's zu verlegen! Der Dichter gewann dadurch nicht bloß den großen Vortheil, daß die Amme und die Königin, durch die aufgefrischte Erinnerung an die Blutthat erregt, in bestmotivirter Weise den Vorhang einer schrecklichen Vergangenheit wegziehen, sondern auch den, daß die Hauptheldin uns sogleich als ein zwar schuldbeflecktes, aber durch Reue veredeltes Gemüth vorgeführt wird. Der Expositionsakt mit seinem Janusgesicht soll aber, wie in die Vergangenheit, so auch in die Zukunft blicken. Diesem Anspruch genügt unser erster Akt gleichfalls in vollem Maße. Maria zittert, es möge, wie der Richter, so der Mörder sie unversehens überfallen; Paulet fürchtet Befreiungsversuche; Leicester hat Verbindungen mit Maria angeknüpft, von denen sie Rettung hofft; Mortimer bietet auf überraschende Weise ihr seine Hülfe an; Burleigh sinnt darauf, sie heimlich aus dem Wege zu räumen; Paulet widersetzt sich dem — so schließt der Akt in der spannendsten Weise. Wird es Paulet gelingen, die Gefangene vor geheimem Mord zu schützen? Wird Burleigh einen gefügigern Helfershelfer finden? Wird Elisabeth die Kühnheit haben, das Todesurtheil zu unterzeichnen? Was wird Leicester thun? Wird Mortimer's Vorhaben glücken? Wir sehen, die Wagschalen des Bangens und Hoffens schwanken bereits auf und ab, das Mitleid mit der Hauptheldin ist schon erregt, der tragische Grundton angeschlagen. „Ich fange schon jetzt an", schrieb Schiller den 18. Juni 1799 an Goethe, „mich von der eigentlich tragischen Qualität meines Stoffes immer mehr zu überzeugen, und darunter gehört besonders, daß man die Katastrophe gleich in den ersten Scenen sieht (oder vielmehr ahnt) und, indem die Handlung des Stücks sich davon wegzubewegen scheint, ihr immer näher und näher geführt wird. An der Furcht des Aristoteles fehlt es also nicht; das Mitleid wird sich auch schon finden." Das ist alles richtig, nur weniger der Qualität des Stoffes, als der Kunst des Dichters zuzuschreiben.

Wie der erste Aufzug, indem er als dienendes Glied des Ganzen seine Aufgabe vollkommen erfüllt, zugleich für sich ein schön gerundetes

kleineres Ganzes bildet, so sind nicht minder an dem zweiten Akt diese Vorzüge zu rühmen. Vom zweiten Akt eines Dramas verlangt Gottschall in seiner Poetik, er solle den Knoten der dramatischen Handlung enger schürzen, dem Konflikt des Dramas schärfere Bestimmtheit geben. Wenn mehrere Gruppen bestehen, die eine besondere Grundidee spiegeln, solle der zweite Akt sie noch selbständig bestehen lassen. Er werde am zweckmäßigsten mit einem folgenschweren Entschluß beendigt. Wie genau entspricht diesem Kanon unser Akt! Er eröffnet sich mit einer ähnlichen präludirenden Scene, wie sie Shakespeare seinem Heinrich VIII. vorangeschickt hat. Dann aber tritt von der zweiten Scene an die „königliche Heuchlerin" Elisabeth als die herrschende Gestalt hervor, während Maria von der Bühne verschwindet und dennoch der Mittelpunkt des Interesses bleibt. Was die Wirkung dieses Aktes auf den Zuschauer erhöht, ist der durchgehende Kontrast gegen den vorhergehenden. Dort ein schmuckentblößtes Gefängniß, hier ein prächtiger Königspalast; dort eine Königin, zum Tode verurtheilt, hier eine im Glanz ihrer Herrschermacht, wie sie die Sendboten eines königlichen Bewerbers um ihre Hand empfängt. Und wie spannt die dritte Scene mit den streitenden Stimmen des Staatsraths, die fünfte mit dem Mordauftrage, den Elisabeth dem Mortimer gibt, und der ganze achte Auftritt zwischen Leicester und Mortimer unsere Theilnahme für das Geschick der Hauptheldin! Die Schlußscene des Aktes, worin Elisabeth sich durch Leicester bestimmen läßt, die Gefangene zu sehen, hebt Gottschall als ein Musterbeispiel hervor, wie der zweite Akt einer Tragödie wirkungsvoll zu schließen sei.

Der dritte Akt, in allen kunstgerechten Tragödien der drang- und lebenvollste, soll die Krisis bis auf die Spitze treiben, und die Peripetie einleiten, darf diese jedoch nicht ganz vorwegnehmen. Es leuchtet auf den ersten Blick ein, wie vollständig unser Dichter diesem Kunstgesetz hier genügt hat. Durch das Gespräch zwischen Maria und Elisabeth bei der Zusammenkunft auf Fotheringhay-Schloß und durch den Mordversuch auf die Königin von England ist am Schluß des Aktes der Konflikt zwischen den beiden Frauen zum Unheilbaren gesteigert. Und welch eine Reihe der wirkungsvollsten Scenen, die uns mit der Hauptheldin eine ganze Stufenfolge der verschiedensten und aufregendsten Empfindungen durchlaufen lassen! Zuerst die in's Romantische spielende, unendlich rührende Scene, wo Maria, wie ein Kind dem Augenblick hingegeben, „der neuen Freiheit genießt" und ihre Gefühle in lyrische Rhythmen ergießt. Schiller schrieb den 3. September 1799 über diese Abweichung von der gewöhnlichen rhythmischen

Sprache des Dramas an Goethe: „Ich fange in der Maria Stuart an, mich einer größern Freiheit oder vielmehr Mannigfaltigkeit im Sylbenmaß zu bedienen, wo die Gelegenheit es rechtfertigt. Dieser Wechsel ist ja auch in den griechischen Stücken, und man muß das Publikum an Alles gewöhnen.“ Aus der freudig gehobenen Stimmung der ersten Scene werden wir in den beiden folgenden, wo Maria das Herannahen der Elisabeth erfährt, mit ihr in das bange Vorgefühl eines schweren Unheils versetzt. Und nun das Gegenübertreten der beiden königlichen Frauen, die zuerst mühsam gedämpfte, zuletzt furchtbar ausbrechende Zorngluth Maria's und ihr triumphirendes Frohlocken, obwohl sie weiß, daß ihr Tod nun unvermeidlich ist! Freilich haben selbst hervorragende Kritiker an dieser Scene Anstoß genommen. Meint doch sogar Gervinus, unser Dichter habe in der Scene, „wo sich die Königinnen einander schelten“, die Feinheit, womit er sonst dergleichen behandelt, vergessen. Schiller war sich der Schwierigkeit des Problems, das hier vorlag, sehr klar bewußt. „Die Situation“, schrieb er an Goethe, „ist an sich selbst moralisch unmöglich; ich bin sehr verlangend, wie es mir gelungen ist, sie möglich zu machen. Die Frage geht zugleich die Poesie überhaupt an, und darum bin ich doppelt begierig, sie mit Ihnen zu verhandeln.“ In der That hat er die Situation möglich gemacht und hier auf dem dramatischen Gebiet bewährt, was Goethe von einem andern Felde der Dichtkunst rühmt: „Märchen, noch so wunderbar, Dichterkünste machen's wahr.“ Die Umsicht, womit Schiller hier verfuhr, ist bewundernswürdig. Er weckte durch die erste Scene des Aktes eine romantische Stimmung, welche der Phantasie des Zuschauers einen erhöhten Schwung gibt und seine Verstandesforderungen herabstimmt. Das hatte Goethe vorausgesehen. „Was die Situation betrifft“, antwortete er, „so gehört sie, wenn ich nicht irre, zu den romantischen. Da wir Modernen nun diesem Genius nicht entgehen können, so werden wir sie wohl passiren lassen, wenn die Wahrscheinlichkeit nur einigermaßen gerettet ist. Gewiß aber haben Sie noch mehr gethan.“ Und Schiller hatte mehr gethan. Am Schluß des vorhergehenden Aktes ließ er durch Leicester, der sich von der Zusammenkunft die Begnadigung Maria's versprach, der englischen Königin die Einwilligung zur Begegnung auf die listigste Weise entreißen, indem er ihrer Eitelkeit schmeichelte. Zur Motivirung der leidenschaftlichen Wendung, welche die Unterredung nahm, ist der Zug fein ersonnen, daß beide Königinnen sich als Zeugen ihres Gesprächs den gemeinsamen Geliebten denken mußten. Selbstverständlich konnte hier, wo nicht lediglich die Königin der Königin, sondern das leidenschaftliche

Weib der eifersüchtigen Gegnerin gegenüberstand, die Rede sich nicht in den Schranken höfischer Gemessenheit und Feinheit halten. Das Charakterbild, das dem Dichter in Maria vorschwebte, forderte die heftigsten Zornausbrüche. Die weitern Scenen des dritten Aktes steigern noch die Spannung und die bange Ahnung im Zuschauer, so daß auch dieser Aufzug sich meisterhaft abschließt.

Die kunstgerechte Architektonik, die wir bisher zu bewundern hatten, die schöne, leicht übersichtliche Gliederung, die Vertheilung der Gesammtmasse in große symmetrische Gruppen, von denen jede einen Akt ausfüllt, setzt sich auch weiter in den zwei letzten Aufzügen fort. Der vierte, der Akt der Peripetie, hält wieder, wie der zweite, Maria unsern Blicken entzogen, aber unserer gespanntesten Theilnahme gegenwärtig. Die Peripetie, den Glücksumschwung, erklärt Aristoteles als „eine mit den handelnden Personen vorgehende Veränderung, wodurch sie in einen entgegengesetzten Zustand kommen, und zwar auf eine wahrscheinliche und nothwendige Weise." Das finden wir denn auch hier. Alle Stützen der Hoffnung Maria's brechen zusammen. Ihr Fürsprecher, der französische Gesandte, wird als Reichsverräther ausgewiesen; Leicester sucht sich selbst auf Kosten Maria's und Mortimer's zu retten; dieser ersticht sich, um seiner Geliebten ein männlich Beispiel der Befreiung zu geben; Maria hat sich selbst unrettbar in's Verderben gestürzt durch jenes Wort: „Der Thron von England ist durch einen Bastard entweiht." In der Erinnerung daran unterzeichnet Elisabeth das Todesurtheil. Es ist für den Tragiker in der Regel eine schwere Aufgabe, den vierten Akt mit dem sturm- und drangvollen dritten auf gleicher Höhe der Kraft und Spannung zu erhalten. Aber auch das ist unserm Dichter hier trefflich gelungen. Der Bruch mit Frankreich, der Konflikt zwischen Burleigh und Leicester, die überraschende Wendung, womit Leicester den Mortimer opfert, um sich zu retten, Mortimer's freiwilliger Tod, Leicester's verwegene Selbstvertheidigung vor Elisabeth, die Warnungsstimme, die Shrewsbury erhebt, Elisabeth's leidenschaftliches Selbstgespräch, das mit der Unterzeichnung des Todesurtheils endigt, der tückisch zweideutige Auftrag, womit sie Davison peinigt, alle diese wechselreichen Auftritte erhalten dem Drama fortwährend die energischste Spann- und Schlagkraft.

Der Schlußakt endlich, der ganz der Darstellung der Katastrophe gewidmet ist, läßt, nach dem Erlöschen aller Hoffnungssterne, in dem Zuschauer nur noch das Bangen um Maria's Gang zum Tode zurück, erschließt dafür aber um so reichere Quellen des Mitleids und reinigt zugleich, wie der Stagirit es verlangt, beide Leidenschaften, Furcht und

Mitleid. Schiller ist seinem Vorsatz, für Maria kein persönliches, individuelles Mitleid zu wecken, nicht treu geblieben, und wir können uns dazu nur Glück wünschen. Ohne sie aus ihrem Charakter fallen zu lassen, führt er sie uns zuletzt als eine durch Reue und religiöse Empfindungen Geläuterte vor, die mit edler Fassung von der Erde und ihren Gütern scheidet. Aehnlich wie die Jungfrau von Orleans die ungerechten Anschuldigungen ihres Vaters mit deren Folgen ergebungsvoll als eine Strafe des Himmels dafür hinnimmt, daß sie, die einem höhern Beruf Geweihte, der irdischen Liebe Raum in ihrer Brust gegeben: so betrachtet Maria, obwohl sie sich des Verbrechens, um dessentwillen sie die Menschen verurtheilten, des Antheils an Babington's und Parry's Hochverrath, unschuldig weiß, den unverdienten Todesspruch als eine gottverhängte Sühne für frühere schwere Blutschuld. Die vielangefochtene Beicht- und Abendmahlsscene war ein genialer Griff des Dichters. Wie der Charakter der schottischen Königin einmal angelegt war, ließ sich schwerlich ein wirksameres Mittel ersinnen, um dem peinigenden Mitleid mit der ungerecht Verurtheilten ein reinigendes und aufrichtendes Element beizumischen. Die Hinrichtungs-Scene mußte der Dichter unserm leiblichen Auge entziehen, aber er ersetzte sie durch einen Kunstgriff, dessen sich die Dramatiker nicht selten bedienen, wenn sie entweder ein zu umfangreiches, oder ein zu grauenvolles Bild den Blicken der Zuschauer vorenthalten müssen; sie stellen statt des Bildes selbst die Wirkung dar, die es auf Jemand (hier auf Leicester) ausübt. Schade, daß damit nicht der Vorhang fallen konnte, und der Dichter noch einmal die königliche Heuchlerin und ihre Umgebung in der Wirkung, welche Maria's Tod für sie hatte, uns vorführen zu müssen glaubte.

Gewiß, man darf mit Aug. Wilh. Schlegel die Kunstgewandtheit und Gründlichkeit in der Anlage, wie in der Ausführung dieser Tragödie bewundern, ja vielleicht mit Frau von Stael behaupten, Maria Stuart sei von allen deutschen Dramen das planmäßigste und zugleich rührendste. Aber auch an rein objektiver Darstellung der Charaktere wird unser Stück von keinem andern, wenigstens keinem Schiller'schen, übertroffen. Hier zeigt sich uns kein einziger Charakter, den der Dichter zum Organ seines eigenen individuellen Denkens, Empfindens und Strebens gemacht hätte; und doch treten uns alle Gestalten lebenswarm entgegen. Verbietet mir der Raum, auch dieses im Einzelnen nachzuweisen, so kann ich mich damit trösten, daß hier alle Gestalten für sich selbst sprechen. Nur des einen Vorwurfs gedenke ich noch, den Moritz Carrière und Andere gegen die Zeichnung

des Charakters der Elisabeth erhoben haben. „Schiller", sagt der genannte Kunstrichter, „ist ungerecht geworden gegen Elisabeth, die ächt königlich das Wohl ihres Volks und das Ganze des Staats in ihrer großen Seele trug, wenn sie auch minder anmuthig als ihre Gegnerin war; sie durfte nicht als falsche Gleißnerin dargestellt werden." Dagegen ist zu sagen, daß schon rein künstlerische Rücksichten unserm Dichter verboten, die glänzenden Partien in Elisabeths Charakter hervorzukehren und die Schattenseiten zu verdecken. Wie hätte neben einem solchen Bilde das der Hauptheldin bestehen können? Die leuchtende Folie hätte den Glanz des Gemäldes nicht erkennen lassen. Aber Schiller war auch nicht einmal wissentlich ungerecht gegen Elisabeth. Die besten Schriftsteller, die ihm über seinen Stoff zu Gebot standen, Hume, Robertson, Rapin, Genz, sie alle fanden, bei der vollsten Anerkennung, die sie der Regierungsweisheit Elisabeths zollten, doch in dem Proceß der Maria ihre Gleißnerei und Heuchelei verabscheuungswürdig; und noch Ranke hält es in seiner Geschichte Englands für keineswegs erwiesen, daß Maria in eine Verschwörung gegen Elisabeths Leben verwickelt war.

Es bleiben noch einige Gedichte Schiller's zu besprechen, die während seiner Beschäftigung mit Maria Stuart an's Licht traten. Das bedeutendste derselben, vielleicht die Krone aller lyrischen Produktionen Schiller's, das Lied von der Glocke, ist, wie Maria Stuart, die Ausführung eines seit vielen Jahren gehegten Planes. Karoline von Wolzogen erzählt: „Lange hatte er das Gedicht in sich getragen und mit uns davon gesprochen als von einer Dichtung, von welcher er besondere Wirkung erwarte. Schon bei seinem ersten Aufenthalt in Rudolstadt (1788) ging er oft nach einer Glockengießerei, um von diesem Geschäft eine Anschauung zu gewinnen." Im Juli 1797 schrieb er an Goethe: „Ich bin jetzt an mein Glockengießerlied gegangen und studire in Krünitzens Encyklopädie, wo ich viel profitire. Dieses Gedicht liegt mir sehr am Herzen, wird mir aber mehrere Wochen kosten, weil ich so vielerlei verschiedene Stimmungen dazu brauche, und eine große Masse zu verarbeiten ist." Gesundheitsstörungen nöthigten ihn, den Gedanken an die Vollendung des Stücks für dieses Jahr aufzugeben. „Ich gestehe", schrieb er den 22. September 1797 darüber an Goethe, „daß mir dieses, da es einmal so sein mußte, nicht ganz unlieb ist; denn indem ich den Gegenstand noch ein Jahr mit mir herumtrage und warm halte, muß das Gedicht, welches wirklich keine kleine Aufgabe ist, erst seine wahre Reife erhalten." Goethe antwortete, die Glocke müsse um so besser klingen, als das Erz länger in Fluß erhalten

und von allen Schlacken gereinigt sei. Aber das nächste Jahr wurde wieder durch Anderes, besonders den Wallenstein, in Anspruch genommen. Erst 1799 gelang es dem Dichter, den reichen Schatz ganz an den Tag zu heben.

Das Gedicht gehört, wie der Spaziergang und das Eleusische Fest, zu den kulturhistorischen und bildet den Gipfel dieser Gattung; denn das spätere in diesen Kreis gehörige „Die vier Weltalter" kann sich weder an Reichthum des Gehalts noch an Vollendung der Ausführung mit ihm messen. Hätte ein längeres Leben unserm Dichter gestattet, von der dramatischen Poesie noch einmal der lyrisch-epischen sich zuzuwenden, so hätte er uns ohne Zweifel noch mit einer Reihe solcher Meisterwerke beschenkt. Seine Dichtung hatte schon ursprünglich einen gewaltigen Zug in's Große und Weite; aber auch sein ganzer Entwickelungsgang drängte ihn dieser Gattung zu, worin seine philosophischen und geschichtlichen Forschungen sich poetisch verklärten. Die kleinern Dichtungsarten, die sich aus dem Seelenprocesse Schiller's nacheinander hervorbildeten, sind die Ideenpoesie, die Epigramme, eine mehr oder weniger objektive Gattung der Lyrik, die Balladen und endlich die kulturhistorischen Gedichte, welche letztern die Vorzüge aller andern in sich vereinigen. Denn, um des Epigrammenspiels nicht weiter zu gedenken, mußte Schiller's plastischem Talent die Ideenpoesie bald zu kahl und gestaltenleer, die Balladenpoesie aber seinem philosophischen Geist zu enge erscheinen, während sein Einsiedlerleben der reinen lyrischen Muse zu wenig Stoff bot. Trat aber an die Stelle des partikulären Balladenstoffs ein universalgeschichtlicher oder allgemein menschlicher Gegenstand, so besaß er hierin ja eine eben so umfassende als inhaltreiche Masse, welche gleichmäßig seine Vernunft und seine Phantasie erfüllte. Das weite reale Menschenleben selbst, sowohl der Vergangenheit und Gegenwart als der Zukunft, wie er es zu einer philosophischen Weltbetrachtung denkend und fühlend verarbeitet hatte, mußte auf dem Gipfelpunkt seiner Entwickelung das ihm angemessenste Feld der Dichtung werden.

Da die kulturhistorischen Gedichte eine ganze Tonleiter von Stimmungen durchlaufen und (wie Herder vom Spaziergang sagt) eine „Welt voll Scenen" bilden, so machte sich dem Dichter für sie das Bedürfniß sinnlicher Unterlagen fühlbar, die zu leicht überschaulicher Gliederung und fester Einrahmung dienen könnten. In der zweiten Periode war sein Formensinn noch weniger ausgebildet; daher entbehren die zu dieser Gattung gehörigen Dichtungen jener Zeit, die Götter Griechenlands und die Künstler, noch solcher sinnlichen Gerüste und

Rahmen. Dagegen fehlen sie bei keinem der verwandten Gedichte der dritten Periode. Im Spaziergang knüpft er seine kulturhistorischen Betrachtungen und Schilderungen an eine Reihe wechselnder Landschaftsbilder, die ihm auf einer Lustwanderung entgegentreten; das Eleusische Fest stellt sich seiner äußern Form nach als ein Hymnus für die Eleusinien dar; in den vier Weltaltern ist als sinnliche Folie das Bild eines frohen geselligen Kreises gewählt, vor dem der Dichter sein weltgeschichtliches Gemälde zu ästhetischem Genusse aufrollt. Am kunstreichsten, ja fast überkünstelt ist unser Lied von der Glocke organisirt. Das sinnliche Gerüst bildet hier der Guß einer Glocke, dessen stetiger Proceß sowohl für die einzelnen Theile und Untertheile, als für das Ganze zum begränzenden Rahmen dient. Außerdem sind aber noch die verschiedenen Theile durch eine Menge von Fäden miteinander verbunden. Der Hauptabschnitt im Ganzen ist da, wo die Form gefüllt ist, und der Meister zu den Gesellen spricht:

> Bis die Glocke sich verkühlet,
> Laßt die strenge Arbeit ruhn.

Mit dieser Haupteintheilung des äußern Gerüstes fällt die des innern Gehalts zusammen. Die vorhergehenden Betrachtungen und Gemälde beziehen sich sämmtlich auf das Familienleben, die nachfolgenden alle auf das Leben in der staatlichen Gesellschaft; und wie innerhalb beider Abschnitte die einzelnen Vorgänge des Glockengusses sachgemäß einander folgen, so bilden auch die angeknüpften Reflexionen und Lebensbilder eine logisch geordnete Reihe. Aber Inneres und Aeußeres laufen nicht bloß parallel nebeneinander, sondern sind auch im Einzelnen durchweg aneinander geknüpft. Der Dichter hat jede Betrachtung zu dem technischen Meisterspruch, auf den sie folgt, in eine gewisse sinnbildliche Beziehung gesetzt, ferner in jeder Reflexion oder Schilderung durch einen vorausdeutenden Zug die folgende vorbereitet und obendrein jede auf das Glocken l ä u t e n bezogen. Dadurch stellt sich die Dichtung, ungeachtet des steten Wechsels der Stimmungen und Bilder, als ein fest geschlossenes Ganzes dar. Hierzu trägt auch noch der Umstand bei, daß die sinnliche Unterlage des Gedichtes, der Glockenguß, in den Meistersprüchen sich durch eine unverändert wiederkehrende, scharf markirte metrische Form von den übrigen Partien mit ihren wechselnden Rhythmen bestimmt abhebt.

Das Glockenlied ist unter den kulturhistorischen Gedichten das universellste, sowohl dem Gattungscharakter nach, da es lyrische, episch-beschreibende und dramatische Elemente in sich vereinigt, als dem In-

halt nach, weil es alle wesentlichen Verhältnisse des Menschenlebens zusammenfaßt. In dem ersten Haupttheile wird die Kindheit im Fluge geschildert, die Jugendliebe seelenvoll ausgemalt; daran reiht sich das Bild des häuslichen Lebens eines ehelichen Paars, worin das Schaffen und Erwerben des Vaters mit dem Walten und Bewahren der Mutter in Kontrast gestellt ist. Mit diesem Bilde eines durch innere Eintracht und äußern Wohlstand befestigten Familienglücks kontrastirt aber wieder ein doppeltes Unheil; eine Feuersbrunst zerstört das äußere Glück, der Tod der Mutter löst die innern Familienbande. Im zweiten Haupttheil greift die Dichtung ihrem Inhalt nach in den Spaziergang über, dessen kontrastirende Gemälde des friedlich geordneten und des revolutionär aufgewühlten bürgerlichen Lebens sie im Wesentlichen aufnimmt. Indem so das herrliche Gedicht das ganze menschliche Dasein in seinen wichtigsten Moment darstellt, erhält es durch die Wärme des Herzens, womit es jene menschlichen Zustände uns vergegenwärtigt, ein lyrisches Gepräge; durch die Lebendigkeit der Phantasie und die Meisterschaft in Gestaltenmalerei, womit die einzelnen Lebensbilder ausgeführt sind, schlägt es in's epische Gebiet; und dadurch, daß alle die verschiedenen Schilderungen scheinbar nur den Hintergrund und gleichsam die Fortsetzung einer scenisch vor unsern Augen sich entwickelnden Handlung sind, und daß alle Arbeitssprüche des Meisters aus dem, was wir ihn thun sehen, entnommen werden, gewinnt es eine dramatische Anschaulichkeit.

In dem Lied von der Glocke brachte Schiller wahrlich eine herrliche Spende zu dem Musenalmanach, womit er von dem Publikum Abschied nahm. Das beigegebene, schon früher entstandene und jetzt nur retouchirte Gedicht Die Erwartung, dessen schon das fünfte Kapitel gedacht hat, ist in seiner Art gleichfalls ein Kleinod deutscher Poesie. Der Spruch des Confucius vom Raume, den Schiller jetzt zu dem 1795 gedichteten von der Zeit hinzufügte, hängt mit einem hervorstechenden Zug in seinem Geist, mit seiner Neigung zur parallelisirenden und antithetischen Betrachtungsweise zusammen. Aus diesem Zuge erklärt es sich, warum er nicht nur manche Gedichte, z. B. Würde der Frauen, das Ideal und das Leben u. a. ganz nach der Figur der Antithese anlegte, sondern auch bisweilen, wo sich der Gegensatz oder die Parallele nicht gut in Einem Gedicht ausführen ließ, sie in zwei Gegen- oder Seitenstücken behandelte. So dichtete er jetzt im Jahre 1799 auch zu den 1797 entstandenen Worten des Glaubens ein Gegenstück, die Worte des Wahns, welches erst im Cotta'schen Damen-Kalender auf das Jahr 1801 erschien. Außerdem gehört dem Jahr

1799 noch ein Gedicht in elegischem Versmaß an, „Nänie" überschrieben, das, wie „Das Glück" aus dem vorigen Jahre, an Schiller's Ideendichtung erinnert. Sein Thema ist gleich durch die Anfangsworte: „Auch das Schöne muß sterben" bezeichnet. Es kann auffallend scheinen, daß Schiller zwischen seinen dramatischen Arbeiten noch Zeit für die beiden letztgenannten, nicht dem Musenalmanach zugedachten Gedichte gefunden. Auf ihr Entstehen war wohl die Absicht, eine neue Edition seiner Gedichte zu veranstalten, von Einfluß. Schon im vorigen Jahre hatte er den Plan mit dem Buchhändler Crusius in Leipzig verabredet. Am 15. Oktober 1799 schrieb er an diesen: „Mit der Edition meiner Gedichte, so wie auch des zweiten Theils meiner prosaischen Schriften wollen wir nun endlich Ernst machen. Das Manuscript für Beides ist eben in der Hand des Abschreibers, und in vierzehn Tagen wird Ihnen solches abgeliefert." Lotte's schwere Krankheit kam dazwischen. Wahrscheinlich war es der Wunsch, in der bevorstehenden neuen Gedichtsammlung die Worte des Glaubens nicht ohne ein Gegenbild erscheinen zu lassen, was ihm die Worte des Wahns eingab; und die Nänie mochte aus früherer Zeit unvollendet vorliegen und jetzt die letzte Feile erhalten.

Schließlich sei noch ein scherzhaftes Gelegenheitsgedicht aus dem Februar 1799 erwähnt „Zu Loder's Geburtstage." Just. Christian Loder, geboren zu Riga am 28. Februar 1753, war schon seit 1778 Professor der Medicin in Jena. Zu seinem sechsundvierzigsten Geburtstage widmete Schiller ihm ein aus vierundsechzig Versen bestehendes Carmen, dessen Zeilen sämmtlich auf — oren endigen:

Auf, Saal-Athen, und spitze deine Ohren!
Die Zierde der Arznei-Doktoren,
Ein heller Stern, gleich Meteoren,
Im Lichtkreis deiner Professoren,
Ein Vorbild weiser Prorektoren,
Ward im Bezirk von Riga's Thoren
Heut sechs und vierzig Jahr geboren.
Ihn preisen längst als Arzt die Weißen und die Mohren,
Fürst, Adel, Bürger, Bau'r, Bergleute und Halloren. —
Hat Jemand seinen Kopf verloren,
Er stellt ihn her. Hat einer seine Nas' erfroren,
Er thaut sie auf. Ist Wer mit Eselsohren
Begabt, er stutzt sie ab. Hat Jemand Hahnensporen
Statt Nägel, oder ist mit Pferdefuß geboren,
Gebeut er der Natur im Styl der Korrektoren:
Vertatur Pferdefuß, ucantur Hahnensporen!
u. s. w.

Zehntes Kapitel.

Schiller's Stellung zum Weimar'schen Theater. Verhältniß zu Goethe. Bearbeitung von Shakespeare's Macbeth. Die Stanzen „An Goethe." Krankheitsanfall. Aufführung des Macbeth. Einsiedlerleben in Ettersburg. Beendigung und Aufführungen der Maria Stuart. Beginn der Jungfrau von Orleans. Fünf lyrische Gedichte und ein projektirtes. Epistel an den Herausgeber der Propyläen. Beabsichtigte Feier des Jahrhundertwechsels.

Schiller stand nun zu Weimar wieder, wie einst zu Mannheim, in nahen Beziehungen zum Theater seines Wohnorts, zwar in einer weniger bestimmten und gebundenen, aber darum nur schönern und einflußreichern Stellung. Obwohl nicht als Theaterdichter nach Weimar berufen, hatte er bei seinen dramatischen Arbeiten doch vorzugsweise die dortige Bühne im Auge; und wenn gleich ihm nicht voraus ein bestimmter Antheil an der Direction des Theaters zugedacht war, so ergab es sich doch von selbst, daß er sich mit Goethe in die Leitung desselben theilte, oder ihn in seiner Abwesenheit vertrat. Durch ihr freies und freundliches Zusammenwirken leisteten sie bei beschränkten Mitteln Außerordentliches und legten in dem deutschen Athen den Grund zu einer dramatischen Schule, in deren Fortbau leider Schiller's früher Tod nur zu bald eine Stockung bringen sollte. Auf jenes erste Lustrum unsers Jahrhunderts, wo die beiden verbündeten Dichter in gegenseitig sich ergänzender Thätigkeit der Weimar'schen Bühne vorstanden, können wir als auf eine Blüthenepoche der deutschen Schauspielkunst zurückblicken. Hatten sie in den fünf vorhergehenden Jahren, wo sie meist einander fern waren, sich brieflich über die Dichtkunst im Allgemeinen zu verständigen gesucht, wovon uns manches Werthvolle, z. B. ihre Untersuchungen über Epos und Drama, erhalten worden: so wandten sie jetzt, wo sie zusammen lebten, ihre Aufmerksamkeit speciell dem Theater zu, und da wird es nicht an den interessantesten mündlichen Discussionen über das theatralisch Wirksame, über Schauspielerkunst und die Abwege, auf die sie gerathen kann, über Deklamation, Mimik u. s. w. gefehlt haben. Wären die Hauptresultate dieser

Gespräche uns schriftlich überliefert, so besäßen wir sicherlich an ihnen eben so schätzbare theoretische Leistungen, als an jener Charakteristik des Dramas und des Epos.

Schon seit der Aufführung des Wallenstein war Schiller zu den Weimar'schen Schauspielern in nähere Beziehungen freundlicher Art getreten. Nun aber, da er in Weimar wohnte, nahm Goethe bei den Vorbereitungen zur Aufführung bedeutender Stücke fast regelmäßig seinen Beistand und Rath in Anspruch, während er für Dekorationen und Kostüme bereits an Meyer einen kenntnißreichen Rathgeber und Gehülfen besaß. Als die erste Grundlage der Schauspielkunst betrachtete Goethe, und mit ihm Schiller, die Recitation; auf ihr beruhe, das war ihre Ueberzeugung, auch die gute Gestikulation und Mimik. Daher wurde den Leseproben die größte Sorgfalt zugewandt und bei diesen namentlich auch darauf geachtet, die in jener Zeit sehr vernachlässigte, ja beinahe von den deutschen Bühnen verbannte rhythmische Deklamation wieder in Aufnahme zu bringen. Wie aus der Dichtkunst, so sollte auch aus dem Vortrag der Bühnenkünstler und demnächst aus ihren Körperbewegungen der rohe Naturalismus verdrängt und durchweg der Grundsatz festgehalten werden, daß „der Schauspieler seine Individualität verläugnen und verdecken lernen müsse." Die Leseproben wurden meist entweder in Goethe's, oder in Schiller's Wohnung abgehalten, zuweilen unter der Leitung beider Dichter, zuweilen auch unter Schiller's alleinigem Vorsitz. Da er weniger, als Goethe, im Stande war, das belehrende Wort mit einem mustergültigen Vorbild zu verbinden, so suchte er besonders dahin zu wirken, daß die Schauspieler mit richtigem Verständniß das ganze Stück und speciell ihre Rollen auffaßten und mit Einbildungskraft und Empfindung sich recht in sie einlebten.

Wodurch er aber besonders Goethe's Einwirkung auf das Bühnenpersonal ergänzte, das war sein ermunterndes und anregendes freundschaftliches Entgegenkommen. Es war ihm ein Herzensbedürfniß, denjenigen Schauspielern, die durch vorzügliches Spiel zum Erfolg seiner Stücke beigetragen hatten, seine Freude an den Tag zu legen. Eine Anerkennung aus dem Munde des eben so geliebten als verehrten Mannes ist Manchem für das ganze Leben ein Sporn zum Weiterstreben geworden. Er bat mitunter die Schauspieler zu Tisch und benahm sich dann durchaus freundschaftlich gegen sie. Hatten sie ihre Sachen recht gut gemacht, so entlockte er auch wohl dem mit Lob nicht eben freigebigen Goethe ein anerkennendes Wort, und in Fällen, wo von diesem eine Rüge drohte, wußte er beschwichtigend und vermittelnd

einzutreten. So wirkte er in dieser Sphäre um so gedeihlicher, je weniger es Goethe nach seinem eigenen Bekenntniß verstand, Belebung und Anregung mit seinem Ordnen und Befehlen zu verbinden. Man hat Letzteres an Goethe getadelt und ihn wohl einen Theaterdespoten gescholten. Wer sich in die Schwierigkeiten der Stellung eines Vorgesetzten zu einem anspruchsvollen und leichtgereizten Bühnenvolk hineinzudenken versteht, wird in den Tadel nicht einstimmen. Schiller hatte eben den Vortheil, daß er den Schauspielern nicht eigentlich als Direktor, sondern als Rathgeber, Mittler und Freund gegenüberstand. Und dennoch ging ihm auch bisweilen die Geduld aus. „Ich will", schrieb er einmal an Goethe, „mit dem Schauspielervolk nichts mehr zu thun haben; denn durch Vernunft und Gefälligkeit ist nichts auszurichten; es gibt nur ein einziges Verhältniß zu ihnen: den kurzen Imperativ, den ich nicht auszuüben habe."

Durch dieses einträchtige Zusammenwirken mit Goethe für das Weimar'sche Theater, und zugleich durch das weitere Verfolgen jenes schon oben angedeuteten Plans, in wetteifernder Thätigkeit ein würdiges Repertorium für die vaterländischen Bühnen überhaupt zu schaffen, sehen wir den vor fünf Jahren angeknüpften literarischen Bund der beiden Geistesheroen sich immer enger und fester schürzen. Da mag sich manchem sinnigen Leser die Frage aufdrängen, ob denn nun das Zusammenleben Beider sammt ihren Familien an demselben Ort nicht diesem Bunde gefährliche Umstände herbeigeführt habe. Brachte der gesellschaftliche Verkehr beider Häuser in der kleinen Residenz mit einer Menge von Personen, unter denen sich nur zu viel Neider und Gegner ihrer Verbindung waren, nicht Störungen in dieselbe? Wurde das eigenthümliche häusliche Verhältniß Goethe's, das kaum einen nähern Umgang zwischen dem weiblichen Personal beider Familien gestattete, nicht zur Klippe für die Freundschaft der Männer? Was die erste Frage betrifft, so werde ich später zu erzählen haben, wie man eine Intrigue, die auf Sprengnng ihres Bundes abzielte, förmlich dramatisch in Scene zu setzen versuchte. Ueber das Verhältniß des Schiller'schen und des Goethe'schen Hauses zueinander mögen hier sogleich einige Andeutungen folgen.

Nichts gibt einen stärkern Beweis von der Festigkeit des Geistesbundes, den Schiller und Goethe geschlossen, als daß selbst des Letztern Verhältniß zu Christiane Vulpius ihn nicht zu lockern vermochte. Schiller mißbilligte dieses Verhältniß und konnte sich nie überwinden, in seinen Briefen an Goethe mit einem Worte Christianens zu gedenken, so liebevolle Grüße an Lotte ihm der Freund aufzutragen pflegte. Und

doch mußte Schiller wissen, wie empfindlich Goethe von dieser Seite war, und wie erquickend für ihn eine offene freundliche Verständigung über diesen Punkt gewesen wäre. Im Jahr 1796 berührte einmal Goethe brieflich den difficilen Gegenstand mit einem flüchtigen Wort, das er wie einen Versuchsballon hingeworfen zu haben scheint. Sein Nichterscheinen bei einer Taufe in Schiller's Hause entschuldigend, fügte er hinzu: „Heute erlebe ich auch eine eigene Epoche; mein Ehestand ist eben acht Jahre alt." Schiller scheint geflissentlich diese Aeußerung ignorirt und alle weitere Erwähnung des Verhältnisses vermieden zu haben. Jetzt, im Jahre 1800, war, obwohl die Familien räumlich einander näher rückten, an eine Milderung des Mißstandes nicht zu denken; denn Goethe's häusliches Leben, das anfangs, seiner Abnormität ungeachtet, ihm nicht drückend gewesen war, hatte sich nunmehr recht unerfreulich gestaltet. Triviale Anschwärzungen, wie sie „das Büchlein über Goethe" in Umlauf gebracht hat, darf man freilich nicht für baare Wahrheit nehmen; aber unverwerflich ist Schiller's Zeugniß, der, nachdem er fast ein Jahr lang Goethe's häusliche Existenz beobachtet hatte, über ihn an Körner schrieb: „Im Ganzen bringt er jetzt zu wenig hervor, so reich er noch immer an Erfindung und Ausführung ist. Sein Gemüth ist nicht ruhig genug, weil ihm seine elenden häuslichen Verhältnisse, die er zu schwach ist zu ändern, zu viel Verdruß erregen."

Es wird erzählt, daß in Christiane Vulpius, die zuerst als eine anmuthige, treu anhängliche Hausgenossin Goethe sehr beglückte, mit den Jahren eine vom Vater angeerbte Genußsucht stärker hervorgetreten sei. Lebenslustig, wie sie war, habe sie Bälle geringerer Bürgerklassen in Weimar und Studentenbälle in Jena besucht und sich einem verderblichen Weingenuß hingegeben, welchem bösen Beispiel ihr Sohn August frühe gefolgt sei. Frau von Stein, obwohl ihrem ehemaligen Freunde Goethe schwer grollend, nahm während einer Krankheit desselben August in ihr Haus auf, und schrieb über diesen an ihren Sohn Fritz: „Er ist schon gewöhnt, sein Leiden zu vertrinken. Neulich hat er in einem Klubb von der Klasse seiner Mutter siebenzehn Gläser Champagner getrunken, und ich hatte alle Mühe, ihn bei mir vom Wein abzuhalten." Kein Wunder, wenn der energische Schiller im Stillen es dem Freunde verdachte, daß er nicht das mißliche Verhältniß abbrach. Aber dazu lag, wie er wußte, in Goethe's Natur ein allzu großer Hang zu unschlüssig stockendem Verharren in hergebrachten, wenn gleich drückend gewordenen Zuständen, und zugleich fühlte sich dieser eben so sehr durch sittliche Skrupel, als durch fortdauernde Neigung zu der Geliebten, die immerhin besser als ihr Ruf war, von einer Scheidung abgehalten.

Ohne Zweifel hat die Klatschsucht, die sich so gern mit den Schattenpartien im Leben hervorragender Männer zu schaffen macht, auch hier Manches zu schwarz gemalt. Es begegnen uns aus Goethe's weiter folgenden Lebensjahren ganz zuverlässige Zeugnisse, daß Christiane Goethe's Hauswesen mit Umsicht, Eifer und Treue besorgte, und er ihr herzlich zugethan war. Auch Schiller konnte schließlich nicht umhin, anzuerkennen, daß Goethe's Sträuben gegen einen Bruch mit der Geliebten auf edlen Motiven beruhe. Als er ein Jahr in seiner Nähe gelebt, schrieb er an die Gräfin Schimmelmann: „Leider ist Goethe durch einige falsche Begriffe über das häusliche Glück und durch eine unglückliche Ehescheu in ein Verhältniß gerathen, welches ihn in seinem eigenen häuslichen Kreise drückt und unglücklich macht, und welches abzuschütteln er zu schwach und weichherzig ist. Das ist seine einzige Blöße, die aber Niemand verletzt; und auch diese hängt mit einem sehr edeln Theil seines Charakters zusammen."

Wir werden im Lauf des Jahrs 1800 Goethe, trotz der magnetischen Kraft, die Schiller auf ihn übte, wiederholt außerhalb Weimar verweilen sehen. Daran waren zum Theil jene häuslichen Uebelstände schuld; aber den Geistesbund der beiden Freunde zu zerreißen, waren sie nicht stark genug, weil dieser Bund ein Werk der Natur war. Man kann mit Hoffmeister sagen, die Natur habe in Goethe und Schiller die zwei Hälften eines universellen Idealmenschen gebildet, und sie im Leben so enge verbunden, daß Jeder mit dem Andern und durch den Andern wirken mußte. „Der Werth, ja die Möglichkeit ihres ganzen Verhältnisses lag darin, daß Jeder dem Andern Güter zubrachte, die ihm seiner Natur und Stellung nach abgingen. Realismus und Idealismus, eine liebende Anschauung und ein scharfer Abstraktionshang, eine freiwillig spendende Stimmung und eine außerordentliche Willenskraft, ein unbewußt wirkendes Genie und eine wache Besonnenheit, ein plastischer Gleichmuth und eine rege menschliche Theilnahme, die freie Ruhe des objektiven Sinnes und die ernste Innigkeit der Subjektivität, ein weiter Weltblick und ein enges Einsiedlerleben, das heitere Behagen des Wohlstandes und der Gesundheit und die Seelentiefe des Unglücks und der Leiden" — das alles war es, was bei gleichem Lebenszweck beide Männer zum Austausch brachten, wodurch sie einander, da beide die selbständigsten Naturen waren, um so unentbehrlicher werden mußten, je näher sie sich kennen lernten."

Hoffmeister war der Ueberzeugung, Goethe habe Schiller, nachdem er ihn einmal erfaßt, mehr geliebt, als umgekehrt Schiller ihn zu lieben vermocht. Ich bezweifle, daß sich dies so entschieden behaupten läßt.

Wie hoch Schiller den Freund nicht bloß als Dichter und Forscher, sondern auch als Menschen hielt, zeigt der oben erwähnte Brief an die Gräfin Schimmelmann. Er gestand ihr, daß er auch jetzt, sechs Jahre nach dem Anfange seiner nähern persönlichen Bekanntschaft mit Goethe, diese für „das wohlthätigste Ereigniß seines ganzen Lebens“ halte. „Ich brauche Ihnen“, schrieb er, „über den Geist dieses Mannes nichts zu sagen. Sie erkennen seine Verdienste als Dichter, wenn auch nicht in dem Grade an, als ich sie fühle. Nach meiner innersten Ueberzeugung kommt kein anderer Dichter ihm an Tiefe und Zartheit der Empfindung, an Natur und Wahrheit, und zugleich an hohem Kunstverdienst auch nur von weitem bei. Die Natur hat ihn reicher ausgestattet, als irgend einen, der nach Shakespeare aufgestanden ist. Und außer diesem, was er von der Natur erhalten, hat er sich durch rastloses Nachforschen und Studium mehr gegeben, als irgend ein andrer. Er hat es sich zwanzig Jahre mit der redlichsten Anstrengung sauer werden lassen, die Natur in allen ihren drei Reichen zu studiren, und ist in die Tiefen der Wissenschaften gedrungen.. So ist er auch in Rücksicht auf den Geschmack in bildenden Künsten dem Zeitgeist weit voraus, und bildende Künstler könnten Vieles bei ihm lernen. Welcher von allen Dichtern kommt ihm in solchen gründlichen Kenntnissen auch nur von ferne bei? Und doch hat er einen großen Theil seines Lebens in Ministerialgeschäften aufgewendet, die darum, weil das Herzogthum klein ist, nicht klein und unbedeutend sind. Aber diese hohen Vorzüge des Geistes sind es nicht, die mich an ihn binden. Wenn er nicht als Mensch den größten Werth von allen hätte, die ich persönlich je habe kennen lernen, so würde ich sein Genie nur in der Ferne bewundern. Ich darf wohl sagen, daß ich in den sechs Jahren, die ich mit ihm zusammen lebte, auch nicht einen Augenblick an seinem Charakter irre geworden bin. Er hat eine hohe Wahrheit und Biederkeit in seiner Natur und den höchsten Ernst für das Rechte und Gute; darum haben sich Schwätzer, Heuchler und Sophisten in seiner Nähe immer übel befunden . . . Ich bitte Sie, meine gnädige Gräfin, dieser langen Aeußerung wegen um Verzeihung; sie betrifft einen verehrten Freund, den ich liebe und hochschätze. Kännten Sie ihn, so wie ich ihn zu kennen und zu studiren Gelegenheit gehabt, Sie würden wenige Menschen Ihrer Achtung und Liebe würdiger finden.“

Das bisher in diesem Kapitel Gesagte glaubte ich der Darstellung der Ereignisse in Schiller's Leben während des Jahrs 1800 voranschicken zu sollen, weil seine Stellung zum Weimar'schen Theater und sein persönliches Verhältniß zu Goethe weiterhin sich als zwei Haupt-

faktoren durch sein Leben hindurchziehen. Goethe, der mit ihm den Sylvesterabend, „im Stillen herzlich erfreut“, zugebracht hatte, begrüßte ihn zum neuen Jahr mit den Worten: „Lassen Sie den Anfang wie das Ende sein, das Künftige wie das Vergangene.“ Und so setzten sie denn auch während des Januars in den Abendkonferenzen die Berathung ihrer beiderseitigen Plane fort. Am 6. kamen sie überein, daß Schiller den Shakespeare'schen Macbeth, Goethe seine Iphigenie für die Bühne bearbeiten solle. Unser Dichter griff seine Aufgabe, obwohl Maria Stuart noch der Vollendung harrte, sogleich mit gewohnter Energie an. Er bediente sich dabei der Uebersetzung von Gabr. Eckert, eines stellenweise veränderten Nachdrucks der Eschenburgischen, meinte jedoch später, als ihm Frau von Stein das Original geliehen, er hätte trotz schwacher Kenntniß des Englischen besser gethan, sich gleich anfangs an die Urschrift zu halten; er habe oft unnöthige Mühe gehabt, durch das schwerfällige Medium seiner beiden Vorgänger bis zum wahren Sinne durchzubringen. Die Hindeutung auf zwei Vorgänger läßt erschließen, daß ihm auch Wieland's Uebertragung vorgelegen habe. Am 20. Januar hatte er, wenn gleich eine Durchsicht des Wallenstein für den Druck nebenherlief, bereits zwei Aufzüge des Macbeth aus dem Rohen gearbeitet, wogegen Goethe unterdeß alle Lust zu seiner Iphigenie verloren hatte. Um die Mitte Februar brachte ein schlimmer Krankheitsanfall unsers Dichters Arbeit ins Stocken.

Schiller's Macbeth ist, wie Mancherlei die Kritik daran auszusetzen gefunden, ein verdienstliches Werk, das ungemein viel zur Einbürgerung Shakespeare's in Deutschland beigetragen hat; und gerade die Fehler, die man an ihm rügt, halfen diesen Zweck erreichen. Die beiden Theaterdirektoren waren darin einverstanden, daß man Shakespeare's Stücke in ihrer ursprünglichen, für eine von der unsrigen sehr verschiedene Bühne berechneten Gestalt den deutschen Theatern durch eine Umformung anpassen und namentlich den häufigen und stürmischen Scenenwechsel meiden und die Mischung des Tragischen mit dem Komischen mildern müsse. Demgemäß reducirte Schiller die fünfundzwanzig Ortsveränderungen des Originals auf fünfzehn, ersetzte einige Scenen durch bloße Erzählung, formte die unter die Jamben eingestreuten Prosapartien zur Erzielung eines gleichmäßigern Styls in's Metrische um, unterdrückte möglichst alle trivialen Ausdrücke, die der Würde des tragischen Kothurns unangemessen schienen, legte in der Scene nach der ungeheuren Bluthat dem Pförtner statt des possenhaften Gesprächs ein frommes Dankgebet in den Mund, lieh den Hexen eine edlere Gestalt, Sinnesart und Sprache, und gab überhaupt

dem Ganzen ein mehr deutsches, speciell Schiller'sches Kolorit. Dabei fielen freilich, was nicht geleugnet werden darf, manche wirklich bedeutsame konkrete und lebendige Lokalbezüge weg, die nicht durch gleichwirksame ersetzt wurden; und so gebührt allerdings, wenn man das Original und die Nachbildung lediglich aus dem poetischen Gesichtspunkt vergleicht, jenem ganz entschieden der Vorrang. Sind wir jetzt im Stande, uns an sinn- und formgetreuen Nachdichtungen der Shakespear'schen Dramen zu erfreuen, so mögen wir uns dazu Glück wünschen, dürfen aber nicht vergessen, daß Schiller durch seinen Macbeth wesentlich beitrug, uns auf diesen Standpunkt zu heben.

Ueber der eifrigen Beschäftigung mit dieser Arbeit versäumte er nicht, dem Freunde bei den Vorbereitungen zu der auf den 30. Januar anberaumten Vorstellung des Mahomet behülflich zu sein. Der Herzog war höchlich erfreut, daß Goethe eine französische Tragödie zur Bearbeitung ausgewählt hatte, und versprach sich von der Aufführung des Mahomet eine „Epoche in der Verbesserung des deutschen Geschmacks.“ Schiller war mit dieser Wahl weniger zufrieden. Er räumte zwar ein, daß, wenn einmal der Versuch gemacht werden sollte, das Repertorium der deutschen Theater mit einer französischen Tragödie zu bereichern, Mahomet sich dazu am meisten eigne, zweifelte aber, ob noch ein zweites französisches Drama dazu brauchbar sei. Zerstöre man in der Uebersetzung die uns widerwärtige französische Manier, so bleibe zu wenig Poetisch-Menschliches übrig; behalte man aber die Manier bei und suche die Vorzüge derselben auch in der Uebertragung geltend zu machen, so werde man das Publikum verscheuchen. Da vorauszusehen war, daß jedenfalls von gegnerischer Seite sich ein gewaltiges Geschrei über die Zurückführung des kalten, steifen, prunkenden französischen Kothurns auf deutsche Bühnen erheben werde, so dichtete Schiller dem Freunde und der gemeinsamen Sache zu lieb die schönen Stanzen „An Goethe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte.“ Sie waren zu einem Prolog für das Stück bestimmt. Am 6. Januar schrieb er an Goethe: „Ich habe heute angefangen, auf den Prolog quaestionis zu denken, und vielleicht schenkt mir der Himmel eine gute Stimmung, wo nicht das Gedicht heute zu beendigen, doch für's erste die Anlage dazu zu machen.“ Am 8. meldete er weiter: „Heute denke ich mich zu Hause zu halten und einen Versuch zu machen, ob ich meine Stanzen fertig bringe, damit wir das Publikum mit geladener Flinte beim Mahomet erwarten können.“ Das schwung- und klangreiche Gedicht entwickelt von der sechsten Strophe an, in welchen Stücken wir von den französischen Tragikern zu lernen haben.

Erstens solle nicht „das rohe Leben“, sondern eine Idealwelt auf der Bühne erscheinen; dann müsse im Schauspiel nicht eine phantastische, verwirrende Regellosigkeit, sondern eine plan- und kunstmäßige Behandlung herrschen, die zugleich das Tragische vom Komischen gesondert halte; ferner verlange die Strenge der Kunstform für die Tragödie eine rhythmische Sprache. In diesen dem französischen Kothurn eigenen Vorzügen, aber auch nur in diesen, könne uns der Franke ein Führer zum Bessern werden. Es steht nicht fest, daß die Stanzen wirklich als Prolog gedient haben. Wurden sie zurückbehalten, so geschah dies vielleicht wegen der Lobpreisung Goethe's im Eingange, oder vielleicht auch aus Rücksicht auf den Herzog wegen der scharfen Verurtheilung der französischen Tragödie in den Strophen 3, 4, 5 und 10.

Wie schon bemerkt, unterbrach leider im Februar ein heftiger Krankheitsanfall die frische Geistesthätigkeit unsers Dichters. Bereits zu Ende der ersten Februarwoche fühlte er sich unwohl und mußte mehrere Tage die herkömmlichen Abendbesuche bei Goethe aussetzen. Der Zustand besserte sich etwas, so daß Goethe ihn am 11. trotz der strengen Winterkälte zu „einer astronomischen Partie“, zur teleskopischen Betrachtung der Mondberge und des Saturns, und am 14. zur Beschauung eines in der Ausführung begriffenen Bildnisses von Wallenstein, das Meyer malte, einladen durfte. Aber in den nächsten Tagen kehrte Schiller's Krankheit mit verstärkter Heftigkeit zurück und raubte ihm mehr als einen ganzen Monat. Am 24. März schrieb er nach Dresden: „Ich sage euch einen herzlichen Gruß, um nach langer Zeit wieder ein Lebenszeichen zu geben. Meine Krankheit muß sehr hart gewesen sein; denn jetzt, in der sechsten Woche, fühle ich noch immer die schweren Folgen. Die Kräfte sind noch sehr weit zurück, daß ich mit Mühe die Treppen steige und noch mit zitternder Hand schreibe. Auch hält der Husten noch immer an, und ich werfe viel Schleim aus. Der Rest des vorigen Jahres und der Anfang des neuen machen eine sehr traurige Epoche in meinem Hause, und ich fürchte, wir werden uns zeitlebens derselben zu erinnern haben.“

Ganz müßig war er selbst in diesen Leidenstagen nicht gewesen. Er hatte die Durchsicht Wallenstein's für den Druck beendigt und Goethe'n, der ihn während der Reconvalescenz Abends zu besuchen pflegte, bei der Durchsicht seiner kleinern Gedichte für Unger Rath und Hülfe geleistet. Dann aber kehrte er wieder zur Maria Stuart zurück. Den April hindurch hielt er sich frisch an seine Arbeit, so daß er schon am 5. Mai die vier ersten Aufzüge in Ordnung hatte. Unterdeß war Goethe gegen Ende April, „um einmal wieder recht viele fremde Ge-

stalten und Gegenstände in sich aufzunehmen", zur Meßzeit nach Leipzig abgereist, und berichtete dem Freunde über das dortige Theater, „wo der übertriebenste Naturalismus im Ganzen wie im Einzelnen herrsche." Schiller, der für die etwas mißliebige Rolle der Elisabeth die Jagemann günstig zu stimmen wünschte, lud sie am 11. Mai mit einer größern Gesellschaft auf fünf Uhr Nachmittags zur Tafel ein, die bis elf Uhr dauerte, unterhielt sie bei Tisch höchst artig, ließ Konstantiawein, ein Buchhändlergeschenk, vorsetzen und auf das Gedeihen des fünften Akts seiner Maria anstoßen. Dann las er die fertigen vier Akte. Seit der Mannheimer Zeit mußte er bedeutende Fortschritte im Vortrage gemacht und jetzt auch von seiner Krankheit sich gut erholt haben; denn er las, wie berichtet wird, die vier Akte, bald stehend, bald auf einen Stuhl knieend, zwar nicht eigentlich kunstmäßig schön, aber feurig ohne Uebertreibung, so daß die Zuhörerschaft hingerissen ward, — wobei denn freilich zweifelhaft bleibt, wie viel der Inhalt des Gelesenen und wie viel der Konstantiawein zum Effekt beitrug. Die Gesellschaft brach erst gegen Morgen auf, nachdem sich die Jagemann zur Uebernahme der Rolle der englischen Königin gern bereit erklärt hatte.

Unmittelbar darauf nahmen unsern Dichter die Proben zum Macbeth stark in Anspruch, der endlich am 14. Mai mit Beifall über die Bretter ging und, bei Cotta verlegt, noch in demselben Jahr trotz baldigen Nachdrucks eine zweite Auflage erlebte. Das Getümmel jener Tage weckte in ihm, bei dem Gedanken an die noch zu vollendende Maria, eine doppelt starke Sehnsucht nach Einsamkeit. Er pflegte, wenn ihn Besuch gestört hatte, scherzend den Wunsch auszusprechen, irgend ein Potentat möchte ihm etwas Gefährliches zutrauen und ihn auf einige Zeit in eine Bergveste mit schöner Aussicht einsperren, wo er gute Verpflegung und die Freiheit auf dem Wall zu spazieren hätte. Da sollten Werke so recht aus Einem Guß entstehen! Karl August erfüllte jetzt, ohne ihn für staatsgefährlich zu halten, seinen Wunsch. Er gewährte ihm eine stille Zufluchtsstätte in Ettersburg, einem herzoglichen Schlosse, etwa zwei Stunden von Weimar auf einer waldumringten Anhöhe gelegen. Dorthin begab sich Schiller am 15. Mai mit seinem Bedienten, blieb bis zum 2. Juni und vollendete in dieser Zeit den Schlußakt seiner Maria, während man in Weimar schon die vier ersten einübte. Dann kehrte er nach der Stadt zurück, um die Proben des Ganzen selbst zu leiten, und am 14. Juni, kurz vor dem Aufbruch der Schauspielergesellschaft nach Lauchstädt, wurde das Stück gegeben.

Das Theaterpublikum war schon einige Tage vorher in spannungs-

voller Erwartung, zumal weil sich das Gerücht verbreitet hatte, es werde eine Kommunion auf der Bühne stattfinden. Goethe schrieb darüber den 12. Juni an Schiller: „Der kühne Gedanke, eine Kommunion auf's Theater zu bringen, ist schon ruchbar geworden, und ich werde veranlaßt, Sie zu ersuchen, die Funktion zu umgehen. Ich darf jetzt bekennen, daß es mir selbst dabei nicht wohl zu Muth war; und da man schon im voraus dagegen protestirt, ist es in doppelter Beziehung nicht räthlich." Dennoch wurde, wahrscheinlich wegen Mangels an Zeit zu einer schicklichen Abänderung, die Abendmahlscene am 14. Juni dargestellt, dann aber, weil das Publikum Anstoß daran nahm, für die nächste Aufführung umgeformt. Im Uebrigen war der Erfolg des Stückes gut, und Schiller selbst mit seiner Leistung zufrieden. „Vorgestern", schrieb er den 16. Juni an Körner, „ist die Maria Stuart gespielt worden, und mit einem Succeß, wie ich ihn nur wünschen konnte. Ich fange endlich an, mich des dramatischen Organs zu bemächtigen und mein Handwerk zu verstehen." Das Haus hatte sich wieder um so mehr gefüllt, als die für Schiller begeisterten Jenenser Musensöhne in hellen Haufen herbeigeströmt waren. Das Spiel zeichnete sich weniger durch glänzende Leistungen Einzelner, als durch die Uebereinstimmung des Ganzen aus. Doch thaten sich, wie berichtet wird, Graff als Shrewsbury, Karoline Jagemann als Elisabeth und die junge Malcolmi als Kennedy besonders hervor. Am 3. Juli wurde das Stück auf der Bühne zu Lauchstädt abermals gegeben, und hier war der Zudrang beispiellos. „Den Kassirer", heißt es in einem Briefe des Schauspielers H. Becker, „hat man gar nicht zur Kasse kommen lassen. Nachmittags halb drei Uhr hatte man schon alle Billets aus seiner Wohnung geholt. Die Wuth der Menschen zu dem kleinen Hause war so groß, daß wir die Musici aus dem Orchester auf die Bühne placirten und dieses mit Zuschauern vollpfropften. Sie boten einander selbst für ein Billet, welches acht Groschen kostete, drei Thaler."

Das Bewußtsein einer so erfolgreichen Geistesthätigkeit verfehlte nicht, auch auf das körperliche Befinden unsers Dichters wohlthätig zu wirken und seine Arbeitslust zu erhöhen. „Mit meiner Gesundheit", schrieb er schon den 16. Juni an Körner, „ging es in den zwei letzten Monaten sehr gut. Ich habe mir viel Bewegung gemacht, lebe jetzt viel in der Luft, man sieht mich wieder auf der Straße und an öffentlichen Orten, und ich komme mir selbst sehr verändert vor. Das ist zum Theil das Werk meiner Thätigkeit; denn ich befinde mich nie

besser, als wenn mein Interesse an einer Arbeit recht lebendig ist. Ich habe auch deßwegen schon zu einer neuen Anstalt gemacht.“

Diese neue Arbeit war die Jungfrau von Orleans. In seinem Notizenkalender ist sie unter dem 1. Juli angemerkt. Welche Schriften er dazu studirt hat, ist nicht vollständig festzustellen. Woher er aber auch den Stoff hauptsächlich geschöpft haben mag, jedenfalls erfuhr das Ueberlieferte unter seiner Hand die eingreifendsten Umänderungen. Del Averdy hatte 1790 im dritten Bande der Notices et Extraits des Manuscrits de la Bibliothèque du Roi eine Sammlung von achtundzwanzig Handschriften über den Proceß der Johanna herausgegeben. Neben diesen wurden gewiß Hume's Geschichte von England und die von Rapin de Thoyras durchgesehen, wahrscheinlich auch die von Denys Godefroi veröffentlichten Memoiren, die später Fr. Schlegel im Auszug übersetzt herausgab, desgleichen Shakespeare's Heinrich VI., ob auch Chapelain's umfangreiches, von Boileau verurtheiltes Heldengedicht La Pucelle ou la France sauvée, bleibe dahingestellt. Weil ihn sein Stück in die Zeiten der Troubadours führte, mußte er auch, „um in den rechten Ton zu kommen“, sich mit den Minnesängern bekannt machen. Daß er Voltaire's Pucelle kannte, beweist das Gedicht „Das Mädchen von Orleans.“

Körner hatte es an der Maria Stuart als einen Vorzug gerühmt, daß nicht ein Charakter, sondern nach Art der antiken Tragödien die Handlung den Angelpunkt des Ganzen und den Hauptgegenstand des Interesses bilde, daß jeder Charakter nur nach dem Maß seines Antheils an der Handlung bedeutsam hervortrete und der Dichter seine Zu- wie seine Abneigung verläugne. Darauf antwortete Schiller den 13. Juli, es sei ihm ein großer Trost zu hören, daß der Mangel an demjenigen Interesse, welches der Held oder die Heldin einflöße, der Maria Stuart bei dem Freunde nichts geschadet habe. Da er aber von jeher an solchen Süjets hange, die das Herz interessiren, so wolle er diesmal (bei der Jungfrau von Orleans) dahin streben, das Eine nicht ohne das Andere zu leisten, d. h. ein lebhaftes Interesse an dem Hauptcharakter und seinem Schicksal mit einer wirkungsvollen Führung der Handlung und einer kunstgerechten Organisation zu vereinigen. „Mein neues Stück“, schrieb er, „wird auch durch den Stoff großes Interesse erregen. Hier ist eine Hauptperson, gegen die, was das Interesse betrifft, alle übrigen Personen, deren Zahl nicht gering ist, in keine Betrachtung kommen. Aber der Stoff ist der reinen Tragödie würdig; und wenn ich ihm durch die Behandlung so viel geben kann, als ich der Maria Stuart habe geben können, so werde ich viel Glück

damit machen." Indem er nun auf die „Behandlung" und zwar zunächst auf die Gliederung des Ganzen in wenige große Gruppen sein Augenmerk richtete, stieß er auf große Schwierigkeiten. Am 26. Juli klagte er Goethe'n, das Schema seiner Tragödie sei noch immer nicht in Ordnung. „Was mich", schrieb er, „bei meinem neuen Stück besonders inkommodirt, ist, daß es sich nicht so, wie ich wünsche, in wenige große Massen ordnen will, und daß ich es in Absicht auf Art und Zeit in zu viele Theile zerstückeln muß." Er überzeugte sich hierbei, daß sich diese Tragödie „in keinen so engen Schnürleib, wie Maria Stuart, einschnüren lasse, und die Handlung sich freier und kühner bewegen müsse." Die Licenzen, die er sich bei der Bekämpfung der Wallenstein'schen Masse herausgenommen, konnte er sich zwar auf dem jetzigen Standpunkt seiner Kunsteinsicht und Kunstfertigkeit nicht mehr gestatten; aber die strenge Kunstform, an die er sich in der Maria Stuart gebunden, glaubte er doch nicht festhalten zu sollen. Er schrieb hierüber fast gleichzeitig an Goethe und Körner; an den letztern: „Jeder Stoff will seine eigene Form, und die Kunst besteht darin, die ihm anpassende zu finden. Die Idee eines Trauerspiels muß immer beweglich und werdend sein, und nur virtualiter in hundert und tausend möglichen Formen sich darstellen." Mit den Fortschritten im August und September ging es langsam. Mitte Septembers klagte er Goethe'n, es koste ihm bei seiner Armuth an Anschauungen und Erfahrungen von außen jederzeit eine eigene Methode und viel Zeitaufwand, den Stoff zu beleben, und dieser Stoff zumal sei keiner von den leichten und liege ihm nicht nahe. Am 19. November hatte er eben „die Scenen mit den Trimetern" (im zweiten Akt) beendigt; am 24. December sah er noch immer viel vor sich liegen, war jedoch mit dem Fertigen recht zufrieden. So nahm er denn bei seinem Eintritt in's nächste Jahr das Werk noch unvollendet mit hinüber.

Es hatten sich mehrere Umstände vereinigt, in seiner dramatischen Arbeit ihn aufzuhalten. Seiu poetischer Gewissensrath Goethe, der ihn vielleicht über manche Bedenken rasch hinweggehoben hätte, hielt sich in der letzten Jahreshälfte wiederholt längere Zeit in Jena auf. Dann war Schiller den Sommer hindurch noch mit dem Abschluß der sorgfältig revidirten und verbesserten neuen Auflage seiner kleinern Gedichte beschäftigt, und darüber erwachten in ihm wieder lyrische Klänge. Ob über jener Arbeit die drei in der neuen Auflage zuerst erschienenen Epigramme Die Tonkunst, Der Gürtel und Die drei Alter der Natur entstanden sind, bleibt zweifelhaft. Es ist wohl denkbar, daß er durch die Redaction der im ersten Bande jener

Auflage enthaltenen Epigramme sich angeregt fühlte, ein paar neue hinzuzudichten, aber eben so gut möglich, daß die drei Distichen Ueberbleibsel aus der Epigrammenzeit waren, die sich bei der damaligen Gruppirung nicht hatten einfügen wollen. Mit Schiller's Theilnahme an den Propyläen und dem Interesse für bildende Kunst, in das ihn Goethe hineingezogen, hing das Gedicht Die Antiken in Paris („Was der Griechen Kunst erschaffen") zusammen. Es ist ein Zornwort gegen die siegreichen Franken, welche damals, weniger aus Kunstliebe als Nationaleitelkeit, die Kunstschätze der überwundenen Völker nach Paris schleppten. Dem Versmaße nach ein Pendant zu diesem Gedicht ist Die deutsche Muse („Kein Augustisch Alter blühte"). Indem der mehrerwähnte Plan Schiller's und Goethe's, ein würdiges Repertorium für das deutsche Theater zu schaffen, unsern Dichter eine Umschau auf dem Gebiet der ausländischen, wie der einheimischen Poesie halten ließ, mußte sich ihm die Wahrnehmung aufdrängen, daß die deutsche Dichtkunst nicht an der Sonne der Fürstengunst ihre Blüthen entfaltet hat; und so schrieb er, ohne eine Mißdeutung von Seiten seines großherzigen Gönners Karl August zu besorgen, diese von edlem Selbstgefühl durchdrungenen Strophen, die ähnliche Töne, wie stellenweise die Stanzen „An Goethe", anschlagen. Hatte er durch gewisse Stellen dieser Stanzen sich vielleicht einer Vorliebe für die Franzosen verdächtig gemacht, so mußten „Die Antiken in Paris" und „Die deutsche Muse" ihn wieder vollständig von dem Verdacht reinigen.

Für uns liegen aber aus jener Zeit noch andere Belege seiner patriotischen Gesinnungen vor. Es haben sich in seinem Nachlaß einzelne lose Blätter mit Versen, Versfragmenten und Inhaltsandeutungen projektirter Gedichte gefunden, von denen einige erkennen lassen, daß er ein größeres patriotisches Gedicht zu schreiben gedachte, welches nicht zu Stande kam, aber ein paar Bausteine zu den letzterwähnten zwei Gedichten hergab. Ich glaube Einiges aus diesen embryonischen Gedichtansätzen mittheilen zu sollen, weil sie zeigen, daß Schiller zu eben der Zeit, wo er die Nationalheldin der Franzosen verherrlichte, das eigene Vaterland und sein Geschick im warmen Herzen trug. Den Keim der Gedichte „Die Antiken in Paris" und „Die deutsche Muse" enthalten Stellen, wie diese:

> Deutschlands Majestät und Ehre
> Ruht nicht auf dem Haupte seiner Fürsten.
> Stürzte auch in Kriegesflammen
> Deutschlands Kaiserreich zusammen,
> Deutsche Größe bleibt bestehn . . .

und folgende, offenbar auf die von den Franzosen geraubten Kunstschätze zielend:

> Nimmer werden sie zum Leben
> Auferstehn und sich erheben
> Vom Gestelle;
> Ewig werden sie Verbannte
> Bleiben an dem fremden Strande.

Aber das projektirte Gedicht würde, wäre es zur Ausführung gediehen, einen viel weitern Ideenkreis umfaßt, auf eine große Vergangenheit Deutschlands und eine noch größere Zukunft hingewiesen und so dem Verzagen der Vaterlandsfreunde gesteuert haben; das zeigen Bruchstücke, wie folgende:

> Schwere Ketten drückten alle
> Völker auf dem Erdenballe,
> Als der Deutsche sie zerbrach,
> Fehde bot dem Vatikane,
> Krieg ankündigte dem Wahne,
> Der die ganze Welt bestach. —
> Höhern Sieg hat der errungen,
> Der der Wahrheit Blitz geschwungen,
> Der die Geister selbst befreit.
> Freiheit der Vernunft erfechten
> Heißt für alle Völker rechten,
> Gilt für alle Ewigkeit.

„Darf der Deutsche", heißt es an einer andern Stelle, „in diesem Augenblick, wo er ruhmlos aus einem thränenvollen Kriege geht, wo zwei übermüthige Völker ihren Fuß auf seinen Nacken setzen, und der Sieger sein Geschick bestimmt — darf er sich fühlen? darf er sich seines Namens rühmen und freuen? Ja, er darf's! Er geht unglücklich aus dem Kampf; aber das, was seinen Werth ausmacht, hat er nicht verloren. Deutsches Reich und deutsche Nation sind zweierlei Dinge." In dem Charakter der deutschen Nation, sagt er, wohne eine sittliche Größe, die von ihren politischen Schicksalen unabhängig sei. Dieses geistige Reich blühe in Deutschland, sei in vollem Wachsen; mitten unter den gothischen Ruinen einer alten barbarischen Verfassung bilde es sich und blühe empor. Ja, er prophezeit, daß dem geistbildenden und geistbeherrschenden Deutschland dereinst auch die äußere Herrschaft zufallen werde. „Denn endlich, am Ziel der Zeit, wenn anders die Welt einen Plan, das Menschenleben irgend nur Bedeutung hat, endlich muß die Sitte und die Vernunft siegen, die rohe Gewalt der Form erliegen, und das langsamste Volk wird alle die schnellen, flüchtigen einholen."

Außer dieser vorübergehenden Neigung zur lyrischen Muse verzögerte noch eine Zeit lang Schiller's Theilnahme an den Propyläen die Ausführung seines dramatischen Werks. Der Herausgeber dieser der bildenden Kunst gewidmeten Zeitschrift wünschte die Künstler auch praktisch zu fördern und setzte daher seit 1799 einen Preis auf die beste Zeichnung eines jährlich von ihm ausgesuchten Gegenstandes. Für das Jahr 1800 wurde Hektor's Abschied von Andromache oder die Ermordung des Rhesus und seiner Gesellen zur Preisaufgabe gewählt. Die Ausstellung der zahlreich eingelaufenen Konkurrenzstücke fand im August statt. Goethe, Meyer und Schiller schrieben nun über dieselben einen Cyklus von Aufsätzen für die Propyläen, Goethe einen einleitenden Aufsatz, Meyer eine Beurtheilung der einzelnen Konkurrenzstücke, Schiller eine Epistel An den Herausgeber der Propyläen und Goethe schließlich eine „Flüchtige Uebersicht über die Kunst in Deutschland", verbunden mit der Ankündigung zweier neuen Preisaufgaben. Schiller's Aufsatz kann nur bei Berücksichtigung dieser ursprünglichen Bestimmung richtig gewürdigt werden. Er ist uns interessant als eine seiner wenigen Aeußerungen über bildende Kunst. Anfangs wollte er darin „seine Empfindungen ausgießen" über die preisgekrönte Zeichnung von Hektor's Abschied, die Professor Stahl aus Kassel eingeschickt hatte. Das würde denn eine Arbeit subjektivischen Charakters geworden sein, die gewiß seiner Feder leichter entflossen wäre. Er ließ sich aber, wahrscheinlich durch Goethe, bestimmen, seine Betrachtung vergleichend über die Konkurrenzstücke beider Aufgaben auszudehnen, so daß der Aufsatz bei der Leistung Stahl's kurz abbricht. Aus der Meyer'schen Kritik zieht er allgemeine Resultate, charakterisirt Hektor's Abschied als ein Empfindungsgemälde und die Ermordung des Rhesus als ein Phantasiebild, und erörtert von diesem psychologischen Gesichtspunkt aus die eigenthümlichen Vortheile und Gefahren beider Aufgaben. Hierauf die vorzüglichsten Zeichnungen näher betrachtend, spricht er fast ausschließlich von der Erfindung und nicht sowohl von der künstlerischen Ausführung, als von der Wirkung auf den Beschauenden. So läßt er das Kunsttechnische, als außerhalb seiner Kompetenz liegend, fast ganz bei Seite.

Gegen den Jahresschluß trugen Schiller und Goethe sich ein paar Wochen hindurch mit dem Projekt, große Feste zum Antritt des neuen Jahrhunderts zu veranstalten; denn die beiden Freunde waren nunmehr der Partei der Neunundneunziger untreu geworden. Schiller schrieb darüber den 16. November an Körner: „Wir haben hier allerlei Plane, um den Jahrhundertwechsel lustig zu feiern; und wenn uns die Anstalten gelingen, so wird wahrscheinlich eine ungeheure

Affluenz von Menschen nach Weimar erfolgen. Die Festlichkeiten würden etwa acht oder zehn Tage nach Neujahr anfangen." Wie es scheint, war es auf eine Reihe glänzender Theaterdarstellungen abgesehen, wozu man die vorzüglichsten auswärtigen Schauspieler heranzuziehen gedachte. Das Projekt scheiterte. Schiller berichtete den 5. Januar an Körner: „Wir haben unsere säkularischen Festlichkeiten nicht ausführen können, weil sich Parteien in der Stadt erhoben und der Herzog den Eklat vermeiden wollte. Es ist auch nichts Erfreuliches producirt worden, das ich dir mittheilen könnte. Etwas Poetisches zu machen, war überhaupt mein Wille nicht; es sollte bloß Leben und Bewegung in der Stadt entstehen."

Das Mißlingen des Plans ließ ihn darum doch nicht minder lustig in das neue Jahrhundert hinübertreten. Er wohnte am Sylvesterabend mit Goethe und Schelling einer vom Hofe veranstalteten Redoute bei. Heinr. Steffens, damals ein Siebenundzwanzigjähriger, erzählt hierüber: „Ein wohlgeordneter, von Goethe entworfener Aufzug machte den Anfang. Später fing der Maskenball an, und die verkleideten Tänzer bewegten sich ungezwungen durcheinander. Nach Mitternacht zogen Goethe, Schiller und Schelling sich in ein Seitenkabinet zurück; ich durfte von der Gesellschaft sein. Einige Bouteillen Champagner standen auf dem Tisch, und die Unterhaltung ward immer lebhafter. Da fiel mir, der ich mit meiner nordischen Virtuosität nüchterner blieb, als die alten Herren, die Veränderung auf, die mit zwei so bedeutenden Persönlichkeiten vor sich ging. Goethe war unbefangen lustig, ja übermüthig, während Schiller immer ernsthafter ward und sich in breiten doktrinären ästhetischen Explikationen erging; er ließ sich nicht stören, wenn ihn Goethe durch irgend einen geistreichen Einwurf in seinem Vortrag zu verwirren suchte." Charakteristisch für beide Dichter ist die Art, wie hier gesellige Lust und Weingenuß auf sie wirkte; es wird uns später diese Verschiedenheit bei der Vergleichung ihrer beiderseitigen Gesellschaftslieder wieder entgegentreten.

Elftes Kapitel.

Vollendung der Jungfrau von Orleans. Charakteristik dieser Tragödie.

Schiller hatte beim Schluß des Jahres 1800 die Jungfrau von Orleans etwa zur Hälfte ausgeführt, das Historische, wie er an Goethe schrieb, überwunden, und doch, so viel er urtheilen könne, in möglichstem Umfange benutzt; die Motive waren alle „poetisch und von der naiven Gattung.“ An Körner schrieb er den 5. Januar 1801, schon der Stoff halte ihn warm; er sei mit dem ganzen Herzen bei dem Stücke, und es fließe auch mehr aus dem Herzen, als die beiden nächstvorigen, wo der Verstand mit dem Stoffe zu kämpfen hatte. Am 11. Februar las er in Goethe's Hause die drei ersten Akte. Weil er jedoch in Weimar zu viel Störungen ausgesetzt war, flüchtete er sich am 5. März in die Einsamkeit seines Gartenhauses bei Jena, und brachte als Frucht seines dortigen Aufenthaltes am 1. April den vorletzten Akt nach Weimar mit. Am 15. April übersandte er an Goethe das Manuscript des Ganzen, der es fünf Tage später mit dem Urtheil zurückschickte: „Es ist so brav, so gut, so schön, daß ich ihm nichts zu vergleichen weiß.“

Die Jungfrau bezeichnet einen neuen gewaltigen Fortschritt Schiller's in der dramatischen Kunst. Zu einer siegreichen Bewältigung des historisch überlieferten Materials, einer schönen Vertheilung der Gesammtmasse in wenige große Gruppen, einer kunstvollen Gliederung in Akte, einer spannenden Führung der Handlung — Vorzügen, die wir auch an Maria Stuart zu bewundern hatten — gesellt sich hier noch eine höhere Temperatur der Gefühle, die aus dem wärmern Interesse an der Hauptperson entsteht, ein reicherer Kreis von Nebencharakteren, schöner gerundet, und alle wie Radien auf die Hauptfigur als ihr Centrum hinweisend, ein bedeutsamerer, kräftiger vortretender historischer Hintergrund, welcher dennoch unsere Aufmerksamkeit von der Hauptfigur nicht ablenkt, ein freieres, kühneres Schalten mit Zeit und Ort, das aber in dem höhern Flug der Phantasie, zu welchem uns der Dichter mit fortreißt, seine Berechtigung findet. Ich versuche es, das hier Angedeutete etwas näher nachzuweisen.

Was die Gliederung des Ganzen betrifft, so hat sich der Dichter allerdings eine Abweichung von der herkömmlichen Regel insofern er-

laubt, als er einen Prolog voranschickte, der, ungleich den trocken referirenden Prologen des Euripides, Zeit und Ort, Vorereignisse, wichtige Umstände, die sich auf die handelnden Personen beziehen, in lebendiger Wechselrede exponirt und sogar durch die Aufregung Johanna's zum Beginn ihrer Unternehmung die Handlung einleitet, also ein wahrer erster Akt ist. Damit reichte jedoch unser Dichter, der einen soliden Grund zu seinen dramatischen Arbeiten zu legen pflegte, für die Exposition des Stückes nicht aus. Diese zieht sich noch durch den als „erster Aufzug" bezeichneten Akt und selbst noch durch die drei ersten Scenen des nächstfolgenden hindurch. Aber durch Verschiedenartigkeit des Inhalts, wie des Schauplatzes, bildet dennoch der Prolog, wie jeder der zwei ersten Akte, für sich ein abgerundetes Ganze.

Der Prolog, in ländlicher Gegend bei Dom Remy spielend, gibt Aufschluß über Johanna's Familienverhältnisse und frühere Lebensjahre, läßt sie als ein ungewöhnliches, hochbegabtes Mädchen, aber in räthselhafter, etwas unheimlicher Beleuchtung erscheinen, das durch hartnäckiges Schweigen die Aufmerksamkeit spannt, beginnt zugleich die trostlose Lage Frankreichs zu exponiren, und schließt mit dem Abschied der gotterkorenen Retterin des Vaterlandes vom heimathlichen Thal. Dann versetzt uns der erste Akt von Dom Remy hinweg in das Hoflager König Karl's zu Chinon, welches wieder den ganzen Akt hindurch der Schauplatz der Handlung bleibt. Hier wird uns nun die Noth Frankreichs lebendig vor Augen geführt. Der romantisch schwärmende, edelmüthige, aber schwache König, der biedere, treue, aber rücksichtlos stürmische Dunois, die liebenswürdige Sorel treten uns in charakteristischen Zügen entgegen. Wir sehen Frankreichs Unglück auf den Gipfel steigen, alle Hoffnungsanker des Königs zerreißen, den Rest seiner Kraft brechen; Alles läßt den Zuschauer fühlen, hier sei keine menschliche Hülfe mehr ausreichend, nur ein Wunder könne das gänzliche Verderben abhalten. Da erscheint plötzlich die Rettung durch höhere Macht in Johanna. Sie kommt nicht, wie die geschichtliche, um Hülfe zu verheißen, sie *hat* schon geholfen, hat den Feind geschlagen, und bewährt sich auch sofort als gotterleuchtete Seherin durch das Erkennen des Königs und ihr Wissen um seine geheimsten Gebete. Hier, in der Dichtung, gleicht ihr erstes öffentliches Auftreten dem reinsten Sonnenaufgang, wogegen es in der Geschichte durch Nebel des Zweifels, des Neides, der Eifersucht getrübt wurde. Der Dichter hat hier augenscheinlich Alles darauf angelegt, daß der Zuschauer den Eindruck der allseitigen vollsten Hingebung der Franzosen an die Jungfrau gewinne. Das Volk hat sie schon vor dem Auftreten hinter der Scene enthusiastisch

begrüßt; der König überzeugt sich alsbald von ihrer himmlischen Sendung; der Erzbischof ertheilt ihr, sich gläubig erklärend, gleichsam die Weihe der Kirche; die anwesenden Ritter bezeugen ihre Huldigungen durch Waffengetöse; zwei Kriegsobersten erbitten sie dem Heer zur Oberanführerin. Als solche tritt sie sogleich einem vom Feinde mit einem Vergleichsantrage gesandten Herold gegenüber, weist den Antrag zurück und bricht auf, um das belagerte Orleans zu retten. So fällt der Vorhang im gehobensten, erwartungsvollsten Moment.

Beim Wiederaufgehen desselben im zweiten Akt sieht sich der Zuschauer abermals in eine ganz neue, durch Kontrast doppelt auffallende Welt versetzt. Am Hofe des Dauphins herrschte zuletzt nur gläubiges Vertrauen, kühne Siegeshoffnung, Eintracht, religiös-kriegerischer Schwung der Gemüther; hier, im Kreise der besiegten Heerführer des Feindes, begegnen uns Unmuth, Ingrimm, Schrecken, Zwietracht und Hader. Was Johanna am Schluß des ersten Aktes versprach, sehen wir vollbracht: Orleans ist entsetzt, die Engländer sind vertrieben. Sie sammeln sich in einem Lager, um den Kampf am nächsten Morgen wieder aufzunehmen. Aber ehe sie durch Schlummer sich erquickt haben, ist der Wall erstiegen und Johanna mitten unter den Feinden; die Ueberfallenen suchen ihr Heil in wilder Flucht. Das Lager geht in Flammen auf. Johanna erscheint nicht bloß als Heerführerin, sondern, indem sie vor unsern Augen den Walliser Montgomery erlegt, auch als Kriegerin, und gleich darauf durch die Versöhnung Burgunds als Streitschlichterin. Mit der dritten Scene dieses Aktes können wir die Exposition als beendigt betrachten. Der Zustand der beiden streitenden Parteien ist uns vor Augen gestellt; mit den Hauptheilnehmern an der Handlung sind wir bekannt gemacht. Von der gegnerischen Seite sind es der „löwenmuthige" Lionel, der für Johanna so verhängnißvoll werden soll; Talbot, der ihr, der begeisterten, gläubigen Gottesstreiterin, als der kalte, unbeugsame Stimmführer der Vernunft und des Unglaubens gegenübersteht; die sittenlose Isabeau, die als dunkle Folie die Glorie Johanna's hebt; endlich der schwer gekränkte Burgund, dem Johanna zu einem Engel der Versöhnung wird. Beim Sinken des Vorhangs sind von dem, was man die äußere Handlung nennen kann, zwei große Zielpunkte erreicht: das Kriegsglück hat sich entschieden den Franzosen zugewandt und der mächtige Burgund ist wieder für Frankreich gewonnen. Aber noch hat Johanna nicht ganz ihr Gelübde gelöst: sie hat den Dauphin noch nicht nach Rheims geführt, die Krone der Väter schmückt noch nicht sein Haupt.

Der dritte Aufzug, in allen kunstgerecht organisirten Tragödien der

Höhepunkt des Ganzen, der den tragischen Konflikt auf die Spitze treiben und die Peripetie vorbereiten soll, erfüllt diese Aufgabe auch in unserm Stück, nur mit der Modifikation, daß hier jener Konflikt sich erst entspinnt und dann blitzschnell sich steigert, wogegen er in der Regel schon in den vorhergehenden Akten sich anknüpft und allmälig der Krisis entgegenwächst. Dadurch erhält das vorliegende Stück einen ganz eigenthümlichen Charakter. Hier gibt erst der dritte Akt dem Drama sein eigentlich tragisches Gepräge, und die Schlußscene des Aktes ist der Brennpunkt, aus dem alle Radien des Tragischen in die folgenden Akte ausstrahlen. Bis dahin sahen wir Johanna gleich einem Engel ohne Schwächen und Fehler, wie die personificirte Erhabenheit vor uns walten und schalten. Freund und Feind, Könige und königliche Helden, Karl, Dunois, Talbot schwanden vor ihr zu kleinen Gestalten zusammen; jeder Widerstand war ohnmächtig gegen sie. Eine solche Erscheinung, die sichern Schritts, wie eine Gottheit wandelt, die jeden Gegner mit zermalmender Gewalt niederwirft, ist keine Person für die Tragödie. Ein tragischer Charakter muß gegen mächtige, ja übermächtige Hindernisse mit Aufbietung aller Kräfte ankämpfen, und durch Entfaltung seines Werths in diesem Kampf unsere Theilnahme erringen. Den bisherigen Siegeslauf Johanna's betrachteten wir mit jeder andern Empfindung eher, als mit Furcht und Mitleid. Nun aber erwächst auf einmal aus dem eigenen Herzen der Jungfrau ihrem hohen Beruf ein mächtiges Hemmniß; das Göttliche tritt mit dem Menschlichen, das Heroische mit dem Weiblichen in einen furchtbaren tragischen Gegensatz; zwei Welten stoßen feindlich aufeinander.

Dieses so späte und so plötzliche Hereinziehen des tragischen Elements in die Dichtung hat man ihr als einen Hauptfehler angerechnet. Ich komme später auf den Vorwurf zurück und weise hier nur darauf hin, daß der Dichter es nicht versäumt hat, in den vorhergehenden Scenen das Liebevolle, Sanfte, Weiche, überhaupt das Schöne in Johanna's Charakter zwischen dem furchtbar Erhabenen nach und nach durchschimmern zu lassen. Schon in der Schlußscene des zweiten Akts ist es das schön Menschliche, das Kindliche ihres Wesens („Ihre Rede ist wie eines Kindes"), wodurch sie über den Haß und Rachedurst des Herzogs von Burgund siegt. Dann erscheint sie im dritten als Friedensgöttin, auf dem Haupt einen Kranz statt des Helms, und vollendet die von ihr angebahnte Versöhnung. Zwei ruhmgekrönte Helden, Dunois und la Hire, werben um ihre Hand. Sie weist die Anträge entschieden zurück; aber eben die Heftigkeit, womit sie es thut, verräth, daß sie den Gefühlen nicht unzugänglich ist, für welche der

König und selbst der Erzbischof sie zu stimmen suchen. Nicht minder deuten auf einen solchen Gemüthszustand die Worte hin:

Mich preßt, mich ängstigt diese Waffenstille —

und der Ausruf bei der Nachricht vom Uebergang des Feindes über die Marne:

Schlacht und Kampf!
Jetzt ist die Seele ihrer Banden frei!

Auch das Phantom des schwarzen Ritters, das ihr entgegentritt, nicht um sie aufrichtig zu warnen, sondern sie an sich selbst irre zu machen, versinnlicht gleichsam den innern Zwiespalt ihres Busens und gibt der schlimmen Ahnung ihres Herzens einen symbolischen Ausdruck. So begegnet sie Lionel, dem einzigen noch lebenden Hauptführer der Feinde, fühlt sich unfähig ihn zu tödten, verletzt mit der Schonung des Gegners ihr Gelübde, und ist auf einmal aus einem großartigen epischen Charakter in einen nicht minder großartigen tragischen verwandelt.

Der vierte Aufzug, der Akt der Peripetie, deckt uns sogleich mit dem Umschwung in ihrem Gemüthe auch den Gegensatz auf, in den sie zur Außenwelt gerathen ist. Jetzt in Rheims, am Ziel ihrer Wünsche, ist nur sie nicht glücklich; mitten unter einem huldigenden Volke fühlt sie sich in einer menschenleeren Oede. Auf der Mittagshöhe ihrer äußern Herrlichkeit sehnt sie sich nach ihrem frühern niedern Stande zurück. Zwischen den Schauern des Gewissens und den Gefühlen der jungen Liebe schwankte die Unglücklich-Beglückte hin und her. Dann spinnt sich im Folgenden der Kontrast weiter fort. Die Sorel wirft sich ihr, die sich von Gott abgefallen dünkt, zu Füßen und hält die von der heftigsten Leidenschaft Bewegte für unempfindlich. In der Sorel einheitlichem, Einem Gefühl ganz hingegebenen Gemüthe spiegelt sich Johanna's Seelenzerrissenheit. Von dem Liebesglück der Sorel, das sie voll nachzuempfinden vermag, blickt sie mit Entsetzen in den eigenen Busen zurück und mit Schrecken zu ihrer Fahne hinauf, die sie dem Könige vorantragen soll. Als sie, wie von Geistern gejagt, aus der Kirche flieht, steht die glückliche, heitere, eitele Margot vor ihr; die Liebe zu Lionel hat ihre Seele jetzt auch einer wärmern Schwesternliebe erschlossen, und sie sinkt der sinnigern, ernstern, besorgtern Louison an's Herz. Sie will mit den Schwestern entfliehen, als der König mit seinem Gefolge auftritt, und der Gegensatz zwischen dem, was sie sich fühlt, und dem, was man von ihr hält, sich erneut und erschöpft. Ihr Vater erscheint und klagt die Tochter, um ihre Seele zu retten, öffentlich der Zauberei an. Ihr bewegungsloses Verstummen, den auf sie ein-

dringenden Beschuldigungen und Fragen gegenüber, hat man einen der ergreifendsten Züge des Stücks, ein erhabenes Schweigen genannt, und mit Recht; denn sie nimmt freiwillig die Bürde des schwärzesten Verdachtes auf sich, um eine Allen verborgene Schuld ganz anderer Art zu büßen. So steht sie demüthig in blinder Unterwerfung da, und widerlegt die gräßliche Anklage des Vaters, in die des Himmels Donnerwort einzustimmen scheint, mit keinem Laut, keinem Blick, keiner Bewegung der Hand. Als nun alle, selbst Dunois sie verlassen haben, tritt Raimond, ihr heimatlicher Bewerber zu ihr, und an seiner Hand eilt sie in die Verbannung, in den Ardennenwald. Gewiß, vollständiger lassen sich kaum, als hier geschehen ist, die Forderungen erfüllen, welche die Theorie an den vierten Aufzug einer Tragödie, den Akt des Schicksalsumschwunges, stellt.

Der fünfte Akt, der die Katastrophe bringen soll, führt uns diese hier in der erhebenden Form einer Glorification, fast einer Apotheose der Hauptperson vor. Johanna bringt nach dreitägigem Irren, bei wüthendem Sturm, in dem Walde zu, wo ihr, zur letzten Prüfung, der aus Rheims heimgekehrte Köhlerbube, „die Hexe von Orleans" erkennend, den Labebecher vom Munde reißt. Hier endlich erklärt die Büßerin dem treu gebliebenen Begleiter, daß sie keineswegs im Bunde mit dem Bösen stehe, ohne jedoch ihre wirkliche Schuld zu bezeichnen. Nun ist ihre Seelentwickelung in die dritte und letzte Phase getreten, und es stellt sich uns ihr Bild in vollem Glanze dar, während wir in der ersten Phase nur das Dämonisch-Erhabene, in der zweiten das Göttliche mit dem Menschlichen im Streit erblickten. Anfangs trat uns die unerprobte, jetzt tritt uns die geprüfte Tugend entgegen; anfangs ein heiliges Streben in einem streng und kalt verschlossenen Herzen, jetzt das tiefe Pflichtgefühl in einem Busen, den Liebe und Mitleid weihten, den Schmerz und Wonne menschlich bewegten. Aus den Leiden der Verbannung, des Mangels, der Flucht geht die Seele wie neugeboren hervor; der Orkan hat die Natur gereinigt und sie. Seitdem ist sie viel milder und liebenswürdiger geworden, und zugleich haben sich die eigenthümlichen Kräfte ihres Gemüths erhöht und gestärkt. Ihren Feinden überliefert und in schweren Banden gehalten, während ihr Volk geschlagen wird, erblickt sie nicht mehr in sich eine vom Himmel Begnadigte, so daß auch der nüchternste Verstand mit der Johanna des fünften Aktes zufrieden sein muß. Der Himmel hat sie in eine Laufbahn geführt, durch welche sie sich selbständig hindurchkämpfen muß. Die Wunder — denn selbst die Zerreißung ihrer Fesseln ist nur eine außerordentliche, keine übernatürliche Handlung — und der Wunder-

glaube höre auf; alles Große endigt in der Charaktergröße der Heldin. Die reinste, vollste Seelenentfaltung ist ihr am erreichten Ziel zu Theil geworden, und so ist sie reif und würdig, in ein höheres Dasein empor zu steigen. Ihre Verklärung steht offenbar im Gegensatz zu Talbot's Tode.

Dieser Ueberblick über die ganze Anlage und Gliederung unserer Tragödie gewährt wohl die Ueberzeugung, daß sie an regelrechtem Bau der Maria Stuart wenigstens nahe kommt. Worin sie aber vor dieser einen entschiedenen Vorrang behauptet, das ist die kunstvolle Wahl, Zeichnung und Gruppirung der Charaktere. In weit höherm Maß, als Maria, stellt sich uns Johanna als die centrale, das ganze Feld des Stückes beherrschende Gestalt dar, und die Grundzüge aller übrigen Charaktere sind mit Rücksicht auf den Hauptcharakter gewählt und ausgeführt, so daß sie zusammen ein einheitliches Ganze, ein abgeschlossenes System bilden. Zwei Kunstmittel vor allen pflegt der dramatische, und noch mehr der epische Dichter anzuwenden, um die Wirkung des Hauptcharakters zu verstärken: Aehnlichkeit und Kontrast. Verwandte, aber minder große Charaktere dienen dem geistigen Auge als Höhenmesser für die Schätzung der Größe des Hauptcharakters; kontrastirende bewirken, wie Schatten im Gemälde, die Hervorlichtung der Hauptgestalt. Mehr zu der ersten Art gehört Agnes Sorel, mehr zu der zweiten Isabeau. Doch zeigen beide, mit Johanna verglichen, theils ähnliche, theils entgegengesetzte Charakterzüge. Agnes liebt den König und um seinetwillen Frankreich, Johanna erglüht für beide in einer höhern Liebe, woran nichts Irdisches Theil hat; Agnes ist liebenswürdig, Johanna erregt eine mit Bewunderung und Ehrfurcht gepaarte Liebe; Agnes zeigt die edle Bereitwilligkeit zu Opfern und Entsagungen, wodurch uns in Zeiten der Noth die Frauenwelt oft in Erstaunen setzt, bleibt aber ganz in den Gränzen ihres schwächern Geschlechts, Johanna schwingt sich, ohne den Vorzügen ihres Geschlechts untreu zu werden, zum höchsten Männerruhm empor. Wie bei Agnes, so hat der Dichter es auch bei der Königin Isabeau augenscheinlich darauf angelegt, daß der Zuschauer zwischen ihr und Johanna eine Vergleichung anstelle. Er läßt Isabeau sich als Heerführerin und Prophetin des englischburgundischen Heeres geriren und führt sie, wie Johanna, als Streitschlichterin ein. Beide können sich an kühnem, unternehmendem Sinn mit Männern messen; aber Johanna ist von den edelsten und heiligsten Gefühlen beseelt, Isabeau wird von den unlautersten und gemeinsten Absichten geleit.t. Beide leben mitten unter Männern, im Getümmel der Lager und des Kriegs; aber Johanna bleibt rein und rechnet sich schon das

Aufkeimen irdischer Begierde als Verbrechen an, während Isabeau durch ihre sittliche Verderbtheit selbst den rauhen Kriegern Abscheu einflößt.

Auch die noch mehr untergeordneten weiblichen Nebenfiguren Margot und Louison sind unverkennbar im Hinblick auf den Charakter der Hauptperson entworfen und gezeichnet. Man kann sagen, der Dichter habe die in Johanna's Charakter verschmolzenen Vorzüge an ihre zwei Schwestern vertheilt, so daß ihre Gemüthstiefe sich in Louison, ihre Thatkraft, ihr Unternehmungssinn sich in Margot abspiegeln. Ein paar Züge im Prolog verrathen schon Louison's innigeres Gemüth, z. B. der, daß sie bei der Wahl des Gatten nur ihr Herz hat sprechen lassen. Später (Akt IV) harrt sie dem Augenblick des Wiedersehens der Schwester mit angstvoll pochendem Herzen entgegen, während Margot nur freudig stolze Hoffnung äußert. Louison erkennt mit tiefer dringendem Blick die Last, die auf Johanna's Busen drückt; Margot hat nur ein Auge für die Herrlichkeit der Schwester. Louison will sich demüthig in die Heimath zurückziehen; Margot zeigt Lust, sich in dem Glanz der hochstehenden Schwester zu sonnen. Louison will dieser den traurigen Gemüthszustand des Vaters verschweigen; Margot deckt ihn ohne viel Bedenkens auf. Kein Wunder, daß der Dichter die wehmüthig ergriffene Johanna ihr Gesicht an Louison's Brust verbergen läßt.

Eben so blickt aus der Zeichnung der Männercharaktere überall die direkte Beziehung auf die Hauptheldin klar hervor. Wie schon bemerkt, steht ihr, als der gläubigen Gottesstreiterin, der begeisterten Prophetin, Talbot als Vertreter kalter Verständigkeit gegenüber. Schlegel meint, unser Dichter habe in Talbot's Charakter mit Shakespeare unglücklich „gewetteifert." An einen Wettstreit dachte er gewiß nicht. Im Schiller'schen Stück hat Talbot eine ganz andere Funktion, als im Shakespeare'schen. Ob unser Dichter aber wohl gethan, eine Gestalt wie Talbot in sein Drama einzuführen, ist eine andere Frage. Wollte er sein in der Jungfrau dargestelltes Bild des Glaubens, des religiösen Phantasieschwunges, des frommen Gottvertrauens durch ein Gegenstück noch stärker hervorheben, so fragt es sich, ob er dem kontrastirenden Charakter eine Lebensanschauung voll stolzer, ja erhabener Resignation leihen durfte; und sollte der enthusiastischen Seherin ein Repräsentant des nüchternen Verstandes gegenübertreten, so war es vielleicht nicht rathsam, diesem Worte in den Mund zu legen, welche den Zuschauer, wenn auch nur für Augenblicke, auf einen den ganzen Eindruck des Dramas gefährdenden Standpunkt versetzen können. Schiller dichtete für ein zweifelsüchtiges Jahrhundert. Daß er darum, wie Schlegel

meint, das Wunder hätte bei Seite lassen sollen, kann man nicht einräumen. Die Tradition ist des Dichters Gut und darf ihm nicht geraubt werden; man soll es ihm nicht zur Pflicht machen, eine Gestalt des Geheimnißvollen und Wunderbaren, worin sie ihm überliefert worden, zu entkleiden. Aber wohl machte es die skeptische Sinnesweise seiner Zeit bedenklich, in dem Drama selbst, das von dem Zuschauer Erhebung in die Sphäre eines hingebungsvollen Glaubens verlangt, die Skepsis in so imponirender Gestalt zu verkörpern. Denn es läßt sich nicht abstreiten, Talbot macht in der geistigen Einsamkeit, worin er stirbt, mit dem ungebeugten, ruhigen Trotz, den er noch im Tode dem Schicksal gegenüber bewährt, einen ungemein erhabenen Eindruck; und die ehrfurchtsvollen Huldigungen, die dem Todten selbst von seinen Feinden dargebracht werden, dienen noch dazu, diesen Eindruck zu verstärken.

Steht Talbot gegensätzlich der Jungfrau gegenüber, so gruppiren sich vier andere, recht gut unterschiedene Gestalten um sie als Bewerber: der anspruchlose Raimond, der kühne, ungestüme Dunois, der tapfere und bescheidene la Hire, und der schöne, edelsinnige Lionel. Als psychologisch unwahrscheinlich hat man das Charakterbild von Johanna's Vater getadelt und es für unmöglich erklärt, daß einem solchen Manne ein Mädchen, wie Johanna, entstammen könne. Ich will mich nicht auf einen von Böttiger mitgetheilten apologetischen Brief des Dichters berufen, worin es heißt: „Es ist psychologisch, daß gerade von einem solchen Vater eine solche Seherin erzeugt werden konnte," weil ich den Brief für unächt halte; aber der darin ausgesprochenen Behauptung stimme ich bei. Thibaut d'Arc erscheint als ein biederer, gegen die Seinigen liebevoller, keineswegs unedel gesinnter Mann, der seine Tochter Louison ihrem armen Bewerber nicht verweigert. Wenn in ihm, als einer tiefgrübelnden, melancholischen Natur das, was sich in Johanna's reicher und schöner angelegtem Gemüth zum Glauben an höhere Offenbarung ausbildete, sich als ein Glauben an böse Geister und sinnberückende Dämone darstellt: so kann darin nichts Auffälliges gefunden werden. Man darf dem Thibaut nicht, wie es in jenem apokryphischen Briefe geschieht, eine „gemeine Natur" zuschreiben; die Energie, womit er sein vermeintlich dem Teufel verschriebenes Kind zu Gott zurückzuführen sucht, die Kühnheit, die er hierbei vor König und Volk beweist, deutet nicht auf gemeine Sinnesart.

Unrichtig aufgefaßt ist in dem erwähnten Briefe auch die Stellung des Königs zu Johanna. „Ich glaube", so läßt Böttiger den Dichter schreiben, „darin einen Zug der weiblichen Natur getroffen zu haben,

daß Johanna, die sich das Reich als ein Abstraktum gar nicht denken kann, bei allen ihren Anstrengungen sich den guten, liebenswürdigen König Karl nur als letzten Zweck dachte. Daraus dürften mehrere Stellen, besonders die Abschiedsstanzen am Schluß des Prologs, gerechtfertigt werden können." Die Stanzen bieten nichts dar, was sich hieraus erklären ließe; und daß Johanna gerade umgekehrt mehr den König in abstracto, als den guten König Karl VII. im Sinne hat, zeigen die Verse:

Der König, der nie stirbt, soll aus der Welt
Verschwinden — — —
Der den Neid nicht kennt, denn er ist der Größte,
Der ein Mensch ist und ein Engel der Erbarmung
Auf der feindsel'gen Erde? Denn der Thron
Der Könige, der von Golde schimmert, ist
Das Obdach der Verlassenen — hier steht
Die Macht und die Barmherzigkeit u. s. w.

Und wie wenig ihr das Reich gleichgültig ist, beweist die Stelle:

Dies Reich soll fallen? dieses Land des Ruhms u. s. w.

Als eine störende, dem Eindruck von Johanna's Charakter nachtheilige Person hat man Montgomery betrachtet, und die Scene, worin er auftritt, eine „ganz aus dem Ton fallende Episode" genannt. Was den letztern Vorwurf betrifft, so hat diese Partie allerdings ein episches Gepräge, kann aber nicht eigentlich für eine Episode gelten, weil sie, wie sich gleich zeigen wird, ein wesentliches Glied des Ganzen bildet, und fällt auch nicht aus dem Tone, weil mehr als die Hälfte unsrer Tragödie, bis gegen den Schluß des dritten Aktes, in's Epische spielt, und da erst ächt tragisches Pathos gewinnt. Hoffmeister vindicirte der modernen Tragödie überhaupt das Recht, epische Elemente in größerm Umfang aufzunehmen. Während das alte Drama, sagt er, zwischen dem Lyrischen und Epischen sich streng in der schönen Mitte hält, ist das moderne berechtigt, sich in's Epische auszubreiten, weil er dieser breiten Ausführung des Aeußerlichen gegenüber durch tiefere Seelenenthüllung das Gleichgewicht herstellt. Dem Charakterbilde der Jungfrau schädlich hat man die Einführung des Montgomery insofern genannt, als hier die Johanna der Dichtung, von der historischen abweichend, Blut vergießt, und dadurch ihr frommes Gemüth bis zur Unmenschlichkeit zu entarten scheint. Aber die Johanna der Tragödie, die Gottesstreiterin, können wir uns nicht anders als kämpfend denken; müßiges Zuschauen beim Kampf widerspräche ihrem Heldencharakter.

Nachdem sie einmal den engen Kreis ihrer Bestimmung als Weib überschritten hat, treibt sie der höhere Ruf, dem sie Folge geleistet, unausbleiblich dahin, die zarte Seite ihres Wesens, die weibliche Natur, momentan zu verläugnen. Das wollte der Dichter an einem besondern Fall veranschaulichen und damit den ungeheuren Gegensatz aufdecken, in den Johanna auf ihrer Heldenlaufbahn mit sich selbst gerathen ist. Demnach ist diese Partie des Dramas nicht sowohl eine Episode, als vielmehr ein nothwendiger Ring in der Kette der Handlung, wie der fortlaufenden Seelenentfaltung der Hauptheldin, die unter allen Charakteren des Stücks der einzige durch die Handlung werdende, wachsende und reifende ist. Die furchtbar erhabene Seite ihres Charakters mußte erst vollständig an's Licht treten, und das geschieht in dieser irrig als Episode aufgefaßten Partie, ehe in der unmittelbar folgenden Versöhnungsscene die Enthüllung der sanften und schönen Seite beginnen, und der mächtige Konflikt beider, der am Schluß des dritten Aktes ausbricht, vorbereitet werden konnte. In den Montgomery-Scenen tritt das heroisch-epische Element auf seinem Gipfel hervor, weßhalb sie der Dichter auch äußerlich durch den antiken jambischen Trimeter ausgezeichnet hat. Bekanntlich hat Schiller diese Scenen im Geist der homerischen Dichtung gebildet, und ihm schwebte unter mehrern verwandten Stellen der Ilias wohl zumeist jene (XXI, 34 ff.) vor, wo Lykaon, Sohn des Priamos, dem Achilleus gegenübertritt, eine Stelle, die Vieles von dem Charakter einer tragischen Scene trägt. Bei Homer ist die Situation und das Verhältniß beider Personen einfacher und natürlicher, bei Schiller pikanter und seltsamer, indem hier ein von Ruhmsucht in's Feld gelockter Krieger vor einer Jungfrau, dort ein zarter Jüngling vor dem vollendeten Heros zittert.

Wie Montgomery, so dient auch der gleichfalls viel angefochtene schwarze Ritter als eine Hülfsfigur, um eine Epoche in Johanna's Seelenentwickelung zu bezeichnen. Zu einer irrigen Ansicht von dieser Figur mögen schon früh die Vorstellungen in Weimar Anlaß gegeben haben, wo Graff wegen Beschränktheit des Bühnen-Personals, wie in Goethe's Egmont neben dem Alba den Henker, so in unserm Stück außer Talbot auch den schwarzen Ritter spielte. Bestärkt wurde später die Meinung, daß der schwarze Ritter Talbot's Geist vorstelle, durch die oft erwähnten angeblichen brieflichen Konfessionen Schiller's, worin es heißt: „Der schwarze Ritter soll dazu dienen, uns mit einem innern Bande an die romantische Geisterwelt zu knüpfen, da hier immer zwei Welten miteinander spielen. Sollte es Jemanden, der auf den Gang des Stückes nur einige Aufmerksamkeit richtet, zweifelhaft sein, daß

damit der Geist des kurz vorher verschiedenen Talbot gemeint sei, der ja als Atheist der Hölle zugehört? Immer sind die Menschen, wenn sie auf der höchsten Spitze standen, ihrem Fall am nächsten gewesen. Das widerfährt von dieser Scene an auch der Johanna. Vollenden ist nur die Sache der Götter. Die Jungfrau muß, da sie ein Wort spricht, das die Nemesis beleidigt und wobei sie ihren Auftrag vom Himmel überschreitet:

> Nicht aus den Händen leg' ich dieses Schwert,
> Als bis das stolze England untergeht —

für solchen Uebermuth nothwendig büßen. Die Strafe folgt ihr in der Verliebung auf dem Fuße nach. Sie begehrt mit Geistern zu streiten — ein neuer Frevel gegen die heilige Scheu! Eine einzige Berührung des Geistes lähmt sie. Mehr wollte ich dadurch nicht ausdrücken noch motiviren." Das konnte der Dichter weder schreiben, noch, wie in den „Zeitgenossen" behauptet wird, mündlich äußern, ohne das Verständniß seiner eigenen Dichtung verloren zu haben. Der schwarze Ritter knüpft uns nicht mit einem „innern", vielmehr mit einem äußern Bande an die Geisterwelt; diese tritt uns in ihm sinnlich und äußerlich entgegen; innerlich verbindet uns mit ihr der ganze Geist der Dichtung. Daß der Dichter einem Abgesandten der Hölle das Geschäft übertrug, Johanna's edles Herz im Busen zu erschüttern, entspricht dem romantischen Charakter des Ganzen; aber als ein Mißgriff wäre es ihm anzurechnen, wenn er einen so groß, ja erhaben dargestellten Charakter wie Talbot zum Werkzeug des tückischen Höllenplans gemacht hätte. Ferner tritt eine Versündigung Johanna's durch Uebermuth keineswegs in der Scene hervor; die angeführten Worte der Heldin überschreiten nicht ihre Sendung von oben. Die heilige Jungfrau hat ihr ja aufgetragen (Akt I, Sc. 10), die Feinde ihres Volks mit dem Schwert zu vernichten; von der Lösung ihres Gelübdes war die Demüthigung Englands unzertrennlich. Daß England untergehen soll, sagt die Jungfrau nicht; der im Briefe unrichtig citirte Vers lautet im Drama:

> Als bis das stolze England niederliegt.

Eben so unrichtig ist es, daß Johanna mit Geistern zu kämpfen wünscht, und dadurch einen Frevel gegen die heilige Scheu begeht. Im Augenblick, wo sie den Streich auf das Phantom führen will, hat sie es noch nicht als einen Geist erkannt; sie vertritt ihm ja den Weg, damit es Rede stehe und sich zu erkennen gebe. Noch weniger können die Schlußworte:

Wen fürcht' ich mit dem Schwerte meines Gottes u. s. w.

die sie offenbar zur Selbstermuthigung und um den Eindruck der sinnverwirrenden Erscheinung zu verscheuchen spricht, als eine Verletzung frommer Scheu betrachtet werden. Kurz, der Brief schiebt dieser Scene einen ganz falschen Sinn unter. Um sie zu verstehen, muß man sich des Seelenzustandes erinnern, worin wir Johanna kurz vorher (am Schluß des vierten Aufzugs) verließen. Sie ist fortgestürmt in Kriegsgetümmel, um den in ihrem Busen beginnenden Tumult zu ersticken. Der schwarze Ritter, der ihr dort entgegentritt, ist ein Vorbild des Unglücks, das ihr der eigene Prophetengeist weissagt. Die Scene soll den Zuschauer mit ahnender Angst erfüllen, ihn auf das nahende Unheil vorbereiten.

Ueber den Hauptcharakter des Dramas sollte es eigentlich, nachdem die Beziehungen der Nebencharaktere zu ihm dargethan worden, nur weniger Worte bedürfen, weil eben das Zusammenhalten mit diesen ihn von den verschiedensten Seiten beleuchtet hat. Allein gerade an ihm hat die Kritik die meisten Ausstellungen gemacht, von denen einige nicht unerwähnt bleiben können. Namentlich sind es die Entwickelungsphasen in Johanna's Charakter, und ganz besonders das urplötzliche Entstehen ihrer Liebe zu Lionel, wogegen sich der Tadel richtet. Bald nach dem Erscheinen des Stücks urtheilte Kotzebue in der Zeitung für die elegante Welt: „Wessen Einbildungskraft ist wohl umfassend genug, um dem schnellen Wechsel von Johanna's Empfindungen zu folgen, wenn sie im bittersten Kampf auf Tod und Leben den Lionel eben zu durchbohren im Begriff steht, ihm zufällig den Helm abreißt, und sich auf der Stelle bis zur höchsten Schwärmerei in ihn verliebt? Sei Lionel immerhin der schönste Mann auf dem Erdboden, und sei der Zuschauer noch so empfänglich für jede Täuschung — das kann er nicht glauben; denn auch der Wunderglaube hat seine Grenzen." Tieck fand gleichfalls Johanna's Liebe zu Lionel unbegreiflich. Gustav Schwab stimmte ihm bei, aber nur weil sie sich nicht in einen Bessern verliebte; denn Lionel sei in dem Stück eine Null. Die letztangeführte Behauptung ist entschieden übertrieben. Bertrand nennt den Lionel schon im Prolog „des Löwen Bruder" und stellt ihn mit Talbot und Salisbury auf gleiche Reihe. In den Eingangsscenen des zweiten Aufzugs erscheint er als ein kühngesinnter Mann, beim Tode Talbots als theilnehmender Freund und ungebeugter Heerführer, in der Scene, wo er der Jungfrau begegnet, als ein muthvoller, für Ruhm und Vaterland begeisterter, im Unglück stolz resignirter Held, zugleich christlich

gesinnt und mitleidvoll. Wie gewinnend sein Aeußeres war, deutet Isabeau im zweiten Akt an:

> Ich geh nach Melun. Gebt mir diesen da,
> Der mir gefällt, zur Kurzweil und Gesellschaft!

Um aber das blitzschnelle Umschlagen der Kampfwuth Johanna's in Liebesschwärmerei begreiflich zu finden, hat man ihren ganzen Charakter, die kurz vorher empfangenen Eindrücke und ihre augenblickliche Situation in Anschlag zu bringen. Wir müssen sie uns als ein Mädchen von der reizbarsten Phantasie und dem tiefsten, glühendsten Gefühl denken. Daß in einem solchen Gemüth, worin Glaube und Vaterlandsliebe mit einer das Gewöhnliche so weit überragenden Gewalt aufgetreten sind, auch die Liebe in ganz ungewöhnlicher Kraft auftreten werde, läßt sich voraus als höchst wahrscheinlich aufstellen. Das Heroische in ihrem Charakter hält anfangs das Weibliche, schön Menschliche in ihrer Natur gebunden. Aber schon, nachdem sie Montgomery getödtet, fühlt sie sich tief erschüttert, bleibt gedankenvoll stehn und bekennt:

> Im Mitleid schmilzt die Seele, und die Hand erbebt,
> Als bräche sie in eines Tempels heil'gen Bau,
> Den blüh'nden Leib des Gegners zu verletzen.

Gleich darauf, im Zusammentreffen mit Burgund, hat sie das schöne Frauenwerk der Versöhnung zu üben und erringt in diesem unblutigen Streit den Sieg durch den Zauber ihres kindlichen Gemüths. Dann erscheint sie im dritten Akt als Priesterin der Friedensgöttin mit einem Kranz geschmückt, söhnt Burgund mit du Chatel aus, ermahnt den König, immer menschlich und gütig zu bleiben, und zeigt, daß der Kriegerharnisch, den sie trägt, ein sanftes und schönes Frauenherz umschließt. Und daß in ihr selbst die Ahnung aufgeht, wie gefährlich dieses Herz ihrem höhern Beruf werden kann, verräth ihr Erröthen bei dem Heirathsantrage von Dunois und la Hire, die Entrüstung, womit sie das Zureden des Königs zurückweist, und die Angst, womit sie nach Schlacht und Kampf verlangt. Nehmen wir noch dazu ihr Zusammentreffen mit dem schwarzen Ritter, der sie an ihrer hohen Sendung irre zu machen sucht, so dürfen wir wohl mit Recht sagen, daß die vielangefochtene Scene, worin Johanna ihrem Gelübde untreu wird, wenigstens genugsam *vorbereitet* ist.

So tritt sie dem obersten Heerführer der Feinde entgegen, dem noch unbezwungenen Lionel, dessen Ruhm in Aller Munde lebt. Es gelingt ihr, den nie Besiegten nach kurzem Gefecht zu entwaffnen. Er ringt mit ihr, und dadurch, meint Palleske vielleicht mit Recht, motivire

der Dichter auch sinnlich die folgende Gefühlsregung in Johanna; sie erfährt seine Männerkraft in dieser Berührung, wie Brunhild die Kraft Siegfrieds. Sie reißt ihm den Helm herab, und sieht, indem sie zum Todesstreich ausholt, in die Augen des schönen Mannes, in denen sich der Schmerz über die Treulosigkeit des Glücks mit edel männlicher Resignation zu einem ergreifenden Ausdruck verbindet — war es da unnatürlich, unwahrscheinlich, wenn sie einen Augenblick zauderte? Ist aber auch nur ein Moment unschlüssiger Thatlosigkeit erklärt, so erscheint das Folgende durchaus motivirt. Nach einem solchen Moment noch das wehrlose Opfer zu tödten, wäre mehr als Alles, was wir bisher die Kriegerin in ihrem schrecklichen Beruf vollbringen sahen. Denn, was nicht zu übersehen ist, den Montgomery tödtete sie erst, nachdem er wieder zu den Waffen gegriffen. Gewiß, wenn das räthselhafte blitzschnelle Zünden der Liebe, wie es uns die Wirklichkeit nicht selten zeigt, irgendwo begreiflich und erklärlich erscheinen kann, so ist es in einer Situation, wie diese, wo das Gemüth in der ungeheuersten Aufregung ist, und jede Empfindung die Stärke dieser Aufregung theilt. Johanna fühlt, was sie dem Lionel durch die Schonung zum Opfer bringt, und es entspricht ganz der psychologischen Erfahrung, daß ihre Neigung für ihn in dem Maße wächst, wie sie der Größe dieses Opfers sich bewußt wird. Hiernach dürfte ihr Verhalten in dieser Scene ausreichend motivirt erscheinen, ohne daß wir auf einen schon früher angeführten Ausspruch Goethe's rekurriren, der in romantischen Situationen eines Dramas auch das nur „einigermaßen Wahrscheinliche" für zulässig erklärt.

Ferner hat man Johanna's Schweigen im Prolog und ihr späteres im vierten Akt bei der Anklage, die der Vater gegen sie erhebt, unnatürlich und anstößig gefunden. In Betreff ihres anfänglichen Schweigens bemerke ich Folgendes. Dichter wenden oft bei dem Malen der äußern Gestalt ein Kunstmittel an, das Jean Paul nicht besonders glücklich Aufhebung benannt hat. Es besteht darin, zunächst den Vorhang, die Decke, die Hülle der Gestalt, und dann erst, nachdem die Aufmerksamkeit des Beschauenden gespannt worden, die Gestalt selbst zu zeigen. Einen ähnlichen Dienst leistet bei der Darstellung der innern Menschengestalt, des Charakters, das Schweigen. Dieses und die äußere Unthätigkeit einer im Drama auftretenden Person hat offenbar eine gewisse Analogie mit der verbergenden Hülle einer äußern Gestalt; denn der Charakter äußert sich direkt nur durch Reden und Handeln. Johanna wird uns nun gleich in der ersten Scene gedankenvoll schweigend, unthätig und theilnahmlos an Allem, was um sie her geschieht,

vorgeführt, erregt dadurch unsere besondere Aufmerksamkeit und prädisponirt uns zu doppelter Achtsamkeit auf ihre ersten Aeußerungen in Rede, Geberde und Handlung. Allgemeiner noch können wir sagen: Der Dichter wendet das Kunstmittel der Aufhebung bei der Darstellung der Charaktere jedesmal an, wenn er über ein Charakterbild ein räthselhaftes Zwielicht ausbreitet, ehe er es in voller Klarheit vorführt. So erscheint hier Johanna eine Zeit lang in seltsamem Helldunkel, und der Zuschauer ist anfangs ungewiß, ob Thibaut's Besorgnisse nicht einigen Grund haben, ob die finstern Mächte der Unterwelt nicht einigen Einfluß auf sie üben. Indem der Dichter bei dem Zuschauer jene prädisponirende Wirkung hervorzubringen suchte, ging er vielleicht darin etwas zu weit, daß er den Vater Manches sagen läßt, wozu ihm die Tochter nicht hinreichend Anlaß gegeben haben kann.

Anders verhält es sich mit dem Schweigen im vierten Akt. Böttiger läßt darüber den Dichter selbst in jenem angeblichen apologetischen Briefe sagen: „Das hartnäckige Stillschweigen der Johanna, als sie vor allem Volk durch ihren Vater der Zauberei bezüchtigt wird, ist ja in ihrer visionären Schwärmerei vollkommen gegründet. Dazu kommt die Vorstellung, sie dürfe aus Pflicht dem Vater nicht widersprechen. Außer dem allgemeinen Vorurtheil der bezauberten Welt im ganzen Mittelalter, dem Pfaffenwitz und Eigennutz so großen Vorschub that, wirkte beim Vater die gemeine Natur, in der es überall liegt, bei außerordentlichen Erscheinungen lieber an ein übermenschliches böses, als an ein gutes Principium zu denken, oder überhaupt lieber allen Handlungen böse Motive unterzuschieben." Diese Stelle ist wieder ein Beweis für die Unächtheit jenes Briefes. Warum läßt die angebliche Selbstrechtfertigung gerade den Hauptpunkt unberührt? Johanna schweigt, weil sie in der Anklage des Vaters vor König und Volk eine gottverhängte Prüfung, eine Gelegenheit zur Buße erblickt, die ihr der Himmel sendet. Die zusammentreffenden Umstände, daß die Demüthigung sie gerade auf dem höchsten Gipfel des irdischen Glanzes trifft, daß ihr eigener Vater zum Werkzeug derselben erkoren ist, daß des Himmels Donnerstimme die Anklage bekräftigt, lassen ihr keinen Zweifel an einer von oben gesandten Prüfung, und sofort steht auch ihr Entschluß zu schweigen unerschütterlich fest. Die Schmach, den Abscheu, in die sich plötzlich ihre Glorie und die Verehrung des Volks verwandeln, nimmt sie, wie unverdient sie auch sind, als Strafe für das Verbrechen hin, daß sie des Feindes Bild im Herzen trägt.

Johanna's Charakter mußte besonders zu der Zeit, wo das Stück erschien, schon aus dem Grunde bei Vielen Anstoß erregen, weil man

sich nicht darein zu finden wußte, daß Schiller, der freie, kühne Denker, eine Person zum Mittelpunkt seiner Dichtung machte, die ganz in der Weltanschauung einer unaufgeklärten Periode befangen war, daß er, der Protestant, ein von katholischen Wahnvorstellungen umstricktes Mädchen, er, der deutsche Dichter, die Nationalheldin der Franzosen verherrlichte, daß er für unsere Erbfeinde gegen ein sprach- und stammverwandtes Volk, für Wunder- und Gespensterglauben gegen die Vernunft Partei zu nehmen schien. Allein von ihm galt, wie von Goethe, das Wort:

> Wer darf ihn tadeln, daß mit stolzem Schwingen
> Er fessellos ob Zeit und Volk geschwebt?
> Wer will den Dichter in den Dunstkreis zwingen,
> Wo Leidenschaft des Tages ringt und strebt?
> Wenn um sein Antlitz auch die Nebel hingen,
> Der graue Flor, der Andrer Aug' umwebt,
> Wie sollt' er dann mit hellem Seherblicke
> Prophetisch künden ferner Zeit Geschicke?

Hier, wo es dem Dichter darauf ankam, die Gewalt einer unbedingten Hingebung an eine Idee, die Kraft, welche glühender Patriotismus und der Glaube an einen hohen Beruf dem Menschen einflößen, darzustellen, hier nahm er keinen Anstoß daran, daß es ein französisches Mädchen war, welches ihm die Geschichte als ein herrliches Vorbild der Vaterlandsliebe aufwies, noch daran, daß er es mit einer Welt voll Wunderglauben zu thun bekam; vielmehr war ihm das Letztere willkommen, weil er aus einer solchen Welt Hebel der Begeisterung entnehmen konnte, wie sie eine glaubensärmere Epoche nicht darbot. Er wußte wohl: wenn es ihm gelang, in den Zuschauern trotz der Versetzung in eine ferne Zeit und ein fremdes Volk das Feuer der Begeisterung hervorzurufen, so kam dies auch der Gegenwart und der Zukunft unsers Volkes zu gut. Der ächte Dichter redet wie ein Prophet, und so passen auch die Worte, die Schiller dem Erzbischof als eine Warnung an die französischen Fürsten in den Mund legt, heute nach mehr als siebenzig Jahren mit Veränderung Eines Wortes vortrefflich als ein Mahnruf an die deutschen Fürsten und Völker:

> Ihr seid vereinigt, Fürsten! Deutschland steigt
> Ein neuverjüngter Phönix aus der Asche,
> Uns lächelt eine schöne Zukunft an. . .
> Doch, die das Opfer eures Zwists gefallen,
> Die Todten stehen nicht mehr auf; die Thränen,
> Die eurem Streit geflossen, sind und bleiben
> Geweint. Das kommende Geschlecht wird blühen,

Doch das vergangne war des Elends Raub;
Der Enkel Glück erweckt nicht mehr die Väter.
Das sind die Früchte eures Bruderzwists!
Laßt's euch zur Lehre dienen!

Den Umstand, daß uns die Handlung in eine romantische Zeit versetzt, nutzte der Dichter nach allen Seiten mit dem tiefsten Kunstverständniß aus, nicht bloß in der Handlung und in den Charakteren, sondern überhaupt in der ganzen Form des Stücks. Die romantische Tragödie darf, weil sie die Phantasie zu kühnerem Fluge beschwingt, freier von Ort zu Ort wandern; so finden wir auch in unserm Stück nicht weniger als dreizehn Scenenwechsel. Eben so dehnt sich die Zeit, die im Wallenstein und in der Maria Stuart eng zusammengezogen ist, hier weiter aus; und nur innerhalb der einzelnen Akte ist die Zeiteinheit möglichst gewahrt. Aber auf diesem freien Spielraum hält die Tragödie sich dennoch in Schranken und weiß sich durch sich selbst zu zügeln. Ungeachtet Alles zum Ende hindrängt, so ist nach dem epischen Styl dennoch jeder Aufzug für sich ein Ganzes und in theatralischer Hinsicht höchst wirksam abgeschlossen. Das Pathos steigert sich in der Sphäre jedes Aktes am Schluß auf's Höchste; jeder überragt den vorhergehenden, und das Ganze endigt sich majestätisch, wie die Apotheose des Herakles. Nicht minder hat der Dichter durch das Versmaß, indem er die jambischen Quinare durch antike Trimeter, Ottave Rime und lyrische Metra unterbrach, so wie durch häufigen Gebrauch des Gleichklangs das weitere Terrain der romantischen Tragödie behauptet, desgleichen an einigen Stellen von der Musik einen trefflichen Gebrauch gemacht. Die Sprache endlich erhebt sich bei aller Klarheit und Natürlichkeit in vielen Partien zu einer solchen Kraft und Bilderpracht und stellenweise zu einer durch biblische Anspielungen erhöhten Würde, daß sich von dieser Seite kein früheres Drama Schiller's mit der Jungfrau von Orleans messen kann. So darf man wohl dem Urtheil Goethe's beipflichten, der, wie Schiller den 13. Mai 1801 an Körner berichtete, die Jungfrau für das beste der bisherigen Werke unsers Dichters erklärte.

Zwölftes Kapitel.

1801: Schwere Krankheit Goethe's. Nach Beendigung der Jungfrau schwankt Schiller zwischen mehrern dramatischen Entwürfen. Hero und Leander. Zwei lyrische Gedichte. Aufenthalt in Dresden. Ovation in Leipzig. Gozzi's Turandot bearbeitet. Mittwochskränzchen. — 1802: Tischgespräche. Mißstimmung des Weimar'schen Theaterpublikums. Vorübergehende Beschäftigung mit Warbeck, dann mit Tell. Hauskauf. Tod von Schiller's Mutter. Vereiteltes Schillerfest. Kassandra. Entscheidung für die Braut von Messina. Schiller geadelt.

So lustig Schiller in der Gesellschaft von Goethe, Schelling und Steffens das Jahr 1801 angetreten hatte, so traurig gestaltete sich dieses gleich in den nächsten Tagen. Am 2. Januar wurde Goethe von Unwohlsein befallen, das sich bald zu einer schweren Krankheit steigerte. Am 3. trat die Blatterrose mit Fieber hinzu, womit sich Halsgeschwulst und Krampfhusten verbanden; am 5. mußte er, um nicht zu ersticken, in aufrechter Stellung erhalten werden. Der Herzog beschied eiligst den Hofrath Starke aus Jena, der eine Hirnentzündung befürchtete. Ganz Weimar sah der Krisis mit peinlicher Spannung entgegen, vor Allen Schiller und Lotte, die von jeher Goethe hochschätzte und liebte. Am 15. Januar erklärten die Aerzte den Kranken außer Gefahr. Der Anblick des leidenden Freundes, den das Uebel trotz seiner kräftigen Konstitution so rasch in Todesgefahr gebracht hatte, ließ Schiller der fortdauernden Gefahr, worin er selbst schwebte, stärker gedenken. „Ich fürchte", schrieb er den 13. Januar an Körner, „diesen und den nächsten Monat, die mir schon dreimal fatal gewesen sind, und nehme mich deßwegen auch sehr in Acht." Doch versäumte er nicht, abwechselnd mit Vogt, Herder, Einsiedel, Loder u. A. den allmälig Genesenden über trübe Stunden hinwegzuheben. Er leitete für ihn die Proben des Tancred, den Goethe übersetzt hatte und zur Feier des Geburtstages der Herzogin aufführen ließ, und beeilte sich, ihm nach der Vorstellung Nachricht von dem glücklichen Erfolge zu geben.

Während des Februars wurde Schiller in der Fortführung der Jungfrau von Orleans durch mancherlei sonstige Geschäfte (Revision des Macbeth und der Maria Stuart für den Druck, Besorgung einer neuen Ausgabe des Abfalls der Niederlande u. s. w.) gestört. Den März brachte er, wie schon erzählt, um sein Drama rascher zu fördern, größtentheils in seinem Gartenhause zu Jena zu, wo ihm jedoch der Aufenthalt durch unfreundliches Wetter und Sehnsucht nach den Seinigen getrübt wurde. „Ich werde", schrieb er den 27. an Goethe, „Jena nun bald verlassen, zwar mit keinen großen Thaten und Werken beladen, aber doch nicht ohne alle Frucht. Es ist doch immer so viel geschehen, als ich in eben so viel Zeit in Weimar würde ausgerichtet haben. Ich habe also zwar nichts in der Lotterie gewonnen, aber doch meinen Einsatz wieder. Auch von der hiesigen Welt habe ich, wie es mir immer geht, weniger profitirt, als ich geglaubt hatte. Einige Gespräche mit Schelling und Niethammer waren Alles." Indeß freute es ihn, daß der Schluß des vierten Aktes seiner Jungfrau, den er fertig mit nach Weimar brachte, so theatralisch gerathen war; der donnernde deus ex machina, meinte er, werde seine Wirkung nicht verfehlen.

Bei der Heimkehr fand er Goethe nach Roßla zur Erholung übergesiedelt, und vertiefte sich sogleich in den Schlußakt seines Dramas, von dem er sich viel Gutes versprach. „Weil meine Heldin darin", schrieb er den 3. April an Goethe, „auf sich allein steht und im Unglück von den Göttern deserirt ist, so zeigt sich ihre Selbständigkeit und ihr Charakteranspruch auf die Prophetenrolle deutlicher." Er hatte, als er das Stück am 15. April beendigte, die Rollen schon in Gedanken vertheilt, und Goethe hielt es gleichfalls zur Aufführung für geeignet. Aber die Wünsche des Herzogs kamen in die Quer. Dieser erbat sich durch Schiller's Schwägerin das Manuscript des Dramas und sprach nach der Lesung desselben den lebhaften Wunsch aus, daß Schiller es vor der Aufführung drucken lassen möge. Hierbei, meinte er, „könne der Dichter noch einem oder dem andern Verse nachhelfen, einige Ausdrücke mildern, etliche Cäsuren verbessern." Aber der eigentliche Grund, warum er gegenwärtig eine Aufführung des Stücks in Weimar scheute, war der, daß er seine Geliebte, Karoline Jagemann, die einzige der Titelrolle gewachsene Schauspielerin, gerade jetzt nicht gern als Jungfrau von Orleans auftreten sah. Böttiger erzählt, es sei zu befürchten gewesen, daß Ausdrücke, wie die arglosen Worte Thibauts:

> Dein Lenz ist da, es ist die Zeit der Hoffnung,
> Entfaltet ist die Blume deines Leibes —

irgend einem ungezogenen Witzbold Stoff zu einem Stachelvers dargeboten hätte. Goethe verzichtete ungern auf eine Aufführung; Schiller fand sich leichter darein. Am 28. April schrieb er an Goethe, der Herzog möge darin wohl Recht haben, daß die Jungfrau nicht gespielt werden könne. „Nach langer Berathung mit mir selbst“, heißt es weiter, „werde ich sie auch nicht auf's Theater bringen, ob mir gleich einige Vortheile dabei entgehen. Erstens rechnet Unger, an den ich sie verkauft habe, darauf, daß er sie als eine vollkommene Novität zur Herbstmesse bringe; er hat mich gut bezahlt, und ich kann ihm hierin nicht entgegen sein. Dann schreckt mich auch das Einlernen und der Zeitverlust der Proben davon zurück, den Verlust der guten Stimmung nicht einmal gerechnet.“ Doch entschloß er sich, während das Stück als niedlicher Kalender für das Jahr 1802 gedruckt wurde, dasselbe auch für die Bühne einzurichten, und es erfolgten Bestellungen von den Theaterdirektionen in Leipzig, Berlin, Hamburg u. a. Städten.

Nach Beendigung des Dramas hatte er wieder das mißbehagliche Schwanken zwischen mehrern Sujets durchzumachen. „Es ist nichts“, schrieb er an Körner, „als die Thätigkeit nach einem bestimmten Ziel, was das Leben erträglich macht.“ Den 13. Mai berichtete er ihm: „Ich habe in diesen vierzehn Tagen noch zu keinem festen Entschluß in Absicht auf meine künftige Arbeit kommen können. In meinen Jahren und auf meiner jetzigen Stufe des Bewußtseins ist die Wahl eines Gegenstandes schwerer; der Leichtsinn ist nicht mehr da, womit man sich in der Jugend so schnell entscheidet, und die Liebe, ohne welche keine poetische Thätigkeit bestehen kann, ist schwer zu erregen.“ Unter den ihm vorliegenden Sujets deutete er dem Freunde zuerst die Malteser und die feindlichen Brüder (Braut von Messina) an als solche, die sich zur Behandlung in der strengsten griechischen Form eigneten, und zu denen er eben deßhalb die meiste Lust hatte. Aber in den Maltesern fehlte es noch am punctum saliens, an „derjenigen dramatischen That, auf welche die Handlung zueilt, und durch die sie gelöst wird.“ Das andre, frei erfundene Sujet war ganz im Reinen, so daß er gleich an die Ausführung hätte gehen können; aber es erregte ihm noch nicht den erforderlichen Grad der Zuneigung, und die Hauptursache hiervon, meinte er, sei die, daß das Interesse, wie im Oedipus des Sophokles, nicht sowohl in den Personen, als in der Handlung liege, was vielleicht ein Vorzug sei, aber eine gewisse Kälte erzeuge. Ferner nannte er den Warbeck; das punctum saliens zu dieser Tragödie sei gefunden; die Behandlung aber schwierig, weil der Held ein Betrüger sei. Dann heißt es weiter: „Außer einigen andern, noch mehr embryonischen

Stoffen habe ich auch eine Idee zu einer Komödie, fühle aber, wenn ich darüber nachdenke, wie fremd mir dieses Genre ist. Zwar glaube ich mich derjenigen Komödie, wo es mehr auf komische Zusammenfügung der Begebenheiten, als auf komische Charaktere und auf Humor ankommt, gewachsen — aber meine Natur ist doch zu ernst gestimmt; und was keine Tiefe hat, kann mich nicht lange anziehen. — Du siehst, daß ich an Entwürfen nicht arm bin; aber die Götter wissen, was zur Ausführung kommt."

Vielleicht hätten ihn fortgesetzte mündliche Konferenzen mit Goethe rascher aus seiner Unschlüssigkeit gerissen; allein dieser reiste auf ärztlichen Rath den 5. Juni nach Pyrmont, von wo er erst gegen Ende August zurückkehrte. Inzwischen unternahm Schiller im Juni einige im folgenden Kapitel näher zu besprechende kleinere poetische Arbeiten, die Cotta für seinen Damenkalender von ihm wünschte. Die bedeutendste derselben ist die Ballade Hero und Leander, die er am 17. Juni beendigte. Zugleich mit ihr schickte er den 19. Juni an Cotta das Gedicht Der Antritt des neuen Jahrhunderts, an ***, und Das Mädchen von Orleans.

Als er mit diesen Arbeiten fertig war, tauchte in ihm ein Reiseplan auf. Er hatte sich schon lange nach einem Wiedersehen des Körner'schen Kreises in Dresden gesehnt; aber der rastlos thätige Mann glaubte sich nicht die Zeit dazu nehmen zu dürfen. Jetzt, wo er sich nicht über die nächste dramatische Arbeit entscheiden konnte, wo Goethe fern war, und seit einigen Wochen wieder sein malum domesticum, die Krämpfe sich regten, entschloß er sich, nach Dobberan zum Gebrauch des Seebades zu reisen, und von dort über Berlin und Dresden zurückzukehren. Aber am 20. Juli meldete er dem Dresdener Freunde, der Plan habe sich dahin abgeändert, im Anfange des August direkt nach Dresden zu kommen, weil es zu einer Seebadkur zu spät werde und überhaupt ein Bad im Norden ihm bedenklich scheine. Er verließ Weimar mit Lotte und Karoline, deren Gatte damals in Rußland war, den 6. August, und langte am 9. in Dresden an, von wo sich die Reisenden in den ihnen zum Wohnsitz eingeräumten Körner'schen Weinberg zu Loschwitz begaben. Schiller freute sich, den kleinen Gartensaal wiederzusehen, worin er einst seinen Don Karlos vollendete; es war das letzte Mal, daß er hier glückliche, genußreiche Tage verlebte. Alte Freunde und neue Bekannte, schöne Natur und Kunst, freundliche Jugenderinnerungen und Zukunftplane wechselten miteinander ab, ihm diesen Aufenthalt zu verschönern. Bis zum 1. September blieb er in seinem ländlichen Asyl und siedelte dann nach Dresden über.

Hier quartierte er sich, nahe der Post, in die zweite Etage eines Hauses der Pirnaischen Straße ein, wo ihn jedoch Wagengerassel oft sehr ungeduldig machte. Müßige Tagesstunden und regelmäßig die Abende brachte er in der Körner'schen Familie, nicht selten in einem größern Kreise von Freunden des Hauses zu, unter denen Körner's Freund Graf Keßler ihn besonders in Anspruch nahm.

Schiller, der durch seinen Verkehr mit Goethe und Meyer ein erhöhtes Interesse für die bildende Kunst gewonnen hatte, versäumte nicht, die Dresdener Kunstsammlungen, besonders die Galerie, so wie die Ateliers der vorzüglichsten Künstler zu besuchen. Lebhaft interessirten ihn die plastischen Werke im Saal der Mengsischen Abgüsse; unter Anderm beobachtete er den Torso des sogenannten Salbers im Antikensaal, die vollkommenste Arbeit, die er je gesehen, mit großer Theilnahme. Der Maler Hartmann in Dresden, Schiller's Landsmann, benutzte des Dichters Anwesenheit, um mit ihm eine sie gemeinsam betreffende Angelegenheit zu besprechen. Der Herzog Karl August hatte nämlich beschlossen, für den großen Saal im früher abgebrannten, jetzt neu aufgebauten Flügel des Weimar'schen Schlosses vier Scenen aus dem Leben Bernhards von Weimar malen zu lassen, eines Helden, den Schiller auch dramatisch zu verherrlichen gedachte. Der Herzog wünschte nun, daß die Bilder zugleich Scenen aus dem Drama darstellten. Hartmann, dem vorläufig zwei der Bilder übertragen waren, wandte sich daher an Schiller um nähere Auskunft über den Plan des Dramas. Dieser entwickelte ihm denselben, wobei sich ergab, daß das Stück von dem historischen Verlauf der Dinge bedeutend abweichen sollte. Der Dichter fügte aber hinzu, er habe eben dieser großen Entfernung von der Geschichte wegen den Gedanken vor der Hand aufgegeben, in der Hoffnung, daß ihm vielleicht eine glücklichere, mit der Geschichte mehr im Einklang stehende Idee kommen werde. So wurde das Projekt hinausgeschoben und blieb Projekt, wie so manches andere.

In wehmüthiger Stimmung verließ Schiller am 15. September Dresden, als habe er eine Ahnung des Nimmerwiedersehens. Die Körner'sche Familie begleitete die Rückreisenden nach Leipzig. Hier war es, wo unser Dichter am 17. September bei einer Aufführung seiner Johanna zum ersten Mal in dem Enthusiasmus des Publikums der mächtigen Wirkung dieses Stückes inne ward. Als nach dem ersten Akt der Vorhang fiel, brach die Begeisterung der Zuschauer in den allseitigen Ruf aus: „Es lebe Friedrich Schiller!“ und Pauken und Trompeten fielen ein. Beim Schluß des Stücks strömten Alle in Eile aus dem Hause, um den hervortretenden Dichter zu sehen, zu grüßen und

ihm zu danken. Wie er nun erschien, trat die Menge auseinander, ihm einen Weg zu öffnen, und ließ in ehrfurchtsvoller Stille, mit entblößten Häuptern, den hohen Mann mit seiner Begleitung hindurchschreiten. Hier und da hoben Eltern ihre Kinder empor, ihnen zuflüsternd: „Das ist er! das ist er!" Wer kann ermessen, was er bei diesem freien Ausdruck der innigsten Verehrung und Liebe des Volks empfand! So hatte ihn sein erhabener Glaube nicht getäuscht, als er sich in seiner Jugend, ein armer, heimathloser Flüchtling, an das Herz des deutschen Volkes warf, und von seinem Fürsten an die Menschheit appellirte. Schon am nächsten Tage reiste er von Leipzig ab, übernachtete in Weißenfels und traf am 20. September wieder in Weimar ein.

Bei der Rückkunft fand er seine daheim gelassenen Kinder gesund und vergnügt, einen Brief seiner Mutter, der ihn über seine Angehörigen in Schwaben sehr beruhigte, und Goethe wohlaussehend und frischer, als vor der Reise. Aber an eine Wiederaufnahme der dramatischen Arbeiten war vor der Hand nicht zu denken. Frau Unzelmann aus Berlin war angekommen und spielte gleich am Tage nach seiner Heimkehr die Titelrolle in der Maria Stuart. Obwohl für Schiller's Geschmack ihr Vortrag nach Art der Iffland'schen Schule sich zu viel dem Konversationstone näherte, ließ er sich das bei ihr, als einer edlen und graciösen Natur, gefallen. Im Ganzen aber war ihm die herrschende Anhänglichkeit an das Natürlichkeitsprincip durchaus zuwider, und raubte ihm fast den Muth zu Werken des hohen tragischen Styls. Am 5. Oktober, drei Tage nach dem Abschied der Unzelmann, schrieb er an Körner: „Die Theater, die ich in den drei letzten Wochen sah, haben mich nun gerade nicht zur Arbeit begeistert, und ich muß sie eine Weile vergessen haben, um etwas Ordentliches zu machen. Alles zieht zur Prosa hinab, und ich habe mir wirklich im Ernst die Frage aufgeworfen, ob ich bei meinem gegenwärtigen Stück, sowie bei allen, die auf dem Theater wirken sollen, nicht besser thue, gleich in Prosa zu schreiben, da die Deklamation doch den Bau der Verse zerstört und das Publikum nur an die liebe bequeme Natur gewöhnt ist" — ein Gedanke, von dem ihn Körner glücklicher Weise wieder abbrachte.

Gegen den 10. Oktober wurde er von einem heftigen Katarrh befallen, der bis in den November fortdauerte und ihm nicht erlaubte, „etwas Vernünftiges" zu schreiben. Am 2. November berichtete er dem Dresdener Freunde: „Mein Katarrh hat mich noch nicht ganz verlassen, und ich habe, da ich mich nicht gleich in eine ganz freie produktive Thätigkeit zu versetzen wußte, einen alten Vorsatz auszuführen begonnen,

nämlich die neue Bearbeitung eines Gozzi'schen Märchens, Turandot, für das Theater. Es rückt schon ganz gut damit fort, und ich hoffe in einem Monat ziemlich damit in's Reine zu kommen. So geschieht doch etwas, und ich verliere die Zeit nicht ganz, indem ich zu einem neuen Werk mich stimme und sammle. Auch wird dadurch für die deutsche Bühne ein neues und interessantes Theaterstück gewonnen." Weitere Nachricht vom 16. November über die Arbeit lautet: „Während sich der Winter mit starken Schritten naht und Leib und Seele in seine düstere Nebelluft einwickelt, bin ich froh, eine Arbeit gefunden zu haben, die meine Thätigkeit nicht ganz stocken läßt und doch keine große Anforderungen an mich macht. Zunächst bestimmte mich das Bedürfniß unseres Theaters dazu: wir brauchen ein neues Stück (für den nächsten Geburtstag der Herzogin), und wo möglich aus einer neuen Region. Dazu taugt nun dieses Gozzi'sche Märchen vollkommen. Ich schreibe es in Jamben, und ob ich gleich an der Handlung nichts zu ändern weiß, so hoffe ich ihm doch durch eine poetische Nachhülfe bei der Ausführung einen höhern Werth zu geben. Es ist mit dem größten Verstand komponirt; aber es fehlt ihm an einer gewissen Fülle, an poetischem Leben. Die Figuren sehen wie Marionetten aus, die am Draht bewegt werden; eine gewisse pedantische Steifigkeit herrscht durch das Ganze, die überwunden werden muß. Ich habe also wirklich Gelegenheit, mir einiges Verdienst zu erwerben, und die sechs, sieben Wochen, die auf dieses Geschäft gehen mögen, werden nicht verloren sein. Alsdann hoffe ich mit der gehörigen Lust an den Warbeck gehen zu können."

In demselben Briefe benachrichtigte er den Dresdener Freund von der Bildung eines Mittwochskränzchens, das ihm wie Goethe'n einige gesellige Lieder entlockte, auf die ich zurückkommen werde. „Goethe", meldete er, „hat eine Anzahl harmonirender Freunde zu einem Klubb oder Kränzchen vereinigt, das alle vierzehn Tage zusammenkommt und soupirt. Es geht recht vergnügt dabei zu, obgleich die Gäste zum Theil sehr heterogen sind; denn der Herzog selbst und die fürstlichen Kinder werden auch eingeladen. Wir lassen uns nicht stören; es wird fleißig gesungen und pokulirt. Auch soll dieser Anlaß allerlei lyrische Kleinigkeiten erzeugen, zu denen ich sonst bei meinen größern Arbeiten niemals kommen würde." Zu den ständigen Mitgliedern des Kränzchens gehörten außer Schiller und Goethe Schiller's Gattin und Schwägerin, von Wolzogen, der unlängst von einer mit Erfolg gekrönten Mission aus Petersburg heimgekehrt war, Meyer, Amalie von Imhoff, die Obermarschallin Gräfin von Egloffstein, die Hofdamen von Göch-

hausen und von Wolfskeel. Goethe, der wieder einige Zeit in Jena zugebracht hatte, kam an Schiller's Geburtstage zurück, und am nächsten Tage fand das erste Kränzchen statt, wozu Goethe sein „Stiftungslied“ gedichtet hatte. Leider unterbrach bald nachher eine in Weimar auftretende Masern-Epidemie den regelmäßigen Fortgang dieser erheiternden Zusammenkünfte. Im Laufe des Decembers wurden gleich nacheinander Schiller's drei Kinder und Lotte von dem Uebel befallen, letztere besonders hart. Trotz dieses häuslichen Elends gelang es der Willenskraft Schiller's, am fünften Tage vor dem Jahresschluß Turandot zu beendigen. Vielleicht war es gerade diese Anspannung, was ihm gleich darauf einen heftigen Cholera-Anfall zuzog, in Folge dessen er an dem diesmal auf den Sylvesterabend verlegten Kränzchen nicht Theil nehmen und Goethe dazu gedichtetes Lied „Zum neuen Jahr“ nicht mitgenießen konnte.

An dieser Stelle sei einer Schiller'schen Gesprächslese gedacht, die man irrthümlich in's Jahr 1801 versetzt hat. Die im Besitz des Gymnasialdirektors Abeken befindliche Originalhandschrift trägt allerdings auf dem Umschlage die Jahrszahl 1801; aber dieser Umschlag wurde wahrscheinlich erst später den Blättern beigefügt. Die Monatsdaten dieser Tagebuchblätter, die sich durch den Februar, März und April hindurchziehen, stimmen nicht mit den oben erzählten Lebensereignissen des Frühjahrs 1801, wohl aber mit denen des Jahrs 1802, an dessen Eingangsschwelle wir stehen. Ohne Zweifel gehören die Gespräche, an deren Aechtheit nicht zu zweifeln ist, dem Frühjahr 1802 an. Es muß sich damals in Schiller's Hause die Tochter des Bruders seiner Schwiegermutter, Christiane von Wurmb, aufgehalten haben, die später die Gattin des Direktors Abeken in Osnabrück wurde. Das sinnige Mädchen bemerkte in ihrem Tagebuche die gehaltvollen Aussprüche, womit Schiller auch die alltägliche Unterhaltung wie mit Goldfäden durchwob, und machte in späterer Zeit mit einer Abschrift dieser köstlichen Gedächtnißblätter ihrer Familie ein schönes und willkommenes Geschenk. Ich kann hier nur Einiges aus der Sammlung ausheben, die gewiß Jeder mit hohem Genuß in der Biographie des Dichters von Karoline v. Wolzogen ganz durchlesen wird:

Den 15. Februar, als ich mit Schiller allein Thee trank.

Die ganze Weisheit des Menschen sollte eigentlich darin bestehen, jeden Augenblick mit voller Kraft zu ergreifen, ihn so zu benutzen, als wäre er der einzige, letzte. Es ist besser, mit gutem Willen etwas zu schnell thun, als unthätig bleiben.

Den 5. März, als ich ihm Kaffee einschenkte.

Billigkeit ist eine schöne, aber seltene Tugend. Oft fehlen die sanftesten Herzen am meisten dagegen. Weil sie mit Innigkeit und Treue an der leidenden Partei hängen, so stößt ihnen Alles, was dagegen ist, einen unwillkürlichen Widerwillen ein; und dieses ist ein Stein, an dem so oft die Menschheit scheitert.

Den 6. März, bei Tisch.

Der Mensch ist verehrungswürdig, der den Posten, wo er steht, ganz ausfüllt. Sei der Wirkungskreis noch so klein, er ist in seiner Art groß. Wie unendlich mehr Gutes würde geschehen, und wie viel glücklicher würden die Menschen sein, wenn sie auf diesen Standpunkt gekommen wären!

Den 22. März, beim Souper.

Wie hoch könnte Kunst und Wissenschaft gestiegen sein, würde sie nicht oft durch Sklavenseelen um Gold und Gunst feil geboten!

Den 7. April.

Es ist ein ungeheures, namenloses Gefühl, wenn das Innere seine eigene Kraft erkennt, wenn es klarer und immer klarer in ihm wird, und unser Geist sich fest und stark erhebt. In uns finden wir Alles, die Kraft strebt zum Himmel empor und findet um sich kein Ziel.

Den 8. April.

Es sind die kleinern, engen Gemüther, die so gern jeden verdienten Kummer mit dem Namen eines unerbittlichen Schicksals bezeichnen.

Goethe, dem Abeken eine Abschrift dieser Blätter zu seinem Geburtstage durch Eckermann überreichen ließ, urtheilte darüber: „Schiller erscheint hier, wie immer, im absoluten Besitz seiner erhabenen Natur; er ist so groß am Theetische, wie er es im Staatsrath gewesen sein würde. Nichts genirt ihn, nichts engt ihn ein, nichts zieht den Flug seiner Gedanken herab; was in ihm von großen Ansichten lebt, geht immer frei heraus, ohne Rücksicht und ohne Bedenken. Das war ein rechter Mensch, und so sollte man auch sein!" Und in einem Brief an Zelter sagt er, was ihn an dieser Unterhaltung besonders rühre, sei der G l a u b e, daß dergleichen von einem Frauenzimmer aufgenommen und genutzt werden könne. „Und doch", fügt er hinzu, „ist es aufgenommen worden und hat genutzt, gerade wie im Evangelium: Es ging ein Sämann aus zu säen ꝛc."

Von der vorgreifenden Betrachtung dieser Tischgespräche, die uns bis in den April 1802 versetzten, kehre ich zum Jahresanfange zurück. Als Rekonvalescent vom Cholera-Anfall begrüßte Schiller am 1. Januar Goethe brieflich mit den Worten: „Lassen Sie uns das neue Jahr mit

den alten Gesinnungen und mit guter Hoffnung eröffnen!" Was er vor Allem vom Jahr 1802 hoffte, war ein reicher dichterischer Ertrag; allein in dieser Hoffnung täuschte ihn wenigstens die erste Jahreshälfte. Unter allerlei Störungen rückte der Hochsommer heran, ehe er für eines seiner dramatischen Sujets sich fest entschieden hatte. Zunächst setzte er im ersten Jahresviertel mit Goethe die Bestrebungen fort, durch Dramen höhern Styls Publikum und Schauspieler zu heben und dem Ueberhandnehmen des Naturalismus zu wehren. Am 2. Januar ward A. W. Schlegel's Jon gegeben. Da eine Opposition gegen dies gräcisirende Stück zu erwarten war, so hatte man es nicht an Vorbereitungen fehlen lassen, um das Publikum günstig zu stimmen; für schöne Kostüme und zweckmäßige Ausschmückung der Bühne war bestens gesorgt. Dennoch gab sich am Vorstellungsabend eine starke Mißstimmung kund; man raunte einander in den Zwischenakten manchen Tadel der Produktion zu. Herder's Gattin schrieb an Knebel: „Ein schamloseres, frecheres, sittenverderblicheres Stück ist noch nicht gegeben worden. Jena war wieder herbeicitirt zum Klatschen. Bei der zweiten Vorstellung waren wenige darin; zum drittenmal wollten sie's nicht wagen." Herder's verbitterte Stimmung gegen Schiller und Goethe läßt ein so herbes Urtheil seiner Frau nicht auffallend erscheinen; aber es regte sich in dem Weimarer Theater-Publikum überhaupt eine Empfindung, als werde es zu Experimenten mißbraucht. Man fand es doch zu wunderlich, daß durch Vorführung von Stücken, wie Mahomet, Tancred, Jon, der Geschmack für die höhere Tragödie geweckt, mit andern Worten, daß durch verstümmelte, verfehlte Nachahmungen des Edlen und Hohen Neigung und Achtung für dasselbe eingeflößt werden solle.

Bei solcher Mißstimmung hatte Schiller von Glück zu sagen, daß seine Turandot am 30. Januar freundlich aufgenommen und am 2. Februar mit erhöhtem Beifall wiederholt wurde. Von seinen verschiedenen dramatischen Entwürfen hatte er die letzte Zeit hindurch vorzugsweise den Warbeck im Auge behalten. Bereits im August 1799 war er, wie aus einem damaligen Briefe an Goethe erhellt, „in der Geschichte des Betrügers Warbeck, der sich unter Heinrich VII. von England für einen der Prinzen Eduard's V. ausgab, auf die Spur einer neuen möglichen Tragödie gerathen;" aber erst 1801 hatte er sich ernstlicher den Plan zurechtgelegt, den wir nebst einigen fragmentarischen Scenen in seinen Werken finden. Schon dies kahle Schema läßt erkennen, daß die ausgeführte Tragödie sich durch eine Fülle ergreifender Situationen, einen festen Zusammenhang und einen trefflichen Abschluß ausgezeichnet haben würde. Das Anziehendste des Gegenstandes liegt

offenbar darin, daß Warbeck eine bessere Rolle spielt, als ihm selbst klar ist, und aus dem geheimnißvollen tiefen Gefühl seiner guten Sache ihm eine Würde, ein Muth und ein Edelsinn zufließen, die ihn weit über die Rolle eines bloßen Betrügers emporheben. Sagt ihm sein Verstandesbewußtsein, daß er betrügt, so spricht sein Gefühl anders, bis endlich jenes Bewußtsein siegt und ihm zuletzt offenbar wird, daß er bisher nicht eigentlich Andere, sondern sich selbst getäuscht hat. In diesen Zwiespalt setzt der Dichter seinen Helden mitten hinein; und hätte er seine Arbeit vollendet, so würde er gewiß eine Reihe eigenthümlicher Töne aus der Tiefe der menschlichen Brust hervorgelockt haben. Gänzlich aufgegeben hat er den Plan wohl erst, als sich im Demetrius ihm ein ähnliches Sujet darbot. Jetzt aber, im Frühjahr 1802, war es ein anderer Stoff, der ihn einstweilen abzog. „Du wirst mich fragen", schrieb er den 17. März an Körner, „warum ich denn den Warbeck habe liegen lassen. Ich habe viel über das Stück gedacht, und werde es auch unfehlbar mit Succeß ausführen; aber ein anderes Sujet hat sich gefunden, das mich jetzt ungleich stärker anzieht, und welches ich getrost auf die Jungfrau von Orleans kann folgen lassen."

Dieses neue Sujet war Wilhelm Tell. Schon im vorigen Jahre hatte sich das Gerücht verbreitet, daß Schiller an einem Tell arbeite, was ihm bis dahin nicht in den Sinn gekommen war. Als sich aber die Erkundigungen bei ihm darnach wiederholten, begann er, um den Stoff näher kennen zu lernen, Tschudi's Helvetische Chronik zu studiren; und da ging ihm, wie er an Körner schrieb, „ein Licht auf; denn dieser Schriftsteller hat einen so treuherzigen herodotischen, ja fast homerischen Geist, daß er einen poetisch zu stimmen im Stande ist." Indeß erwies sich die Aufgabe als eine höchst schwierige, da es hier galt, „ein ganzes und lokal bedingtes Volk, ein ganzes und entferntes Zeitalter, und, was die Hauptsache war, ein ganz örtliches, ja beinahe individuelles und einziges Phänomen mit dem Charakter der höchsten Nothwendigkeit und Wahrheit zur Anschauung zu bringen.". Dennoch gelang es ihm, den Frühling und Sommeranfang hindurch die „festen Säulen des Gebäudes" trotz aller die Arbeit hemmenden Störungen aufzurichten.

Wie zahlreich diese Störungen waren, wird sich uns bald zeigen. Zunächst machte ihm der Ankauf eines Hauses, die Einrichtung desselben und die Uebersiedelung zu schaffen. Seine bisherige Wohnung lag in einer geräuschvollen Straße und gewährte wenig Bequemlichkeit. Da war es ihm nun willkommen, daß der schon erwähnte Engländer Mellish, mit dem er befreundet war, sein Haus zum Kauf anbot. Schiller deckte den Kaufpreis von 7200 Gulden theils durch das Honorar

für eine neue Auflage seines dreißigjährigen Krieges, theils durch den Erlös aus seinem kleinen Besitzthum in Jena, das er für 1150 Thlr. losschlug, und durch 2000 Thlr., die ihm ein Oekonom Weidener zu Oberroßla auf Hypothek gab. Erst 1804 war er im Stande, sein neues Haus ganz schuldenfrei zu machen. Es war, obschon nicht groß, doch für seinen Hausstand geräumig genug, ziemlich wohl erhalten und freundlich an der mit Baumreihen bepflanzten Esplanade gelegen. Die für ihn bestimmten Mansarde-Zimmer waren in gutem Stande, hatten die Morgen- und Mittagsonne und eine freundliche Aussicht in's Grüne. Ein karmoisinrother Vorhang war vor dem Fenster angebracht, wo sein Arbeitssessel stand; der röthliche Schein, behauptete er, belebe seine produktive Stimmung. Leider bedurften andere Theile des Hauses mannigfacher Reparaturen, so daß ihm aus der Uebersiedelung vorerst nur Unruh und Aerger erwuchs. Nach den Widerwärtigkeiten des Umzugs fing in der neuen Wohnung erst recht ein sinnbetäubender Lärm an; denn oben und unten wurde gehämmert, und der Boden zitterte unter des Dichters Füßen. Nicht vor dem August wurde das Haus von Arbeitsleuten leer.

Aber nicht bloß Unruhe, auch tiefe Trauer zog am 29. April mit Schiller in die neue Wohnung ein. Er hatte schon vorher Nachricht von einer schweren Erkrankung seiner Mutter erhalten, und bald nach dem Umzuge folgte die Todespost. Sie berührte ihn um so stärker, als der Todestag gerade mit dem Tage der Uebersiedelung zusammentraf. Schiller's Schwester Luise, verehlichte Frankh, hatte die Erkrankte aus Stuttgart, wo sie seit einiger Zeit sich aufhielt, abgeholt, um sie im Pfarrhause zu Cleversulzbach selbst zu pflegen. Schiller hielt es für rathsam, sie einer guten ärztlichen Pflege zu übergeben, verabredete brieflich das Erforderliche mit seinem Akademiefreund von Hoven, bat die Mutter, sich in dessen Behandlung nach Ludwigsburg bringen zu lassen, und übersandte der Schwester eine Summe zur Bestreitung der nöthigen Ausgaben. Allein die Mutter zog es vor, in Cleversulzbach zu bleiben. „Deine so große Sorgfalt für mich", heißt es in ihrem letzten Brief an Schiller, „wird Gott mit tausendfachem Segen lohnen. Ach, so gibt es in der Welt keinen Sohn mehr!" Unter den heftigsten Schmerzen dankte sie Gott mit Thränen, daß er ihr so gute Kinder gegeben. Zwei Tage vor ihrem Hinscheiden ließ sie sich das Medaillonbild ihres Sohnes reichen und drückte es an's Herz. Am Rande des Friedhofs im einsamen Dörfchen ist der Hügel, unter welchem die Mutter des großen Mannes ruht. Der Platz wurde so gewählt, daß die liebende Tochter von der Pfarrwohnung aus das Grab sehen konnte.

Der Dichter Eduard Mörike, der von 1834 an einige Jahre Pfarrer des Ortes war, ließ ein altes steinernes Kreuz, das vor Zeiten auf dem Grabe einer Predigerfrau gestanden, auf den Grabhügel setzen, und meißelte, wie die Dorfbewohner erzählen, eigenhändig die einfache, aber Alles sagende Inschrift darauf: „Schiller's Mutter." Mörike's Mutter fand an ihrer Seite die letzte Ruhestätte. Am hundertjährigen Geburtstage Schiller's pflanzten der Schultheiß und die beiden Lehrer von Cleversulzbach eine Linde auf das Grab seiner Mutter, und nicht lange nachher überließ der Stiftungsrath des Ortes dem Stuttgarter Schiller-Komité schenkungsweise die Gräber der beiden Dichtermütter. Noch bezeichnet nur das einfache steinerne Kreuz den Ruheplatz der Frau, welche dem Vaterlande den größten Tragiker geschenkt hat. Indeß auch dies ist kein unwürdiges Denkmal; hat es doch ein zartfühlender schwäbischer Dichter mit eigener Hand der Mutter seines größten heimischen Kunstgenossen gesetzt.

Der Leser wird sich selbst sagen, wie unförderlich hiernach das erste Jahresdrittel von 1802 für Schiller's dramatische Entwürfe werden mußte. Er war indeß während dieser Zeit bemüht, seinen Don Karlos für die Bühne umzuarbeiten, besorgte, wenn Goethe abwesend war, die Theatergeschäfte desselben, richtete dessen Iphigenie für die Aufführung ein und leitete die Proben. Einige lyrische Gedichte entlockte ihm das erwähnte Mittwochskränzchen. Für das vom 17. Februar dichtete er Die vier Weltalter und An die Freunde. Am 22. Februar wurde dem mit Wolzogen nach Paris reisenden Erbprinzen zu Ehren ein Extra-Kränzchen veranstaltet, wozu Schiller ein Abschiedslied nach der Melodie des Claudius'schen Rheinweinliedes, und Goethe sein „Tischlied" und die „Generalbeichte" beisteuerte. So gereichten diese Zusammenkünfte dem Dichterpaar nicht bloß zur Erheiterung, sondern boten ihm auch Anlaß zu einem poetischen Wettstreit, wie früher das Xenienspiel und die Balladendichtung.

Allein um eben diese Zeit war das Kränzchen von einer gefährlichen Krisis bedroht, die sich zugleich zu einer Feuerprobe für den Freundschaftsbund Schiller's und Goethe's gestaltete. Es spielte sich ein förmliches Intriguenstück ab, dessen Akteurs der höhern Weimarschen Societät angehörten, und worin unserm Dichter eine verfängliche passive Rolle zugedacht war. Kotzebue, der leicht und leichtfertig producirende Bühnendichter, war es, der die Intrigue anspann, um das Goethe'sche Kränzchen und zugleich den Bund der beiden Dichter zu sprengen. Schon zu Ende 1799 war er, mit Titeln und Orden geschmückt, in Weimar erschienen und in höhern Kreisen glänzend aufge-

nommen, von dem Dichterpaar aber ziemlich vornehm abgelehnt worden. Inzwischen hatte er sich nach Petersburg begeben, war vom Kaiser Paul auf falschen Verdacht nach Sibirien geschickt worden, dann aber, nach Aufdeckung seiner Schuldlosigkeit, wieder zu Gunst und zu neuen Gütern gelangt. Im Herbst 1801 trat er, durch die jüngsten Erlebnisse mit stärkerm Nimbus umhüllt, abermals in Weimar auf, und fühlte sich hier durch Goethe gekränkt, weil dieser die zur Aufführung angebotenen Deutschen Kleinstädter nur vielfach gekürzt auf der Weimar'schen Bühne zulassen wollte. Empfindlicher noch verletzte ihn die Zurücksetzung seiner Person. Eitel, wie er war, brannte er vor Begierde, in das Mittwochskränzchen aufgenommen zu werden, um darin seine gesellschaftlichen Talente leuchten zu lassen; es war ganz nach seinem Geschmack, daß dort nicht bloß soupirt, gebechert und gesungen, sondern auch cour d'amour gespielt wurde, und jeder Ritter sich einer Dame zu Treu und Courtoisie verpflichten mußte. Eine Hofdame der Herzogin Mutter bemühte sich eifrigst und mit Erfolg, einige weibliche Mitglieder des Kränzchens für Kotzebue zu gewinnen. Um das heraufziehende Gewitter schon von ferne zu beschwören, setzte Goethe einen neuen Artikel zu den Statuten des Kränzchens durch, demgemäß ohne allgemeine Zustimmung Niemand einen Andern, sei dieser fremd oder einheimisch, mitbringen durfte. Kotzebue erkannte sogleich, daß diese Satzung ihm gelte, und empfand die Kränkung um so tiefer, als bald nachher ihm Goethe's Witzwort zu Ohren kam, es helfe dem Kotzebue zu nichts, am weltlichen Hofe zu Japan Zutritt zu haben, wenn er ihn nicht auch am geistlichen Hofe sich zu verschaffen wisse. Vergebens wendeten sich einige Damen des Kränzchens zu Gunsten des Ausgeschlossenen an Goethe; er entgegnete verdrießlich, den einmal aufgestellten Gesetzen müsse man treu bleiben, andernfalls lieber die Gesellschaft auflösen; es scheine allerdings eine lange fortgesetzte Treue der Ritter für die Damen etwas Beschwerliches, wo nicht gar Langweiliges zu haben.

Kotzebue beschloß, sich an Goethe durch eine Verherrlichung Schiller's zu rächen. Den allgemeinen Enthusiasmus für dichterische Schöpfungen, wie Maria Stuart, die Jungfrau, das Glockenlied u. s. w. benutzend, gedachte er den Lorbeerkranz von Goethe's alternder Stirn auf Schiller's jüngeres vielgeliebtes Haupt zu setzen und diesen durch einen öffentlichen Akt förmlich zum Oberhaupt der deutschen Poeten zu krönen, womit er denn einen Bruch zwischen Beiden und die Auflösung des ihm versperrten Kränzchens herbeizuführen hoffte. Zu dem Ende hatte er eine große Exhibition von mehreren auf Schiller und seine Werke bezüglichen Darstellungen erdacht. Scenen aus seinen besten Tragödien, im

Kostüm der handelnden Personen gesprochen, sollten die Haupthandlung einleiten. Krause besorgte die artistische Anordnung des Ganzen; die Gräfin Henriette von Egloffstein übernahm die Rolle der Jungfrau von Orleans, Amalia von Imhoff die der Maria Stuart; Sophie Mereau aus Jena, Schiller's Freundin, sollte die Glocke vortragen, Andere sich in anderer Weise betheiligen. Kotzebue selbst gedachte, zuerst als Vater Thibaut, später als Meister im Glockenlied zu erscheinen. Als solcher hatte er die aus Pappe verfertigte Form der Glocke mit einem mächtigen Hammer entzweizuschlagen. Wie sie zersprang, sollte Schiller's Büste überraschend zum Vorschein kommen, und in diesem Augenblick der Dichter selbst von schöner Hand gekrönt werden. Das Fest wurde auf den 5. März angesetzt.

Die ganze Weimar'sche Societät war in Aufregung. In den ersten Häusern herrschte die größte Thätigkeit; man beschäftigte sich eifrig mit dem Kostüm, mit dem Einüben der Rollen. Unserm Dichter war nicht wohl zu Muth bei der Sache; er fühlte das Mißliche der Lage, in die man ihn gebracht, und nahm doch auch Anstand, sich den Huldigungen so vieler ihm werthen Personen ganz zu entziehen. „Ich werde mich wohl krank schreiben", äußerte er ein paar Tage vor dem 5. März in Goethe's Hause, worauf dieser kein Wort erwiderte. Die Vorbereitungen waren nun so weit gediehen, daß man brieflich den Bibliotheksvorsteher um die Schiller'sche Originalbüste von Dannecker bat; aber — da begann sich zu zeigen, daß ein Meister in der Intrigue seinen Meister gefunden. Die Büste ward verweigert, „weil man noch nie eine Büste von einem Fest unbeschädigt zurückerhalten habe; zudem sei es fraglich, ob Schiller sich durch die pappene Glocke so geehrt fühlen werde, als man zu erwarten scheine." Groß war die Bestürzung, aber noch größer ward sie, als am 4. März der Bürgermeister Schulze die Schlüssel zum Stadthaussaal verweigerte und im Namen des Magistrats erklärte, das Aufschlagen des theatralischen Gerüstes im Saal sei unzuläßig; dieser sei erst kürzlich neu eingerichtet und dekorirt worden, und könne daher zu einem so tumultuarischen Beginnen nicht eingeräumt werden. Als zufällig am 6. März der unerbittliche Bürgermeister den Rathstitel erhielt, bemerkte Frau von Wolzogen: „Man hätte billig unter sein Diplom Rath Piccolomini schreiben sollen." Die Zuckungen und Erschütterungen durch alle Stufen der Gesellschaft in der kleinen Residenz dauerten eine Weile fort; aber Kotzebue's Hauptzweck war vereitelt. Man sah Schiller und Goethe, als ob nichts vorgefallen wäre, einträchtig ihre hohen Ziele weiter verfolgen. Unser Dichter schrieb

scherzend: „Der 5. März ist mir glücklicher vorübergegangen, als dem Cäsar der 15."

Goethe war jedoch durch sein Verhalten bei diesem Vorfall nicht beliebter geworden, und sollte das bald erfahren. Seine Iphigenie, von Schiller umgearbeitet und am 15. Mai auf die Bühne gebracht, wurde noch beifällig genug aufgenommen. Als er aber nun, kühner geworden, den Gegnern zum Trotz sogar Friedr. Schlegel's Alarkos vorzuführen wagte, da brach der Sturm los. Vergebens hatte ihm Schiller geschrieben, er fürchte eine totale Niederlage, und es solle ihm leid thun, wenn die elende Gegenpartei diesen Triumph feiere. Die Aufführung rechtfertigte nur zu sehr seine Besorgniß. Das hohle, gekünstelte Stück rief statt Gemüthserhebung Spott hervor, so daß Goethe, wie erzählt wird, mit einem donnernden „Man lache nicht!" dazwischenfuhr.

Die nächste Zeit, der Monat Juni, war für Schiller eine höchst unerquickliche. „Indem du mich", schrieb er den 5. Juli an Körner, „meines langen Schweigens wegen tief in der Arbeit sitzend glaubst, habe ich mich hier mit der ganzen Familie an einem krampfhaften Husten recht miserabel befunden, und bin noch nicht ganz hergestellt. Es ruht ein wahrer Unstern über diesem Jahr, wo alle Plagen abwechselnd auf uns hereinstürmen und uns nicht zur Besinnung kommen lassen." Erst im August erwachte wieder sein alter Arbeitsmuth. Er vollendete das treffliche Gedicht Kassandra, und begann dann endlich entschlossen die Ausführung eines der dramatischen Stoffe, aber nicht des Tell, sondern der Braut von Messina, mit welchem Sujet er sich schon über ein Jahr trug. Um sich in die rechte Stimmung zu bringen, las er vorher vier Tragödien des Aeschylus in der Uebersetzung von Stolberg. „Ich muß gestehen", schrieb er an Körner, „daß mich seit Jahren nichts so mit Respekt durchdrungen hat, als diese hochpoetischen Werke."

Die Gründe, die ihn zur Wahl gerade dieses Stoffes bestimmten, entwickelte er in einem Briefe an Körner vom 6. September. „Ich arbeite jetzt", schrieb er, „mit ziemlichem Ernst an einer Tragödie, deren Sujet du aus meiner Erzählung kennst. Es sind die feindlichen Brüder oder, wie ich sie taufen werde, die Braut von Messina. Ueber dem langen Hin- und Herschwanken von einem Stoff zum andern habe ich zuerst nach diesem gegriffen, und zwar aus dreierlei Gründen. Erstens war ich damit in Absicht auf den Plan, der sehr einfach ist, am weitesten. Zweitens bedurfte ich eines gewissen Stachels von Neuheit der Form, und zwar einer solchen Form, die einen Schritt

näher zur antiken Tragödie wäre — was hier der Fall ist; denn das Stück läßt sich wirklich zur äschyleischen Tragödie an. Drittens mußte ich etwas wählen, was nicht de longue haleine ist, weil ich nach der langen Pause nothwendig bald wieder etwas fertig vor mir sehen muß." Nach sechs Wochen fleißiger Arbeit hatte er 1500 Verse zu Stande gebracht. „Die ganz neue Form", schrieb er am 15. November nach Dresden, „hat auch mich verjüngt, oder vielmehr das Antikere hat mich selbst alterthümlicher gemacht; denn die wahre Jugend ist doch in der alten Zeit." Als er die ersten Scenen des neuen Werks seiner Lotte vorlas, ward sie, wie sie an Fritz von Stein schrieb, von Staunen über die Kraft seines Geistes ergriffen. Zum völligen Abschluß gelangte diese Tragödie erst gegen Ende Januar 1803. Wir werden sie aber, als der Hauptarbeit nach dem Jahr 1802 angehörig, mit den Dichtungen dieses Jahrs im nächsten Kapitel betrachten.

Von Schiller's Erlebnissen im Jahr 1802 sei schließlich noch seiner Erhebung in den Adelstand gedacht. Die Negotiirung dieser Angelegenheit reicht bis in die Mitte des Jahres zurück. Sein Freund, der Geheimerath Voigt, der vom Herzog damit beauftragt war, theilte ihm mit, daß er in dem an den Kaiserlichen Hof gerichteten Gesuche seine historischen Werke und die Verdienste geltend gemacht, die er durch seine Dichtungen um den Geist der deutschen Sprache erworben. Schiller antwortete ihm den 18. Juli: „Auf's Schönste danke ich Ihnen, verehrtester Freund, für das brillante diplomatische Testimonium, das Sie mir ertheilen. Es ist freilich keine kleine Aufgabe, aus meinem Lebenslauf etwas herauszubringen, was sich zu einem Verdienst um Kaiser und Reich qualificirte, und Sie haben es vortrefflich gemacht, sich zuletzt an dem Ast der deutschen Sprache festzuhalten." Man fand in Wien die Motivirung des Bittgesuches genügend, und so hatte der Herzog am 16. November die Freude, dem Dichter der Räuber und des Posa, dem Bürger der französischen Republik, das Adelsdiplom in vergoldeter Kapsel und rothem Sammt mit folgenden Begleitworten zuzusenden: „Dasjenige, was beikommender Harnisch in sich enthält, möge Ihnen und den Ihrigen zum Nutzen und zur Zufriedenheit gereichen. Den freudigsten Antheil nehme ich an Ihrer Wappnung, wenn dieses Ereigniß Ihnen einen angenehmen Augenblick verschafft." Gar wunderlich mag das Spiel der immer beredten Züge um Mund und Augen des Dichters gewesen sein, als er nun das vom 7. September datirte, in prächtigem Zopfstyl abgefaßte Diplom las:

„Wir Franz der Andere, von Gottes Gnaden u. s. w. Wann Uns nun allerunterthänigst vorgetragen worden ist, daß der rühm-

lichst bekannte Gelehrte und Schriftsteller Joh. Christoph Friedr. Schiller von ehrsamen deutschen Voreltern abstamme, wie denn sein Vater als Officier in Herzoglich Württembergischen Diensten angestellt war, auch im siebenjährigen Kriege unter den deutschen Reichstruppen gefochten hat und als Oberstwachtmeister gestorben ist, er selbst aber in der Militär-Akademie zu Stuttgart seine wissenschaftliche Bildung erhalten und, als er zum ordentlichen Lehrer auf der Akademie zu Jena berufen worden, mit allgemeinem und seltsamem Beifalle Vorlesungen, besonders über die Geschichte, gehalten habe; ferner, daß seine historischen sowohl, als die in den Umfang der schönen Wissenschaften gehörigen Schriften mit gleichem ungetheiltem Wohlwollen aufgenommen worden seien, nnd unter diesen besonders seine vortrefflichen Gedichte selbst dem Geiste der deutschen Sprache einen neuen Schwung gegeben hätten; auch im Auslande würden seine Talente hochgeschätzt, so daß er von mehreren ausländischen Gelehrten-Gesellschaften als Ehrenmitglied aufgenommen worden sei, seit einigen Jahren aber als Herzoglich Sächsischer Hofrath und mit einer Gattin aus gutem adeligen Hause verehlicht, sich in der Residenz Seiner des Herzogs zu Sachsen-Weimar Liebden aufhalte, es auch der lebhafte Wunsch Seiner Liebden sei, daß gedachter Hofrath sowohl wegen dessen in ganz Deutschland und im Auslande anerkannten ausgezeichneten Rufes, als auch sonst in verschiedenen auf die Gesellschaft, in welcher derselbe lebe, sich beziehenden Rücksichten, noch eine besondere Ehrenauszeichnung genieße; Wir daher gnädig geruhen möchten, denselben sammt seinen ehelichen Nachkommen in des heil. römischen Reichs Adelstand mildest zu erheben, welche Gnade er lebenslang mit tiefschuldigstem Dank verehren werde, welches derselbe auch wohl thun kann, mag und soll: So haben Wir demnach in gnädigster Rücksicht auf die ehrerbietigsten Wünsche Seiner des Herzogs zu Sachsen-Weimar Liebden u. s. w. u. s. w."

Wie Schiller und seine Lotte zu dem Ereigniß standen und es auffaßten, zeigen Briefe an die vertrautesten Freunde zur Genüge. Er schrieb an Humboldt: „Sie werden wohl gelacht haben, da Sie von unserer Standeserhöhung hörten. Es war ein Einfall von unserm Herzog, und da er geschehen ist, so kann ich es mir um der Lolo und der Kinder wegen auch gefallen lassen", — und Lolo an Fritz von Stein: „Es kann Jeder sehen, daß Schiller ganz unschuldig daran ist, und dies ist es, was mich beruhigt. Denn eine Ehre zu suchen, hielte ich unter seinem Charakter." Dem Dresdener Freunde glaubte Schiller nähere Auskunft über den Hergang der Sache schuldig zu sein. Der Brief vom 29. November, worin er diese Auskunft gab, gewährt zugleich einen interessanten Einblick in die seltsam verzwickten Gesellschaftsverhältnisse zu Weimar, wo weder die vorangegangene Genieperiode, noch die liberalen Gesinnungen der Herzogin Amalia und Karl August's

das Eis der Adelsvorurtheile und der Hofetiquette zu schmelzen vermocht hatten. „Der Herzog“, schrieb er, „hatte mir schon seit länger her etwas zugedacht gehabt, was mir angenehm sein könnte. Nun traf es sich zufällig, daß Herder, der in Baiern ein Gut gekauft, was er nach dem Landesbrauch als Bürgerlicher nicht besitzen konnte, vom Kurfürsten von der Pfalz, der sich das Nobilitationsrecht anmaßt, den Adel geschenkt bekam. Herder wollte seinen pfalzgräflichen Adel hier geltend machen, wurde aber damit abgewiesen und obendrein ausgelacht, weil ihm Jedermann diese Kränkung gönnte; denn er hatte sich immer als der gröbste Demokrat herausgelassen und wollte sich nun in den Adel eindrängen. Bei dieser Gelegenheit hat der Herzog gegen Jemand erklärt, er wolle mir einen Adel verschaffen, der unwidersprechlich sei. Dazu kommt noch, daß sich Kotzebue, den der Hof auch nicht leiden konnte, zudringlicher Weise an den Hof eindrängte, was man ihm, da er und seine Frau Ansprüche hatten, nicht verweigern konnte, obgleich man schwer genug daran ging. Dies mag den Herzog noch mehr bestärkt haben, mich adeln zu lassen. Daß mein Schwager den ersten Posten am Hof bekleidet, mag auch mitgewirkt haben; denn es hatte was Sonderbares, daß von zwei Schwestern die eine einen vorzüglichen Rang am Hofe, die andere gar keinen Zutritt zu demselben hatte, obgleich meine Frau nnd ich sonst viele Verhältnisse mit dem Hofe hatten. Dieses alles bringt dieser Adelsbrief nun in's Gleiche, weil meine Frau, als eine Adelige von Geburt, dadurch in ihre Rechte, die sie vor unserer Heirath hatte, restituirt wird; denn sonst würde ihr mein Adel nichts geholfen haben. Für meine Frau hat die Sache einigen Vortheil, für meine Kinder kann sie ihn mit der Zukunft erhalten, für mich freilich ist nicht viel dadurch gewonnen.“

Dreizehntes Kapitel.

Hero und Leander. Am Antritt des neuen Jahrhunderts. Sehnsucht. Das Mädchen von Orleans. Parabeln und Räthsel. Gesellschaftslieder: Die vier Weltalter, An die Freunde, Dem Erbprinzen von Weimar, Die Gunst des Augenblicks. Kassandra. Thekla. — Turandot. Die Braut von Messina.

Zunächst die kleinern Gedichte der Jahre 1801 und 1802, die lyrisch-epischen und lyrischen betrachtend, beginne ich mit dem umfangreichsten, der am 17. Juni beendigten Ballade Hero und Leander. Wie früher bemerkt, hatte Goethe schon 1796 den Stoff bearbeiten wollen. Schiller war jedoch ohne Zweifel längst durch Ovid's Heroiden, so wie durch Virgil's Georgika (III, 258 ff.) auf den Gegenstand aufmerksam geworden, und kannte wohl auch das aus dem vierten oder fünften Jahrhundert n. Chr. stammende ausführliche griechische Gedicht des Musäos über Hero und Leander, von welchem damals bereits ein paar deutsche Uebersetzungen erschienen waren. An dem Gange der Erzählung änderte er nichts Wesentliches; doch ist seine Darstellung des Gegenstandes eine ganz eigenthümliche geworden, indem er den Stoff durchweg mit der hineingelegten, tief aus seiner Lebensanschauung geschöpften Grundidee imprägnirte. Es begegnet uns hier wieder in einer besondern Erscheinungsart der große Gegensatz, auf dem sein Geistesauge so oft betrachtend weilte, der Gegensatz zwischen den unbegränzten Forderungen des Menschengeistes und Menschenherzens und dem unwiderstehlichen Walten der Naturnothwendigkeit. Speciell bringt Schiller hier die Macht der Liebe mit der Macht der Elemente in Kontrast, und zeigt die Abhängigkeit und auch wieder die Unabhängigkeit jener von diesen. Die Liebe, wie große Kräfte sie dem Menschen leiht, erliegt physisch doch den Elementen; aber in demselben Augenblick, wo Hero sich dieses rettungslosen Erliegens bewußt wird, wo sie „kalt, verzweifelnd in die öde Tiefe starrt", gewahrt sie auch den Weg, auf dem sie der Unterwürfigkeit unter jene rauhen, gefühllosen Mächte entfliehen kann: „Und ein edles Feuer röthet ihr erbleichtes Angesicht." Es ist das Feuer, womit sie das stolze Gefühl der Unabhängigkeit ihres Geistes

durchströmt. Faßt man so den Grundgedanken auf, so erklärt und rechtfertigt sich auch die Behandlung des Einzelnen. Man begreift dann sogleich, warum Schiller nicht, wie Musäos, sich auf eine detaillirte Schilderung der Entstehung des Liebesverhältnisses eingelassen, dafür aber um so ausführlicher die Macht der Liebe und anderseits das fühllose, ja tückische und schadenfrohe Verhalten der Meerfluth dargestellt, und warum er ferner uns die Idee lebendig zu erhalten gesucht hat, daß der Liebenden Glück eine Frucht war, die sie am Rande des Verderbens pflückten. Nur aus der Verkennung der Grundidee sind die vielfachen Ausstellungen der Kritik an dieser Ballade hervorgegangen. Manches ist für Breite und Ueberfülle erklärt worden, was wesentlich zur Sache gehört.

Das Gedicht Am Antritt des neuen Jahrhunderts ist nicht ganz zu Anfange des Jahrs 1801, sondern wahrscheinlich erst im Juni entstanden, wo Schiller auf Cotta's Wunsch Einiges zum Taschenbuch für Damen beisteuerte. Gegen die Entstehung im Januar spricht schon der Schlußvers der ersten Strophe: „Und das neue öffnet sich mit Mord", eine Anspielung auf die Ermordung des Kaisers Paul (23. März 1801). Das Thema ist auch hier wieder so recht aus der Mitte Schiller'scher Ideen geschöpft: Für ächten Frieden, wahre Freiheit, reines Glück, für alles Schöne, Hohe, Edle ist im wirklichen Leben kein Raum; sie blühen nur im Reich des Ideals. Einen verwandten Ton schlägt das Gedicht Sehnsucht an, das Schiller selbst in der von ihm besorgten Crusius'schen Ausgabe in's Jahr 1801 setzte. Ihm liegt wieder, wie jenem ältern Gedichte „Das Ideal und das Leben", der große Gegensatz des Realen und des Idealen zu Grunde. Es spricht die Sehnsucht nach der idealen Heimath, und gegen den Schluß hin den Gedanken aus, daß nur ein kräftiges Wollen, ein kühner Geistes- und Phantasieschwung, ein muthiges Verzichtleisten auf die reale Welt, eine glaubens- und vertrauensvolle Erhebung in die heitere Regionen einer religiös-ästhetischen Weltanschauung zur Stillung jener Sehnsucht führe. — Das Mädchen von Orleans, das Schiller am 19. Juni 1801 an Cotta für das Damen-Taschenbuch absandte, erschien darin mit der Ueberschrift „Voltaire's Pucelle und die Jungfrau von Orleans." Dieser Titel scheint auf den ersten Blick den Inhalt besser zu bezeichnen, da das Gedicht, wie so viele von Schiller, auf einer Entgegensetzung beruht. Sieht man aber näher zu, welche Johanna, die Schiller'sche oder die geschichtliche, der Voltaire'schen Pucelle gegenübergestellt sei, so ergibt sich, daß der Dichter zwischen beiden Vorstellungen geschwankt, oder beide miteinander verwoben hat; und so

wählte er wohl später die schon durch ihre Kürze sich empfehlende jetzige Ueberschrift auch aus dem Grunde, um zugleich auf die historische Johanna und die Entstellung ihres Bildes durch Voltaire hinzuweisen.

Die in Schiller's Gedichte aufgenommene Gruppe Parabeln und Räthsel enthält nur Räthsel; eine Parabel im gewöhnlichen Sinne des Wortes sucht man darin vergebens. Den Anlaß zur Räthseldichtung gab unserm Dichter die im letzten Jahresviertel 1801 ausgeführte Bearbeitung von Gozzi's Turandot. In diesem tragikomischen Märchen hängt das Schicksal des Helden von der Lösung dreier Räthsel ab. Um nun bei Wiederaufführungen des Stücks das Interesse der Zuschauer für die Räthsel neu zu beleben, ersetzte der Dichter sie jedesmal durch neue. So entstanden allmälich fünfzehn, die er mit Ausnahme von zweien (eines Goethe'schen und eines von Gozzi stammenden, aber von Schiller umgeformten) seiner Gedichtsammlung einverleibte. Von den dreizehn aufgenommenen entstanden zwei im Jahr 1801, zwei im Februar 1802, drei im April 1802, drei im März 1803, drei im Januar 1804. Die Lösungen sind: 1. („Von Perlen baut sich eine Brücke") der Regenbogen; 2. („Es führt dich meilenweit von hinnen") das Fernrohr; 3. („Auf einer großen Weide gehen") der Mond und die Sterne; 4. („Es steht ein groß, geräumig Haus") das Weltgebäude; 5. („Zwei Eimer sieht man auf und ab") Tag und Nacht; 6. („Kennst du das Bild auf zartem Grunde") das Auge; 7. („Ein Gebäude steht da von uralten Zeiten") die chinesische Mauer; 8. („Unter allen Schlangen ist eine") der Blitz; 9. („Wir stammen unser sechs Geschwister") die Farben, nach Goethe's Farbentheorie; 10. („Wie heißt das Ding, das Wenige schätzen") der Pflug; 11. („Ich wohn' in einem steinernen Haus") der Funke; 12. („Ich drehe mich auf einer Scheibe") der Schatten an der Sonnenuhr; 13. („Ein Vogel ist es und an Schnelle") das Schiff.

Das von Goethe gestiftete Mittwochskränzchen regte Schiller im Jahr 1802 zur Dichtung von vier Gesellschaftsliedern an, bei deren Vergleichung mit den auf denselben Anlaß gedichteten Goethe'schen Liedern die Verschiedenheit der beiden Freunde recht charakteristisch hervortritt. Erinnert sich der Leser aus dem Schluß des zehnten Kapitels, wie grundverschieden wir dort gesellige Lust und Weingenuß auf sie wirken sahen, so wird es ihm nicht unerwartet sein, wenn er Schiller's und Goethe's Gesellschaftslieder in Stoff, Stimmung und Ton ganz voneinander abweichend findet. Goethe wählte gewöhnlich anmuthige, gefällige Stoffe, deren Behandlung ihm meisterhaft gelang, wogegen Schiller sich durch den Ernst seiner Sinnesweise und den Schwung

seiner Phantasie und Empfindung zu den großartigsten Sujets hingezogen fühlte. Wie seine gesellschaftliche Unterhaltung, so entsprechen auch seine Gesellschaftslieder dem von ihm aufgestellten Grundsatze, „man müsse, wenn man auf die Menschen wirken wolle, zuerst die bildende Hand spielend an den Müßiggang und die Vergnügen der Menschen legen.“ Auch enthielt er sich so spezieller Beziehungen, wodurch bisweilen Goethe's Gesellschaftslieder, wie manche andere seiner Gedichte, für weitere Kreise räthselhaft werden. Goethe hatte über dem Schaffen solcher Lieder immer den nächsten Kreis, Schiller eine idealisirte Gesellschaft vor Augen. Und wie unser Dichter selbst bei so gelegentlichen Produktionen nicht aus seiner Natur heraus konnte, so zeigte er sich auch im Urtheil über die Goethe'schen mitunter einseitig. „Es ist eine erstaunliche Klippe für die Poesie“, schrieb er den 18. Februar 1802 an Körner, „Gesellschaftslieder zu verfertigen; die Prosa des wirklichen Lebens hängt sich bleischwer an die Phantasie. So hat Goethe selbst bei dieser Gelegenheit einige platte Sachen ausgehen lassen, wiewohl auch einige sehr glückliche Liedchen mit unterliefen.“ Bei unbefangener Schätzung muß man Goethe'n, mit Schiller verglichen, den ersten Preis im Gesellschaftsliede zuerkennen.

Die vier Schiller'schen Lieder dieser Art aus dem Jahr 1802 sind: *Die vier Weltalter*, *An die Freunde*, *Dem Erbprinzen von Weimar* und *Die Gunst des Augenblicks*. — Die vier Weltalter, im ersten, den 4. Februar 1802 an Körner geschickten Entwurf *Der Sänger* benannt, stimmen in der Form mit jener Gruppe didaktischer Gedichte des Jahrs 1797 überein, zu denen die Worte des Glaubens, die Worte des Wahns, Hoffnung u. a. gehören. Dem Inhalt nach ist das Gedicht ein kulturhistorisches. Die Darstellung einer frohen Gesellschaft in der ersten Strophe deutet gleich den Standpunkt an, aus dem das Folgende zu betrachten ist. Nur um den Gästen einen edeln Geistesgenuß zu bereiten, läßt der Dichter vier vergangene Weltalter an uns vorübergehen. Die fünf einleitenden Strophen geben des Dichters Verhältniß zum großen Schauspiel der Weltgeschichte an. In der sodann folgenden Ausführung des Hauptthemas wird keines der vier Weltalter getadelt; der Dichter hebt das Gute und Anziehende eines jeden hervor; er hat sie alle als „ein *fröhlicher* Wanderer“ geschaut. Die Schlußstrophe huldigt den Damen des Abendzirkels, für den das Lied zunächst bestimmt war. — Gleichzeitig mit diesem wurde das Lied *An die Freunde* dem musikkundigen Körner zur Komposition zugesandt. Es eignet sich aber mit seiner Gedankenfülle und seinem begriffsmäßigen antithetischen Bau weniger zu einem Lied, als zu einem

Deklamationsstück. Der Gegensatz, auf dem es ruht, ist ein doppelter: einestheils werden den Weimar'schen Verhältnissen anderweitige großartigere gegenübergestellt, und dann diese letztern wieder an dem Ideal gemessen. Die vier ersten Strophen vergleichen Weimar der Reihe nach mit schönern Zeiten, mit schönern Zonen, mit dem Ort des lebendigsten Weltverkehrs, und mit dem historisch interessantesten Ort. Die Schlußstrophe stellt die großen Begebnisse der Wirklichkeit mit den Schöpfungen der tragischen Kunst in Kontrast. Ein ruhiges, wohlthuendes Gefühl, eine behagenvolle Zufriedenheit mit dem beschiedenen Loose durchzieht mit warmem Hauch das Ganze. — Das Lied Dem Erbprinzen von Weimar wurde, wie der Zusatz zur Ueberschrift sagt: „als er nach Paris reiste, in einem freundschaftlichen Zirkel gesungen", und zwar in Goethe's Kränzchen den 22. Februar 1802 am Abend vor der Abreise des Prinzen. Goethe spendete zu diesem Abend sein herrliches Tischlied „Mich ergreift, ich weiß nicht wie". Schiller paßte das Metrum des seinigen, weil sich in der Eile keine besondere Komposition beschaffen ließ, der Melodie des Claudius'schen „Bekränzt mit Laub" an. Während Goethe's Lied leicht und spielend über den Abschied des Prinzen hinweggeht, und den Ton gesteigerter Gesellschaftslust vortrefflich durchführt, hat Schiller's Gedicht seiner Gemüthsart und auch dem Charakter eines Abschiedsliedes entsprechend eine milde elegische Färbung. Der Ton ist würdig und edel, und das Ganze ist von sittlichem Ernst und vaterländischer Gesinnung durchweht. — Die Gunst des Augenblicks, zuerst in Becker's Taschenbuch „Erholungen" veröffentlicht, wurde den 17. März 1802 zum Druck abgesandt. Der Grundgedanke ist wieder ein ächt Schiller'scher: Ohne den begeisternden Moment, ohne den zündenden Funken, der vom Himmel fällt, keine Freude, kein Glück, nichts Schönes, nichts Göttliches auf Erden; und wie das Glück im Entstehen dem Blitz gleicht, so auch im Entschwinden — Ideen, die wir in so manches andere Gedicht Schiller's (Glück, Erwartung, Geheimniß, Punschlied u. s. w.) verflochten finden.

Erst im August 1802 wurde das vortreffliche Gedicht Kassandra vollendet, wenn gleich schon im Februar begonnen. Kassandra erscheint in Aeschylus' Agamemnon, bei Virgil (Aen. II, 254) u. A. in Folge eines Götterfluchs als eine vergeblich warnende, und deßhalb sich unglücklich fühlende Prophetin. Bei Schiller ist es nicht bloß der Unglaube an ihre Weissagungen, der Hohn, womit man ihre Warnungen aufnimmt, was sie unglücklich macht; eben der helle Blick in die Zukunft ist das schwere Geschick, dem ihr Lebensmuth erliegt. In weiterm

Sinne ist sie eine Repräsantin aller derer, die zu klar in die Tiefen des Lebens geschaut (Str. 11, V. 7 f.) und darüber den frohen Genuß der Gegenwart, „der Stunde fröhlich Leben“, eingebüßt haben. Man braucht nicht mit Kassandra die Gabe der Weissagung zu besitzen, man hat nur mit Schiller dahin zu neigen, durch ernste Betrachtung des Menschenschicksals den glänzenden Duft, womit der Augenblick den Sinn umflort, zu verscheuchen, so ist der kindliche Frohsinn dahin, so mischt sich, wie dies von Schiller berichtet wird, jeder Freude sogleich ein tiefer Ernst bei, so drängt sich der Gedanke an die Flüchtigkeit des menschlichen Glücks und Daseins in das rauschendste Gewühl der Lust. — Ungefähr gleichzeitigen Ursprungs mit Kassandra ist Thekla, eine Geisterstimme, gewissermaßen ein apologetisches Gedicht zum Wallenstein, wie „Das Mädchen von Orleans“ zur Jungfrau. Im Wallenstein bleibt Thekla's schließliches Schicksal im Halbdunkel, wenn gleich ihr Monolog im vierten Akt auf die Absicht der Selbsttödtung hindeutet:

> Was ist das Leben ohne Liebesglanz?
> Ich werf' es hin, da sein Gehalt verschwunden!

Hat aber nicht dieser Entschluß sie später gereut? Hat nicht die Liebe zur Mutter in ihr gesiegt? Ist sie nicht wider Willen von der Ausführung ihres Plans abgehalten worden? Solchen Zweifeln sollte das Gedicht, wie es scheint, begegnen.

Von den dramatischen Arbeiten der Jahre 1801 und 1802 mögen zuerst der Turandot ein paar Worte gewidmet werden. Daß Schiller sich zur Bearbeitung gerade dieses phantastischen Märchens entschloß, worin Komisches und Tragisches in seltsamer Weise verwoben sind, mag auffällig erscheinen. Waren er und Goethe doch beide der Ansicht, daß man die dramatischen Gattungen gesondert halten müsse, und hatte Schiller doch diesem Grundsatz gemäß im Macbeth Manches umgeformt und im Wallenstein die komischen Bestandtheile zu einem besondern Ganzen als Vorspiel vereinigt. Allein die erziehlichen Plane, welche das Freundepaar auf theatralischem Gebiet verfolgte, erweiterten und steigerten sich fortwährend. Die Vielseitigkeit und Selbstverläugnung, die sie dem Schauspieler zur Pflicht machten, verlangten sie auch vom Publikum. Alle gebildeten Völker und Zeiten sollten ihre Schätze zu einem Theater-Repertorium der deutschen Nation beisteuern, und die Zuschauer dafür empfänglich werden. Möge es immerhin zur Eigenthümlichkeit des Theaters anderer Völker gehören, das Fremdartige auszuschließen, in der Natur des Deutschen, glaubten sie, liege der Hang und die Fähigkeit, sich das Fremde zu assimiliren, und dadurch über

sich selbst hinauszuwachsen. In diesem Sinne griffen die Theaterdirektoren, von den Engländern und Franzosen sich abwendend, diesmal zu einem italienischen Dichter, und zwar zu demjenigen, der Ernst und Scherz muthwillig ineinander spielen läßt, und beide entgegengesetzten Elemente eben durch ihren Gegensatz mit Hülfe einer abenteuerlichen Märchen- und Feenwelt ausgleicht und aufhebt. So nimmt die Turandot in dem System der Schiller-Goethe'schen Theaterbestrebungen ihre bestimmte gute Stelle ein.

Ob indeß Schiller mit dem lebhaften sittlichen Interesse, das er an seinen dramatischen Gebilden nahm, mit seinem scharfen Verstand und seinem tiefen Gemüth der rechte Mann zur Bearbeitung dieses Stückes war, ist sehr zu bezweifeln. So lieh er z. B. in dem Bestreben, gründlicher zu motiviren, dem Hauptcharakter einige Züge, welche dem Eindruck dieses, so wie des Ganzen überhaupt, entschieden nachtheilig sind. Er läßt Turandot, um ihren Männerhaß begreiflich zu machen, sagen:

> Ich sehe durch ganz Asien das Weib
> Erniedrigt und zum Sklavenjoch verdammt,
> Und rächen will ich mein beleidigtes Geschlecht
> An diesem stolzen Männervolk u. s. w.

Solche ernsten Gründe, wie manches andere würdige Wort, das er der Prinzessin in den Mund legt, entrücken sie der phantastischen Welt, worin allein sie uns als eine ergötzliche Gestalt erscheinen kann. Gerade daß ihr Männerhaß eine abnorme Bizarrerie ist und gar keinen rationellen Grund hat, macht ihn komisch. Theoretisch war er hierüber im Klaren; denn im Aufsatz über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst sagt er, in der Farce oder Posse bestehe zwischen dem Dichter und dem Zuschauer ein stillschweigender Kontrakt, daß man keine Wahrheit zu erwarten habe; das Komische gründe sich hier gerade auf seinen Kontrast mit der Wahrheit, höre also auf, sobald der Kontrast mit der Wahrheit wegfalle. Aber in der Praxis blieb er dem klar Erkannten nicht treu; und zugleich wurde es ihm schwer, dem Eindringen sittlicher Affekte gänzlich zu wehren und die das Original durchwehende moralisch indifferente Laune durchweg festzuhalten. Im Uebrigen ist der große Fleiß zu loben, den er auf die Ausbildung mancher komischen Scenen verwandt hat, z. B. auf die erste Scene des zweiten Akts, die ganz sein Werk ist. Eben so verdient die leichte, gefällige Behandlung der Jamben rühmende Anerkennung. Der Dichter benutzte zu seiner Arbeit außer dem italienischen Text die deutsche Uebersetzung von Werthes (Bern, 1777).

Das dramatische Hauptwerk des für dieses Kapitel abgegrenzten

Bienniums, die Braut von Messina, verlangt eine etwas näher eingehende Betrachtung. Wenn Schiller in den vier Dramen seiner ersten Periode, von einem sittlichen Drange getrieben, einen gewissen social-politischen Gehalt durchmaß, so durchlief er in den bisherigen vier ersten Dramen der dritten Periode, von einem künstlerischen Triebe geleitet, eine Reihe von Kunstformen. In den Jugenddramen sprach er zuerst mit zürnender Seele, wie er Welt und Staat und Gesellschaft nicht wollte, und dann mit schon halbbefreitem Gemüth aus, wie er sie wollte; in jenen Tragödien regte schon der Künstler seine gewaltigen Schwingen, aber noch ganz im Dienste des Menschen und Weltbürgers; seine dramatischen Helden waren damals noch seine Herzensfreunde; er gestand 1783, daß er „seinen Don Karlos gewissermaßen statt seines Mädchens habe." Ganz anders in den bisherigen vier Tragödien seines Mannesalters. Hatte er früher gesagt, „der Dichter muß weniger der Maler seines Helden, als dessen Busenfreund sein," so kehrte er jetzt den Satz geradezu um. Der Idealist war weit entfernt für den Realisten Wallenstein zu schwärmen, aber von Künstlereifer entbrannt, diesen ihm heterogenen, aber bedeutsamen Charakter in einem regelrecht ausgeführten Drama würdig darzustellen. Wie glühend er rang, vollständig erreichte er seine Absicht nicht, weil die Wallenstein'sche Masse zu groß und zu ungefügig war. Allein über dem Kampf mit ihr war seine Kraft gewachsen, und so stellte er uns in Maria Stuart ein ungleich schöner und kunstgerechter organisirtes Werk auf. Auch hier war es nicht Begeisterung für die Heldin, was ihn den Gegenstand mit Liebe behandeln ließ. Es stand jetzt bei ihm fest, daß der Künstler nur durch die Schönheit der formellen Behandlung, nicht durch den subjektiven Empfindungsgehalt und durch stoffliches Interesse seine Wirkung erzielen müsse. Aber seine ursprüngliche Neigung, seine eigenthümliche Natur ließ sich doch nicht dauernd zurückdrängen; sie machte sich in der Jungfrau von Orleans, ohne daß er sein Streben nach objektiver Darstellung aufgab, neben diesem wieder geltend. Wir hörten ihn ja vornherein an Körner berichten, er gedenke bei diesem Sujet, „das Eine nicht ohne das Andere zu leisten," er wolle, da er einmal von jeher an Sujets hange, die das Herz interessiren, diesmal mit dem Interesse an der Form das Stoffliche zu vereinigen suchen. Es kann befremden, daß der große Erfolg, den er mit diesem Stücke hatte, ihn nicht auf dem damit eingeschlagenen Wege festhielt. Allein noch war ein kühner und schwerer Versuch zu machen, den er sich schon längst vorgenommen hatte, der Versuch, ob die strenge antike Form der Tragödie, wie er sie an Aeschylus' und Sophokles' Meisterwerken

bewunderte, nicht auch auf einen modernen oder romantischen Stoff anwendbar sei.

Vergessen wir nicht, daß die Veränderung im Charakter seiner dramatischen Poesie, die Erhebung über die subjektive Darstellung zur objektiven sich von seiner Bekanntschaft mit den Griechen her datirt. Erst, seit er diese würdigen gelernt, hatte er, wie er selbst sagt, „einen neuen dramatischen Menschen angezogen.“ Was auf dem Wege der Alten einem modernen Tragiker erreichbar sei, darüber mußte er sich erst durch eigene Erfahrung vergewissern, ehe er freier dem Zuge seines Herzens folgen konnte. Zwei Stoffe lagen ihm vor, die zu dem Versuch geeignet schienen: die Malteser und die Braut von Messina. Dem erstern Plane fehlte noch das punctum saliens; der andere war schon mehr ausgebildet, wurde von Goethe gutgeheißen und fügte sich auch, weil er auf freier Erfindung beruhte, einer antiken Behandlung leichter, als ein geschichtliches Sujet. So wählte er denn die Braut, aber mit dem klaren Bewußtsein, daß dieses Stück die Stufe zu einem höher stehenden bilden müsse, worin der naive antike Styl auf einen historischen Stoff angewandt werden sollte. „Gelänge es mir“, schrieb er den 15. November 1802 an Körner, „einen historischen Stoff, wie etwa den Tell, in diesem Geist aufzufassen, wie mein jetziges Stück (die Braut) geschrieben ist und auch viel leichter geschrieben werden konnte, so würde ich Alles geleistet zu haben glauben, was billiger Weise jetzt gefordert werden kann.“

Schlegel erklärte die Fabel der Braut von Messina für zusammengesetzt aus der Mythe von den feindlichen Brüdern Eteokles und Polynykes und den Sujets der Klinger'schen Zwillinge und des Julius von Tarent. Schiller kannte die angedeuteten Stücke freilich, und gewisse Aehnlichkeiten sind unverkennbar; aber diese können eben so gut zufällige, als wissentlich erstrebte sein. Der Hauptgrund, warum Schiller die Fabel seines Stücks gerade so gestaltete, ist anderswo zu finden. Es entging ihm nicht, daß die attischen Tragiker den Anfang der Handlung dahin zu legen pflegten, wo sie in modernen Trauerspielen fast den Höhepunkt erreicht hat. Was in den letztern die erste, aufsteigende Hälfte des Dramas bildet, das verlegten die Alten vor das Stück. Der neuere Tragiker zeigt in der ersten Hälfte, wie der Held mit den Einrichtungen, der Form und dem Geist der Gesellschaft in Kampf geräth, und veranschaulicht in der zweiten, absteigenden Hälfte die Rückwirkung, welche die durch ihn gestörte Ordnung auf ihn selbst hat. In der alten Tragödie, die den Menschen im Kampf mit dem Schicksal darstellt, befindet sich der Held meist schon von vornherein

unter dem Druck, den Schicksal oder fremde Gewalt auf ihn ausübt; Störung der Ordnung, Verwirrung, Missethat werden vorausgesetzt; das Drama hat es mit Wiederherstellung der Ordnung, mit Strafe, Sühne, Ausgleichung zu thun. Dies leuchtete unserm Dichter besonders klar bei der Lektüre des Oedipus Tyrannos von Sophokles ein. „Ich habe", schrieb er den 2. Oktober 1797 an Goethe, „mich dieser Tage viel damit beschäftigt, einen Stoff aufzufinden, welcher von der Art des Oedipus Rex wäre und dem Dichter die nämlichen Vortheile verschaffte. Diese Vortheile sind unermeßlich, wenn ich auch nur des einzigen erwähne, daß man die zusammengesetzteste Handlung, welche der tragischen Form ganz widerstrebt, dabei zum Grunde legen kann, indem diese Handlung ja schon geschehen ist und mithin jenseits der Tragödie fällt. Dazu kommt, daß das Geschehene, als unabänderlich, seiner Natur nach viel fürchterlicher ist, und die Furcht, daß etwas geschehen sein möchte, das Gemüth ganz anders afficirt, als die Furcht, daß künftig etwas geschehe. Der Oedipus ist gleichsam nur eine tragische Analysis. Alles ist schon da, und es wird nur herausgewickelt. Das kann in der kleinsten Handlung und in einem sehr kleinen Zeitmoment geschehen, wenn die Begebenheiten auch noch so komplicirt waren. Wie begünstigt das den Poeten!"

Zwei dramatische Plane hatte Schiller ersonnen, die ihm ähnliche Vortheile verschaffen sollten: die Kinder des Hauses und die Braut von Messina. Auch nach dem erstern Plan liegt das Verbrechen in der Vergangenheit; das ganze Stück würde, wenn es zur Vollendung gediehen wäre, nur eine tragische Analysis dargestellt haben. Der schuldbefleckte Hauptheld Narbonne bietet alle Mittel der Klugheit und Kühnheit auf, das Verbrechen verdeckt zu halten und der Strafe zu entgehen; aber eben diese Mittel treiben ihn der rächenden Nemesis in die Arme. Noch ähnlicher dem Oedipus ist die Braut. Der größte Theil der Begebenheiten, der Fluch des Ahnherrn, der doppelte Traum der Eltern und dessen doppelte Deutung durch den Araber und den Mönch, der Tod des Vaters, die Verbergung der Tochter durch die Mutter, das erste Zusammentreffen der Schwester mit den Brüdern — alles das liegt in der Vergangenheit; der Dichter hat sich nur die Peripetie und Katastrophe der Tragödie zur Darstellung aufbehalten. Dann haben die dem Orakel entsprechenden Auslegungen der Träume, deren Widersprüche sich zuletzt in Einer Wahrheit begegnen, hier gleich viel Antheil an der Handlung, wie das Orakel im Oedipus. Endlich ist, wie bei Sophokles, die ganze Tragödie nichts als das verhängnißvolle Hereinbrechen eines verschlungenen Ge-

heimnisses, an welchem, dem dunkel schaltenden Schicksal wider Willen dienend, alle handelnden Personen, jede nach ihrer Stellung und Sinnesweise, Theil nehmen.

Hoffmeister hat an der Handlung des Stücks Einiges als nicht wohl miteinander verträglich oder gegen die psychologische Wahrscheinlichkeit verstoßend getadelt. Mögen diese vereinzelten Ausstellungen auch nicht unbegründet sein, so muß man doch im Ganzen die Anlage des Stücks vortrefflich nennen. Die Entfaltung und der Fortschritt der Handlung ist meisterhaft. Die außen liegenden Momente sind höchst kunstvoll an der schicklichsten Stelle in die Handlung eingefügt; der Hintergrund enthüllt sich gleichsam systematisch. In die engste Begebenheit ist der reichste Ideengehalt zusammen gedrängt. Die Form dieser Tragödie, an die sich freilich nicht der Maßstab eines modernen Trauerspiels anlegen läßt, hat eine solche Strenge, daß sich in dieser Hinsicht kein Schiller'sches Stück mit ihr messen kann. Wie keine der Personen, so ist auch kein Moment der Handlung für das Ganze entbehrlich; nirgendwo ist etwas Ueberflüssiges, wie denn überhaupt solche frei erfundenen Stoffe den Vortheil haben, daß sie leichter, als historische, auf ihr reinstes Maß zu reduciren und für eine klassische Kunstform empfänglicher sind. Die moderne Gliederung in Akte zerlegt ein Stück gleichsam in kleinere Stücke. Hier aber schreitet Alles in einem ununterbrochenen großen Zuge fort; alles Vorhergehende greift organisch in das nächst Folgende ein, jede Scene ist zugleich bedingend und bedingt. Die ganze Handlung wird aber immer reißender und majestätischer; Alles folgt Schlag auf Schlag und würde oft sich vernichtend ineinander stürzen, wenn nicht der Chor betrachtend dazwischen träte.

Von der Zeichnung der Charaktere hat man bemerkt, daß sie in keinem Schiller'schen Stücke so wenig, wie in diesem, durchgeführt sei. „Die Personen", sagt ein Recensent, „gleichen Gemälden von schöner Bildung ohne Physiognomie." Man könnte zur Erklärung sagen, Gewandtheit in der Detailschilderung der Charaktere sei überhaupt nicht Schiller's Stärke gewesen. Aber daß er Charaktere individueller, als hier geschehen ist, zu malen verstand, das zeigen die drei vorangegangenen Dramen. Nicht in dichterischem Unvermögen, sondern in der dramatischen Gattung liegt hier der Grund, warum eine reichere, mehr in's Einzelne gehende Charakteristik fehlt. Schiller mied sie geflissentlich, weil sie ihm mit der Gattung unverträglich schien. „Es ist mir aufgefallen", schrieb er den 4. April 1797 an Goethe, „daß die Charaktere des griechischen Trauerspiels mehr oder weniger idealische Masken und keine eigentlichen Individuen sind, wie ich sie in Shake-

speare und auch in Ihren Stücken finde. So ist z. B. Ulysses im Ajax und im Philoktet offenbar nur das Ideal der listigen, aber ihre Mittel nie verlegenen, engherzigen Klugheit; so ist Kreon im Oedipus und in der Antigone bloß die kalte Königswürde. Man kommt mit solchen Charakteren in der Tragödie offenbar viel besser aus; sie exponiren sich geschwinder, und ihre Züge sind permanenter und fester. Die Wahrheit leidet dadurch nichts, weil sie bloß logischen Wesen eben so entgegengesetzt sind, als bloßen Individuen." Goethe antwortete: „Sie haben ganz Recht, daß in den Gestalten der alten Dichtkunst, wie in der Bildhauerkunst, ein Abstraktum erscheint, das seine Höhe nur durch das, was man Styl nennt, erreichen kann." Fragt man, warum die Shakespeare'sche Seelenmalerei den Tragödien der Alten abgeht, so lassen sich mehrere Gründe angeben. Das Seelenleben war im Alterthum noch weniger gegliedert und konnte daher nur in allgemeinern Zügen hervortreten. Die Stoffe des tragischen Dichters wurden fern zurückliegenden Zeiten entnommen, wo die Zustände einfacher, die Affekte und Leidenschaften weniger fein gemischt und primitiverer Art waren; die handelnden Personen waren Könige, Fürsten, Heerführer, fürstliche Frauen und ihre Diener, bei denen naturgemäß der typische Gattungscharakter den individuellen überwog. Dann waren die Einrichtungen der Theater und das Kostüm der Schauspieler von Einfluß. Eine feinere Charakternuancirung hätte dem Schauspieler auch eine feinere Mimik zur Pflicht gemacht, und diese ward durch die Maske unmöglich. Auch war neben der reichen Lyrik des Chors für Shakespeare'sche Seelenmalerei kein Raum.

Es bleiben noch drei Seiten unserer Tragödie, gegen die besonders die Kritik ihre Angriffe gerichtet, flüchtig in's Auge zu fassen: die Vermischung verschiedener Religionselemente in dem Stück, die dem Ganzen zu Grunde liegende Schicksalsidee und die Art, wie der Dichter den Chor eingeführt und behandelt hat. Die Amalgamirung der christlichen Religion mit der griechischen Götterlehre und selbst mit Anklängen an maurischen Aberglauben erklärt Schiller zwar selbst für „eine schwerlich zu rechtfertigende Freiheit;" dann aber, sich eines Andern besinnend, meint er, der Schauplatz der Handlung, wo die drei Religionen theils lebendig, theils in zahlreichen Denkmälern und Spuren fortwirkten, könne zur Entschuldigung gereichen, und schließlich vindicirt er es der Poesie als ein Recht, die verschiedenen Religionen, unter deren Hülle die Religion selbst, die Idee eines Göttlichen, liege, als ein kollektives Ganze für die Einbildungskraft zu behandeln. Ich glaube, wer unbefangen die Dichtung auf sich wirken läßt, der wird an Stellen,

wo jene Vermischung heterogener Religionsvorstellungen hervortritt, eben so wenig Anstoß nehmen, als in der Jungfrau von Orleans an jenen, wo Burgund die Todesgötter anredet („Bei euch dort unten in der ew'gen Nacht Da schlägt kein Herz mehr u. s. w.") und sogar der Erzbischof von einer „Gottheit des Schwertes", von dem Krieg als einem „wilden Gott" spricht.

Dagegen stimmt die Empfindung des Lesers mit dem Urtheil der Kritik darin überein, daß das große, gigantische Schicksal, „welches den Menschen zermalmt", hier nicht genugsam als ein solches erscheine, welches zugleich den Menschen erhebt. Da Schiller einmal eine ächte antike Schicksalstragödie dichten wollte, so warf sich, wie es scheint, seine Geisteskraft vorzugsweise auf diesen Punkt, so daß er den Eindruck der Wirksamkeit des Fatums zu groß und niederbeugend machte. Jener erschütternde Zug in den Mythen der Alten, daß dem Unglücklichen sein Schicksal vorausverkündet wird, ohne daß er ihm zu entfliehen mag, daß der Kampf mit dem Schicksal ihm nur seine eigene Kurzsichtigkeit und Ohnmacht zum Bewußtsein bringt, begegnet uns auch hier. Dazu hat Schiller, wie theilweise auch im Wallenstein, die überirdische Macht selbst in menschliche Motive verwebt. Vor Allem ist die Liebe durchaus Schicksalswerk. Don Manuel, Don Cäsar und Beatrice sprechen es selbst aus, daß sie ihre Liebe als etwas Verhängnißvolles empfinden; desgleichen sieht Isabella in der Liebe ihrer Söhne „die unregierbar stärk're Götterhand, die ihres Hauses Schicksal dunkel spinnt." Indem nun Schiller der sich verirrenden Geschlechtsliebe die Ahnung der Blutsverwandtschaft, das geheime Geschwistergefühl beigesellt, läßt er hier die Liebe ihre Wurzeln zugleich in die ewige Natur und in das ewige Schicksal schlagen und gibt ihr dadurch etwas so Tiefes und Mächtiges, wie es sich sonst vielleicht nirgends bei ihm findet. Auch in andere menschliche Antriebe ist das dämonisch Verhängnißvolle verflochten. Beatrice hat schon früher wider Don Manuel's Willen der Leichenfeier des Fürsten beigewohnt, sie weiß selbst nicht, durch „welch' bösen Sternes Macht" getrieben; sie geht, von kaltem Entsetzen ergriffen, aus dem sichern Garten in die nahe Klosterkirche, weil es sie „mit mächt'gem Drang aus der Seele tiefsten Tiefen trieb." So sind an vielen Stellen die überirdischen Impulse mit den menschlichen in Zusammenwirkung gebracht, und die letztern verlaufen sich durch die erstern in's Unergründliche. Ueberhaupt beschränkt der ganze Bau der Fabel die Thätigkeit der Personen auf den kleinsten Spielraum; das Schicksal beschließt Alles, vollführt Alles, selbst durch die Gegenanstalten, die man macht, steht überall im Hintergrunde.

Hoffmeister war der Ansicht, die Herbheit des Schicksals werde einigermaßen dadurch verringert, daß die Personen, die es erfahren, als mehr oder minder strafbar dargestellt scheinen. Ich kann nicht diese Meinung theilen. Sollte es auch von den Theoretikern als eine Ketzerei betrachtet werden, so muß ich doch sagen: Auf Schuld oder Unschuld der handelnden Personen kommt es überhaupt im Drama weniger an, als darauf, daß durch den Kampf derselben gegen eine widerstrebende Macht, sei es das Schicksal oder die hergebrachte Ordnung der Dinge, die Geisteskraft, die in dem Menschen lebt und wirkt, das Große, Starke, Staunenswürdige in ihm aufgedeckt werde. Die Tragödie soll es nicht darauf anlegen, das Schicksal, oder die sittliche Weltordnung uns als triumphirend vorzuführen und dadurch zu verherrlichen, sondern den Menschen in seiner Geistesselbständigkeit darzustellen, wie er, ob auch äußerlich erliegend, doch innerlich über das Schicksal triumphirt. Dafür ist in unserer Tragödie viel zu wenig geschehen. Der von Hoffmeister gerühmte „feste, freie Schritt, womit Don Cäsar zum Tode geht, die große Gesinnung, die siegende Kraft seiner Grundsätze“ reichen bei weitem nicht aus, um das Niederbeugende in dieser Tragödie auch nur im Gleichgewicht zu halten; und doch sollte das Erhebende das Uebergewicht haben.

Was schließlich den Chor betrifft, so darf man wohl mit Humboldt behaupten, daß Niemand den Werth desselben für die antike Tragödie so einleuchtend nachgewiesen und so glänzend dargestellt habe, als Schiller in dem seiner Dichtung vorausgeschickten Aufsatz Ueber den Gebrauch des Chors. Aber darin versah er es, daß er dem Chor jenen Werth auch für die neuere Tragödie zusprach; und in der Einführung desselben in sein Stück beging er den Mißgriff, ihn aus Partei nehmenden, mitwirkenden Personen zu bilden und demgemäß in zwei einander entgegenstehende Gruppen zu zerlegen. Schiller will, das Urtheil des Chors solle das unparteiische Urtheil des Schicksals und der Weltregierung sein; wie ist das möglich, wenn der Chor an den Zwiespalt der Brüder und ihre zwiespältigen Interessen gebunden ist? Zu diesem Mißgriff verleitete ihn, wie Humboldt feinsinnig erkannte, „die moderne Unart“, Alles motiviren zu wollen. Dem griechischen Zuschauer verstand sich der Chor von selbst; er war ihm, wie Humboldt sagt, „gleichsam der Himmel in einer Landschaft.“ Dem deutschen Zuschauer glaubte Schiller diese neue, auffallende Erscheinung dadurch rechtfertigen zu sollen, daß er den Chor als dienendes Glied in die Handlung verflocht und zum Gehülfen der Hauptpersonen machte. Trotz dieser mißlichen Stellung, die er dem Chor gab, wußte er doch für ihn

eine Menge Veranlassungen zu den herrlichsten Gesängen natürlich und ungezwungen herbeizuführen, und diese Partien hat der Dichter augenscheinlich mit der größten Sorgfalt und Liebe ausgearbeitet. Seitdem er nur noch wenige selbständige lyrische Gedichte producirte, wandte er seinen Dramen mehr Lyrik zu, und die größte Fülle der Braut von Messina. Die erhabenen Chorgesänge dieser Tragödie sind wahrhaft himmelansteigende, das ganze Leben überblickende Hymnen, die an die schönsten Betrachtungen des Glockenliedes erinnern. Sie theilen der ganzen Dichtung einen Adel und eine Größe mit, die ihr selbst jene Leser und Zuschauer gewinnen müssen, welche sonst durch manches Fremdartige sich abgestoßen fühlen könnten. Gegen das Ende des Stücks wächst die Handlung durch innere Gewalt so mächtig an, daß sie leider den Chor mitfortreißt, und dieser sich nicht auf seiner anfänglichen Höhe zu behaupten vermag.

Vierzehntes Kapitel.

1803: Beendigung der Braut von Messina. Der Neffe als Onkel. Der Parasit. Aufführung der Braut von Messina und der Jungfrau von Orleans. Officierfest in Erfurt. Zelter zu Besuch. Lyrische Gedichte. Aufenthalt in Lauchstädt. Die Arbeit am Tell im Spätjahr 1803 unter vielen Störungen fortgeführt. — 1804: Frau von Stael in Weimar. Vollendung und Aufführung des Tell. Entscheidung für den Demetrius. Reise nach Berlin. Weimar von dem Verlust Schiller's bedroht. Schwere Erkrankung Schiller's. Geburt einer Tochter. Huldigung der Künste. Uebersetzung von Racine's Phädra.

In dem Lebensbiennium Schiller's, dem das vorliegende Kapitel gewidmet ist, sehen wir ihn die glänzendste Sonnenhöhe seiner Laufbahn ersteigen, während Goethe's Dichterruhm etwas verbleicht, der hochbejahrte Wieland ganz im Hintergrunde steht, und Herder nach längerm Hinsiechen aus einem Leben scheidet, das ihm zuletzt durch das Gefühl

verbittert ward, nicht erreicht zu haben, was er in freiern Verhältnissen hätte erreichen können.

Schiller's persönlicher Verkehr mit Goethe war im Januar 1803 keineswegs lebhaft. Beide sträubten sich in der strengen Winterkälte gegen das Ausgehen und korrespondirten, wie Goethe sich ausdrückt, „gleich jenen Verliebten, über den Schirm." Die Hauptursache ihres zurückgezogenen Lebens lag aber darin, daß Goethe sich in dieser Zeit mit einem auch vor Schiller ganz verheimlichten Werk, der natürlichen Tochter, beschäftigte, und unser Dichter bemüht war, die Braut von Messina baldigst zu beendigen, was ihm denn auch am 31. Januar glücklich gelang. Da der Herzog von Meiningen, damals gerade in Weimar anwesend, den Wunsch geäußert hatte, das Stück zu hören, so las er es am 4. Februar, dem Geburtstage desselben, ihm zu Ehren, in einer gemischten Gesellschaft, wie er an Körner berichtete, „von Fürsten, Schauspielern, Damen und Schulmeistern mit großem und übereinstimmendem Effekt." Der geerntete Beifall gab ihm Hoffnung, das Werk sammt dem Chor auch mit Erfolg auf die Bühne bringen zu können; nur fand er es nöthig, den Chor, ohne an den Worten etwas zu ändern, „in fünf oder sechs Individuen aufzulösen." Am 14. Februar sandte er das Manuscript nach Dresden mit den Worten, wenn er etwas Neues an den alten Körner und die lieben Weibchen einsiegeln könne, so gehöre das zu seinen besten Freuden. Eine schwermüthige Stimmung athmet dagegen in einem drei Tage später nach Rom geschickten Briefe an Wilh. von Humboldt. „Es ist eigen", schrieb er, „wie wir seit den Jahren 1794 und 95, wo wir in Jena zusammen philosophirten und uns durch Geistesreibung elektrisirten, auseinander verschlagen worden sind. Jene Zeiten werden mir ewig unvergeßlich sein; und ob ich mich gleich seitdem in die erfreulichere poetische Thätigkeit versetzt habe, und im Ganzen mich auch körperlich gesunder fühle, so kann ich Ihnen doch versichern, theurer Freund, daß Sie mir fehlen, und daß ich mich aus Mangel einer solchen Geistesberührung, als damals zwischen uns war, um so viel ärmer geworden fühle." So würde er nicht geschrieben haben, wenn er nicht die häufigen und längern Unterbrechungen des Umgangs mit Goethe tief und schmerzlich empfunden hätte.

Bald nach Vollendung der Braut von Messina unternahm Schiller, weil er sich durch die Anstrengungen der letzten Zeit für eine neue Originalarbeit noch zu angegriffen fühlte, die Bearbeitung zweier französischen Lustspiele für das deutsche, speciell das Weimar'sche Theater. Schon im Januar hatte der Herzog ihn aufgefordert, die „neuesten

französischen Theatralia aus der Bibliothek zu lesen." Er that dies in Erholungsstunden, fand aber bis gegen Ende Januars nichts, „was sich nur irgend zu einem Gebrauch qualificirte." Da wurde er auf den fruchtbaren Picard aufmerksam und wählte aus dessen Lustspielen zur Uebertragung ein Intriguenstück, das im Französischen mit Anspielung auf ein ähnlich benanntes Stück von Regnard den Titel Encore des Ménechmes führt, und ein Charakterlustspiel, im Original Médiocre ou rampant, ou le moyen de parvenir überschrieben. Dem erstern gab Schiller den Titel Der Neffe als Onkel, das andere taufte er Der Parasit. In jenem, das schon im Französischen in Prosa geschrieben ist, hielt er sich ziemlich genau an das Original. Bei der Uebertragung des andern dagegen schaltete er außerordentlich frei mit dem Urtext. Während dieser ernst und gemessen in Alexandrinern einherschreitet, gab er der Uebertragung ein bequemes prosaisches Gewand. Manche Wendungen wurden weggelassen, andere Partien dafür erweitert, wieder andere so umgestaltet, daß sie der deutschen Sinnesweise entsprechender, oder den deutschen Schauspielern mundgerechter wurden. Die eingeflochtene Romanze „An der Quelle saß der Knabe" ist ganz des Uebersetzers Werk; sie hat mit der französischen Romanze nur die Stimmung gemein. Schiller berichtete an Körner, das, was ihn an beiden Stücken, besonders am zweiten, angezogen habe, sei der sehr verständige Plan gewesen. „Dieser", schrieb er, „ist wirklich vortrefflich, nur die Ausführung ist viel zu trocken, und ich mußte sie so lassen, weil eine neue Ausführung mir eine zu große und zweifelhafte Arbeit würde aufgelegt haben. Der Verfasser hat sich's freilich ein wenig leicht gemacht, daß er den Minister zu blödsinnig machte; aber bei einem hellsehendern Minister wäre ein ganz anderer Charakter von Parasit nöthig gewesen — und einem solchen war Picard nicht gewachsen."

Die Arbeit an diesen Lustspielen wurde durch sonstige theatralische Interessen und Bestrebungen vielfach durchkreuzt und unterbrochen. Der mehrerwähnte Plan, nicht bloß durch eigene Produktion und Aneignung ausländischer Schauspiele, sondern auch durch Umarbeitung älterer deutscher Dramen ein großes Repertorium für die Bühnen Deutschlands zu schaffen, wurde festgehalten und weiter verfolgt. Schiller übernahm es, die Hermannsschlacht von Klopstock zu bearbeiten, fand aber bei näherer Betrachtung das Stück unbrauchbar; Goethe beschloß, seinen Götz bühnengerecht zu machen. Ferner gedachte man, jetzt endlich auch die Jungfrau von Orleans in Weimar auf die Bühne zu bringen, vor Allem aber eine Aufführung der Braut von Messina vorzube-

reiten. Am 10. März leitete Goethe eine Probe derselben, am 19. fand die Aufführung, am 26. eine Wiederholung statt. „Der Eindruck", meldete Schiller an Körner, „war bedeutend und ungewöhnlich stark; auch imponirte es dem jüngern Theile des Publikums so sehr, daß man mir nach dem Stück am Schauspielhause ein Vivat brachte, was man sich sonst hier noch niemals herausnahm. Ueber den Chor und das vorwaltend Lyrische in dem Stück sind die Stimmen natürlich sehr getheilt, da noch ein großer Theil des ganzen deutschen Publikums seine prosaischen Begriffe von dem Natürlichen in einem Dichterwerk nicht ablegen kann. Was mich selbst betrifft, so kann ich wohl sagen, daß ich in der Vorstellung zum ersten Mal den Eindruck einer wahren Tragödie bekam. Der Chor hielt das Ganze trefflich zusammen, und ein hoher furchtbarer Ernst waltete durch die ganze Handlung. Goethe ist es auch so ergangen; er meint, der theatralische Boden sei durch diese Erscheinung zu etwas Höherm eingeweiht worden." Bei dieser Gelegenheit trat Goethe's Geschicklichkeit in der Heranbildung junger mimischer Talente glänzend an den Tag. Amalia Malkolmi, die nachmalige berühmte Wolff, war damals dem Weimar'schen Theater-Publikum noch unausstehlich. Bei der Vertheilung der Rollen diktirte nun Goethe: „Isabella, Fürstin von Messina, Malkolmi." — „Excellenz, hör' ich recht?" fragte der Sekretair Kräuter entsetzt. „Schreiben Sie," sprach Goethe; „nach der Aufführung sprechen wir uns wieder." In der That hatte Goethe's Unterricht und Schiller's erhebende Poesie das schlummernde Talent geweckt. Das anfangs mißtrauische Publikum staunte über Haltung und Deklamation der Malkolmi und ward schließlich zu lauten Beifallsbezeugungen hingerissen.

Am 2. April brachte Goethe zu Aller Ueberraschung die natürliche Tochter auf die Bühne. Es läßt sich denken, wie lebhaft der Antheil war, den unser Dichter an dieser unversehens auftauchenden Schöpfung des seit Langem unproduktiven Freundes nahm. Er bewunderte daran vor Allem die hohe Symbolik, wodurch Alles Stoffartige vertilgt, Alles nur Glied eines idealen Ganzen geworden war. „Es ist ganz Kunst", schrieb er an Humboldt, „und ergreift dabei die innerste Natur durch die Kraft der Wahrheit." Körner stellte freilich dem Werk kein günstiges Prognostikon. „Auf einen lauten Beifall", schrieb er, „darf Goethe nicht rechnen, und ich wünsche nur, daß er durch eine kalte Aufnahme nicht abgeschreckt werde, das Werk zu vollenden." Schiller ließ sich durch dieses Urtheil nicht abhalten, in seiner nächsten dramatischen Schöpfung, dem Tell, die Charaktere in einem ähnlichen symbolischen Kunststyl zu behandeln.

Viel Vorarbeit verlangte sodann von Schiller, wie von Goethe, die Aufführung der Jungfrau von Orleans, die am 23. April erfolgte. Unser Dichter berichtete darüber den 12. Mai an Körner: „Ich habe in diesen letzten Wochen viele theatralische Zerstreuungen gehabt, die mich weder an's Arbeiten noch an's Briefschreiben kommen ließen. Die Jungfrau ist vor drei Wochen hier zum ersten Mal aufgeführt und mehrmals repetirt worden. Ich habe mir mit den Proben viel zu thun gemacht; das Stück ist aber auch charmant gegangen, und hat einen ganz ungewöhnlichen Erfolg gehabt. . . Die Jungfrau wurde von einer Schauspielerin (Am. Malkolmi) gespielt, die sonst nicht im Besitz der großen Rollen ist, hier aber durch ein glückliches Zusammentreffen ihrer eigenen Individualität und einer großen Routine dahin kam, etwas Vortreffliches zu leisten."

Als Schiller dieses schrieb, hatte er eben einige lustige Tage verlebt. „Die preußischen Officiere in Erfurt", meldete er, „haben mich zu einem Fest eingeladen, und ich bin hingegangen. Es hat mir viel Spaß gemacht, mich mitten in einem großen Militair zu finden; denn es waren gegen hundert Officiere zusammen, wovon mir insbesondere die alten gedienten Majors und Obersten interessant waren." In der ersten Hälfte des Juni brachte die Anwesenheit des jovialen Zelter mancherlei Zerstreuungen. Es war diesem bei dem Besuch von Weimar diesmal besonders um nähere Bekanntschaft mit Schiller zu thun, und er hatte daher einige von ihm komponirte Schiller'sche Gedichte mitgebracht, die er zu produciren gedachte. Siebenundzwanzig Jahre später erzählte er darüber in einem Briefe an Goethe: „Das Erste, wovon Schiller zu mir sprach, war eine Komposition seiner Ideale von Naumann, über welche er ganz entrüstet war; wie ein so gefeierter, berühmter Mann ein Gedicht so zerarbeiten könne, daß über sein Geklimper die Seele eines Gedichts zu Fetzen werde — und so ging's über alle Komponisten her. Den Effekt solcher tröstlichen Oration brauche ich nicht zu beschreiben; ich hatte Schiller's und deine Gedichte im Sack mitgebracht, und mit Einem Schlage die Lust verloren, sie auszupacken. Es war vor Tisch; Schiller und ich sollten bei dir essen. Die Frau kam und sagte: Schiller, du mußt dich anziehn, es ist Zeit. So geht Schiller in's andere Zimmer und läßt mich allein. Ich setze mich an's Klavier, schlage einige Töne an und singe ganz sachte für mich den Taucher. Gegen das Ende der Strophe geht die Thür auf, und Schiller tritt leise heran — nur erst halb angezogen: So ist's recht! so muß es sein! u. s. w. Dann wieder die Frau: Lieber Schiller, es ist nach zwei Uhr, mach doch nur, daß du erst angezogen

bist; du weißt, Goethe wartet nicht gern zu lange — und nun war die Sache in Ordnung. Wie oft ich ihm und dir und euch allen damals meine Späße vorgemacht habe, wirst du wissen." Als Zelter um den 10. Juni Weimar verließ, um über Dresden zurückzureisen, gab ihm Schiller einige „kleinere poetische Novitäten" an Körner mit, zu deren Ausführung er zwischen allen Störungen doch noch Zeit gefunden hatte. Wir werden sie im folgenden Kapitel näher kennen lernen.

Unterdeß hatte die Sommersaison des Theaters in Lauchstädt wieder begonnen. Schiller, der dort Goethe einige Zeit vertreten sollte, begab sich am 1. Juli hin. Die Weimar'sche Truppe spielte in dem hübschen und geräumigen neuerbauten Hause unter großem Zulauf aus der Umgegend. In dem bewegten geselligen Verkehr, der dort herrschte, fühlte Schiller sich heiter gestimmt und gewann auch ein größeres Vertrauen zu seiner Gesundheit, so daß er auf dem Wege nach Merseburg zu einem Manöver hinausritt, welches preußische und sächsische Officiere zu ihrem Vergnügen veranstalteten. Er pflegte in dem großen Kursaal in Gesellschaft von hundert Badegästen zu speisen, und brachte die Zeit vom Mittag bis zum Abend gewöhnlich unter der bunten Menge zu, die sich in den Anlagen und dem kleinen Pavillon herumbewegte. Interessante Bekanntschaften machte er am Herzog Eugen von Württemberg, an einigen Professoren von Halle und Andern. Auf die Einladung Niemeyers unternahm er auch eine Fahrt nach Halle, wo er sehr geehrt wurde, aber sich zu angegriffen fühlte, um außer den Franke'schen Stiftungen viel ansehen zu können. Von der Liebe und Verehrung, womit die deutsche Jugend an ihm hing, hatte Schiller in Lauchstädt Gelegenheit sich zu überzeugen. Nach einem Balle ward ihm in später Nacht von Studenten aus Halle und Leipzig eine Musik gebracht, und auch des andern Morgens ward er mit einem Ständchen begrüßt.

Hier erlebte er denn auch eine eigenthümlich interessante Aufführung seiner Braut von Messina, während welcher ein schweres Gewitter ausbrach. Er berichtete darüber an Lotte: „Es war eine Angst unter den Schauspielern, und ich glaubte jeden Augenblick, daß man den Vorhang würde fallen lassen müssen. Wenn sehr heftige Blitze kamen, so flohen viele Frauenzimmer aus dem Hause. Unsere Schauspieler hielten sich noch ganz leidlich. Lustig und fürchterlich zugleich war der Effekt, wenn bei den gewaltsamen Verwünschungen des Himmels, welche Isabelle im letzten Akt ausspricht, der Donner einfiel; und gerade bei den Worten des Chors: Wenn die Wolken gethürmt fiel der wirkliche

Donner mit fürchterlichem Knallen ein, so daß Graff ex tempore eine Geste dabei machte, welche das ganze Publikum ergriff."

Um die Mitte Juli nach Weimar zurückgekehrt, warf Schiller sich nun endlich mit aller Kraft auf seine neue dramatische Arbeit, den Wilhelm Tell. Weil er Wochen und Monate, schrieb er, verschwendet habe, wolle er jetzt Stunden und Tage zu Rath halten. Aber es fehlte auch jetzt nicht an allerlei Abhaltungen. Im August ging ihm, wie Goethe'n, der bedenkliche Zustand zu Herzen, worin damals die Universität zu Jena schwebte. Die vorzüglichsten Lehrer, wie Paulus, Schelling, Hufeland, Loder, folgten Berufungen nach andern Akademien, und Schütz machte sogar Anstalten, die berühmte Allgemeine Literaturzeitung mit sich nach Halle zu ziehen. Dem glaubte Goethe wehren zu müssen. Er ließ öffentlich erklären, daß man mit dem neuen Jahr die Literaturzeitung in Jena fortsetzen werde. Das Dichterpaar lud die ausgezeichnetsten Männer zur Theilnahme ein; Goethe wandte sich unter andern an Zelter und Johannes Müller, Schiller in einem ausführlichen Schreiben an Fichte. In Müller's zusagender Antwort sprach sich eine enthusiastische Hochachtung für Schiller aus, und in diesem Gefühl begegnete er sich mit einem sonst stark divergirenden Geist, mit Gentz, der uneingeladen aus Wien an Schiller schrieb: „Wenn es wahr ist, hochverehrter Freund, daß die Literaturzeitung künftig unter Ihren und Goethe's Auspicien erscheint, so kann ich Sie nicht schnell genug bitten, mich unter die Zahl Ihrer Mitarbeiter einzuschreiben. An der alten nahm ich seit vielen Jahren keinen Theil mehr; aber von solchen Händen verjüngt — wen sollte sie nicht zur Thätigkeit einladen?" Schiller interessirte sich anfangs lebhaft für das Unternehmen, verlor aber bald das Vertrauen zum Erfolg, und fürchtete wohl auch, durch stärkere Betheiligung daran zu viel Zeit für seine Hauptarbeiten einzubüßen. Nebenher war er mit Goethe bemüht, Shakespeare's Julius Cäsar und den Kaufmann von Venedig auf die Bühne zu bringen. Die Beschäftigung mit dem Julius Cäsar, sagte er, hebe sein eigenes Schifflein und sei ihm für seinen Tell von unschätzbarem Werth.

Gegen Ende August fand sich der König von Schweden in Weimar ein, in dessen Gegenwart am 29. der Wallenstein aufgeführt wurde. Schiller meldete über seine Vorstellung beim Könige an Körner: „Er hat mir über meinen dreißigjährigen Krieg und die Achtung, mit der ich darin von den Schweden sprach, viel Verbindliches gesagt und einen schönen Brillantring zum Präsent gemacht. Es ist das der erste Vogel dieser Art, der mir in's Haus geflogen kommt; mögen ihm bald andere nachfolgen." Kein Brillantring, aber etwas Brauchbareres, ein ansehn-

liches Geldgeschenk, folgte nicht lange nachher von Dalberg, der ihn auch schon zu Neujahr mit einem solchen überrascht hatte.

Inzwischen war der Sommer 1803 abgelaufen, aber sein Tell der Vollendung noch fern. Gegen die Mitte Septembers schrieb er an Körner, es sei noch nicht viel zu Tage gefördert, weil er mit einem bald anziehenden, bald abstoßenden Stoff zu kämpfen und viel darüber zu lesen habe; doch fügte er hinzu: „Wenn mir die Götter günstig sind, das auszuführen, was ich im Kopf habe, so soll es ein mächtiges Ding werden und die Bühnen von Deutschland erschüttern." Am 7. November meldete er: „Ich bin jetzt ziemlich in meinem Stück und weiß darum wenig von der Welt. Es ist von der Idee bis zur Erfüllung ein solcher Hiatus, daß man wie eine arme Seele im Fegfeuer leidet, bis man den Berg überstiegen hat. Mit dem, was fertig ist, bin ich ganz gut zufrieden; aber es ist noch so viel Arbeit übrig."

Eine schlimmere Störung, als alle bisherigen, zog im December mit der Frau von Stael heran, die bei ihrer Reise durch Deutschland es besonders auf Weimar und die dortigen Geistesheroen abgesehen hatte. Herder lag schwer erkrankt darnieder, als sie am 14. December anlangte, und starb vier Tage nachher; Goethe befand sich in Jena; so mußten denn zunächst Schiller und Wieland die literarischen Honneurs machen. Sie trafen mit ihr schon am 15. Abends bei Hofe zusammen, und statteten ihr am folgenden Morgen einen Besuch ab. Wie es unserm Dichter bei dem regen Verkehr mit ihr zu Muth war, zeigt sein Brief an Körner vom 4. Januar 1804: „Mein Stück, das ich dem Berliner Theater auf Ende Februar versprochen, nimmt mir den ganzen Kopf ein, und nun führt mir der Dämon noch die französische Philosophin hieher, die unter allen lebendigen Wesen, die mir noch vorgekommen, das beweglichste, streitfertigste und redseligste ist. Sie ist aber auch das gebildetste und geistreichste weibliche Wesen, und wenn sie nicht wirklich interessant wäre, so sollte sie mir auch ganz ruhig hier sitzen. Du kannst aber denken, wie eine solche ganz entgegengesetzte, auf dem Gipfel französischer Kultur stehende, aus einer ganz andern Welt zu uns hergeschleuderte Erscheinung mit unserm deutschen, und vollends mit *meinem* Wesen kontrastiren muß. Die Poesie leitet sie mir beinahe ganz ab, und ich wundere mich, wie ich jetzt nur noch etwas machen kann. Ich sehe sie oft, und da ich mich noch dazu nicht mit Leichtigkeit im Französischen ausdrücke, so habe ich wirklich harte Stunden."

Goethe, in Jena für die Literaturzeitung beschäftigt, erklärte anfangs in einem Brief an Schiller auf's entschiedenste, nicht kommen zu

wollen; er habe in der bösen Jahrszeit nur gerade so viel physische Kraft, um damit für seine Geschäfte nothdürftig auszulangen; in Jena werde ihm Frau von Stael willkommen sein und einen bürgerlichen Tisch bei ihm finden; aber in solchem Wetter zu fahren, sich anzuziehen, bei Hof und in Societät zu erscheinen, sei rein unmöglich. Wiederholt berufen, fand er sich dennoch am 24. December in Weimar ein und machte der geistreichen Französin seinen Besuch. In den Annalen erzählt er, aus dem Jenaer Schloß habe er einen Katarrh mitgebracht, der ihn einige Tage lang im Bett, dann Wochen lang in der Stube festgehalten, so daß die Unterhaltung mit der „seltenen, verehrten Frau“ erst durch Billette, dann durch Zwiegespräche, später im kleinsten Zirkel gepflogen worden sei. Dies beruht theilweise auf irrthümlicher Erinnerung. Doch hielt er im Laufe des Januar längere Zeit Klausur und sah bisweilen Frau von Stael bei sich. Unterdeß rief die Französin mit ihrem Reisegefährten Benjamin Constant eine allgemeine Bewegung in dem stockenden Leben der kleinen Residenz hervor. Eine festliche Gesellschaft reihte sich an die andere, und seit der Mitte Januars gab sie selbst Diners und Koncerte. Am 27. Januar las sie in einer kleinen Gesellschaft, zu der auch Schiller gehörte, Racine's Phädra vor, und gestand offen ihre Betrübniß, daß ihr nur ein mäßiger Beifall gespendet wurde. Vielleicht gab diese Vorlesung unserm Dichter den ersten Anstoß zur nachherigen Uebersetzung des Stückes. Ihr Aufenthalt in Weimar dehnte sich bis zum Ende Februars aus. Sie schien es darauf angelegt zu haben, die Hauptrepräsentanten der deutschen Kultur ganz auszusaugen. Da wurde denn Schiller zuletzt auch unwohl; er bekam ein Uebel, das ihn am Gehen hinderte. Als er in Erfahrung gebracht, daß sie noch drei Wochen zu bleiben gedenke, schrieb er an Goethe: „Trotz aller Ungeduld der Franzosen wird sie, fürchte ich, doch an ihrem eigenen Leibe die Erfahrung machen, daß wir Deutsche in Weimar auch ein veränderliches Volk sind, und daß man wissen muß zur rechten Zeit zu gehen.“ Nach ihrer endlichen Abreise machte sich sein Gefühl in den Worten Luft: „Es ist mir nicht anders zu Muth, als wenn ich eine schwere Krankheit überstanden hätte.“

Mitten unter dem bewegten Gesellschaftstreiben war es dennoch seiner unbeugsamen Arbeitskraft gelungen, noch vor der Abreise der Französin seinen Tell zu vollenden. Schon im Januar hatte er die fertig gewordenen Theile nach und nach Goethe zugesandt. Ueber den ersten Aufzug schrieb ihm dieser den 13. Januar: „Das ist denn freilich kein erster Akt, sondern ein ganzes Stück, und zwar ein fürtreffliches, wozu ich von Herzen Glück wünsche;“ und über den zweiten

Akt am 28. Januar: „Hier kommt auch das Rütli zurück, alles Lobes und Preises werth. Der Gedanke, gleich eine Landesgemeinde zu konstituiren, ist fürtrefflich, sowohl der Würde, als der Breite wegen.“ Am 18. Februar konnte Schiller in seinem Kalender notiren: „Der Tell beendigt.“

Da die Aufführung noch vor Ostern stattfinden sollte, so wurde sogleich darüber zwischen beiden Dichtern verhandelt, und Goethe hätte sich der Vorbereitungen nicht mit größerer Liebe annehmen können, wenn das Werk sein eigenes gewesen wäre. Die Vertheilung der Rollen überließ er dem Verfasser, in die Leitung der Proben theilte er sich mit ihm und trat besonders im Anfange des März, wo Schiller leidend war, mit Eifer und Sorgfalt für ihn ein. Während man das Innere: Deklamation, Gestikulation, Gruppirung der Figuren u. s. w. so hoch als möglich zu steigern suchte, hielt man im Aeußern, in Kostüm und Dekoration, ein bescheidenes Maß. Dies war nicht etwa bloß durch die ökonomischen Mittel des Theaters geboten, sondern beruhte auch auf dem Grundsatz, daß niemals das Geistige im Schauspiel vom Sinnlichen überwuchert werden dürfe. Die erste Vorstellung fand am 17. März, eine Wiederholung schon am 19. statt. Ueber den Erfolg schrieb Schiller an Körner: „Der Tell hat auf dem Theater einen größern Effekt, als meine andern Stücke, und die Vorstellung mir große Freude gemacht. Ich fühle, daß ich nach und nach des Theatralischen mächtig werde.“ So wenig glaubte Schiller schon den Gipfel des theatralisch Wirksamen erstiegen zu haben; er fühlte sich noch immer im Werden und Wachsen.

Bereits vor der Aufführung des Tell hatte er sich für ein neues großartiges Werk entschieden; er schrieb in sein Notizenbuch unter dem 10. März: „Mich zum Demetrius entschlossen.“ Am 12. April berichtete er an Körner: „Ich gehe wieder frisch auf eine neue Arbeit los und bin ich in guter Stimmung dafür;“ doch vierzehn Tage später kam eine lange Unterbrechung hinein durch eine Reise nach Berlin.

Man hat behauptet, nur ein dunkler Trieb ohne die Absicht auf eine dortige bessere Stellung habe Schiller zu dieser Reise bewogen. Ich bezweifle das. In dem Briefe, worin er an Körner über die Reise Bericht erstattete, heißt es ausdrücklich: „Daß ich bei derselben nicht bloß mein Vergnügen beabsichtigte, kannst du dir leicht denken; es war um mehr zu thun, und allerdings habe ich es jetzt in meiner Hand, eine wesentliche Verbesserung meiner Existenz vorzunehmen.“ Schon am 20. März schrieb er an seinen Schwager Wolzogen, der ungeduldig und mißmuthig in Petersburg weilte: „Auch ich verliere hier

zuweilen die Geduld; es gefällt mir hier mit jedem Tage schlechter, und ich bin nicht Willens in Weimar zu sterben. Nur in der Wahl des Ortes, wo ich mich hinbegeben will, kann ich mit mir noch nicht einig werden. Es sind mir Aussichten nach dem südlichen Deutschland geöffnet. An meiner hiesigen Pension von 400 Thlr. verliere ich nichts, weil es hier so theuer zu leben ist; mit den 1500 Thlr., die ich hier zusetze, kann ich in Schwaben und am Rhein ganz gut leben. Es ist überall besser als hier, und wenn es meine Gesundheit erlaubte, würde ich mit Freuden nach dem Norden ziehen." Schiller's ökonomische Verhältnisse waren noch immer mißlich genug. Er gewann viel, brauchte aber auch seiner gesellschaftlichen Beziehungen wegen viel. Sein Haus konnte er zwar vor Ablauf des Jahres schuldenfrei machen; im Uebrigen aber hatte er für den Kreis der Seinigen, dessen abermalige Erweiterung im August bevorstand, noch nichts zurückgelegt; und, was schlimmer war, an den edelmüthigen Freund Körner hatte er, wenn darüber auch Jahre lang ihr Briefwechsel schwieg, noch alte, wahrscheinlich nicht unbedeutende Schulden abzutragen — das verräth der Schluß seines Briefes an Körner vom 12. April 1804. Wer mag es ihm verdenken, wenn er, wie viel ihm auch Weimar bot, und wie viel er ihm verdankte, dennoch seinen Blick anderswohin und besonders nach Berlin richtete, wo ein Kotzebue unlängst die Magdeburger Domherrnstelle mit einem Gehalt von 1600 Thlr. erhalten hatte, wo man Johannes Müller als Historiographen und Geschichtslehrer des Kronprinzen mit 3000 Thlr. anzustellen gedachte. An Einladungen seitens Iffland, Hufeland, Zelter u. A., Berlin einmal anzusehen, wird es nicht gefehlt haben; auch hegte er wohl den Wunsch, auf der dortigen reich ausgestatteten Hofbühne seine Stücke aufführen zu sehen, und sich zur Abwechselung einmal in großstädtischen Kreisen zu bewegen. Aber das waren nur Nebenmotive; der Hauptantrieb zur Reise war ohne Zweifel das Streben, seine ökonomische Lage zu verbessern. So faßte er denn um den 20. April rasch den Entschluß, mit Frau und Kindern dorthin zu reisen und trat am 26. die Fahrt an. „Es war ein Einfall", schrieb er an Körner, „der eben so schnell ausgeführt wurde, als er entstand; auch hießen die Umstände meiner Frau mich eilen, wenn dieses Jahr überhaupt etwas daraus werden sollte." Er ging hin mit dem Vorsatz, sich nicht anzubieten; aber er glaubte erwarten zu dürfen, daß man die ersten Schritte ihm entgegen thun werde.

Die Reise ging über Leipzig, Wittenberg und Potsdam. Den 1. Mai in Berlin angelangt, stieg er im Hotel de Russie ab. Mit der Angabe, daß er dann bei Hufeland gewohnt habe, scheint die Notiz

vom 12. Mai in seinem Kalender: „soupirt bei Hufeland" nicht recht zu harmoniren. Ohne Zweifel wetteiferte aber der in hohem Ansehen stehende Königliche Leibarzt mit andern Freunden des Dichters (Iffland, Zelter, Fichte, Woltmann, Unger, Erhard u. s. w.), ihm den dortigen Aufenthalt zu verschönern. Iffland gab nicht bloß in seinem „Ideal von Gartenwohnung", wie Lotte sich ausdrückt, ihrem Gatten zu Ehren Diners, sondern strengte sich auch eifrigst an, die theatralischen Genüsse auf's höchste zu steigern und besonders der Darstellung der Werke seines Freundes die möglichste Vollkommenheit zu geben. Schon am zweiten Tage nach Schiller's Ankunft ließ er die Räuber aufführen. Am 4. Mai folgte die Braut von Messina, wobei der Dichter, als er in seine Loge eintrat, von dem Publikum mit lang anhaltendem freudigen Zuruf begrüßt wurde. Die Jungfrau von Orleans wurde zweimal, am 6. und 12. Mai, gegeben. Am 14. trat Iffland selbst in Wallenstein's Tod als Wallenstein auf und erfreute Schiller, wie erzählt wird, besonders in den ahnungsvollen und weichen Stellen. Am 5. Mai wurde der Dichter mit Iffland vom Prinzen Louis Ferdinand zur Tafel geladen. Auch am Königlichen Hofe fand er mit den Seinigen eine sehr ehrenvolle Aufnahme. „Mein Karl", schrieb er an Körner, „hat mit dem Kronprinzen Freundschaft gestiftet."

Man sieht, an schmeichelhaftem Entgegenkommen fehlte es nicht, aber ein Antrag ließ auf sich warten. Erst ganz am Schluß seines Aufenthalts in Berlin geschah es, daß sich durch Ifflands Vermittelung, wahrscheinlich nicht ohne Wissen und Willen des Dichters, der Faden der Unterhandlung anknüpfte; und wenn Iffland dabei, wie Palleske meint, auffällig kühl verfuhr, so entsprach er damit wohl nur dem Wunsche Schiller's, der sich nicht aufgedrängt haben wollte. Die Sache scheint mir so zu liegen: der Berliner Hof wünschte Schiller zu gewinnen, wollte ihm aber aus Rücksicht auf den Weimar'schen keinen Antrag stellen. Als nun für Schiller die Zeit der Abreise herangerückt war, reichte Iffland, zu einem Familienfest nach Hannover geladen, am 16. Mai auf der Durchreise zu Potsdam, dem vielvermögenden Geheimen Kabinetsrath von Beyme ein Schiller betreffendes Memoire ein, mit dem Bemerken, daß Hofrath von Greichen dasselbe schon kenne, und es dem Ermessen Beyme's anheimgestellt werde, ob der Faden angesponnen werden solle. In dem Memoire heißt es, Schiller habe gestern im Gespräch mit dem Theatersekretair Pauli den Wunsch geäußert, in Berlin zu bleiben, wenigstens einige Jahre; ob denn nicht vielleicht zu bewirken sei, daß er dort, mit einem Gehalt als Mitglied der Akademie angestellt, für das Nationaltheater arbeite? Halte man vielleicht Jo-

hannes von Müller in Wien fest, so erbiete er sich dem Kronprinzen zum Geschichtslehrer; Müller's tiefe Gelehrsamkeit könne in den Unterricht etwas Trockenes bringen, was bei Fürsten eben so sehr, als das Romantische, zu vermeiden sei; doch sei dies nur eine beiläufige Gesprächswendung gewesen. Dem Herzog von Weimar könne die Sache, wenn sie in Bewegung käme, nicht anstößig sein; mit ihm wolle er die Verbindung nicht abbrechen, sondern von ihm die Erlaubniß zu einem mehrjährigen Aufenthalt in Berlin behufs Ansammlung eines Kapitals für seine Kinder erbitten, und dieser Urlaub werde zweifellos ihm bewilligt werden. Seine Bedingungen müsse er nach dem hiesigen Bedürfniß stellen; er sehe z. B. voraus, daß ihm bei seinem Befinden eine Equipage hier unentbehrlich sei. Auf Pauli's Aeußerung, daß man hier wahrscheinlich die Ehre seines Besitzes wünsche, habe er geantwortet: „Wenn mir nur in Potsdam Anlaß geboten, oder eine Art Eröffnung gemacht würde."

Am 17. Mai trat Schiller die Heimreise über Potsdam in Begleitung des Herrn von Greichen an. Von diesem wahrscheinlich eingeführt, ward er von Beyme, wie auch von Massenbach, freundlich empfangen, und erhielt mit der Eröffnung, daß der König ihn gern für Berlin gewinnen möchte, zugleich die Aufforderung, seine Bedingungen zu erwägen und anzugeben. Ob Schiller dies gleich gethan, ist nicht bekannt. Am 18. Mai reiste er weiter über Wittenberg, Leipzig und Naumburg nach Weimar zurück, wo er am 21. anlangte. Er selbst kam nicht unzufrieden heim; das Glück hatte ihm, wie er an Körner schrieb, „die Würfel in die Hand gegeben", und Berlin ihm über Erwarten gefallen. Seiner Lotte war es anders um's Herz, und sie gestand es offen in Briefen an Fischenich und Fritz von Stein. „Ich wollte und durfte nicht Nein sagen", schrieb sie; „denn ich wollte Schillern seine ganze Freiheit lassen und nichts für mich selbst wünschen, da es die Existenz meiner Familie betraf; aber ich wäre recht unglücklich in Berlin gewesen. Die Natur dort hätte mich zur Verzweiflung gebracht. Sie wissen, daß es um uns herum auch nicht gerade schön ist; aber ich weinte fast vor Freude, als ich die erste Bergspitze wieder erblickte." Wie hoch Schiller seine Forderungen in Potsdam gestellt hatte, oder noch zu stellen gedachte, läßt sich aus seinem Brief an Körner vom 22. Mai erschließen. Es sei kostspielig, schrieb er, in Berlin zu leben, und für ihn ohne Equipage geradezu unmöglich, da jeder Ausgang eine kleine Reise sei; 600 Friedrichsd'or würden dort kaum ausreichen. Beyme setzte trotz mannigfacher Gegenwirkungen die Berufung Schiller's durch, und der König bewilligte ihm ein Jahrgehalt von 3000 Thlr.

nebst freiem Gebrauch einer Hofequipage, ohne Zweifel in der Voraussetzung, dadurch den Dichter ganz für Berlin zu gewinnen. Allein dessen Wünsche hatten sich unterdessen geändert. Er fühlte sich an Weimar und den Herzog doch allzufest gebunden, und so entschloß er sich zu bleiben, wenn ihm sein Fürst einen „nur etwas bedeutenden Ersatz anböte." Damit glaubte er jedoch einen alljährlichen Aufenthalt in Berlin von mehrern Monaten vereinigen zu können, für den er dann seine Ansprüche nicht so hoch zu stellen brauchte. Am 5. Juni legte er dem Herzog brieflich seine Lage dar, und schon am nächsten Tage bat ihn dieser in einem höchst freundlichen Schreiben, „diejenigen Mittel zu sagen, wodurch er ihm den so erfreulichen Vorsatz, in Weimar zu bleiben, belohnen könne." Schiller sprach den Wunsch aus, daß sein Gehalt auf 800 Thlr. erhöht werden möge, und Karl August antwortete sogleich: „Empfangen Sie, werthester Freund, meinen wärmsten Dank. Ich freue mich unendlich, Sie für immer den Unsrigen nennen zu können." Zugleich bemerkte er, es würde ihm recht angenehm sein, wenn die Berliner dazu beitrügen, Schiller's Lage zu verbessern, ohne Weimar zu schaden.

Nun wandte sich Schiller den 18. Juni an Beyme mit folgendem, von Palleske zuerst veröffentlichten Schreiben: „Nach den gütigen Aeußerungen, die Sie mir in Potsdam gethan, nehme ich keinen Anstand, Ihnen meine Wünsche mit der Freimüthigkeit zu entdecken, die ich den großmüthigen Absichten des Königs und Ihren wohlwollenden Gesinnungen schuldig bin. Daß ein längerer Aufenthalt in Berlin mich fähig machen würde, in meiner Kunst vorzuschreiten und in das Ganze der dortigen Theateranstalt zweckmäßiger einzugreifen, zweifle ich keinen Augenblick; aber eine gänzliche Versetzung von Weimar nach Berlin mit einer zahlreichen Familie würde ich nur unter Bedingungen ausführen können, welche die Bescheidenheit mir nicht zu machen erlaubt. Doch auch schon der Aufenthalt von mehrern Monaten des Jahres zu Berlin würde vollkommen hinreichend sein, jenen Zweck zu erfüllen. Ich würde durch eine solche Abwechselung meines Aufenthalts die beiden Vortheile vereinigen, welche das rege Leben einer großen Stadt zur Bereicherung des Geistes und die stillen Verhältnisse einer kleinen zur ruhigen Sammlung darbieten; denn aus der größern Welt schöpft zwar der Dichter seinen Stoff, aber in der Abgezogenheit und Stille muß er ihn verarbeiten. Da es die großmüthige Absicht des Königs ist, mich in diejenige Lage zu versetzen, die meiner Geistesthätigkeit die günstigste ist, so darf ich von Seiner Gnade erwarten, daß Seine Majestät mir dieses Glück unter derjenigen Bedingung zusagen werde,

von welcher es unzertrennlich ist. Zweitausend Rthlr. jährlicher Gehalt würden mich vollkommen in den Stand setzen, die nöthige Zeit des Jahrs in Berlin mit Anstand zu leben und ein Bürger des Staats zu sein, den die ruhmvolle Regierung des vortrefflichen Königs beglückt. Mit größter Verehrung u. s. w." Auf diese Zuschrift erfolgte keine Antwort, und so zog denn an Karl August's Musenhof die Gefahr des Verlustes einer ganz unersetzlichen Zierde glücklich vorüber.

Die Erwartung, wie sich die Sache entscheiden werde, ließ Schiller in der nächsten Zeit nicht zu ernstlicher Arbeit am Demetrius kommen. Ueberdies begann seine der Entbindung entgegensehende Gattin sehr leidend zu werden. Ob in diesen Tagen das Gedicht der Alpenjäger entstand, das er am 5. Juli an Becker zur Aufnahme in dessen Taschenbuch für geselliges Vergnügen abschickte, steht nicht fest; wahrscheinlich ward es schon über der Arbeit am Tell gedichtet und jetzt nur noch überarbeitet. Am 12. Juli erfaßte ihn einmal wieder die Lust, den Warbeck auszuführen. Am 19. begab er sich mit den Seinigen nach Jena, um bei Lottens Niederkunft den bewährten Arzt Starke zur Hand zu haben. Dort erkältete er sich bei einer Abendfahrt im Dornburger Thal und litt drei bis vier Tage an den heftigsten Unterleibskrämpfen. Unterdeß erfolgte am 25. Juli die Entbindung seiner Gattin leicht und glücklich, und er empfing die ihm an's Krankenlager gebrachte neugeborne Tochter mit der innigsten Freude. Nachdem er sich von dem zwar kurzen, aber grimmigen Anfall etwas erholt hatte, suchte er Erheiterung im Umgange mit den alten Jenenser Freunden, denen sich jetzt Joh. Heinr. Voß und Graf Geßler zugesellte. Des eben überstandenen Uebels ward nicht mehr gedacht; aber eine große Schwäche war zurückgeblieben und Schiller's Gesundheitszustand augenscheinlich bedenklicher geworden. Am 7. August wurde sein Töchterchen getauft und erhielt den Namen Emilie Henriette Luise. Unter den Taufpathen waren Graf Geßler und Voß. Am 22. nach Weimar zurückgekehrt, erholte er sich auch dort nur äußerst langsam. Noch am 4. September spürte er keine Zunahme von Kräften. Besonders der Kopf war sehr angegriffen, und noch nie hatte er sich nach der schwersten Krankheit so lange Zeit übel befunden.

Erst Anfang Oktobers erwachte in ihm der Glaube an Genesung und damit auch der Drang, durch eine große dramatische Schöpfung sich innerlich wieder aufzurichten. Aber noch schwankte er zwischen Demetrius und Warbeck. Da ging ihn zu Anfang Novembers Goethe mit der Bitte an, für den bevorstehenden Empfang der Erbprinzessin am 9. November im Theater ein Vorspiel zu dichten, dessen Abfassung

ihm selbst durchaus nicht gelingen wollte. Schiller gab Goethe's freundschaftlichem Dringen ungern nach; Gelegenheitsgedichte sagten seiner Muse wenig zu. Doch fand er bei näherer Erwägung, daß der Einzug der kunstliebenden nordischen Kaiserstochter ihm Anlaß biete, seine liebsten Ideen symbolisch zu behandeln; und so entstand innerhalb weniger Tage (vom 4. bis zum 8. November) eine der schönsten Schöpfungen seines Genius, die Huldigung der Künste.

Außerdem gehört dem Jahr 1804 noch zum Theil die Uebersetzung von Racine's Phädra an. Auf einem Maskenball am 15. November hatte Schiller bis drei Uhr in der Nacht einem lustigen Champagnergelage beigewohnt und auf dem Gange nach Hause sich einen starken Katarrh zugezogen, der bis zum Jahresschluß anhielt. Unfähig zu eigener dichterischer Produktion entschloß er sich, um in den trüben Decembertagen nicht allen Lebensmuth zu verlieren, die Phädra, dieses „Paradepferd französischer Deklamatoren", das auch Frau von Stael vorgeführt hatte, für die deutsche Bühne zu übertragen. Er begann damit am 17. December und beendigte die Arbeit in vier Wochen. „Ich bin froh", schrieb er an Goethe, „daß ich den Entschluß gefaßt und ausgeführt habe, mich mit einer Uebersetzung zu beschäftigen. So ist doch aus diesen Tagen des Elends wenigstens etwas entsprungen, und ich habe indessen doch gelebt und gehandelt." Da auch Goethe gegen das Ende des Jahres leidend war, so konnten die engverbundenen Freunde diesmal den Sylvesterabend — den letzten für Schiller — nicht zusammen verleben.

Fünfzehntes Kapitel.

Das Schauspiel Wilhelm Tell. Der Parasit. Der Neffe als Onkel. Phädra. Huldigung der Künste. Das Siegesfest. Zwei Punschlieder. Der Pilgrim. Der Jüngling am Bach. Der Graf von Habsburg. Berglied. Der Alpenjäger. Die Stanzen Wilhelm Tell. Drei Stammbuchblätter.

Schiller's letzte Dichtungen überblickend, fassen wir zuvörderst die dramatischen Arbeiten in's Auge. Unter diesen nimmt Wilhelm Tell den ersten Platz ein. In ihm entfaltete sich Schiller's Kunst vielseitiger

und glänzender, als in irgend einem seiner vorhergehenden Dramen; ja man könnte geneigt sein zu glauben, daß der Dichter hier als Dramatiker auf seinem Gipfelpunkt angelangt sei, wenn nicht der Torso Demetrius eine Perspektive auf eine noch höher stehende Leistung eröffnete, an deren Vollendung ihn der Tod hinderte.

Fragt man, was unserm Dichter den Anstoß zur Schaffung des Tell gegeben, und aus welchen Quellen er hauptsächlich den Stoff geschöpft habe, so darf man sich durch Goethe's aus dunkler Erinnerung entflossene Aeußerungen in den Annalen und den Gesprächen mit Eckermann nicht irre führen lassen. Goethe erzählt, er habe auf seiner Reise in die Schweiz 1797 am Vierwaldstädtersee im Angesicht der klassischen Oertlichkeiten den Plan gefaßt, die Tell-Sage als episches Gedicht in Hexametern zu behandeln. Den Tell dachte er sich als eine Art „Demos", als kolossal kräftigen Lastträger, der rohe Thierfelle und sonstige Waaren durch's Gebirg herüber und hinüber trug, und so auch den reichern Landsleuten bekannt wurde; harmlos und unbekümmert um Herrschaft und Knechtschaft sein Gewerbe treibend, war er zugleich persönliche Unbill abzuwehren entschlossen und fähig. Der Landvogt sollte einer von den behaglichen Tyrannen sein, die zwar herz- und rücksichtslos ihre Zwecke verfolgen, dabei aber leben und leben lassen, und humoristisch, wie es ihnen Spaß macht, bald Gutes, bald Gleichgültiges, bald Böses üben. Das Höhere, das sittlich Leidenschaftliche sollte in den treuen Repräsentanten der tüchtigen alten Schweizer, in Stauffacher, Fürst u. A. zu innerer Gährung, Bewegung und endlichem Ausbruch kommen, während Tell und Geßler persönlich zueinander zu stehen hatten, oder, wie es bei Eckermann heißt, zwar auch gelegentlich handeln, aber im Ganzen Figuren passiver Natur sein sollten. „Von diesem allem", heißt es weiter bei Eckermann, „erzählte ich Schillern, in dessen Seele meine Landschaften und handelnden Figuren sich zu einem Drama bildeten; und da ich andere Dinge zu thun hatte, so trat ich ihm meinen Gegenstand völlig ab, worauf er denn sein bewundernswürdiges Gedicht schrieb."

Daß Goethe seit jener Schweizerreise sich eine Zeit lang mit dem Plan trug, ein Epos Tell zu schreiben, steht fest; daß er darüber mit Schiller damals vielfach verhandelte, ist eben so gewiß; und daß Schiller die Grundzüge des Plans im Gedächtniß bewahrt habe, ist sehr wahrscheinlich. Aber jener Gedanke trat bei Goethe bald in den Hintergrund; der Plan einer Achilleis begann ihn lebhafter zu beschäftigen, und im Jahre 1799 wandte er sich, durch Schiller's Erfolge im Drama angetrieben, von der epischen Poesie wieder der dramatischen

zu. Nichts deutet darauf hin, daß der Tell ihm auch nur einen Augenblick als ein geeignetes Sujet zu einem Drama erschienen sei. Wie aber Schiller seinerseits fünf Jahre später auf das Sujet kam, hörten wir ihn oben (im zwölften Kapitel) in einem Briefe an Körner berichten. Es mag sein, daß er im Frühjahr 1802, in der Erinnerung an Goethe's vor fünf Jahren gefaßten Plan, bei diesem anfragte, ob er ihm mit dem seinigen nicht vielleicht eine unliebsame Konkurrenz mache, und darauf eine beruhigende Antwort erhielt. Aber das kann man nicht wohl ein Abtreten des Gegenstandes nennen und noch weniger gelten lassen, was Eckermann Goethe sagen läßt: „Was in Schiller's Tell an Schweizerlokalität ist, habe ich ihm alles mitgetheilt." Vielmehr hat Schiller, wie in das Historische, so auch in das Geographische, Naturhistorische und Ethnographische durch eine ausgebreitete Lektüre sich mühsam hineingearbeitet. Joachim Meyer hat nachgewiesen, daß er, außer Tschudi als Hauptquelle und Johannes Müller, noch Etterlin's Chronik, Stumpf's Allgemeine Eidgenossenschafts-Chronik, Scheuchzer's Naturgeschichte des Schweizerlandes, Ebel's Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz und Fäsi's Staats- und Erdbeschreibung der ganzen Helvetischen Eidgenossenschaft benutzte, wozu sich nach Böttiger noch Grasser's schweizerisches Heldenbuch und Meiner's Reisen gesellten.

Um den Riesenfortschritt, den Schiller mit diesem Schauspiel machte, vollständig zu würdigen, müßte man es von allen Seiten eingehend prüfen. Ich kann es hier nur aus einigen Hauptgesichtspunkten betrachten. Zunächst fällt als eine hervorstechende Eigenschaft die bewundernswürdig klare und naturgetreue Vergegenwärtigung des Schauplatzes der Handlung auf, worin sich kein Schiller'sches Drama mit dem unsrigen messen kann. Hierbei hatte der Dichter nicht etwa bloß die Absicht, den Reiz seines Stücks durch sinnliche Pracht, durch Mannigfaltigkeit und Erhabenheit der Scenerie zu erhöhen, vielmehr gehörte die Veranschaulichung des Lokals wesentlich zu der Aufgabe, die er sich gestellt hatte, das alte Schweizervolk nicht nur in einem entscheidenden Geschichtsmoment, sondern auch in seiner innigsten Verknüpfung mit dem Boden und der umringenden Natur, worin seine Eigenthümlichkeit wurzelte, darzustellen. Diesen letztern Theil seiner Aufgabe hat Schiller mit einer Virtuosität gelöst, die geradezu unerreicht dasteht. Auch in andern Dichtungen hat er — ich erinnere nur an den Taucher — sein geniales Talent, aus Studien und Büchern die Natur wunderbar treu und doch verschönert herzustellen, glänzend bewährt, aber so glänzend, wie hier, nirgendwo. Das Schweizerland, insbesondere das engere

Terrain um den Vierwaldstädtersee, der klassische Boden der drei Urkantone, ist mit einer solchen Wahrheit und Lebendigkeit im Großen und Kleinen hingemalt, daß jeder Leser, wenn er auch das Entgegengesetzte weiß, sich kaum von dem Glauben losmachen kann, der Dichter müsse das Land mit eigenen Augen geschaut haben, und daß, wie Gustav Schwab sagt, Jeder, der das Stück früher, als er die Schweiz sah, gelesen hat, wenn er nun diese Gegenden zu Gesicht bekommt, sie schon einmal in verklärendem Traum erblickt zu haben meint. Nicht bloß das Aeußere ist in der Dichtung klar vor die Phantasie gezaubert, auch die Seele der Landschaft wird uns zur Empfindung gebracht. Alle die mannigfaltigen Eindrücke, welche die erhabene Alpennatur, die idyllischen Thäler, die anmuthigen Seegestade, welche die wechselnden Tageszeiten, der Sonnenaufgang, der frühe Morgen, der heitere wie der sturmbewegte Tag, die schweigende Nacht hervorbringen, weiß der Dichter, theilweise mit Beihülfe von Lyrik und Musik, in uns wachzurufen. Welches Drama hat eine Scene aufzuweisen, die wirksamer die Empfindungen einer geheimnißvollen Mondnacht erregte, als der Eingang der Rütli-Scene mit dem Ruf des Feuerwächters weit vom Selisberge her, dem Klang des Mettenglöckleins aus der fernen Waldkapelle, dem wundersamen Mondregenbogen, unter dem ein Nachen daherfährt? Was aber das großartige Terrain der Handlung doppelt anziehend und bedeutsam macht, ist der Umstand, daß es als eine Hochburg der Freiheit, als Asyl eines tüchtigen, naturwüchsigen Volks erscheint, das, von der übrigen Welt abgeschlossen, in dieser Abgeschlossenheit sich zufrieden fühlt, das, mit gigantischen Naturkräften in Kampf, durch diese nicht entmuthigt, sondern gekräftigt worden ist. Durch das ganze Gedicht geht die Stimmung, wie viel schöner es sei, hoch auf den freien Bergen, als in dem Qualm der Städte da unten zu wohnen, wie viel besser, die drohenden Gletscher im Rücken, als böse Nachbarn zur Seite zu haben, wie viel leidlicher, mit der Gewalt des Sturms zu kämpfen, als mit der Unterdrückungssucht der Menschen.

Die Nothwendigkeit, den Schauplatz der Handlung hier nach allen Richtungen hin so anschaulich zu vergegenwärtigen, machte dem Dichter das Ringen mit dem Stoffe doppelt schwer. Hatte er in der Braut von Messina das Thatsächliche frei erfindend mit leichter Mühe seinen Zwecken gemäß geformt, so galt es hier nicht bloß das Historische zu bewältigen, das, wenn auch nicht so umfassend und spröde wie beim Wallenstein, immerhin Arbeit genug kostete, sondern auch ein kolossales Lokal, eine gigantische Natur zur Anschaauung und Empfindung zu bringen. Wie vortrefflich ihm Beides gelungen ist, zeigt schon der ein-

fache, leicht übersichtliche Bau der Dichtung, und die regelrechte Gliederung derselben. Wir haben hier nicht, wie im Wallenstein, eine kunstwidrige Vertheilung in drei gesonderte Stücke, auch nicht, wie in der Braut von Messina, nur eine absteigende Hälfte der Handlung, eine bloße tragische Analysis, sondern, wie in der Maria Stuart und der Jungfrau, eine ganze und regelmäßig durchgeführte dramatische Handlung mit einem Anknüpfungs-, einem Steigerungs- und einem Kulminations-Akt, einem Akt der Peripetie und einem der Katastrophe, nur mit dem Unterschiede, daß die Peripetie, weil die Katastrophe dem Haupthelden und seiner Partei heilbringend sein sollte, auch umgekehrter Art und ein Umschwung von schlimmen zu bessern Zuständen sein mußte. Die Vertheilung der Masse in die Akte, und auch die Gliederung der letztern ist annähernd symmetrisch; die Aufzüge bestehen durchschnittlich aus je drei Scenen; nur hat der erste Akt eine Scene mehr, der zweite eine weniger.

Finden wir den Dichter in der Behandlung der Oertlichkeiten ungemein treu, so zeigt sich bei näherer Betrachtung, aber auch erst bei dieser, daß er sich in Betreff der Zeit der Handlung mancherlei Licenzen gestattet hat. Im Anschauen des Stückes kommen uns diese Freiheiten nicht zum Bewußtsein, und darin liegt ihre Rechtfertigung. Die Handlung beginnt am 28. Oktober („'s ist heut Simons und Judä; da rast der See und will sein Opfer haben"), und spielt an vier auseinander liegenden Tagen im Oktober und November 1307. Nach den von Schiller benutzten Quellen (selbstverständlich kommen nur diese in Betracht) wurde Geßler am 18. November erschossen. Die Eroberung der Burg Sarnen und des Roßberges, die nach Tschudi und Müller auf den 1. Januar 1308, nach Etterlin auf das Christfest 1307 fiel, werden in der Rütli-Berathung auf den letztgenannten Tag („das Fest des Herrn") anberaumt; aber Schiller läßt die Verschwornen diesen Tag nicht abwarten, sondern die Eroberung der Burgen gleich auf Tell's That folgen. Ja, er zieht sogar die Ermordung des Königs Albrecht, die geschichtlich am 1. Mai 1308 stattfand, in den Rahmen seines Schauspiels herein. Beiläufig sei noch bemerkt, daß er die unfreundliche späte Jahrszeit ignorirt. Es geht in der Dichtung ganz sommerlich her: Hedwig beschäftigt sich vor ihrer Wohnung mit einer häuslichen Arbeit; es donnert und blitzt wie im Hochsommer (Akt 4); der Adel, sogar eine Dame belustigt sich mit der Falkenjagd; Geßler pflückt im November einen Apfel von einem Baumzweige über ihm.

An der Handlung des Stücks haben die Kritiker fast durchweg den Mangel an Einheit gerügt. Tell's persönliche Angelegenheit, be-

haupten sie, und die gemeinsame Sache der Eidgenossen laufen den größten Theil des Dramas hindurch neben einander, statt organisch verbunden zu sein. Zur doppelten Handlung geselle sich ein doppeltes Interesse, und eines schwäche das andere. Um sich hierüber ein richtiges Urtheil zu bilden, hat man vor Allem die Grundaufgabe, welche der Dichter sich stellte, in's Licht zu setzen. Unverkennbar legte er es darauf an, ein abgeschlossenes, mit der Natur noch innig zusammenhangendes Hirtenvolk im Konflikt mit einem ländersüchtigen Fürsten darzustellen, und hiebei die Unverdorbenheit und das Glück dieses Volks gegen die Uebel der Kultur, seinen Aufstand gegen die moderne Revolutionssucht kontrastiren zu lassen. Das war eine interessante, aber in einem Drama weit schwerer, als in einem Epos zu lösende Aufgabe. Das Drama verlangte einen Führer des Aufstandes, der als Mittelpunkt und Seele des Ganzen das Interesse der Zuschauer auf sich koncentrirte. Zu einem solchen würde sich am besten ein Individuum geeignet haben, das, jenem Naturstande entwachsen, mit weiterm Blick die Lage des Volks überschaut hätte. Dagegen sträubte sich aber Schiller, und zwar, wie es scheint, in der Erinnerung an die Goethe'sche Auffassung des Tell. In dem thatkräftigen Manne, den er in den Mittelpunkt zu stellen gedachte, sollte sich, wie der specifische Charakter seines Volks, so auch die Kulturstufe desselben am schärfsten ausprägen. Die damaligen Schweizer, wie Schiller sie auffaßte, thaten im Ganzen das Rechte noch instinktmäßig und dachten nicht daran, „den Naturstaat in einen Vernunftstaat zu verwandeln"; sie wollten im Gegentheil ihren Naturstand bewahren und gegen die fremde Unnatur sicher stellen. Sie wollten ihre althergebrachten Lebensgewöhnungen festhalten, nicht aber im Sinne der neuern Volksaufstände Ideen vertheidigen und verwirklichen. Was sie zur Empörung trieb, war die Verletzung nicht sowohl allgemeiner politischer, als vielmehr natürlich menschlicher Rechte; es war die grausame Behandlung von Individuen mehr, als der auf der Gesammtheit lastende Druck. Um dies recht klar hervortreten zu lassen, hat Schiller zunächst die geschichtlich überlieferten Unbilden gegen Einzelne, die unzüchtige Zumuthung des Wolfenschießen, die Bedrohung Stauffacher's durch Geßler, die Blendung des alten Melchthal, die Unmenschlichkeit gegen Tell beibehalten und in den Vordergrund gerückt, dazu aber noch selbsterdachte Kränkungen, die Beraubung des geblendeten Melchthal um sein Vermögen, die Entführung der Bertha, die Mißhandlung der Armgart hinzugefügt. Erst diese Privatbeleidigungen drängten das Volk, auch über das Allgemeine nachzudenken, und riefen ihm die ererbten politischen Rechte in's Gedächtniß zurück. Indem die

Vögte die tiefste Wurzel, wodurch der Einzelne mit dem Ganzen zusammenhängt, die **Familie**, angriffen, empörten sie die Gesammtheit gegen sich.

Von gleicher Sinnesweise nun, wie das Volk, sollte der Held des Stückes sein, ja in ihm sich jene Sinnesweise potenzirt darstellen. Er sollte der Repräsentant des ganzen Demos, und somit, wie auch Goethe ihn dachte, selbst „eine Art von Demos" sein. Aber wie ließ sich damit seine Bestimmung zur Hauptperson des Dramas vereinigen? Der ächte dramatische Held handelt nach klar gedachten Zwecken, er bestimmt sich und die Umstände, es ist eine feste Folge und Verbundenheit in dem, was er thut und leidet. Nun thut aber in einem Naturvolk, als welches hier die Schweizer erscheinen, der Zufall mehr, als kluge Vorausberechnung; Noth und Bedürfniß geben überall die Anregung und den Ausschlag. Sollte auch hierin der Held des Stückes dem Volke gleichen, wie qualificirte er sich dann zu einem dramatischen Helden? Gewiß, es stand hier Schiller vor einem schwierigen Problem. Sehen wir, wie er es zu lösen versucht hat.

Ein Hauptkunstmittel, welches die Dichter anwenden, um das Bild eines **äußern** Gegenstandes, besonders des Menschen, der Phantasie des Lesers lebhaft zu vergegenwärtigen, ist die Darstellung des **Eindrucks**, den sein Erscheinen auf den Zuschauer macht. Lessing räth den Dichtern: „Malt uns das Wohlgefallen, welches die Schönheit verursacht, und ihr habt die Schönheit selbst gemalt." Das Mittel ist auch auf **innere** Gestalten, auf Charakterbilder anwendbar. Man kann mit gleichem Recht sagen: Stellt die Wirkung dar, die ein Charakter auf die umgebenden Personen macht, und ihr habt den Charakter selbst dargestellt. Nach dieser Regel verfuhr denn auch unser Schiller, um Tell als die Hauptgestalt des Dramas hervorzuheben. „Es gibt nicht zwei, wie der ist, im Gebirge" läßt er gleich in der ersten Scene Ruodi von ihm sagen. Hedwig wirft ihrem Gatten vor, daß er sich immer hinstellen lasse, wo Gefahr ist; das Schwerste werde auch jetzt sein Antheil werden, — worauf er antwortet: „Ein Jeder wird besteuert nach Vermögen." Geßler spricht höhnend zu ihm vor dem Apfelschuß: „Jetzt, Retter, hilf dir selbst — du rettest Alle!" Und als er nach dem Schuß in Fesseln fortgeführt wird, klagt Stauffacher: „O nun ist Alles hin! Mit Euch sind wir gefesselt alle und gebunden!" und die ihn umringenden Landleute rufen: „Mit Euch geht unser letzter Trost dahin!" Seine That auf eigene Faust bringt den Aufstand zum Ausbruch vor der bestimmten Zeit; und am Schluß des



Stückes lassen die Häupter des Rütlibundes und alle Landleute Tell, den Schützen, als den „Erretter“ hoch leben.

Freilich wäre diese indirekte Veranschaulichung seines Werths und seiner Tüchtigkeit viel wirksamer geworden, wenn der Dichter sie durch direkte Darstellung unterstützt, d. h. den Tell überall in erster Reihe handelnd, ordnend, leitend und beschließend vorgeführt hätte. Aber das würde ja seiner Intention widersprochen haben. Da Berathen, geheimes Vorbereiten, planmäßiges Ausführen nicht Sache und Stärke eines Naturvolkes ist, Tell aber ein solches treu und rein abspiegeln sollte, so konnte er dem Bunde nicht angehören, viel weniger sein Haupt und Lenker sein. Daher läßt ihn Schiller zu Stauffacher sagen: „Doch was ihr thut, laßt mich aus eurem Rath!“ Der Dichter lieh ihm eine geniale Thatkraft, wie Goethe eine geniale Dichterkraft besaß, die ohne weitere Reflexion das Nächste, Nothwendigste auf's vortrefflichste thut. „Wer zu viel bedenkt“, sagt er seiner Hedwig, „wird wenig leisten.“ Nur in rastlos sich erneuender Thätigkeit genießt dieser ächte Natursohn seines Lebens recht (III, 1). Als Stauffacher ihn fragt: „So kann das Vaterland auf Euch nicht zählen?“ antwortet er sehr charakteristisch:

> Der Tell holt ein verlornes Lamm vom Abgrund,
> Und sollte seinen Freunden sich entziehn?

Da die ganze Volksbewegung von Privatkränkungen ausgeht, so stellt er diesen Volkscharakter am reinsten dar, indem er beim Persönlichen stehen bleibt. Nur dem Einzelnen springt er bereitwillig bei, ohne selbst Anderer Hülfe in Anspruch zu nehmen; und obwohl er in der Freiheitsliebe von den Uebrigen nicht abweicht, beschränkt er doch seine Sorge auf die nächsten natürlichen Verhältnisse, auf Weib und Kind. Daß die Freiheit nicht untergehen werde, diese Ueberzeugung ergibt sich ihm einfach aus dem Vertrauen auf sich selbst.

Dann ist noch Eines, worauf Hoffmeister hingewiesen hat, zu berücksichtigen. Tell ist der Einzige, der innerhalb der Handlung Blut vergießt. Sollte seine Blutthat als gerechtfertigt erscheinen — und so wollte sie der Dichter erscheinen lassen — so mußte sie, wie sie auch im Gedicht bezeichnet wird — reine Nothwehr sein. Als solche stellt sie sich aber nur dar, wenn Tell's Sache von der des Bundes getrennt dasteht. Hatte er Gemeinschaft mit den Patrioten, so mußte es nothwendig den Anschein haben, als nehme er Rache an dem Unterdrücker des Landes, als suche er einen löblichen Zweck durch ein Verbrechen zu erreichen. Daß seiner That keine politischen Motive zu Grunde lagen,

ließ sich dramatisch nur durch Isolirung seiner Stellung darthun; und um diese isolirte Stellung legte Schiller den ganzen Charakter seines Helden gleichsam herum. „Der Starke", läßt er ihn selbst sagen, „ist am mächtigsten allein." Weil er ein Ganzes ist, weil in seinem Individuum eine Gattung liegt, kann er sich nicht dem Bunde anschließen.

Trotzdem steht mit seiner besondern Sache, seinem persönlichen Geschick die Sache und das Schicksal der Eidgenossen in engster Verbindung. Was er leidet, treibt den Zorn des Volks auf die Spitze und zeitigt dessen Schmerz zum Ausbruch in That und Abwehr; was er thut, reißt die Verbündeten fort zum Handeln vor der anberaumten Zeit. So steht also einerseits sein Charakterbild in dem innigsten Zusammenhange mit dem gesammten Volkscharakter, und anderseits ist seine besondere Angelegenheit mit der des Bundes verflochten. Hiernach erscheint die Anlage des Ganzen und der Verlauf der Handlung keineswegs so zwiespältig, als manche Kritiker sie aufgefaßt haben.

Das Bisherige hat uns von selbst zur Betrachtung der Charaktere des Stücks hinübergeführt. In Betreff des Hauptcharakters wäre noch etwa nachzutragen, daß man Tell's Unterwürfigkeit und Demuth gegen den Landvogt in Akt III, Sc. 3 als ein augenblickliches Heraustreten aus seinem mannhaften und freisinnigen Wesen getadelt hat. Aber der Dichter ist gewiß vielmehr zu loben, daß er hierin seinem „herodotischen" Tschudi beinahe wörtlich folgte. Ein moderner Freiheitsheld, der auch in dem höher Stehenden nur den Gleichberechtigten sieht, der seine Idee auch keck mit der Zunge verficht, sollte der Schütz Tell nicht sein. Trotz dem gebietenden Herrn gegenüber ist dem Landmann nicht eigen. Von der frommen Natur und der Gewohnheit des Gehorchens geleitet, ist er nachgiebig, ja unterwürfig, und duldet das Aeußerste, ehe ihn das empörte Rechtsgefühl zum Aeußersten treibt. Schiller hätte Tell's That nicht naturgemäßer motiviren und menschlicher rechtfertigen können, als durch das Benehmen, wodurch er den Tyrannen zu begütigen sucht.

Ueber die andern Männercharaktere muß ich mich kürzer fassen, und hebe nur die wichtigsten hervor. Fast alle sind auf die Natur, im Gegensatz zur verfeinerten Civilisation, gebaut. Der Drang des Lebens, das reale Bedürfniß ist es, was sie trägt und treibt. Sie sind gesund, einfach, mit sich selbst einstimmig, unmittelbar, wie die umringende Natur, mit der sie verwachsen sind. Die drei Häupter des Bundes repräsentiren zugleich nicht allein die drei Urkantone, sondern auch drei Lebensalter und die hierdurch bedingten Stufen der Charakterentfaltung.

zwar nicht der augenblicklichen Noth, aber der sichern Gefahr begegnend, wird der gereifte Mann, der begüterte, gastfreie Stauffacher der Stifter des Bundes. Hochgeehrt, wie er, unter den Landsleuten, aber als Greis bedachtsamer, tritt Walther Fürst weniger stark hervor. Der Jüngling Arnold von Melchthal ist ein mit der Handlung sich entwickelnder Charakter, und sein Wachsen vortrefflich motivirt; an seinem ungeheuren Schicksal und der großen Aufgabe, welche die Zeit ihm aufnöthigt, reift der freisinnige und begabte Jüngling schnell zum Manne. Diese drei Gestalten sind demnach, obwohl objektiv und individuell gezeichnet, doch zugleich symbolisch angelegt, d. h. sie treten nicht bloß als leibhaftige Einzelwesen, sondern gleichzeitig als Vertreter einer Gattung auf. Dasselbe gilt von den übrigen, selbst von ganz untergeordneten Figuren. Geßler stellt den tyrannischen Fürstenvertreter, Attinghausen das untergehende alte freiere, dem Volk wohlwollende Ritterthum dar; Rudenz ist anfangs der zum Fürsten, dann der zum Volk sich neigende, immer unselbständige neuere Adel. Ruodi ist die redselige Menge, Stüssi das geringe Volk; Jäger, Fischer, Hirten haben ihre Vertreter, die in wundervollen Liedern die poetischen Seiten ihrer Berufs- und Lebensweise zum Ausdruck bringen. Der Dichter scheint bei dieser symbolischen Kunstbildung der Charaktere es darauf abgesehen zu haben, mit Goethe in dessen natürlicher Tochter zu wetteifern, an welcher er, wie oben erzählt wurde, „die hohe Symbolik“ in der Behandlung des Gegenstandes bewunderte, wodurch alles Stoffartige vertilgt, und Alles nur Glied eines idealen Ganzen geworden sei.

Derselbe Kunststyl findet sich in der Zeichnung der Frauencharaktere unsers Stücks. Bertha ist die vaterländische Edle nach Geburt und Denkart; doch höher steht noch die großherzige, thatkräftige Schweizer-Portia, die Gattin Stauffachers, Gertrud. Auffallend mag es erscheinen, daß Schiller seinem Helden in Hedwig eine Gattin gegeben, welche das beschränkte Hausgefühl, die ausschließende Mutter- und Gattenliebe repräsentirt. Shakespeare verfuhr in seinem Coriolan eben so, und beide Dichter hatten dabei vielleicht den nämlichen Zweck, daß die Frauen ihren Männern zu hebenden Folien dienen sollten.

Eine Figur, die des Johannes Parricida, hat man oft, und nicht mit Unrecht, aus unserer Dichtung weggewünscht. Schon Bouterweck sagte: „Hier verwechselte Schiller das moralische Gefühl mit dem ästhetischen. Wenn unser Gefühl mit der That des Tell erst, nachdem sie geschehen, durch die Konfrontation mit dem Verbrechen des Johann von Schwaben versöhnt werden mußte, so war sie überhaupt keiner dramatischen Dichtung werth.“ Wie Schiller zu diesem apologetischen

Mißgriff kam, läßt sich erklären, ohne daß man ihn mit Goethe aus dem „Einfluß von Frauen" herzuleiten hätte. Er konnte sich ja von jeher in seiner Poesie von sittlich-politischen Rücksichten schwer losmachen. Die Erhebung der Schweizer dem modernen Revolutionswesen auf's bestimmteste entgegenzusetzen, war er das ganze Stück hindurch bedacht gewesen; da wollte er nun am Schluß noch Tell's besondere That als „gerechte Nothwehr eines Vaters, der seiner Kinder liebes Haupt vertheidigt", einer aus Privatrache verübten Mordthat entgegenstellen, und schoß damit über's Ziel. Er hat den Helden die That unter solchen Bedrängnissen und mit solcher innern Sicherheit vollziehen lassen, daß wir vollkommen beruhigt sind, und die schlimme Zusammenstellung mit Parricida, statt höherer Befriedigung, nur Zweifel in uns erregen kann, ob denn auch wirklich unser Gefühl Recht habe. Und das Bedenklichste hierbei aus künstlerischem Gesichtspunkt ist, daß dieser Streit der Empfindungen erst ganz am Schluß der Dichtung, wo die Katharsis vollendet sein sollte, in uns aufgeregt wird.

Wie an dieser Einzelnheit, so könnte man noch an einigen andern z. B. an der Einführung des Rudenz und der Bertha, die an Max und Thekla im Wallenstein erinnern, an dem etwas opernartigen Abschluß des Dramas, an den überschwänglichen Worten, welche der Dichter den einfachsten Menschen, wie dem Fischer im Akt IV, Sc. 1 („Raset, ihr Winde! flammt herab, ihr Blitze!) in den Mund legt, Anstoß nehmen. Aber was verschlägt das gegen die hohen Vorzüge dieses Werks, das uns überall erkennen läßt, wie die Kunst seines Verfassers, eben als sein Körper unter der ungeheuren Anstrengung des Geistes zusammenzubrechen begann, im Begriff stand, mit dem reinsten und klarsten Styl der einfachen, ruhigen Natur zusammenzufallen? Und wie hoch ist die Einwirkung anzuschlagen, welche die herrliche Dichtung auf die Belebung des freiheitlichen und vaterländischen Sinnes des deutschen Volkes geübt hat!

Das letzte seiner zu Ende geführten dramatischen Originalwerke hat uns so lange beschäftigt, daß seiner ungefähr gleichzeitigen Uebersetzungen französischer Dramen nur flüchtig gedacht werden kann. Ueber die Bearbeitungen der beiden Picard'schen Lustspiele „Der Parasit" und „Der Neffe als Onkel" genügt, was davon oben im vierzehnten Kapitel gesagt worden. Die Uebersetzung der Phädra, am 17. December 1804 begonnen und am 14. Januar 1805 beendigt, ein Seitenstück zu Goethe's Mahomet, hängt, wie dieser, mit dem Streben beider Dichter zusammen, der einbrechenden Kunstanarchie durch die französische Regelmäßigkeit einen Damm entgegenzusetzen. Jenes

Schutzgedicht „An Goethe, als er den Mahomet auf die Bühne brachte", dient auch der Phädra zur Rechtfertigung. Sie ist, wie die späteste, so auch die gelungenste, wenigstens die wenigste von allen Uebersetzungen Schiller's, und man sieht es ihr wahrlich nicht an, in wie leidensvollen Tagen sie entstanden ist.

Eine vortreffliche Dichtung, worin Dramatisches und Lyrisches sich miteinander verwebt, ist die gegen den Schluß des vorigen Kapitels erwähnte Huldigung der Künste. Sie legt Schiller's reiffte Grundideen über Kunst und Poesie dar und kann als sein ästhetisches Testament betrachtet werden. Zur Begrüßung der neuvermählten Erbprinzessin von Weimar, Maria Paulowna Großfürstin von Rußland, bestimmt, bewegen sich die Wechselreden der auftretenden Personen um den Gedanken, daß sich der Fürstin die Künste als Ersatz darbieten für Manches, was ihr die kleinern Verhältnisse Weimar's nicht gewähren können. Da schildert denn zuerst der Kunstgenius den Werth der Künste überhaupt, und sodann der Reihe nach jede einzelne Kunst sich selbst, immer mit zarter Beziehung auf die Gefeierte und ihre Familie; und zuletzt stellen sie einmüthig in harmonischem Bunde sich den Wünschen der Fürstin zu Gebot. „Ein schöneres, poetischer erfundenes Gelegenheitsgedicht" — so urtheilte schon früher ein Kunstrichter mit Recht — „ist wohl nie auf das deutsche Theater gebracht worden."

Es wird dem Leser, indem ich ihm nunmehr die kleinern Poesien der letzten Lebensjahre Schiller's vorführe, nicht Wunder nehmen, daß die lyrische Muse ihm nur wenige Gaben bot, während er mit so glühendem Eifer der dramatischen diente. Vom Frühjahr 1803 bis zu seinem Lebensende entstand kaum ein Dutzend selbständiger lyrischer oder lyrisch-epischer Gedichte, und von diesen verdankt beinahe die Hälfte ihren Ursprung seinen dramatischen Arbeiten. Drei andere reihen sich als Nachwuchs an jene durch Goethe's Mittwochskränzchen hervorgerufenen Gesellschaftslieder des Jahrs 1802. Von ihnen möge zuerst die Rede sein.

Das umfangreichste derselben, Das Siegesfest, gehört nur der Ausführung nach dem Jahr 1803, der Konception nach dem Jahr 1801 an. Schiller sandte es den 24. Mai 1803 an Goethe mit der Bemerkung, es sei die Ausführung einer Idee, die ihm vor anderthalb Jahren das Kränzchen eingegeben. Weil ein Gesellschaftslied, das nicht einen poetischen Stoff behandle, leicht in den platten Ton der Freimaurerlieder einschlage, sei er gleich in das volle Saatenfeld der Ilias hineingefallen, und habe sich geholt, was er nur schleppen konnte. In seinem Notizenkalender heißt es unter dem 22. Mai 1803: „Helden vor

Troja fertig." Die Strophenform ist dieselbe, wie im begeisterten Hymnus „An die Freude", aber der Inhalt himmelweit verschieden und zur Belebung gesellschaftlicher Lust wenig geeignet. Furchtbare Gegensätze im Loos der Sterblichen, dunkle Räthsel des Schicksals schildert das Gedicht in den acht ersten Strophen; dann preist es den Ruhm, der uns überlebt, die heldenmüthige Aufopferung für's Vaterland, die auch der Feind anerkennt, des Bacchus Gabe, die uns in süße Vergessenheit des Leidens wiegt, und zuletzt tritt die Seherin Kassandra auf, die in des Lebens Tiefen blickt, und bezeichnet alles irdische Wesen als Rauch und Schaum, woraus dann die Lehre hergeleitet wird, daß man die Stunde genießen müsse. Das ist freilich ein poetischer Stoff, aber gewiß kein dem Gesellschaftsliede zusagender Inhalt. — Etwas frühern Ursprungs war das Punschlied „Vier Elemente, Innig gesellt". Schiller verwies in einem Brief an Körner vom 20. Juni 1803 auf dasselbe als bereits im zweiten Bande seiner Gedichte befindlich. Das Lied fällt unter Schiller's kleinern Gedichten schon durch seine knappe, trefflich behandelte metrische Form auf; und, wie diese, ist auch der ganze sprachliche Ausdruck ungemein körnig und kräftig, der Inhalt enge zusammengedrängt. Aus vier Elementen ist die Körperwelt zusammengesetzt, aus vier Elementen wird der Punsch bereitet, vier Elemente bilden auch das Menschenleben — das ist das Thema des anmuthigen Liedes. Es laufen also hier nicht, wie gewöhnlich in sinnbildlich vergleichenden Gedichten, zwei, sondern drei Parallelreihen von Vorstellungen nebeneinander, so jedoch, daß stellenweise eine Lücke in der einen oder andern Reihe bleibt. — Eine eben so gelungene Produktion ist das Punschlied im Norden zu singen, das Schiller den 20. Juni 1803 durch Zelter an Körner schickte. Es stellt dem kraftvollen Wirken der Natur im Süden die erfindungreiche Thätigkeit der Kunst, die auch den Norden zu erheitern weiß, gegenüber, und hebt als Repräsentanten der Naturerzeugnisse den Wein, als den der Kunsterzeugnisse den Punsch hervor. Die Ueberlegenheit dessen, was Natur lebendig bildet, wird zwar anerkannt, aber als Würze des Genusses der Kunstprodukte das Bewußtsein gepriesen, daß wir sie der Geisteskraft des Menschen verdanken.

Als ein einzeln stehendes Gedicht des Jahrs 1803 ist Der Pilgrim zu erwähnen, dessen Konception vielleicht einer frühern Zeit angehört. Es befand sich schon im zweiten Band der Gedichte, den Schiller am 20. Juni 1803 an Körner schickte. Wie das Mädchen aus der Fremde, ist es allegorischer Art, und zeichnet sich auch, wie jenes, durch leichten, gefälligen Ausdruck und durch Klarheit und Einheit des

Bildes aus. Dem Sinne nach ist es dem Gedicht „Sehnsucht“ verwandt, hinter dem es auch in der Sammlung eingereiht ist, und versinnbildlicht entweder überhaupt das vergebliche Ringen nach dem Ideal, oder, was mir wahrscheinlicher ist, der Pilger bedeutet den Forscher nach beruhigender Wahrheit, den seinem Ziel immer fern bleibenden Waller nach dem Lande eines ungetrübten Seelenfriedens.

Von den mit Schiller's Dramen in Beziehung stehenden Gedichten ist Der Jüngling am Bach für das am 5. Mai 1803 beendigte Lustspiel „Der Parasit“ geschrieben worden, und daher spätestens im April 1803 entstanden. Die Romanze bildet gewissermaßen ein Gegenstück zu „Des Mädchens Klage.“ In dieser spricht die Trauer um entschwundenes Liebesglück aus dem Munde des Mädchens, in jener ein ungestilltes Verlangen aus dem Munde des Jünglings; dort sitzt die Klagende „an des Ufers Grün“, hier der Sehnsüchtige an der rieselnden Quelle. Weder in dem einen, noch dem andern Gedicht drückt sich eine individuell motivirte Stimmung noch eine Charaktereigenthümlichkeit der Person aus. — Weit objektiver gehalten sind drei neben dem Drama Tell entstandene Gedichte: Der Graf von Habsburg, das Berglied und Der Alpenjäger. Der Graf von Habsburg, unter Schiller's Balladen die letzte, gehörte zu den „poetischen Fabrikaten“, die Schiller am 24. Mai 1803 einem Briefe an Goethe beilegte. Sie entsprang aus den Vorstudien zum Tell, wie der Kampf mit dem Drachen aus denen zu den Maltesern. Als seine Quelle bezeichnet Schiller selbst in einer Anmerkung zum Gedicht den Historiker Tschudi, der in seiner Helvetischen Chronik das Zusammentreffen Rudolph's von Habsburg mit dem Priester erzählt. Der Grundidee nach liegt unsere Ballade dem christlichen Volkssinne nicht minder nahe, als der Gang nach dem Eisenhammer. Fromme Demuth wird durch hohen irdischen Glanz belohnt, die gute That mit der Vergeltung augenfällig verknüpft. Dagegen weicht in der Behandlungsweise des Stoffs der Graf von Habsburg vom Gange nach dem Eisenhammer ganz ab und zeigt wieder Schiller's dramatischen Balladenstyl. Während er dort einfach der Erzählung folgte, wie sie in der Quelle vorlag, dichtete er hier die Scene zu Aachen, das Auftreten des Sängers, die Identität desselben mit dem Priester hinzu, vereinigte dadurch zwei von einander entfernte Zeiten, die Prophezeiung und ihre Erfüllung, die fromme That und ihren Lohn in Einen begränzenden Rahmen, und brachte so eine scenische Einheit und Abrundung, ähnlich wie im Kampf mit dem Drachen, hervor. Der sprachliche Ausdruck ist, dem lyrischen Gefühlsschwunge entsprechend, lebendig und gehoben. — Das

Berglied ist zu Anfange des Jahrs 1804 entstanden. Am 26. Januar sandte Schiller es als „eine kleine poetische Aufgabe zum Dechiffriren" an Goethe, welcher darauf antwortete: „Ihr Gedicht ist ein sehr artiger Stieg auf den Gotthardt, dem man sonst noch allerlei Deutungen zufügen kann." Schiller folgte in der Schilderung des Weges bis zum Urserntthal der Beschreibung bei Fäsi (II, 195 ff.). Seinem Hauptinhalt nach findet sich das Gedicht in der vorletzten Scene des Tell wieder, und die Eingangsscene des Dramas enthält ein Berglied von verwandtem Charakter („Es donnern die Höhen, es zittert der Steg"). — Was die Entstehungszeit des Alpenjägers betrifft, so findet sich in Schiller's Kalender unter dem 5. Juli 1804 die Notiz: „An Becker nebst dem Alpenjäger." Doch dürfte das Gedicht, wie das nächstvorige, schon zu Anfange des Jahrs 1804 über der Arbeit am Tell begonnen, wenn auch erst im Sommer abgeschlossen worden sein. Die zu Grunde liegende, mannigfach variirende Volkssage fand er ohne Zweifel in einer der zahlreichen Schriften, die er für den Tell las. In K. V. von Bonstetten's Schriften (Zürich 1793) hat sie in den Briefen über ein schweizerisches Hirtenland folgende Gestalt: „Alte Eltern hatten einen ungehorsamen Sohn, der nicht wollte ihr Vieh weiden, sondern Gemsen jagen. Bald aber ging er irre in Eisthäler und Schneegründe. Er glaubte sein Leben verloren. Da kam der Geist des Berges und sprach zu ihm: Die Gemsen, die du jagst, sind meine Heerde; was verfolgst du sie? Er aber ging nach Hause und weidete das Vieh." Als Grundgedanke blickt aus dem Gedicht hervor: die wildschweifende Jünglingskraft, zu deren Zügelung liebevolle Warnung nicht ausreicht, wird durch die erhabene Gewalt der Natur in die dem Menschen gesetzten Schranken zurückgewiesen. — Mit den schönen Stanzen Wilhelm Tell begleitete der Dichter das Exemplar seines gleichnamigen Dramas, das er am 25. April 1804 seinem Gönner, dem damaligen Kurfürsten Erzkanzler von Dalberg, übersandte. Das Gedicht schließt sich an das Drama, wie „Thekla" an den Wallenstein und „Das Mädchen von Orleans" an die Jungfrau, als ein apologetisches Poem.

Es bleiben noch drei Stammbuchblätter zu erwähnen. Bei zweien ist die Entstehungszeit zweifelhaft. Die Verse In das Folio-Stammbuch eines Kunstfreundes führt Hoffmeister unter den Produkten des Jahrs 1804 an letzter Stelle mit beigefügtem Fragezeichen auf. — Goedeke theilt in seiner historisch-kritischen Ausgabe nach einem Exemplar in der Hamburger Stadtbibliothek folgende Verse In ein Stammbuch mit, die er vermuthungsweise in's Jahr 1803 setzt:

Zerstöre keinem Kinde
Sein buntes Kartenschloß;
Reiß nur des Irrthums Binde
Dem Mann von starker Seele los.
Doch — a h n d e s t du nur Wahrheit,
Und schaust noch selbst kein Sonnenlicht,
So reich zu höh'rer Klarheit
Ihm deine Lampe nicht. —

Die Verse Einem Freunde in's Stammbuch, Herrn von Mecheln aus Basel, schrieb Schiller den 16. März 1805. Es war höchst wahrscheinlich das letzte kleine Gedicht, das er verfaßte. Die Schlußworte „und so ist ewige Jugend dein Loos" können wir auf ihn selbst zurückwenden; denn er lebt im Andenken der Nachwelt, nicht wie Goethe als ein würdiger Greis, der seine Laufbahn vollendet hat, sondern als ein jugendlich strebender Mann fort.

Sechszehntes Kapitel.

Todesahnungen. Schiller's Gemüthsentfaltung am Lebensende. Erkrankung im Februar 1805. Arbeit am Demetrius. Abermalige Erkrankung zu Ende Aprils. Schiller's Tod und Begräbniß. Weltantheil. Goethe's Trauer.

Das Jahr 1805 eröffnete sich unter trüben Aspekten für Schiller, und zugleich für Goethe. Letzterer, der bei aller Geistesklarheit nicht frei von einem ererbten abergläubischen Hange war und sich mitunter durch Vorgefühle beängstigen ließ, fand beim Durchlesen seines Glückwunschbillets zum neuen Jahr an Schiller, daß er geschrieben hatte: „zum letzten neuen Jahr." Voll Schrecken zerriß er das Billet, begann ein neues, und enthielt sich, als er wieder an die betreffende Stelle kam, nur mit Mühe der Wiederholung des ominösen Wortes „letzten". Noch denselben Tag vertraute er der Frau von Stein seine Vorahnung, daß entweder er oder Schiller im Lauf des Jahres scheiden werde. Anlaß zu Besorgniß bot allerdings Beider Gesundheitszustand; denn auch Goethe kränkelte, und manchmal recht schmerzlich, den Winter und das Frühjahr hindurch; doch ungleich tiefer war Schiller's Körper zerrüttet. Seit dem vorigjährigen Krankheitsanfall in Jena waren seine

physischen Kräfte sehr gesunken; die Gesichtsfarbe hatte sich in's Graue verändert, sein Gang wurde unsicher und die Haltung etwas gebückt, so daß die Freunde oft darüber erschraken; denn bisher war man gewohnt, die hohe Gestalt mit der breiten Brust, das Haupt ein wenig zur Seite geneigt, festen militairischen Schrittes daherwandeln zu sehen wobei er den Stock in der Rechten zu schwenken pflegte. Schiller ahnte wohl, was ihm bevorstand, kämpfte aber fortwährend, wie ein Held gegen Körperschwäche und Kleinmuth. Tief berührte ihn gegen Jahresanfang die Nachricht von dem Hinscheiden Huber's, des Freundes aus der Leipzig-Dresdener Periode, wenn er gleich, seit dessen Verhältniß zu Körner's Schwägerin Dora sich gelöst hatte, mit ihm nicht mehr in Verbindung stand. Der Tod des Mitgenossen schöner Tage ließ ihn nur noch dessen gedenken, was der unglückliche Freund ihm einst gewesen war.

Ueberhaupt entfaltete sich seine Gemüthswelt im letzten Winter und Frühjahr, während sein Leib dahinwelkte, zu der reichsten Blüthen- und Fruchtfülle; er war gerade in jenen Krankheits- und Leidenstagen der liebenswürdigste Mensch. „Eine unaussprechliche Milde", schreibt seine Schwägerin Karoline, „durchdrang sein ganzes Wesen und gab sich kund in all seinem Denken und Empfinden; es war ein wahrer Gottesfrieden in ihm." Sogar für Heterogenes wurde seine Natur, als ob sie zum Lebensabschluß sich noch rasch hätte erweitern wollen, liebevoll empfänglich. An Herder's Philosophie der Geschichte der Menschheit hatte er nie recht Geschmack finden können; jetzt sagte er: „Ich weiß nicht, wie mir ist; dies Buch spricht mich jetzt auf eine ganz neue Weise an und wird mir sehr lieb." Auch sein Gefühl für Musik schien sich zu erhöhen. Als er die Arie Zingarelli's Ombra adorata aspetta aus Romeo und Julie seelenvoll vortragen hörte, war er auf's tiefste bewegt und gestand, daß ihn nie ein Gesang so mächtig ergriffen habe. Heinrich Voß, der Sohn des berühmten Homer-Uebersetzers, seit dem Frühjahr 1804 Gymnasiallehrer in Weimar und Schiller's wie Goethe's Hausfreund, äußert wiederholt in seinen Nachrichten über Schiller's letzte Lebenstage, jener Vers „Diesen Kuß der ganzen Welt!" sei bei ihm keine Dichterhyperbel, sondern wahrster Gemüthsausdruck gewesen; mit einer ächten Christusliebe hätte er gern alle Menschen als Brüder in seine Arme geschlossen. Erscheint in seinen Schriften das Erhabene dem Schönen überlegen, so war umgekehrt, besonders während der spätern Jahre, in seinem Leben die Anmuth noch größer als die Würde; und man fühlte sich noch mehr gedrungen ihn zu lieben, als man ihn verehren mußte.

Einzig schön und innig war sein Verhältniß zu seinen Kindern. Die Kinder lieben, wie er, kann nur ein Mensch, der, wie er, aus den weiten Irrgängen der Kultur zuletzt selbst wieder zum Kindessinne zurückgekehrt ist. Wie seine Dichtung, war auch sein Leben, als es sich zum Ende neigte, bei einer zweiten, höhern Natur angelangt. Bei Tisch saß er meistens zwischen zweien seiner Kleinen und liebkoste sie und tändelte mit ihnen. Wenn eines zu ihm auf sein Zimmer kam, so kletterte es an ihm hinauf, ihn zu küssen, was oft Mühe genug kostete, da seine Figur so lang war, und er nichts that, um des Kindes Aufgabe zu erleichtern. Heinrich Voß fand ihn mehrmals auf der Erde liegend im Spiel mit einem der Kleinen, und Frau Griesbach erzählte, in Jena, als er noch in ihrem Hause wohnte, habe er oft mit seinem Karl Löwe und Hund gespielt, wobei abwechselnd der Alte und der Junge den Löwen gemacht habe, und beide auf allen Vieren herumgekrochen seien. Wie viel Schweres ihm das Schicksal im Leben aufgebürdet hatte, von einer Seite war er glücklich, wie Wenige. In seiner Frau und den Kindern, schrieb er einmal an Fischenich, habe ihm der Himmel nichts als Freude gegeben.

Jeder muß von einem Gefühl, wie beim Anschaun der Katastrophe eines erhabenen Trauerspiels, ergriffen werden, der Schiller's letzte Lebenszeit betrachtend sich in das, was damals sein Seelenleben bewegte, hinein zu denken und zu empfinden vermag. Das war kein Scheiden, wie das eines gewöhnlichen Sterblichen. Aus einem holden Familienzirkel, einem Kreise liebender und verehrender Freunde, aus äußern Verhältnissen gerissen zu werden, die nach langem mühevollem Ringen sich endlich freundlicher zu gestalten beginnen — das widerfährt auch hundert Andern. Aber die Trauer um eine Fülle von Geistesschätzen, die man ungehoben mit in's Grab nehmen muß, das ist ein Schmerz, den das Schicksal nur wenigen Auserlesenen auferlegt. Und dennoch trug er auch diesen Schmerz mit einer staunenswürdigen Fassung und benutzte jeden Moment, der ihm noch vergönnt war, zu rastlosem Schaffen und Wirken.

Wie schon früher erzählt worden, beschäftigte sich Schiller in der ersten Januarhälfte, unvermögend zu einer Originalproduktion, mit der Beendigung der Uebersetzung der Phädra. Sie trug ihm zu seiner großen Freude den wärmsten Dank des Herzogs ein. Gegen die Mitte des Monats wurden die Seinigen von einem epidemischen Schnupfenfieber ergriffen; auch er selbst begann sich unwohler zu fühlen. „Leider geht's uns allen schlecht“, schrieb er den 14. Januar an Goethe, „und der ist noch am besten dran, der, durch die Noth gezwungen, sich mit

dem Kranksein nach und nach hat vertragen gelernt." Die nächsten acht Tage, fügte er hinzu, werde er an einen Versuch wenden, ob er sich zum Demetrius in die gehörige Stimmung versetzen könne. Der Versuch mißlang, wie es scheint; denn unter dem 24. Januar heißt es in seinem Notizenkalender: „Heute an die Kinder des Hauses gegangen." Aber auch in diese Arbeit kam bald eine Unterbrechung. In der ersten Februarhälfte wurden Schiller und Goethe ungefähr gleichzeitig von einer ernstlichen Krankheit darnieder geworfen. Goethe's Uebel war eine mit heftigen Krämpfen verbundene Nierenkolik, Schiller's Leiden ein katarrhalisches Nervenfieber. In seinem Kalender finden wir unter dem 9. und 11. Februar nächtliche Fieberanfälle notirt. Beinahe zwei Wochen dauerte die Krankheit fort, und immer über den dritten Tag kam ein Fieberparoxysmus, der oft sehr heftig war.

Der gute Heinrich Voß, der bei Schiller und Goethe abwechselnd wachte, und auch am Tage ihnen oft zur Seite war, erzählt, Goethe sei ein etwas ungeduldiger Kranker, Schiller dagegen die Sanftmuth selbst gewesen. Schnell war er getröstet, so oft eines der Kinder kam. Als er Abends einmal aufstand, im Zimmer hin- und herzugehen, griff ihm Voß unter die Arme. „Bin ich denn wirklich so hinfällig?" fragte er, trat an den Tisch, putzte das Licht und rief triumphirend: „Voß, ich bin nicht matt, ich habe das Licht mit steifem Arm putzen können!" Gegen Mitternacht ward er unruhiger und bat seine wach gebliebene Lotte, sich zu entfernen. Als sie zögerte, wiederholte er dringender, dann mit Heftigkeit den Wunsch. Kaum war sie die Treppe hinunter, so sank er bewußtlos in Vossens Arme. Aus liebevoller Rücksicht für die Gattin hatte er der Ohnmacht gewehrt, die nun um so gewaltsamer hereinbrach. Voß rieb ihm Brust und Schläfe mit Weingeist. Wieder zu sich gelangt, fragte er sogleich: „Hab' ich verwirrt gesprochen? Hat meine Frau was gemerkt?" Voß verneinte Beides feierlich. Da begann er denn bald wieder zu scherzen und verglich sich mit Mahomet, der einmal während der Zeit, wo er den Kopf in's Wasser steckte und wieder herauszog, ganze vierzehn Jahre durchlebt habe; so seien auch ihm während der Ohnmacht wohl hundert Dinge durch den Kopf gefahren.

An einem der folgenden Abende wollte er durchaus nicht, daß Voß bei ihm wache. Endlich merkte Voß, die Redoute jenes Abend sei Schuld daran, und Schiller wolle ihm, dem fleißigen Maskeradebesucher, die Freude nicht rauben. Hierüber bis zu Thränen gerührt, sagte Voß: „Mein bester Herr Hofrath, Sie wissen nicht, welch ein Vergnügen es für mich ist, bei Ihnen zu wachen." Da reichte ihm Schiller freundlich

einwilligend die Hand und fing sogleich wieder an zu scherzen: „Sie hätten nur auf die Maskerade gehen sollen; vielleicht wäre ich Ihnen nachgeschlichen. — Nicht wahr? Da wären Sie doch erschrocken und hätten geglaubt, ich sei gestorben, und mein Geist sei es, der sie heimsuche.“ Voß mußte in dieser Nacht durchaus eine Pfeife rauchen und sich so setzen, daß er wenigstens den Dampf davon kostete und so einen Vorschmack seiner Gesundheit einathmete.

Gegen den 20. Februar begann die Krankheit zu weichen. „Wie kindlich froh war da der Mann!“ erzählt Voß. „Wie zählte er die Bissen, die er aß, und freute sich, daß er wieder so kräftig speisen konnte! Wie spielte der liebenswürdige Hausvater mit seinen Kindern! Er gestattete der kleinen Karoline, in der Kaffeestunde bei ihm zu „schmarutzen“. Die kleine Emilie nahm er auf den Arm, küßte sie, und sah sie dann mit einem Blick voll verschlingender Innigkeit an, recht als wollte er sein unendliches Glück im Besitz dieses Kindes zu Ende denken. Wie fröhlich war er, als ich zum ersten Mal wieder mit ihm spazieren fuhr! In den noch unbelaubten Bäumen sah er einem baldigen Frühling entgegen. An den Frühling knüpfte er Reisepläne, an die Reisen Gesundheit und an die Gesundheit — Werke.“

Indeß so frohgemuth und hoffnungsreich, wie er sich hier dem jungen Freunde und den Seinigen gegenüber gab, war es ihm nicht immer um's Herz. Ein Billet aus diesen Tagen an Goethe verräth, daß auch dem rüstigsten Geist in einzelnen Momenten der Muth sank. „Es ist mir erfreulich“, schrieb er den 22. Februar, „wieder ein paar Zeilen von Ihrer Hand zu sehen, und es belebt wieder meinen Glauben, daß die alten Zeiten zurückkommen können, woran ich manchmal ganz verzage. Die zwei harten Stöße, die ich nun in einem Zeitraum von sieben Monaten auszustehen gehabt, haben mich bis auf die Wurzeln erschüttert, und ich werde Mühe haben, mich zu erholen. Zwar mein jetziger Anfall scheint nur die allgemeine epidemische Ursache gehabt zu haben; aber das Fieber war so stark, und hat mich in einem so geschwächten Zustand überfallen, daß mir eben so Muthe ist, als wenn ich aus der schwersten Krankheit erstünde; und besonders habe ich Mühe, eine gewisse Muthlosigkeit zu bekämpfen, die in meinen Umständen das schlimmste Uebel ist.“

Der Eifer, womit in diesen Tagen Schiller's Einbildungskraft sich in den weitesten und kühnsten Reiseprojekten erging, läßt der ähnlichen Pläne gedenken, denen wir so oft bei unheilbaren Brustleidenden im letzten Stadium ihrer Krankheit begegnen. Während er, wie er von Attinghausen sagt, in stets engerm Kreise sich dem engsten und letzten,

wo alles Leben stille steht, langsam zubewegte, schien sein Geist der physischen Nothwendigkeit zu spotten. Ihn verlangte, die Heimath Tell's zu sehen, sie mit seiner Schilderung zu vergleichen. Als aber die Seinigen, auf diesen oft wiederkehrenden Wunsch eingehend, den Plan näher besprachen, sagte er: „Alle Projekte, die ihr für mich macht, laßt nur nicht über zwei Jahre sich hinaus erstrecken". Dann wollte er das stille, waldumkränzte Bauerbach, das Asyl seiner Jugendjahre, wiedersehen, und von dort aus die Schwestern zu Meiningen und in Schwaben besuchen. Voll tiefer Sehnsucht nach dem Meere suchte er ein ander Mal mit Lotte und Karoline den kürzesten Weg dorthin auf, entwarf den Plan einer Reise nach Kuxhafen und dachte sich schon von dem lieben Voß in die Hütten der ehrlichen, gastfreien Dithmarsen eingeführt. Eine Reise nach dem Mittelmeer, meinte er, sei zu kostspielig für ihn, da er sich nicht von seiner Familie trennen könne. Dann rief er wieder aus: „Ich glaube noch nach China zu kommen; freilich würde es schwer halten, aber raubte man mir die Hoffnung mit eiserner Strenge, es würde mich unglücklich machen."

Das sehnsüchtig erharrte Wiedersehen Goethe's fand in den ersten Tagen des März statt. Voß, der ihn bei Goethe angemeldet hatte und dem rührenden Auftritt beiwohnte, erzählt: „Sie fielen sich um den Hals und küßten sich in einem langen, herzlichen Kuß, ehe einer von ihnen ein Wort hervorbrachte. Keiner erwähnte weder seiner Krankheit, noch der des Andern, sondern beide genossen der ungemischten Freude, wieder mit heiterm Geiste vereint zu sein." In der ersten Märzhälfte sahen sie einander noch mehrmals; doch als dann ein scharfer Nordwind eintrat, hielt Schiller sich auf Goethe's Rath zu Hause und widmete sich in der Zurückgezogenheit mit doppeltem Eifer dem Demetrius. „Ich habe mich", schrieb er den 27. März an Goethe, „mit ganzem Ernst endlich an meine Arbeit, den Demetrius, angeklammert, und denke nun nicht mehr so leicht zerstreut zu werden. Es hat schwer gehalten, nach so langen Pausen und unglücklichen Zwischenfällen wieder Posto zu fassen, und ich mußte mir Gewalt anthun. Jetzt aber bin ich im Zuge." So trug er die Thätigkeit bis an den Rand des Grabes; die Geisteskraft siegte noch einmal über das körperliche Leiden; sein scheinbares Genesen war ein letztes, das baldige Erlöschen kündendes, aber glänzendes Aufleuchten der Lebensflamme. Denn der Demetrius, womit er von uns Abschied nahm, ist zwar nur ein Torso, aber einer, der die Hand des vollendeten Künstlers verräth. Betrachtet man eingehend, was sich an Entwürfen, Skizzen und Bruchstücken theils in Schiller's Werken, theils in Hoffmeisters Supplementen dazu (III, 301

bis 347) findet, so gewinnt man die Ueberzeugung, daß das völlig ausgeführte Werk durch geheimnißvolles, wunderbares Spiel des Schicksals, durch Mannigfaltigkeit und Glanz der Situationen, durch Reichthum der Begebenheiten und Charaktere die frühern Stücke sämmtlich übertroffen haben würde.

Wahrscheinlich war es der Aufenthalt W. v. Wolzogen's am Kaiserhofe zu Petersburg, was Schiller's Aufmerksamkeit dem Norden und der russischen Geschichte zuwandte; und die Verehrung und die Zuneigung, die er der Großfürstin Maria Paulowna widmete, gab wohl bei der Abwägung der beiden verwandten Sujets Demetrius und Warbeck den Ausschlag zu Gunsten des erstern. Zugleich mochte es für den Dichter einigen Reiz haben, mit diesem Gegenstande den geographischen Bezirk seiner dramatischen Poesie erweitern zu können, was nicht der Fall war, wenn er den Warbeck wählte. Hatte doch bisher schon seine tragische Muse Deutschland und Böhmen (die Räuber, Kabale und Liebe, Wallenstein), Italien (Fiesko), Sicilien (die Braut von Messina), Spanien (Don Karlos), England (Maria Stuart) und Frankreich (die Jungfrau) durchschritten; wie schön, wenn sie nun auch fern in Polen und auf den endlosen Ebenen des Czaarenreichs ihr Banner aufpflanzte!

Wenn eben von einem seltsamen Schicksalsspiel in dieser Tragödie die Rede war, so soll damit nicht gesagt sein, daß Schiller hier auf die Schicksalsidee, die der Braut von Messina zu Grunde liegt, zurückzugreifen gedachte; vielmehr sollte Alles durchaus natürlich motivirt und vor dem Verstande gerechtfertigt werden. Aber in den tiefsten Abgründen des Seelenlebens und in einer, wenn gleich naturgemäßen, doch ergreifenden und wie ein Wunder überraschenden Verkettung der Ereignisse sollte das tragische Pathos wurzeln. Darin würde also hauptsächlich Schiller's Fortschritt in dieser Tragödie und ihr Charakteristisches bestanden haben, daß er zwar den natürlich menschlichen und objektiv geschichtlichen Boden des Tell nicht verlassen hätte — denn das Drama sollte den anarchischen Wendepunkt der russischen Geschichte mit einer herzerhebenden Perspektive in die Zukunft darstellen —, daß er aber in diesem modernen Genre und Geist einen Charakter und eine Fabel, die in sich selbst weit verhängnißvoller und tragischer als die Braut und Wallenstein sind, ausgeführt haben würde.

An Großartigkeit und dramatischer Bewegung hätte der Krakauer Reichstag die Rütli-Scene eben so weit überboten, als die ganze Tragödie das Schweizergemälde. Auch wäre Demetrius wahrscheinlich in noch höherm Grade, als Tell, ein objektiv gehaltenes Drama geworden.

Wie umfassende und gründliche Vorstudien Schiller gemacht, um das neue Stück mit naturgetreuen und lebensvollen Gestalten zu füllen, erkennt man aus dem in Hoffmeister's Supplementen Mitgetheilten. Legte er sich doch sogar zu diesem Zweck eine Sammlung russischer Sprüchwörter an. Das polnische, das russische, das Kosakenwesen, das Land, das Klima — Alles sollte zur lebendigsten Anschauung gebracht werden.

Was die Charaktere betrifft, so wäre neben Demetrius, welchen der Dichter selbst in den seinen Werken einverleibten Skizzen charakterisirt hat, neben Boris, Romanow und vielen andern bedeutsamen Männergestalten in Marina, Marfa, Axinia höchst anziehende Frauenfiguren vorgeführt worden — eine Mannigfaltigkeit beiderlei Geschlechts, wie nicht leicht in einem andern Schiller'schen Drama. Die klarsehende, hochfahrende Marina ist eine Natur von tragischer Größe; ihren Charakter zeichnen die Verse:

> O unschmackhafte Wiederkehr des Alten!
> Langweilige Dasselbigkeit des Daseins!
> Lohnt sich's der Müh zu hoffen und zu streben?
> Die Liebe oder Größe muß es sein;
> Sonst alles Andre ist mir gleich gemein.

Eine ganz neue Figur in der Reihe der Schiller'schen Frauengestalten ist die Czaarin Marfa. Ihren bodenlosen Gram, der keinen Ersatz will für's Unersetzliche, und dann, bei der Nachricht, daß ihr Sohn noch lebe, ihr hervorbrechendes Muttergefühl hat Schiller mit einer solchen Macht und Wahrheit geschildert, daß vielleicht an dieser Schilderung ihm das Herz brach. Der Monolog der Marfa ist das Letzte, was er geschrieben hat. Man fand nach seinem Tode das Manuskript desselben auf seinem Schreibtisch. Welches Weh mochte es für ihn sein, von einem so glänzend begonnenen Werke scheiden zu müssen!

Und wie viele Stoffe noch hatte er künftigen Tagen aufgehoben, um sie näher zu prüfen und eventuell in Angriff zu nehmen! Es hat sich nicht weniger als ein Viertelhundert von Titeln projektirter Dramen erhalten. Da finden sich eine „Sicilianische Vesper", ein „Henry IV. oder Biron", eine „Gräfin von St. Geran", eine „Charlotte Corday", eine „Bluthochzeit von Moskau", „Die Gräfin von Flandern", „Graf Königsmark", eine „Elfriede", eine „Rosamund oder die Braut der Hölle", ein „Themistokles", „Der Tod des Britannikus", „Das Schiff" u. s. w.

Im April setzte der Genesende seine Arbeit eifrig fort; doch versäumte er auch nicht, durch bisweiligen Besuch Goethe's oder ein Er-

scheinen bei Hofe oder eine Promenade bei gutem Wetter sich zu erheitern. Auf einem Spaziergang im Park — es war sein letzter — äußerte er gegen seine Schwägerin Karoline: „Wenn ich nur noch so viel zurücklegen kann, daß meine Kinder vor Abhängigkeit geschützt sind! Der Gedanke an eine solche ist mir unerträglich.“ Zuweilen richteten sich seine Gedanken in die Ferne; er ordnete Geldangelegenheiten und schrieb Briefe an Freunde und Verwandte. Ein unvergleichlich schöner Brief ist der vom 2. April an W. v. Humboldt in Rom. „Für unser Einverständniß“, schrieb er, „sind keine Jahre und keine Räume. Ihr Wirkungskreis kann Sie nicht so zerstreuen, und der meinige mich nicht so sehr vereinseitigen und beschränken, daß wir einander nicht immer in dem Würdigen und Rechten begegnen sollten. Und am Ende sind wir ja beide Idealisten, und würden uns schämen, uns nachsagen zu lassen, daß die Dinge uns formten, und nicht wir die Dinge.“ Erkennt man hieraus seine eigenthümliche Ueberzeugungstreue bis in den Tod, so weht uns aus einer andern Stelle des Briefs seine deutsche Gesinnung erquickend an: „Ich wünschte mir anschaulich zu machen, wie Sie in Rom leben, und worin Sie leben. Der deutsche Geist sitzt in Ihnen zu tief, als daß Sie irgendwo aufhören könnten, deutsch zu empfinden und zu denken. Frau von Stael hat mich bei ihrer Anwesenheit in Weimar auf's neue in meiner Deutschheit bestärkt, so lebhaft sie mir auch die vielen Vorzüge ihrer Nation vor der unsrigen fühlbar machte.“

Wenn er hier noch einmal dem fernen geistverwandten Freunde einen gedankenreichen Brief widmete, so sprach er zu derselben Zeit zum letzten Mal sein treues Bruderherz in einem Brief an seine jüngere Schwester aus. „Ja wohl ist es“, so beginnt er, „eine lange Zeit, gute, liebe Luise, daß ich dir nicht geschrieben habe; aber nicht vor Zerstreuungen habe ich dich vergessen, sondern weil ich in dieser Zeit so viele harte Krankheiten ausgestanden, die mich ganz aus meiner Ordnung gebracht haben. Viele Monate hatte ich allen Muth, alle Heiterkeit verloren, allen Glauben an meine Genesung aufgegeben. In solcher Stimmung theilt man sich nicht gern mit; und nachher, da ich mich wieder besser fühlte, befand ich mich meines langen Stillschweigens wegen in Verlegenheit, und so wurde es immer aufgeschoben. Aber nun, da ich durch deine schwesterliche Liebe wieder aufgemuntert worden, knüpfe ich mit Freuden den Faden wieder an, und er soll, so Gott will, nicht wieder abgerissen werden.“ Und wie bald war er für immer abgerissen!

Am 28. April, zwölf Tage vor seinem Tode, war Schiller noch am Hofe. „Ich half ihn schmücken“, erzählt Voß, „und freute mich

seines gesunden Aussehens und seiner stattlichen Figur im grünen Galakleide." Montag den 29. wurde Clara von Hoheneichen, eines jener Ritterschauspiele des bekannten Chr. H. Spieß, gegeben. Schiller stand eben im Begriff, mit seiner Schwägerin Karoline in's Theater zu fahren, als Goethe zum Besuch eintrat. Dieser wagte eines körperlichen Mißbehagens wegen nicht, den Freund zu begleiten, und wollte ihn doch auch nicht vom Schauspiel zurückhalten; und so schieden sie denn vor Schiller's Hausthür von einander — auf Nimmerwiedersehn. Als Voß am Schluß des Stücks, seiner Gewohnheit gemäß, aus dem Parterre in Schiller's Loge hinaufging, um ihn nach Hause zu begleiten, fand er ihn in heftigem Fieber, daß die Zähne klapperten. Zu Hause angelangt, ließ Schiller sich Punsch bereiten, durch den er sich auch sonst zu stärken pflegte. Am folgenden Morgen besuchte ihn Voß und traf ihn matt, in einem Mittelzustand zwischen Schlafen und Wachen auf dem Sopha ausgestreckt. „Da liege ich wieder", sagte er mit hohler Stimme. Die Kinder kamen und küßten ihn. Er bewies wenig Theilnahme und äußerte nichts von väterlichem Dank — was kein gutes Symptom war. Doch erholte er sich bald wieder etwas, und sein Zustand erschien den Seinigen noch nicht bedenklich. Außer einigen andern Freunden empfing er den nach Leipzig durchreisenden Verlagshändler Cotta; die Abmachung alles Geschäftlichen wurde jedoch der Rückreise desselben vorbehalten. Der treue Voß erbot sich wieder zum Nachtwachen; der Kranke lehnte es dankend ab, er wollte allein mit seinem bewährten Diener Rudolph bleiben. Bei Tage hatte er am liebsten Lotte und seine Schwägerin um sich. Starke, der ihn sonst in ähnlichen Zuständen behandelt hatte, war zu großem Kummer von Schiller's Angehörigen mit der Großfürstin und Wolzogen nach Leipzig gereist; aber der Kranke versicherte den Seinigen, er werde vom stellvertretenden Arzt Huschke genau nach Starke's Methode und Recepten behandelt. Er sehnte sich nach seines Schwagers Wolzogen Rückkehr, wahrscheinlich, weil er ihm Manches vertrauen wollte, was schlimmsten Falls für die Seinigen geschehen solle.

Bis zum 6. Mai war sein Kopf ganz frei. Am Abend des 6ten fing er an, oft abgebrochen zu sprechen, doch immer noch klar bewußt. Alles Mißfällige mußte entfernt werden. Zufällig hatte sich ein Blatt des Freimüthigen in sein Zimmer verirrt. „Thut es doch gleich hinaus", rief er, „damit ich in Wahrheit sagen kann, ich habe es nicht gesehen. Gebt mir Märchen und Rittergeschichten; da liegt doch der Stoff zu allem Schönen und Großen." Am 7. war er nach Huschke's Bericht munter; er hatte etwas geschlafen, aber der Puls war klein. Abends

wollte er mit Karoline, wie oft, über Stoffe zu Tragödien und die Mittel, im Menschen die höhern Kräfte aufzuregen, ein Gespräch anknüpfen. Da sie, um ihn ruhig zu erhalten — des Hustens wegen sollte er das Sprechen meiden — nicht mit der gewöhnlichen Lebhaftigkeit auf die Unterhaltung einging, sagte er: „Nun, wenn mich Niemand versteht, und ich mich selbst nicht, so will ich schweigen.“ Er schlummerte bald ein, und sprach viel im Schlafe. „Ist das eure Hölle?“ rief er vor dem Erwachen; „ist das euer Himmel?“ und blickte dann sanft lächelnd in die Höhe, wie wenn ihn eine tröstende Erscheinung begrüßte. Als Karoline von ihm ging, sagte er: „Ich denke diese Nacht gut zu schlafen, wenn es Gottes Wille ist.“

Den 8. Mai brachte er meist still und oft schlummernd zu. Seine Kinder verlangte er selten zu sehen; die jüngste Tochter, die er sich bringen ließ, betrachtete er, ihr Händchen fassend, mit Zärtlichkeit und Rührung. Abends, als seine Schwägerin an's Bett trat und ihn fragte, wie es gehe, antwortete er: „Immer besser, immer heiterer!“ Er wünschte, man möge den Fenstervorhang öffnen, damit er die Sonne sehe. Mit liebendem Blick schaute er in den schönen Abendstrahl, und die Natur empfing ihres Freundes Scheidegruß. In der Nacht sprach er viel, meist vom Demetrius, aus dem er Stellen recitirte. Einmal, so erzählte sein Diener, rief er Gott an, ihn vor einem langen Hinsterben zu bewahren. Dann richtete er sich vom Bett auf und sprach mit großer Anstrengung von einer bevorstehenden Badereise.

Am 9. Morgens trat Besinnungslosigkeit ein. Er sprach irre in unzusammenhängenden Worten, meistens Latein. Nachmittags begann der Todeskampf. Als seine starke Natur unterlag, und Lotte sein gesunkenes Haupt in eine bequemere Lage zu bringen suchte, erkannte er sie, lächelte sie an mit verklärtem Auge, und küßte die an seinen Mund Sinkende. Das war das letzte Zeichen von Bewußtsein, das er gab. Dann schien er, nach heftigen Krampfanfällen, ruhig zu schlummern und Lotte schöpfte wieder Hoffnung. Sie ging mit der Schwester in's Nebenzimmer, und nannte ihr eben das freundliche Lächeln, womit er sie beglückt, als ein gutes Symptom; da trat der Diener herein und meldete das nahe Scheiden des Kranken. Vergebens suchte die Gattin seine eisige Hand zu erwärmen; die irren Blicke des Sterbenden fanden sie nicht mehr. Plötzlich fuhr es wie ein elektrischer Schlag über seine Züge. Sein Haupt sank zurück; die vollkommenste Ruhe verklärte sein Antlitz; er hatte ausgelitten. Es war Abend sechs Uhr, an einem Donnerstage, daß der Geist des Unsterblichen seiner irdischen Hülle entfloh.

Der Schrecken, der Schmerz bei der Kunde seines Todes war allgemein in ganz Weimar. Einander Unbekannte, die sich begegneten, theilten sich die Nachricht und ihre Gefühle mit. Es trieb die Menschen aus den Häusern hervor, man sah sie auf den Straßen, im Park sich suchen, sich gruppiren. Und mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Trauerpost von Stadt zu Stadt, von Land zu Land. Der Leser wird sich selbst sagen, mit welchen Empfindungen sie in Jena, Rudolstadt, Meiningen, in Leipzig, Dresden, Berlin, in Mannheim, in Schwaben, in der Schweiz, im fernen Dänemark aufgenommen wurde. In alle gebildeten Zirkel Deutschlands kehrte die Trauer ein, und es war, als fühlten sich alle edlern Gemüther durch den gemeinsamen Verlust enger verbunden. Die erste Nachricht rief hier und da noch Zweifel hervor; man hatte ja schon einmal, vor vierzehn Jahren, dem Todtgeglaubten fern am Ostseestrand eine rührende Leichenfeier gewidmet. Als aber der Zweifel der Gewißheit, das neugierige Forschen nach den Umständen der Erwägung des Geschehenen Platz gemacht, da erst kam Allen die Größe des Verlustes zu klarem Bewußtsein, und aus dem Nachdenken kehrte die Trauer tiefer und schmerzlicher zurück.

Am nächsten Samstag, den 11. Mai, war Theaterabend; die Saalnixe sollte gegeben werden. Aber keiner der Schauspieler fühlte sich zum Spielen fähig; sie hatten ja alle einen unersetzlichen Freund und Rathgeber verloren. Die Theatervorstellung fiel aus, die nächste war die Jungfrau von Orleans.

Bei der Sektion des Verblichenen zeigte sich eine große Zerstörung der Brustorgane. Jetzt konnte seine Schwägerin sich erklären, was Schiller ihr gesagt, als er zum letzten Mal mit ihr zum Theater fuhr: „Mein Zustand ist seltsam; in der linken Seite, wo ich seit langen Jahren immer Schmerz gefühlt, empfinde ich nun gar nichts mehr.“ Er athmete zuletzt nur noch mit dem rechten Lungenflügel, und auch dieser war schon afficirt. Wolzogen's Hausarzt Herder, welcher der Sektion beigewohnt hatte, sprach sich dahin aus, daß wenn Schiller auch von diesem Fieber hätte genesen können, er doch, nach dem Zustande der Lunge zu urtheilen, höchstens nur noch ein halbes Jahr gelebt, und schwere Beängstigungen ausgestanden haben würde.

Die Beerdigung fand in der Nacht vom Samstag auf den Sonntag statt. Die nächtliche Bestattung ist noch jüngst in tendenziöser Weise als eine „auffällige und wenig ehrenhafte“ bezeichnet worden. Sie beruhte auf einer alten Weimar'schen Sitte und war, statt unehrenvoll zu sein, vielmehr nach der dortigen Begräbnißordnung vom Jahr 1736 ein besonderes Vorrecht „der Minister, wirklichen Räthe und Cavaliers,

ingleichen derer von Adel in den Städten und auf dem Lande.“ Jener Begräbnißordnung gemäß besorgten die Zünfte abwechselnd das Tragen des Sarges. In der Nacht, worin Schiller begraben wurde, war die Schneiderzunft an der Reihe. Dr. Karl Lebrecht Schwabe, nachmaliger Oberbürgermeister von Weimar, erließ aber ein Circular an seine Freunde mit der Einladung, „die Hülle dieses großen und verehrungswürdigen Mannes zum Grabe zu tragen.“ Zwanzig (darunter Heinrich Voß, Hofrath Helbig, Maler und Professor Jagemann u. s. w.) antworteten zusagend. Um Mitternacht brach der Zug zur Begräbnißstätte auf; abwechselnd trugen acht der Theilnehmer den Sarg, die Uebrigen folgten als Geleit. Als der Zug auf dem Markt hielt, um die Träger zu wechseln (nach Andern erst bei der Gruft), schloß sich ihm Wilhelm von Wolzogen an, der auf die Trauerkunde von der Reise herbeigeeilt war. Der Mangel eines größern Komitats und jedes Gepränges, woran man schon damals außerhalb Weimars Anstoß genommen, ist zunächst auf den ausdrücklichen Willen von Schiller's Gattin zurückzuführen. Karoline von Wolzogen erzählt in ihrem Leben Schiller's: „Auf verschiedene Anträge zu einer andern Bestattung ging meine Schwester nicht ein.“ Dann war es ferner zu jener Zeit in Weimar Sitte, nicht durch ein großes und glänzendes Sarggeleit den Todten zu ehren, sondern durch zahlreiche Betheiligung an der kirchlichen Feier, der sogenannten Kollekte. Zugleich ist zu berücksichtigen, daß Goethe krank und der Hof verreist war. So bewegte sich der Leichenzug allerdings still, und ohne Aufsehen zu erregen, bei dem wolkengetrübten Mondschein einer Mainacht, der Gruft zu, dem sogenannten Landschafts-Kassengewölbe, in welchem man die Leichen vornehmer Personen, die keine eigene Familiengruft besaßen, beizusetzen pflegte. Am Sonntag Nachmittag wurde die feierliche Kollekte in der St. Jakobskirche unter starker Betheiligung der Weimaraner abgehalten. Die fürstliche Kapelle führte vor und nach der Trauerrede des General-Superintendenten Vogt Partien des Mozart'schen Requiems auf.

In jenem Landschafts-Kassengewölbe blieb die Leiche des Hingeschiedenen einundzwanzig Jahre lang, bis 1826 die Stadt Weimar einen neuen Friedhof anlegte und der Familie Schiller auf demselben einen Ruheplatz für des Dichters leibliche Ueberreste anbot. Als man diese nun in dem Gewölbe aufsuchte, bot sich ein Bild trauriger Verwüstung dar. Mehrere Särge waren in der feuchten Gruft zerfallen, und die Gebeine lagen durcheinander vermengt. Nur durch genaue Messung und Vergleichung mit einer Leichenmaske Schiller's von Gyps, besonders durch die eigenthümlich schöne Stellung der Zähne, gelang

es, seinen Schädel *) herauszufinden, der auf den Wunsch des Großherzogs in der Bibliothek zu Weimar im Postament der Dannecker'schen Büste des Dichters seinen Platz fand, während das mühsam hervorgesuchte, nicht ganz vollständige Skelet in einem Interims-Sarge aufbewahrt wurde. Im Jahr 1827, in Folge eines Besuchs des Königs von Baiern, dem diese getrennte Aufbewahrung widerstrebte, wurde auf Anordnung des Großherzogs der Schädel mit den vorhandenen Gebeinen wieder vereinigt und feierlich in der fürstlichen Familiengruft beigesetzt, worin auch Karl August und Goethe in Schiller's Nähe ihre letzte Ruhestätte fanden.

Aus dieser spätern Zeit uns zurückversetzend in den Mai 1805, finden wir Schiller's Familie und Freunde in tiefster Bekümmerniß, den Hof in Trauer, und Alle, selbst Fernerstehende, bemüht, ihrem Mitgefühl Ausdruck zu geben. „Täglich", berichtet der junge Voß, „sprechen wir von dem Verewigten im Schiller'schen Hause. Jede Kleinigkeit wird wiederholt und von neuem erzählt, das Geringste wird bedeutend. Alles reiht sich an einen durchgehenden Faden an, und um das vollständig gesammelte Bild schöner Anschauung zieht sich ein Heiligenschein. Mir ist, als beträte ich einen Tempel, so oft ich in das Schiller'sche Haus gehe." Unzählig waren die Beweise der Theilnahme, die von nah und ferne, aus allen Gegenden Deutschlands der Wittwe zuströmten, der Frau, die es verdiente, daß ihr Name, mit dem ihres Gatten verbunden, bis zu den spätesten Geschlechtern fortlebt. Die Großfürstin gab ihr in den ersten Tagen des Schmerzes die nachher reichlich erfüllte Zusicherung, für die Erziehung der Söhne sorgen zu wollen; Dalberg bewährte die alte Freundschaft gegen Schiller und seine Gattin durch Aussetzung eines Jahrgehalts. Auf vielen deutschen Theatern wurde die Todesfeier des Unersetzlichen begangen, wobei die Schauspieler alle ihre Kraft und Kunst zu entfalten suchten und das Publikum mit Enthusiasmus das Dargebotene aufnahm. Erst jetzt, nachdem die irdische Erscheinung verschwunden war, begann des Gefeierten Genius wie eine überirdische Macht ohne Widerstand und Widerspruch zu wirken. In Berlin wurden alle Schiller'schen Stücke in kurz aufeinander folgenden Vorstellungen gegeben, die Braut von Messina als Benefiz für die Hinterlassenen. Zacharias Becker und der Graf von Bunzel-Sternau schlugen öffentlich vor, durch Benefiz-Vorstellungen

*) Goethe widmete dem Schädel ein enthusiastisches Gedicht in Terzinenform („Im ernsten Beinhaus war's, wo ich beschaute u. s. w.").

auf den bedeutendsten Bühnen Deutschlands eine Summe zum Ankauf eines Landguts aufzubringen, das unter dem Namen Schillershain unveräußerliches Eigenthum der Familie bleiben sollte. Einen ähnlichen Zweck suchte Iffland durch den Beistand deutscher Liebhabertheater zu erreichen. Wurde auch die Ausführung so weitgreifender Plane durch die bald nachher losbrechenden Kriegsstürme vereitelt, so kam doch in kurzer Zeit eine Summe von achttausend Thalern zusammen, die W. v. Wolzogen sicher unterzubringen suchte. Doch in vollerem Maße wurde Schiller's Wunsch, die Zukunft der Seinen zu sichern, durch den reichen Honorar-Ertrag seiner Schriften erfüllt.

Und was that Goethe? wird vielleicht schon längst mancher Leser im Stillen gefragt haben. Ich erlaube mir mit dem zu antworten, was mein Leben Goethe's darüber sagt. Als er am 29. April Abends vor Schiller's Hausthür von ihm Abschied genommen, war er längere Zeit wieder durch sein eigenes Uebel an's Haus gebannt. Eine böse Ahnung lag schwer auf ihm. H. Voß fand ihn in diesen Tagen einmal in seinem Garten mit Thränen im Auge. Der junge Hausfreund erzählte ihm Vieles von Schiller, das er mit Fassung anhörte. „Das Schicksal ist unerbittlich, und der Mensch wenig", war seine Antwort, und nach wenigen Augenblicken ging er zu einem heitern Gesprächsgegenstand über; er suchte offenbar mit Gewalt sich innerlich aufrecht zu erhalten. Am Abend, wo Schiller starb, war Meyer bei Goethe, als die Todesnachricht draußen gemeldet wurde. Meyer wurde hinausgerufen, hatte aber nicht den Muth zurückzukehren, und ging weg, ohne Abschied zu nehmen. Die Einsamkeit, worin sich Goethe fand, die Verwirrung, die er überall wahrnahm, das Bestreben ihm auszuweichen — Alles ließ ihn Untröstliches erwarten. „Ich merke", sprach er endlich zu seiner Christiane, „Schiller muß sehr krank sein" und war den Rest des Abends in sich gekehrt. Es ist charakteristisch für ihn, daß er sich Gewißheit nicht zu verschaffen wagte, obwohl er ahnte, was geschehen war. Nachts hörte man ihn weinen. Am andern Morgen sagte er zu Christiane: „Nicht wahr? Schiller war gestern sehr krank." Der Nachdruck, den er auf das sehr legte, ergriff sie so heftig, daß sie in Schluchzen ausbrach. „Er ist todt?" fragte Goethe mit Festigkeit. Sie gestand weinend die Wahrheit. „Er ist todt!" wiederholte er und bedeckte sich die Augen mit der Hand. Auch in den nächstfolgenden Tagen wichen seine Angehörigen und Freunde jedem Gespräch mit ihm über Schiller aus, und er selbst fühlte sich einem solchen nicht gewachsen.

Die Leiche des hingeschiedenen Freundes wollte er nicht sehen. „Warum", äußerte er sich später gegen Falk auf Veranlassung von

Wielands Tod, „warum soll ich mir die lieblichen Eindrücke meiner Freunde und Freundinnen durch die Entstellungen einer Maske zerstören lassen?“ Auch gefiel es ihm, daß Schiller's Körper nicht ausgestellt wurde. „Unangemeldet“, sagte er, „und ohne Aufsehen zu machen, kam er nach Weimar, und ohne Aufsehen zu machen, ist er auch wieder von hinnen gegangen. Die Paraden im Tode sind nicht das, was ich liebe.“

Sobald er sich etwas ermannt hatte, sah er sich nach einer entschieden großen Thätigkeit um. Sein erster Gedanke war, den Demetrius zu vollenden. Weil Schiller eben so wenig müde ward, des Freundes Ansichten zu vernehmen, als die seinigen hin und her zu wenden: so hatte Goethe den Plan des Stückes so lebendig, wie der Verfasser, vor der Seele. Nun brannte er vor Begierde, die Unterhaltungen mit dem Abgeschiedenen dem Tode zum Trotz fortzusetzen, seine An- und Absichten bis ins Einzelne zu bewahren, und ihr herkömmliches Zusammenarbeiten bei der Redaction eigener und fremder Stücke hier zum letzten Mal auf dem höchsten Gipfel zu zeigen. Aller Enthusiasmus, den die Verzweiflung bei einem unersetzlichen Verlust eingibt, ergriff Goethe. Frei war er von aller Arbeit, in wenigen Monaten glaubte er das Stück vollenden zu können, eine gleichzeitige Darstellung auf allen Theatern mußte die herrlichste Todtenfeier für den Verblichenen werden. In diesen Hoffnungen, diesen Träumen schien er sich gesund, wähnte sich getröstet.

Der Leser, der Goethe's Leben bis zu diesem Zeitpunkt aufmerksam verfolgt hat, wird sich selbst zu sagen wissen, was aus dem Plane werden mußte. Wie hätte Goethe, der in diesen Jahren in seinen eigenen Götz keine noch so kleine Scene hineinzudichten vermochte, die man nicht sogleich als ein späteres, schwächeres, ja heterogenes Einschiebsel erkannte, wie hätte er ein Stück, wie Demetrius, ein Produkt der Reifezeit Schiller's ergänzen können? Wie durfte sein weiches, „conciliantes“ Gemüth, das seinem eigenen Geständniß nach an dem ersten wahren Trauerspiel zu erliegen drohte, sich an eine so mächtig ergreifende Tragödie wagen? Das hat er gewiß auch selbst empfunden, als er auf den Gedanken näher einging, obwohl er in späterer Zeit nur Eigensinn und Uebereilung darin fand, daß er den Vorsatz aufgegeben. Die Schwierigkeiten der Ausführung, meinte er, wären durch einige Besonnenheit und Klugheit zu beseitigen gewesen; er habe sie leider durch Ungeduld und Verworrenheit noch vermehrt. Den Zustand aber, in den er sich nach dem Aufgeben des Plans versetzt fühlte, wagte er sich kaum noch in seinen alten Tagen zu vergegenwärtigen. Nun

war ihm Schiller eigentlich erst entrissen. Seiner künstlerischen Einbildungskraft war nun verboten, sich mit dem für den entschlafenen Freund aufzurichtenden Katafalk zu beschäftigen, der länger, als jener zu Messina, das Begräbniß überdauern sollte; sie wandte sich jetzt und folgte dem Leichnam in die Gruft, die ihn geprängelos eingeschlossen hatte. Nun erst begann ihm Schiller zu verwesen, und unleidlicher Schmerz ergriff ihn.

Doch ganz ohne Todtenopfer ließ er den Freund nicht, in welchem, wie er an Zelter schrieb, die Hälfte seines Daseins ihm verloren ging. Von mehrern Seiten her dringend aufgefordert, das Andenken des Abgeschiedenen auf der Bühne zu feiern, wandte er sich an Zelter und bat ihn um einige Musikstücke in feierlichem Styl, denen er angemessene Worte unterzulegen gedachte. Dann aber faßte er einen andern Entschluß, nämlich Schiller's Glocke dramatisch darzustellen. Die erste Aufführung fand am 10. August 1805 auf der Bühne zu Lauchstädt, eine Wiederholung in spätern Jahren (10. Mai 1816) auf der Weimar'schen Bühne statt. Man hatte die schöne und reichhaltige Dichtung durch Vertheilung ihrer verschiedenen Partien an die Schauspieler nach Maßgabe des Alters, des Geschlechts und der Persönlichkeit, ohne die mindeste Aenderung am Texte, vollkommen dramatisch belebt. Auch wirkte der mechanische Theil des Stückes vortrefflich mit. Die ernste Werkstatt, der glühende Ofen, der in der Rinne herabrollende Feuerbach, sein Verschwinden in die Form, das Aufdecken und Hervorziehen der Glocke, welche sogleich mit Kränzen, die durch alle Hände liefen, geschmückt erschien, das alles gab dem Auge eine willkommene Unterhaltung. Die Glocke hing so hoch, daß die Muse unter ihr hervortreten konnte, worauf dann Goethe's Epilog zu Schiller's Glocke vorgetragen wurde, der rührendste Tribut der Verehrung und Liebe, welcher dem Hingeschiedenen dargebracht worden ist. Mit ihm gedachte ich zuerst, dieses Werk abzuschließen; doch lebt er ja in Aller Gedächtniß. So möge statt eines Epilogs ein Prolog stehen, womit in meinem Wohnort vor fünfzehn Jahren das Schiller'sche Säcularfest eingeleitet wurde:

Zum 10. November 1859.

Gott gab dem Menschengeiste rasche Flügel:
Auf denn, und schwingt aus festlich hellem Saal
Mit mir euch zum entlaubten Rebenhügel,
Von welchem Marbach blickt in's Neckarthal,
Und laßt uns auf dem großen Strom der Zeiten
Im Flug zurück um ein Jahrhundert gleiten!

Da sehn wir uns bei schlichtem Elternpaare,
Das stillbeglückt auf eine Wiege schaut.
Der Sohn, den sie erharrten zehn der Jahre,
Mit holdem Kindesauge blickt er traut
Der frommen zarten Mutter heut entgegen,
Und regt ihr dankbar Herz zu frohern Schlägen.

O Mutter, hättest du in jenen Stunden
Das, was sich jetzt begibt im deutschen Land,
In ahnungsvollem Geist vorausempfunden,
Wie wär' in stolzer Lust dein Herz entbrannt!
Wie groß wär' dir das Kind, das hülflos kleine,
Erschienen in des Nachruhms Glorienscheine!

Denn sieh! wie hier in Deutschlands fernstem Westen,
So klingt es, wo der Ostsee Brandung hallt,
So klingt's in Nord und Süd von frohen Festen
Allüberall, wo deutsche Zunge schallt;
Und rings gefeiert wird in Wort und Tönen
Er, der ein König ward im Reich des Schönen.

Wie manche noch der leid'gen alten Schranken
Die Herzen trennt im theuern Vaterland,
Heut sind sie Eins in Einem Hochgedanken,
Sind Einem all' in Einer Lieb' entbrannt.
Hell blickt der heut'ge Tag auf trübe Wogen
Streitvoller Zeit als schöner Friedensbogen.

So ruhten einst die Kämpfe der Hellenen
Auf heil'gem Boden zu Olympia.
Auch heute muß Entzweites sich versöhnen,
Ein Friedensfest begeht Germania;
Und Alle, die als Brüder ihr entstammen,
Sie fühlen sich erglüht in gleichen Flammen.

Und weiter selbst, auch jenseits Deutschlands Marken:
Nicht nur in stammverwandter Briten Land,
Und in der Heimath Tell's, der freiheitsstarken,
Auch an der Sein', am eis'gen Newa-Strand,
Ja, über'm Meer klingt unserm Schiller heute
Manch jubelnd Hoch zum Gläserfestgeläute.

O sagt, warum man so mit Huldigungen
Verklärt das Haupt des schlichten Bürgersohns,
Als wär' er einem Fürstenhaus entsprungen,
Geboren an den Stufen eines Throns?
Hat er gethan so hohe Geistesthaten?
Hat er gesät so reiche Segenssaaten?

Wohl schwang er kühnen Flugs im Heiligthume
Der Kunst sich zu den höchsten Höhn empor;
Wohl ragt er als ein Fürst, von hellem Ruhme
Umstrahlt, aus aller Zeiten Dichterchor.
Drum muß er allen Völkern groß erscheinen,
Doch mehr geworden ist er uns, den Seinen.

Als unser Volk zerfleischt war und gespalten,
Da schuf er ihm ein neues Einheitsband,
Das mit des Geistes stillem, mächt'gem Walten
Sich leise schlang um alles deutsche Land.
Er schuf, als ein Panier des Muths, der Stärke,
Uns seine kraftdurchglühten Dichterwerke.

Sie waren, als das Vaterland zerfallen
Im Staube lag, der Einheit mächtig Pfand;
Sie sind ein Born, zu welchem Alle wallen,
Wer je nur edler Bildung Durst empfand,
Und ewig finden wir an ihm als Brüder,
Was auch die Zukunft bringen mag, uns wieder.

Zwar hör' ich hier und dort ihm Einen grollen,
Daß er nicht ganz gelebt dem Vaterland,
Daß er mit seinem Lied, dem wundervollen,
Von Zeit und Heimath oft sich weggewandt,
Und als sein Volk vor schnöder Knechtschaft bebte,
Ganz, wie am guten Tage sang und lebte.

Wer darf ihn tadeln, daß mit stolzen Schwingen
Er fessellos ob seiner Zeit geschwebt?
Wollt ihr den Dichter in den Dunstkreis zwingen,
Wo Kampf und Noth des Tages ringt und strebt?
Wie sollt' er dann mit hellen Seherblicken
Prophetisch reden von der Welt Geschicken?

Der Freiheit, ja, die schon in seinen Tagen
Mit Dolch und Flammen wild durch's Land gestürmt,
Der Umsturz und Zerstörung nur behagen,
Die Trümmer ewig nur auf Trümmer thürmt,
Ihr konnt' er nicht in seinen Liedern fröhnen,
Der fromme Zögling himmlischer Kamönen.

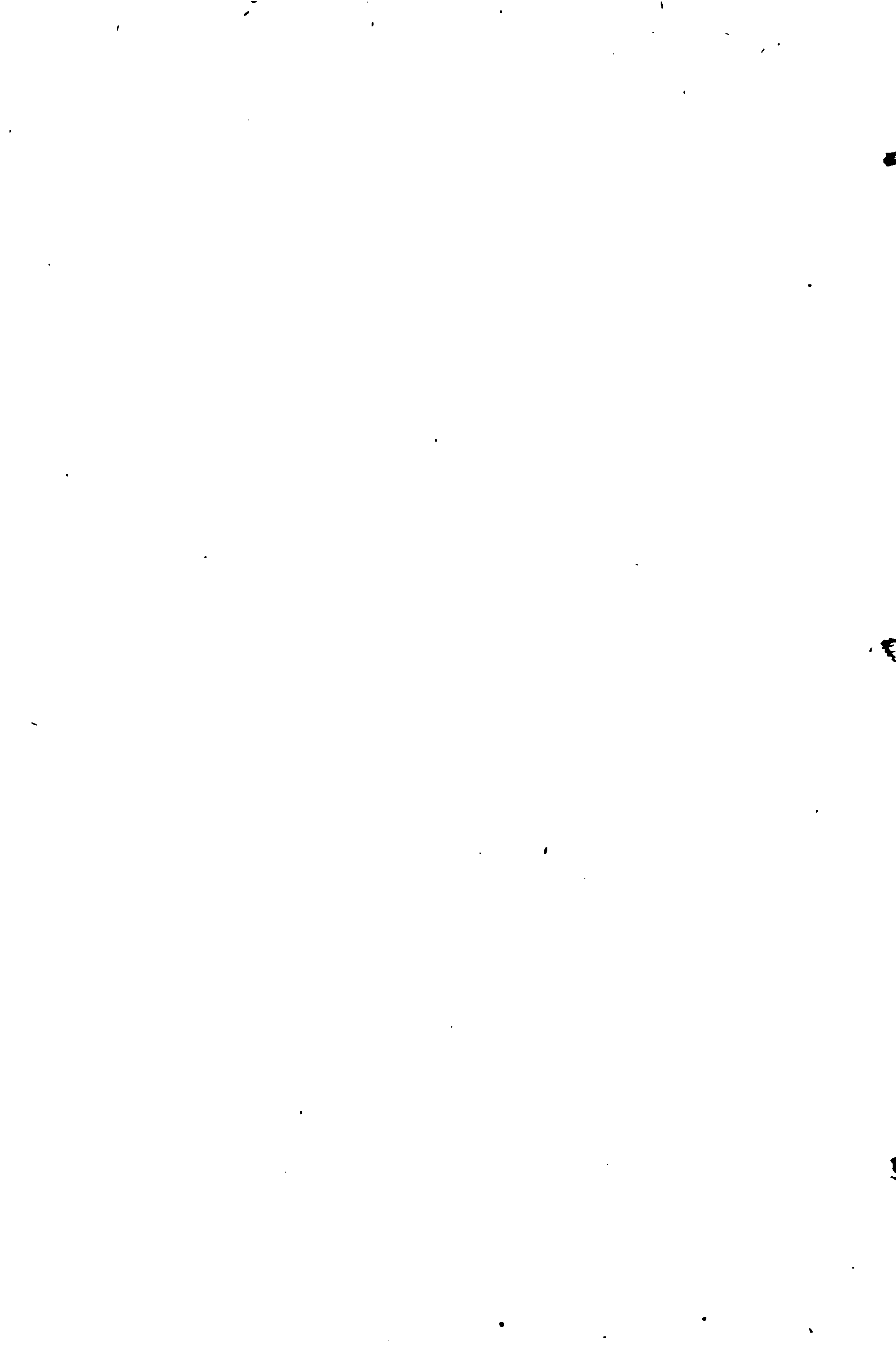
Doch jene Freiheit, die, dem Licht entsprossen,
Für Licht und Recht und Menschenglück erglüht,
Die mit der Schönheit einen Bund geschlossen,
Von jedes Segens Fülle reich umblüht,
Die Freiheit war das Endziel seines Strebens,
Sie war der mächt'ge Pulsschlag seines Lebens.

So wirkt denn alle zu dem Fest zusammen,
Auch ihr, die ihr vielleicht dem Edlen grollt!
Euch alle wärmten seines Geistes Flammen,
Herbei denn, daß ihr heut den Dank ihm zollt!
Ihm gab so wenig ach! ein mühvoll Leben,
Drum laßt die Nachwelt um so mehr ihm geben.

Und wenn in aber hundert Jahren wieder
Die fernen Enkel dieses Fest begehn,
O daß Germania dann die Söhn' als Brüder
Von festem Bund umschlungen möge sehn,
Und unsers Dichters Geist von Sternenauen
Hernieder auf ein einig Deutschland schauen!

Am 10. November 1874.

Dem Himmel Dank! Nicht später Enkel Tagen
Ward meines Wunschs Erfüllung erst gewährt,
Und Schiller's Geist, er hat sie mit geschlagen,
Die Schlachten, die schon uns dies Glück bescheert.
Nun helf' er auch die Geisternacht zerstreuen,
Womit uns finstre Mächte neu bedräuen!



Nachweisung

der

Stellen, wo Schiller's Dichtungen und Prosaschriften in diesem Werk besprochen sind.

Vorbemerkung: Die römische Ziffer bezeichnet den Theil, die arabische Ziffer die Seite. Die in den gewöhnlichen Ausgaben von Schiller's Werken fehlenden Stücke sind mit einem * bezeichnet, sowohl die ausgeführten, als die fragmentarischen und die bloß projektirten.

C.

D.

E.

F.

G.

H.

J.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

R.

S.

T.

U.

V.

W.

X.

Z.

Druck von Carl Eberle in Stuttgart.

ie.

...gien=
ie die
big zu
h lie=
ist da
treist.
die
heits=
ssias=
acien
fung
bes=
heit,
die
ick=
und
eit,
ler

